image
not
available

Per. 13 u (1

Digitized by Google

<36601648180012

S

<36601648180012

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Redigirt

von

Dr. Karl Riedel.

Erster Jahrgang. 1841. Erstes Semester.

Nr. 1 — 25.

Mit Beiträgen von:

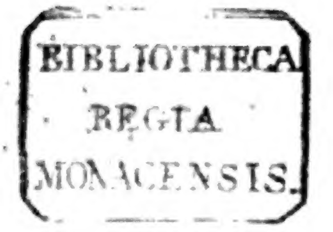
Varnhagen von Ense, General von Minutoli, Gaudy (aus dessen Nachlass), Willibald Alexis, Theodor Mügge, Klein, Meyen, Rutenberg, Carriere, M. Wolf, Schmidt, Minding, Nauwerck, Buhl, Truhn, Ludwig Eichler, Sommer, Ferraud, Viol, Cornelius, Karl Beck, Scherenberg, Frantz u. A.

Berlin, 1841.

Verlag von Karl F. Klemann.

51 B G

Digitized by Google


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

(Probelieferung.)

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. Karl Riedel.

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend 1 Bogen zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an das Athenäum (M. Simion) Schloßfreiheit Nr. 2. zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden in der Buchdruckerei des Herrn Starcke (Charlottenstraße Nr. 15.) angenommen. Der vierteljährige Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 1. Berlin, den 2. Januar 1841.

Inhalt: Vorwort. — Rückblick auf den Quadrupelvertrag und Frankreichs Stellung zu ihm; vom Herausgeber. — Handel, Industrie, Kommunikationsmittel; vom Baron v. Schomberg-Gervasi. — Einige Erinnerungen an Immermann; von W. Alexis. — Anschauungen aus Italien; von M. Carrière. — Die Propagandisten in Rom, Gedicht von Gaudy. — Theater. — Feuilleton.

Vorwort.

Berlin, dessen geistiges Leben sich immer reger entfaltet und einen wachsenden Einfluß nach Außen gewinnt, entbehrt zur Zeit eines Organs, das die Errungenschaft und den Fortschritt in den Kulturinteressen der Gegenwart, dem allgemeinen Verständniß in übersichtlicher Weise nahe führt, wie dieß bei der stets umfangreichern und schwerer zu bewältigenden Masse des Stoffs nothwendig erscheint.

Die vorliegende Zeitschrift, welche dem angedeuteten Bedürfniß entsprechen soll, ist die Fortsetzung der bisher zu Nürnberg erschienenen Monatsschrift: das Athenäum, deren Mitbegründer und Mitherausgeber der Unterzeichnete war. Die Unterbrechung, welche das Erscheinen derselben erlitt, fällt weder dem Publikum, noch dem biedern Verleger, welchem das Gedeihen eines geachteten und freimüthigen Organs der höhern Interessen der Gegenwart theuer am Herzen lag, noch endlich den Gründern und Herausgebern zur Last. Es giebt Zeiten und Lagen, wo gerade das wohlgemeinte, bessere Wort verhallen muß.

Die gewöhnliche belletristische Journalistik hat sich verlebt. Wie die Kunst stets durch die Künstler gefallen ist, wenn sie nicht den Muth hatten, den lebendigen Pulsschlag, das Denken und Wollen ihrer Zeit in sich walten zu lassen, so haben die Schriftsteller selbst jene Gattung der Journalistik verdorben und vernichtet, indem sie, zurücktretend vor dem Leben und der Geschichte, einer Schlaffheit und Lässigkeit sich hingaben, welche in dem Grade von der Theilnahme der Nation verlassen wurde, als sie selbst aufhörte, in die volksthümliche Entwicklung einzugehen und für den Nationalgeist bedeutend zu sein.

Die wissenschaftlichen Strebungen und Leistungen, wie sie unter einer erleuchteten Regierung in den abgelaufenen fünf und zwanzig Jahren des allgemeinen Friedens weithin durch Europa den Ruhm des Vaterlandes trugen und dem deutschen Geiste den Preis tiefsinnigster Forschung errangen, hatten auch für das geschichtliche Leben Deutschlands eine große, ernste Mission. Die Helle und die Kraft des denkenden Geistes, wie die sittliche Strenge und Zucht des nationalen und staatlichen Bewußtseins mußte entgegentreten jenen chaotisch in einander fließenden, sich drängenden und treibenden Elementargeistern der deutschen Gemüths- und Verstandeswelt, wie sie die letzten Stürme, welche Europa bewegten, losgebunden und unter einander geworfen hatten. Weder leeres Gefühl, inhaltlose Begeisterung, noch jener verständig kalte Jugendsturm, der in Allem, was eine Vergangenheit hinter sich hat, schon deshalb den Mangel an Berechtigung für die Gegenwart und Zukunft sah, reichten aus, wo es galt, in ihren Grundfesten erschütterte und aufgewühlte Staaten über neuer, dauerhafter Unterlage zu bauen. Die Klarheit des Gedankens mußte scheidend und ordnend, verbindend und versöhnend wirken; in solchem Geschäfte in solcher Zeit hat er die ausgedehnteste Vollmacht. Noch ist seine Mission nicht erfüllt. Insbesondere thut es noth, daß er alle produktiven Richtungen durchdringe, daß ein neuer Lebenshauch, eine allseitige Erhebung der edlern, menschlichen Kräfte die bisher zum Theil noch außenliegenden, zum geistigen und sittlichen Ganzen nothwendigen Elemente, Kunst, Wissenschaft, sociales, sittliches Leben klärend, wärmend und vereinigend in sich hereinnehme.

Digitized by Google

Was wir seit Friedrich Wilhelm des Vierten Thronbesteigung unter glückbedeutenden Zeichen kommen und erstehen sahen, weissagt uns, daß die Zeit, deren geistigen Inhalt wir andeuteten, auch vom Throne herab erstrebt und in Wirklichkeit gerufen werde, durch einen Willen, der nur im Trefflichsten seine Aufgabe gelöst sieht. Deutsche Nationalität, wiedergeboren in einem höhern Bewußtsein, als es während der letzten Unglückstage und unmittelbar nach ihnen der Fall sein konnte, befreit von der spröden Entgegensetzung gegen die Fremde, an deren Gutem und Anerkennenswerthem sie sich bereichert hat, blüht in unserer Mitte empor und findet unter der Hand eines hochherzigen Fürsten die herrlichste Pflege. Wenn wir jetzt gerne wieder der Tage der Erhebung Deutschlands gedenken und wenn alle die Männer, welche entweder in Rede und Schrift, oder mit der eisernen Waffe für Deutschlands Freiheit gestritten, mit neuen Ehren geschmückt vor uns erscheinen, so wollen auch wir Jüngern nicht zurückbleiben und der Belebung und Erhebung des nationalen Gefühles und Geistes unsere Arbeit widmen und das Eine wollen und bethätigen, daß Deutschland groß, frei und glücklich sei.

Das Athenäum bietet sich dem gebildeten Publikum Deutschlands im weitesten Sinne dieses Wortes zur Lektüre, geistigen Anregung und zum Genusse dar. Es wird, mit alleinigem Ausschluß der religiösen und kirchlichen Sphäre, Aufsätze, Abhandlungen, Kritiken, Charakteristiken und Kunstproduktionen der verschiedensten Art, insofern dadurch das Publikum in dem angegebenen Sinne des Wortes angesprochen, unterrichtet und auf eine geist- und gemüthvolle Art erfreut und ergötzt werden kann, in sich aufnehmen und zur Oeffentlichkeit befördern. Noch bleibt ausgeschlossen, was, ohne wissenschaftlichen und ästhetischen Gehalt und ohne förderndes Kulturmoment in sich zu haben, bloßer, bedeutungsloser Unterhaltung dienen oder ausschließlich den Mann vom Fach und Spezialgelehrten interessiren und ihm allein verständlich und genießbar sein würde. Eine Parteifarbe soll unsere Zeitschrift nicht tragen; sie will vielmehr allen der Bildung und dem Lichte nicht offenbar entgegengesetzten Zeittendenzen und Ansichten Spielraum gewähren, und wird daher auch keinen Anstand nehmen, Entgegengesetztes und Widerstreitendes in sich erscheinen zu lassen, so weit dergleichen zur Aufhellung dunkler und streitiger Dinge und zur Förderung geistiger und socialer Interessen dienen zu können, scheinen mag. Es ist einmal ein Gesetz der Entwicklung unseres Geistes und Geschlechtes, daß nicht anders, als auf dem Wege des Gegensatzes und Kampfes von Stufe zu Stufe fortgeschritten werden kann, und immerhin möge sogar eine förmliche Bestreitung von Ansichten und Grundsätzen, die in dieser Zeitschrift ausgesprochen werden, in ihr selber Platz finden, nur daß nirgends Geist und Gehalt vermißt oder Anstand und Würde verletzt werde. Nie möge man demnach von der eigenthümlichen Tendenz und besondern Färbung irgend eines Aufsatzes dieser Blätter einen Schluß auf Geist und Tendenz der ganzen Zeitschrift machen; der Zweck dieser ist rein und allgemein nur der, daß, gleichviel zu wessen Gunsten, Licht entzündet, Helle verbreitet und die Geburt der neuen Bildungsperiode der Menschheit, welche das Ringen des menschlichen Geistes in einer Menge von Formen und Versuchsweisen ist, gefördert und erleichtert werde.

Möge die Gunst des gebildeten deutschen Publikums, deren bereits das Athenäum sich zu erfreuen gehabt hat, sich nunmehr auch dem gegenwärtigen Unternehmen zuwenden. Ein Gelingen desselben ist nur möglich, wenn das Publikum hülfreich und freundlich den Schriftstellern entgegenkommt, welche sich der schwierigen Arbeit unterziehen, den von Unkraut wuchernden Boden der Journalistik für eine bessere Saat zuzubereiten und solche auszustreuen.

D. K. Riedel.

Digitized by Google

Rückblick auf den Quadrupelvertrag und Frankreichs Stellung zu ihm.

Vom Herausgeber.

Wie die stolze Feste am Bosporus mehr und mehr zerfällt und der vielhundertjährige Glanz des Halbmonds verbleicht, wendet die europäische Politik ihr Auge schärfer dahin, wo untergehende Völkerzustände einen neuen Fortschritt der Weltgeschichte begünstigen. An dem Großtürken, dem fanatischen Eroberer, dem Schrecken des heiligen römischen Reichs, gegen den Jahrhunderte lang sonntäglich in allen Kirchen der Christenheit gebetet wurde, konnte die von ihm einst bedrohte Civilisation des Abendlandes nicht besser sich rächen, als daß sie ihn in ihre Atmosphäre tauchte, mit ihrem Geist tränkte und ihm dadurch den Stachel roher Herrsch- und Zerstörungslust abbrach. So ringt sich vom Reiche brutaler Gewalt das Reich der Civilisation los. Die Kultur erobert ein neues Land. Obwohl ihre Wiege im Orient stand, konnte sie doch ihre klare Entfaltung und nachhaltige Pflege nur im Abendlande finden, das zur freien, geistigen, wie körperlichen Arbeit bestimmt, seiner Errungenschaft nicht allein sich freuen, sondern auch deren Apostel an alle Völker der Erde werden sollte. Im Gegensatze gegen die mündig gewordene Industrie und Intelligenz des auf sich gestellten, zu sittlicher Bedeutung gelangten Individuums, kann, hart an der Gränze des Abendlandes, der Gewaltstaat des Morgenlandes nicht mehr bestehen.

Schon ist dieser Erzfeind der abendländischen Kultur vom Riesen zum kränkelnden Zwerge zusammengeschwunden, daß der Civilisation fast bange wird wie um eines an ihm begangenen Frevels willen, und sie scheint sorglich bemüht, ihn vom nahen Tode zu retten, um wenigstens die kitzliche Erbschaftsfrage über sein materielles Besitzthum zu vertagen. Wie dies geschehen möge, darüber stritt man sich in London, darüber kam besonders Frankreich außer sich, schalt, tobte, wollte Krieg, nicht mit dem hinsiechenden Erzfeind des heiligen römischen Reichs, sondern mit Europa, mit der Welt. Der Ausgang dieses kriegslustigen Drama's, mit welchem uns Frankreich den abgelaufenen Sommer hindurch unterhielt, ist heiterer, als sich erwarten ließ. Wir folgen seiner Entwicklung mit allem Ernste und aller Aufmerksamkeit, wie es sich ziemt für so ernste Dinge, als Krieg und Friede sind.

Der geneigte Leser erinnert sich der Schlacht bei Nisib, wo Ibrahim, Mehemet Ali's tapferer Sohn, in wenigen Tagen die Landmacht seines Herrn und Gebieters, des Sultans von Konstantinopel, vernichtete, oder wo vielmehr die Türken vor den Aegyptern solchen Respekt zeigten, daß sie im Angesichte derselben ohne Weiteres entflohen.

Da starb Sultan Mahmud, ein entschlossener Mann der Bewegung, der, um das parlamentarische Wort eines abendländischen Fürsten zu brauchen, sich selbst auf die äußerste Linke gestellt hatte und sein Lebenlang dort stand, der aber im bittern Kampf um großartige Entwürfe noch vor seinem Tode erfahren mußte, daß über seines Reiches Herrlichkeit der Abendsonnenschein hereingebrochen sei. Ihm folgte sein, den obschwebenden Verwicklungen nicht gewachsener Sohn, fast noch im Knabenalter. Die hohe Pforte verbarg sich nicht mehr den Abgrund, vor dem sie stand, und auf ihr Ansuchen verbanden sich die fünf europäischen Großmächte, Frankreich eingeschlossen, für die Unversehrtheit und Unabhängigkeit des osmanischen Reichs einzustehen und den Streit des Sultans mit Mehemet Ali zu schlichten (Vertrag vom 27. Juli 1839). So aufrichtige Wünsche Frankreich für das Heil der hohen Pforte an den Tag legte, war es ihm doch nicht unlieb, daß der Erzfeind desselben, Mehemet Ali, immer unternehmender sich zeigte; es beglückwünschte ihn auch darum und versprach ihm den erblichen Besitz des eroberten Landes. Syrien stand seitdem unter dessen Botmäßigkeit; er zog Steuern und Truppen daraus und machte von Zeit zu Zeit Miene, den Taurus zu überschreiten und dem Herrn und Gebieter in Konstantinopel einen Besuch abzustatten. Die Engländer, unter allen europäischen Nationen unbestritten die aufrichtigsten Freunde der Türken, vonwegen der Erbschaftsfrage, suchten solches Ungemach vom Sultan abzuwenden. Sie trugen in der Konferenz der europäischen Großmächte darauf an, eine vereinigte Flotte in der Bai von Skanderum zu stationiren, ebenso um das Vorrücken Ibrahims über den Taurus zu hindern, wie jeden sonstigen Angriff auf Konstantinopel zu decken. Frankreich widersprach. Mochte es ins Geheim wünschen, daß Ibrahim die Nord-

Digitized by Google

gränze Syriens überschritte, so mußte dieser doch, um nicht alle Welt zu alarmiren, auf weitere Eroberungsplane verzichten und den Herrn und Gebieter im Besitze Konstantinopels und des Reichs belassen, auf das er nach dem Abfall seines mächtigen Vasallen in Aegypten beschränkt war.

Obwohl die Franzosen in ihren diplomatischen Noten fortwährend alles Ernstes behaupteten, daß auch ihnen die Unversehrtheit des türkischen Reichs am Herzen liege, behaupteten sie aber doch auch, dieselbe zu erhalten, gäbe es kein geschickteres Mittel, als Mehemet Ali's, des Vasallen, Macht, der des Sultans Landheer vernichtet hatte und der dessen Flotte zurückbehielt, soviel als möglich zu vergrößern. Da dies eingestandenermaßen nur auf Kosten des Sultans geschehen sollte, so mußte Letzterer, bei den Fortschritten Mehemet Ali's, immer ohnmächtiger und dekrepider werden. In jener Logik rannte sich die französische Diplomatie so fest, daß noch am 25. Nov. d. J. in der Deputirtenkammer einer ihrer Hauptvertreter wörtlich versichern konnte: „Daraus, daß Frankreich ein großes Interesse hatte an der Aufrechthaltung des ottomanischen Reichs, geht noch keineswegs hervor, daß Frankreich das Unmögliche thun, und z. B., wenn ein bestimmter Theil des Reichs sich losriß, wie es mit Griechenland geschah, wie es jetzt mit Aegypten geschieht, die losgerissenen Gebietstheile gewaltsam wieder anfügen mußte. Was man wollte, das war die Unversehrtheit des ottomanischen Reichs. Und wenn einige Theile des Reichs sich davon losrissen, so mußte Frankreich dahin arbeiten, daß diese Theile unabhängige Staaten und nicht irgend einer großen Macht, welche auf die Suprematie Europa's lauert, untergeordnete Gebietstheile würden." Die europäischen Mächte konnten sich bei den Fortschritten Mehemet Ali's unmöglich länger beruhigen. Sie traten in London zusammen für die Aufrechthaltung der Unversehrtheit und Unabhängigkeit des türkischen Reichs. Hier erhob sich bald die Fehde zwischen England und Frankreich. England wollte nicht zusehen, daß Frankreich in Aegypten festen Fuß fasse, wie umgekehrt Frankreich nicht dulden, daß England durch Aegypten den nähern Weg nach Ostindien finde und die ausschließende Herrschaft im Mittelmeer gewinne.

Wie so England und Frankreich scheinbar um Konstantinopels, in der That um Aegyptens willen, mit einander rechteten, sandte im Herbste vorigen Jahrs Rußland den Baron von Brunnow, einen gar klugen Diplomaten, nach London und besonders unter dessen Mitwirkung kamen die Großmächte dahin überein, daß Mehemet Ali, dessen stets wachsende Macht unmöglich zur Lebensfristung der hohen Pforte beitragen konnte, in die gehörigen Schranken zurückgewiesen werden müsse. Es gefiel vielleicht am wenigsten Rußland, Mehemet Ali in Konstantinopel und das jetzt getrennte Reich unter Einem Scepter vereinigt zu sehen. In der Absicht, dies zu verhüten, hatte es Englands Freundschaft gesucht. Was ging es Rußland an, daß England und Frankreich um Aegyptens willen sich in den Haaren lagen? So verbanden sich Rußland, England, Oestreich und Preußen gegegen Mehemet Ali; mit diesem allein stand Frankreich. Zu Anfang d. J. waren die genannten Mächte einig über die Maaßregeln, welche gegen den rebellischen Pascha der hohen Pforte ergriffen werden sollten. Frankreich sah den Kampf voraus, den es kosten würde, um den Günstling, noch mehr aber sich selbst vor ganz Europa aufrecht zu erhalten. Da galt es einen Handstreich. Keiner konnte, so dachte Frankreich, den Sturm beschwören, als Herr Thiers, er, der Mann der Nationalität, der Sohn der Revolution, die Personifikation des Franzosenthums. Er ward Minister mit carte blanche, mit plein pouvoir für den Anfang des Drama's, an dessen Finale der Held selbst vielleicht am wenigsten dachte. Terrain für die eigentliche Frage zu gewinnen, holte er sehr weit aus.

Wie der Franzose überhaupt mittheilsamer Natur ist, so hat auch Herr Thiers das Geheimniß seiner Politik uns gestanden, so jedoch, daß er behauptet, was er zu läugnen sich den Anschein giebt, und daß wir seine wahre Gesinnung in der ihr entgegengesetzten erkennen müssen. Hören wir ihn: „Allein (mit Mehemet Ali) zu bleiben, nach Umständen diese oder jene Lösung der Frage zu unterstützen, der einen oder der andern Partei sich zuzuwenden, war zweifelsohne eine kräftige, aber kostspielige und drohende Politik. Für die Aufrechthaltung einer solchen mußte Frankreich gewaffnet dastehen, fast auf dem Kriegsfuß, um, war die ganze Welt wegen einer einzigen Frage wider dasselbe, mit seinen beiden Kräften: Krieg und Revolution, Europa zu bedrohen. Aber das

Digitized by Google

war eine rohe, aufregende, der Welt fast verhaßte Politik. Frankreich zog die menschlichere vor, um die Gemüther in Frankreich und Europa zu beruhigen, die erschreckten Regierungen wieder zu gewinnen." **Revue des deux mondes, 15 Août**. S. 480. Wir wollen sehen, was Herr Thiers that.

Doch zuvörderst eine Frage. Ist Frankreich denn wirklich, so mir nichts, dir nichts, im Besitz zweier wunderthätigen Kräfte? Ist die Kriegsmacht Frankreichs eine so gewaltige, daß wie bald es nur an seinen Degen schlägt, die europäischen Mächte davor erzittern? Und erscheint auf sein Geheiß der Geist der Leidenschaft, des rohen Gelüstes, der Unordnung und der Anarchie, überall, wo es ihn nur beschwöre? Daß er in Frankreich erscheint, mag sein; aber außer Frankreich?

Den Geist der Franzosen kennen zu lernen, hatten wir sattsam Gelegenheit; sie sind ein rühriges, lebendiges Volk. In ihnen und durch sie ist die moderne Kultur auf eine gewisse Höhe gediehen. Aber trotz dem konnte ein Grundzug ihres Charakters, rohe Gewaltthätigkeit, noch nicht mit Stumpf und Stil ausgerottet werden; noch in jüngster Zeit sahen wir sie sich enthusiasmiren am Morde friedlicher Stämme im Hochlande der afrikanischen Küste, an der Vernichtung ihrer Heerden, ihrer Aernten. Wir vermissen an ihnen Spuren eines tieferen Innern; ihre Bildung ist nur an die Oberfläche des Lebens gedrungen. Wie heiter und freundlich ihr geselliger Verkehr sich bewege, der Kern ihres Gemüths ist eitel selbstsüchtig; so der Einzelne wie die Nation. Wird diese Selbstsucht gereizt und aufgestachelt, so ist's, als wenn eine schlummernde Bestie geweckt würde. Dieser Fanatismus der Barbarei im Franzosenthum ist die Folie der Zauberkräfte, welche Herr Thiers im Sinne hat. Wüßte er doch, welch' ein Kompliment er seiner Nation damit macht, daß er sie als eine Meute zusammengekoppelter, mordlustiger Jagdhunde hinstellt, die da knurren und belfern, winseln und heulen, dem Augenblick entgegen, wo sie losgebunden im fremden Reviere ihr Müthchen kühlen! Diese hungrige, gierige Meute, wie wir sie einst in Jourdans unbehos'te Schaaren metempsychosirt sahen, loslassen, heißt die Revolution, die Propaganda, den Krieg, heißt die Wunderkräfte Frankreichs loslassen. Zwar versichert Herr Thiers feierlich, daß er auf dies rohe, aufregende, der Welt fast verhaßte Mittel verzichtet habe. Was wollte er denn aber mit dem Heimbringen der Asche Napoleons? Wollte er damit Frankreich und Europa beruhigen, die entfremdeten Kabinette wiedergewinnen? Oder wollte er damit einestheils aufregen, anderntheils einschüchtern? Hat er nicht selbst, während noch kein Mensch in Europa an einen Friedensbruch mit Frankreich dachte, in seinen Blättern laut verkündet: „Frankreich wird segnen lassen seine Fahnen von dem Gotte, der die Fahnen von Fleurus und Austerlitz gesegnet hat." **Revue des deux mondes. 15 Août**. S. 486. Entsprachen solchem Kriegsgeschrei des Herrn Thiers nicht gewaltige Rüstungen zu Land und zur See? Freilich, hätte sich auch solchem Kriegsgeschrei und solchen Kriegsrüstungen des Ministeriums die Propaganda Frankreichs verbündet: Niemand in Europa, besonders in Deutschland, wurde erschreckt, Niemand verführt. Nie stand Deutschland in sich kräftiger, einiger, begeisterter da für die Güter, welche ihm die friedliche, gesetzmäßige Entwicklung seiner Nationalität verbürgt. Aber warum solche verabscheuungswürdige Mittel nur nennen? Zwar behauptet Herr Thiers, er habe auf diese rohe, aufregende, der Welt fast verhaßte Politik verzichtet und die menschlichere der diplomatischen Unterhandlung vorgezogen. Wir wollen ihm für einen Augenblick glauben. Aber was hat er da ausgerichtet? „Handelt es sich auch darum, sprach Herr Thiers, den Pascha von Aegypten in die früheren Schranken seiner Macht zurückzuweisen, welche Mittel stehen den europäischen Kabinetten zu Gebote, ihn zu besiegen und ihm einen Vertrag aufzudringen, den er nicht will? Diese Mittel sind unzureichend und gefährlich. Unzureichend, wenn man in Syrien und Aegypten sich darauf beschränkt, ihn durch eine englische Flotte zu blokiren. Er wird sich in seine Häfen einschließen und, ist er auf's Aeußerste getrieben, auf Konstantinopel sich stürzen und Europa in Flammen setzen." Herr Thiers nimmt den Mund recht voll. „Die Mittel, fährt er fort, sind gefährlich, wenn man eine Armee nach Syrien senden will. Was soll dies für eine Armee sein? Kein englischer Soldat ist verfügbar. Kein französischer Soldat wird nach Aegypten gegen den Vizekönig ziehen. Die Oestreicher haben es ganz laut gesagt, daß man sie nicht einen solchen Kreuzzug solle machen sehen. Bleiben allein

Digitized by Google

die Russen übrig. Aber wird Europa einstimmen, die Russen in Syrien zu sehen, und werden die Engländer sie dahin bringen? .... Noch einmal, die Mittel sind in Bezug auf den Vizekönig unzureichend und gefährlich; daher die Nothwendigkeit, mit ihm auf billiger und vernünftiger Basis zu unterhandeln." l. c. 486. Herr Thiers thut sich auf voranstehende Beweisführung viel, sehr viel zu gute. Diese mit Mäßigung, Geduld und Festigkeit dargelegten Gründe machten nach seinem Dafürhalten fünf Monate lang einen merklichen Eindruck auf die europäischen Kabinette. Es ist wahr, die Unterhandlungen zu London zogen sich in die Länge. Es war schon Zeit gewonnen, als Frankreich mit der Forderung durchdrang, daß ein türkischer Abgesandter bei der Konferenz erscheinen müsse. Möglich, daß Herr Thiers in dieser Zeit, während er in London laut erklärte, daß er immer noch die Erledigung der orientalischen Frage, als eine Angelegenheit der Konferenz betrachte, seinen Freund Mehemet Ali ermunterte, auf eigene Faust den Kampf mit dem Sultan auszukämpfen. In einer der jüngsten Sitzungen der Deputirtenkammer prahlte er fast mit solcher Perfidie. Herr Thiers rieb sich nun die Hände und meinte: der ganze Aufschub sei ein Werk seiner Genialität, während die fünf Monate Aufschub, den er zu Wege gebracht haben will, von seinen Gegnern gar wohl genützt wurden. Verlor denn nicht gerade in dieser Zeit Frankreich seinen ganzen Einfluß in Spanien, in Folge von Ereignissen, die das Ende eines sechsjährigen Bürgerkriegs brachten? Und während England um den Bosperus und um Aegypten unterhandelte, ging es weit hinten in China auf gewiesenen Wegen der Verwirklichung seiner längst gehegten Plane entgegen, der ostindischen Macht eine neue, riesige Unterlage zu geben. Wurde nicht endlich dieselbe Zeit von den Bewohnern des Libanon genützt, um sich in Masse gegen die grausame Herrschaft Mehemet Ali's zu erheben, ein Ereigniß, dessen Reife mit der Reife des famosen Vertrags vom 15. Juli zusammenfällt? Hat sich Herr Thiers wegen des Verzugs der Londoner Unterhandlungen, den er auf Rechnung seines diplomatischen Genius schreibt, nichts weniger als zu beglückwünschen, so sprechen auch die seitdem erfolgten Ereignisse mit Stentorstimme gegen die Wahrheit seiner obigen Beweisführung. Er behauptete, die Russen allein konnten in Syrien einrücken, wenn dort zu Lande kriegerische Maaßregeln gegen Mehemet Ali ergriffen werden sollten. Kein Russe hat den Fuß nach Syrien gesetzt und doch ist Syrien von Aegyptern gesäubert worden. Ein Hafen, in den sich Mehemet Ali's Macht einschloß, fiel nach dem andern, eine Festung nach der andern, Beirut, Tripolis, St. Jean d'Acre. Mehemet Ali hat nicht einmal Miene gemacht, sich auf Konstantinopel zu stürzen, und die Welt in Feuer und Flammen zu setzen, vielmehr riß sein sonst tapferer Sohn Ibrahim vor den kleinsten Haufen der alliirten Truppen aus, und als jetzt die kombinirte Flotte vor Alexandrien erschien, unterwarf sich Mehemet Ali ohne Kanonenschuß den gestellten Bedingungen der Großmächte.

Weiter sagte einst Herr Thiers: „Ein Wort, ein entscheidendes Wort müssen wir zu Europa sprechen, mit Ruhe, aber mit unüberwindlichem Entschluß: „„Wenn gewisse Gränzen überschritten werden, so giebt es Krieg (Frankreichs gegen Europa), Krieg über alle Maßen; Krieg, welches auch das Ministerium sei."" l. c. S. 486. Aber schon Herr Thiers hat mit sich handeln lassen; zuerst verlangte er für seinen Klienten, Aegyptens und Syriens erblichen, dann nur Aegyptens erblichen und Syriens lebenslänglichen Besitz. Er hat nicht Krieg geführt, als man auch dies verweigerte, nicht Krieg geführt, als vom Sultan der Freund des Paschaliks Aegypten für verlustig erklärt wurde. Es ist wahr, Herr Thiers zog sich zurück; aber das Ministerium, das ihm folgte, entfernt, Krieg über alle Maßen führen zu wollen, thut fast in allen Dingen das Gegentheil von dem, was der Vormann prophezeihte. Am 1. August d. J. fragte Herr Thiers: „Was mußte Frankreich thun in dieser Stellung? Was muß es noch thun? Handelt es sich darum, Lärm zu machen, zu drohen, die Geister aufzuregen, mit einem Worte, den Renomisten zu spielen? (de tenir la conduite des faux braves?) Nein! antwortete stolz Herr Thiers ......

Was Herr Guizot, die Seele des gegenwärtigen französischen Ministeriums über die Stellung Frankreichs sowohl nach Innen, wie nach Außen öffentlich gesprochen, sollte im Gegensatze gegen die leidenschaftlichen, haltlosen, aller gesunden Berechnung entbehrenden und dem Gange der Ereignisse hohnsprechenden Rodomontaden des Hrn. Thiers mit hoher Freude uns erfüllen. Er lenkte sogleich den Blick Frankreichs ab von dem Ge-

spenste, das, als der Ehre und Würde Frankreichs zu nahe tretend, die übelberathene Politik des Herrn Thiers phantasmagorisirte, ab von den europäischen und außereuropäischen Komplikationen, die, wenn sie vorhanden, nur Frankreich sich geschaffen, nach Innen, nach dem wahren Zustande des eignen Landes, dessen Heil jeder guten und uneigennützigen Regierung zunächst am Herzen liegen muß, zeigte die Wunden auf, an denen es jetzt noch blutet, und von denen es vor Allem, ehe es den Blick weiter wendet, gesunden muß. „Das Hauptübel unseres Landes seit 50 Jahren," sprach Herr Guizot am 18. Novbr. in der Pairskammer, „war die Herrschaft der Leidenschaft und der Gewalt. Diese muß man bekämpfen und an ihre Stelle die Herrschaft der Gerechtigkeit, des Rechts und der Ordnung setzen, welche einzig durch die Waffen der Intelligenz, durch die ruhigen und regelmäßigen Mittel der Regierung, ohne daß man zur materiellen Gewalt seine Zuflucht zu nehmen braucht, erhalten und vertheidigt werden soll. Dieß ist das Bedürfniß unserer Epoche."

Was uns gegen die volle Aufrichtigkeit der an eben dem Tage gesprochenen Worte des Herrn Guizot über Frankreichs auswärtige Politik, welche auch auf alle leidenschaftlichen und gewaltthätigen Plane zu verzichten habe, etwas mißtrauisch machen könnte, ist ein, drei Tage vor dieser Rede erschienener Artikel — der bekanntlich stets unter ministeriellem Einflusse stehenden Revue des deux mondes über „das europäische Gleichgewicht." Die Abhandlung ist meisterhaft geschrieben und enthält unendlich viel Wahres; ihr leitender Gedanke basirt auf dem Standpunkte der Intelligenz, der Civilisation. Wir erinnern an folgende Stelle:

„Unter allen politischen Kombinationen und Leidenschaften taucht Hand in Hand mit den Fortschritten der öffentlichen Vernunft eine Idee auf und verbündet die Völker, auf welchen die Gewaltthaten der Vergangenheit lasten, so wie diejenigen, welche die Gewalthaten der Zukunft fürchten. Der Geist beunruhigt sich, und sieht sich nach natürlicheren Verbindungen um; er fragt sich, ob der Friede kommender Geschlechter nicht in der innigen Hingabe der Völker selbst an die Berechnungen der Diplomatie einst Bürgschaften finden werde, die man vergeblich bisher in eingebildeter, äußerer Abwägung suchte. Eine zwiefache und doch wieder Eine Bewegung geht durch die Welt; das Geheimniß der Zukunft liegt in der Verbindung des Individuellen, Lebendigen, welches im Geiste der geschichtlichen Völker noch vorhanden ist, mit dem immer einheitlicher sich gestaltenden Elemente, worauf die Menschheit selbst beruht. Bemächtige sich Frankreich dieser Idee, Frankreich, das sich in die einzige Stellung versetzt sieht, sie zu verkündigen und zu vertheidigen, begeistere es sich dafür in allen schwierigen Lagen, mache es daraus eine unverletzliche Norm aller seiner Unterhandlungen, und es wird eine Kraft daraus holen, von welcher Gebrauch zu machen, bald die Zeit kommen mag. Diese Propaganda ist gerecht; sie allein ist fruchtbringend, da sie nicht die entarteten und fieberhaften Leidenschaften aufrufen würde, an denen Europa keinen Geschmack findet, weil sie nicht nothwendig sind zur Erfüllung seiner Geschicke."

Es ist gar schön, wenn auch Frankreich diesen geistigen Beruf sich zutheilt. Ohne in Großsprecherei zu verfallen, können wir Deutsche behaupten, daß unser bestes Streben und Wirken in diesem Berufe schon lange sich gespiegelt und wiedererkannt hat. Deutschland will die Verwirklichung der Idee der Menschheit, in ihrer Einheit, aber es will auch die Kraft des ursprünglichen und in steter Entwickelung seiner ursprünglichen Elemente begriffenen, einzelnen Volksgeistes, — die Versöhnung des rationalen und historischen Prinzips, welche unser französischer Publizist ganz richtig andeutet; die Ausbreitung des Einzellebens in die Allgemeinheit und jenes gebunden in dieser; aber ebenso wieder das Einzelleben der Völker und Staatindividuen in seiner größtmöglichen Freiheit, — Idealismus der Weltgeschichte. Will nun dieses unser französischer Kollege, wie konnte er in demselben Artikel fordern, daß Frankreich, wenn es auf die leidenschaftliche und gewaltthätige Politik des Kriegs verzichte, durch anderweitige Länder-Acquisition schadlos gehalten werde? Wie konnte er „in dem Gebiete, das Frankreich unmittelbar berührt, Modifikationen verlangen, welche Preußen selbst ein Interesse habe, zum Opfer zu bringen?"

Reklamirt Frankreich, indem es die Rheingränze verlangt, einen französischen Stamm, oder will es dort „das Individuelle, Lebendige," welches in dem geschichtlichen, deutschen Volke noch vorhanden ist, verwischen und austilgen? Das wäre

fürwahr keine „gerechte Propaganda," die Solches unternähme. Preußen, das für Deutschland und das Individuelle, Lebendige des deutschen Nationalgeistes einsteht, kann kein Interesse haben, solcher Propaganda mit dem Liebsten und Heiligsten, das seiner Hut befohlen ist, ein Opfer zu bringen. Legt Frankreich, im Widerspruch mit seinem eigenen bessern Bewußtsein, noch immer den Wunsch, fremde Volksthümlichkeit zu verschlingen, an den Tag, so müssen wir an seinem Berufe für die Civilisation der Menschheit zweifeln.

Wenn im Orient jetzt Volksgeister untergehen, ja wenn die europäische Civilasation an ihrem Untergange arbeitet, so geht hiemit nur die Barbarei unter, die mit dem Volksgeiste dort innigst verwachsen war. Aber auf dem Boden der Civilisation ist gerade das Individuelle der Völker, das den Fortschritt und die Entwickelung der Idee der Menschheit Bedingende, das Lebendige. Nur die Barbarei kann im civilisirten Volke das Individuelle und Lebendige vernichten wollen. Frankreich hat sich, wie irgend ein Land, vor barbarischem Gelüste zu hüten.

Die neueste Stellung Frankreichs zum Quadrupelvertrag faßte Herr Mauguin in der Sitzung der Deputirten vom 2. Dezbr. in die Worte zusammen: „Was ist nun der Vertrag vom 15. Juli? Er ist das Resultat einer von Frankreich angenommenen schlechten Politik. England hat Interesse, Konstantinopel gegen die Russen zu vertheidigen, es hat Interesse, in Aegypten und Syrien zu herrschen. Die Russen hingegen haben ein unermeßliches Interesse, in Konstantiinopel zu herrschen. In dieser Lage, welche Sprache haben wir da geführt? Wir haben zu den Engländern gesagt: „„wir werden gegen euch Mehemet Ali in Aegypten und Syrien beschützen."" Wir haben zu den Russen gesagt: „„wir werden gegen euch den Sultan in Konstantinopel beschützen."" Frankreich hat weder das Eine noch das Andere gethan." Vielmehr was es gethan hat, ist die Dialektik, der innere Zerfall aller nur möglichen Chancen seiner bisherigen Diplomatie. Es hat weder den russischen Einfluß in Konstantinopel, noch den englischen in Syrien und Aegypten geschwächt; den eigenen an beiden Orten verloren, den Busenfreund in die Schanze geschlagen. Dies war die Weisheit der Politik des Herrn Thiers. Kommen nun jetzt klügere Männer als Thiers, und behaupten: All' unser Unglück ist die Sucht Frankreichs nach englischer Allianz. England will uns verderben. Es zürnt unserer Marine, unserem Handel, unserer Industrie, unserm Wohlstand. Darum ließ es uns im Stiche, als die verhängnißvolle Stunde gekommen war; den Principien, denen wir vertrauten, haben die Interessen Platz gemacht. In den Interessen, nicht mehr in den Principien wollen auch wir fortan unsere Bundesgenossen suchen. Rußland irrt uns nicht zu Lande, Rußland öffnet einen Markt unserer Industrie, Rußland hat keinen Grund auf unsere Marine eifersüchtig zu werden. Rußland sei unser Bundesgenosse. Der Beginn dieser Phase der französischen Politik ist so wichtig, daß wir wohl glauben, Deutschland dürfe darauf sein Augenmerk richten, aber auch noch so im dunklen Mutterschooße der Zeit verhüllt, daß es vorlaut wäre, ein Weiteres zu thun, als sie anzudeuten. Wie gut es unsre westlichen Nachbaren mit uns doch meinen! Sie möchten uns wohl gern in ein Kreuzfeuer nehmen!

Handel, Industrie, Kommunikationsmittel.

Vom Baron v. Schomberg-Gervasi.

Wie auf den andern Gebieten des öffentlichen Lebens, so sollen auch über die Entwickelung des Handels und der Industrie fortlaufende Berichte in diesen Blättern geliefert werden.

Für den kaufmännischen Verkehr scheint sich dies Jahr nicht eben unter günstigen Umständen beendigen zu wollen: in allen Geschäften zeigt sich eine Ungewißheit und eine Schwühle, die unmittelbar nach den frühern günstigen Konjunkturen doppelt empfunden wird. Die Kriegsaussichten haben diese wohl zunächst veranlaßt; denn nur dadurch ist das Verschwinden des baaren Geldes aus der Cirkulation, nachdem unsere Beziehungen zum Auslande in den letzten zwei Jahren durch die vermehrte Getreideausfuhr so sehr günstig sich gestaltet hatten, erklärbar. Daß besonders die Privaten, welche mit den früheren Unglücksfällen aus eigener Erfahrung vertraut sind, sich für alle mögliche Wechselfälle sicher zu stellen suchen, ist ihnen nicht zu verargen. Bei den Friedenshoffnungen jedoch, welche sich täglich mehr und mehr verstärken, wird das frühere Vertrauen sich bald wieder einstellen

und ein desto größerer Aufschwung auf die gegenwärtige Ermattung folgen.

Nicht ohne Rückwirkung auf den deutschen Handelsverkehr können die Maaßregeln der englischen Bankdirektoren sein, welche sich nun in den Kopf gesetzt haben, die Goldausfuhr nach dem Kontinente zu hemmen. Um dies Ziel zu erreichen, beschränkten sie den Ankauf von Wechseln so stark, daß der Diskonto in London, was bis jetzt unerhört war, bis auf 6 Procent gestiegen ist. Diese Maaßregel, wie die Aengstlichkeit eines jeden Bank-Instituts während einer kommerziellen Krisis, scheint uns nicht gerechtfertigt zu sein. Die Goldausfuhr ist lediglich dadurch herbeigeführt worden, daß England an den Kontinent für Getreide-Importe bedeutende Summen schuldig geworden. Diese mußten in Waaren oder baarem Gelde berichtigt werden, und eine völlig verkehrte Maaßregel scheint es uns zu sein, diesen Zweck dadurch erreichen zu wollen, daß man die eigene National-Thätigkeit durch Beschränkung oder gar Verweigerung des Diskonto hemmt. Eine solche Maaßregel zeigt von um so größerer finanzieller Kurzsichtigkeit, als es in keiner menschlichen Macht liegt, solche Verhältnisse, die in der Natur der Sache liegen und lediglich durch die Zeitumstände herbeigeführt worden, nach Gutdünken zu bewältigen. Da die Engländer dies Jahr eine gute Aernte gehabt haben, so werden sich auch auf diesem natürlichen Wege, ohne Hülfe der Bank von England, die früheren günstigen Geldverhältnisse für das britische Reich wieder einstellen.

Etwas trüber sind dagegen die Aussichten für die deutschen Gutsbesitzer. Die Getreidepreise sind auf allen Handelsplätzen nicht unbedeutend gefallen, und es ist nicht einmal große Aussicht vorhanden, daß sie sich im Frühjahr heben werden. Die Lieferungsverträge stehen sogar niedriger, weil, mit Ausnahme von Rußland, kein Land zu einer bedeutenden Getreideeinfuhr irgend eine wahrscheinliche Perspektive darbietet. Wir wollen daher hoffen, daß unsere Gutsbesitzer die anhaltend guten Getreidepreise, welche sie in den letzten Jahren gehabt haben und welche nicht so bald wieder zurückkehren dürften, zur Abtragung ihrer Hypotheken fleißig benutzt haben werden.

In den industriellen Handelszweigen hat es in neuerer Zeit besondere Aufmerksamkeit erregt, daß die Engländer, welche man in den baumwollenen Gespinnsten vollständig und auf immer geschlagen zu haben glaubte, billiger als die Vereins-Fabrikanten verkauft haben Allein diese Erscheinung kann nur eine momentane sein und auch nur von besonders günstigen Einkäufen oder andern Umständen herrühren, weil sie bei dem theuern Arbeitslohne und wenn sie die Grenzsteuer redlich bezahlt haben, nimmermehr mit den deutschen Fabrikanten auf unsern Messen konkurriren können. Dagegen machen sie fortwährend in Twisten sehr gute und große Geschäfte, was hauptsächlich dem Umstande zugeschrieben wird, daß wir nicht hinreichende und gut eingerichtete Baumwollen-Spinnereien besitzen. In neuerer Zeit sind jedoch in Preußen Patente auf feinere Spinn-Fabrikate ertheilt worden, und dadurch gelingt es uns vielleicht, auch in diesem so höchst wichtigen Zweige die Briten, die unserm Getreide noch immer ihre egoistische Kornbill entgegensetzen, von unsern Märkten nach und nach zu verdrängen.

Von viel größerer Wichtigkeit aber verspricht für Deutschland die Flachsspinnerei zu werden. Napoleon hatte, um der britischen Industrie einen empfindlichen Stoß beizubringen, eine Million Franken auf die Erfindung einer Flachsspinnmaschine vergebens ausgesetzt: diese Aufgabe wurde jedoch durch die Riesenschritte der europäischen Industrie, ohne alle fürstliche Munificenz, glücklich gelöst und in neuerer Zeit sogar von einem deutschen Mechaniker, Hrn. Droßbach in Gmünd bei Tegernsee, bedeutend verbessert. Das bekannte Handlungshaus Kramsta u. Söhne in Schlesien, welches bereits eine englische Flachsspinnerei von 8000 Spindeln besitzt, hat sich jetzt in Preußen auf die neuere Erfindung ein Patent ertheilen lassen und wird seiner Linnen-Fabrikation eine bedeutend größere Ausdehnung geben. Auch in Rügenwalde in Pommern wird eine Flachsspinnerei auf Aktien nach den neuesten englischen Einrichtungen von einem Manne projektirt, welcher lange in England dem Studium dieser Industrie sich gewidmet hat. Wenn es auch, nach neuern Principien, im Allgemeinen nicht zu billigen sein mag, daß der Staat die Gewerbe direkt unterstütze, so scheint doch das Abkaufen eines Patents in solchen Fällen immer rathsam zu sein, in welchen ein wichtiger Industriezweig im ganzen Lande neu belebt und gewinnreich gemacht werden soll. Hieher gehört unstreitig die Leinewand-Fabrikation: denn gelingt es uns, dieselbe so wohlfeil als die Baumwollenwaaren herzustellen, so eröffnen sich uns alle große

Märkte des Südens. Die Leinewand hat nämlich vor der Baumwolle die zwei großen und unschätzbaren Vorzüge, daß sie haltbarer und kühlender ist, und kein anderes Fabrikat könnte daher mit ihr, bei gleicher Wohlfeilheit, in den heißen Zonen konkurriren.

Die Bildung einer Aktiengesellschaft in Bremen, um eine Dampfschiffahrtsverbindung mit Nordamerika herzustellen, wird von ganz Deutschland gewiß nur freudig begrüßt werden, und wir glauben, daß nicht allein dieser Handelsplatz, sondern auch die Aktiengesellschaft, wenn das Unternehmen gut geleitet wird, gewinnen muß. Wir glauben auch, daß den deutschen Regierungen die transatlantische Dampfschiffahrt, durch welche direkte und mannichfaltige Verbindungen sich bilden, nicht genug empfohlen werden kann.

Was die Förderung der Eisenbahnen betrifft, so scheint in Oesterreich und Baiern, wo Koncessionen in neuerer Zeit zurückgenommen wurden, einige Lauheit eingetreten zu sein, dagegen herrscht in Preußen hierin immer ein reges und frisches Leben.

Besonders verspricht Berlin der Centralpunkt der nordischen Eisenbahnen zu werden. In den nächsten drei Jahren wird die preußische Hauptstadt jedes Jahr eine neue Eisenbahn, 1841 die Anhaltische, 1842 die Stettiner, und 1843 die Frankfurter eröffnet sehen. Auch zu der Oberschlesischen sind bereits zwei Drittel des erforderlichen Kapitals gezeichnet, und sowohl die Hamburger, als die Rheinische haben viele Aussicht auf eine baldige Verwirklichung. Wir hegen daher nicht den allergeringsten Zweifel, daß die Eisenbahnen, wie die Kunststraßen, womit das ganze Land jetzt bedeckt ist, von der Regierung kräftig unterstützt zur Erhöhung der National-Thätigkeit bedeutend beitragen werden. Nach dem Frieden, da es in ganz Preußen noch nicht 20 Meilen Chaussee gab, hatte Berlin bereits 140,000 Einwohner, eine Bevölkerung, die sich in fünfundzwanzig Jahren mehr als verdoppelt hat. Wenn zwar auch andere Umstände darauf eingewirkt haben mögen, so haben doch die zahlreichen Kunststraßen, welche alle nach der Hauptstadt führen, durch die erleichterte Kommunikation auch das Ihrige dazu beigetragen. Es ist daher wohl möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß die Preußische Residenz, theils durch die gesteigerte Industrie, theils durch die Macht der neuen Kommunikationsmittel, nach fünfundzwanzig Jahren mehr als eine halbe Million Menschen zählen wird.

Berlin, den 30. November 1840.

Einige Erinnerungen an Karl Immermann.

Von W. Alexis.

Während der Jahre, daß ich die Redaction des Freimüthigen führte, war es mein trauriges nur zu oft wiederkehrendes Geschäft, den Tod eines Dichters und Schriftstellers anzuzeigen, der mir nahe stand im Leben. Ich hatte einen stehenden Artikel „Zeitgenossen" eingeführt; aber das Schicksal überhob mich der Mühe unter den Lebendigen zu wählen.

Wenn ich die Namen aller der theuern und werthen Männer zusammenzähle, die in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren in der Blüthe der Jahre und Kraft, ausgezeichnet durch ihr Talent, anerkannt von ihrem Vaterlande als Dichter und Schriftsteller, mit reichen Aussichten, weder Europa- noch Lebensmüde, diese Erde unfreiwillig verließen, so überkommt mich ein eigener Schauer. Ein großes Schlachtfeld jugendlicher Kämpferleichen; alle geboren, oder mündig geworden in einer Zeit des geistigen Aufschwungs der Nation, voller Erwartungen der Dinge, die da kommen; und gerade sie mußten untergehen, ein schöner schlanker Aufschuß, ehe sie Stämme wurden und ihre Wipfel Schatten gaben! Vergebens suche ich nach einem Analogon in der Natur. Waren sie müde? Nein. Hatten sie sich überlebt? Nein. Verzweifelten sie? Sie waren groß geworden und genährt, als Deutschland die Fremdherrschaft abwälzte! Hatte sie das so angestrengt? Oder die nächste bittere Täuschung ihrer niedergeschlagenen Hoffnungen? Sie waren mehr Sänger als Politiker. Ihr luftiges Reich war über der Atmosphäre des Druckes. Sie bespöttelten ihn mehr, als sie ihn fürchteten. Und dann verzehrt denn eine Umschwungszeit die Kräfte? Umgekehrt, wie viele Greise zählen und zählten wir, die, Jünglinge in der ersten Revolutionszeit, wie man so sagt, ihre besten Kräfte darin ausgegeben hatten! Das hatte nur die Nerven gestärkt, um den Schwächen des Alters zu trotzen. Daß Pitt und Fox früh von der großen Laufbahn abtraten, erscheint nur als Ausnahme gegen die

Ueberzahl unter der Last der Jahre ungebeugter Charaktere, die gerade aus der französischen Revolution, aus den Revolutionskämpfen in Polen und England hervorgingen. Brauche ich an die Lafayette, Talleyrand, Sieyes, Bentham, Niemczewiz zu erinnern!

Auch im deutschen Dichterkreise hat der Tod unter den Bejahrten und Alten weit schonender, sparsamer gelichtet als unter den jüngeren, und gerade unter denen, die ich als meine Zeitgenossen betrachten konnte. Sie waren alle geboren zu Anfang dieses oder zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts, die Wilhelm Müller, Wilhelm Hauff, Ludwig Halirsch, Wilhelm von Normann, Michael Beer. Ich könnte der Todtenreihe noch andere, minder bekannte Namen hinzufügen; junge Leute, die ich zum Theil selbst in die Literatur einführte, und mitten in der Entfaltung ihrer Kräfte wurden sie abgerufen. An Manchem von ihnen zehrte freilich bereits das Zerrissenheitsfieber, die nicht bewältigten Fragen zwischen Glaube und Wissen, Beruf und Wahl, dem Dünkel und der Sorge. Aber die Mehrzahl war aus einer Zeit, wo der poetische Sinn sich frei wie die Lerche über die politische und praktische Atmosphäre erhob. Sie sangen da oben und blickten nur gelegentlich, in stolzer Freiheit auf die Wirren der Zeit. Sie meinten nicht, daß diese ihrer Poesie etwas anhaben könne.

Ich möchte meine dahin gegangenen Freunde, so verschieden alle in ihrer Eigenthümlichkeit und ihren Richtungen, nicht als Nachzügler, als letzte Sangesvögel der romantischen Schule ansehen. Sie bildeten ein Interregnum zwischen jener, in eigner Sangeslust berauschten Poesie und der neuern, die sich freiwillig an andere Altäre gestellt und den Priesterdienst vor einer Gottheit verrichtet, die mit jener sich selbst genügenden Poesie wenig gemein hat. Sie kosteten von den neuen Luftströmungen, aber im stolzen oder im naiven Selbstgefühl vermeinten sie nicht nöthig zu haben, sich von ihnen tragen zu lassen. War das vielleicht ihr Tod, weil die Lüfte für sie zu rauh, zu mächtig wurden, und ihre Brust war an sanfteren Athem gewöhnt?

Ich will mich nicht in spitzfindige und witzige Erklärungen des Warum verlieren, warum Göthe, der ältere, den jüngeren Schiller, warum Tieck und August Wilhelm Schlegel, die Novalis, Wackenröder und so viele Andere überleben mußten, die unter ihren Fittichen sich aufthaten und in ihrer Weise sangen. Genug der literarische Kirchhof sah der Leichenzüge so viele innerhalb dreier Lustre, wie kaum je die Literaturgeschichte einer Nation in so kurzem Zeitraume aufzuweisen hat, und die meisten sanken in der Blüthe ihrer Jahre in die Gruft. Ich will kein Register hier herstellen, ich habe es nicht geführt, und fürchte, wenn ich ihre Namen aus dem Gedächtniß anführe, viele Unterlassungssünden zu begehen. Ich zähle nicht die geistreichen Schriftsteller alle auf, die mehr oder minder gelungene Streifzüge in das Gebiet der Poesie unternahmen, und von denen mir im Augenblick nur Ludwig Robert und Wilhelm Neumann erscheinen, nicht die zwei, die am überschäumenden Giftbecher des Zornes und der Zerfallenheit mit der Welt dahinstarben, Grabbe und Börne. Aber als soll in Massen das Feld geräumt werden, damit der neue Aufwuchs Platz finde, so mußten in kurzen Zwischenräumen auch drei Häupter der neuern Lyrik fallen, Platen, Chamisso, Gaudy.

Und nun auch Immermann. Viele unter jenen waren meine persönlichen Freunde; ein solches Band knüpfte mich nicht an diesen. Aber sein Tod hat mich unter allen am tiefsten erschüttert. Nicht weil er in der Blüthe der Jugend starb. Wilhelm Müller, Hauff, Halirsch, Normann, Beer, Grabbe, Platen, Gaudy starben in den Zwanzigern, höchstens zu Anfang der Dreißig, und Immermann war hinaus über die Hälfte des angenommenen Lebensalters, fast um ein volles Decennium. Er starb in seiner vollen Manneskraft; aber im Anfang einer neuen Lebensentwickelung, einer neuen dichterischen Thätigkeit.

Das bezeugen seine Freunde, die ihm nahe standen, Bekannte, die ihn in den letzten Jahren sahen; mehr noch bezeugen es seine Dichtungen. Die Katastrophe seines Lebens, mit der diese Umwandlung in Verbindung steht, ist eben so bekannt, als es sich nicht wohl eignet sie in ihren Details vor die Oeffentlichkeit zu ziehen. Es war eine glückliche Katastrophe; an der Hand einer liebenswürdigen, jungen Gattin blühte ihm eine neue sonnenhelle Zukunft entgegen, die er mit Jugendlust und mit den reifen Erfahrungen des Mannes erfaßte. Sein ganzes Sein und Wesen schien umgewandelt. Als ich ihn vor sieben Jahren zum letzten Male sah, erklärte er, ich weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit, das Komische habe den Zauber für ihn verloren, er könne nicht mehr la-

chen. Und das war doch eine Zeit, wo er für etwas Neues schwärmte, für das Theater, welches er in Düsseldorf begründen wollte. Tieck, der ihn vor einem Jahre sah, sagte mir, er habe ihn nie so heiter, so aufgeräumt, so eingänglich für jeden Scherz, so lachlustig gefunden.

Sein Leben vor dieser Katastrophe war kein verbittertes, kein zerfallenes. Es ging ihm weder besonders unglücklich, noch hatte sich die Melancholie seiner bemeistert. Mit seiner markigen Gestalt, mit seiner breiten Stirne, trat er kühn und unverzagt auf. Er genoß das Leben mit feinen Sinnen, und seine Phantasie erging sich unter buntem Farbenwechsel der Laune in allen Gefilden der Poesie. Aber er war nicht frei. Ein unsichtbarer Zauber hielt ihn gefesselt. Er spielte wohl, aber mit Bewußtsein; da wurde er oft affectirt, bizarr: er schreckte zurück, aus Besorgniß, daß man meinen könne, er gebe sich mit ganzer Seele dem Spielen hin, und zog sich in seine Burg des Mannthums zurück. Die hielt er verschlossen mit eiserner Konsequenz. Zum Ueberfluß schrieb er es noch über das Thor: hier wohnt ein Mann! Dies Kränkeln, ein nervöser Reiz, ein unheimlicher äußerer Einfluß, eine Folter des Gewissens, diese unheimlichen, unsichtbaren Bande wurden durch jene Katastrophe gesprengt. Da wurde er frei, und fing ein neues Leben an.

(Fortsetzung folgt.)

Anschauungen aus Italien.

Von Moriz Carrière.*)

Onofrio.

Wenn die Schweizerischen Leibwächter des Papstes eine Stunde vor Nacht mit ihren Hellebarden die kunstgeschmückten Säle des Vatikans durchziehn, um der Schaulust der Fremden eine Grenze zu setzen, so kenn' ich keine schönere Wallfahrt zum Beschluß eines genußreichen Tages, als die, nach dem Kloster St. Onofrio. Auf einem Vorsprunge des alten Janiculus gelegen rechtfertigt auch dieses den guten Geschmack der mittelalterlichen Stifter, die gar gern die Erdenschönheit zu Stufen der Himmelsleiter machten. Die Kapelle enthält Malereien von Pinturicchio, die sich indeß über das Handwerksmäßige der Umbrischen Schule nicht erheben; eine Steinplatte bezeichnet die Stelle, wo der Sänger des befreiten Jerusalems ruht, dem hier die Kapitolinische Lorbeerkrone auf die bleiche alte Stirn gedrückt ward. Das Bibliothekzimmer bewahrt Handschriften von ihm, schöne freie Züge, die den Gedanken nachzueilen scheinen, und die Todtenmaske. Das Gesicht ist feiner, als wir es in Kupferstichen zu sehen gewohnt sind, der ertragene Schmerz hat es zugleich verzehrt und verklärt. — Der Korridor, welcher dahin führt, enthält eines der bedeutendsten Wandgemälde, die Rom besitzt: eine Madonna, auf ihrem Schooße das Christuskind, das zum anbetenden Donator freundlich sich hinneigt; ein sehr charakteristisches Werk von Leonardo da Vinci, dem urgewaltigen Kraftmann voll schwärmerischer Gemüthstiefe, der durch das Studium der Plastik gebildet seine Gestalten mit Pinsel und Farbe wie zu vollendeten Sculpturen eines innigen Seelenlebens hervorzaubert. Die schlichte fromme Würde des schwarzgekleideten händefaltenden Mannes auf unserm Bilde erinnert durch charakteristischen Realismus an den Eifer, mit dem Leonardo rastlos die unmittelbare Natur zu erfassen und darzustellen bemüht war; das Kind hat indeß bei aller Anmuth der Bewegung noch etwas Schweres, die Madonna ist ein schönes Abbild jenes weiblichen Ideals, in dessen Blick die trauernde Sehnsucht zur Freude der Hoffnung so zart verschmolzen, so lieblich tief aufgehoben ist. Hotho hat hierüber einen vortrefflichen Ausspruch gethan: Seit jeher hat mich nichts im neuen Testamente so gerührt, als das Wort des Johannes: „wer die Braut hat, der ist der Bräutigam, der Freund aber des Bräutigams stehet und höret ihm zu, und freuet sich hoch über des Bräutigams Stimme. Er muß wachsen, ich aber abnehmen." Dies ergreifende Wort wiederholten mir Leonardo's sämmtliche Gemälde. Ein liebliches, seliges Lächeln umzieht den Mund, und scheint das ganze Gesicht verklären zu wollen: ist doch das Himmelreich nahe! Und doch liegt noch in diesem Lächeln ein wunderbarer Reiz der Wehmuth und der Sehnsucht; eine stumme Befriedigungslosigkeit weilt im Auge und schläft unbewußt im Hintergrunde der Seele: der Bräutigam selber steht nicht vor uns, denn nur wer die Braut hat, ist wirklich der Bräutigam. — Dieser Doppelschein der Se-

---

*) Herr D. Carrière kommt eben aus Italien zurück, wo er ein Jahr zubrachte. Er war so freundlich, uns noch mehrere Mittheilungen über seine Reise zuzusagen.

ligkeit und Trauer, diese lächelnde Süße der Schwermuth, wie sie nicht aus einem weichlichen Gemüth, sondern aus der höchsten Kraftfülle hervorbrechen, als die duftige Blüthe des kernfesten sturmtrotzenden Baumes, das ist es, was uns an Leonardo so unwiderstehlich anzieht, wodurch er selbst der Johannes der Malerei ist, der größte unter den Propheten. Ein architektonischer Geist waltet in den Titanenschöpfungen Miguel Angelo's, Leonardo ist plastisch, in Raphael hat sich die Malerei als solche vollendet, Korreggio läßt diese in die Musik hinüberklingen.

Im Klostergarten steht die Eiche, in deren Schatten Tasso den letzten Glanz der Abendsonne genoß. Da liegt die stolze Roma auf ihren sieben Hügeln, durch diese Lage an landschaftlichen Schönheiten in ihr selbst reicher als irgend eine andere Stadt der Erde. Feuriger glühen die Ruinen im schweigenden Schatten der Dämmrung, der sich rasch auf die tieferliegende Umgebung senkt, das Kapitol und der Petersdom leuchten so stolz, als feierten sie wieder einen Triumph ihrer versunkenen Weltherrschaft; das Blau, der Purpur des Himmels zerschmelzen selbst in den sonst gelben Tiberwellen zu heitrer Klarheit. Und wie nun die Sonne in das labende Meerbad hinabsteigt, so weilt doch noch lange die Spur ihres brennenden Liebekusses auf der ewigen Stadt, als ob sie noch nicht scheiden könne von all' der Fülle und Herrlichkeit des Bauens und Zerstörens, und die Berge, die nahen blauen, wie die fernen beschneiten, schmiegen sich wie ein Rosenkranz, oder flammen wie eine Feuerkrone um das Haupt der Erde.

Auch die Wiege Tasso's stand so recht inmitten des Hesperidengartens; nur sein Mannesalter fällt in die Todtenöde Ferrara's, in den dumpfen Wahnsinnskerker des Annenhospitals! Dort ward er geboren im blühenden Sorrent, wo das blaue Meer an das Felsengestade braust, jenseits Neapel, und rechts der majestätische Vesuv, wie er den gegenüberliegenden Zauberinseln seinen donnernden Gruß zuruft. Tiefe Klüfte, durch Natur und Menschenhand gebildet, durchziehn das mächtige Felsplateau. Da hat er als Knabe den munteren Quellgeistern gelauscht, da sah er durch das dunkle Laub der Goldorangen- und blühenden Citronenbäume zum Himmel empor, die liebenswürdige Schwärmerei seines Gemüths, die Pracht seiner lyrischen Begeisterung, die treue Hingebung an die Sage, alles lag hier in der blühenden Natur um ihn, und günstige Sterne gingen auf, daß er es erfaßte und so der Lieblingsdichter seines Volks wurde. Denn der Italiener hat eben so wenig für die herzinnige, entzückende Einfachheit eines Göthischen Liedes Sinn, als ihm das freie ironische Spiel behagt, mit dem Ariosto die Ritterpoesie behandelt. Es glaubt gern mit Tasso an die Mythen, die Idee ist ihm in reiner Gestalt unfaßbar, seine Bildung beruht auf jenen. Selbst das Alterthum steht dem Volk in Italien viel näher, als dem Volke bei uns, und meine Römische Wirthin, eine schlichte Hausfrau, ergötzte sich nicht minder wie ich, als ich am Tage des heiligen Joseph ihr die versificirte Einladung eines Pizzicarolen zur Festspeise seiner Reisklöschen mitbrachte, des Inhalts: Glaubt ihr, daß Eris einen Apfel in die Götterversammlung geworfen, als sie nicht gebeten war zur Hochzeit der Thetis mit Peleus, so irrt ihr sehr. Ein Reisklöschen war's, und drei Göttinen stritten sich um seinen Besitz, und als Paris es der Venus gab, gab sie ihm die Helene dafür, und so kam der trojanische Krieg, die Flucht des Aeneas, die Gründung Rom's, Alles durch ein Reisklöschen: und solche Reisklöschen werden bei mir gesotten.

Die Propagandisten zu Rom.

Ein schwarzer Zug — lang wallen die Gewänder,
Bis auf den Boden schleppen Purpur-Bänder —
Zieht paarweis, unhörbaren Schritts vorbei.
Es sind der Glaubens-Propaganda Jünger,
Entlassen aus des Seminariums Zwinger —
Auf Stundenfrist gab sie die Regel frei.

Gleichförmig ist ihr Händepaar verschränket,
Gleichförmig erdwärts jeder Blick gesenket,
Gleichförmig hebt und setzt sich jeder Fuß;
Gleichförmig wird breitkremp'ger Hut gezogen,
Gleich tief demüthig das Genick gebogen
Vor dem Madonnenbild zu tiefem Gruß.

Nach Einer Norm entspinnt sich der Gedanke
In enggemeßner, nie verrückter Schranke —
Loyola's Stempel trägt jedwedes Wort.
Mit seinem Zeichen hat der Zaubermeister
Herbeigebannt den Schwarm dienstbarer Geister,
Sein Magus-Ring umspannte Süd und Nord

Loyola, der Hispaniens Kön'gen gleiche,
Strenggläubige Despot, auf dessen Reiche
Der Sonne schlummerloses Auge ruht,
Er ruft — und ein buntfarbiges Gewimmel
Lauscht seiner Stimme unter nord'schem Himmel,
Fröhnt seiner Mahnung unter trop'scher Gluth.

So folgten stumm in Roma's großen Tagen
Gefesselte des Triumphators Wagen,
In Staub gebeugt vor der Quiriten Hohn;
Und stolz mißt heute noch der röm'sche Gaffer
Den blonden Celten, den wollhaar'gen Kaffer —
Barbar ist Jeder, der nicht Roma's Sohn.

Du dort mit dunkelglühn'dem Augenpaare,
Gewölbter Stirn, gelocktem schwarzen Haare,
Geschmeid'ger Jüngling, woher stammst du, sprich? —
„Am blüh'nden Fuße der Sierra-Nevada,
Im Paradies der Gärten von Granada
Erzeugten Christen, alte Christen mich." —

Du bleicher Knabe, sag' aus welchem Lande?
„Von Kaledoniens nacktem Klippenstrande,
An dem ihr Nest sich baut die Eidergans." —
Und du, mit trübem Blick, vergrämter Miene?
„Hoch über unserm Thal hängt der Lawine
Schneeweiße Ros' an dorn'gem Gletscherkranz." —

Dich frag' ich nicht. An dir Verräther worden
Ist deine Wange. Dich gebar der Norden? —
„Im goth'schen Münster tauften sie das Kind.
Die Hügel seh' ich noch mit Rebenlocken,
Vernehme noch den Schall der Silberglocken,
Und wie er leis den Rhein entlang zerrinnt." —

Dich aber — Zwillingsbruder der Pagode,
Mit Wackelkopf, wie sie die närr'sche Mode
Aufwühlt aus staub'gem Wust, ererbt vom Ahn —
Dich seh' ich blinzelnd aus geschlitzten Augen
Den Kaiserthee aus winz'gen Schälchen saugen
Im Glockenthurm gefügt aus Porzellan.

Du Bursch mit breitem Mund und platter Nase,
Durchstreiftest du als Kind nicht die Oase,
In der der Pisang reift, die Quelle rauscht?
Hat dich der Weiße nicht für einen Ballen
Baumwollenzeug, für eine Schnur Korallen,
Und für ein Baril Arak eingetauscht?

Wem gilt der stumme Seufzer, sprich? Begrüßte
Dein sehnend Aug' das schlanke Kind der Wüste,
Die Palme, die im Klosterhofe schwankt,
Die der Geraubten gleich die Arme ringet,
Der der Scirocco glüh'nde Grüße bringet,
Und die gleich dir nach eurer Heimath bangt?

Geduld, Geduld! die Zeit des Bannes endet.
Nach Libyens Küste wirst du heimgesendet,
Auf deiner Stirn die siebenfache Weih'.
Wirst auf dem Deck durch Tag' und Nächte harren,
Sehnsuchtgeschärften Blickes fernhin starren
Oft wähnend, wie schon Land die Woge sei;

Wirst spät zum heimathlichen Port getragen,
Die Wüst' auf raschem Dromedar durchjagen
Nach deiner Kindheit, deiner Träume Land.
Des Bergs Kontour allein ist nicht gewandelt,
Gefällt die Pflanzung, über's Meer verhandelt
Dein Stamm, die Aeltern todt, das Dorf verbrannt.

Entsagend dann zum andernmal dem Leben
Wirst in der Wüste du die Stimm' erheben,
Der Blinden Führer auf dem Pfad zum Heil;
Wirst goldne Frucht auf stein'gen Boden säen,
Und nicht wird dir der Botschaft Lohn entgehen —
Euch allen nicht — des Märtyrs Lohn, das Beil.

Franz Freiherr v. Gaudy *).

Theater.

Die diesjährige Wintersaison hat glänzend begonnen. Die Huldigungs-Feierlichkeiten hatten ein zahlreicheres und schaulustigeres Publikum als sonst in die Hauptstadt geführt, und das Theater bemühte sich, diesen ehrenwerthen Gästen das Beste, was sein Repertoir vermochte, darzubieten. Auber's Feensee trat bei dieser Gelegenheit ins Leben. Die Oper gefiel allgemein. Der Stoff war gefällig, die Musik graciös, die Pracht der Decoration herrlich. Tieferer musikalischer Anforderungen hat man sich überdies längst bei Auber entschlagen, man kommt in seine Opern nur, um den Genuß des Moments zu haben, seine Melodieen klingen leicht an unser Ohr und verrauschen bald, aber wir befinden uns wohl bei dieser leichten Unterhaltung, dieser Salonmusik, welche auch in dieser Sphäre der Kunst den französischen esprit so sprechend ausdrückt. Neben dieser Novität waren es die italienischen Opern von Donizetti und Bellini,

*) Aus seinem Nachlasse.

welche die größte Anziehungskraft auf das Publikum ausübten, und Sophie Löwe war die Centralsonne, um die sich hier Alles drehte. Man weiß, daß sie nun bald aus unsrer Mitte scheiden werde, da wird es mit dem Glanze unsrer Oper wohl für eine geraume Zeit vorüber sein. Denn man mag über die Löwe sagen, was man will, sie ist eine Virtuosin in ihrem Genre, wie in Deutschland keine zweite lebt. Für die komische französische Oper, für ihre leichte Grazie, wie für den Pathos der italienischen Musik können wir uns kaum vollendetere Darstellungen wünschen, als die uns Sophie Löwe in dem Postillon, der Gesandtin, in Johann von Paris, der Nachtwandlerin, den Puritanern, Lucrezia Borgia u. a. m. dargeboten hat. Für Mozart mag, wir geben es zu, ihre musikalische Begabung nicht ausreichen, die Schönheit des klassischen Styls mag hier durch die Manier der italienischen Schule leiden, Geist war aber auch hier nicht zu verkennen, und am Ende muß man doch auch nicht verlangen, daß Einer Alles leisten soll. Wenn wir in der Poesie die Gattungen scheiden, wenn wir jetzt selbst von dem Lyriker nicht mehr verlangen, daß er Epiker und Tragiker sein soll, so kann man auch wohl in der Sphäre der Gesangesvirtuosität die Schranken des speciellen Talentes gelten lassen. Unsere Zeit ist produktiv in der Mannichfaltigkeit des Talents, möge man zusehen, daß man dieser Mannichfaltigkeit sich bemächtige! — Sophie Löwe nun wird uns, so hoffen wir, wenn sie wirklich nach Paris geht, nur auf kurze Zeit verloren sein und reicher an Kunstanschauung zu uns zurückkehren. Denn nur in Deutschland ist doch der tiefere, wahrhafte Sinn für Musik zu finden, welcher der deutschen Künstlerin lohnen und genügen kann. Unterdessen aber, bis Sophie Löwe, und mit ihr der Glanz der französischen und italienischen Oper wiederkehrt, könnte man, dünkt uns, nichts Besseres thun, als der so sehr vernachlässigten deutschen Oper sich zuzuwenden und den ältern Produktionen sowohl, wie Spohr's, Marschner's Opern, als auch denen jüngerer Talente, welche man auf eine fast unverantwortliche Weise vernachlässigt, Raum zu verschaffen. Komponisten wie Robert Schumann, Banck, Truhn, Hirschbach u. A., die so Treffliches für die verschiedenen Zweige der musikalischen Lyrik und Instrumentalmusik geleistet, ein so entschiedenes Talent offenbart haben, sie leben unbenutzt dahin, die schönsten Jahre entfliehen ihnen, kein Theater kümmert sich um sie — es ist deutsche Wirthschaft, für den oberflächlichsten ausländischen Prunk geben wir Tausende hin, das Volk wird dafür enthusiasmirt, und dann verlangen wir noch, daß unsere Künstler patriotisch sein sollen.

Das Schauspiel bot uns in der jüngsten Zeit wenig Bemerkenswerthes dar. Raupach war zwar wieder auf den Brettern, aber nur, um mit seiner „Grüneberger" Komödie durchzufallen, diese „Eroberung" war eine totale Niederlage. Es ist auch zu viel, dem Publikym solchen Kretzer vorzusetzen. Ehe nicht ein „Theaterwein" erfunden wird, der die Leute zwingt, ins Theater zu gehn und Raupach's Stücke gut zu finden, wird dieser wohl keine Triumphe mehr erleben. Seit nun wohl sechs Jahren sind alle seine Lust-, Schau- und Trauerspiele durchgefallen, keines aber so wie die Grüneberger Posse, die man kaum zu Ende spielen ließ. „Denk' an Cäsar!" müssen wir Hrn. Raupach zurufen. Mensch, bedenke dein Ende! Hören Sie endlich auf zu fabriciren, Herr Raupach, Sie sehen ja, Ihre Waare findet keinen Absatz mehr. Verderben Sie nicht noch den jüngeren Talenten den Markt. Sie hätten, sollte man denken, Ihr Schäfchen ins Trockne gebracht. Also „Laßt, Vater, genug sein des grausamen Spiels!" Kein Boris, kein Grüneberg mehr. Jam satis!

Die Aufführung der Lästerschule von Sheridan, Bearbeitung von Leonhardi, hat auch keine Frucht getragen. Es ist recht gut und nur zu billigen, daß man ältere Produktionen so körnigen Schlages wie die Lästerschule einmal wieder auf die Bühne bringt, dann aber muß es entweder in der ursprünglichen Gestalt geschehen, so daß das historische Interesse an dem Dichter vorwaltet, oder aber man muß die veraltete Form so umzuschmelzen wissen, daß ein der Gegenwart entsprechendes Bild daraus hervorgeht. Hier aber war nur ein Mittelding von Beidem. Obwohl im Frack und im Hut von 1840 gespielt wurde, so paßte doch der Inhalt nirgend zu dieser Modernität. Die Charaktere konnten uns keinen Reiz abgewinnen, sie gehören nicht zu uns, den Situationen fehlte die Wahrscheinlichkeit, die Intrigue ist überhaupt unbedeutend, und der Dialog, obwohl er sich fließend und leicht bewegt, doch an den veralteten, schwerfälligen Gang des Stücks gebunden. Unglücklicher Weise aber wurde auch die Darstellung selbst durch die Art verkümmert, wie

Herr Stawinsky den freilich etwas albernen Baron auffaßte. Der Schauspieler theilte hier die Sünde des Bearbeiters, der einem alten, thöricht in seine junge Frau verliebten Mann viel zu viel von dem Lächerlichen ließ, mit welchem Sheridan ihn für seine Zeit und den derben Geschmack seiner Nation ausgerüstet hatte. Statt zu mildern und die Würde des vornehmen Mannes zu bewähren, trug Herr Stawinsky noch mehr auf und machte eine Karricatur daraus, welche zum schlechten Erfolge des Ganzen viel beitrug. Die übrigen Rollen sind nur klein, das Ganze zersplittert sich in viele Personen, deren Darsteller meist leisteten, was sie vermochten. Fräulein v. Hagn, immer vortrefflich in koquett-naiven Darstellungen, war es auch hier, obwohl ihre Rolle eine undankbare für die deutsche Gemüthlichkeit blieb.

Für die nächste Zukunft haben wir auf dem Hoftheater die Aufführung des Wilhelm Tell von Schiller zu erwarten. Wir sind sehr begierig darauf. Herr Rott wird den Tell, Seydelmann den Stauffacher spielen. Man sagt, auch Herr Seydelmann habe Lust zu der Rolle des Tell gehabt. Obwohl wir mit diesem Verlangen nicht ganz übereinstimmen können, und obwohl auch wir als Direktion Hrn. Rott die Rolle zuertheilt haben würden, so können wir doch nicht umhin, zu gestehn, daß es jedenfalls interessant wäre, Seydelmann in dieser Sphäre des Heroischen sich bewegen zu sehn. Seine Darstellung würde gewiß so viel individuelles Leben enthalten haben, daß der Mangel des Idealischen, der in dieser Charakteristik Schiller's liegt, dadurch wesentlich würde verbessert worden sein. Wir möchten deshalb wohl den Antrag stellen, auch Seydelmann den Tell spielen zu lassen. Ueberhaupt scheint es uns durchaus nothwendig, daß bei unserer Bühne das Gesetz des Alternirens eingeführt werde. Fortwährend hört man von Zänkereien der Schauspieler und Schauspielerinnen über die einzelnen Rollen, und das Publikum hat nachher, wenn stets für den einseitigen Besitz derselben entschieden wird, den Schaden davon, ganz unpassende Subjekte Jahre lang, ja Decennien über ertragen zu müssen und die besten Stücke dadurch verpfuscht zu sehn. Auf den Besitz der Rolle des Egmont, dessen Aufführung auch bevorsteht, sollen Herr Grua und Herr Devrient ebenfalls zugleich Anspruch gemacht haben. Wir würden sie keinem von beiden, sondern Herrn Hendrichs gegeben haben. Wozu hat man diesen so höchst talentvollen jungen Mann engagirt, wenn man ihm nicht Gelegenheit giebt, sich zu zeigen und fortzubilden? Die königliche Bühne krankt wesentlich an dieser Stagnation der Kräfte. Die Aelteren erschlaffen, und aus den Jüngeren wird nichts. Und doch ist das Mittel, diesem Uebelstand abzuhelfen, das der Konkurrenz, so einfach und natürlich. Auf Konkurrenz beruht aller Handel und Wandel, auf Freiheit der Bewegung jedwede Geistesthätigkeit, die Kunst wie die Geschichte, warum nun nimmt man der Kunst, welche so recht eigentlich darauf gewiesen ist, weil sie auf dem offensten Forum dem Volk sich zur Schau stellt, das Lebensprincip? warum läßt man sie veralten und verstocken? Man öffne die Schranken, lasse Jeden ein, der Beruf zeigt, Jeder zeige, was er vermag, und das Publikum wird zu entscheiden wissen, wem der ranz gebührt. — n.

Feuilleton.

Im vorigen Jahre begab sich in Rom eine Gesellschaft Literaten und Künstler nach ihrer gewöhnlichen Restauration, welche der Koch eines verstorbenen Kardinals in dessen Palaste etablirt hatte, fand sie aber geschlossen. Da vereinigten sie sich, jene Restauration aufzusuchen, in welcher sie ein Jahr zuvor mit dem damals in Rom anwesenden Dichter Gaudy zusammen zu kommen pflegten, die osteria Claudia, wie sie sie nannten. Den ganzen Abend über wurde dort von Gaudy gesprochen, und Einer der Anwesenden bemerkte, daß dessen Geist unter ihnen gegenwärtig sein müsse. Vierzehn Tage nach diesem Abende erfuhren die Freunde aus der Allgemeinen Zeitung, daß an demselben Tage, wo sie des Abwesenden so lebendig gedachten, Gaudy in Berlin gestorben war. Diese Erzählung verbürgt ein damals in Rom, jetzt in Berlin lebender Literat.

Cornelius Berufung nach Berlin gilt für entschieden. Die Akademie der Künste wird, so erfährt man, künftig in zwei Abtheilungen zerfallen, und Cornelius der der Malerei vorstehen. Eines seiner ersten Werke soll ferner die Ausführung der Fresken sein, welche Schinkel für die äußere Säulenhalle des Museums entworfen, und für die der Sage nach auch Bettina manche herliche Komposition gezeichnet hat. Cornelius wird vermuthlich mehrere von seinen Schülern mitbringen, welche für diese Arbeit sich eignen. Die schönsten Gemälde von Cornelius sind bekanntlich die, welche von seinen Schülern ausgeführt sind. In Oel malt Cornelius gar nicht. —

Buchhandlungen sind ersucht, ihre, der Tendenz dieser Zeitschrift entsprechenden Verlagswerke zur Anzeige und Beurtheilung einzusenden. Die diesseitige Redaction ist bereit, gegen ihre Zeitschrift andere Zeitschriften verwandten Inhalts einzutauschen.

Gedruckt bei J. F. Starcke.

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. Karl Riedel.

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend 1 Bogen zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an das Athenäum (M. Simion) Schloßfreiheit Nr. 6. zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden in der Buchdruckerei des Herrn Starcke (Charlottenstraße Nr. 15.) angenommen. Der vierteljährige Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 2. Berlin, den 9. Januar 1841.

Inhalt: Deutschlands Genius im Falle einer europäischen Krise; vom Herausgeber. — Drei Briefe von Beethoven. — Einige Erinnerungen an Immermann; von W. Alexis. — Die neueste belletristische Literatur; von Ed. Meyen. — Theater. — Feuilleton.

Deutschlands Genius im Falle einer europäischen Krise.

Vom Herausgeber.

Es mag wohl geschehen, daß im kommenden Jahrzehnt eine inhaltschwere Frage an Deutschland gestellt wird. Die großen Gesetze der geschichtlichen Bewegung werden uns ihre Macht empfinden lassen; sie ziehen uns, ohne daß wir es wollen, in den Strom der Ereignisse. Hart an unsern Grenzen treten naturgewaltige Volksgeister an den Tag der Kultur; andere, die sich mitten in den Strom des Weltlebens warfen, rühren sich in gewohnter Weise — Erhaltung ist Schöpfung; andere lauern in kluger Berechnung der Wechselfälle, wie sie ihr eigener Stern und der Unverstand der Gegner bringt; sie haben stets gewonnen Spiel. Was hat Deutschland zu thun, wenn ein großartiger Zusammenstoß der Völker, ihrer innern Bestimmung, ihrer Wünsche und Interessen erfolgt? Im Laufe dieses Jahrhunderts haben wir mit eiserner Zuchtruthe eine ernste Lehre empfangen: Deutschland muß, ehe es selbst handelnd in Europa auftritt, und um nicht fürchten zu dürfen, den Wechselfällen des allgemeinen, geschichtlichen Lebens zu erliegen, sich selbst empfinden, von sich selbst ein rechtes Bewußtsein erlangen. Wir müssen an ein Vaterland glauben und einen Genius, der über ihm wacht. So gläubig der Deutsche sonst ist, diesen Glauben hat er noch nicht. Wer dafürhält, der Anfang sei gemacht, oder wer mit den bisherigen Offenbarungen des deutschen Nationalglaubens zufrieden ist, der irrt sehr. Ein einfaches Lied ist jüngst in die Massen gedrungen; wir zollen dem Liede unsere Anerkennung; aber die Sache liegt tiefer; des Liedes Klang erschöpft sie nicht.

Deutschland muß an sein historisches Dasein glauben lernen. Das klingt parador, als wenn es nicht die trivialste Sache von der Welt wäre, daß ein Menschen- oder Volksindividuum an sein historisches Dasein glaubt. Und doch ist es so, daß die deutsche Nation noch nicht als historische sich fühlt, glaubt, begreift, und diesen Glauben und Begriff in Saft und Blut verwandelt. Daß dieser Glaube und dieser Begriff uns fehlt, daran ist unsere politische Zerrissenheit nicht allein Schuld. Es ist Mangel innerer Energie, Mangel des Aufschwungs unseres selbsteigenen Wesens, der Ausstrahlung des Volksgeistes in die Individuen, in die Massen. Der klare, griechische Volksgeist fühlte, athmete sich als solchen, handelte, schuf, bildete als solcher, wie zerrissen Griechenland in sich selbst, an wie kleine Staaten und Stämme der ursprüngliche Volksgeist ausgetheilt war. Der Grieche in Großgriechenland, wie unter dem jonischen Himmel, hatte die Energie, die Daseinslust des griechischen Geistes in sich. Der Deutsche wird noch nicht froh, als Deutscher; nicht froh im Gefühle seiner Nationalität.

Und doch hat die deutsche Nationalität ein Dasein mit neidenswerther Errungenschaft. Sie ist eine eminent historische. Was nur eine Nationalität für tüchtige Elemente in sich tragen, was sie nur besitzen kann, worauf sie stolz sein darf, das trägt sie in sich, das besitzt sie. Dieser Schatz der deutschen Nationalität aber ist die Kultur, im allgemeinsten, menschlichsten Sinne — Arbeit und Errungenschaft des in sich versenkten Gedan-

kens, der schaffenden Phantasie, des sittlichen Geistes. Was wir sind und was wir haben, das sind und haben wir nur innerhalb der Sphäre der Kultur. Da wo die Kultur aufhört, da hört unsere Stärke, unsere Macht auf. Als ein Volk der Kultur sind wir historisch. Als ein solches Volk müssen wir uns in uns selbst, wie gegenüber den anderen Nationen fühlen lernen. Nie war die Arbeit und die Errungenschaft des deutschen Geistes größer, herrlicher, als in unserer Zeit. Alle Strahlen des sinnenden, schaffenden und bildenden Geistes haben wir zum Sternenkranze des Vaterlands zusammengebunden. So webt, so waltet deutscher Geist in Sitte, Kunst und Wissenschaft Aber die sich dessen bewußt, die stolz darauf sind, die bilden noch eine unsichtbare Gemeinde, sind noch die Stillen im Lande, die feiern ihren Kultus im einsamen Kämmerlein; noch hat sich ihnen nicht der Riesenbau eines Domes oder die heitere Herrlichkeit des Hains und der Flur aufgethan, noch hat sich ihnen nicht Herz und Sinn des Volks geöffnet.

Es giebt eine wissenschaftliche Schule, die sich ausschließlich die historische nennt, der es aber widerfährt, gerade das Gegentheil von dem zu sein, was sie von sich aussagt. Diese historische Schule, wenn sie darum zu loben ist, daß sie der Vergangenheit ihr Recht zukommen läßt, denn wer möchte die Beziehung derselben zur Gegenwart läugnen, — fehlt aber darin gewaltig, daß sie der Gegenwart, der Errungenschaft, dem Resultate der Vergangenheit und ihrer Arbeit, die Berechtigung, historisch zu sein, abspricht. Läugnen, daß gerade in der Gegenwart die reichste Konzentration unsers innern Wesens vorhanden ist, heißt die Geschichte, als Geschichte, läugnen. Was wäre eine Arbeit des Geistes, des wahrhaftigen Geistes der Menschheit, ohne Errungenschaft, was wäre eine Geschichte ohne stets reicheren Inhalt? Ja es giebt manche Unverständige, welche eine hundertjährige Entwickelung des menschlichen Geistes für Nichts achten und daraus, daß ein Stadium, eine Epoche die andere drängt, daß eine Form, unter welcher das geistige Leben sich jetzt entfaltet, in die andere übergeht und so im Wechsel der Gestalten zu immer neuer Entwickelung kommt, beweisen, die höhere Entwickelung oder die Wahrheit, deren Triumph in ihr gefeiert werden soll, sei gar nicht vorhanden. Weil alle die Blumen, die um uns blühten, dahinstarben, läugnet ihr die Wahrheit, die Schönheit des Blumenlebens ab? Wenn in rascher Folge deutsche Geistesschöpfungen, deutschen Geistes Blüthen und Keime sich drängten, so ist diese rasche Folge Zeugniß für die Intensität deutschen Geistes überhaupt; sie haben die Bestimmung, ein lebendiges Erbtheil zu sein für den Geist und die Bildung der Nation. Man ist so weit gegangen, dieser Zeit, welcher eine so schöne Bestimmung geworden ist, den Beruf zur Gesetzgebung abzusprechen. Unsere Zeit hat nicht nur diesen staatlichen Beruf, sie hat überhaupt den nationalen: — das ins Volksbewußtsein hinauszusetzen, was des Volkes innerste Bestimmung ist. Diese Ansicht ist eine wahrhaft historische.

Die Deutschen, behaupten wir, müssen sich empfinden, fühlen, begreifen als ein Volk der Kultur; dieses Gefühl muß auch ein historisches sein. Ueber das Wesen des deutschen Geistes müssen wir darum die Vergangenheit befragen. In keinem Stamme, wie in dem alten deutschen, treffen wir auf so hervortretendes Gefühl persönlicher Ehre, der Berechtigung zu individueller Freiheit und lebendiger Theilnahme am Staatsleben, Kampfeslust gegen fremde Gewalt, und einen Drang, Alles, was in das Bereich geistiger Fragen und Interessen fällt, der eigenen Prüfung zu unterstellen, und nur das als wahr und bindend zu halten, was aus innerer Ueberzeugung quillt. Dies sind wesentliche Unterscheidungsmerkmale des germanischen Stammes, z. B. gegen den slavischen, dessen Mission noch lange als Mission der Barbarei gelten wird. Fühle es doch der Deutsche recht lebendig, daß er Träger sei der kulturgeschichtlichen Entwickelung der Gegenwart.

Der deutsche Charakter hat die Bestimmung, das innerste Wesen der geistigen Menschennatur zu ergründen und zu repräsentiren. All' sein Geschick, all' sein Leben drängt ihn nach Innen; sein sinnendes Schweigen bewahrt er, bis ein heller Schein auftagt über den Geheimnissen einer übersinnlichen Schöpfung und der Blitz des Gedankens die Nacht des Bewußtseins spaltet. Wie stieg doch deutsche Wissenschaft in den Schacht des Wissens hinab und suchte und wühlte dort und rastete nicht eher, bis sie das im tiefen Schooße verborgene Gold herausgeholt hatte. In dem so eroberten heiligen Lande der Wissenschaft wohnt der Deutsche mit heimathlicher Liebe und alle Blüthen und Blumen, die dort sprießen, pflegt er mit gewissenhafter Sorge. Wie ist deutscher Geist im kühnen

Fluge, mit riesigem Wagen vorausgegangen, daß die andern Nationen alle in seine Tiefen sich versenken, in die von ihm gestifteten Mysterien sich weihen sollten. Welche wissenschaftliche Lehre stellt den Menschen als so freies, geistiges, sich selbst aus innern Kräften bestimmendes Wesen hin, als die deutsche? Welche andere als sie, macht den selbstbewußt-sittlichen Geist zur Quelle, zum Träger alles sozialen, staatlichen, geschichtlichen Lebens? Unsere Gegenwart basirt auf dieser Lehre; sie ist die Seele unserer Kunst, unserer Wissenschaft, der höhere Keim unseres politischen Lebens; sie ist der Genius, der über Deutschland wacht.

Als einst tiefe Schmach gekommen war, da that Fichte's freies, stolzes Ich Wunder. Fichte's, des edelsten Deutschen Wort, nicht Haller's Zwingherrntheorie führte Hunderttausende in den begeisterten Kampf mit dem fremden Unterdrücker. Das bedenkt, das lernt ihr Deutschen allesammt und ihr werdet stehen wie eine Mauer, wenn's Sturm wieder giebt und Kampf auf Leben und Tod!

Die deutsche Wissenschaft, die deutsche Kunst, der deutsche sittliche Geist sei unser Genius; das laßt uns lebendig empfinden und fühlen und in diesem Gefühle erstarken. Dann haben wir eine Standarte, um die wir uns als Nation versammeln; dann sträubt sich unser Sinn gegen einbrechende Barbarei; dann sind wir geschickt zu jeder menschlichen Thätigkeit; dann sind wir reich; dann wissen wir, für welche Güter wir streiten; dann ziehen wir muthig in den Kampf; dann scheitern unter uns die Anschläge verkehrter Menschen, die Lüge zerfällt in ihrer Ohnmacht; dann schwindet jeder Hader, der unser Nationalgefühl zerstörte; dann schreiten wir voran in und mit den Ereignissen und Wechselfällen des allgemeinen Völkerlebens, dann zählen wir im Range der mächtigsten Nationen und Nichts wird vermögen, unsern Namen aus der Liste der herrlichsten, geschichtlichen Völker zu streichen.

Drei Briefe von Beethoven.

Wien 11. August 1810.

Theuerste Bettine!

Kein schönerer Frühling als der heurige, das sage ich und fühle es auch, weil ich Ihre Bekanntschaft gemacht habe. Sie haben wohl selbst gesehen, daß ich in der Gesellschaft bin, wie ein Frosch auf dem Sand, der wälzt sich und wälzt sich und kann nicht fort, bis eine wohlwollende Galathee ihn wieder ins gewaltige Meer hineinschafft. Ja ich war recht auf dem Trockenen, liebste Bettine, ich ward von Ihnen überrascht in einem Augenblick, wo der Mißmuth ganz meiner Meister war; aber wahrlich er verschwand mit Ihrem Anblick, ich hab's gleich weg gehabt, daß Sie aus einer andern Welt sind, als aus dieser absurden, der man mit dem besten Willen die Ohren nicht aufthun kann. Ich bin ein elender Mensch und beklage mich über die andern!! — Das verzeihen Sie mir wohl mit Ihrem guten Herzen, das aus Ihren Augen sieht, und Ihrem Verstand, der in Ihren Ohren liegt; — zum wenigsten verstehen Ihre Ohren zu schmeicheln, wenn sie zuhören. Meine Ohren sind leider, leider eine Scheidewand, durch die ich keine freundliche Kommunikation mit Menschen leicht haben kann. Sonst! — Vielleicht! — hätt' ich mehr Zutrauen gefaßt zu Ihnen. So, konnt' ich nur den großen, gescheuten Blick Ihrer Augen verstehn, und der hat mir zugesetzt, daß ich's nimmermehr vergessen werde. — Liebe Bettine, liebstes Mädchen! — Die Kunst! — Wer versteht die, mit wem kann man sich bereden über diese große Göttin! — Wie lieb sind mir die wenigen Tage, wo wir zusammen schwätzten, oder vielmehr korrespondirten, ich habe die kleinen Zettel alle aufbewahrt, auf denen Ihre geistreichen, lieben, liebsten Antworten stehen. So hab' ich meinen schlechten Ohren doch zu verdanken, daß der beste Theil dieser flüchtigen Gespräche aufgeschrieben ist. Seit Sie weg sind, hab' ich verdrießliche Stunden gehabt, Schattenstunden, in denen man nichts thun kann; ich bin wohl an drei Stunden in der Schönbrunner Allee herum gelaufen, als Sie weg waren, und auf der Bastei; aber kein Engel ist mir da begegnet, der mich gebannt hätte, wie Du Engel. Verzeihen Sie, liebste Bettine, diese Abweichung von der Tonart; solche Intervalle muß ich haben, um meinem Herzen Luft zu machen. Und an Göthe haben Sie von mir geschrieben, nicht wahr? — daß ich meinen Kopf möchte in einen Sack stecken, wo ich nichts höre und nichts sehe von allem, was in der Welt vorgeht. Weil Du, liebster Engel, mir doch nicht darin begegnen wirst. Aber einen Brief werd' ich doch von Ihnen erhalten? — Die

Hoffnung nährt mich, sie nährt ja die halbe Welt, und ich hab sie mein Lebtag zur Nachbarin gehabt, was wäre sonst mit mir geworden? — Ich schicke hier mit eigener Hand geschrieben: „Kennst du das Land", als eine Erinnerung an die Stunde, wo ich Sie kennen lernte, ich schicke auch das andere, was ich componirt habe, seit ich Abschied von dir genommen habe, liebes, liebstes Herz! —

Herz, mein Herz, was soll das geben,
Was bedränget dich so sehr?
Welch ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.

Ja, liebste Bettine, antworten Sie mir hierauf, schreiben Sie mir, was es geben soll mit mir, seit mein Herz ein solcher Rebelle geworden ist. Schreiben Sie Ihrem treusten Freund

Beethoven.

Wien, am 10. Februar 1811.

Geliebte, liebe Bettine!

Ich habe schon zwei Briefe von Ihnen und sehe aus Ihren Briefen an Ihren Bruder, daß Sie sich meiner und zwar viel zu vortheilhaft erinnern. — Ihren ersten Brief hab' ich den ganzen Sommer mit mir herumgetragen, und er hat mich oft seelig gemacht, wenn ich Ihnen auch nicht so oft schreibe, und Sie gar nichts von mir sehen, so schreibe ich Ihnen 1000mal tausend Briefe in Gedanken. — Wie Sie sich in Berlin, in Ansehung des Weltgeschmeißes finden, könnte ich mir nicht denken, wenn ich's nicht von ihnen gelesen hätte; vieles Schwätzen über Kunst ohne Thaten!!!!! Die beste Zeichnung hierüber findet sich in Schillers Gedicht: „Die Flüsse," wo die Spree spricht. —

Sie heirathen, liebe Bettine, oder es ist schon geschehen, und ich habe Sie nicht einmal zuvor noch sehen können; so ströme denn alles Glück Ihnen und Ihrem Gatten zu, womit die Ehe die Ehelichen segnet. — Was soll ich Ihnen von mir sagen! — „Bedaure mein Geschick" rufe ich mit der Johanna aus; rette ich mir noch einige Lebensjahre, so will ich auch dafür, wie für alles übrige Wohl und Wehe, dem alles in sich Fassenden, dem Höchsten danken. — An Göthe, wenn Sie ihm von mir schreiben, suchen Sie alle die Worte aus, die ihm meine innigste Verehrung und Bewunderung ausdrücken. Ich bin eben im Begriff, ihm selbst zu schreiben wegen Egmont, wozu ich die Musik gesetzt, und zwar blos aus Liebe zu seinen Dichtungen, die mich glücklich machen; wer kann aber auch einem großen Dichter genug danken, dem kostbaren Kleinod einer Nation? — Nun nichts mehr, liebe, gute Bettine, ich kam diesen Morgen um 4 Uhr erst von einem Bachanal, wo ich so gar viel lachen mußte, um heute beinahe eben so viel zu weinen; rauschende Freude treibt mich oft gewaltthätig wieder in mich selbst zurück. — Wegen Clemens vielen Dank für sein Entgegenkommen. — Was die Kantate betrift, so ist der Gegenstand für hier nicht wichtig genug, ein anderes ist sie in Berlin; was die Zuneigung, so hat die Schwester diese so sehr eingenommen, daß dem Bruder nicht viel übrig bleiben wird, ist ihm damit auch gedient? —

Nun lebe wohl, liebe, liebe Bettine, ich küsse Dich auf deine Stirne, und drücke damit, wie mit einem Siegel, alle meine Gedanken für dich auf. — Schreiben Sie bald, bald, oft Ihrem Freunde

Beethoven.

Beethoven wohnt auf der Möllner Bastei
im Pascolatischen Hause.

Liebste, gute Bettine!

Könige und Fürsten können wohl Professoren machen und Geheimeräthe rc. und Titel und Ordensbänder umhängen, aber große Menschen können sie nicht machen, Geister, die über das Weltgeschmeiß hervorragen, das müssen sie wohl bleiben lassen zu machen, und damit muß man sie in Respekt halten; wenn so zwei zusammen kommen, wie ich und der Göthe, da müssen diese großen Herren merken, was bei unser einem als groß gelten kann. Wir begegneten gestern auf dem Heimweg der ganzen Kaiserlichen Familie. Wir sahen sie von weitem kommen, und der Göthe machte sich von meiner Seite loß, um sich an die Seite zu stellen; ich mochte sagen, was ich wollte, ich konnte ihn keinen Schritt weiter bringen, ich drückte meinen Hut auf den Kopf, knöpfte meinen Oberrock zu und ging mit untergeschlagenen Armen mitten durch den dicksten Haufen. — Fürsten und Schranzen haben Spalier gemacht, der Herzog Rudolph hat mir den Hut abgezogen, die Frau Kaiserin hat gegrüßt zuerst. — Die Herrschaften kennen mich. — Ich sah zu meinem wahren Spaß die Prozession an Göthe vorbei defiliren. Er stand mit abgezogenem Hut tief gebückt an

der Seite. Dann hab' ich ihm noch den Kopf gewaschen, ich gab kein Pardon und hab' ihm all seine Sünden vorgeworfen, am meisten die gegen Sie, liebste Bettine, wir hatten gerade von Ihnen gesprochen. Gott! hätte ich eine solche Zeit mit Ihnen haben können, wie der, das glauben Sie mir, ich hätte noch viel, viel mehr Großes hervorgebracht. Ein Musiker ist auch ein Dichter, er kann sich auch durch ein paar Augen plötzlich in eine schönere Welt versetzt fühlen, wo größere Geister sich mit ihm einen Spaß machen, und ihm recht tüchtige Aufgaben machen. Was kam mir nicht alles in den Sinn, wie ich Dich kennen lernte, auf der kleinen Sternwarte, während des herrlichen Mairegens, der war ganz fruchtbar auch für mich, die schönsten Thema's schlüpften damals aus Ihren Blicken in mein Herz, die einst die Welt noch entzücken sollen, wenn der Beethoven nicht mehr dirigirt. Schenkt mir Gott noch ein paar Jahre, dann muß ich Dich wieder sehen, liebe, liebe Bettine, so verlangt's die Stimme, die immer Recht behält in mir. Geister können einander auch lieben, ich werde immer um den Ihrigen werben. Ihr Beifall ist mir am liebsten in der ganzen Welt. Dem Göthe hab ich meine Meinung gesagt, wie der Beifall auf unser Einen wirkt, und daß man von seines Gleichen mit dem Verstand gehört sein will; Rührung paßt nur für Frauenzimmer (verzeih mir's), dem Mann muß Musik Feuer aus dem Geist schlagen. Ach liebstes Kind, wie lange ist's schon her, daß wir einerlei Meinung sind über alles!!! — Nichts ist gut, als eine schöne, gute Seele haben, die man in allem erkennt, vor der man sich nicht zu verstecken braucht. Man muß was sein, wenn man was scheinen will; die Welt muß einen erkennen, sie ist nicht immer ungerecht. Daran ist mir zwar nichts gelegen, weil ich ein höheres Ziel habe. — In Wien hoffe ich einen Brief von Ihnen, schreiben Sie bald, bald und recht viel; in 8 Tagen bin ich dort, der Hof geht morgen, heute spielen sie noch einmal. Er hat der Kaiserin die Rolle einstudiert, sein Herzog und er wollten, ich solle was von meiner Musik aufführen, ich habs beiden abgeschlagen, sie sind beide verliebt in chinesisch Porzelan, da ist Nachsicht von Nöthen, weil der Verstand die Oberhand verloren hat, aber ich spiele zu ihren Verkehrtheiten nicht auf, absurdes Zeug mach' ich nicht auf gemeine Kosten mit Fürstlichkeiten, die nie aus der Art Schulden kommen. Adieu, Adieu Beste, dein letzter Brief lag eine ganze Nacht auf meinem Herzen und erquickte mich da, Musikanten erlauben sich alles.

Gott wie lieb ich Sie!

Teplitz, August 1812.

Dein treuster Freund und
tauber Bruder

Beethoven.

Einige Erinnerungen an Karl Immermann.

(Schluß.)

Was ich von seiner Jugendgeschichte weiß, sind nur Bruchstücke, Andeutungen. Ihm, mit seinem reichen, kräftigen Geiste that ein weiter Kreis der Wirksamkeit, eine Weltbühne noth. Und sein Geschick führte ihn, von früh bis zuletzt in kleine Städte, in enge, abgeschlossene Kreise. So seine früheste Jugend in Magdeburg, sein Jünglingsalter in Halle, dann in Münster, als Mann in Düsseldorf. Er verkümmerte nicht im Kleinlichen, er ließ sich davon nicht erdrücken; wie aber würde ein Geist wie seiner auf einem weitern gesellschaftlichen Felde, wäre er nach Wien, nach Berlin gekommen, einen ganz andern Aufschwung gewonnen haben! Man verstehe mich nicht falsch, er war kein Mann der Verhältnisse, er ließ sich nicht von ihnen überwinden, sondern beherrschte sie. Aber im Kampf mit einem Koteriewesen ging viel von seiner Kraft verloren, und daß er damit kämpfen mußte, stärkte seinen Hang sich abzuschließen, zu isoliren. Er sah darin auch etwas Männliches.

Dieser schädliche Reif ist auf allen seinen frühern Dichtungen bemerklich. Er dämpft ihre Frische; er verhindert, daß sie populär wurden. Es ist Schade, wie viel Kraft da vergeudet ist, und Niemand erkannte das mehr als er selbst später an. Welche Gluth und Fülle der Anschauungskraft und der Empfindung ist in seinem Trauerspiel „Kardenio!" Das Feuer schlug nicht an; es ist literarisch reponirt, und er selbst ließ es da ruhen. Denn die Universitas, die er vorführt, schmeckt zu sehr nach der Universität Halle, und nach Halle aus der Zeit, als er dort studirte, und sich unbehaglich fühlte, zum Theil aus Eigensinn, zum Theil weil er in seinem männlichen Kraftgefühl sich schaaler herkömmlicher Gesetze von Mannheit, die er nicht anerkannte, auch nicht fügen

wollte. Aus seiner innern Welt heraus suchte er die Gesetze, denen er allein gehorsamen wollte. Die innere Welt war in Jünglinge noch nicht so reich, um der Erfahrung, der äußern Anschauungen, der lebendigen Mittheilungen, des Austausches der Gedanken, entbehren zu können; daher so manches Bizarre, ein Festhalten an den zufälligen Eigenheiten großer Geister vor ihm, daher seine shakspearisirenden Dialoge und Witze. Es war eine Krankheit der Zeit. Nicht jeder hat sie, wie er abgeschüttelt. Aber sie that seiner Wirksamkeit auf das Publicum vielen Schaden. Schade, daß sein phantasiereiches, witziges Lustspiel „das Auge der Liebe" auch so durch und durch afficirt ist, daß er es selbst später nicht mehr anerkennen wollte, und es, was auch seine Freunde dagegen vorstellten, in die selbst besorgte Ausgabe seiner Schriften nicht mit aufnahm.

Gegen die Vorwürfe, die ihm sein Auftreten in Halle an der Spitze der sogenannten Sulphuristen, zuzog, braucht der Dichter Karl Immermann wohl heut nicht mehr vor der deutschen Nation, vor den wahrhaft geistig Freien, vertheidigt zu werden. Aber in einzelnen Streiflichtern regte sich noch spät deshalb Abneigung gegen ihn. Ein ritterlicher Dichter, der sein jugendliches Talent mit Vergnügen beachtet, erklärte mir später, er könne sich nicht überwinden, Immerman's spätere Versuche mit Theilnahme zu verfolgen, seit er wisse, daß der Dichter sich gegen das Duell erklärt. Der ehrenwerthe Veteran mag jetzt vielleicht anders denken. Und, — so wunderbar spielt der Zufall — einer von den Jünglingen, welche damals die Peitsche erhoben, um die furchtbaren Kränkungen an den ewigen und heiligen Satzungen der Burschenwelt an denen zu rächen, welche sie zu verachten wagten, ist jetzt einer der berühmtesten Zeloten der pietistischen Kirche. Er schwingt zwar nicht mehr die Peitsche, um die Studenten zu strafen, welche sich nicht mit dem Hieber schlagen wollen; aber er schleudert noch immer Anathemen gegen die, welche den Geist über den Buchstaben setzen. Bei einer Taufe am Rheine kamen beide Gegner, wie man mir erzählt, jüngst zusammen, und **post tot discrimina rerum**, regte sich noch die alte Gegnerschaft im gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Gespräche!

Aus jener Periode ragt, als eines seiner freiesten Werke, sein „Trauerspiel in Tirol" hervor. Auch sein „Alexis" ist daher, aber die großartige Weltanschauung dieses Gedichtes überragt sie. Nur der eisige Frost, der uns bei der Lesung niederdrückt und den Genuß verkümmert, ist noch das Resultat der isolirten Stellung und Stimmung. Gewissermaßen geschlossen ist jene Periode mit seinem wunderbaren, tiefsinnigen „Merlin". Der war die Zauberweihe für ein neues Leben. Bedeutsam regt sich das schon in seinem geistreichen „Reisejournal", wie auch in den „Epigonen". Nur daß hier der Sauerstoff einer trüben Vergangenheit, die er noch durchzukneten hatte, die frischen Keime und Knospen, die sich allerwärts regen, die Ergüsse der Laune, die Blitze der schöpferischen Phantasie noch in der Masse überwältigen. Ein ganz freier Mann wurde er erst in seinem „Münchhausen". Wie übermüthig und sicher spielt da der Mann mit den Verhältnissen, mit den Karrikaturen der Zeit, die abgelöst unter ihm liegen. Er ist frei geworden von der Koterie, dem Konventionellen, nun ergeht er sich mit Lust in einer urkräftigen, frischen Menschennatur, nun zaubert er Gestalten hervor, die ihm lieb sind, die nicht in den Lüften schweben, die fest auf gesunder, deutscher Erde fußen. Er drückt den ersten, wahren bräutlichen Kuß auf die schwellenden Lippen seiner Elsbeth, er preißt sich mit dem wahren deutschen Jünglinge, seinem wilden Jäger aus Schwaben; er schüttelt die Hände mit dem deutschen Kaufmanne, dem freien Bauern aus Westphalen. Und rund umher um seine Lust gaukeln die allernärrischsten verzerrtesten Gestalten der verbildeten Wirklichkeit; aber sie stören und berücken ihn nicht. Es muß auch solche Käuze geben, und er läßt ihnen ihr volles Recht, ohne alle Bitterkeit.

Und der Dichter des Münchhausen, eines deutschen Romans, wie wir keinen zweiten haben, mußte sterben, nachdem er ihn vollendet! Es sollte der Anfang sein einer neuen, schönen Dichterperiode, und es war ihr Ende!

Freunde eröffneten dem Dichter einen Weg, um in gesicherter, ehrenwerther Stellung in Berlin zu leben. Er schlug ihn aus. Weil er das Berliner Leben hasse, wie er sagte. Es war das nach einer kleinstädtischen Regung des ältern Immermann. Er hätte in Berlin sich das Leben geschaffen, welches er wollte. Wie er sich in Halle, Münster und Düsseldorf zu isoliren wußte gegen Einflüsse, die ihm nicht behagten, er hätte das in der großen Stadt weit leichter gehabt. Den Umgang mit Geistern, die mit ihm auf gleicher Höhe

standen, mußte er in der kleinen Stadt suchen. Eine Selbsttäuschung fand bei ihm nicht statt; er mußte daher auch mit Surrogaten vorlieb nehmen. — Nur zu bald fühlte er das, und bereute, daß er jenen Weg sich versperrt. Aber nun war er versperrt; er empfand es bitter und ließ nichts fehlen, um ihn sich wieder zu eröffnen. Wenn er länger gelebt, gewiß würde für Immermann sich jetzt in Berlin ein sehr ehenwerther Kreis großartiger Thätigkeit eröffnet haben.

Seine Brust verlangte nach einer Braut, die ihn zum Leben zurückführe. Er ergriff das Theater. Wie sah ich sein Auge blitzen, wie schwellte sein beredter Mund von kühnen Hoffnungen, was er da herstellen, was neu zaubern wolle. Es war der letzte Moment einer Zeit, wo wir glaubten, der deutsche Geist, das deutsche Gefühl, ja unsre gesunde Nationalität werde auf der Bühne repräsentirt. Aber die Bühne ist eine trügerische Schöne. Für eine volle, kräftige, treue Brust wie Immermanns genügten ihre Liebkosungen nicht. Auch ihren Verrath mußte er erfahren. Das ist eine bekannte Geschichte, und sie gehört nicht hierher. Aber ihr Zauber ist ein gefährlich lauernder. Die Reminiscenzen des beglückten Liebhabers kehren immer wieder. Auch Immermann konnte sich nicht ganz losreißen. Noch immer warf er sehnsüchtige Blicke zurück auf das Gewesene.

Man hat in den Partheikämpfen der ehelezten Zeit mich vielfach mit Immermann zusammengestellt, und eine Bundesfreundschaft erfunden, welche nie existirte. Ich schrieb vor funfzehn Jahren, oder noch früher, in den Wiener Jahrbüchern eine Kritik seiner ersten Dramen, die vielleicht schärfer war, als meine Art ist, aber sie erfreute ihn. Um mehrere Jahre später lernten wir uns erst persönlich kennen, und ich fand jetzt zu meiner Freude, daß er aufmerksamer meine Einwendungen gegen seine Plane gewürdigt, und mehr von der Kritik zu Herzen genommen, als ich selbst davon im Sinn behalten. In der Vorrede zur ersten Ausgabe seines Trauerspiels in Tirol gab er derselben auch ein öffentliches Anerkenntniß, was ich um deshalb hier vorführe, weil er sich darin vor einem Vorwurf, den ich ausgesprochen, nämlich, daß er sich geflissentlich und in eigensinnigem Stolze nicht um die Kritik und die Stimmen des Publikums kümmere, zum ersten Male öffentlich vertheidigte. Seine spätern Schriften geben das Zeugniß, daß er mit reiner, seltener Aufmerksamkeit die kritischen Regungen und Strömungen unserer zerstreuten Literatur verfolgte. Etwas, was man nicht von allen hochgestellten Geistern in der deutschen Wissenschaft, Kunst und Literatur sagen oder rühmen kann. Es gilt für schicklich — oder nur vornehm? — wenn man zu einer gewissen Höhe gelangte, was darunter vorgeht, zu ignoriren. Wie wäre sein Münchhausen erwachsen, wenn er nicht alles gelesen und in seinem reifen Geiste durchgearbeitet hätte, was der Tagesstern mit sich bringt, um es ans Ufer zu werfen oder ins Meer der Vergessenheit zu führen.

Aber die Aufmerksamkeit, die der gereifte Mann dem Tage und seiner Stimme schenkte, hatte nichts von Hingebung, noch weniger von einem Hinhorchen nach dem was gilt. Wenn irgend ein Vorwurf in dieser Beziehung ihn trifft, so war es, daß er durch kurze Zeit von Heine's witziger Manier geblendet, spielende Versuche in seiner Dithyrambenweise machte, die seines Ernstes nicht ganz würdig waren. Er verließ aber schnell wieder diesen Weg. Er ließ sich nicht verführen und biß nicht an, wo man ihn durch Lob ködern wollte. Darin war er ganz Mann. Manche literarische Koterie hätte gern Opferduft um ihn geräuchert, manche ihn gern zum Gott erhoben, wenn er sie nur als kleine Gottheiten unter seine Flügel genommen. Aber er blieb unbeweglich. Er ließ sich anfeinden, er schuf und seine Schöpfungen wuchsen, während die Negationen um ihn vergingen. Einmal nur hat er ernsthaft, auf einen ernsthaften Angriff, geantwortet. Möge der unselige, aus unbegreiflichem Mißverständniß hervorgegangene Kampf zwischen Platen und Immermann der Vergessenheit anheimfallen. Noch in einem Konflikte blieb er Mann. Ob sein Ohr den Schmeichellauten ganz unzugänglich geblieben, weiß ich nicht, aber der Vergötterung, welche einem Dichter, wie er, so leicht wird, wenn ein Kreis von Frauen, die etwas zum Vergöttern haben müssen, sich um ihn sammelt, ist er nie erlegen.

Auf jene angeführte Data und einen nicht sehr lebhaften Briefwechsel beschränkte sich der literarische Verkehr zwischen Immermann und mir. Doch kann ich mich vielleicht eines zufälligen Einflusses rühmen. Meine kleine, sogenannte Lügennovelle: „das Dampfschiff" hatte ihn heiter gestimmt, und ich erinnere mich, daß er mir sagte, sie rege ihn zu einem ähnlichen Thema in einer andern Auffassungsweise an. Wenn der kleine

Scherz, aus einer launigen Stimmung vor zwölf Jahren erwachsen, wirklich der Anlaß zu dieser großartigen Dichtung wurde, so erachte ich das für das größte Verdienst jenes harmlosen Produkts.

Zwei Mal besuchte ich ihn auf einer Reise in Düsseldorf; bei seinen Besuchen in Berlin war ich leider abwesend. Seine Erscheinung hatte etwas Ungenirendes, aber ich bekenne, sie hatte für mich nichts Fesselndes. Sicher, der Rede mächtig, mit einem wohltönenden Organ, immer gediegen, auch warm sprechend, mochte man sich der Nähe eines solchen Mannes freuen, aber ich fühlte, auf die Dauer könne diese, zwar nicht angenommene, aber bewußte Vornehmheit drückend werden. Sie ist es für viele geworden. Sein Umgang war immer nur temporär. In der Regel stand er isolirt da. Doch grade auch darin soll in der letzten Zeit seines Lebens eine gänzliche Umwandlung vorgegangen sein. Das Humane siegte, er wurde umgänglich und liebenswürdig. Ein berühmter Mann aus der vergangenen „Sturm- und Drangperiode" der deutschen Literatur, **Klinger**, erklärte, ein ächter Mann dürfe nicht liebenswürdig sein. Bei diesem Princip verharrte er bis zu seinem Tode. Immermann, wenn dieses Princip bei ihm Bewußtsein war, blieb sich glücklicherweise darin nicht konsequent, und ich beneide diejenigen, welche ihn in seinen letzten Lebensjahren kannten. Bei seinem Schatz von Erfahrungen, Kenntnissen, bei seiner Belesenheit und mit seinem Geiste muß er, nachdem die starre Kruste erweicht war, ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter gewesen sein. Andeutung giebt sein Münchhausen.

Immermann pflegte früher zu sagen, es sei das schönste Loos eines Dichters, in seiner Manneskraft zu sterben. Wenige Wochen vor seinem plötzlichen Tode äußerte er sich mehrmals anders. Er fühlte in sich unendliche Lebenskraft. „Bei meiner Constitution und wenn ich so mäßig zu leben fortfahre, wie ich jetzt angefangen, sagte er zu mehreren Bekannten, kann ich und werde ich, ich fühle es, das achtzigste Jahr erreichen." Und er erlag in der Fülle seiner Kraft im fünf und vierzigsten.

Die neueste belletristische Literatur.

Von Ed. Meyen.

Seit langer Zeit sah es nicht so lebendig in unserer Literatur aus, wie in den jüngst vergangnen Monaten; die Fruchtbarkeit des Jahres 1840, von der uns prophezeit war, hat sich auch hier erfüllt, es ist reicher Seegen überall, in allen Gattungen: ein so stattlicher Markt, wie nur die Leipziger Messe ihn für kurze und lange Waare bietet. Da ist alte und junge Romantik, Männer der Befreiungskriege und der Julirevolution, Tendenzpoeten und Naturalisten, aus allen Richtungen und Epochen sind sie da, wir würden Mühe haben, sie einzeln zu verfolgen; aber die Hauptrepräsenpräsentanten derselben wollen wir uns nicht entgehen lassen, sie sind alle so hübsch beisammen, und wir bekommen dadurch plötzlich ein Bild, das uns den gegenwärtigen Zustand der Literatur wiederspiegelt.

Da begegnen uns aus der alten Zeit: **Bettina**, **Ludwig Tieck**, **Henrich Steffens**, **Arndt**, **Fouqué**. An sie schließen sich die Repräsentanten der mittleren Zeit: **Immermann**, **Willibald Alexis**, **Henriette Paalzow**, **Seatsfield**, Fürst **Pückler**, **Varnhagen von Ense**, und dann folgen die Schriftsteller des sogenannten jungen Deutschlands: **Heine**, **Laube**, **Gutzkow**, **Wienbarg**, **Kühne**, **Dingelstedt**, **Marggraff**, **Karl Beck** u. A., sogar **Börnes Schatten** mischt sich unter diese, und wir haben einen Zeitraum von wohl siebenzig Jahren oder zwei Menschenaltern, der drei Schriftstellergenerationen gleichkommt, zu überblicken.

Was sich als charakteristisch für die Gesammtrichtung unsrer Literatur dabei geltend macht, ist das überwiegende Interesse an dem historischen Roman, an der Biographie und den Memoiren. Je mehr die Nation sich als historische empfindet, je mehr das Blut der Geschichte in die Adern der Einzelnen übergeht, desto reger wird auch der Trieb, die Anschauung drr nächsten Vergangenheit zu erwerben, um damit den Schlüssel zur Gegenwart zu haben. Die Biographie aber ist das persönliche Leben der Geschichte, sie giebt uns zuerst die Fäden in die Hand, nach denen die Geschichte gelenkt worden, sie zeigt uns die Charaktere und Individualitäten, welche auf die Geschichte gewirkt und sie gemacht haben, daraus ergiebt sich uns die dann die Anschauung des Allgemeinen, als Resultat des Einzelnen. Deutschland, indem es das Bedürfniß solcher Anschauung empfindet, stellt sich damit auf den Standpunkt Frankreichs und Englands, und die Literatur indem sie es erfüllt, zeigt, daß sie diesem Zustande gewachsen ist.

Aehnlich motivirt sich das Verlangen, daß die Poesie auf historischem Grund und Boden sich bewegen solle. Man ist des Suchens nach dem Ideal und nach der Kunstform satt, die ewige Tendenzjagd hat alle Kräfte abgespannt, das Volk verweist die Poeten kurz und gut auf die Geschichte und auf die Wirklichkeit, und ruft ihnen zu, da bildet und dichtet, da ist Poesie genug! Und im Grunde ist es immer so gewesen. Das Volk hat immer Geschichten verlangt, wenn es seine Aufmerksamkeit fesseln, und den Poeten zuhören sollte, Geschichten wahr oder ersonnen, wenn sie nur wahrscheinlich sind, und die Poeten haben sich kluger Weise immer an die nächste Tradition gehalten, weil dafür der Sinn am lebendigsten war. Wer dann das meiste Pathos hatte, der traf's, der trug den Sieg davon. So ist es auch jetzt. Das Volk liest den Schriftsteller, in welchem die größte nationale Kraft pulsirt, der die Idee des Lebens und der Kunst mit dem Stoffinteresse am energievollsten vereinigt. Spindler, Mügge, Storch, Belani, Duller, Bechstein, Herlossohn und wie sie alle heißen, die für den historischen Roman ausschließlich arbeiten, sie nehmen den größten Theil des Lesepublikums in Anspruch, das Volk schwärmt für sie, und auf dieser Basis erhebt sich dann auch das Tüchtige und Werthvolle, wie wir es jetzt in Tieck's: Vittoria Accorombona, Willibald Alexis': Roland von Berlin und Henriette Paalzow's: St. Roche vor uns sehen. Tieck hat sich bemüht, die volle Schönheit des deutschen Idealismus, wie sie ihm seine Kunstrichtung gegeben hat, hier in die Wagschale zu legen, er hat hier sein altes Lieblingsthema, die Schilderung eines Dichtergemüths wieder gefunden, und kann seine gewohnte Gefühlsvirtuosität offenbaren. Aber dies Gemüth gehört diesmal einer Dichterin, und die Behandlung wird eine neue. Wunderbar berührt es uns hierbei, Tieck in die Fährte des jungen Deutschlands gerathen zu sehen, das er bisher so bitter verfolgt hat. Auch seine Vittoria ist eine sich Emancipirende, auch sie will nichts von Heirath und Männerherrschaft wissen, sie will frei bleiben, dem Zuge ihres Geistes zu folgen. Aber Tieck hat zugleich die Lösung dieses Zwiespalts der wirklichen Natur zu geben gesucht, Vittoria findet ihre Befriedigung in der Ehe, in dem geliebten Manne, nachdem sie von dem ungeliebten sich zu scheiden gewußt. Diese Lösung sollte uns willkommen sein, denn sie ist die natürliche. Aber wir können nicht recht daran glauben. Dieses Liebesverhältniß Vittoria's mit dem Herzog Bracciano schmeckt gar zu sehr nach der romantischen Schule Ein Mann, der kalten Blutes sein Weib ermordet, um ein anderes zu besitzen, kann nicht eines so kindlichen, idyllischen Glücks fähig sein, wie dieser Bracciano uns glauben machen will. Und was ist am Ende der Inhalt dieses Glücks? Wir sehen nicht, daß Vittoria's Charakter sich dabei fortbildet, ja ihr Dichtergemüth beginnt darin zu erlöschen, ihr Talent zu schweigen, sie wird ein gewöhnliches Weib, an deren Reizen ein alter Tyrann sich ergötzt. So vermissen wir doch die rechte Energie dieses Stoffes, die wir erleben würden, wenn der Charakter der Dichterin in dem Kampf mit der Welt sich entfaltete, und wenn wir mitten in diesem Kampfe ihren tragischen Untergang sähen. So aber stirbt sie apathisch, blasirt, lebensmüde. Was dem Dichter für diesen Stoff fehlt, sehen wir auch bei den übrigen Gestalten, welche die Entartung des italienischen Lebens vor der Zeit Sixtus V. repräsentiren sollen, und die mit schwacher Pastellfarbe gemahlt scheinen, wo wir den kräftigen Pinselstrich der Historienmalerei wünschen. Die Anlage des Ganzen ist unstreitig großartig, auch im Einzelnen viel Schönes, aber hinter den Cevennen steht die Schöpfung weit zurück, und wir können nicht in das Urtheil der Bewunderer Tieck's mit einstimmen, daß diese seine schönste Dichtung sei. Haben wir hier nur das Bild einer Dichterin, so tritt uns in Henriette Paalzow eine solche in der Wirklichkeit entgegen. Aber die Betrachtung dieser Dichterin führt uns sogleich in die Anschauung der Gattung, für die sie dichtet, sie ist weniger eine originelle Gestalt, als ein specielles Talent. Sie beherrscht den historischen Roman, wie ihn Walter Scott geschaffen hat, mit vielem Glück, sie schildert die Zeit, die sie sich erkoren, die Epoche Ludwigs XIV, mit allem Geschick, es steht ihr ein großer Reichthum an Erfindung zu Gebote, sie weiß spannende Situationen in Menge zu bilden, und die Detailmalerei des Stoffes dabei auf's beste zu üben. Aber die Schwäche der weiblichen Natur verleugnet sich dabei auch nicht, die Männerwelt, welche uns hier entgegentritt, macht uns lächeln oder widert uns an durch ihre Schwäche und ihre steife Pedanterie, wie sie hier im Rococostyl sich geltend macht. Achtungswerth ist das Streben nach Wahrheit und Natürlichkeit, das die

Dichterin für die Entfaltung des weiblichen Gemüths offenbart, hier erhebt sie sich nicht selten zur wahren Poesie, aber es ist ihr nicht gegeben, diese Richtung zum Mittelpunkt ihres Dichtens zu machen, und von da aus zur höchsten Höhe der Weltanschauung sich aufzuschwingen, das Formelle überfluthet diese, und sie kommt über das Hegen und Tragen des Aristokratismus nicht hinaus, und versinkt dadurch eben in jene Schwäche der Charakteristik.

Willibald Alexis ist ebenfalls aus der Nachahmung Walter Scotts hervorgegangen, aber das Talent, das er hierfür entwickelte, hat eine sehr glückliche Richtung genommen, indem es sich so bald wie möglich auf eigene Füße stellte, indem Willibald Alexis sich der Charakteristik der Nationalität, welche ihm zunächst lag, und in der er sich wahrhaft als Dichter fühlen lernte, zuwandte. Mit dem Cabanis hat Willibald Alexis dem historischen Roman die richtige Bahn, auf der er zu originaler Kraft gelangen kann, eröffnet, und sich selbst dadurch eine bleibende Stelle in der Natio- nationalliteratur errungen. Wie dort für die preußische Nationalität zu der Zeit Friedrich d. G., so hat er auch jetzt für die Charakteristik der ältern brandenburgischen Geschichte in dem Roland von Berlin Vortreffliches geleistet. Mit der wahrsten Begeisterung hat er sich in diesen Stoff hineingedacht, und es ist ihm gelungen, ein so lebendiges Bild des mittelaltrigen Städtelebens zu entwerfen, wie wir es noch nicht besitzen. Die Charakteristik des Bürgerstandes und seines Egoismus, des Volkes und seiner Willkür, des Adels und seiner Rohheit, der Fürstenherrschaft und ihres idealen Berufs tritt darin so plastisch hervor, daß die Nothwendigkeit der Auflösung des Mittelalters auf das deutlichste daraus hervorgeht. Die Idee des modernen Staates ist der Endpunkt dieser Darstellung, welche so reich, schön und tief ist, daß sie die volle Anerkennung der Nation verdient. Schade nur, daß Willibald Alexis dieser Wirkung durch den gemachten Chronikenstyl seiner Dichtung selbst geschadet hat, da man befürchten muß, daß dieser viele Leser abschrecken wird.

Auch die junge Literatur hat neuerdings versucht, in dieses Gebiet des historischen Romans zu dringen, aber bis jetzt mit wenig Erfolg. Hier zeigt es sich eben, wie wenig Kraft des unmittelbaren Gefühls und der natürlichen Gestaltung diese Schriftsteller haben, wie wenig sie berufen sind, producirend aufzutreten.

Kühne's Rebellen von Irland erscheinen uns nur als die schwächere Wiederholung seines ersten Versuchs, der Klosternovellen, und stellen sein Talent für den historischen Roman wesentlich in Frage. Der Stoff überwuchert die Poesie, die Geschichte erdrückt die Charakter, es kommt zu keiner Thatkraft der Handlung, wir bleiben überall unbefriedigt. Es ist in diesen Rebellen nur das Wünschen und Wollen, das Experimentiren der Rebellion, nicht diese selbst geschildert, es fehlt die Gestaltung der Geschichte, wie des Lebens. Dazu gesellt sich dann noch eine grenzenlose Geschmacklosigkeit in der Behandlung sinnlicher Situationen. Dieses zwitterartige Wesen, das sich als schlechte Copie Mignon's in diesem Roman umhertreibt, ist durch und durch widerlich, und die Scene mit der Lady Wardon, wo diese entdeckt, daß Rory — kein Knabe ist, durchaus unästhetisch. Kühne begeht hier eine Unart, die nicht stark genug gerügt werden kann, weil sie so absolut geschmacklos ist. Auch Kühne's Diktion entbehrt trotz des künstlichen Feilens und Polirens, aller Kraft und alles Lebens, sie ist erkünstelt und verfällt dann auch hier in Geschmacklosigkeit, vorzüglich in der Anwendung der Gleichnisse. Kühne kann es über sich gewinnen, den grünen Teppich einer Wiese mit einem frisch überzognen Billard zu vergleichen — eine völlige Verkehrung der natürlichen Empfindung! — Mit dem jungen Deutschland sieht es überhaupt schlimm aus. Für die Produktion haben seine Schriftsteller, wenn auch Sinn, doch nicht Talent genug, und für die Kritik und Literatur im Allgemeinen zu wirken, dazu fehlt es ihnen an Ernst, Fleiß und gutem Willen. Sie wollen nun einmal mit Gewalt Poeten sein, und so verderben sie die Prosa durch die Poesie, die Poesie durch die Prosa. Es ist recht schön, daß sie die Fortbildung des socialen Romans angeregt haben, für diesen aber auch etwas zu leisten, hätte es des Talents eines Balzac oder Seatsfield bedurft; so aber beschränkt sich, was sie gedichtet, auf eine schwache Nachahmung französischer Muster, und das mühsame Hinaufschrauben der Reflexion zum Höhepunkt der Poesie, und die Erkünstelung der Motive tritt uns immer als Haupteindruck entgegen

Soll unsrer Poesie Heil ersprießen, so muß dieser Standpunkt der falschen Genialität, der Willkür des Verstandes gänzlich überwunden, und zu der Einfachheit der unmittelbaren Empfindung, wie zu der Kraft der natürlichen Leidenschaft zu-

rückgegangen werden. Immermann, den wir überhaupt als das reifste Produkt der letzten Epoche anzusehen haben, hat diesen Durchbruch der wahren Poesie in dem besseren Theil seines Münchhausen, in der Idylle des Oberhofs bereits vollendet. Hier ist wieder Natur, Wahrheit, Kraft, Wirklichkeit, hier stehen wir auf nationalem Grund und Boden, empfinden uns als Menschen wahrhaft erhoben durch des Walten des Ewigen, Göttlichen, Idealen in uns, und freuen uns der nationalen Kraft, welche dieses Göttliche hervorruft. Sie heilt uns mit eins von dem falschen Schimmer der Gefühlsrichtung, wie sie in der romantischen Schule ihr Wesen trieb, und von der Willkür der Reflexion, die in dem jungen Deutschland waltete, und wie ein böser Wurm an der Wurzel unsrer Poesie nagte.

Wie falsch der Standpunkt des jungen Deutschlands sei, können wir nicht besser als an dem Beispiel seines Urhebers, Heine sehn, dessen Ironie sich nun schon völlig zu verleben beginnt. Sein schönes Dichtertalent hat er verschüttet; ohne Glauben, ohne Liebe, ohne Begeisterung treibt er sich zwischen Frankreich und Deutschland umher, kann nirgend Fuß fassen, nirgend eine Heimath sich erringen, und fällt als Dichter immer mehr dem groben, ekelhaften Materialismus anheim, der seiner Poesie alle Kraft, alle Gesundheit raubt. Seine Gesinnungslosigkeit ist der Nation in der That jetzt zum Ekel geworden, wo er die Thorheit begangen hat, Börne, den er als Vorkämpfer der eigenen Richtung ehren sollte, auf das gemeinste zu schmähen, und sich dagegen mit seiner kleinlichen Eitelkeit zu brüsten. Die sinnliche Natur gewinnt in Heine, so scheint es, mehr und mehr, je älter er wird, die Ueberhand, und sein Ruhm geht zu Ende. Laube und Mundt treiben auf entgegengesetzte Weise gerade das, wozu sie nicht berufen sind. Laube, der ursprüngliche poetische Begabung besitzt, und sich der freien, natürlichen Produktion hingeben sollte, will durchaus ein Literarhistoriker sein; Mundt, der kritisches Talent hat, und für die Literaturgeschichte etwas leisten könnte, quält sich zu dichten. Seine jüngste Schilderung Börne's, Heine's und des übrigen jungen Deutschlands ist eine äußerst dürftige und unzureichende Darstellung, zu rein praktischen Zwecken entworfen, sie entbehrt jeder kritischen Schärfe und tieferen Durchdringung der Sache. Gutzkow ist der begabteste und deshalb auch der vielgewandteste unter den Schriftstellern des jungen Deutschlands. Es kommt ihm auf eine Inkonsequenz mehr oder weniger nicht an, aber er weiß seine Kräfte beisammen zu halten, und diese, wo es darauf ankommt, für die Sache wirken zu lassen. Seine „Biographie Börne's" ist ein schönes, tadelloses Werk, das Heine's Buch „über Börne" vollkommen paralisirt, und Gutzkow's Befähigung zum Biographen in hohem Grade darthut. Seine dramatischen Arbeiten bewegen sich dagegen auf einem vollkommen falschen Standpunkte der Produktion, sie sind mittelmäßige Erzeugnisse des combinirenden Verstandes, dem bis jetzt jede moralische Kraft und Haltung fehlt, und welche nur für den augenblicklichen Effekt und die Herrschaft der Form berechnet sind. Eine hohe Achtung verdient Wienbarg, der Bravste und Redlichste unter den Jungdeutschen. In ihm lebt und webt der schöne Idealismus des Humanen, und ihn hat die Begeisterung, welche er für seine Verwirklichung im Gebiet des Schönen von Anfang an gezeigt hat, nie verlassen. Ihn hat auch die Eitelkeit nie verblendet, über seine Kräfte hinaus sich zu erheben, er ist immer derselbe tüchtige, kernige Mann mit der Jünglingsbegeisterung geblieben, ein deutscher Grieche, der Nachfolger Herders. An Tiefe der Forschung und Schärfe des Urtheils mangelt es indessen auch ihm, es überwiegt bei ihm das rhetorische Element, daher war auch er nicht fähig die sinkende Kraft des jungen Deutschlands aufrecht zu erhalten, und es vor dem Verfall zu schützen. Die Literatur bedarf für die kritische Durcharbeitung ihrer Elemente neuer Energie.

Doch wir brechen ab von diesem Thema, auf das wir noch oftmals zurückzukommen gedenken, um den Erscheinungen uns zuzuwenden, welche unsre Literatur in diesem Augenblick in solcher Fülle für die Gattung der Memoiren darbietet, deren wir zu Anfang dieses Artikels erwähnten. Es liegt in der Natur unseres Nationalcharakters daß auch diese Gattung weit mehr auf das Innere wie auf das Aeußere gerichtet ist, daß es weit mehr auf die Bildung der Subjektivität, wie der äußeren Erlebnisse ankommt. Aber darin gerade sehen wir den Kern des historischen Lebens, indem wir die Heranbildung der subjektiven Kraft, des Charakters aus dem historischen Stoffe anschauen, während Engländer, und Franzosen mehr auf diesen, auf die Masse des Erlebten blicken. Hiervon zeigen uns die Memoiren von Arndt, Stef-

sens, Immermann und die Biographie Börne's die größte Mannigfaltigkeit. Als der reinste Ausdruck der deutschen Nationalität erscheint uns unter diesen Immermann, der auch hier zum Mittelpunkt der Literatur wird. Seine Memorabilien zeigen uns den kräftigen, gleich begabten wie energievollen Mann in der Vollkraft seiner Tüchtigkeit, in der Schärfe seiner geistigen Anschauung, wie in der liebevollen Hingebung an das Leben und die Kunst. Es war etwas Römisches in Immermann, er war ein deutscher Römer. Der Poesie hat er sich erst in reiferen Jahren, aber dann auch mit dem tiefsten Ernste und der reinsten Wahrheitsliebe hingegeben. Zu Anfang irregeleitet von der romantischen Schule, deren letzter Sproß er war, hat er sich aus eigner Kraft von dieser losgerungen, um frei und ungehindert die Geschichte auf sich wirken zu lassen, und durch ihre Auffassung im kernigsten, männlichsten Sinne die Poesie zu fördern. Es ist ihm hier für das Drama zwar nicht das Höchste gelungen, weil der vorherrschende Verstand seines Wesens es nicht zur völligen Hingebung an die Phantasie bringen konnte; im Epischen aber, wohin sein Talent wesentlich neigte, und wo seine Verstandesrichtung mehr Raum zur Entwicklung fand, ist ihm Großes gelungen. Die Epigonen sind auf ähnliche, nur nicht so vollendete Weise der Abglanz unsers Nationallebens, wie Goethe's Wilhelm Meister es für das 18te Jahrhundert ist, und der Münchhausen, wie wir oben schon es aussprachen, ist die freie That eines neuen poetischen Geistes. Immermann's tiefe Kraft offenbarte sich hier energischer als je, indem er von der satirischen Form, die als Nachklang der Tieckschen Richtung sich noch einmal in ihm geltend machte, sich losriß, und zur reinen Hervorbildung des natürlichen, freien, in sich bedeutenden und produktiven Humors fortschritt. Immermann war der Philosophie nicht fremd, wie sein scharfes und treffendes Urtheil über Fichte, und die Verbindung, in der er bei der Stiftung der Berliner Jahrbücher mit den Hegelianern erscheint, zur Genüge zeigt; daher fand sein Geist die unermüdliche Kraft der stets sich neu ergänzenden Weltanschauung, den Fortschritt der männlichen Bildung, und die stets bereite Schärfe des Urtheils. Die Anschauung seiner Entwicklung und seiner energischen Wirksamkeit für Kunst und Literatur, wie sie uns jetzt seine Memoiren bieten, kann uns nur mit Freude und innerer Befriedigung erfüllen, und wir müssen über ihn mit Goethe ausrufen:

> Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
> Jeder; da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.

Arndt und Börne stellen sich wie zwei Extreme neben Immermann, wie eine äußerste Rechte und Linke, die sich heftig von einander abstoßen, in ihrem Centrum aber doch berühren. Arndt ist der Demagoge der Befreiungskriege, Börne der Demagoge der Julirevolution. Beide wollten die Freiheit Deutschlands, durch gleich verzweifelte Mittel. Arndt, der Mann mit den langen Haaren und der offnen Brust, wollte die Ausrottung alles Fremdländischen, um die germanische Kraft rein aus sich, d. h. aus dem Unwesen des Vergangenen, von der Geschichte längst Verworfenen, keimen zu lassen, Börne, der im Frack und mit seiner weißen Wäsche, Repräsentant der republikanischen Begeisterung zu werden strebte, wollte die gesammte deutsche Geschichte auslöschen, um auf den leeren Raum den Freiheitsbaum der französischen Staatstheorie zu pflanzen. Beide waren gleich thöricht; sie vergaßen, daß Völkerregenerationen von innen organisch erwachsen müssen, daß die Welt, die Geschichte allein dies Produkt zu zeitigen vermögen. Aber Beide hatten Recht, wenn sie mit der vollen Kraft ihrer Individualität dafür zu wirken suchten, denn durch die Individuen macht sich die Geschichte, und wenn sie selbst auch nicht den rechten Mittelpunkt des deutschen Lebens gefunden haben, so haben sie Andern diesen doch durch ihr extremes Wirken gezeigt. Immermann hat auch gegen Napoleon's Despotismus gekämpft, auch er hat für deutsche Freiheit geschwärmt, aber es ist ihm nicht eingefallen, ein Franzosenfresser zu werden, und das „Franzthum" zum Fenster hinaus werfen zu wollen, er hat nachher dem Code Napoléon gedient und freudig sich in diesen Rechtsformen bewegt; auch das fröhlich fortstrebende, regsame Leben der Rheinlande, das eine Vermittlung Deutschlands mit Frankreich sucht, hat er muthig getheilt und sich keiner modernen Idee verschlossen, wenn er auch zuweilen Anfangs hart dagegen auftrat. Die Entfaltung des deutschen Staatslebens von innen heraus, fortschreitende Bewegung aus eigener Kraft ist stets sein Wahlspruch geblieben.

Heinrich Steffens „Erlebnisse" bieten bis jetzt wenig Bedeutendes dar. Steffens hat sich mit der Geschwätzigkeit des Alters in die Zeit seiner Knaben- und Jünglingsjahre, die ziemlich steril sind, verloren, und berührt die Sphäre seines Einlebens in die deutsche Nationalität noch nicht. Steffens erlangte hier eine herrliche Stellung. Er trat mitten in die geistige Aufregung hinein, welche Schelling's begeisterte Naturphilosophie in die deutsche Wissenschaft brachte, und ihm selbst war der poetische Sinn und die rhetorische Kraft verliehen, zum Sprecher der neuen Richtung zu werden. Steffens war Schelling's begünstigter, geliebtester Schüler. Dazu trat dann die Aufregung der Befreiungskriege, des Aufraffens der deutschen Nationalität, und Steffens, in der Blüthe der männlichen Jahre, theilte auch diesen Sturm der Begeisterung, und widmete die Fülle seiner geistigen Anschauungen dem schönen Zwecke, die Gemüther zur Waffenerhebung wie zur Wiedergeburt des deutschen Freiheitssinns zu entflammen. Als aber diese Freiheit gehemmt wurde, zeigte sich Steffens nicht stark genug, über den Idealismus des Gefühls hinaus zur festen Energie der Vernunft, welche ihre unerschütterliche Kraft der Geschichte entlehnt, zu dringen, er begnügte sich mit der Naturbegeisterung und suchte zugleich in der Religion Befriedigung, die ihn aber in einen Mysticismus des Gefühls führte, welcher von dem Pietismus wenig oder gar nicht verschieden ist. Steffens hörte auf, für die Philosophie wie für die Nation Bedeutung zu haben. Für die Zeit aber, in der er seine Kraft wahrhaft männlich walten ließ, werden uns seine Memoiren gewiß noch viel Interessantes darbieten.

Bettina versetzt uns durch ihren Briefwechsel mit der Günderode wieder in die Zauberkreise der Gefühlswelt, die nur sie zu ziehen weiß, und wo sie uns einen Trank der Begeisterung darreicht, der mit seiner berauschenden Kraft uns in ein Land versetzt, das nirgend existirt, als in dieser Individualität, das eigenthümlich ist in all' seinen Elementen, in der Luft, die wir athmen, in der Feuerkraft, die unser Blut erwärmt. Man hat Bettina nachgewiesen, daß dieser Briefwechsel großentheils fingirt ist, denn die historischen Verhältnisse, die darin berührt sind, passen nirgend zu einander; um so bewundernswürdiger aber erscheint uns Bettina's Talent, solche Zustände zu dichten, solche Seelenstimmungen in sich hervorzurufen, so tief in den Urgrund ihres Wesens hinabzusteigen, um so geistig Bedeutendes zu schaffen, die Vergangenheit zu beleben, als war' sie gegenwärtig. Bettina ist eine Erscheinung, die einzig in ihrer Art ist, wie sie keine andere Literatur keiner Zeit aufzuweisen hat. Der Trieb nach Romantik, wie er in der deutschen Natur tief wurzelt, ist bei ihr zur üppigsten Blüthe tellurischer Naturbegeisterung emporgeschossen, das Gemüth des Weibes hat sich hier in der ganzen Fülle seiner concipirenden Kraft und in der kühnen Entschlossenheit seiner natürlichen Rücksichtslosigkeit offenbart, und Bettina ist in vieler Beziehung eine reichere Verkünderin der deutschen Romantik, wie die Dichter der romantischen Schule selbst, denn sie selbst hat sich zum Stoff des Dichtens gemacht, sie selbst mit all' ihren Neigungen, Empfindungen, Gedanken, ihrem ganzen natürlichen Sinn. Aber in Bettina lebt freilich auch ein kräftigeres Naturelement, das ihr eine elastischere Spannkraft verleiht, als jene besitzen; sie ist südlicher Abstammung, ihr Vater war ein Portugiese. Auch bei ihrem Bruder Clemens Brentano kann man diese ganz eigenthümlich sprudelnde Kraft des südlichen Geistes wahrnehmen. Auch er ist begabt, wie nur ein Dichter es sein kann, aber er ist immer formlos geblieben, und die träumende Welt der Mährchen war es, in der er am liebsten weilte.

Theater.

Am 3. Januar wurde auf dem königlichen Theater Racine's „Athalja" nach der Uebersetzung von Raupach und der Musik von Schulz gegeben. Der Versuch war interessant, aber er mißglückte. Zunächst bildete die Musik ein viel zu fremdartiges, ja selbst feindliches Element für die Tragödie. Der Komponist hat sich der Chöre bemächtigt, um sie zu beherrschen, um durch sie für seine Kunst zu wirken, nicht aber, wie es die Natur der Sache erforderte, um die Musik der Poesie als dienendes Element unterzuordnen. Er hat Opernmusik daraus gemacht, statt recitativischer Begleitung. Wenn wir der Wirkung der antiken Tragödie uns nähern wollen, so müssen wir auch deren Elemente in uns aufnehmen. Die

Alten haben ihre Chöre mit musikalischer Begleitung recitirt, nicht gesungen, die Macht des Wortes, der Gedanke herrschte, nicht die Unbestimmtheit des Gefühls. Auch Racine kann, wenn er auch seine Chöre, welche weit unter denen der antiken Tragödie stehn, weil sie sich nicht zur Energie des Gedankens erheben, nicht den tragischen Inhalt beherrschen, sondern in der Sphäre der Betrachtung und Anbetung verbleiben, nur an solchen Gesang gedacht haben, welcher seine Dichtung zu tragen und zu heben vermochte, denn sonst würde er nicht solche Kunst darauf verwendet haben. Wie wir die Chöre jetzt von Schulz behandelt und wie wir sie dargestellt sahen, hörte bei dem Eintritt derselben die Wirkung der Tragödie auf, ein neuer Eindruck trat hinzu; das musikalische Gefühl bemächtigte sich unsrer, aber ohne uns zu befriedigen; wir hörten ein Mittelding von Opern- und Kirchenmusik, das uns bald anregte, bald durch seine Monotonie langweilte, an die Tragödie dachten wir nicht mehr, und der Eindruck, welchen die Poesie der Chöre für diese haben sollte, verschwand gänzlich. Wir hörten Hrn. Eichberger, Hrn. Fischer und Dlle. Schulz singen, nicht aber die Leviten und die Jungfrauen des Tempels. Wäre das Ganze eine Oper gewesen, so hätten wir uns nichts daraus gemacht, dann hätte uns die Einheit des Ganzen getragen, wir hätten es nicht unnatürlich gefunden, daß die moderne Instrumentalmusik in dem Tempel zu Jerusalem vernommen werde, denn alsdann kam es uns nur auf die musikalische Empfindung dieses Stoffes an. Hier aber sollten wir denken wie die Juden des alten Testaments, und singen wie die Opernsänger des neunzehnten Jahrhunderts, dies giebt einen unnatürlichen Kontrast, einen unauflösbaren Widerspruch. Das königliche Theater hätte hier eine ältere Erfahrung zu Hülfe nehmen können. Raupach hatte im Jahre 1835 auch einmal eine antike Tragödie zu dichten versucht: „Themisto"; Löwe hatte die Chöre im Kirchenstyl komponirt, sie wurden gesungen, und blieben völlig wirkungslos, während die gesprochenen Chöre in Schiller's Braut von Messina stets eine großartige Wirkung hervorbringen. Sehr natürlich war es daher, und voraus zu wissen, daß die Chöre der „Athalja" dem Publikum mißfallen würden; es geschah im stärksten Maaße.

Ein zweiter wesentlicher Mangel dieser Darstellung war die Unfähigkeit unsrer Schauspieler, Racine's mächtigen Pathos nach den Anforderungen der Kunst wiederzugeben. Die deutschen Schauspieler sind Naturalisten. Sie gehn zum Theater, wenn sie etwas deklamiren können, etwas Talent in sich verspüren, in die Masken des Ifflandschen und Kotzebueschen Drama's sich zu schicken. So werden sie dann von den Direktoren der Provincialbühnen verbraucht; schlagen sie ein, so werden sie leidliche Charakterdarsteller und kommen an die größeren Theater, von Kunst ist aber auch dann noch keine Rede. Es gehört die höchste Ausbildung des Organs, die Kunst der Deklamation, sowie die höchste geistige Befähigung dazu, um den Pathos der Tragödie zu reproduciren. Jeder Zuhörer vermag, sich ein Stück mittelmäßig vorzulesen, im Theater verlangt er die specielle Befähigung und die höchste Anstrengung des Schauspielers für seine Rolle, er lauscht bei jedem Wort, ob es auch richtig verstanden und betont worden. Wie unsre Bühne nun jetzt ist, müssen wir leider behaupten, daß für die Tragödie nur Mad. Crelinger, Mad. Wolf, Fräul. v. Hagn und Hr. Seydelmann auf dem Standpunkt der Kunst stehen. Die Uebrigen sind grobe Naturalisten, welche einer künstlerischen Reproduktion tragischer Charaktere vollkommen unfähig sind. Hrn. Devrient müssen wir freilich noch eine besondere Stellung anweisen. Er besitzt die Bildung und Auffassungsgabe, aber nicht die physische Begabung zum tragischen Schauspiele. Hr. Rott könnte etwas sein, wenn er sein Talent nicht durch Effektsucht verdorben hätte. Die Uebrigen aber, Herr Stawinsky, Franz, Hartmann, Freund, Krüger, Müller, wie sie in der „Athalja" sich darstellten, haben keinen Begriff von der Kunst der Recitation. Was etwa von Talent in ihnen ist, hat die Hohlheit des Raupachschen Pathos, der nun schon über zehn Jahre unsre Bühne beherrscht, gänzlich verdorben. Sie sprachen alle aus einer Tonart; von Modulation, von Hebung und Senkung der Stimme, Wechsel des Gefühlsausdrucks, von Charakteristik des Inhalts durch den Vortrag war keine Rede, es verhallte und verpolterte Alles in gleicher Monotonie, man fühlte es bei jedem Verse, daß die Schauspieler den Stoff nicht beherrschten. Daher mußte der Eindruck des Erhabenen, den Racine's Tragödie zu machen berechtigt ist, gänzlich verloren gehn. Nur die Scenen, in denen Mad. Crelinger und Herr Seydelmann auftraten, waren von Wirksamkeit.

Mad. Erelinger ließ die flammende Gluth der Leidenschaft Athalja's in ihrer vollen zerstörenden Kraft hervorleuchten, aber sie war auch bemüht, die menschliche Berechtigung dieser Leidenschaft, den Schmerz und Zorn um das Schicksal ihrer Mutter, der stolzen Jesabel, die einst von ihrem Palast herabgestürzt und von Hunden zerfleischt wurde, darzustellen, und den tragischen Konflikt, welcher in dem innern Kampf des Gemüthszustandes, der Zerrissenheit Athalja's beruht, in den Vordergrund treten zu lassen. Racine ist in der Scene, welche Athalja, die Fluchbeladene, mit dem kindlichen, unschuldvollen Joas zusammenführt, Großes gelungen. Die Wirkung, welche Mad. Erelinger hier hervorbrachte, war eine entschiedene, gewaltige. Aehnlich wußte auch Herr Seydelmann dem Charakter des Mathan seine wahre Bedeutung abzugewinnen. In diesem abtrünnigen Baalspfaffen hat Racine den Prototyp des Jesuitismus dargestellt. Nicht der Ehrgeiz und die Rachsucht allein sind es, welche diesen Geist bewegen, auch die Klugheit und der Verstand haben in ihm ihre Stätte, und das feste Ziel der Herrschaft ist es, dem er zustrebt. Racine war Jansenist, er trat dem Jesuitismus streng gegenüber, er zwang Ludwig XIV., Wahrheiten von dem Theater herab zu hören, denen er sonst sein Ohr zu verschließen wußte. „Ich näherte mich", läßt er den Mathan sagen, „auf Umwegen dem Ohr der Könige, ich erforschte ihr Herz und schmeichelte ihren Launen. Ich streute Blumen über den Rand der Abgründe, vor ihren Leidenschaften war mir nichts heilig, ich wechselte den Charakter nach den Verhältnissen — und man verehrte meine Stimme wie ein Orakel." Auch von der Praxis dieses Jesuitismus giebt uns Racine in der Scene mit Athalja, nachdem diese ihren Traum erzählt, eine lebendige Anschauung. Seydelmann hob das Gewicht und die Bedeutung dieser Herrschaft des Verstandes, welche den Fanatismus nur als Mittel zu Hülfe nimmt, sehr gut und wesentlich hervor.

Dem Mathan gegenüber hat Racine in dem Jojada das Muster eines wahren Priesters geschildert. Kühn und groß ist die Weise, wie er ihn der weltlichen Gewalt entgegentreteten läßt, ewig denkwürdig die Rede, welche er ihn vor dem eben gekrönten König halten läßt. „Noch kennst Du nicht", sagt Jojada zu Joas, „den vergiftenden Reiz dieses verhängnißvollen Ehrenamtes, den Rausch der unumschränkten Gewalt. Feige Schmeichler werden kommen und Dir sagen, daß die heiligen Gesetze, die dem gemeinen Volke dienen, den Königen gehorchen müssen, daß ein König keinen andern Zügel kennt als seinen eignen Willen, daß er Alles seiner Größe opfern darf, daß das Volk zur Arbeit und Mühsal verdammt ist, daß, wenn es nicht unterdrückt wird, es sich früher oder später erhebt. So von Schlinge zu Schlinge, von Abgrund zu Abgrund, verderben sie die Sittenreinheit, lehren sie die Wahrheit hassen, und schildern sie die Tugend mit ganz entstellten Zügen. Sie haben, ach! die besten Könige verführt."

Diese Worte, Ludwig XIV., dem Könige des „l'Etat c'est moi" gegenüber gesprochen, haben eine tiefe, historische Bedeutung, und stellen Racine zu den muthigsten unter den dramatischen Dichtern. Hat er beim Beginn seiner Laufbahn Ludwig XIV. geschmeichelt, so hat er diesen Makel durch seine letzte Wirksamkeit ausgelöscht, indem er dem frömmelnden Könige zeigte, wie auch das Gedeihen des wahrhaft göttlichen Sinnes von politischer Freiheit abhängt, weil sonst die schlechten Elemente des Sektenwesens und der Priesterherrschaft sich daran klammern, und wie auch die theokratische Geschichte des jüdischen Volkes abhängig war von der Gewalt der Leidenschaft, und daß die volle Bedeutung des Menschlichen sich auch hier erfüllt, wie allerwärts.

Von dem in der „Athalja" beschäftigten weiblichen Personal müssen wir noch Mad. Werner erwähnen, welche als Joseba sich alle ersichtliche Mühe mit ihrer Rolle gab, und nur der tiefern Energie der Leidenschaft entbehrt, um tragisch zu wirken. Das Organ dieser Schauspielerin ist zu weich, das Gefühl beherrscht sie zu ausschließlich. Von den übrigen Damen schweigen wir, so klein ihre Rollen waren, so wenig taugten sie auch hierzu. An der Stelle der Dlle. Clara Stich, welche den Joas darstellte, hätten wir lieber einen talentvollen Knaben gesehn; diese mädchenhafte Naivetät, welche überdieß in so stereotypen Formen sich bewegt, ist zu weichlich für die Erhabenheit dieses Stoffes.

— n.

Feuilleton.

Vor wenigen Jahren starb in P. der Polizeihauptmann G., ein Mann, der sich durch Ausrottung einzelner Räuberbanden in Böhmen wesentli

che Verdienste erworben hatte. So durchstrich er als reicher Bauer verkleidet, mit silbernen Taschenuhren und Uhrketten versehen, eine wohlgespickte Geldkatze um den Leib geschnallt, besonders zur Abendzeit die abgelegenen Gassen Wien's, indem er den Betrunkenen darstellend, die Blicke der Gauner auf sich zu ziehen, diese aber, auf der That ertappt, stets fest zu halten wußte. Zu anderer Zeit wanderte derselbe, als Leiermann verkleidet, auf dem Lande umher, wo er die geheimsten Schlupfwinkel der verschiedenartigsten Landstreicher aufspürte. Oft mehrere Wochen in ihrer Gesellschaft, zog er mit denselben von einem Ort zum andern auf allerhand Abentheuer und Raubzüge aus, bis endlich der günstige Augenblick hereinbrach, die Sorglosen zu überfallen, und der gerechten Strafe zu überliefern, wobei sich G. selbst knebeln und mit den Gefangenen auf einen Wagen werfen ließ, um diese noch auf dem Wege zu ihrem Gefängniß auszuhorchen, und ihre etwaigen Befreiunsplane zu erfahren.

(Oesterreich im Jahre 1840).

Das „Magazin der Literatur des Auslandes" enthält in seiner ersten diesjährigen Nummer von der Hand des Herausgebers, Herrn Lehmann, einen trefflichen einleitenden Artikel über die Stellung deutscher Bildung zur ausländischen, namentlich englischen und französischen Literatur. Wir entlehnen demselben folgende Stelle: „Allerdings sind diejenigen unserer Landsleute, die ausschließlich mit Französischem oder Englischem Geiste verkehren, — diesen beiden großen Mächten, welche mit dem Deutschen Geiste zusammen das Triumvirat bilden, das jetzt die Welt des Gedankens und der Menschenbildung beherrscht, — der Gefahr ausgesetzt, verlockt durch die eigenthümliche und doch verwandte Dialektik des fremden Geistes, in Gallomanie oder Anglomanie zu verfallen; wer jedoch, gleich uns, Frankreich und England zwar in ihrer größeren Bedeutung, aber immer nur als Theile eines Ganzen gelten läßt, das erst als solches einen centripetalen und fugalen Einfluß auf die Literatur unseres Vaterlandes übt, der wird bei aller Auslands-Kunde doch nie in Ausländerei versinken Vielmehr wird er von jedem Ausflug in die Ferne stets mit vermehrter Vaterlandsliebe nach der Heimat zurückkehren und, obwohl in Allem, was die Fremde Schönes darbietet, Stoff zu heimischer Benützung findend, doch die eigene Nationalität nur mit um so stolzerem Bewußtsein gegen die Anmaßungen des Auslandes vertheidigen."

Nichts ist lästiger im Leben, als von einem Unfall oder Lebensereigniß allen Bekannten Rechenschaft geben zu müssen. Der Buchdrucker Spener, der bekannte Begründer der seinen Namen tragenden Zeitung, hatte hierfür ein sehr geniales Mittel zu erfinden gewußt. Er hatte nämlich einmal ein Bein gebrochen, und jeder seiner zahlreichen Bekannten wollte, als er wieder ausging, wissen, wie dies zugegangen. Zwei Tage lang hielt er die Marter des Erzählens aus, dann faßte er sich kurz, schrieb seine Leidensgeschichte auf und ließ sie drucken. Am nächsten Tage steckte er ein paar hundert Abzüge in die Tasche, und ging aus. So wie ihm nun ein Bekannter begegnete, der wie die Uebrigen anhub: „Aber sagen Sie einmal, wie ist denn das zugegangen?" so faßte er gemächlich in die Tasche, gab dem Fragenden ein Exemplar mit den Worten: „Hier, lesen Sie sich gefälligst die Geschichte selbst nach", und ging, triumphirend über den Freund, weiter.

Der Redakteur des Preußischen Volksfreundes, Herr von Puttkammer zu Berlin, hat die Galvanoplastik zur Anfertigung von stereotypen Platten angewandt. Es steht zu erwarten, daß dieser talentvolle Mann noch weitere Fortschritte auf diesem Gebiete machen werde.

Die Dichter Ferrand und Arthur Müller, Freunde Gaudy's, veranstalten eine Gesammtausgabe von dessen Werken. Sein noch ungedruckter Nachlaß ist höchst bedeutend. Niemand ist berufener zur Herausgabe desselben, als die genannten Literaten.

Buchhandlungen sind ersucht, ihre, der Tendenz dieser Zeitschrift entsprechenden Verlagswerke zur Anzeige und Beurtheilung einzusenden. Die diesseitige Redaction ist bereit, gegen ihre Zeitschrift andere Zeitschriften verwandten Inhalts einzutauschen.

Gedruckt bei J. F. Starcke.

Athenäum.
Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. Karl Riedel.

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend 1 Bogen zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an das Athenäum (M. Simion) Schloßfreiheit Nr. 6. zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden in der Buchdruckerei des Herrn Starcke (Charlottenstraße Nr. 15.) angenommen. Der vierteljährige Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 3. Berlin, den 16. Januar 1841.

Inhalt: Ein Blick auf die jetzige Weltlage; von Ed. Meyen. — Ueber Theaterschule. Eine Mittheilung an das Theaterpublikum von Eduard Devrient. — Ein Brief von Chamisso an Gaudy. — Die Supplikanten. (Novelle.) — Sonnette von Ludwig Eichler. — Theater. — Feuilleton.

Ein Blick auf die jetzige Weltlage.

Von Ed. Meyen.

Wer die Bewegungen des ereignißvollen Jahres 1840 geistig mitdurchlebt, wer die mannigfaltigen Schwankungen und Erschütterungen des europäischen Staatensystems erwogen hat, der muß sich von den verschiedenartigsten Sympathien und Antipathien angezogen und abgestoßen gefühlt haben. Es trat in diesem Jahre eine so wunderbare Dialektik der Weltgeschichte hervor, wir konnten so tief in die Werkstätte des Völkerschicksals sehn, wie niemals, aber wir fühlten es auch wie nie, daß die Geschichte größer ist als das Denken der Menschen, daß nicht die Individuen die Ereignisse machen und daß selbst die Völkerindividualitäten nur als Mittel zur Entscheidung, nicht als maßgebend in der Geschichte erscheinen.

Der ganze Zustand Europas ist verändert; kein Staat hat die Stellung behalten, welche er in dem Laufe des Decenniums einnahm. Frankreich, das bis jetzt so oft das Führeramt in der Heranbildung der politischen Verhältnisse ausübte, ist nicht mehr in dessen Besitz, und England hat sich bemüht, in seine Stelle zu treten, indem es die Freundschaft und den Bund mit ihm dem eigenen Interesse opferte. Dafür aber war es gezwungen, mit seinem natürlichen Gegner, mit Rußland, einen Bund zu schließen. Momentan ist es England gelungen, die Oberherrschaft zu üben, sein Wille ist es, der in den Angelegenheiten der Pforte entschieden hat. Gegenüber den Eventualitäten, die sich aus so ganz neuen Sympathien ergeben, ist den Staaten des Kontinents, welche noch mit England stehen, eine ganz andere Stellung und Aufgabe geworden. Besonders ist das südliche und westliche Deutschland, in eine ganz andere Lage zu Frankreich gekommen. An ihm ist es zunächst, auf seiner Hut zu sein.

In all' diesen Verhältnissen aber lebt ein innerer Widerspruch, welcher nicht bestehen kann, welcher nothwendig eine neue Lage der Dinge herbeiführen muß. Die Negation kann nur reizen und spornen, selbst schaffen kann sie nicht. Es ist, um bei dem Nächsten anzufangen, nicht denkbar, daß wir uns mit den Franzosen schlagen sollten, bloß weil diese zürnen, daß sie isolirt worden sind, es ist nicht denkbar, daß wir gegen Rußland kämpfen, im Falle dieses mit England anbinden möchte. Die Resultate unserer Bildung sind zu tief, unsere Erfahrungen zu reich, als daß wir einen solchen Kampf um die ganz abstrakte Idee einer Suprematie Europas beginnen sollten. Es handelt sich um die vernünftige Gestaltung einer solchen Politik, welche aus der Individualität der einzelnen Völkerverhältnisse hervorgeht. Es ist recht gut, daß wir unser Nationalbewußtsein stärken, daß wir uns in unserer Kraft fühlen, aber es ist thöricht, wenn wir einen Strohfeuer-Enthusiasmus entzünden und uns gegen Frankreich stellen wollten, als könnten wir es morgen in die Tasche stecken. Wir wollen den Franzosen den

Ruhm ungeschmälert lassen, ein welthistorisches Volk zu sein, das durch die Energie des Verstandes zu handeln wagt, während wir ideellen, tief und vielseitig gebildeten Deutschen vor lauter Denken nicht zum Handeln kommen können, und gewöhnlich erst tief ins Unglück gerathen müssen, bevor wir den Entschluß fassen uns zu ermannen.

In Frankreich kann die angedeutete neue Sympathie nicht Wurzel schlagen. Mit Deutschland verbindet Frankreich das gleiche Interesse der Kultur, der Staatsidee, welche Unterschiede auch sonst in der Geschichte und im Bewußtsein beider Völker festgeworden sind. Deutsche Bildung und deutsche Wissenschaft bieten hierzu am ersten die Hand, in Deutschland wird, was in Frankreich nur als roher, abstrakter Versuch erscheint, als tiefere Theorie, als Philosophie ausgebildet, Frankreich hat keinen bedeutenderen Alliirten, als Deutschland, es ist sein Stolz, daß seine Bildung, seine Literatur in Deutschland so viel gilt — und nun sollte mit einmal dies Alles vergessen, den rohen Volkselementen und barbarischen Drängern preisgegeben werden; einzig, um die gekränkte Nationaleitelkeit zu rächen? — Das ist nicht denkbar.

Wie aber sollen sich diese Kollisionen gestalten, welches soll das Ende dieser Wirren sein? Nach der Analogie des bisher Erlebten zu schließen, kann friedliche Lösung erfolgen. Es ist die Politik Louis Philipps, welche maßgebend, und, wenn auch im Verborgnen waltend, als die entscheidende Macht erscheint. Er übt die alte politische Steuermannskunst, die Klippen zu vermeiden und um Alles darnach zu trachten, sein Schiff zu salviren. Das von ihm hauptsächlich vertretene Prinzip der Nichtintervention hat er jetzt opfern müssen, er konnte es nur aufrecht erhalten, so lange England nichts dagegen hatte. Jetzt trat dieses zurück, die Nation forderte Krieg; er verweigerte ihn, und wählte lieber die Auskunft, welche ihm als letztes Zufluchtsmittel noch geblieben war, die Sympathie mit dem grollenden Gegner. Diese ist als solche nicht unnatürlich, sie beruht auf der natürlichen Annäherung der Extreme, welche in der menschlichen Natur als ein durchgehendes Gesetz erscheint; aber nach eben diesem Gesetze kann diese Verbindung nur eine solche sein, welche auf gegenseitige Selbstständigkeit, auf ein kühnes Nebeneinanderstehn begründet ist. So wie der Eine den ihm einwohnenden Gegensatz praktisch anwenden, sein Parteirecht hervorkehren wollte, so würden die bisherigen Freunde sich augenblicklich als kämpfende Feinde einander gegenübertreten. Eine Allianz Frankreichs mit Rußland könnte nur darauf berechnet sein, England in Schach zu halten, seinen Einfluß im Orient zu bannen, seine Suprematie unmöglich zu machen, Krieg würde auch hier Louis Philipp zu vermeiden wissen, es ist ihm nur darum zu thun Frankreichs verlornen Einfluß auf die gefahrloseste Weise wiederherzustellen.

Der Geschichte aber ist es im Orient nur darum zu thun, eine neue Stätte für die Kultur zu erringen. Die Nothwendigkeit der Civilisation ist auch in der Türkei erwacht, Mahmud II. sowie Mehmed Ali arbeiteten zu gleicher Zeit für dieses Ziel. Die Geschichte hat Mehmed Ali verworfen, weil er nicht die Kraft in seinen Unterthanen zu erwecken wußte, daß sie Blut und Leben für ihn hingegeben hätten. Deßhalb ist er kaum zu beklagen, sein Schicksal ist uns gleichgültig, wenn es auch anfangs als der natürliche Zustand erschien, Mehmed Ali das Reich der Pforte zu überlassen, um seinem Organisations-Element einen größern Spielraum zu verschaffen, und die Regeneration des Orients aus seinen eigenen Kräften möglich zu machen, zugleich auch die Eroberungslust der großen europäischen Mächte zu paralysiren. Aber es ist auch wohl zu erwarten, daß die Türkei jetzt Männer besitzt, welche Mahmud's Werk fortzusetzen vermögen, während Mehmed Ali seinerseits zu neuen Anstrengungen sich gezwungen sieht, um nach dem Verluste Syriens Aegypten zu stärken und zu beleben. Hätten die Franzosen, wie es Thiers und die Opposition wollten, Truppen nach Aegypten geworfen, so würde freilich eine Erschütterung des Orients erfolgt sein, welche für diesen einen ganz neuen Zustand herbeigeführt, aber auch die Fackel des Kriegs in die europäischen Verhältnisse geschleudert haben würde.

Deutschland hat in diesen bedrohlichen Zuständen die wichtige Mahnung von der Geschichte

erhalten, daß es enger zusammenstehen und kräftiger sich in seiner Nationalität fühlen müsse, als bisher, damit es nicht zum Spielball fremder, trügerischer Politik werde. Dazu aber scheint vor allen Dingen die freie Durchkämpfung seiner inneren Interessen nöthig, daß die verschiedenen deutschen Stämme eine tiefere geistige Einheit erhalten, daß sie eine gleiche Begeisterung für das Nationalinteresse fassen können. Noch spaltet der Gegensatz von Nord- und Süddeutschland unser Vaterland, noch ist der Volksgeist nicht zu seinem Rechte gekommen. Wir sind träge und ohne nationale Kraft, der Enthusiasmus ist hohl und leer, der Indifferentismus überwiegt.

Wohl aber können wir darauf stolz sein, daß die Kultur, die Intelligenz, die freie Ausgleichung der geistigen Interessen, in Deutschland politische Schöpfungen hervorbringt, die sich auswärts nur auf dem Wege roher Gewaltthat gestaltet haben. Blicken wir auf Spanien, ein Land, dessen politische Gestalt mit der Deutschlands viele Aehnlichkeit hatte; — eine Menge Provinzen mit eigenthümlichen Rechten und Ansprüchen, Sitten und Verfassungsformen, und diese Provinzen nur von einem schwachen Bande lose zusammengehalten — dasselbe Bild, wie es das politische Deutschland noch jüngst darbot. Während die Provinzen Spaniens mit ihren Partikularinteressen dem Centralismus jetzt erlegen scheinen, aber nur nach blutigem Kampfe, kämpft sich derselbe Kampf in der Schweiz unter den Greueln der verworfensten Leidenschaften fort. Der Geist der Kultur, welcher auch die jüngsten schwankenden Phasen des europäischen Staatensystems in's Gleichgewicht bringen wird, hat in Deutschland's unterschiedenen, vielgestaltigen Theilen ein gemeinsames Leben fühlen lassen; sein Erwachen in Aussicht gestellt. Die Centralität dieses Lebens zu begründen, zu befestigen, ist die Aufgabe unserer Epoche; ohne sie kann Deutschland sich nicht als Deutschland behaupten. Die Weihe der Kultur, des schönern Erbtheils unserer Nationalität wird uns auch dazu geschickt machen. Wer ermessen will, was dieses Großes unter uns gewirkt, der vergleiche die Haltung Deutschlands mit dem, was in der Schweiz sich ereignet; hier die ordinaire Bauernwirthschaft, geschmückt mit dem Gefühle staatlicher Berechtigung; dort die Majestät des intelligenten Regiments und sein höherer Segen.

Ueber Theaterschule. Eine Mittheilung an das Theaterpublikum von Eduard Devrient Königlich Preuß. Hofschauspieler. Berlin, Jonas' Verlagsbuchhandlung. 1840.

Herr E. Devrient bringt in dieser kleinen Schrift einen Gegenstand von so großer Wichtigkeit zur Sprache, daß derselbe die reiflichste Erwägung verdient, und zwar nicht bloß von seinen Kunstgenossen, sondern von Jedem, der sich für menschliche Bildung überhaupt interessirt. „Besondere Schulen," sagt derselbe, „erziehen für die besonderen Stände. Selbst den Gewerben, welche schon im allgemeinen Bedürfnisse und der Konkurrenz so mächtige Triebfedern zum Fortschritte besitzen, ist durch liberale Institute eine wissenschaftliche Begründung, ein Recht zum Eintritte in die Kreise höherer Bildung gegeben worden. In trefflichen Kunstschulen werden Architektur, Malerei, Skulptur, selbst Musik mit Sorgfalt und edlem Geiste gepflegt und — inmitten dieser emsigen Sorgfalt für alle, alle Stände, ist es der Schauspieler allein, der wild aufwachsen muß. Von all' den Summen, welche die Freigebigkeit der Fürsten, welche der warme Antheil des Publikums dem Theater darreichen, wird bis jetzt nichts darauf verwendet, den Schauspielerstand in's Niveau der Zeitbildung zu bringen, ihm dieselbe Basis zu geben, auf welcher alle übrigen Stände sich mit Selbstgefühl erheben, die Basis des regelmäßig erlernten, des zuverlässig geprüften Berufes."

Welches ist nun der gewöhnliche Bildungsweg der jungen Schauspieler? Diese Frage beantwortet Herr Devrient aus seiner vieljährigen Erfahrung dahin: „Gewöhnlich finden junge Talente gar keine Anleitung, denn den meisten ausgezeichneten Schauspielern fehlt es an Muße und an Neigung sich mit so ungenügendem Unterrichte zu

befassen. Ein angehender junger Schauspieler verbringt daher gewöhnlich die Jahre, welche die Theaterschule in Anspruch nehmen würde, in geschäftigem Müßiggange, zum großen Mißvergnügen seiner Angehörigen. Er bereitet sich nach seiner Weise vor, irgend eine Anstellung bei einer Bühne anzunehmen, liest, deklamirt, besucht das Schauspiel und ist bemüht, die Manieren der beliebtesten Darsteller sich anzueignen. Er spielt gelegentlich auf Liebhabertheatern, wo er gänzlich sich selbst überlassen ist, Rollen giebt, welche weit über seine Fähigkeiten sind, und wo er, von unverdientem Beifall bald verwöhnt, zu glücklicher Selbstzufriedenheit und kritischer Ueberlegenheit heranreift, welche ihm die rechten Wege gutentheils schon versperren. Endlich findet er die Anstellung, gewöhnlich bei einer untergeordneten Bühne. Hier werden oft mangelhafte Vorbilder, mehr noch die Anweisung ihm schädlich: vor allen Dingen sich Routine zu erwerben; sie allein mache den Schauspieler. So geräth er in den breiten Strom herkömmlicher Oberflächlichkeit, die, wenn sie durch natürliche Gaben unterstützt ist, dem Publikum bald genügt, und die schönsten Anlagen gehen so in theatralischen Manieren unter.

Die Ernstergesinnten unter den jüngern Schauspielern bemühen sich zwar eifrig das Rechte zu erkennen und an sich darzustellen, aber wie bitter empfinden sie dabei den Mangel systematischer Vorbildung! Wie viel Zeit und Kräfte müssen sie der freien Produktion entziehen, um die nach und nach fühlbar gewordenen Lücken ihrer Bildung zu füllen, und wie leicht bekommen ihre Produktionen dadurch einen Anflug von Pedanterie. Hätte ein methodischer Unterricht vor Beginn ihrer öffentlichen Laufbahn sie gehörig ausgerüstet, so würden sie unbesorgter und ungehemmter sich dem Genius überlassen können. So vergehen dem es Ernst um seine Kunst ist, die schönsten Begeisterungsjahre im Verzagen am Gelingen, in Mißmuth und Kummer, im Kampfe mit Unbehülflichkeiten und Makeln, die er erst aus mißlungenen Versuchen kennen lernt. Denn die Erfahrungen seiner Vorgänger kommen ihm wenig zu gute, da sie bis jetzt in keiner Schule gesammelt und überliefert werden. Er ist auf sich selbst gestellt und muß an seiner Person die ganze Entwickelung seiner Kunst durchprüfen. Ist es zu verwundern, wenn flüchtige Naturen sich dieser harten Zumuthung entziehen? Wenn sie entblößt von den Hülfsmitteln, durch welche alle Stände ausgerüstet werden, sich für eine Art künstlerischer Freibeuter halten, die lediglich an den Gewinn des Augenblicks gewiesen sind?"

Hieraus ergiebt sich für den Unbefangenen die Nothwendigkeit der Theaterschule; die gewöhnlich dagegen vorgebrachten Einwendungen hat Hr. Devrient genügend widerlegt, und verweisen wir in dieser Beziehung auf seine Schrift. Das Bedürfniß hat sogar etwas der Theaterschule Aehnliches bereits vielfach erzeugt. Die vorzüglichsten Bühnendirektoren neuerer Zeit haben nämlich dasselbe so sehr gefühlt, daß sie selbst zugleich die Rolle eines Lehrers übernommen haben. Hören wir hierüber den Bericht des Hrn. Devrient. „Schröder, Iffland und Göthe werden wir als die vorzüglichsten Repräsentanten jenes Verfahrens nennen können; in neuerer Zeit hat Immermann einen rühmlichen Versuch gemacht, dahin wieder einzulenken. Der Einfluß jener berühmten Männer war hauptsächlich beim Einstudieren neuer Stücke wirksam, durch Vorlesung und Erklärung suchten sie bei den Darstellern ein inniges und allgemeines Verständniß des Stückes zu erwecken, im Verlaufe der Proben die verschiedenen Darsteller in Uebereinstimmung miteinder und mit der Idee des Stückes zu setzen, sie bemühten sich auch wohl die jüngeren oder unfähigeren Darsteller durch besonderes Einüben der Rollen heranzubilden. Dies alles geschah für den besondern Zweck aufzuführender Stücke, die Anweisungen waren daher immer nur auf den einzelnen Fall gerichtet, und wenn der Schauspieler sich auch daraus Manches für andre Fälle abstrahiren konnte, so empfing er doch keine ebenmäßige Ausbildung dadurch; ja für die älteren Künstler, deren Eigenheiten und Mängel, kamen die besten Bemerkungen zu spät, da ihre Zeit des Lernens vorüber war. Seltener ward jüngeren Talenten in diesen Verhältnissen Anweisung zu systematischer Ausbil-

dung zu Theil, und wenn es geschah, hielt sie sich in dürftigen Zügen, denn die nöthigen Uebungen zu leiten, dazu konnten jene Männer begreiflicherweise sich nicht herleihen. Gelegenheit, sich in den Hülfswissenschaften zu vervollkommnen, existirte gar nicht, und so kann jenes Verfahren, das die alte Schule genannt wird, nur als eine Auskunft betrachtet werden, den Mangel der Schulen weniger fühlbar zu machen.

Ja diese Art der Leitung, alles was jene Autoritäten vom Schauspieler begehrten und ihm vorschrieben, ist als bestimmte Forderung einer Schule, als ihr erster Beginn zu betrachten. Wenn Schröder in jenem bekannten Vorgange zwei jungen Schauspielern bewies, daß sie nicht fähig wären in rechter Weise über die Bühne zu schreiten und den König im Vorbeigehen zu begrüßen, so bewies er ihnen damit zugleich, daß sie gar noch nicht reif waren, die Bühne überhaupt zu betreten. Ja man sieht daraus, welch' eine Plage es war, für jede neue Aufführung auf die allerersten Elemente der Schauspieler zurückkommen zu müssen.

Iffland hat uns treffliche Anweisungen zur Bildung des Schauspielers hinterlassen, aber was hilft ein Studium ohne beaufsichtigende Lehrer? Niemand ist beim einsamen Selbstunterricht übler daran als der Schauspieler, weil er sich nicht beurtheilen kann, weil seine Kunst Zuhörer und Zuschauer bedingt.

Göthe's Bemühungen sind insbesondere auf eine ebenmäßige Glätte, Unanstößigkeit und formelle Uebereinstimmung der Rede und Bewegung gerichtet gewesen; er hat mehr als irgend ein anderer Bühnenleiter auf das bloß Erlernbare, Schulmäßige in der Schauspielerkunst gehalten. Hätte eine vollständig organisirte Theaterschule ihm vorgearbeitet, so würde er vielmehr auf eine freie, individuelle Entwickelung der Talente haben hinwirken können, er hätte sich nicht mit einer konventionellen Würde, mit einer typischen Abgemessenheit der Darstellung zu begnügen brauchen.

Immerman hat leider zu kurze Zeit gewirkt, als daß die Schauspielkunst von seinem Systeme einen bleibenden Eindruck empfangen hätte.

Was aber würden diese Männer ausgerichtet haben, wenn ihrer Leitung Schauspieler vertraut gewesen wären, denen vom ersten bis zum letzten alles, was zum Handwerke ihrer Kunst gehört, vollkommen geläufig gewesen wäre, die hinlänglich wissenschaftlich gebildet, erweckt und angeregt zu poetischem Leben, jeden Wink verstanden und mit Gewandtheit ausgeführt hätten? Dies beglückende Verständniß konnte ihnen nur von Einzelnen zu Theil werden

Wenn aber auch zu jener Zeit der leitende Einfluß bedeutender künstlerischer Autoritäten den Mangel eigentlicher Theaterschulen an einigen Bühnen wenig fühlbar gemacht hat, so müßte er sich doch in unsern Tagen als durchaus unzulänglich erweisen. Die Erweiterung des theatralischen Lebens, die Vermehrung der Bühnen, also auch der Schauspieler, begehren Bildungsmittel, welche auf breiter Grundlage umfassender und allgemeiner wirken können. Die Nothwendigkeit, täglich Vorstellungen zu geben, an welcher fast alle Bühnen ersten Ranges kranken, die Neuigkeitssucht des Publikums und die durch alles dies erzeugte hastige Geschäftigkeit der Verwaltungen läßt die ehemalige Sorgfalt beim Einstudiren der Stücke, die Nachhülfe bei noch unreifen Talenten nicht mehr zu. Sie nöthigt die leitenden Autoritäten summarisch bei ihren Anordnungen zu verfahren, die Einzelnen sich selbst zu überlassen, als ob eine hinlängliche Reife bei allen Bühnenmitgliedern vorhanden wäre. Ja bei dem heutigen Zustande des Theaters, bei den gesteigerten Anforderungen an dasselbe, würden selbst Männer wie Schröder und Iffland nicht mehr auf Nachhelfen und Zusammenhalten der Darstellungen in alter Weise eingehen können, sie würden das Bedürfniß, sich auf bestimmte Vorbildung der Schauspieler zu stützen, um so mehr empfinden, als sie jetzt mehr und Höheres von ihnen zu fordern hätten. Ebenso würde die volle Blüthe vaterländischer Theaterpoesie den Anspruch an höhere Bildung des gesammten Schauspielerstandes nur noch lauter werden lassen; anstatt also, daß die trefflichsten Direktionen und Dichter die Theaterschule entbehrlich machen sollen, würden sie vielmehr nur schlagender beweisen, daß sie eine

nothwenige Ergänzung des heutigen erweiterten Bühnenzustandes sei."

Wie wir durch Herrn Devrient erfahren, hat in Stuttgart sogar eine Reihe von Jahren schon eine Schule von mehr umfassender Organisation, als der gewöhnliche mit den Bühnen verknüpfte Unterricht bestanden, aus der auch einige tüchtige Schauspieler hervorgegangen sind. Aber die Einrichtung war auch hier zu ungenügend, sie umfaßte nicht Alles, was zur Bildung der Schauspieler nothwendig ist, und war auf zu schmale Mittel gestellt, um eine allseitige und gründliche Bildung verleihen zu können; so daß die trefflichen Direktoren, welche an ihrer Spitze standen, sie nicht vor Verfall und Auflösung retten konnten.

Mit Recht behauptet Herr Devrient, daß wenn eine Theaterschule nicht auf umfassende, allseitige und systematisch geregelte Bildung ausgehe, sie niemals werde nützen können, thue sie das aber, so sei ihre Einrichtung und Erhaltung zu kostspielig, als daß sie aus gewöhnlichen Privatmitteln bestritten werden könnte.

Der größte Theil der vorliegenden Schrift handelt von der Art und Weise der Einrichtung einer Theaterschule, wie sie ihm nach seinen Erfahrungen am zweckmäßigsten erscheint. Einen Auszug hieraus zu geben würde sich für diese Blätter nicht eignen, da es ihre Aufgabe nur sein kann, die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Inhalt des anziehenden Büchleins selbst hinzuleiten.

Herr Devrient ist begeistert für seinen Beruf, er erkennt vollkommen den bedeutenden Wirkungskreis desselben, und aus dieser Erkenntniß ist sein Vorschlag hinsichtlich der Begründung einer Theaterschule hervorgegangen. Wie sehr er von der Wichtigkeit seines Berufes erfüllt ist, und wie ernst er es mit der Sache meint, geht aus folgenden beherzigungswerthen Worten desselben hervor: „Vor den Schaubühnen Deutschlands versammeln sich jeden Abend mindestens vierzigtausend Menschen, um die Eindrücke der Darstellung zu empfangen. Und es sollte gleichgültig sein, welcher Art diese Eindrücke sind? Es sollte gleichgültig sein, ob die Darsteller, durch deren himmlische Interpretation jene Eindrücke eben so gewaltig werden, für ihren Beruf an Fähigkeit und Gesinnung erzogen worden sind, oder ob man sie dem Zufalle und den Versuchungen ihres Standes völlig sorglos überlassen hat? Denn der Schauspielkunst ist und bleibt ein starkes Element der Persönlichkeit eigen. Man scheide den Darsteller von der Darstellung wie man will, sie werden sich beide immer wieder lebendig durchdringen, und dadurch wirken die Persönlichkeiten der Schauspieler so lebendig auf die Gesellschaft. Es ist nicht gleichgültig, in welcher Weise die idealen Gestalten der Bühne dargestellt werden, glänzende Verschrobenheiten können von der Bühne herab sehr nachtheilig wirken. Ja was dem Sittenrichter vielleicht am unerheblichsten scheint, die Verbreitung eines schlechten Geschmackes allein wirkt schon entsittlichend; denn was ist Geschmack anders als ein Sublimat des Gefühls für das Wahre, Rechte und Schöne?

Sind dies alles nicht Gründe genug, für den Schauspieler musterhafte Bildung anzusprechen?

Schillers Zuruf an die Künstler:

„„Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben!
Bewahret sie!
Sie sinkt mit Euch! Mit Euch wird sich heben!""

klingt wie unmittelbar an die Schauspieler gerichtet. Sie haben ja die Menschheit im höchsten Glanze und in der tiefsten Schmach darzustellen, sie sind, wie Shakspeare es nennt: „„Der Spiegel und die abgekürzte Chronik des Zeitalters,"" und darum glaube ich liegt es im Interesse der Menschheit, die Bildung der Schauspieler bis zur höchsten Blüthe der Humanität zu treiben."

Herr Devrient hat uns in kurzen Umrissen das Wesentliche mitgetheilt, was zur Besprechung und Vorbereitung dieser Angelegenheit dienen kann. Bliebe uns ein Wunsch übrig, so wäre es der, daß er uns eine nähere Schilderung der Einrichtung und der Leistungen des von ihm beiläufig berührten Pariser Konservatoirs gegeben hätte, das er aus eigner Anschauung kennt, welches sich aber freilich nur mit musikalischer Ausbildung beschäftigt. Wollte er sich hierüber nachträglich noch vernehmen lassen, so würden diese Blätter den geeigneten Raum dazu bieten, wie sie überhaupt

bereit sind, jede auf diese Angelegenheit sich beziehende Erörterung aufzunehmen.

Schließlich sei noch bemerkt, daß wenn in Preußen eine Theaterschule zu Stande kommen sollte, diese sehr zweckmäßig sich der Königlichen Akademie der Künste anschließen würde, welche dadurch eine neue Vervollständigung erhielte, wie solche ihr erst kürzlich durch Aufnahme der Musikwissenschaft in die Reihe ihrer Lehrgegenstände zu Theil geworden ist. Der Stellung der Schauspielkunst und des Schauspielerstandes im Staate erwüchse dadurch noch eine Veränderung von höherer Bedeutung. Bisher ist die Schauspielkunst nur als ein Mittel zum Vergnügen des Hofes oder des Publikums betrachtet worden, und dies ist der Grund, warum der Stand der Schauspieler noch so gering geachtet wird. Die Theater würden dadurch in die Reihe der Bildungsanstalten treten, sie würden neben den Schulen, Universitäten, neben andern öffentlichen Kunstanstalten stehen, so wie die Schauspieler neben den Beamten dieser Anstalten. Ihre Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft würde dadurch eine viel ehrenvollere, und damit eine die Sittlichkeit dieses Standes befördernde werden. Damit würden denn auch die noch so häufig vorkommenden übermäßigen Ansprüche und sonstigen kleinen Eitelkeiten der Schauspieler wegfallen, die man ihnen jetzt gern dafür zu gute hält, daß sie eine nicht verdiente Erniedrigung in sofern erleiden, als sie als bloße Diener des bloßen Vergnügens behandelt werden. Eine weitere Folge aus diesen Prämissen würde die sein, daß die Theater der obern Aufsicht des Ministeriums für den Kultus untergeordnet würden, was schon bei der Reorganisirung des Preußischen Staates im Jahre 1808 beabsichtigt und in dem Publikandum vom 10. December des gedachten Jahres ausgesprochen worden war.

E. M. Wolff.

Ein Brief von Chamisso an Gaudy.

Wie soll ich jemals erkennen alle die Liebe, die mir wird! Ihr liebevoller Brief, mein sehr theurer Freund, hat mich bei dem Grafen von Schlippenbach angetroffen, der, meiner während der letzten Tage des Herbstes zu pflegen, mich nebst meiner Frau auf sein Landgut entführt hatte. Ich habe mich da im süßen Müßiggang etwas erholt, aber meine Hoffnung, wenn ich überhaupt eine haben soll, wird mir immer noch auf Reinerz gestellt. — Sie wollen aus Liebe meine Gesellschaft nicht scheuen; ich kann nur gerührt die dargereichte Hand fassen und drücken. Nun ja, wir wollen zusammen nach Reinerz, und ich will mich auf Ihren Arm stützen, Gott lohne Ihnen was Sie an mir thun.

Ich vermochte in Arendsee keine Feder, und wollte Ihnen auch nicht früher schreiben, als bis ich Ihnen von unserer Gesellschaft Rechenschaft ablegen konnte. Die Gesellschaft hat nach dem Brande des englischen Hauses ein besseres und gemüthlicheres Unterkommen im Café national gefunden. Der alte Zwist ist ausgeglichen, und das Schisma, das die Gesellschaft zerrissen, antiquirt; wir haben dadurch nicht nur Archiv und Bibliothek wieder erlangt, sondern auch noch liebe Mitglieder; darunter vorzüglich Varnhagen, der sich gleich thätig für die Gesellschaft erwiesen, indem er zum Andenken des uns vorangegangenen Neumann aus eigenen Tagebüchern und aus des Freundes Werken (von denen er eine Ausgabe besorgen wird) vorgelesen hat. — Die Gesellschaft hat an dem jungen Devrient einen andern thätigen und angenehmen Gesellen und guten Vorleser erworben. — Dies alles, theurer Freund, noch erst aus der mündlichen Mittheilung Hitzig's, der Sie grüßen läßt und Sie sehr liebgewonnen hat. — Ich werde für diesen Winter den Grafen v. Schlippenbach in unsern Kreis einführen.

Ich bin doch ein müder, alter Mann! glauben Sie wohl, daß diese Zeilen zu schreiben mir zu einer Arbeit wird? — Ich werde mich diesen Winter schonen, und vielleicht gar nichts thun können. — Zu der bevorstehenden Ausgabe meiner gesammelten Werke wollte ich und sollte ich doch ein Bändchen Reise-Berichte als Bruchstück einer Selbstbiographie und als Träger meiner wissenschaftlichen Denkschriften, Bemerkungen und An-

sichten verfassen — noch habe ich keine Feder angesetzt. —

Leben Sie wohl und kehren Sie uns bald und gesund zurück.

Den 21. Nov. 1834.

A. v. Chamisso.

Die Supplikanten.

Novelle.

Wenn man aus dem S . . . schen nach der herzoglichen Residenz Reifenbühl will, geht der Weg durch eine angenehme Thalstraße hart am Ufer eines kleinen Bergwassers hin. Wo dieses eine Wendung macht, liegt romantisch genug eine Mühle, zu der man vom Fahrwege aus über einem breiten Steg gelangt.

Hinter derselben erhebt sich leis aufsteigend die Thalwand, die mit dunklen Fichten bewachsen das weiße schmucke Gebäude keck hervortreten läßt und im Gegensatze zu dem geschäftig spielenden Wasser dem Orte jene idyllische Traulichkeit giebt, die dem Wandrer so wohlthut.

Es war ein schöner Junitag, die Räder der Mühle standen still, und nur das plaudernde Rauschen des Baches unterbrach die brütende Stille des Sommernachmittages. Ein Maler hatte dicht am Wege seine Stockstaffelei aufgerichtet, und auf dem aufgeschlagenen Blatte des Skizzenbuches waren die ersten Schraffirungen einer Ansicht der Mühle zu sehen. Er selbst hatte sich an ein unkünstlerisches Geschäft begeben, denn er wusch daneben am Bache sein Hemd.

„Reinlichkeit ist das halbe Leben," murmelte er selbstzufrieden vor sich hin, und während er das Hemd hin und wieder durch das Wasser zog, um es zu spülen, sang er ein französisches Ammenlied:

Il était, il était
Une jeune fille,
Qui n'avait, qui n'avait
Qu' une chemise;
Et encore celle était
A la lessive!

„Ein hübsches Lied" sagte ein ältlicher Herr von feinem Ansehn, der unversehends herangetreten war, und der junge Mann wandte ihm sein lachendes Gesicht verwundert zu.

'S klingt noch hübscher, sagte er, und fing an, seine Wäsche auszuringen, wenn es von einem französischen Kindermädchen gesungen wird, ich hab's von einem solchen gelernt, und nicht gedacht, daß es mir noch einmal so trefflich zu meiner Situation passen würde.

„Sie sind ein Künstler, wie ich sehe, und einem solchen gestaltet sich das Leben in jeder Situation anmuthig, namentlich auf der Reise."

Nun ja, man ist immer in seinem Gott vergnügt, wo und wie man auch sein mag, und in einer schönen Gegend verlohnt es sich schon, nur ein Hemd zu besitzen; wir sind mehr für die Natur gestimmt, wenn wir allen Ballast ausgeworfen, mit dem sich das Philisterthum herumschleppt. Und außerdem, wer weiß es denn, ob wir nicht blos dies und jenes, das uns mangelt, nicht bei uns haben, während zu Haus doch Alles in vollständigster Auswahl liegen kann, und nur wegen der Reiseleichtigkeit zurückgelassen worden ist? Wir reisenden Künstler sind nie zu taxiren, weil wir immer so wenig mit uns tragen, daß der Philister sich nicht einbilden kann, es sei dies wirklich all' unsre Habe.

„Ich hoffe, Sie halten mich nicht für einen solchen Taxator, und bitte Sie, mir einen Einblick in die Reichthümer Ihres Skizzenbuches zu gönnen, auch da nicht als Kenner und Taxator, nur als Liebhaber."

Mögen Sie immerhin darin blättern, indeß ich mein Hemd aufhänge. Sie werden ja nachsichtig sein, wie ich glaube. Ich habe einige ausgeführte Bilder vorausgeschickt nach Reifenbühl, die ich Ihnen lieber zeigte als diese Studien.

„Werden Sie längere Zeit in der Residenz verweilen?"

Ich denke wohl! Ein Vetter wohnt mir dort, bei dem ich Quartier finde, und ich hoffe vielleicht dies und jenes von meinen Arbeiten da an den Mann zu bringen, und gelegentlich einige Streifereien in die Umgegend zu unternehmen, die reich an schönen Motiven ist. Ich habe mich auf

ein Paar Tage in die Mühle eingemiethet, und werde bald nach der Stadt aufbrechen.

„Welch ein glückliches, unabhängiges Leben führen Sie; so en passant Quartier nehmen zu können, wo es Einem gefällt, frei wie der Vogel in der Luft, fern von allem Grillenfang, der uns Andern die Blüthen des Lebens mit Staub überwirft! Denke ich mir nun gar, wie vielleicht neben dem landschaftlichen Interesse ein artiger Roman mit einer schwarzäugigen Müllerin Sie hier zurückhält — —

Oh! da schießen Sie fehl; so gut ward es mir nun auch nicht; denn die Müllerin ist alt und häßlich, und keift den gänzen Tag gegen ihren Mann, einen stelzfüßigen ehemaligen Soldaten, eine gute alte Haut, der aber doch nichts dafür kann, daß der Herzog weiter unten nach der Stadt zu eine neue Mühle hat anlegen lassen, die den beiden Alten hier den Erwerb schmälert. Nun zankt die Alte täglich mit ihrem Manne, daß er nicht die Kourage hat, nach der Stadt zu gehen, und dem Herzog die Sache selbst vorzustellen; sie selbst aber würd' es schon thun, wenn sie nicht von der Erscheinung ihres Mannes, dem ein Fuß im letzten Kriege abgeschossen worden, mehr Eindruck auf den Herzog erwartete. Ich hoffe den alten Soldaten noch zu dem Schritte zu bewegen, halb und halb hat er es mir schon versprochen, übermorgen nach der Stadt zu gehen, und Serenissimo sein Leid zu klagen. Ich wußte ihn damit zu födern, daß er auch im Falle einer abschlägigen Antwort doch mindestens dann seiner Frau den Willen gethan, und gegen ihre Vorwürfe deshalb sicher sei — —

„Ihre Skizzen haben mich lebhaft interessirt, sagte der Fremde, der unterdeß das Buch durchblättert hatte; es zeigt sich in ihnen ein gesunder poetischer Sinn, der mich auf die ausgeführten Bilder neugierig und besitzlustig macht; ich bin im Begriffe nach der Residenz zu reisen und werde mich dort einige Zeit aufhalten; wenn Sie mir Ihren Namen und Wohnung in Reifenbühl sagen wollen, werde ich in einigen Tagen zu Ihnen senden, und Sie bitten lassen, mir Ihre Bilder zu bringen; wohl möglich daß ich Ihnen einen Käufer verschaffe, und vielleicht auch Bestellungen bei Ihnen von einem einflußreichen Manne erwirke, der die Kunst in jeder Weise zu unterstützen sich bemüht."

Mein Name ist Paul Wormser, sagte vergnügt der junge Maler, und in der Stadt beim Schneider Wormser am Kirchthor meine Wohnung, die ich in vier Tagen etwa beziehen werde. Darf ich aber fragen, wer mir so freundlich seine Theilnahme schenkt.

„Wir werden uns schon noch kennen lernen, mein junger Freund, antwortete ausweichend der Fremde, aber da ist ja mein Wagen, dem ich vorausgegangen bin. Auf Wiedersehen also, Ihre Addresse soll mir nicht entfallen."

Mit einer vornehmen Bewegung der Hand grüßte der alte Herr, und ließ sich von seinem Jäger in den eleganten Reisewagen heben, der bald vor den Blicken Pauls entschwand.

Eine sonderbare Art von Protektor, dachte der Maler, ich wette, er spielt den Geheimnißvollen, blos, weil er fürchtet, ich werde ihn beim Worte nehmen, und ihm mit meinen Bildern auf den Leib rücken. Denn daß er nicht nach mir schicken wird, steht fest. Der Teufel reitet die Leute alle, eine gnädige Gönnermiene gegen uns Künstler anzunehmen, und uns mit eitel Versprechungen zu hänseln. Aber wir wissen ein wenig, was man darauf zu geben hat.

Sieh da, das Hemd ist fast trocken, will mal sehen, ob die Alte zu bewegen ist, mir es zu plätten, indeß ich hier noch ein bischen zeichne.

Nachdem Paul von der Müllerin die Gunst des Plättens zugesagt erhalten, kehrte er an seine Zeichnung zurück, und arbeitete um so emsiger, jemehr er sich doch heimlich mit der Hoffnung schmeichelte, der alte vornehm aussehende Herr möchte am Ende Lust haben, ihm in Reifenbühl nützlich zu sein, und ihn der momentanen Verlegenheit, in welcher er sich gerade befand, dadurch zu entreißen.

Er zeichnete anhaltend bis zum Abend, vollendete seine Skizzen schneller, als er gedacht hatte, schob seine Staffelei zusammen, und trat mit der

Selbstzufriedenheit, die eine wohlgelungene Arbeit giebt, in's Müllerhaus.

Nachdem er seine Zeichnungen auf die Giebelstube gelegt, welche er im Hause bewohnte, ging er hinab in die Wohnstube des Ehepaares, um zu essen. Da fand er denn die alte Unterhaltung wieder im besten Gange.

Klaus, der Müller, saß apathisch im hölzernen Großvaterstuhl, und rauchte sich fast unsichtbar, mit seinem hölzernen Fuße schlug er auf dem Fußboden den Takt zu dem, was seine den Tisch deckende Ehehälfte sagte.

„Aber so seid ihr Mannsleute, fuhr sie fort, ohne sich durch den eintretenden Paul stören zu lassen, wenn es was zu prügeln giebt, da seid ihr bei der Hand, und wißt euch zu wehren; das ist eure Kourage; — aber wenn es nur ein Paar lumpige Worte braucht, um einem großen Herrn damit zu Leibe zu gehen, da stehen sie, und getrauen sich nicht, die Zähne voneinander zu machen, als sei es der Großtürke, mit dem sie sprechen sollten. In der Schenke, da wird prampirt, da wißt ihr nicht, wie weit das Maul aufreißen, da könnt ihr reden, als wär' der Herzog euresgleichen, und ihr brauchtet ihm bloß „schön Dank" zu sagen, dann glaub' er, er habe euch guten Tag gewünscht.

Wenn's aber drauf ankommt, ihm wirklich zuzusetzen, und ein Wort mit ihm zu reden, da drückt ihr euch herum auf der Ofenbank, und laßt Gott einen guten Mann sein, und das Maul ist euch wie eingefroren! Hat nicht die Jette Kirchmeier neulich eine ganze halbe Stunde mit dem Herzog gesprochen, und ist doch nur ein Ding von sechzehn Jahren, während so ein Lump, wie du, hier sitzt, und mit seinem Stelzfuß in die Erde stochert, als wüßt' er es gar nicht mehr, daß er sich für den Herzog hat verstümmeln lassen im letzten Kriege!"

Klaus hatte während dieser Rede ruhig seine Pfeife weggelegt, und sich an den Tisch gesetzt, auf welchem die Suppe dampfte, und begann wacker zu löffeln, Paul folgte seinem Beispiele und die Frau gleichfalls, aber ohne nur einen Augenblick ihre Rede zu unterbrechen.

Endlich ward das dem Alten denn doch zu arg, sein Pflegma verließ ihn; er schlug mit der Faust so gewaltig auf den Tisch, daß die Teller tanzten, und sagte dann nachdrucksvoll: „Jetzt halt's Maul, Weib, in's Henkers Namen, und mach' mich nicht wild. Beim Essen bringt mich Dein Zanken in die Galle. Aber Du sollst noch morgen Deinen Willen haben, damit nur des Lärmens ein Ende wird. Morgen früh gehe ich nach der Stadt, und komme nicht eher wieder, bis ich den Herzog gesprochen habe. Aber das sage ich Dir, wenn es nichts hilft, und er Nichts für uns thut, und Du fängst dann noch mal in Deinem Leben an, darüber zu zanken, so sollst Du sehn, daß ich noch Kourage genug habe, Dich zum Stillschweigen zu bringen."

Und damit stand er vom Tische auf, und stelzte pfeifend zur Thür hinaus.

Paul, der ruhig dagesessen und erwartet hatte, die Müllerin werde einen Trumpf auf die drohende Rede des alten Soldaten setzen, und nun grade sich gegen den Gang nach der Stadt erklären, und allerlei einwenden, weshalb es wenigstens morgen unmöglich sei, ihn anzutreten, Paul sah mit Erstaunen, wie die Alte ganz gelassen blieb, und vor sich hinmurmelte: „Dann muß ich ihm nur noch reine Wäsche herausgeben."

Als sie die Reste des Abendbrotes weggeräumt, ging sie hinaus auf den Hof, wo sie den Alten fand, und ihn freundlich fragte: Vater, wie früh gehst du denn morgen?

Er gab ihr eine barsche Antwort, und sie kam nun zu Paul, und klagte ihm, was sie für einen groben Mann habe, setzte ihm zum hundertsten Male ihre Lage auseinander, und brach in Verwünschungen gegen den Herzog aus, der ihnen das Brot genommen.

Paul tröstete sie, so gut er konnte, und versprach ihr, morgen mit dem Müller zugleich nach der Stadt zu gehen, und ihm unterweges noch recht einzuschärfen, wie er seine Sache dem Herzoge vorzustellen habe.

Das beruhigte die Alte ein wenig und sie ließ sich sogar herab, ihm zu sagen, wie Leid es ihr thue, daß ein so charmanter Herr sie verlassen

wolle; er habe ihren Hausfrieden gar nicht gestört, und wenn er Jahrelang bei ihnen wohnte, so würden sie es kaum merken.

Paul drückte ihr die Hand, und ging dann seinem Wirthe nach, der unterdeß seine Pfeife angebrannt hatte, und an's Geländer des Mühlsteges gelehnt, in das rauschende Wasser hinabsah.

„Nun, rief ihm Paul zu, wir wollen morgen zusammengehen, ich will auch nach der Stadt, und da können wir uns den Weg durch Plaudern kürzen, — —"

„„Ja, rief der Alte, und zwinkerte mit den Augen, und kreuzfidel wollen wir sein, wie Junggesellen! Hol' mich der Teufel, seit ich den alten Drachen da auf dem Halse habe, weiß ich kaum mehr, wie einem lustigen Kerl zu Muthe ist. Aber wir wollen's morgen zusammen nachholen, und sie kann hier zu Haus mit ihren vier Wänden zanken, soviel sie will.""

Klaus war in der besten Laune, und erzählte von seinen Soldatenjahren die wunderlichsten Geschichten, und so tolle Lügen er auch auftischte, unterhielt er doch Paul so gut, daß sie erst spät sich daran erinnerten, wie sie morgen um vier Uhr schon reisefertig sein wollten, und es daher Zeit sei, sich niederzulegen.

Am andern Mittage finden wir unsre beiden Wandrer bereits in Wilhelmsruh, einem herzoglichen Lustschlosse, dessen Park dem Publikum zur Erlustigung geöffnet ist, und wo ein ehemaliger Lakai ein Wirthshaus angelegt hat, das wegen seiner Trefflichkeit von den Bürgern des nahegelegenen Reifenbühl häufig besucht wird.

Die Herzogin war gerade hinübergefahren nach Wilhelmsruh, und so waren in der Schenke mehrere Hofbediente anwesend, die ihre freie Zeit dort mit Zechen vertrieben.

Klaus, der immer durstig war — namentlich erst auf Reisen —, und jeden Vorwand, mehr als gewöhnlich zu trinken, leicht ergriff, machte sich bald an den einen der Lakaien heran, und lud ihn ein, sein Gast zu sein, was dieser sich nicht zweimal sagen ließ.

Ein Schritt zum Herzoge war damit bereits gethan, denn der Protektor-Lakai war zwar ehrlich genug, dem Alten wenig Hoffnung auf ein erfolgreiches Gespräch mit dem Herzoge zu machen, da dieser ziemlich menschenscheu sei, und ungern mit Jemand spreche; aber er versprach dem Müller wenigstens, ihn morgen im Reifenbühler Schloßgarten an eine Stelle zu bringen, welche Sereniss'mus bestimmt vorbei passiren werde, und dann komme es eben darauf an, ob dem Supplikanten es gelingen werde, seine Sache gehörig anzubringen.

Klaus trank jubelnd ein Glas nach dem andern, und schwor dem Lakaien ewige Freundschaft, wenn er durch dessen Hülfe zu seinem Rechte komme.

Paul indessen hatte sich auch bereits in Beziehung zum Schlosse gebracht. Alle Herzoge und Herzoginnen in der Welt waren ihm im Grunde gleichgültig, aber doch hatte er von Zeit zu Zeit eine Sehnsucht nach Hofluft, — der Kammerkätzchen wegen, welche in derselben leben.

Es giebt auch eigentlich kein zierlicheres närrischeres Wesen als eine hübsche Kammerkatze; die knappen, schnippischen Kleider, die einst vermöge ihrer früheren Eigenthümerinnen hoffähig gewesen, kleiden sie gar artig, guter Teint und frische Lippen pflegen diesen kleinen Geschöpfchen selten zu fehlen, und auf das anmuthigste kontrastirt die vornehme Aefferei ihres Wesens mit dem unermüdlichen Domestikengeschwätz aus ihrem Munde.

Einen ehrlichen Bürgersmann würde eine Zofe um keinen Preis zum Geliebten haben wollen, sie, der so viele Barone und Lieutenants vertraulich die Backen gekniffen! Aber zwischen einem Künstler und einer Zofe herrscht wegen der Windigkeit des Künstlerthums eine solche Wahlverwandtschaft, daß es Paul schon öfter gelungen war, zu kommen, zu sehen, zu siegen.

Sogleich, nachdem der alte Müller hinter einem Tische festen Fuß gefaßt hatte, machte Paul sich auf, durch die Anlagen des Parks zu schweifen. Als er durch eine schattige Erlenallee eben einbiegen wollte in den großen Weg, der zum Schlosse führt, hörte er zur Seite leises Mädchengekicher, und als er dessen Richtung verfolgte, befand er

sich vor dem leeren Bassin einer verfallenen Wasserkunst, und fand zwei Mädchen beschäftigt, dem alten steinernen Neptun in der Mitte des Beckens einen großen runden Strohhut aufzusetzen.

Die eine hatte sich niedergekauert, damit die andere ihr auf die Schulter steigen könne und richtete sich mit ihrer Last in die Höhe. Die oben stehende hielt sich mit der linken Hand an dem Dreizack Neptuns fest, während sie mit der rechten sich bemühte, bis an's Haupt des kolossalen Gottes hinanzureichen, um ihm den Strohhut mit breiter Krempe in die Locken zu drücken.

„Was die Mädel keck sind! sagte Paul vor sich hin, und trat in das Bassin hinein, freilich aber rührt's wohl vom Gardinenanstecken her!" —

Kaum hatte er seine Phrase ausgedacht, und war hinter die ihn nicht bemerkenden Mädchen getreten, da brach plötzlich der Dreizack, an welchem die eine sich festhielt, und mit einem gellenden Schreckensruf stürzte sie von den Schultern der andern herab dem sie auffangenden Paul in die Arme.

Paul hatte vorhin schon den feinen Knöchel und den zierlichen Wuchs der Verwegenen mit Wohlgefallen betrachtet; als ihm nun aber ihr reizendes Gesichtchen, wiewohl durch den Schreck gebleicht, an der Schulter lag, da konnte er nicht umhin, sie auf den Mund zu küssen, daß sie die dunklen Augen betroffen zu ihm aufschlug, und das nach dem Schrecke wieder zuschießende Blut und die holdeste Verwirrung ihr die Wangen rötheten.

„Aber Julie!" rief die andre vorwurfsvoll, als diese gar keine Anstalten machte, sich den Armen des fremden Mannes zu entwinden.

„„Nun, was ist's denn? antwortete Julie unerschrocken, ich muß mich doch erst erholen und bei dem Herrn bedanken!""

„O den Dank hat er sich schon vorweggeküßt, sagte jene wie von Eifersucht angeflogen."

„„Ach, du Neidische! Und nun gerade soll er noch einen Kuß haben, — und noch einen,"" —

Und auch noch einen dritten? fragte Paul lachend.

„„Ja auch den noch, erwiederte sie tapfer, doch nur um Rosa zu ärgern, wenn Sie mir auch sonst ziemlich gut gefallen!""

Das Spiel mit den artigen Kindern behagte unserm Freunde zu wohl, als daß er an seinen Reisegefährten hätte denken sollen. Diesem machte ein Bedienter den Vorschlag, ihn mit nach Reisenbühl zu nehmen, da eben ein herzoglicher Stallwagen dorthin gehe. Klaus nahm unbesorgt das Anerbieten an, und gedachte des jungen Malers eben so wenig als dieser seiner.

Julie war nicht unerbittlich, als der junge Maler sie bat, ihm am Abend im Parke ein Rendezvous zu geben, das nicht durch Rosa's Gegenwart gestört sei, so darf es uns nicht wundern, wenn wir Paul in Wilhelmsruh zur Nacht bleiben sehen; besonders da er in der Stadt keine eiligen Geschäfte hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Sonnette von Ludwig Eichler.

1.

Mein Thun ist eitel und mein Hoffen nichtig,
Das Herz ist müde dieses bangen Treibens,
An keinem Orte find' ich meines Bleibens,
Wie Hiob elend und wie Kain flüchtig.

Mein Leid ist schwer, und keine Worte schreiben's,
Doch minder nicht ist meine Schuld gewichtig,
Denn gegen mich die eig'nen Waffen richt' ich,
Bin schuldig eines geist'gen Selbstentleibens!

Wer träufelt mir in meine Seele Frieden,
Wer gießt mir Balsam in das wunde Herz,
Wer wird für mich sich bei mir selbst verpfänden?

Ach, von den Menschen hab' ich thöricht mich geschieden,
Und eh' ich Trost darf hoffen himmelwärts,
Muß zu mir selbst ich erst mich läuternd wenden!

2.

Der ich gedachte Berg auf Berg zu thürmen,
Um zu verfechten alles Schön' und Gute,

Der ich gewähnt in frevlem Jugendmuthe,
Der Himmel ließe spielend sich erstürmen,

Jetzt muß im Staub' ich kriechen mit Gewürmen,
Muß mästen sie mit meinem Mark' und Blute,
Mich wie ein Knabe beugen vor der Ruthe,
Weil vor mir selbst ich mich nicht kann beschirmen.

Halt' still, mein Herz, was pochst du so gewaltig,
Als wolltest du des Busens Mauer sprengen,
Der Welt zu zeigen, daß du kein gemeines!

An Thatkraft arm, die Pein so vielgestaltig,
Treibt schlaffe Sehnsucht dich und eitles Drängen
Nach jedem Ziel, und so erreichst du keines!

3.

Zeigt einen Feind mir, dem zu unterliegen
In edlem Kampf ich nicht erröthen müßte,
Dann sollt ihr sehn, wie ernstlich ich mich rüste,
Ihr seht vielleicht auch meine Kraft zum Siegen.

Doch diese Nichtigkeiten zu bekriegen,
Hab' ich kein Schwert, das ich zu schwingen wüßte,
Ich bin zu schwach zu solchem Zankgelüste,
Und weiß nicht Rath für Mückenstich und Fliegen.

Ihr haltet brav euch das Geschmeiß vom Leibe
Und nennt's Genuß, beständig umzuwedeln,
Und hier und dort betriebsam hinzuschnappen.

O welch' ein rühmlich, schneiderhaft Getreibe!
Der Anfang ist ein fingerspitzend Fädeln,
Gewinn und Ende: restgebliebne Lappen!

4.

Da sitzen sie mit kleinlichem Behagen
Und preisen mir ihr nützlich Alltagsstreben,
Denn ihre Stärke ist die Kleinheit eben,
Mit der sie alles Große klug benagen.

Und solch geschäft'ges Hin- und Wiedertragen
Soll sein die Richtschnur für mein ganzes Leben,
Der Preis, um den sie ihre Liebe geben,
Das ist der Rath, mit dem sie stets mich plagen.

O hätten sie mich doch hinausgetrieben
In irre Wildniß, auf ein wüstes Eiland,
Genoss' zu sein des Waldes wilden Thieren:

Verschont von ihrem altklug thu'nden Lieben,
Würd' ich vielleicht mir dann der eig'ne Heiland,
Und würd' ein lebenswerthes Leben führen.

5.

O tröste mich, Natur, du heiligreine,
Wie ruhig prangst du in urew'ger Schöne;
Du lächelst still dem Schmerz der Erdensöhne
Und wartest, bis er sich bei dir verweine.

Verschmähte Liebe klaget dir der Eine,
Der Andre weihet Todten seine Thräne,
Doch wie auch jeder schwer sein Leiden wähne,
Es giebt kein klagenswerther's als das meine!

Ein großes Unglück macht die Kräfte schwellen,
Zu edlem Trotze stachelt seine Größe
Und giebt die Möglichkeit, es zu besiegen:

Doch kleinem Jammer stets ein Bein zu stellen,
Ausweichen stets, vermeiden jede Blöße,
Das ist ein Tantalswerk zum Unterliegen!

6.

Da fragen wohl die lieben guten Leute:
Was fehlet denn dem unzufried'nen Narren?
Kann er nicht Tag für Tag sein Körnchen scharren,
Das macht das Jahr durch eine neue Beute?

Er aber schweifet stets in's Groß' und Weite,
Und Niemand kann ihm nehmen seinen Sparren:
So steckt in tiefem Sumpfe stets sein Karren,
Und morgen ist er grad' so weit als heute.

Habt guten Dank, Ihr liebenswürd'gen Schwätzer,
Die Ihr mich täglich nehmt in Zucht und Lehre,
Bedauert mit verdächtigen Gebehrden!

Wohl habt Ihr recht, mein Pferd ist Krippensetzer,
Und ist und bleibt 'ne werthlos magre Mähre:
Es frißt und frißt, und will nicht fetter werden.

Theater.

Es ist seit einiger Zeit sehr Mode geworden, das Königstädtische Theater über die Schultern anzusehn und besonders gegen das Königliche zurückzusetzen. Und doch würde es schwer halten anzugeben, wodurch dieses etwas vor Jenem voraushätte. Doch wohl nicht dadurch, daß dieses zuweilen Stücke von Shakspeare aufführt, da es hier weniger auf das Was? als das Wie? ankömmt? Und wie es mit diesem Punkte bestellt ist, das wissen wir ja alle. Oder vielleicht weil hier einige ausgezeichnete Talente glänzen? In desto dunklerem Schatten steht die Mehrzahl. Worauf es doch vorzüglich beim Theater ankömmt, ein tüchtiges Zusammenspielen, eine gewisse Harmonie der Kräfte, das scheint sogar dem Königlichen Theater noch weit ferner zu liegen als dem Königstädtischen. Dieses erreicht wenigstens die Einheit der Mittelmäßigkeit, während es sich beim Königlichen Theater als das dringendste Bedürfniß herausstellt, die wenigen tüchtigen Kräfte, die hier noch vorhanden sind, baldmöglichst zu entfernen, da sie, so isolirt wie sie dastehn, nur noch störend wirken können. In Gesellschaft von Riesen erscheinen die Zwerge um so kleiner. Ein solches Mißverhältniß der Kräfte ist auf der Königstädtischen Bühne nicht wahrzunehmen. Weil die starken Lichter fehlen, treten auch die Schatten nicht so grell hervor. So nimmt sich Vieles ganz leidlich aus. Als leidlich kann auch jedenfalls die Aufführung von „Engel und Dämon," Lustspiel in 3 Akten, frei nach Courcy und Dupenty bearbeitet von Forst und Leutner, bezeichnet werden, das am 10. Januar zum erstenmal zur Aufführung kam. Die Idee des Stücks, daß ein weibliches Teufelchen und eine Keiferin in den häuslichen Wänden, die Engelsmaske der Milde und weiblichen Sanftmuth außer dem Hause vornimmt, ist zwar nicht ganz neu, aber darum nicht minder theaterfähig und wird bei einigermaßen geschickter Behandlung ihre Wirkung nicht verfehlen. Diese ist wohl hier nicht in Abrede zu stellen, doch dürften die Verfasser beide Seiten zu sehr auseinandergehalten und den Engel und den Dämon zur Bewirkung größeren Effekts zu pointirt einander gegenübergestellt haben. Man konnte fast vermuthen, daß die Verf. sich in die Akte getheilt und der eine die dämonische Natur, der andere die englische verarbeitet haben. Denn die englische Natur der Klarissa, die doch nur ein Schein, eine gesellschaftliche Lüge sein soll, tritt wahrhaftig nicht als solcher auf, und der Zuschauer wird, wenn er nicht den Titel des Stücks herzuzieht, leicht in den Fall der Umgebung der Klarissa kommen und sie für ein „Opfer" halten können. Und dann müssen wir auch bekennen, daß uns die Teufeleien der Heldin nicht hinlänglich motivirt scheinen. Sie liebt ihren Mann zärtlich, und wird eben so von ihm geliebt. Sie hat Beweise seiner Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit für sie, und sie, die die Maske der Sanftmuth in Gesellschaft so gut festzuhalten weiß, sollte nur ihrem Manne gegenüber, dessen Werth sie kurz vorher anerkannt hat, ihre weibliche Würde nicht bewahren können, sollte ihrem Manne die unauslöschliche Schmach einer Ohrfeige aufdrücken! Woher überhaupt die planmäßige Bosheit gegen einen Mann, für den sie doch fühlt. Oder wenn ein wirkliches Mißverhältniß zwischen beiden vorhanden ist, was soll denn die Versöhnung? Wie kann überhaupt von einer solchen nach der Ohrfeige die Rede sein? Durch diese muß der Charakter des Mannes, der als edel erscheint, sowohl in den Augen seiner Frau als in denen der Zuschauer leiden. Doch wozu so viele Fragen, da das Stück seinen Zweck erfüllt und gefallen hat. Einige Schroffheiten hätte freilich die Aufführung mildern können, und es hätte vielleicht in Mlle. Schmidt's Macht gestanden, die Krallen schon etwas früher blicken zu lassen. Sonst bewährte sich dieselbe übrigens nicht nur als eine anmuthige, sondern auch als eine talentvolle Erscheinung, die eben so hoch über dem Niveau steht, als z. B. Herr Orlowsky unter demselben, welcher durch seine Unbeholfenheit den Charakter des Ernst von Marinville, der schon einen Anflug von Schwäche hat, noch schwächer erscheinen ließ, als er gezeichnet ist. Herr Beckmann zog Narciß Godard wohl zu sehr in's Niedrigko-

mische, was dieser wohl zur Noth, nicht aber das Stück verträgt. Von den übrigen Darstellern läßt sich nur rühmen, daß sie gerade nur so viel thaten, als sie nothgedrungenerweise thun mußten. Man möchte fast glauben, daß sie einen Kompromiß zu gegenseitiger Schonung abgeschlossen haben und daß sich jeder fürchtet, den andern zu verdunkeln. Wenn Herr Orlowsky ganz haltlos war, so verdeckte ihm zu Liebe Fräulein von St. George ihre doch vorauszusetzende Liebenswürdigkeit, und Herr Genée, der sonst ein ganz routinirter Schauspieler zu sein scheint, benahm sich fast äffisch. So weit sollte man doch die Nächstenliebe nicht treiben.

— l.

Feuilleton.

In Paris ist der General Hülin, der im Jahre 1806 Kommandant von Berlin war, 82 Jahr alt, gestorben. Er hatte die Bastille stürmen helfen, war 1789 Kommandant der Nationalgarde, und zeichnete sich in den italienischen Feldzügen unter Bonaparte vielfach aus. Sodann war er Kommandant in Wien und Berlin, und später bis 1814 von Paris. Der General Mallet, der als Gefangener in la Force saß, und von hier aus eine Verschwörung gegen Napoleon anzettelte, wollte auch Hülin hineinziehn. Dieser aber verweigerte den Beitritt, da zog Mallet ein Pistol, schoß nach Hülin, und verwundete ihn an der Kinnbacke. In den hundert Tagen trat Hülin zu Napoleon, und wurde nach der Rückkehr der Bourbons verbannt. Er lebte darauf abwechselnd in Belgien und Deutschland, bis die Julirevolution ihn nach Frankreich zurückrief. Die beiden letzten Jahre seines Lebens war er erblindet. Während seiner Befehlshaberschaft in Berlin war Hülin sehr gerühmt. Er war gleich nachsichtig, wie gerecht, und die Bürger suchten nicht selten bei ihm Schutz. Eine Schrift der damaligen Zeit erzählt unter Anderem folgenden Vorfall, welcher Hülin in sehr ehrenwerthem Lichte erscheinen läßt.

Ein bei Auerstädt versprengter Offizier hielt sich in Berlin auf, wo er einem Schneider schon vor dem Ausmarsch 130 Thlr. schuldig geworden war. Dieser hört, daß der Offizier wieder gekommen ist, und da er ihn zuvor als einen sehr guten Mann gekannt hatte, so ging er zu ihm, um sich wenigstens nach seinem Befinden zu erkundigen. Der Offizier sagt ihm, daß seine Lage so erbärmlich sei, daß er an Bezahlung der Schuld gar nicht denken könne, indem er für dringendste Bedürfnisse nicht Rath und überhaupt kein Mittel wisse, als sich zu erschießen. Da erbietet sich der ehrliche Schneider, ihn in sein Haus zu nehmen und Wohnung und Kost zu geben. Der Offizier nahm es dankend an. Nach ungefähr 14 Tagen verschwindet er aber, und kommt als Offizier in Französisch-Isenburgschen Diensten wieder. Der Schneider wundert sich darüber, bittet ihn jedoch, nach wie vor sein Gast sein zu wollen. Da läßt sich der Offizier ein Einquartirungsbillet auf den Schneider geben, und auch damit ist dieser zufrieden, da er doch Einquartirung hätte haben müssen. Nun aber tritt der Lieutenant plötzlich ganz anders auf, das Essen ist ihm nicht gut genug, er sagt dies dem Wirth in unhöflichen Worten und verlangt auch Wein. Der arme Mann wundert sich, da er doch sonst so zufrieden gewesen sei. Da dies aber nichts hilft, so giebt er ihm Wein. Am andern Tage wirft er ihm das Essen auf die Diele, und nun, dadurch empört, entschließt sich der Schneider, zu Hülin zu gehen. Staunend hört dieser den Schneider, will es nicht glauben, und hört vom Offizier mit der größten Unverschämtheit Alles bestätigen. Da übermannt Hülin der Zorn über diese niedrige Undankbarkeit. „Herr, ruft er ihm zu, Sie sind nicht werth französischer Offizier zu sein, Sie sind infam kassirt!" zerreißt ihm die Epauletts und zerbricht ihm den Degen. Bei den Bürgern erregte diese That natürlich den größten Beifall.

Es ist erfreulich, daß Rosenkranz in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik den philosophischen Jargon des Herrn Professors Gärtner in aller gehöriger Weise zurechtwies. Solcher Jargon, in den Großsprecher ganz einfache Kategorien der Wissenschaft hüllen, ist es, der vor dem besseren Publikum die Philosophie in Mißkredit bringt. Herr K. Bayer dürfte sich dies auch gesagt sein lassen.

Deutsche Satire. — Als Börne's köstlich humoristischer Aufsatz „Monographie der deutschen Postschnecke" im Jahre 1821 in der Waage erschienen war, kam plötzlich ein Postkondukteur zu Börne, und klagte ihm das Unglück, das er über ihn heraufgeschrieben hätte. Seine Vorgesetzten hätten nämlich nachgeschlagen, wer an dem Tage als Dr. Börne nach Stuttgart fuhr, den Dienst am Eilwagen versehen, wer sich erlaubt hätte, wie es dort geheißen, einen blinden Passagier mitzunehmen. Der arme Mann würde seines Postens entsetzt worden sein, wäre nicht Börne zur Postdirektion gelaufen, und hätte diese versichert, daß seine Aufnahme eines blinden Passagirs in die Postschnecke lediglich eine dem Humoristen gestattete poetische Licenz wäre, deren Strafbarkeit ihn nur allein treffen dürfe. Das klingt wie eine Satire auf die Satire, aber es ist so, und man lernt daraus begreifen, weshalb in Deutschland das komische und humoristiche Element unsrer Literatur im Lebenskeim getödtet, ja fast unmöglich gemacht wird.

In die Académie francaise sind neuerdings v. Hugo und der Herr v. St. Aulaire gewählt worden. Gegen den ersteren haben namentlich Kasimir Delavigne und Eugène Skribe gestimmt, für ihn aber Chateaubriand, Villemain, Mignet, Thiers, Royer Collard; Herr Guizot kam zu spät, um noch mitvotiren zu können. Bei dieser Gelegenheit theilt die „Presse" ein ihr zugesandtes artiges Gedicht mit, das übersetzt lautet:

Zu gleicher Zeit zum Ziel gelangten sie,
Napoleon bringt man zu den Invaliden,
Und Viktor Hugo in die Akademie;
Dem Neid zum Trotz ward ihnen Ruh beschieden.

Herr v. St. Aulaire hat bekanntlich Göthe's Faust übersetzt; ein junger französischer Literat hat es übernommen, diese Uebersetzung für die französische Bühne zu bearbeiten. Ueber sein Verfahren dabei spricht er sich deutlich folgendermaßen aus: „Ich habe das Drama des großen Göthe für die französische Bühne arrangirt; wie Sie wohl denken können, habe ich es ganz verändert. Z. B. die Rolle des Mephisto konnte, so wie sie ist, nicht auf der Bühne erscheinen, ich habe sie umgeworfen, — — ich wußte sie den Sitten unsres Landes und unsrer Zeit anzupassen, und habe einen entlaufenen Zuchthäusler daraus gemacht u. s. w."

Ist es denn wahr, daß ein tieferes Verständniß jetzt der deutschen Literatur in Frankreich zu Theil werde!!

Daguerre's Erfindung vervollkommnet sich immer mehr; Daguerre selbst hat es jetzt so weit gebracht, daß er weniger als eine Sekunde für sein Verfahren braucht, und dadurch die beweglichen Gegenstände fixiren kann. In Berlin sahen wir unlängst ein Daguerrotypportrait, welches alle davon gehegten Erwartungen übertrifft. Es stellte ein junges Mädchen von etwa 16 Jahren, im italienischen Kostüm, mit langen Zöpfen dar, und gab den Ausdruck des Gesichts so schön und klar, so lebendig wieder, daß man nur mit dem größten Wohlgefallen dabei verweilen konnte. Der Fürst Metternich hatte dies Portrait nach Berlin geschickt; damit das Publikum davon Notiz nehmen könne. Es befindet sich, wenn wir nicht irren, auch noch bei dem Kunsthändler H. Sachse.

Buchhandlungen sind ersucht, ihre, der Tendenz dieser Zeitschrift entsprechenden Verlagswerke zur Anzeige und Beurtheilung einzusenden. Die diesseitige Redaction ist bereit, gegen ihre Zeitschrift andere Zeitschriften verwandten Inhalts einzutauschen.

Gedruckt bei J. F. Starcke.

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. Karl Riedel.

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend 1 Bogen zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an das Athenäum (M. Simion) Schloßfreiheit Nr. 6. zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden in der Buchdruckerei des Herrn Starcke (Charlottenstraße Nr. 15.) angenommen. Der vierteljährige Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 4. Berlin, den 23. Januar 1841.

Inhalt: Die jüngste Botschaft des nordamerikanischen Präsidenten; vom Herausgeber. — Die Supplikanten. (Novelle.) — Aus Mailand. — Der Luxemburg-Garten in Paris; von Ed. Kolloff. — Wittenberg. — Wilde Lieder. 1. Der Spielmann. 2. Nachtliebe. — Theater. — Feuilleton.

Die jüngste Botschaft des nordamerikanischen Präsidenten.

Vom Herausgeber.

Die neuere Geschichte hat ein nie gesehenes Schauspiel erlebt. Jenseits des atlantischen Ozeans ersteht in kurzer Zeit aus europäischen Stämmen ein riesiges Reich, ohne daß, wie es sonst geschah, Völker in Massen ausgezogen waren und ein neues Vaterland gesucht hatten. So bildete sich der nordamerikanische Staatenbund, auf einem Boden, der keine Erinnerungen mehr hat, als die verdrängten, armseligen Reste seiner Urbewohner, auf welche nie ein Strahl der Kultur gefallen war. Dieser Staatenbund aber baut sich auf über all' den Elementen, welche in die Gegenwart Europa's als ein Ferment geworfen sind, mit dem es sich verjüngt, mit dem es einst vielleicht auch zu Grabe geht. Jugendliche Staaten durchleben in Dezennien Jahrhunderte; ihr gesunder Organismus scheidet schädliche Stoffe schnell und leicht aus; sie können und müssen etwas wagen; Staaten und Völker mit einer großen Vergangenheit sind ganz andern Lebenskrisen unterworfen.

Wozu Europa Jahrhunderte lang gebraucht, die Loszählung seiner Bewohner von der Scholle, die Schöpfung einer neuen Sphäre freier Thätigkeit und freier Bewegung, und der rasche Umsatz des Gewonnenen und seines stellvertretenden Werthes, damit hat Amerika angefangen. Schneller als Europa, nach so langen Erfahrungen, hat Amerika das eigene ungeheure Land den Schranken des Raums und der Zeit durch seine Kanäle und Eisenbahnen wunderbar mächtig enthoben und alle Mittel aufgeboten, dem inwohnenden Staatsprinzipe die reichste Entfaltung zu geben. Hier aber erhoben sich Schwierigkeiten, die in der Natur der Sache liegen. Wenn auch jeder kleine Stamm, jede einzelne Familie, die die Pennaten verließ, eine Hand voll heimathlicher Erde und der Pennaten Gedächtniß auf dem Altar des transatlantischen Kapitoliums opferte, wenn auch das Bedürfniß, die Arbeit, die Noth zwang, in die gegebenen staatlichen Bedingungen einzugehen, so leicht gestaltet sich nicht aus verschiedenartigen Elementen eine Einheit. Der Boden, das Klima, die Erwerbmittel scheiden Gesinnung, wie Interessen. Jene wie diese müssen in den produzirenden Südstaaten Nordamerika's andere sein, als in den nördlichen Küstenländern, welche auf den Umsatz und Handel gewiesen, zu jenen in den natürlichen Gegensatz treten müssen, welcher zwischen dem Kaufmann und Produzenten stets obwaltet. An der handeltreibenden Nordküste schossen die ersten Keime des nordamerikanischen Staatslebens auf; setzte sich die Bundesregierung wohl für immer fest. Ihr Schatz hat dort seine Stätte. Die finanziellen Interessen des Staates oder des Staatenbundes müssen daher mit den Geldinteressen des Handels in die innigste Wechselwirkung treten; ein Konflikt ist unvermeidlich, Ausgleichung stets wün-

schenswerth. Auch eine Vermischung der finanziellen staatlichen und der Handels-Interessen liegt sehr nahe, ist jedoch, da die Regierung alle Staaten und deren Interessen umfassen soll, die Handels-Interessen aber nur die einiger Staaten sind, für das Bestehen, für das Gedeihen des Bundes im höchsten Grade gefährlich. Was eine gute Regierung thun kann, dies besteht hauptsächlich und zunächst darin, daß sie alle individuellen Lebensäußerungen des Staates und deren Interessen, zu ihrem Rechte und ihrer Entwickelung kommen läßt; aber da zeigt sich die Schwierigkeit, in der Frage nämlich: wo hört das Recht, das Interesse des Einzelnen, der Korporation, der Provinz u. s. f. auf, wo fängt das Recht des Allgemeinen, des Staats, der die Glieder des Organismus haltenden und bindenden Centralmacht an?

Das nun war der Kampf in dem nordamerikanischen Staatenbund, der Kampf der Partikular-Interessen der einzelnen Staaten mit dem Gesammt-Interesse des Bundes und seiner nothwendigen Tendenz, sich zu centralisiren. Dies trat hervor in der Frage der Zölle, die natürlich eine andere ist im Sinne des Kaufmanns, des Fabrikanten und des Produzenten, in der Frage: auf wessen Kosten sollen Kanäle, Eisenbahnen in den einzelnen Staaten gebaut werden, auf Kosten dieser, oder der Bundeskasse, endlich in der Frage: soll überhaupt eine Bundeskasse, als äußerer Ausdruck der Centralmacht existiren oder nicht? Unter den vier letzten Präsidentschaften wurden diese Fragen, die eine überwiegende Tendenz gewannen, sich zu Gunsten des Centralismus zu entscheiden, mehr oder weniger lebhaft diskutirt. Das demokratische Prinzip, das Einzelleben vieler Staaten, und hiermit der Zusammenhalt des Ganzen, der allein durch das Gedeihen jedes unter ihm befaßten Einzellebens bedingt ist, sah sich bedroht; Virginien, Südkarolina, zeigte Miene, sich von der Union zu scheiden. Die Vertreter des demokratischen Prinzips machten daher alle Anstrengungen, jener überwiegenden Tendenz des Centralismus entgegen zu arbeiten. Monroë war seiner Mission, gegen das centrale Prinzip zu reagiren, nicht gewachsen; mit starrem Sinne und derber Faust trat Jackson dagegen auf. Ob er wohl die Behandlung der Frage über das **internal improvement** (Anlegung von Kanälen und Eisenbahnen &c. in den einzelnen Staaten auf Kosten dieser) und die „Rotation" der Aemter, im demokratischen Sinne durchsetzte, gelang ihm doch nicht ganz, die Bank der Vereinigten Staaten, welche mit den Ueberschüssen von den zum Gesammtstaatsbedürfnisse nicht verwendeten Steuern spekulirte und deshalb die Vertreterin des Geldcentralismus im ganzen Staatenbunde wurde, zu stürzen. Dies gelang seinem Nachfolger, van Buren, der nun seine letzte Botschaft vorlegte; er zog die Ueberschüsse der Staatseinnahme aus der Bank der Vereinigten Staaten zurück, vertheilte sie an die einzelnen Staaten und nahm so der Bank nicht nur, sondern dem Prinzipe des Centralismus, dessen Vertreterin sie war, die Macht; welche Erschütterungen dadurch auch augenblicklich das Kreditsystem der nordamerikanischen Staaten erleiden mochte. Wenn van Buren in dieser seiner letzten Botschaft so großes Gewicht darauf legt, daß die Ueberschüsse vertheilt werden mußten, weil sie in den Händen der Bank Veranlassung zu unsinnigen Spekulationen wurden, so ist im Allgemeinen dies wohl zuzugeben, zur Beurtheilung dieser Verhältnisse aber der Hauptgedanke festzuhalten: die Berechtigung des Partikularinteresse's der einzelnen Staaten gegen das Centralinteresse. Freilich hatte sich dieses Centralinteresse mit dem Geld- und Handelsinteresse der Küstenstaaten identifizirt. Die Sache bliebe aber dieselbe, wenn der Centralismus sich ausschließlich auf Seite der produzirenden Staaten oder des Grundbesitzes neigte, was z. B. in England und Deutschland großentheils der Fall ist.

In dieser Festhaltung des Partikularinteresse's der einzelnen Staaten gegen die Centralmacht sieht van Buren, das Gedeihen des Bundes nach Innen; dies ist freilich auch eine Konzession an den Naturstand, an die noch ungeläuterten, rohen Staatselemente, denn das Höhere ist die centrale Macht und ihre Ausbreitung in alle Glieder des Organismus; es liegt darin aber auch der richtige Gedanke, daß nur aus dem Individuellen gesundes Leben herauswächst und daß zunächst die

Theile erstarken müssen, ehe sich das Ganze fühlen und nach Außen vertreten kann. Diese letztere Phase ist, nach van Burens Geständniß, für den Nordamerikanischen Staatenbund noch nicht gekommen. Wie er der Bundesregierung nicht zugesteht, sich mit den gemeinsamen Mitteln des Staatenbundes, als allgemeine Macht desselben den einzelnen Staaten gegenüber zu behaupten, viel weniger als solche für die Zwecke der einzelnen Staaten Schulden zu kontrahiren, und dafür ihre Idealität zu verpfänden, so kann der Staatenbund, nach den strengern Folgerungen aus van Burens Darlegung, auch nach Außen noch nicht in der ungetheilten Einheit seiner Macht, seiner Majestät und internationalen Berechtigung auftreten. Seine Ansicht von der internationalen Bedeutung des nordamerikanischen Staatenbundes ist noch eine rein privatrechtliche, diskretionaire. Er kann das Gefühl der internationalen Berechtigung nicht vollkommen haben, weil er im Innern für den Fall kriegerischer Verwickelungen, nur auf den guten Willen der einzelnen Bürger zur Vertheidigung der Gesammtinteressen des Vaterlands, nicht auf die allen wohl konstituirten Staaten nothwendige, von dem Bedürfniß des Augenblicks und vom Willen der Vielen unabhängige Centralmacht rechnen darf. Mit andern Worten: in dem Verhältnisse dieses Staatenbundes nach Außen zeigt es sich, daß das demokratische Prinzip der Decentralisation, der Berechtigung der staatlichen Centralmacht zu vielen Abbruch gethan hat. Wenn van Buren die auswärtigen Anlehen auf Rechnung der Centralregierung zurückweist, wenn er auch vor jenen Schulden warnt, welche die Banken der einzelnen Staaten im Auslande kontrahiren, so geschieht dies lediglich im Gefühle der Ohnmacht des centralen Prinzips; denn er fürchtet, es möchte dadurch der Staatenbund in das Verhältniß eines Vasallen auswärtiger Herren gelangen. Wir sehen hier klar, wie die nordamerikanische Staatsidee vorerst noch auf dem Standpunkt des Privatrechts und zwar im starren römischen Sinne basirt. Aus dem Bereiche dieser privatrechtlichen Idee sind ganz folgerichtig die geistigen und sittlichen Mächte proskribirt; ihnen soll es noch vorbehalten sein, innerhalb der weitern Entfaltung der Staatsidee selbst zu ihrem Rechte zu kommen. Mit dem bevorstehenden Wechsel der Präsidentschaft, welche an den General Harrison übergeht, sehen wir dies für jetzt freilich nicht ab; der unterdrückte Geldcentralismus, die Nationalbank, wird das Haupt wieder erheben; eine Reaktion des Industrie- und Handelsaristokratismus gegen die Demokratie eintreten. Ob damit den höhern, geistigen Interessen Vorschub geleistet werde, steht dahin. Durch die aber jedenfalls erfolgende Auferweckung des centralen Macht des Bundes wird die Stellung Nordamerikas zu den auswärtigen Mächten eine würdigere und festere werden, denn es wird sich gezwungen sehen, für alle die schwankenden Verhältnisse des Kredits, der Bestrafung gemeiner Verbrecher u. s. f. völkerrechtliche Garantieen zu geben. Ueberhaupt nur dann, wenn Nordamerika seinen naturwüchsigen Egoismus und seine proletarische Schroffheit ablegt, wird es in die Familie der Vereinigten Staaten des alten Kontinents eintreten können.

Die Supplikanten.

(Fortsetzung.)

Klaus fuhr mit den Bedienten des Herzogs in lustiger Stimmung nach Reisenbühl, und wurde von ihnen dort im Gasthofe zur goldenen Drei abgesetzt, der Herberge, wo er bei seiner Anwesenheit in der Residenz regelmäßig zu logiren pflegte.

Er trat in die Wirthsstube, und der rundliche rothbäckige Wirth ihm entgegen: ei, Gevatter Klaus; grüß Gott; sieht man Euch auch mal wieder nach so langer Zeit?

„Ja, sonst kam ich blos her, wenn ich zu übermüthig war daheim, aber diesmal, weil's zu Haus schlecht geht. Ich muß mal mit dem Herzog drüber reden, was denn endlich aus der Sache werden soll. Meine Mühle steht und des Herzogs seine geht, und er könnte es doch eher aushalten, wenn's ihm an Kundschaft fehlte. Aber

ich will ihn morgen darüber ein bischen examiniren, denk' ich!"

„„Der Herr will also auch suppliciren bei Serenissimo, tönte aus der Ecke des Zimmers eine trunkheisre Stimme, die einem langen vierschrötigen Manne angehörte, der hinter den grauen Tabakswolken kaum zu erkennen war, welche er um sich geblasen.""

Klaus humpelte nach der Gegend, woher die Anrede kam, und fand einen alten Bekannten, den Zimmermeister Flügge, mit dem er schon manchen Schoppen geleert.

„Ach, seid Ihr's, langer Hans, Ihr seht verdammt kupfrig aus, seit wir uns nicht gesehn, na, Gott gesegn' es Euch. — Morgen will ich suppliciren beim Landesvater, ich hab's schon Alles eingerichtet!"

„„Papperlapapp! Was versteht so Einer vom Suppliciren, nicht wahr, Wirth? — noch ein Schoppen — ich versteh's, wie Keiner, und es will auch nicht mehr gehn.""

Ja, das macht, sagte der wieder herzu tretende Wirth, weil ihr es teufelmäßig gemißbraucht habt. Denkt Euch an, Klaus, der Kerl, wie er da sitzt, hat er Euch drei herzogliche Bauten sich supplicirt, und doch sieht er schäbig aus, als wenn er Zeitlebens keine Arbeit gehabt hätte. Aber das Saufen ist ein Laster!

„„Was, hab' ich's nicht Alles bei Dir versoffen, Du Zapfen; wenn ich dran denke, wie schönes Kernholz die Regierung mir das letztemal lieferte, es war 'ne Freude für 'nen rechtschaffnen Zimmermann, und ewig Schade drum,' daß es nicht zu dem herzoglichen Bau verwandt worden ist.""

„Und warum denn nicht?" fragte Klaus verwundert.

„„Warum nicht? weil ich diesen dickwanstigen Kerl von Wirth zu lieb hätte, und einen Balken nach dem andern versoff, blos um ihm Fett auf die Rippen zu schaffen. Ich hab', meiner Seel' nichts davon gehabt, denn er giebt unverschämt kleines Maaß!""

Kleines Maaß, lachte der Wirth, ich habe doch so gemessen, daß Du nie nüchtern nach Hause gekommen bist. Und jetzt stehst Du so bei mir an der Kreide, daß ich ruinirt bin, wenn Du nicht bald wieder Kernholz von der Regierung geliefert bekommst, wozu doch keine Aussichten sind!

„„Ja, es ist 'ne Schande, sie haben mir das Handwerk gelegt. Aber da ist blos der Baurath dran Schuld,' weil ich ihn zu sehr blamirt, und dadurch mein Glück gemacht habe. Wenn ich dran denke, was die Herren für Gesichter schnitten damals, es war 'ne artige Geschichte.

„„Da hatten sie eine Kaserne gebaut, war Alles fix und fertig, und gleißte von oben bis unten; ich aber sah mir die Sache kopfschüttelnd an, und machte eine Eingabe an den Herzog, worin ich mir erlaubte, ihm anzuzeigen, daß bei dem Bau der neuen Kaserne eine Hauptsache vergessen sei; wenn er einen Tag bestimmen wolle, wo ich das Gebäude ihm zeigen dürfe, dann werde er sehen, daß ich Recht und das ganze Baukollegium einen Fehler begangen habe.

„„Das wirkte; der Herzog bestimmte mir einen Tag, wo ich mich vor der Kaserne einfinden solle. Ich gehe hin, da sehe ich die ganze hochlöbliche Bescheerung vom grünen Tisch versammelt, die auf Serinissimum lauern, und sich freilich wundern, was ich da wolle. — Als nun der Herzog aber kam, und nach dem Zimmermeister Flügge fragte, und mich aufforderte, ihm den Bau zu zeigen, und ich neben ihm herging, und mich reckte, daß ich noch einmal so lang wurde, als gewöhnlich, da hättet ihr 'mal die langen Gesichter sehen sollen, die hinter uns — mir und dem Herzoge — herzogen. — Der Bau gefiel dem allergnädigsten Herrn über die Maaßen, und als wir nun Alles durchgegangen waren, stand er ein Weilchen still, besann sich und schüttelte den Kopf, und dann fragte er mich verwundert, so daß es die Herren vom Bau hörten: Nun, Flügge, was fehlt denn noch am Bau?""

„„Da macht' ich ihm einen Scharrfuß, und sagte: halten zu Gnaden, Durchlaucht, wenn ich's nicht recht vornehm ausdrücken kann, aber ich meine, es fehlt an der Retirade für die Soldaten!""

„„Der Herzog lachte aus vollem Halse, und sagte auf die Herren weisend: die Herren denken

meine Soldaten retiriren nicht, aber Ihr habt Recht, Flügge, die Retirade fehlt!""

„„Und damit setzte er sich in den Wagen, und ließ die ganze Gesellschaft verdutzt stehn.""

„„An der Kaserne aber könnt ihr noch heute sehen, was sie für Vogelbauer angekleckst haben, um das Vergessene nachzuholen.""

„„War ich nun einmal mit dem Herzoge bekannt, so hab' ich's auch gehörig benutzt, bis sie jetzt doch so viel ihm in's Ohr geblasen haben, daß es mir verboten worden ist, ihn jemals mit Bittschriften zu behelligen, und wenn ich auf's Schloß komme, weisen sie mich gleich zurück. Aber es soll mir noch gelingen, den Herzog selbst zu sprechen, und wenn das geschieht, dann bin ich wieder flott, so wahr ich Flügge heiße und meine 14 Zoll messe.""

Damit stand der riesige Zimmermeister auf, stieß sein eben geleertes Glas derb auf den Tisch, und nahm den Hut, um zu gehen.

Klaus aber hielt ihn zurück, und fragte ihn, wie man es denn machen müsse, wenn man mit Glück suppliciren wolle, aber Flügge drückte verächtlich den Hut auf den Kopf, daß er zusammenknickte, und sagte, sich los machend, frag' morgen Abend wieder nach, denn morgen Nachmittag spreche ich den Herzog unter allen Umständen! —

Und so schritt er majestätisch zur Thür hinaus.

Klaus sah ihm verwundert nach, und nun wurde noch ein Gast in der dunkel erleuchteten Wirthsstube sichtbar, ein wunderlicher Pendant zu Klaus, denn auch er hatte nur einen Fuß und an der Stelle des fehlenden einen von Holz.

Wir sind Leidensgefährten in jeder Beziehung, sagte er herzutretend, beide Krüppel, und beide den Weg zum Herzog suchend. Ich dächte, wir thäten uns morgen zusammen, und stellten ihm zu gleicher Zeit unsre Geschichte vor; wenn wir zu zweien kommen, kann er uns doch nicht so leicht bei Seite schieben.

„Bravo, sagte der Wirth, das wird prächtig gehn, und wenn der Herzog zwei Männer sieht, die beide zusammen nur so viel Beine haben als er allein, da muß ihm ja das Herz weich werden!"

„„Ja, schrie Klaus aufspringend, und umarmte den Gast, wir müssen aber vorher Brüderschaft machen. Wer bist Du denn, alter Schwede?""

Ich bin der Floßinspektor Hennig aus Hohenthal, und da haben haben die Hofjunker der Marie, meinem Mädel, den Kopf verdreht, daß sich das Kind einbildet, der Eine werde sie heirathen, und zu Nichts mehr in der Wirthschaft zu gebrauchen ist. Nun will ich dem Herzog die Sache ein wenig vorstellen, und ihn bitten, daß der Junker sein Wort drauf gebe, nicht mehr mit meiner Tochter zu verkehren, und daß der Junker von Seiner Durchlaucht eine Nase bekomme, daran er Zeitlebens zu schleppen hat.

„„Na, das ist schön, Bruder Hennig, wir sind ein Paar, wie es sich nicht so bald wieder zusammenfindet. Morgen um eilf kommt mein Freund der Hoflakai, und bringt uns in den Schloßgarten, wo uns der Herzog nicht entgehen soll!

So saßen denn die neuen Freunde noch etwa ein Stündchen, zechten und schwatzten, bis sie endlich hoffnungsselig zu Bett gingen; freilich nicht ohne vorher nach dem Himmel gesehen zu haben, was wohl für Aussicht zum morgenden Wetter sei. Denn ein Regenguß am nächsten Vormittage konnte ihnen ihren schönen Plan ganz zu Wasser machen.

Das Wetter aber war herrlich am andern Morgen, der Himmel lachte in gnadenreicher Bläue herab, und in der Sonne glitzerten lustig die Wahrzeichen der verschiedenen Schenken, in welchen unsre beiden stelzfüßigen Supplikanten sich schon seit frühem Morgen divertirten, theils um ihre noch grüne Freundschaft dauernd zu befestigen, theils um nicht mit nüchternem Magen Seine Durchlaucht zu berennen.

Als es gegen eilf kam, erinnerten sie sich ihrer ernsten Zwecke, und brachen ungesäumt nach der goldnen Drei auf, von wo sie der Lakai abholen sollte.

Dieser kam und meldete ihnen, daß sie noch zwei volle Stunden Zeit hätten, da der Herzog bis ein Uhr beschäftigt sein, und deshalb wohl seine

Promenade heute später halten werde, als gewöhnlich.

Der Lakai entfernte sich bald wieder, und versprach, zur rechten Zeit wieder zu kommen, und seine Schützlinge freuten sich heimlich der kurzen Galgenfrist, die ihnen noch blieb; denn es war ihnen doch ganz eigenthümlich um's Herz, daß sie mit einer so hohen Person sprechen sollten, und noch dazu etwas von ihr begehren.

„Nun trinken wir noch eins, sagte der Floß-Inspekter lustig, wir müssen uns etwas Kourage ansaufen, daß wir nicht dastehen vor Serinissimo, als könnten wir nicht drei zählen; wir wollen nur gleich aus dem Frühstücke Mittagbrodt machen, es läuft doch auf eines hinaus."

Klaus nahm bereitwillig den Vorschlag an, und der Wirth ermangelte nicht, dafür zu sorgen, daß nicht zu wenig gegessen und getrunken würde.

Sie vertieften sich so emsig in die Flaschen, daß ihre Kourage alle Schranken überstieg, und sie jauchzend schon im voraus die Reden hielten, welche der Herzog zu hören bekommen sollte.

„Ja, Bruder Hennig, hub Klaus an, wir sind ganz die Kerls dazu, um etwas durchzusetzen, was wir uns vorgenommen, und ich setze meinen Schnauzbart zum Pfand, ehe noch vier Wochen vergehn, steht des Herzogs Mühle still wie ein verwunschenes Schloß, und meine klappert, als wäre der höllische Teufel hineingefahren! Das soll eine Lust sein, wenn ich des Morgens meine Pfeife anstecke, und es kommt so ein Bürger aus der Stadt, und bringt Getreide zum Mahlen, und ich sage ihm vergnügt: kann nicht helfen, Nachbar, unter vierzehn Tagen schaff' ich's nicht!

„Und reden will ich mit dem Herzog, wie ein Apostel; ich will ihm sagen, daß die Haare unter meiner Nase schwarz gewesen sind von Pulver, als ich noch ein blutjunger Kerl gewesen, daß ich mir nicht habe ein Glied vom Leibe reissen lassen, um nun als alter Narr herumzuhinken und betteln zu gehen; es sei mir zu weit, wenn ich Mehlstaub riechen wolle, daß ich erst nach Seiner Durchlaucht Mühle gehen müsse. Ich werd' ihm sagen — —"

„Und ich werd' ihm sagen, fuhr der Floßinspektor dazwischen, und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß seinen ganzen Hofstaat das Wetter treffen soll, wenn er meinem armen Mädel nicht Genugthuung verschafft. Er soll diese geschniegelte Hoflumpe zum Teufel jagen, oder ich will nicht Hans Hennig heißen; in die Tretmühle schaffe ich sie, diese vornehm stinkenden Zahnstocherfiguren, ich bin der Mann dazu, ich will sie versäufen, daß ihre frisirten Köpfe sich die Schädel an meinem Floßholze zerstoßen!"

So radotirten sie wacker fort, und ließen es an Getränk nicht fehlen, so daß sie endlich, als der Lakai kam, sie abzuholen, nur noch Flüche lallten, und den Herzog und die ganze Welt zu allen Teufeln wünschten.

Dennoch ernüchterte sie die Mahnung, daß es nun Zeit sei, den wichtigen Gang anzutreten, in so weit, daß sie sich erhoben, und ganz passabel gehen konnten; der Lakai nahm sie in's Schlepptau, und zog sie dem Schlosse zu.

Sie wurden auf einen freien Platz postirt, in der eine Allee vom Schloße mündete, und wo der Herzog vor ihnen vorbei musste, ohne sie vorher erblickt zu haben; der Lakai entfernte sich und wünschte ihnen viel Glück.

Da standen nun die beiden Alten und warteten erst eine Weile lautlos. Sie sahen wunderlich genug aus. Der Floßinspektor hatte einen ihm zwar selbst zugehörigen Frack an, der aber aus früheren Zeiten herrührend dem nach und nach herangewachsenen Schmeerbauche Trotz bot, und den Gedanken an ein Zuknöpfen auch dem größten Sanguiniker nicht in die Seele kommen lassen konnte.

Klaus dagegen hatte ein um so wohlbehäbigeres Kleid an, da es ihm der dicke Wirth zur goldnen Drei geliehen, weil er selbst keinen Leibrock besaß, und es vortheilhafter schien, wenn Beide die Gnade seiner Durchlaucht Anflehende sich im Frack zeigen konnten — — der fehlenden Beine wegen.

„Wir müssen ihn von ungefähr erst in ein Gespräch verwickeln," sagte Hennig, „wollen wir ihm eine Prise anbieten, Klaus?"

„„Ja, das ist so 'ne Sache, meinte Klaus, denn wenn ihm meine Karotte nicht schmeckt, dann

sind wir gleich gepatscht. Weißt du was, Bruder, wir wollen ihm eine gesegnete Mahlzeit wünschen, da muß er uns doch danken, und dann giebt ein Wort das andere.""

„Richtig, richtig, sagte Hennig, so soll's sein, und wischte sich den Schweiß von der Stirn, 's ist 'ne schändliche Hitze. Ich weiß nicht, wenn ich Herzog wäre, ginge ich wahrhaftig auch nicht beim drückendsten Sonnenschein spazieren."

„„Ja, die Herren, haben immer was Apartes, das muß man ihnen lassen. Hör' mal Hennig, ich bin schmählich müde; ich werde mich hier ein bischen in's Gras legen, und wenn du ihn kommen siehst, da weck' mich nur geschwind.""

Gesagt, gethan, Klaus legte sich auf den Rasen, und schnarchte bald ganz angenehm, während Hennig vorsichtig lauschte, ob er des Fürsten nicht bald ansichtig würde.

Er mochte wohl so eine gute halbe Stunde gestanden haben, da sah er einen ernsten langen Mann in schwarzem Ueberrock mit dem Stern auf der Brust herkommen, und erkannte in ihm den Herzog.

Er weckte Klaus geschwind, half ihm auf, und kaum hatten sie sich wieder untergefaßt, so ging auch schon der Fürst an ihnen vorüber, ohne sie zu sehen. Sie aber nicht zu faul, riefen wie aus einem Munde: Wünsche gesegnete Mahlzeit, Durchlaucht!

Der Fürst sah einen Augenblick auf, antwortete dann scheu und verdrießlich: Mahlzeit, Mahlzeit! und entfernte sich mit hastigen Schritten, daß die beiden Einfüße ihm verwundert nach und dann sich mit den dummsten Gesichtern von der Welt ansahen. —

Eine Weile standen sie noch, und dann beschlossen sie einmüthig, nach ihrer goldnen Drei zurückzukehren, wo sie dem Wirthe ihre Abentheuer erzählten, von ihm herzlich ausgelacht wurden, und selbst endlich nichts besseres zu thun wußten, als mitten in ihrem Verdrusse mitzulachen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Mailand.

Das Frankfurter Conversationsblatt enthält eine Reihe von Briefen aus dem Tagebuche einer Dame, welche sehr leicht als die Gattin des Schauspielers Wilhelm Krüger erkannt wird, die seit einem Jahre mit ihrer ältesten Tochter Clara sich in Mailand aufhält, um diese von dem Cavaliere Micheroux zur Sängerin ausbilden zu lassen. Im März werden beide Damen nach Manheim, wo Wilhelm Krüger mit seiner Familie seit 2 Jahren lebt, zurückkehren, und Clara dann in Deutschland ihre Laufbahn als Sängerin beginnen. Ihre Stimme wird sehr gerühmt, und da sie auch bereits vor zwei Jahren als Schauspielerin in Weimar, Darmstadt und Manheim mit Glück aufgetreten ist, so kann man etwas nicht Gewöhnliches von dieser jungen Dame erwarten. Ganz kürzlich hat sie in Mailand mit großem Beifall gesungen. Die Briefe von Madame Krüger sind so lebendig, voll natürlichen Gefühls und richtiger Anschauung geschrieben, daß wir dem Publikum, welches für Wilhelm Krüger, so lange er in Berlin war, stets so viel Interesse gezeigt hat, einen Dienst zu erweisen glauben, wenn wir Einiges daraus mittheilen.

Den 3. Oktober 1839.

„Gestern Abend haben wir die erste Vorstellung in der Scala gehört; das Haus ist riesengroß, viel zu groß, als daß man sich darin gefiele; ich habe im vierten Rang eine Loge, das ist bei uns die Gallerie im Opernhause; Du weißt, das verkleinert die Personen, und es kommt mir immer vor, als wenn ich lauter Zwerge sehe; aber was Ausstattung, Dekorationen, Kostümes, Chöre anbetrifft, ist es mit Berlin nicht zu vergleichen, doch singen können die Leute! Der Tenor ausgezeichnet, und der Baß hat eine Stimme, wie ich sie nie gehört; ich habe die armen Künstler unendlich bedauert, es kam mir vor, als ob das Parterre die Börse von Mailand wäre. Auffallend war mir das Ballet; daß die Tänzerinnen, die die Pantomime spielen, ganz lange Kleider tragen, das hat mir gefallen, obgleich ich Geschmack in den Kostümes vermißte; am allerauffallendsten ist mir, daß ich nicht eine schöne Person dabei gesehen habe.

Ich war am Morgen auf der Probe, habe also die Leute am Tage und in der Nähe gesehen. In Mailand gefällt mir bis jetzt überhaupt nichts, als der Dom und Micheroux; die Stadt ist mit Wien zu vergleichen, aber ein solcher Schmutz, daß man sich keinen Begriff davon machen kann. Einen blauen Himmel haben wir auch noch nicht gesehen, denn es regnet beständig. Denke Dir, es schickt sich hier nicht, daß eine junge Dame, selbst in Begleitung eines Bedienten, allein über die Straße geht; des Vormittags darf sie allein gehen, das heißt Clara mit mir und verschleiert, des Nachmittags aber muß der Diener stets hinter uns seyn. Micheroux ist ein sehr interessanter und geistreicher Mann. Er war früher neapolitanischer Gesandter in London und Dresden, und wurde in unglückliche politische Intriguen verwickelt, wodurch er sein ganzes Vermögen verlor. Er hat der Pasta Ruf gegründet, und sie ihm ihr Vermögen dadurch zu verdanken; sie war eines Hirten Weib, hütete die Heerde in Como, da hörte sie ein reicher Mann singen, ihm fiel die Stimme auf, er ließ sie ausbilden, und jetzt hat sie in Komo die größte Villa, in Mailand ein großes Palais, und ist unermeßlich reich.

Den 11. Oktober 1839.

Wir sehen jetzt jeden Abend entweder Donizetti's „Robert" oder Rossini's „Italienerin in Algier", dazu immer dasselbe Ballet, das ist höchst langweilig, indessen: was ist zu machen? Wenn man in Deutschland eine Oper so in Scene setzte, was würden unsere Landsleute sagen? Auf dem Theater steht kein Tisch; es müßte denn eine Sitzung vorgeschrieben seyn. Es ist Alles doch gar zu ärmlich; so muß es zu Schröder's Zeiten gewesen seyn, der einmal einer Schauspielerin aus einem schmutzigen Stuhlüberzug ein neues Mieder anbot. Hier kommt mir das gerade so vor; hier will das Publikum nur gesungen haben. Hätte der erste Liebhaber einen Buckel, da würden die Italiener sagen: Schade, daß er bucklicht ist, aber er singt gut, was geht uns der Buckel an! — Der Schmutz ist hier kolossal; vorn auf den schönsten Balkons wird die Wäsche getrocknet. Die Stadt hat durch diese schlechte Gewohnheit ein eigenthümliches Ansehen, das mit dem göttlichen Dom in stetem Widerspruch steht. — Am vergangenen Sontag war Herr Mozart bei mir, ein sehr gebildeter, angenehmer Mann. Denke Dir, er hat den Don Jouan seines Vaters nie gut aufführen hören; das nenn' ich doch Unglück. Er sagte mir, seine Mutter lebe noch; er ist kränklich und sieht aus, wie Jemand, der auf dieser Welt viel verloren und wenig mehr zu erwarten hat. Er war sehr artig und versprach, so viel in seinen Kräften stehe, mir nützlich zu seyn. Das ist die einzige interessante Bekanntschaft, die ich bis jetzt gemacht habe. Die vornehme Welt lebt noch auf dem Lande, denn hier ist die Hitze noch, wie bei uns im Juli, aber eine Luft wie Sammet; ich kann Dir nicht sagen, wie wohlthuend die hiesige Luft ist; unbedingt hat diese einen wichtigen Einfluß auf die Stimmwerkzeuge und daher die herrlichen Organe, die man bei den italienischen Sängern so häufig trifft.

Den 20. Oktober 1839.

Gestern haben wir die Prima Donna, Signora Muzarelli, kennen gelernt, die kein deutsches Wort versteht; sie war unendlich artig und gab Klara die Versicherung, daß wenn sie fortfahre, so fleißig zu seyn, wie der Chevalier sie jetzt rühme, sie in einem Jahre ihre Schule gemacht haben könne; sie meint, eine Sängerin müsseihr ganzes Leben hindurch solveggiren, aber solches Jahre lang vor dem Auftreten zu thun, sei nicht gut, der Schmelz der Stimme ginge verloren. Ihr Lehrer war Romano in Florenz, der auch die Grisi ausgebildet; sie versicherte mich aber, daß Micheroux der beste in Italien sei. — Am vergangenen Sonntag haben wir einem Feste in der Arena beigewohnt, das uns durch seine Großartigkeit ungemein imponirt hat. Micheroux sendete uns einen seiner Schüler, einen jungen sehr gebildeten Franzosen, zum Begleiter; er selbst versprach, uns abzuholen. Wir hatten Plätze, die eigentlich nur dem Gouvernement gehörten, von denen wir das ganze herrliche Schauspiel trefflich sehen konnten. Franconi gab mit seiner Gesellschaft eine Produktion. Die Arena faßt gegen 15,000 Menschen; zwei Musikchöre

waren darin aufgestellt; wir saßen unter einem derselben, und so groß ist der Raum, daß wir von dem gegenüberstehenden nur zuweilen einen Ton aus der Luft herüber vernahmen; nun denke Dir diesen Platz, Kopf an Kopf gedrängt voll, über uns den schönsten italienischen dunkelblauen Himmel, das frischeste Grün auf dem Boden, und am 20. Oktober eine erquickende Mailuft. Jetzt begannen die kühnsten Reiter ihre halsbrechenden Kunststücke; zwei davon stürzten gleich beim zweiten Umritt, so daß ich glaubte, sie müßten auf der Stelle den Tod gefunden haben; eben so erging es einem bildschönen Mädchen. Du kennst meine Abneigung gegen solche lebensgefährliche Uebungen, kannst also denken, was ich dabei empfunden habe. Dahingegen versetzte uns das später gegebene Feuerwerk in Erstaunen; Tausende von Raketen schienen bis an die Sterne zu steigen; das ganze Firmament war von beleuchteten Fischen, Balons und Figuren belebt; ein Schauspiel, das in diesem kolossalen Raum einen nicht zu beschreibenden Eindruck hervorbrachte. Wir saßen noch da in stummem Erstaunen, als Jemand Klara auf die Schulter klopfte; es war Michéroux, der, wie ein Vater für sie besorgt; er fürchtete, die Abendluft könnte ihr schaden. Wir gingen also in die Skala, wo wir zur Veränderung wieder die „Italienerin in Algier" hörten. Ich nenne Dir hier die ersten Sänger der Skala: Primadonne: Rosina Mazurelli und Adele Armenia; der Tenor: Signor Salvi, derselbe, der im vorigen Jahre in Wien Furore gemacht; der Bassist: Signor Marini, mit einer Stimme, wie ich sie nie gehört; und Madame Marini für die komische Oper.

(Schluß folgt.)

Der Luxemburg-Garten in Paris.

Von Eduard Kolloff.

Ein pathetischer Geschichtsschreiber könnte prunkende Tiraden über den Luxemburg-Palast anbringen, welcher sich im Lateinerlande stolz mit seinen massiven Kuppeldächern erhebt, und allgemein für eine Nachahmung des Palazzo Pitti in Florenz gehalten wird, womit er nicht die mindeste Aehnlichkeit hat. Maria von Medici, die Herzogin von Burgund, Barras und das Direktorium, Michel Ney, Fieschi, Morey und Alibaud, das sind die in so verschiedenen Beziehungen berühmten Namen, deren Andenken sich an diesen im italienischen Style erbauten Palast knüpfen. Aber wir wollen alle historischen Erinnerungen mit Stillschweigen übergehen und schlechtweg in den Garten hineintreten, die Hände auf dem Rücken, langsam vorwärtsschlendernd, wie ein ächter Pariser Flaneur, bald rechts, bald links den Kopf hinwendend, hier stehen bleibend, um die Rosen zu beschauen, dort den Schritt anhaltend, um zu sehen, wie die Kinder über ihre Springschnur hüpfen; dann unsere unstäte Wanderung wieder fortsetzend, und uns freuend an der Betrachtung der grünen Blätter, welche vom Winde erzittern, der Singvögel, welche von Zweig zu Zweig flattern, der Wolken, welche am Himmel vorüberziehen und der schönen Frauen, welche auf der Erde an uns vorüberstreifen. — Zunächst machen wir den Leser darauf aufmerksam, wie man im Luxemburggarten überall den gravitätischen Ernst zu verspüren scheint, welchen die Nähe der Pairskammer veranlaßt. Sobald man in der schönen **Rue Tournon** anlangt, deren Stille kaum von Zeit zu Zeit durch das Gerassel einer vornehmen Equipage unterbrochen wird, merkt man schon den Einfluß der Einsamkeit des Luxemburg. Von jenen geputzten Schildwachen der Linientruppen und Nationalgarden, welche an allen Ein- und Ausgängen der Tuilerien stehen, ist hier keine Rede mehr; der Posten am Gartenthor des Luxemburg ist ein Veteran, dessen Arm mit wollenen Tressen und feindlichen Säbelhieben gezeichnet ist. Die Gartenaufseher im Innern sind noch älter, und wenn auch ihre Haltung minder martialisch und minder schön ist, als die der Gartenaufseher in den Tuilerien, so ist sie doch nur desto ehrwürdiger; denn jener Dreimaster mit dem kleinen Büschel von rother Wolle, worüber mitunter die Studenten spotten, ist nicht immer behaglich im Schatten der Bäume des Luxemburg auf- und abgewandelt; jener alte Stürmer hat den brennenden Himmel Aegyptens und die

eisige Atmosphäre Rußlands gesehen; und wenn jene dunkelblauen Kleider nicht so viel Staat machen, als die hellblauen Uniformen der Tuilerien, so kommt das daher, weil sie in vielen Schlachten und Feldzügen abgetragen sind. Jene Trümmer der „großen Armee" haben lange Zeit auf die Völker Jagd gemacht, bevor sie so weit heruntergekommen sind, daß sie auf Thonprügel und Zigarren Jagd machen müssen.

Sogleich beim Eingang in den Luxemburg erblicken wir jene kleinen, ganz kürzlich unter den Fenstern des Palastes angelegten Gärtchen, deren Gitter die Spaziergänger in einer gewissen Entfernung halten. Wir begreifen ganz wohl den Nutzen einer solchen Vorsicht im Tuileriengarten, allein im Luxemburg scheint dieselbe überflüssig. Diese von einigen Personen vielfach getadelten Gärtchen werden übrigens von Andern vielfach belobt, namentlich von den Rosenliebhabern, welche in diesen Blumenbeeten jedes Jahr einige der schönsten Exemplare aus der Pflanzschule des Luxemburg blühen sehen, die an Rosen eine der reichsten in ganz Frankreich ist. Diese Rosen des Luxemburggartens erinnern mich daran, daß ich in dem Quartier latin einen alten Rosennarren kenne, welcher einen Rosenstock besitzt, der seine Freude, seinen Stolz, sein Lebensglück ausmacht; denn dieRosenstock ist einzig in seiner Art; kein anderer Gartenfreund besitzt einen dem ähnlichen; dieser Rosenstock ist ein wahrer Schatz, er wäre ihm um keine 20,000 Franken feil! Seit sechs Jahren pflegt er ihn mit mehr als väterlicher Sorgfalt, und jedes Jahr um die Blüthezeit der Rosen sieht er mit unaussprechlichem Vergnügen, mit einer an Wahnsinn gränzenden Wonne, daß sein Rosenstock keine Rosen trägt, sondern blos Blätter, nichts als Blätter treibt. Wenn dieser Rosenstock eines Tags eine blühende Rose tragen würde, so bin ich fest überzeugt, daß sein Besitzer sich eine Kugel durch den Kopf jagt.

Der Luxemburggarten hat auch seine Terrasse, aber sie ist weit entfernt, der Terrasse des Feuillons zu gleichen; anstatt der Sammelplatz der ganzen eleganten Welt zu sein, ist sie lediglich nur der Sammelplatz der Rue Vaugirard und der angrenzenden Straßen. Uebrigens hat diese Terrasse des Luxemburg auch ihr Verdienst, und wenn man daselbst auch die schönen Toiletten der Tuilerien vermißt, so hat sie doch einige tägliche Besucherinen aufzuweisen, welche die Terrasse des Feuillons keineswegs verunzieren würden. Im Allgemeinen ist die habituelle Spaziergängerin im Luxemburg eine gute Familienmutter, welche sich mehr um ihre Kinder, als um die neuen Formen der Mantillen und Hüte bekümmert. Das zahlreichste Publikum des Luxemburggartens besteht aus Musensöhnen; welche Richtung man auch einschlagen mag, so kann man auch sicher darauf rechnen, einigen davon zu begegnen; hier erblickt man einen Studenten, der durch seine Lorgnette eine einsam wandelnde junge Dame beäugelt, dort schreitet ein anderer einher, und raucht allen menschlichen und göttlichen Verboten zum Trotz seine marseiller Zigarre; zehn Schritte weiter sitzt ein angehender Jurist, und ist über die Ohren in das Strafgesetzbuch vertieft; dort unten hat sich ein vierter wider den Baum gelehnt, und komponirt ein Vaudeville für's Bambinotheater; dabei bringen wir noch keineswegs in Anschlag die Studenten, welche in Sganarelle's Weise mit den reizenden Ammen über Medizin sprechen, oder mit den Kinderwärterinnen politisiren; ferner die Studirenden, welche sich über das Gitter des großen Bassins hinüberlehnen, und ins Wasser spucken, um die dadurch auf der Oberfläche beschriebenen Kreise auszumessen, und endlich die hoffnungsvollen Vaterlandssöhne, welche wie neapolitanische Lazzaroni oder wie französische Eidechsen in der Sonne schlafen.

Was mir besonders im Luxemburg gefällt, das sind die Kinder; denn der Luxemburggarten ist mehr noch als der Tuileriengarten der Spielplatz der Kinder; hier wenigstens fürchtet man weder die Menge derber Spaziergänger, in der sie sich verlaufen könnten, noch die Wasserbehälter, worin sie sich ersäufen könnten, während die Wärterin ganz den süßen Eindrücken ihrer ersten oder ihrer sechs und dreißigsten Liebe hingegeben ist. Glückliche Kleinen! wie sie sich mit der Weidlichkeit der Fohlen unter den grünen Kastanienbäu-

men herumtummeln, welche entweder ihre weißen Blüthen auf sie herabschütten, bis sich später ihre mahagonyfarbenen Früchte aus der stachlichten Schaale befreien, um den Kindern als Spielzeug zu dienen! Mit welcher Behendigkeit die Mädchen und Buben ihren leichten Reifen nachlaufen, mit welcher Innigkeit sie bei ihrem Spiele sind! Sie genießen ihre schöne, sorgenfreie Jugend; sie denken noch nicht daran, die Journale zu lesen, wie jene Greise, welche neben ihnen auf und abgehen; in einem Journale sehen sie noch nichts als einen Bogen Papier, woraus man einen prächtigen Generalshut oder Drachen machen kann. Es liegt ihnen wenig an den leitenden Artikeln, an den Entrefilets und an der ganzen Tagspolitik, und doch hat sich die Politik in Frankreich so sehr in alle Lebensverhältnisse eingenistet, daß sie den Kindern des Luxemburg ihre Spiele gestört, und ihren Lieblingsplatz zwischen der in den Garten vorspringenden Eckpavillons des Palasies geraubt hat; an der Stelle, wo sich sonst die Kinder und Greise versammelten, um sich an den sanften erquickenden Strahlen der ersten Frühlingssonne zu erwärmen, erhebt sich jetzt der neue Sitzungssaal des Pairhofes.

(Schluß folgt.)

Wittenberg. *)

Es führt ein altes dunkles Thor
In diese lichte Stadt,
Aus der ein Gottdurchdrungner Mann
Die Welt erleuchtet hat;
Und stets dies Thor zum Wandrer spricht:
„Es führt durch Nacht der Weg zum Licht!"

Und auf dem Markt steht Luthers Bild,
Groß, wie er war, in Erz,
In seiner Hand das Bibelbuch,
Sein Auge himmelwärts.
So spricht sein Blick auch ohne Laut:
„Es siegt, wer seinem Gott vertraut!"

Die Ihr sein Bild mit edlem Sinn
Hier würdig aufgestellt,
Und so des Mannes Kraftgestalt
Verewigt habt der Welt,
O, gießt nicht nur den Leib in Erz,
Auch seinen Geist in Euer Herz!

W. Cornelius.

*) Aus den nächstens erscheinenden „Wanderliedern" von W. Cornelius.

Wilde Lieder.

I.

Der Spielmann.

Spielmann streicht die Geigen,
Die lichtbraunen Haare sich neigen,
Trägt' einen Säbel an der Seit',
Trägt ein weites, gefaltet Kleid.

„Spielmann, Spielmann, was streichst Du so sehr,
Spielmann, was blickest Du so wild umher?
Was springt das Blut, was kreist's in Wogen?
Zerreiß't Dir ja deinen Bogen."

„„Was geig' ich Mensch! Was brausen Wellen?
Daß donnernd sie am Fels zerschellen,
Daß 's Aug' erblind't, daß der Busen springt,
Daß die Seele hinab zur Hölle klingt!""

„Spielmann, zerreiß't Dir das Herz mit Spott,
Die Kunst, die lieh Dir ein lichter Gott,
Sollst' ziehn, sollst sprühn auf Klangeswellen,
Zum Sternentanz hinanzuschwellen!"

„„Was, was! Ich stech', stech' ohne Fehle
Blutschwarz den Säbel in Deine Seele,
Gott kennt sie nicht, Gott acht' nicht der Kunst;
Die stieg in den Kopf aus Höllendunst,

Bis das Hirn vernarrt, bis das Herz verwandelt:
Die hab' ich lebendig vom Schwarzen erhandelt.
Der schlägt mir den Takt, der kreidet die Zeichen;
Muß voller, toller den Todtenmarsch streichen,

Muß spielen dunkel, muß spielen licht,
Bis 's Herz durch Sait' und Bogen bricht."

Spielmann streicht die Geigen,
Die lichtbraunen Haare sich neigen,
Trägt einen Säbel an der Seit',
Trägt ein weites, gefaltet Kleid.

II.

Nachtliebe.

Preßt sie krampfhaft an's Herz,
Schaut so dunkel in's Auge:
„Viellieb, brennt Dich Schmerz,
Bebst, bebst meinem Hauche!"

„Hast getrunken die Seele
Mein! mein, Deine Gluth!
Glänz', meine Juwele,
Glänz', glänz' Jugendblut!"

„„Holder, schaust so bleich,
Sprichst so wunderselten,
Sieh', wie sangesreich
Zieh'n am Himmel Welten!""

„Ziehen, Liebchen, ziehen,
Glüh'n Sterne, glüh'n!
Hinauf! hinauf dann entfliehen,
Seelen zusammensprühn!"

Spricht dumpf leise flüsternd,
Schaut entsetzt umher,
Blicke flammenknisternd
Glüh'n sein Auge leer.

„Liebchen, hast Gift getrunken,
Mußt fort mit mir gehn,
Nacht ist herabgesunken,
Kann den Tag nicht mehr sehn."

Preßt sie krampfhaft ans Herz,
Tod in Brust und Hauche,
Sticht sie tiefinnerer Schmerz,
Oeffnet nie mehr das Auge.

K. Marx.

Theater.

Die Aufführung des Egmont wurde von dem Berliner Publikum als ein Festtag für das Theater begrüßt. So lange war diese Tragödie der Freiheit nicht gegeben worden; nur die älteren Generationen konnten sich der Zeit entsinnen, wo der kecke Volksheld über die Bretter schritt, — und Egmont ist das Werk unsers ersten Dichters! Die Erwartungen, welche sich indessen an diese Aufführung knüpften, wurden, wie es die Kundigen längst vorhergesehen, sehr bald herabgestimmt. Mit Ausnahme weniger Lichtpunkte war die Darstellung eine solche, daß man sie lieber gar nicht, als so gewünscht hätte.

Zuvörderst die Bearbeitung! Man sagt, sie rührt von Schiller her. Wohlan! so hat Schiller sich praktisch ebenso gegen dies Drama versündigt, wie er es theoretisch in seiner Kritik desselben gethan hat, und es war eine unzeitige Schwäche von Göthe, dem Freunde nachzugeben. Gebilligt hat er überdies die Bearbeitung nicht, er nennt sie grausam. Schiller hat den künstlerischen Organismus des Drama's zerstört, den ästhetischen Eindruck des Ganzen vernichtet. Göthe's Drama beruht wesentlich auf der dreifachen Anschauung der Regierung, des Adels und des Volks. Egmont's Sorglosigkeit, sein lebenskräftiger, genußfreudiger Charakter wird wesentlich durch seine Stellung zur Regentin bedingt, das tragische Moment basirt hierauf. Und die Regentin selbst ist eine bedeutende Gestalt, in ihr verwirklicht sich, was die nachfolgende Geschichte so oft zeigt, daß in stürmischen, thatkräftigen Zeiten ein juste-milieu, eine weiche, weibische Vermittelung, die allerschlechteste ist. Die Regentinn muß abdanken, Egmont um seiner Leichtgläubigkeit und seines Leichtsinns zu Grunde gehn, der kluge Oranien aber, der Muth zur That hat, ist berufen, das Land zu retten, das Volk zu befreien. Der tyrannische Alba kann momentan triumphiren, aber siegen kann er nicht. Er ist der Repräsentant der bornirten, absolutistischen Reaktion, welche ihrem natürlichen Schicksal entgegengeht. Es ist wunderbar, daß Schiller, dessen eignes Dichten und

Trachten doch so wesentlich politisch ist, auf die großartige Gegenüberstellung dieser vier Charaktere so wenig Acht gehabt hat, daß er sich nur an den einen Punkt hält, an die Auffassung des Egmont. Er hat darin Recht gegen Göthe, daß ein noch mächtigerer Pathos in diesen Stoff gebracht, daß eine erhabnere Tragödie der Freiheit daraus gedichtet werden konnte; dann aber musste es in einem Cyklus von Dramen geschehen, die Befreiung der Niederlande mußte sich darin vollenden. Egmont's tragisches Schicksal für sich genommen, konnte nicht tiefer, poetischer, erhebender dargestellt werden, als es von Göthe geschehn ist.

Egmont repräsentirt das Element des rein Natürlichen, Menschlichen, das sich in den Formen des modernen Heroismus und Adelthums bewegt, das keinen Arg hat, wenn es mit Witz und Satire gegen die Willkür der Regierung sich auflehnt, das auf seine angebornen Rechte trotzt, und vergißt, daß diese Rechte von der Geschichte, wie sie von dieser hervorgerufen sind, so auch vernichtet werden können. Es ist der Konflikt des rein Menschlichen mit dem Politischen, der in dem Drama hervortritt, und auf das tiefste in unser Gemüth greift. Dieser Egmont ist so liebenswürdig, so schön, so lebensfreudig, wir sind ihm so gut, wie das Volk, das ihm zujauchst; auf die höchste Staffel der Seligkeit hebt ihn Klärchens Liebe — da wird er plötzlich von der ehernen Faust der Tyrannei gefaßt, und in den Abgrund geschleudert. Wir beklagen ihn, uns schmerzt sein Tod, aber wir wälzen ihm doch einen Theil der Schuld zu. Solche Worte der Freiheit, wie er Alba in's Antlitz schleudert, muß man nicht nur in Worten, sondern auch in Thaten ausprägen, man darf dem Tyrannen nicht anders gegenübertreten, als mit dem Schwert in der Hand.

Mit großer Kunst hat Göthe sein Drama so angelegt, daß in den drei Scenen des ersten Aktes, beim Volke, bei der Regentin und in Klärchens Hause die Zustände so geschildert werden, daß immer Bezug genommen wird auf Egmont, daß wir aus dem über ihn Gesagten vollkommen über seinen Charakter unterrichtet sind. Ganz dem entsprechend ist sodann seine Erscheinung. Die Bürger schlagen sich um ihre Privilegien — Egmont ermahnt sie zur Ruhe, indem er gegen die Einzelnen sich leutselig herabläßt. Ein ordentlicher Demagog hätte hier auf die Masse gewirkt. In der Bearbeitung aber bricht Egmont ganz plötzlich und unerwartet herein; um des Theatereffekts willen ist die Kunst geopfert. In den Volksscenen selbst hat ferner Göthe die organische Entfaltung des Volksgeistes, die wachsende Unzufriedenheit und die Möglichkeit der Revolution geschildert. Schiller fährt auch hier plump zu, indem er die Scenen des ersten und zweiten Aktes zusammenzieht, um schnellere Effekte zu erzielen. Am schlimmsten aber ist das arme Klärchen weggekommen. Von ihrer Existenz erfahren wir die beiden ersten Akte hindurch gar nichts, dann tritt sie im dritten auf, aber begleitet von dem unseligen Brakenburg, dessen Leidenschaft nun schon den Gipfelpunkt der Verzweiflung erreicht hat, gequält von Angst um Egmont. Denn Alba ist schon in Brüssel, und wir können nun nicht mehr frei aufathmen, wenn Egmont zum Liebchen schleicht. Klärchens stille, heimliche, glückliche Liebe, ihre himmelhochjauchzende Lust zu genießen, ist uns nicht mehr vergönnt, selbst das Lied, das davon singt hat man ihr geraubt; es ist ihr nur das stolze Bewußtsein ihrer Liebe, das sie zum tragischen Pathos treibt, gelassen.

So spielte auch Fräul. v. Hagn nur das Clärchen. Die Naivetät der Unschuld vermochte sie nicht darzustellen, und wenn sie dieselbe andeuten wollte wie bei dem Liede: „„Die Trommel gerührt, das Pfeifchen gespielt,"" wo sie Pantomime dazu machte, wurden die Aeußerungen derselben roh und unschön. Bei „wir schießen dadrein" machte sie die Bewegung des Schießens und rief sogar „bautz"! dazu. Mit den Worten: „Welch Glück sonder Gleichen, ein Mannsbild zu sein" warf sie sich grisettenhaft mit ausgebreiteten Armen in die Höhe und schnalzte mit den Fingern. Das hohe Bewußtsein und die innere Kraft ihrer Liebe, die Begeisterung für Egmont in der Scene, wo sie das Volk aufregt, stellte sie sehr gut dar, und wir können damit wohl zufrieden sein, da wir unter den jüngeren Schauspielerinnen keine

haben, die der Rolle Klärchen's irgend wie gewachsen wäre.

Ueber Herrn Devrient haben wir wenig zu sagen. Sein ganzes Wesen, seine hohle Monotonie, seine natürliche Kraftlosigkeit bildeten einen steten Widerspruch mit dem jugendfreudigen, genußkräftigen, volkbegeisternden, liebesseeligen Egmont, und verursachte uns eine stete, innere Qual. Wir nehmen übrigens nicht Theil an dem Streit, der sich im Publikum über Hrn. Grua und Hrn Devrient erhob, denn wir sind der Meinung, daß Keinem von beiden die Rolle des Egmont gebührt. Herr Grua spiele Naturburschen, Herr Devrient kranke Könige und markirte Charakterrollen. Verrückte Engländer, wie im Fra Diavolo, pedantische Gelehrte wie Doktor Löwe im Oheim gelingen ihm sehr gut. Aber Egmont, Tasso, Hamlet — damit verschone uns Hr. Devrient! Er der für eine Theaterschule wirkt, der die Kunst zu ihrem höchsten Gipfelpunkt erheben will — er erkenne vor allen Dingen sich selbst, und bedenke Göthes Spruch: „in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister!" Herr Grua war für die Rolle des Brakenburg, die abscheulich zusammengestrichen ist, viel zu alt, es fehlte ihm Tiefe und Wahrheit des Gefühls. Warum gab man sie nicht einem jüngern Schauspieler, der hieran seine Kräfte üben kann? Der Brakenburg ist freilich eine undankbare und schwere Rolle, aber eben darum sind wir dem Schauspieler, welcher sie gut spielt, auch wieder dankbar. Hr. Rott gab den Oranien, Herr Seydelmann den Alba. Herr Rott war so geziert wie immer, er wollte die Besonnheit und Klugheit Oranien's so markirt als möglich darstellen, und gerieth ins Pedantische. Oranien hieß Wilhelm „der Stille". Aus tiefer Verschlossenheit seines Geistes entquollen seine Beschlüsse; wenn er sprach, war es die aufkeimende Ueberlegung, welche sich kund gab. Hr. Rott aber hatte immer den Finger erhoben, und demonstrirte, was schon fertig war, d. h. was er auswendig gelernt hatte, und wobei er immer nur bedacht war, wie er den eingelernten Effekt hervorbringen wollte. Der natürliche Ausdruck des Gefühls gelingt Hrn. Rott schon lange nicht mehr. Seydelmann's Erscheinung auf unsrer Bühne hat ihn gänzlich verdorben. Seitdem will er mit diesem wetteifern, und verfällt, da er es nicht kann, in die gewöhnlichste Effektspielerei. Seydelmann's Erscheinung als Alba war prächtig. Ganz nach dem historischen Bilde. Hohe Stirn, langer Kinnbart, stechender Blick, einfaches Kollet, lange Reiterstiefeln, schlichter Mantel. Eisern fast die Haltung. Der unerschrockene Diener der Tyrannei. Aber Seydelmann knüpfte wieder, wie es sein Fehler ist, zu viel an die äußere Erscheinung, und verkürzte den Dichter um sein Recht. Seydelmann hob den Bluthund, den Henkersknecht in Alba viel zu sehr hervor. Alba ist zugleich ein politischer Kopf. Er ist der starre Ausdruck des katholischen absolutistischen Prinzips. Heinrich Leo, der in Alba's Streben seine eigene Natur, seinen umgekehrten Demagogismus, die Wollust tyrannischen Herrschens gefunden hat, nennt Alba „einen jener stolzen baumeisterlichen Geister, wie sie die Geschichte selten hervorbringt," das ist ein karikirter Ausspruch, aber es liegt das Wahre darin, daß Alba kein roher Schlächter war, wie Tilly u. A., sondern ein raffinirter Kopf, der ein politisches System executirte. Die Scene zwischen Alba und Egmont gehört zu den bedeutendsten Produktionen unsrer Literatur. Göthe hat den Geist der Reaktion und des Liberalismus mit großer Prägnanz darin gegenübergestellt. Egmont fordert eine freie Bewegung des Volksgeistes, die Achtung vor seinen alten Rechten, sowie vor der Bedeutung des Adels, der zwischen Thron und Volk stehn und nach Umständen für beide wirken soll. Egmont ist kein Revolutionär, er will nur eine gesetzmäßige Opposition.

„Nicht dem Könige widersetzt man sich; man stellt sich nur dem Könige entgegen, der einen falschen Weg zu wandeln die ersten unglücklichen Schritte macht" sagt Egmont, und so faßte auch das Publikum den Charakter desselben, denn es applaudirte diese Stelle.

„Der König will seinen Willen," sagt Alba. Der König hat nach tiefster Ueberlegung gesehn, was dem Volke frommt. Freiheit! Was ist des Freiesten Freiheit? — Recht zu thun! —

und daran wird sie kein König hindern. Nein! nein! sie glauben sich nicht frei, wenn sie sich nicht selbst und Andern schaden können. Glaube nur, ein Volk wird nicht alt, nicht klug, ein Volk bleibt immer kindisch."

Herr Seydelmann hob dies nicht genug hervor, er war zu monoton, es lag Alles zu fertig in ihm, das Lauernde, das Bösartige in Alba's Charakter stand in dem Vordergrund. Alba hat von seinem Standpunkt aus ganz recht. Das Princip Philipps II. darf solche Gedanken, geschweige denn solche Sprache wie die Egmont's durchaus nicht dulden. Die Inquisition und der Geistesdruck bilden den nothwendigen Kern ihres Wirkens. Daher bedarf es ebenso gewaltiger Anstrengung von Seiten des Volks, um diese Tyrannei zu überwältigen. Ein bloßer Schwätzer wie Egmont kommt nicht durch. — Die Volksscenen wurden sehr gut dargestellt. Namentlich war Herr Weiß als Vansen vortrefflich. Er stellte den kleinen, buckligen, verschmitzten Rabulisten mit seiner verteufelten Beredsamkeit, seinem dämonischen Wesen prächtig dar, die Wirkung war eklatant. Herr Weiß gehört überhaupt zu unsern vorzüglichsten Schauspielern, in vielen Rollen steht er in seinem Fach Seydelmann völlig gleich, da er dieselbe Virtuosität der Charakteristik besitzt, ja er hat vor ihm noch den Vorzug, daß er durch einfachere, natürlichere Mittel seinen Zweck erreicht, als jener. Herr Rüthling als Jetter war vortrefflich, zu manierirt Hr. Wihl als Soest, zu breit Herr Schneider als Buyk, unzureichend Herr Walz als Ruysum. Herr Krüger als Ferdinand war, obwohl er sein Möglichstes that, der Rolle des Ferdinand nicht gewachsen, es fehlte ihm an Männlichkeit, an Tiefe des Gefühlsausdrucks für dieselbe. Wir würden Herrn Krüger überhaupt rathen, das Liebhaberfach ganz aufzugeben, und dem Komischen sich zuzuwenden, in dem er mehrere Mal mit entschiednem Glück aufgetreten ist. Herr Hartmann als Silva verdarb wie gewöhnlich auch diese kleine Rolle.

Hätte die Kritik mehr Gewicht in Berlin, als sie hat; sprächen die politischen Zeitungen wie sie sollten, so würden wir zum Schluß den Antrag stellen, den Egmont neu einzustudiren, Göthes ursprünglichen Plan zu verfolgen, und für die Bühne einzurichten, wie dies Pius Alexander Wolf bereits früher für Berlin gethan hat. Mad. Wolf spielte die Regentin. Sie hätte es noch können. Herr Blume gab früher den Egmont, und entzückte ganz Berlin durch die Jugendfrische und Kraft seiner Erscheinung.

Jetzt schaffe man uns Herrn Hendrichs oder einen andern talentvollen Liebhaber für den Egmont her! Herr Devrient kann, wenn die Femden nicht über Berlin lachen sollen, den Egmont nicht mehr spielen. — n.

Feuilleton.

Alle mögliche Zeitungen bemühen sich jetzt, Liepmann's Erfindung des Oelbilderdrucks von neuem zu preisen, und seinen Abdruck des Mieris als wunderherrlich zu schildern, da wir doch grade hier in Berlin durch diesen zweiten Versuch die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die Erfindung eine für die Kunst ganz nutzlose ist. Das Portrait von Mieris ist eins der feinsten und zartesten Gemälde, Liepmann's Abdruck desselben sieht so schmierig und unschön aus, daß es einem kunstgewohnten Auge rein widerlich erscheint. Wenn man die Farben ganz roh und und ungeschickt mit dem Finger auftrüge, würde man so malen. Der schlechteste Kupferstich oder Holzschnitt giebt eine bessere Anschauung von dem Bilde, als Liepmann's Karikatur.

Die französischen Schriftsteller verstehen den literarischen Diebstahl noch besser, als die deutschen. Wie Dumas und selbst Victor Hugo Schiller geplündert haben, ist bekannt. Jetzt finden wir in der Revue de deux Mondes die Novelle von Mosen aus der vorjährigen Urania: „die blaue Blume" als ein Produkt von Henri Blaze. Nicht einmal, daß sie aus dem Deutschen übersetzt ist, hat der große Henri bemerkt. Zu allem Ueberflusse übersetzt eine Dame, Emilie Wille, für das Elberfelder Unterhaltungsblatt, diese „blaue Blume" des Herrn Blaze aus dem Französischen!!

Es ist interessant, daß zu gleicher Zeit ein französischer, ein deutscher und ein englischer Schriftsteller den Helden von St. Domingo Toussaint l'Ouverture zum Gegenstand poetischer Darstellung gemacht haben. Lamartine hat ein Drama, Miss Martineau und Theodor Mügge haben einen Roman gedichtet, der Toussaint's Schicksal zum Hauptinhalt hat. Lamartine hatte sein Drama für das theatre français gedichtet; es war auch bereits Leseprobe, das Stück gefiel sehr, bis plötzlich Dlle. Rachel bemerkte, daß sie eine Mulattin zu spielen habe. Sie stand sogleich auf, und fuhr mit ihrem Vater, der vermuthlich um den ohnehin schon etwas orientalischen Teint seiner Tochter besorgt war, von dannen. Lamartine nahm das Stück zurück, weil die Rolle wesentlich auf die Kräfte der Rachel berechnet war. — Miss Martineau hat ihre psysiokratischen Ansichten in diesem Stoff dargelegt; über Theodor Mügge's Roman, der jetzt vollständig erschienen ist, werden wir baldigst berichten.

Vor einigen Tagen fuhr ein mit Eis schwer beladener Wagen durch eine Seitengasse der Königsstraße, und versank bis an die Achsen. Als man ihn abgeladen und aus der Versenkung herausgehoben, fand man an der Stelle ein Gewölbe, welches 12 Fuß tief war, und endlich der Zerstörung der Zeit nachgegeben hatte. Ein Einsturz von Häusern und sonstiges Unglück ist bei diesem Ereigniß nicht vorgekommen. Die Polizei hat vorläufig die Höhlung durch Schutt ausfüllen lassen, und behält sich eine nachhaltigere Untersuchung vor, bis das Wetter dazu geeigneter sein wird.

Es giebt mannichfache Hypothesen über den Ursprung dieses Gewölbes; Einige wollen es noch aus dem Mittelalter herleiten, und präsumiren, daß von der alten Klosterkirche nicht bloß nach der St. Nikolai-Kirche ein unterirdischer Gang geführt — wie denn ein solcher vor einigen Jahren noch theilweise wirklich existirt hat, sondern daß auch nach jenem Theile der Stadt die Heimlichkeit der Klosterbewohner sich einen verborgenen Weg gebahnt habe.

Der wohlthätige Schmidt von Gretna-Green ist am 25. December v. J. auf tragische Weise ums Leben gekommen. Als er an diesem Tage eben das Feuer in seiner Schmiede anzündete, vernahm man plötzlich eine Explosion, die zum Urheber einen böswilligen Frevler haben muß. Ein Eisensplitter fuhr dem Beglücker so vieler Liebespaare in den Kopf, so daß er besinnungslos niedersank, und schon nach einer Stunde starb, ohne wieder zum Bewußtsein gekommen zu sein.

Dieß Ereigniß macht durch ganz England Aufsehen, und Jeder fragt, wer ruchlos genug gewesen sein könne, einem Manne das Leben zu rauben, denen so Viele ihr Glück und in Folge dessen Viele ihre Existenz verdanken. Das Trauungsrecht übrigens haftet, wie bekannt, nicht an der Person des Schmiedes sondern am Besitze der Schmiede, so daß Gretna-Green nach wie vor der Wallfahrtsort für Liebende sein kann, deren Heirath durch die Umstände erschwert wird.

Die Gebrüder Susse in Paris hatten von Dominique Antomarchi, dem Bruder des bekannten Leibarztes des Kaisers, die über dessen Antlitz genommene Todtenmaske gekauft, und bei einem Herrn Picchi kürzlich die nach ihren Abdrücken von demselben fabrizirten Copieen mit Beschlag belegen lassen, um gegen Picchi wegen contrefaçon klagbar zu werden. Der Gerichtshof entschied gegen die Susse, weil eine über das Gesicht des Todten geformte Maske kein Kunstwerk, und deshalb von contrefaçon nicht die Rede sein könne. Die Gebrüder Susse wurden daher in zweiter Instanz zu 300 Francs Entschädigung an Picchi wegen der Beschlagnahme und in die Kosten verurtheilt.

Buchhandlungen sind ersucht, ihre, der Tendenz dieser Zeitschrift entsprechenden Verlagswerke zur Anzeige und Beurtheilung einzusenden. Die diesseitige Redaction ist bereit, gegen ihre Zeitschrift andere Zeitschriften verwandten Inhalts einzutauschen.

Gedruckt bei J. F. Starcke.

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. Karl Riedel.

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend 1 Bogen zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an das Athenäum (M. Simion) Schloßfreiheit Nr. 6. zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden in der Buchdruckerei des Herrn Starcke (Charlottenstraße Nr. 15.) angenommen. Der vierteljährige Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 5. Berlin, den 30. Januar 1841.

Inhalt: Ueber die Stände und deren Entwicklung in Preußen; von C. M. Wolff. — Der Luxemburg-Garten in Paris; von Ed. Kolloff. (Schluß.) — Aus Mailand. (Schluß.) — Der blaue Domino. — Volkslieder. — Theater. — Feuilleton.

Ueber die Stände und deren Entwicklung in Preußen.

Von C. M. Wolff.

Die Stände, in ihrer heutigen Gestalt und in ihrer jetzigen Stellung im Staate und zu demselben, haben in neuester Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit so vielfach in Anspruch genommen, es sind bei dieser Gelegenheit so unklare und von Unbekanntschaft mit den wirklichen Zuständen und ihrer geschichtlichen Entwicklung zeugende Ansichten zum Vorschein gekommen, daß ein Versuch über die verschiedenen Gattungen der Stände einiges Licht zu verbreiten, wenigstens nicht als unzeitig oder als unnütz bezeichnet werden kann. Es wird dabei von den Ständen in ihrer einfachsten Erscheinung, von den Ständen der bürgerlichen Gesellschaft, ausgegangen werden, demnächst sollen dieselben in ihrer höheren Wiksamkeit, als Stände des Staates, als politische Stände vorgeführt werden, und den Schluß wird eine Betrachtung der Ehrenstände bilden, die als solche weder in den Organismus des Staates, noch in den der bürgerlichen Gesellschaft wesentlich eingreifen. Die Nothwendigkeit dieser Sonderung der verschiedenen Gattungen von Ständen läßt sich nicht im Voraus erweisen, sie ergiebt sich erst, wenn wir deren verschiedene Natur erkannt haben. Wir wenden uns daher sogleich zur Schilderung derselben, und handeln zuvörderst:

I. Von den Ständen der bürgerlichen Gesellschaft.

Stände hat es zu allen Zeiten bei allen nicht im Zustande der Wildheit lebenden Völkern gegeben. Nicht durch vorübergehende Umstände sind sie erzeugt, sondern in der Natur der Menschen begründet. Der Mensch gehört nämlich zunächst der Familie an, er erhält in ihr seine Erziehung, die ihn zum Eintritt in einen höheren Wirkungskreis befähigt, und ihn dadurch zu einem selbstständigen Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft macht. Dies geschieht in der Art, daß er sich einer besonderen Thätigkeit widmet. Die geistigen und leiblichen Bedürfnisse der Menschen sind so mannigfaltig, daß nur, vermöge des Princips der Theilung der Arbeit, aus dem Zusammenwirken Vieler deren Befriedigung für jeden Einzelnen hervorgehen kann. Es bilden sich daher verschiedene Kreise von Berufsthätigkeiten, in welche der Einzelne eintritt, um an seinem Theile zur Erhaltung des Ganzen mitzuwirken. Diese festen Berufskreise nun heißen Stände, und zwar näher persönliche Stände.

Auf der niedrigsten Bildungsstufe der bürgerlichen Gesellschaft, wird noch Alles von der Idee der Familie beherrscht: sie greift über ihren Bereich hinaus, und zieht auch die Stände in denselben hinein. Und so wird die Berufsthätigkeit erblich; denn man wird für dieselbe nicht erzogen, sondern geboren. Die Stände werden auf diese Weise zu Kasten, die auf eine bestimmte Anzahl

beschränkt und mit besonderen Vorrechten ausgestattet sind. Auch in den Zünften und den übrigen Korporationen des Mittelalters zeigt sich eine ähnliche Erstarrung der Stände zu bevorrechtigten und dem gemeinen Wohl nachtheiligen Körperschaften.

Den Gegensatz hierzu bildet die gänzliche Auflösung der Stände durch die unendliche Theilung der Arbeit und die unbedingte Gewerbefreiheit, eigentlich Gewerbewillkühr. Kein einzelnes Bedürfniß wird mehr von einer bestimmten Klasse von Menschen befriedigt, sondern theils treten Maschinen an deren Stelle, theils werden die Menschen selbst zu Maschinen herabgesetzt, indem sie nicht mehr ein ganzes Werk vollenden, sondern nur auf einzelne Theile desselben ihre Thätigkeit richten. Die Arbeiter werden aber auch zu Maschinen ihrer Meister durch die unbedingte Gewerbefreiheit, indem die patentirten Meister nicht mehr selbst zu arbeiten pflegen, und sich in Fabrik-Eigenthümer verwandeln. Es tritt auf diese Weise eine persönliche Unfreiheit ein, ähnlich dem Sklavenverhältniß, wie es bei den Griechen und Römern bestand, wo die Freien sich nur mit Staatsgeschäften, Krieg und Ackerbau beschäftigten, ihre Reichthümer aber durch die Betriebsamkeit ihrer Sklaven sammelten.

Nur dann sind die Stände das, was sie ihrer Natur nach sein sollen, wenn sie weder hinter ihrem Begriff zurückbleiben, noch über denselben hinausgehen; wenn sie nicht kastenartig verknöchern, aber auch nicht sich gänzlich verflüchtigen, sondern wenn sie ebenso bedingt sind durch die Fähigkeit ihrer einzelnen Mitglieder, als durch ein körperschaftliches Zusammenhalten derselben.

Die persönlichen Stände sind ihrer Thätigkeit nach im Allgemeinen körperlich arbeitende und geistig arbeitende. Die **körperlich arbeitenden** Stände aber sind:

1) hervorbringende,
2) verarbeitende, und
3) unterstützende.

Die hervorbringenden Stände schaffen zum Theil nur das von der Natur frei Erzeugte zum Gebrauch herbei, wie die Bergleute, Fischer, Jäger, zum Theil aber wirken sie thätig mit zur Beförderung der natürlichen Erzeugung, wie bei der Bodencultur und Viehzucht. Den verarbeitenden Ständen liegt es ob, die rohen Produkte zuzubereiten oder die weitere Verarbeitung vorzunehmen, wie den Fabrikanten und den Gewerbetreibenden. Nur als Gehülfen der hervorbringenden und verarbeitenden Stände, d. i. als unterstützende Stände, wirken die Kaufleute, Schiffer, Fuhrleute, also alle diejenigen, welche sowohl die rohen als die verarbeiteten Erzeugnisse in Umlauf bringen.

Durch die Thätigkeit der körperlich arbeitenden Stände wird die äußere Natur dem Menschen dienstbar gemacht. Eine noch höhere Aufgabe aber ist die, das Natürliche im Menschen selbst dem Geiste zu unterwerfen, und im Kunstwerk wie im Staate eine neue, eine geistige Natur zu erschaffen. In diese Aufgabe theilen sich die **geistig arbeitenden** Stände. Auch diese sind wiederum:

1) hervorbringende, wie die Künstler, Denker und Staatsmänner,
2) verarbeitende, und zwar zunächst zum Besten der Einzelnen, wie die Aerzte, Sachwalter, Seelsorger und Lehrer, oder unmittelbar zum Besten des Staates, wie die Richter und Verwaltungsbeamten,
3) unterstützende. Dahin gehören alle diejenigen, welchen die Bewahrung des Staates vor Verletzungen seiner inneren Ordnung und seines äußeren Bestehens obliegt, wie die Polizeibeamten und die Krieger.

Die persönlichen Stände sind die natürlichen, denn sie sind durch die Bestimmung des Menschen gegeben: der Mensch als Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft muß ihnen angehören. Neben den persönlichen Ständen findet sich aber eine wohl davon zu unterscheidende zweite Art von Ständen vor, welche mehr positiver Natur ist. Es ist nämlich jeder Mensch, der sich einer bestimmten Berufsthätigkeit widmet, zwar genöthigt, einen festen Wohnsitz zu nehmen, und zu diesem Ende in einer Gemeinde, sei dies nun eine städtische oder ländliche, sich niederzulassen, dieser Gemeinde aber, als einem besonderen Rechtskörper, als einer sogenannten moralischen Person braucht er sich nicht näher

anzuschließen und in dieselbe einzutreten. Dies hängt vielmehr theils von seiner Willkühr, theils davon ab, ob seine äußeren Verhältnisse, nach der positiven Verfassung der Gemeinde, ein solches näheres Anschließen bedingen. Die verschiedenen Arten von Gemeinden nun bilden ebenfalls in sich geschlossene Kreise der bürgerlichen Gesellschaft, und deren Mitglieder gehören einem bestimmten Stande an. Diese Stände können die dinglichen Stände genannt werden.

Erst in der neueren Zeit hat sich der Unterschied der persönlichen und dinglichen Stände klarer herausgestellt. Im Mittelalter fielen sie größtentheils zusammen. Die Ansässigkeit auf dem Lande brachte den Landbau mit sich, mit dem Besitz eines adligen Gutes war der Soldatenstand, mit dem eines geistlichen Gutes der geistliche Stand verknüpft, die Ausübung des Gewerbe- und Handelsstandes erforderte die Niederlassung in einer Stadt; ja dies ging so weit, daß der Ritter- und Bauernstand keinen Handel und Gewerbe treiben durfte, der Ritter nicht zugleich Bürger und Bauer sein, und der Bürger wie der Bauer nicht Besitzer von Rittergütern sein durfte. In den Städten bildete sich ein besonderer Soldatenstand, und gegen Ende des 17. Jahrhunderts kam der Kriegsdienst der Ritterschaft ganz außer Gebrauch. In Folge der Reformation wurden in den protestantischen Ländern die geistlichen Güter eingezogen, und zu allgemeinen Staatszwecken verwendet. Die Kriege mit Frankreich führten zur Entschädigung der beraubten weltlichen Fürsten solche Säcularisationen auch in katholischen Ländern herbei. So hörte der Stand der Krieger und der Geistlichen auf als persönlicher zugleich ein dinglicher zu sein. Durch die neuere Gesetzgebung namentlich in Preußen, haben die dinglichen Stände auch im Uebrigen ihre frühere Stellung zu den persönlichen Ständen verloren. Handel und Gewerbe können jetzt von dem Rittergutsbesitzer sowohl als vom Bürger und Bauer betrieben werden, der Bürger und der Bauer können Rittergutsbesitzer, und umgekehrt kann dieser zugleich auch Bürger und Bauer sein. Der feste Unterschied des Ritter-, Bürger- und Bauernstandes ist daher aufgehoben, seit die persönlichen Stände sich abgelöst haben von den dinglichen. Letztere haben gegenwärtig ihre Bedeutung darin, daß man durch Anschließung an dieselben in einen höheren bürgerlichen Rechtskreis eintritt, daß man als Mitglied eines solchen Standes, an den Berechtigungen und Verpflichtungen desselben Theil nimmt. Der dinglichen Stände giebt es in Preußen drei: einen Ritterstand, einen Bürgerstand und einen Bauernstand. Der Ritterstand wird erlangt durch den eigenthümlichen Besitz eines Rittergutes, der Bürgerstand durch Aufschlagung des Wohnsitzes innerhalb eines Stadtbezirks und Gewinnung des Bürgerrechts vermöge der Erfüllung der dazu erforderlichen Obliegenheiten oder der freiwilligen Verleihung Seitens der städtischen Behörden; der Bauernstand endlich wird erworben durch den eigethümlichen Besitz eines ländlichen, nicht mit der Rittergutseigenschaft versehenen Grundstücks. Das Eigenthümliche des Ritterstandes besteht hier noch darin, daß der Rittergutsbesitzer weder einer städtischen noch einer ländlichen Gemeinde angehört, sondern daß er selbst so zu sagen eine besondere Gemeinde ausmacht, oder daß er vielmehr nur einem höheren Gemeindeverbande angehört, in welchem sich Bauern, Bürger und Rittergutsbesitzer vereinigen, nämlich dem Kreisverbande.

Der Luxemburg-Garten in Paris.

Von Eduard Kolloff.

(Schluß.)

Die Kinder des Luxemburg sind im Allgemeinen bei weitem einfacher gekleidet, als die der Tuilerien, und sie sind deshalb nur desto niedlicher; es giebt nichts Lächerlicheres auf der Welt, als jene kleinen Herrchen von zehn Jahren und jene kleinen Dämchen, welche kaum vom Lutschbeutel entwöhnt sind; im Luxemburg findet man besonders keine Hüte à la Henri V., deren weiße Federbüsche den bausbäckigen, eingewindelten Schreihälsen in's Gesicht fallen. Das Kindesalter ist ja schon an und für sich so hübsch! Ein kleines Mädchen im einfachen, weißen Kleide, den Kopf bloß

mit einigen natürlich aufgeringelten Locken geschmückt, ist hundertmal schöner, als alle jene Kinder, welche man wie Puppen mit den neuesten Moden aufgeputzt hat. Diese Kindertrachten erwecken in mir eine traurige Erinnerung. Eines Tags, es mag ungefähr neun Monate her sein, befand ich mich im Luxemburggarten und sah den Spielen einer muntern Kinderschaar zu, welche über's Seil sprangen, Ball spielten, Reifen schlugen u. s. w. Alle waren ungemein lieblich und seelenvergnügt; alle hatten kleine Milch- und Blutgesichter, von deren Wangen Glück und Gesundheit wiederstrahlten. Indessen bemerkte ich abseits ein kleines Mädchen, welches an den Spielen ihrer Altersgefährtinen keinen Antheil nahm; ihre blasse, abgemagerte Gestalt bildete einen schneidenden Gegensatz zu den rosenrothen Wangen der übrigen Kinder, welche sie mit neidischen Blicken zu betrachten schien, denn man sah der armen Kleinen an, daß sie nicht mit den übrigen spielen konnte. Von ihrem kränklichen Aussehen gerührt, näherte ich mich der Kleinen, und erst da bemerkte ich, daß sie ganz in Weiß gekleidet war; sie trug ein weißes Kleid, einen weißen Hut, kleine weiße Schuhe, und wir waren doch im Monat Februar, wo noch eine empfindliche Kälte herrschte. Die Kleidungsstücke waren allerdings aus einem warmen Stoffe bereitet; aber die Wahl der Farbe schien mir ganz sonderbar: denn die Weiße des Kleides hob die blasse Hautfarbe der kleinen Leidenden nur noch stärker hervor. Ich besuchte mehrere Tage nach einander den Luxenburggarten und jedesmal sah ich das Kind in demselben Kostüm wieder. Endlich erzählte mir die Gouvernantin, welche zu fragen ich mir erlaubte, daß jene Tracht, welche meine Aufmerksamkeit gefesselt habe, die Folge eines besonders in Italien häufigen Gelübdes sei. Die arme Mutter der Kleinen hatte schon drei Kinder verloren; dieses kleine Mädchen, das einzige Kind, welches ihr übrig geblieben, war unmittelbar nach seiner Geburt, um es dem schrecklichen Verhängniß, womit es bedroht schien, zu entreißen, der Jungfrau Maria gelobt worden und in Folge dieses Gelübdes durfte es bis zum Altar von sieben Jahren nur weiß gekleidet gehen. Noch eine Zeitlang sah ich das kleine weißgekleidete Mädchen im Luxenburggarten und jedesmal waren seine eingefallenen Wangen weißer und weißer; dann vergingen acht, vierzehn Tage, ohne daß ich die kleine Kranke wieder zu Gesicht bekam. Da erkundigte ich mich nach ihr bei ihren jungen Gespielinnen und man bestätigte mir, was ich geahnt hatte; die der Jungfrau Maria gelobte Kleine war zu ihrer Schutzpatronin im Himmel gekommen! — Doch lassen wir von jenen traurigen Erinnerungen; nähern wir uns vielmehr jenen alten Politikern, welche jeden Tag unter den Kastanienbäumen des Luxenburggartens die leitenden Journalartikel und die Verhandlungen des Zuchtpolizeigerichts kosten. Der kleine Kapitalist aus der Rue Vaugirard ist ein wahrhafter Philosoph; er verlangt zu seiem Glücke weiter nichts, als eine Bank im Luxemburggarten und Sonnenschein, doch nein, ich irre mich, und den Konstitutionnel, was ein großer Unterschied ist. Auf diese Weise verlebt er seelige Tage, deren süße Monotonie keine Begebenheit stört. Vier- oder fünfmal des Jahres spürt jedoch der Kapitalist eine große Lücke in seinem Tagwerk, nämlich an den hohen Feiertagen, wo der Konstitutionnel nicht erscheint. Das sind für den Rentier traurige Tage; denn da giebt's auch nicht den mindesten politischen oder literärischen Horizont zu beobachten! In seiner Verzweiflung nimmt er den Regenschirm, ohne welchen er nie ausgeht, denn seit achtzehn Jahren und darüber meldet ihm der Konstitutionnel jeden Morgen, daß der Horizont sich mit Wolken bedecke. Indem er sich darauf ausnahmsweise gegen die Mitte des Luxemburggartens richtet, bleibt er bei dem großen Bassin stehen und wirft den Schwänen Brodkrummen hin.

Von diesem Bassin aus führt eine lange breite Allee zur Sternwarte, wo Herr Arago wohnt Hier haben die Siamsspieler ihr Generalquartier aufgeschlagen und der Spaziergänger, welcher daselbst auf- und abwandelt, mag sich wohl in Acht nehmen, die Himmelsdecke lange zu betrachten; sonst läuft er große Gefahr, daß ihm eine irdische Kugel wider die Beine fliegt; da die Liebhaber des edlen Siamsspiels, welches man viel häufiger mit dem minder edlen Namen Kachonnetsspiel be-

zeichnet, gegen friedliche Lustwandler keine Rücksichten beobachten. Diese Allee, wo wir gegenwärtig nur einige wenige Spaziergänger erblicken, ist seit einiger Zeit von traurigen Aufzügen durchschnitten worden. Der verhängnißvolle Karren, welcher zum Schaffot führt, nimmt durch diese friedliche Allee seinen Weg. Kaum hatten hier die Spaziergänger die Spuren des Fieschi'schen Zugs ausgetreten, als der Zug Alibaud's neue Geleise in den Sand drückte. Diese Allee scheint dazu bestimmt zu sein, düstere unheimliche Erinnerungen zu wecken. Es ist ungefähr 22 Jahre her, als man eines Morgens bei Tagesanbruch einen Verurtheilten von Gensdarmen, diese Allee entlang, zum Garthentor hinaus eskortiren sah. Auf der Hälfte des Wegs nach der Sternwarte stand das Gefolge still. Der Verurtheilte stellt sich auf 15 Schritt von einer Kompagnie Veteranen, ganz nahe an jene Mauer, welche wir dort links erblikken. Auf ein ertheiltes Kommando schlugen die Grenadiere an, gaben Feuer und das Blut des Marschalls Ney röthete den Rand des Grabens!

Ueber diesem unheimlichen Weg zieht jedoch alle Sonntag und Montag die sorglose, jubelnde Menge der Pariser Ouvriers, welche an der Barriere des Mont-Parnasse bei Tanz und Spiel die schweren Arbeiten der Woche vergessen und den ganzen Wochenlohn verthun. Am Ende dieser Allee hört man sehr deutlich die schrillenden Klarinettöne der berühmten Chaumière, welche die sämmtliche Jugend der hohen Schulen und der Putzläden herbeilocken. Diese Chaumière ist ein reizender Aufenthalt, wo man sich jeden Sonntag ewige Liebe schwört, die ausschließlich bis zum nächsten Sonntag dauert. Die Chaumière ist ferner ein Ort, voll süßer Wonne und moussirenden Biers, und endlich die klassische Erde des famösen Kankan, jenes tollen, ausgelassenen Tanzes, dessen Pantomimen dem verschämten Munizipalgardisten das Blut ins Gesicht treiben!

Nach der Seite des Luxemburg- oder Bambino-Theaters zu, finden wir den großen als Quinkunx angelegten Wald, welcher Sonntags und Donnerstags der Sammelplatz aller benachbarten Pensionsanstalten ist, deren Zöglinge sich hier in allen möglichen Turnübungen und Spielen erlustigen. Jenseits des Waldes fangen die einsamen Alleen an, wo ich mehr als einmal die Schauspieler des kleinen Luxemburgtheaters gesehen, welche ihre dramatischen Tiraden herdeklamirten und dadurch alle Sperlinge aus dem Laube aufschreckten. Vergessen wir auch nicht, daß, wenn der Tuileriengarten seinen „Eberwinkel" hat, der Luxemburggarten seine „Seufzerallee" besitzt, welche mit der schrecklichen Seufzerbrücke in Venedig nichts gemein hat.

Die ungewöhnliche Stille um den Luxemburg herum und die Nähe eines den Träumereien so günstigen Gartens hat nothwendig eine Menge Dichter, Schriftsteller und Künstler angezogen, sich in der umliegenden Straße niederzulassen. Gewiß hat schon mancher am Gitterthor der Rue d'enfer einen Mann mit grauen Haaren und melancholischem Blick getroffen, ohne im mindesten zu ahnen, daß er an Chateaubriand vorübergangen sei. Eine beliebte und bekannte Dichterin, Madame Tastü, wohnt so nahe beim Luxemburg, daß sie von ihren Fenstern aus den Nachtigallen schlagen hören könnte, wenn es Nachtigallen im Luxemburggarten gäbe. Unter den ganz in der Nähe befindlichen Bogengängen des Odeons bin ich mehr als einmal und zwar noch kurz vor seinem Tode dem alten schlüpfrigen Romanschreiber Pigault-Lebrun begegnet, welcher mit den Aufseherinnen der Gallerie seine Faxen trieb. Durch die große Allee gegen die Sternwarte kann man jeden Tag den berühmten Astronomen und Deputirten Arago nach seiner Wohnung vorbeipassiren sehen. In den östlich liegenden Straßen kann man fast an keine Hausthür klopfen, ohne daß sich nicht sofort ein bekanntes Künstlergesicht am Fenster zeigt; wir erwähnen darunter nur die Gebrüder Deveria, welche in ihren Familienkreisen die Muster ihrer allerliebsten Zeichnungen finden; ferner Foyatier, den Bildhauer des Spartakus im Tuileriengarten; ferner Etex, welcher die beiden schönen Gruppen auf der Stadtseite des Triumphbogens an der Barrière de l'Etoile componirte; endlich David, dessen Fronton am Pantheon so viel Lärm verursacht hat und dessen Atelier eine ungemein interessante Sammlung von Gypsmedaillons aller

Notabilitäten Deutschlands und Frankreichs enthält. Funfzig Schritt von der Pairskammer, mitten in der Rue Tournon, haben sich die alte Wahrsagerin Lenormand und Jules Janin einquartiert, der geistreichste und fetteste von allen französischen Feuilletonnisten, welcher noch mehr Witz als Leibesumfang hat, und demnach das Sprichwort Lügen straft. In der Allee der Sternwarte hat vielleicht Herr von Balzac seine Frau von dreißig Jahren getroffen. Endlich schlägt sogar der bekannte Doktor Gaimard, jener ewige Jude der Französischen Arzneiwissenschaft, von Zeit zu Zeit seine Hängematte in der Umgegend des Luxemburg auf. Er bleibt allerdings nicht lange dort wohnen, und wenn man ihm einen Besuch abstatten will, so erhält man gewöhnlich zur Antwort: Er ist für den Augenblick ausgegangen, aber Sie können ihn am Cap der guten Hoffnung oder in Batavia sprechen, wofern er nicht gerade an den Küsten von Grönland Exkursionen macht. Denn der Doktor Gaimard unternimmt eine Reise nach Kalkutta, gerade so wie wenn ein Anderer nach London oder Hamburg reiset; er ist ein wahres Ideal von einem Vagabunden und hat schon 10000 Meilen zu Lande und 100000 Meilen zur See gemacht, ohne im geringsten ermüdet zu sein. Ich wette bei seiner Rückkehr vom Nordpol, wo er in diesem Augenblick mit den Grönländern politisch kannegießert, bleibt er keine vierzehn Tage in Paris, sondern reiset sogleich wieder ab, indem er vorschützt, er habe seinem Freunde, einem Könige der Südseeinseln, versprochen, sein jüngstes Kind einzuimpfen.

Wenn es dem Leser beliebt, so machen wir das nächste Mal eine ungleich kürzere Reise und setzen uns in den Omnibus, der nach dem botanischen Garten, dem Jardin des plantes, führt. Sagen wir daher den großen grünen Kastanienbäumen des Luxemburggartens Lebewohl und werfen wir beim Abschied noch einen Blick auf seine weißen Statuen, auf seine langen, schweigsamen Alleen und auf alle jene niedlichen Kinder, welche so munter rennen und tanzen, ohne daran zu denken, daß das Geräusch ihrer kleinen Schritte in den Pariser Katakomben wiederhallt!

Aus Mailand.

(Schluß.)

Neulich fragte ich Micheroux, ob er die deutsche Musik kenne und liebe? Auf der Stelle setzte er sich an das Piano, spielte und sang aus dem Freischütz, Don Juan ꝛc. Er schwärmte für Gluck und Mozart und meinte, Klara solle einmal im Orpheus singen; kennst Du die Oper von Gluck? Aber jetzt A. B. C., und immer wieder A. B. C. Ich überzeuge mich immer mehr und mehr, daß er ein Lehrer ist, wie man ihn in Deutschland vergebens suchen wird. Er ist unbeschreiblich vorsichtig, frägt alle Augenblicke, ob Klara ermüdet sey; ich hege die größte Verehrung für ihn, denn ich sehe welche grenzenlose Mühe er sich giebt. Neulich setzte er uns die französische und italienische Gesangskunst auseinander; wie geistreich, wie belehrend! In der Scala ist ein neues großes Ballet in Scene gegangen, „die Eroberung von Granada". Signor Katt, der erste Pantomime, ein bildschöner Mann, ist ein Meister seiner Kunst; nie habe ich geglaubt, das ein Tänzer so auf das Gemüth wirken könne; er war zum Weinen rührend; aber das Corps de Ballet war wieder unter der Mittelmäßigkeit: kein Geschmack in den Costumes, keine Arrangements, keine Gruppirungen. Durch das tagtägliche Anhören der trivialen Donizetti'schen Musik habe ich eine förmliche musikalische Idiosynkrasie bekommen, und doch will Micheroux, daß Klara jeden Abend hineingeht, namentlich wegen des Tenors; um 11 Uhr hat der eine große Arie zu singen und dann füllt sich erst das Theater; er singt sie aber auch so hinreißend schön, wie ich nie etwas gehört habe, und dennoch behauptet Micheroux, der dann immer in unserer Loge ist, Rubini singe unendlich schöner; er wünsche, Klara könnte diesen nur einmal hören. Die moderne italienische Musik ist mir in diesem Augenblick so zuwider, daß ich nicht einmal die Norma hören mag. Verwechsele aber nicht die Musik mit dem Gesang, darüber geht nichts; der Gesang der Italiener steht oben an, wohlverstanden, die Gesangsschule; denn wenn die Deutschen einmal die Schule gemacht haben, so stehen sie über

den Italienern, die in Allem zügellos der Tiefe der Empfindung entbehren, aus Mangel an geistiger Bildung. Ein italienischer Sänger braucht nur zu singen, das genügt ihm und dem Publikum; der Deutsche hat seine Rolle durchlebt, empfunden und stellt uns dadurch das Bild, den Charakter klar vor Augen; der Italiener ist nur Scenen-Sänger. Auch wäre das nichts für ein italienisches Publikum, eine ganze Oper von Anfang bis zu Ende mit Aufmerksamkeit anzuhören; der Italiener muß im Theater liebeln, plaudern und Karten spielen können; ich sehe jeden Abend eine Parthie machen! Und gar das Orchester, nein, das ist über den Spaß, so etwas Mittelmäßiges kann man sich kaum denken; ohne allen Takt, ohne Nuancen, baar aller Energie. Sollte unsere Freundin und Verehrerin der italienischen Musik, Fräulin S., über die Meinung einer Dilettantin etwa die Achseln zucken, so sage ihr, sie möchte mir es nicht übelnehmen, ich wäre von frühester Jugend an gewöhnt, die beste deutsche Musik, das beste Orchester und durchaus dramatisch gebildete Sänger zu hören, ich müßte erst die Notabilitäten der Italiener in Paris hören, ehe ich meine Meinung ändern könnte.

Wenn ich nur hier mit den Häusern reden könnte, die gefallen mir ganz außerordentlich; die italienische Baukunst ist in vollem Maaße zu bewundern, und alle Nationen müssen hier in die Schule gehen, den edlen Geschmack und die vortheilhafte Eintheilung bewundern und studiren. Die meisten Häuser hier sind so groß wie ein Quadrat in Mannheim; da sieht man in der Mitte den schönsten Garten und den edelsten Styl in der Eintheilung der Häuser. Ich gehe immer voller Bewunderung durch die Straßen. Dazu ist das Pflaster herrlich, fast wie in Petersburg auf der Newsky-Perspektive ist es hier durchgehends. Gestern war ich auf dem von Napoleon angefangenen Simplon-Thore, Arco di Pace genannt. Der bekannte Theseus von Canova, den wir in Wien sahen, war als Portrait Napoleon's für diesen Triumphbogen bestimmt. Da stand ich oben, sah den Montblanc und den göttlichsten blauen Himmel. Abends waren wir in der Oper, die erst nach 12 Uhr aus war. Man gab eine neue Oper von Panizza; sie hat Fiasko gemacht. Hier wird aber auch nichts, gar nichts für die Ausstattung gethan; der Komponist ist ganz auf sich angewiesen; sind die Sänger nun nicht ersten Ranges, so ist er verloren. Alles tröstet mich auf den Karneval. Hineingehen aber müssen wir jeden Abend; neulich als es sehr stark regnete, wollten wir zu Hause bleiben, aber da hättest Du Micheroux sehen sollen, gerade wie Du, er wurde zornig und meinte, er würde uns auch noch zu allen Proben abholen. Auch Klara's Stunden bei dem Pantomimen-Meister haben begonnen; jeden Augenblick erinnert mich dieser Unterricht an die Hasselt; hier hat sie gewiß alle ihre Rollen studiert; ja, das muß man den Italienern lassen, die Ausbildung zur Sängerin kann man nirgends so vollkommen erlangen, als bei ihnen, und hat's Gott gesegnet, so erleben wir noch viel Freude an Klara. Dabei fällt mir ein, Du schreibst mir, daß man der Löwe bei uns häufig den Vorwurf überladener Koloraturen mache, da würde sich diese Künstlerin wundern, wenn sie hierher käme, das ist hier ganz aus der Mode, die Italiener dulden es nicht mehr, sie sagen, sie wollen einmal die Stimme und dann die Melodie hören; ist eine Kadenz vorgeschrieben, so machen sie diese ganz einfach, und nur den Triller, den sie mit Recht für eine große Kunst anerkennen, gestatten sie. Von Rossini wird nichts mehr gesungen, wie es geschrieben, viel einfacher. Ich wünschte nichts sehnlicher, als von diesen Sängern einmal eine deutsche Oper zu hören.

Den 9. November 1839.

Der Dom, ach der Dom, — ja, die Mailänder nennen ihn mit Recht das achte Wunder der Welt. Der Anblick dieses Riesengebäudes, welches 454 Fuß lang, 270 Fuß breit ist, eine 232 Fuß hohe Kuppel hat, und dessen Außenseite, ja selbst das Dach, mit seinen 98 gothischen Spitzsäulen durchaus von weißem Marmor ist, erregt das höchste Erstaunen. Ueber 4000 Statuen zieren diesen herrlichen Tempel, der ebenfalls einen Reichthum an Gemälden, künstlich gearbei-

teten Säulen und Grabmälern enthält, unter denen das des heiligen Karl Borromeo das sehenswertheste. Heute war gerade der Tag wo das letztere öffentlich gezeigt wird, unter dem Dom ist noch eine Kirche und daran schließt sich dieses Grabgewölbe — ich war außer mir, der Anblick ist dazu gemacht, sich mit einer so regen Phantasie, wie die meine, in eine Welt über den Sternen versetzt zu glauben; dieser Eindruck wird mir unvergeßlich bleiben. Ein großer Bogengang, durchaus von Marmor, mit Ampeln erleuchtet, läßt ganz hinten in einem Rondel, einen Altar von geschlagenem Silber erblicken, worauf der Sarg des heil. K. Borromeo steht, in den Plafonds erblickt man die schönsten Figuren von Gold und Silber. Als wir eintraten, wurde gerade Messe gelesen, das Volk lag in heiliger Andacht auf den Knieen, ringsum herrschte Todtenstille; nach beendigter Messe wurde der Deckel des Sarges abgehoben, und nun erblickte man einen zweiten Sarg von Glas, worin die Leiche des h. Borromeo liegt; leider darf man bei diesem Anblick nur so lange verweilen, um höchstens einen allgemeinen Eindruck mit hinweg zu nehmen, der Andrang des Volkes ist zu groß; ich werde mir später auf jeden Fall dies Gewölbe öffnen lassen, um diese Kunstschätze mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Lies doch den Göthe nach, ob hier in Mailand nichts vom Benvenuto Cellini zu finden ist, selten hat mich ein Künstler der Vorzeit so interessirt, wie Benvenuto. Wenn ich der Sprache erst mächtiger geworden, werde ich auch die Ateliers der Künstler aufsuchen; es ist gar so traurig, wenn man sich über Kunstgegenstände nicht belehren lassen kann, übrigens glaube ich, daß hier nicht sehr viel Bedeutendes geleistet wird. Florenz steht in künstlerischer Beziehung viel höher, sagt man mir. So viel habe ich wohl bemerkt, daß, wenn das Volk nicht so träge und von der Natur so überreich begünstigt wäre, gewiß viel geleistet werden würde; sie zeigen in allen Dingen viel Geschmack; das geht bis auf die Auslagen der Gemüsekarren herunter, Alles hat Ansehen und Geschick; man sagt, hier in Mailand seien sie noch am fleißigsten. So Gott will, gehe ich im Frühjahr nach Venedig; es soll eine Stadt seyn, die mit keiner andern in der Welt zu vergleichen ist; ich freue mich sehr darauf.

Der blaue Domino.

Die Gazette des Tribunaux, ein verlässiges Blatt, berichtet folgenden Vorfall aus Paris. Ein reicher Kaufmann aus Martinique, Herr G.... kam jüngst in Havre an und da seine Geschäfte in Paris Eile forderten, bestieg er am 16. Jan. d. J. Morgens den Postwagen. Er führte bei sich werthvolle Effekten; auch hatte er sich in Havre beträchtliche Anweisungen auf Pariser Häuser ausstellen lassen. Bei ansehnlichem Vermögen war Herr G.... von je ein Mann des Genusses und obgleich fünf und vierzig Winter das tiefe Schwarz seiner Haare merklich gebleicht hatten, liebte er doch noch, wie in der Jugend, die Freuden des Lebens. Am 17. Morgens, es war gerade Sonntag, kam er in Paris an; machte einige Geschäftsgänge und speiste Mittags bei einem seiner Handelsfreunde. Nach einigen Abendspaziergängen kehrte er nach dem Hotel zurück, wo er des Morgens abgestiegen war. Sein Weg führte ihn am Saale Vantadour vorüber. Dort war grade Ball; ein Mensch bietet ihm ein Billet an. Der Kaufmann dankt, der Fremde wird zudringlicher und Herr G.... entschließt sich, die Gelegenheit zu benützen, die Freuden und Tollheiten dieses Balls, von denen weit und breit die Kunde erschallt, kennen zu lernen; tritt ein, macht einige Touren und ergötzt sich eine Zeitlang an den wunderlichen Masken, bald aber fühlt er Langeweile und er will eben fortgehen, als ein koqueter Domino in blauer Seide ihn vertraulich am Arme faßt, beim Namen nennt und um Neuigkeiten aus Havre befragt. Herr G.... ist angenehm überrascht, die Unterhaltung belebt sich. Wer kann die Dame sein, die ihn so genau zu kennen scheint? Er macht umsonst Versuche, dahinter zu kommen, aber er fühlt sich in einen eigenthümlichen Zauberkreis gebannt, durch einen Fuß, durch eine Hand ganz aristokratischer Art, und mit Hülfe der Einbildungskraft zweifelt er nicht, daß seine Gefährtin aus

dem Stegreif so anmuthig als geistreich sei. Schöner Domino, sprach er endlich, nach einer stundenlangen Unterhaltung, die ihn von Ueberraschung zu Ueberraschung führte, es ist klar, daß wir uns seit länger kennen; es mag sich gar wohl machen, daß wir zusammen zu Abend speisen. Mit liebenswürdiger Grazie antwortete der Domino, aber unter einer Bedingung, unter einer einzigen! — Welcher? — daß wir bei mir zu Abend speisen. Diese Worte mußten den Kaufmann vollständig enttäuschen und in der That wollte ihn auch einen Augenblick lang bedünken, daß eine abentheuernde Schöne sich ihn, als Beute erkoren. Aber bei Gott, dachte er, ich riskire doch Nichts und die Dame Alles; ich habe nicht mehr als 20 Louis bei mir; kein wichtiges Papier findet sich in meiner Brieftasche. Er hatte sich dies Alles schnell überlegt, und antwortete: Bei Ihnen, wohlan meine Dame; ich werde einen Wagen vorfahren lassen. — Dies ist unnöthig, ich habe den meinigen hier, antwortete der Domino. — Teufel! sagte bei sich der Kaufmann, ich bin glücklicher, als ich dachte. Man entfernt sich aus dem Saale; auf ein Zeichen des blauen Domino läßt ein Diener ein elegantes Koupé vorfahren. Nach dem Hôtel! sagte die geheimnißvolle kleine Dame, neben welcher der überglückliche Kaufmann Platz genommen hatte. Einige Minuten darauf fuhren sie in einen weiten Hofraum ein, und Herr G.... ward in ein höchst geschmackvolles Zimmer geführt. Hier erst entschließt sich die Gefährtin die Maske abzunehmen und das reizendste Gesichtchen zu enthüllen. Aber wer sind Sie denn, anbetungswürdiges Wesen? rief da der Kaufmann; er kam ganz von Besinnung, wenn er sich gestand, dies Mädchen nie gesehen zu haben, die doch von allen seinen Geschäften und Herzensangelegenheiten trefflich Bescheid wußte. Wer ich bin, antwortete die schöne Dame, das sollen Sie nie erfahren. Ja wohl, dachte der Kaufmann, man kennt das Gewicht des Wortes: nie. Was liegt auch daran das Geheimniß giebt dem Abentheuer größern Reiz, und die Aufklärungen kommen immer bald genug. Speisen wir denn ungestört und fröhlich; das Andere wird sich finden! Das Essen zog sich lange hin, dann kam Schlaf, und es war nahe Mittag als er, ermüdet von einer auf der Reise zugebrachten Nacht, wie er war, gerechnet von der Zeit seiner Erscheinung auf dem Ball und dem Abendessen, das darauf gefolgt war, erwachte. Er war allein; er zieht die Klingel, es erscheint ein Diener. Mein Freund, machen Sie mir das Vergnügen, zu sagen, wo ich bin, sprach Herr G.... Pah! Herr, das Hôtel hat seit gestern seinen Namen nicht geändert, Sie sind noch immer im Hôtel de France. — Ach so, ich bin in einem Hôtel! Und wer ist die Dame, welcher dies Zimmer gehört? — Die Dame? Sie ist am frühen Morgen baden gegangen? das ist doch Ihre Gemahlin, denk' ich. — Da irren Sie, mein Freund; denn ich bin unverheirathet. Geben Sie mir nur meine Kleider und bringen Sie die Rechnung. — Hier sind die Kleider des Herrn; und was die Rechnung betrifft, so hat Madame alles beim Bestellen bezahlt. Da haben wirs, sagte sich Herr G...., das scheint ein angelegter Plan gewesen zu sein. Das Abentheuer ist wirklich einzig. Aber da ist meine Uhr, meine Börse, meine Brieftasche; es wird sich vielleicht aufklären; indessen, denke ich an die Geschäfte! Eine Viertel Stunde darauf ging der Kaufmann nach dem Hôtel, wo er mit seinem Gepäcke abgestiegen war: Garçon geben Sie mir den Schlüssel von Nr. 7. — Hat denn der Herr etwas vergessen? — Ich will den Schlüssel meines Zimmers. — Der Herr erinnert sich doch wohl, daß er hier kein Zimmer mehr hat. — Was? Zum Teufel! geben Sie mir meinen Schlüssel, schrie aufgebracht der Kaufmann. Beruhigen Sie sich, Herr, sprach der auf ihn zukommende Besitzer des Gasthofs, den der Lärm herbeirief, und wollen Sie sich doch nur erinnern, daß Sie diesen Morgen vor acht Uhr alle Ihre Effekten fortbringen ließen und die Rechnung bezahlten. — Wahrhaftig Sie träumen, Sie sind verwirrt, sprach immer aufgebrachter der Kaufmann, Sie sind närrisch.

Einer von uns Beiden war in der That nicht bei Troste, versetzte der Wirth; Sie verlangten Ihre Rechnung, ich gab sie Ihnen, Sie bezahlten sie und steckten sie in Ihre Brieftasche, ebenso wie die beiden Briefe, die Abend zuvor für

Sie angekommen waren! — Das haben Sie sich Alles eingebildet, hier ist meine Brieftasche, die sicherlich nichts von dem enthält, was Sie nennen. Er zog grollend sein Portefeuille aus der Tasche, und öffnete es. Zu seiner großen Verwunderung waren die zwei Briefe und die Rechnung des Wirths, die ersten Gegenstände, auf die seine Blicke fielen. Ich bin bestohlen! Sie haben meine Koffer, meinen Nachtsack ausgeliefert, rief er jetzt. — Sie, Sie und kein Anderer, haben Alles fortschaffen lassen, Sie haben mir selbst Ihren Paß übergeben, um Ihre Ankunft und Abreise in mein Polizeibuch zu tragen. — Hr. G.... lief schnell zu den Banquiers, auf die er Anweisungen hatte; überall waren dieselben bei Oeffnung der Kasse schon ausgezahlt worden; alle waren quittirt. Die Stunde, die der arme Kaufmann auf dem Ball zugebracht, und das Abentheuer, das er bestanden, kosteten ihm seine 10,000 Fr. Seine Kleider, seine Brieftasche, von denen man während seines Schlafs Gebrauch machen konnte, hatten ohne Zweifel die Vollführung eines Plans begünstigt, der in eben so großer Eile ausgeführt, als mit List angelegt war.

Herr G...., der über die junge Dame im blauen Domino keinen andern Aufschluß, als ihr Signalement, dies letztere jedoch sehr ausführlich geben kann, erinnert sich, auf der Reise von Paris nach Havre über seine Angelegenheiten dem Geschäftsführer eines seiner Freunde, der mit ihm im Wagen saß, ein Langesund Breites erzählt zu haben; noch eine dritte Person, die in einer Ecke des Wagens saß, schien auf der ganzen Reise zu schlafen; das Resultat aber veranlaßt anzunehmen, daß ihr kein Wort der Unterhaltung entging. Wie dem sei, die thätigsten Nachforschungen blieben bis jetzt ohne den Erfolg, die Dame im blauen Domino und ihre Mitschuldigen zu entdecken.

Dieser tragikomische Vorfall wird ohne Zweifel noch einen großen Prozeß veranlassen, denn der düpirte Kaufmann fordert vom Eigenthümer des Gasthofs wo er abgestiegen war, die Bürgschaft der bei ihm zurückgelassenen Effekten, während dieser behauptet, daß Herr G.... selbst seine Sachen abholte. Die Frage über die Identität der Person wird, wie erhellt, nicht die unergötzlichste Partie in dem Prozeßverfahren sein.

Volkslieder.

I.

Wo dunkle Bernstein-Wogen
Begrüßt der Ostsee-Strand,
Bis wo zum Himmels-Bogen
Aufstrebt das Schweizerland,
Wo Rhein'sche Reben blühen,
Bis wo am Donau-Rand
Die Wangen frisch erglühen: —
Das ist das deutsche Land!

Wo Kraft und Wahrheit wohnen
Und off'ne Biederkeit,
Wo milde Fürsten thronen,
Dem Glück des Volks geweiht,
Wo einig sind die Herzen,
Verknüpft durch Liebesband
In Freuden und in Schmerzen: —
Das ist das deutsche Land!

Wenn sich die Völker schaaren,
Wo freche Feinde dräu'n,
Ums Vaterland zu wahren,
Den blut'gen Kampf nicht scheu'n —
Die Knaben und die Greise,
Die nehmen's Schwert zur Hand: —
Das ist die deutsche Weise,
Das ist das deutsche Land! —

Es kann kein Feind uns rauben
Den frischen deutschen Muth,
Den starken deutschen Glauben,
Das freie deutsche Blut.
Drum Völker haltet Frieden
Und bleibt in Eurem Land;
Denn uns hat Gott beschieden
Das deutsche Vaterland!

v. Orhn.

II.

(Aus W. Cornelius demnächst erscheinenden Britenliedern.)

Wenn droht Gefahr für's Vaterland,
Gefahr für Weib und Kinder,
Schmach dann dem Schuft, der Zeit noch fand,
Zu zählen seine Rinder.
Nein! nein, zum Kampf den Mann es reißt,
Er wählt statt Schmach, Verderben,
Und wenn den Feind er nicht zerreißt,
So weiß er groß zu sterben.
Doch, wenn er siegt dann froh er singt:
O Heerd! gesegnet sei!
Mein Weib und Kind mich neu umschlingt,
Mein Vaterland ist frei!
Wenn Freiheit braucht der Bürger Arm,
Wenn Weiber Hülfe flehn,
Wenn Wais' und Wittwen voller Harm:
Wollt' Ihr verzagt dann stehn?
Nein! bei der Freiheit Hochgefühl,
Bei unsern heil'gen Rechten,
Bei Weib und Kind! — der Schwur gilt viel —
Wir woll'n wie Löwen fechten!
Bis siegsgewiß ein Jeder singt:
O Heerd! gesegnet sei!
Mein Weib und Kind mich neu umschlingt,
Mein Vaterland ist frei!

Theater.

Königliches Schauspielhaus.

Der Geschäftsführer des H. v. d. Heyden, Verfassers der Modernen und von Album und Wechsel hat auf dem königl. Theater schlechte Geschäfte gemacht. Das Theater war bei der zweiten Aufführung, der wir beiwohnten, so leer, wie wir es selten gesehn haben. Aber es war begreiflich. Das Stück ist so langweilig, daß sich Niemand dafür interessiren kann. H. v. d. Heyden hat sich das lobenswerthe Ziel gesteckt, die bürgerliche Komödie auf einen höhern Standpunkt zu erheben, und aus der Verflachung, worin sie neuerdings durch die Verfasserin von Lüge und Wahrheit gerathen ist, zu retten. Aber H. v. d. Heyden scheint sich noch keineswegs über die Mittel, welche dazu gehören, klar zu sein. Es fehlt ihm an allgemeiner Anschauung. Es genügt nicht, daß man den ersten besten Novellenstoff nehme und dann etwas moderne Elemente hineinstreue, die Komödie verlangt das Allgemeine, Substantielle selbst. Iffland steht daher immer noch höher, als sein Nachahmer, denn in ihm tritt das Allgemeine, die Substanz des Familienlebens, wenn auch in abstrakter Weise, doch plastisch hervor, und in einzelnen Gestalten, wie in den Jägern und den Hagestolzen erreicht er selbst das Interesse des Poetischen. Sollen wir nun eine gleiche Anschauung von den Elementen unsrer Zeit erhalten, so müßten wir Charaktere sehn, welche die Richtungen derselben repräsentiren, wie sie sich in den Gegensätzen des Alten und Neuen, des Liberalismus und Absolutismus, der Philosophie ihrer Gegner, der Reaktion, des Orthodoxismus und Pietismus, des Socialismus und Stabilismus darstellen. Der Ernst wie die Komik unsrer Zeit könnten sich dann auf gleiche Weise offenbaren. H. v. d. Heyden hat aber bisher den Ernst noch nicht zum Mittelpunkt seiner Darstellungen zu machen versucht; was er davon vorbrachte, reichte wenigstens nicht aus, um eine Idee zu repräsentiren, und die Karrikaturen traten dagegen desto greller in den Vordergrund. Gestalten wie dieser Dormont, der das moderne Franzosenthum repräsentiren soll, und ebenso der junge Graf Riesenstein, der uns als Tory und Romantiker angekündigt wird, die aber in der That über das Gewöhnliche nicht hinaus kommen, sind nur langweilig, weil sie hinter dem, was wir von ihnen erwarten, zurückbleiben. Und wenn einem Bedienten Phrasen von Kultur, moderner Zerrissenheit, philosophischen Tendenzen u. s. w. in den Mund gelegt werden, so erscheint uns dies rein absurd und widerlich, als eine Blasphemie des Komischen, weil aller Natur damit ins Gesicht geschlagen wird. Die Modernen waren daher insofern viel besser, als das komische Element in dem Laffenthum moderner Dandys doch an seinem Ort hervortrat, während in der Emancipirten und dem Naturforscher wenigstens Anstalt zu einer ernsten Auffassung der Zeitelemente gemacht war. H. v. d. Heyden hätte indeß, um

wahrhaft zu wirken, auch hier tiefer, idealer und vor allen Dingen sorgsamer arbeiten müssen.

Gespielt wurde, wie wir es schon seit langer Zeit gewohnt sind, herzlich mittelmäßig. H. Rott als vornehmer Mann ist freilich sehr komisch, leider gehörte dies aber nicht zum Stück, denn in der Person des alten Grafen sollte der höchste Ernst aristokratischen Familiengeistes repräsentirt werden. Dieses Zieren und Kokettiren in Sprache und Ausdruck, vorzüglich in den Handbewegungen macht uns immer viel Spaß. H. Rott ist in solchen ein Muster von Unnatur und schlechter Manier. H. Devrient als Repräsentant der jeune France war auch nicht übel. Diese feste Entschlossenheit mit der Hohlheit des sentimentalen Tons gepaart, gab einen recht interessanten Kontrast. H. Crüsemann vergriff seine ohnehin schon alberne Rolle zum Ueberfluß noch gänzlich. Er machte aus dem romantischen Diplomaten einen Berliner Niais. Dlles. Bertha und Clara Stich spielten wie immer, so gut wie sie konnten, d. h. nach der Form, in die sie einmal gegossen sind, und die an unerträglicher Monotonie leidet. H. Rüthling als Schlange, die Kopie eines hundertmal dagewesenen Intrigantencharakters, war gut, vortrefflich H. Weiß als Polizeikommissarius Pfiff, die einzige rein komische Figur des Stücks. H. Schneider als Bedienter war so aufgeblasen, H. Franz als Wild so wild, H. Bethge als Gendarm so massiv als möglich. Dlle. Werner sehn wir als Kammermädchen recht gern. — n.

Königstädtisches Theater.

Eine neue Uebersetzung aus dem Französischen: „Wer langsam geht, kommt auch ans Ziel," oder, wie der Theaterzettel uns belehrt, eine freie Bearbeitung von B. A. Herrmann, welche die Königstädtische Bühne am 29. Jan. zur Aufführung brachte, wird den Kohl auch gerade nicht fett machen. Das allöopatische Recept: Liebe durch scheinbare Gleichgültigkeit, ist in der Theaterapotheke schon so abgebraucht, daß man sich keine sonderliche Wirkung mehr davon versprechen kann. Ein Vater der seine Tochter gern an den Sohn eines Geschäftsfreundes verheirathen möchte, ein naives Mädchen, das eben aus der Pension kommt, ein ganz gewöhnlicher Liebhaber, dürfte ebenfalls keinen besondern Reiz mehr haben. Am wirksamsten erweisen sich noch die Figuren einer von ihrem Manne getrennten Frau welche Proselyten für ihren Ehehaß zu machen sucht und die des respektiven Ehegemahls. Mag es liegen, woran es will, auf dem Französischen Theater geht das Stück, wo es als Boquet père et fils aufgeführt wird, doch rapider und zeitverkürzender vorüber. Sollte es nicht an der Uebersetzung liegen? Es fällt uns gewiß nicht ein, die ehrenwerthen Herrn vom Diktionnaire geringschätzig anzusehn, wir verkennen nicht das edle Streben der heiligen Schaar, die unter dem Rufe „Wir wollen sie alle haben die kleinen losen Vaudevilles" über die Pariser Theater vom größten bis zum kleinsten herstürzt und mit reicher Beute beladen zu uns heimkehrt. Diese ist unser unveräußerliches Eigenthum, und wenn die Franzosen, was Gott verhüten wolle, ihr Gelüste nach dem deutschen Rhein nicht bezwingen können, so haben wir wenigstens ihre Vaudevilles und Komödien in Prosa und in Versen, die sie uns nicht wieder nehmen können. Aber sagen Sie meine Herrn Uebersetzer und Sie Herr Hauptübersetzer Herrmann, sollten Sie der guten Sache und dem deutschen Wesen nicht einen eben so guten Dienst leisten, wenn Sie ihre Gefangene in ein etwas deutsches Gewand kleideten? oder nennen Sie das schon bearbeiten, frei bearbeiten, wenn Sie den französischen Namen mit deutschen vertauschen und an die Stelle von Bordeaux und Nantes Leipzig und Hamburg setzen? Wir wollen auch deutsche Verhältnisse und deutsche Gestalten, die Aufführung griff übrigens ziemlich gerundet in einander. Dlle. S. Herrmann ein kindliches, wie es scheint, vielversprechendes Talent, brachte die Naivität und Mädchenhaftigkeit ihrer Rolle recht gut zur Darstellung. Auch die übrigen Darsteller waren ziemlich an ihrer Stelle. Nur ist nicht zu begreifen wie Herr Orlowsky zum Liebhaberspielen kömmt. Es scheint specielle Malice zu sein. Indeß sollen die Liebhaber, wie all-

gemein geklagt wird, seit einiger Zeit, nicht mehr gerathen. — l.

Patkul von K. Gutzkow.

(Aus einem Hamburger Privatbriefe.)

Ein neues Drama von Gutzkow ist für die Hamburger Theaterwelt immer ein Ereigniß. Welche Partheien! Welche Hingebung! Welch' bitterer Haß! Siegt am Tage der ersten Vorstellung die Liebe, so spritzt der Haß am folgenden sein Gift in den Journalen aus. Hiesige Blätter brachten schon, und auswärtige, wie Pilot, Elegante Zeitung werden noch bringen die böswilligsten Entstellungen. Doch kann Gutzkow ohne Sorge sein. Diese in vielfacher Hinsicht merkwürdige Schöpfung Patkul beurkundet seinen dramatischen Beruf, zwar nicht in dem Grade, wie der allerdings einfache, aber vortrefflich gebaute Werner; aber es ist wie ein hiesiges Blatt mit Recht sagt: „ein Gemälde voll Schwung und Erhabenheit, voll dunkler lyrischer Schlagschatten, wie von grellwitzigen Lichteffekten."

Gutzkow's drei Dramen ergänzen sich auf eigene Art. Richard Savage zeigte kostbare Theatermittel; aber es fehlte die festgehaltene Idee. Werner ist ein rein modernes Lebensbild, mit rührender Innigkeit der Motive und sehr gut gebaut, aber es fehlen noch die ausgearbeiteten Details. Patkul, ist nun überreich an innerer Poesie; aber leider etwas aphoristisch gearbeitet, in der Manier wie Egmont.

Die Idee des neuen Trauerspiels ist in kurzen Worten wohl die: **Le Democrate à la Cour.** Dieser Liefländer Patkul, wie ihn Gutzkow idealisirt hat, ist ein Posa des achtzehnten Jahrhunderts. Freilich in der Tendenz des Stückes liegt dies wohl eigentlich nicht; aber man nimmt es sich heraus, und es liegt wohl auch im Stoff: der russische Gesandte J. T. von Patkul, ein wegen Freimuths proskribirter schwedischer Unterthan, am sächsischen Hofe — unter Friedrich August von Polen! Das tragische Pathos: Bruch des Völkerrechts, Auslieferung eines fremden Gesandten an Karl XII. ist erschütternd, die Motivirung durch eine Liebesintrigue recht theatralisch und für die Masse effektvoll. Den etwas zu wortreichen ersten Akt muß Gutzkow kürzen. Ein Charakter, den ich noch über Patkul setze, ist Friedrich August. Chevalier, ein Held, liebenswürdig, leichtsinnig, aber edel, vielleicht zu edel, wenn man die Geschichte bedenkt. Ein witziger Kopf sagte hier: „Dieser Friedrich August ist ein Beweis, daß Gutzkow auf das Repertoir des Wiener Burgtheaters nicht wieder verzichten will." Wer wollte ihm allerdings auch anrathen, Stücke zu schreiben, die die Censur nicht durchläßt?

Die Sprache ist in gewöhnlich Gutzkow'scher Weise. Körnig, kurz, antithesenreich. Jedoch müssen wir bemerken, daß man allgemein gewünscht hat, er hätte für dies Drama den Vers gewählt. Ob ein so großes Talent, wie Gutzkow dieses für die Bühne ist, hier in Hamburg an seinem Platze steht, möchten wir, trotz der gerühmten „Theaterfähigkeit" Hamburgs bezweifeln. Wenn Jemand eine solche Anlehnung an eine Hofbühne, wie Raupach sie hat, verdient, so wär' es Gutzkow, um dessen Talent es wahrhaft beklagenswerth ist, daß es sich in einer falschen journalistischen Stellung verzetteln und durch Kritik, Polemik und „Kleine Chronik-Malizen" für das liebe Brot sorgen muß Wenn sich Gutzkow rein auf die Bühne beschränken könnte, so dürfte er für das deutsche Theater werden, was Raupach ihm werden wollte, ihm aber nie geworden ist. Gutzkow ist nicht glücklich in seiner Lage, und soll mit einem abentheuerlichen Gedanken, den einst auch Tieck gehabt hat, und von dem ihn Schröder abbrachte, umgehn. Ein Talent hat Gutzkow mit Tieck gemein. Er liest ganz ausgezeichnet vor. Mit einem klangvollen Organ begabt, weiß er Shakespeare, Göthe, die nicht deklamatorischen Sachen Schillers, Lessing, besonders aber Shakesspeare im geistvollsten Lesen so anschaulich zu machen, daß es in Hamburg jetzt für eine spezielle Vergünstigung gilt, an seinen sonntäglichen Leseabenden, wo sich die feinste ästhetische Gesellschaft versammelt, theilnehmen zu dürfen. Varnhagens beide Nichten, die liebenswürdigen Töchter

Rosa Maria's, gehören zu dem speziellen Kreis der Auserwählten. — m.

Feuilleton.

Man kennt die sogenannten Quartalwitze der Universitätsprofessoren aus der guten alten Zopfzeit der Wissenschaften.

Ein alter Historiker in H., der noch lebt, hatte dies System des Witzes so weit ausgebildet, daß er auch für das Doktorexamen sich stehende Vexirfragen hielt, um vor den Examinanden und seinen Kollegen damit zu brilliren. Man erzählt sich denn unter Anderm Folgendes:

„Wer lachte über Griechenland?" fragte er. Antwortete nun der Examinandus etwa: „Philipp von Macedonien" oder „Alexander", so schüttelte er fortwährend das Haupt, und sagte dann mit ungemein schlauer Miene: „Ein ewig heitrer Himmel!" —

„Wie war Theben erbaut"? lautete eine andre Frage.

„Siebenthorig" sagte der Eine, an das griesche, „hundertthorig" der Andre, an das ägyptische Theben denkend.

„Keinesweges. „Egregie!" war die Antwort.

„Wer erröthete über Nero?"

„Das brennende Rom!" sollte man denken.

„Keinesweges. „Die Muse der Geschichte!"

„Was ist das Wichtigste von der Entdeckung Amerika's." Die Produkte desselben oder die Beförderung des Handels, erwiederte Mancher nach der Analogie des Vorhergehenden. Keinesweges! „Die Geographie!" Wo liegt die Welt? Eine wichtige Frage. Antwort: Im Argen!

Jules Janin an die Berliner Studenten.

„Wir haben im **Journal des Débats** von der Theater-Emeute in Berlin gelesen, welche die jungen deutschen Studenten für Schiller gegen Racine erregt haben, von dem Schimpf, welcher der Athalie angethan worden ist, um Don Karlos zu rächen. Das ist mit Verlaub, meine Herrn Studenten weder eine edle, noch eine literarische Rache! Warum Athalie auszischen, weil ein einzelner Kritiker sich erlaubt hat, ganz bescheiden zu sagen, daß die Maria Stuart ihm in mehreren Partieen verfehlt scheine? Sich an Racine halten, weil der große Dichter Schiller in Frankreich nicht als der größte Poet proklamirt worden ist! Scheint Ihnen das loyal? Ich meines Theils möchte lieber behaupten, daß man uns falsch berichtet hat, und daß an dieser üblen Laune weder Schiller noch der französische Kritiker Schuld sind. Die jungen Leute, welche von den wunderherrlichen Schönheiten der Athalie nichts wissen können, denen die göttliche Sprache gänzlich entgeht (und selbst bei uns entgeht sie Vielen), welche die Tragödie von irgend einem Professor ihres Landes übersetzt sehen, und darin nichts mehr von dem Dichter wiederfinden, als das farb- und poesielose Drama, werden diese schlechte Uebersetzung ausgepocht haben, und darin waren sie ganz in ihrem Rechte.

Und bei uns ist es ebenso. Man hat Maria Stuart von Schiller gegeben, aber verkürzt, entstellt, mißhandelt, den bleichen Schatten einer Sterbenden, den Reflex einer Passionsgeschichte, die ferne Ahnung irgend einer unbekannten Poesie, und wir haben uns, ganz wie in Deutschland, darüber ennuyirt und die französirte Maria Stuart ausgezischt. Aber ist dies eine vernünftiger Grund, um an beiden Ufern des Rheins die heiligen Idole zu zerbrechen, um die alten Götter zu schmähen, sich auf ihre Meisterwerke zu stürzen? Gewiß nicht: Gott bewahre uns vor diesem Vandalismus, vor solchen Hekatomben und solcher Schmach! Wir wollen die Statue Racines nicht mit den Trümmern der Statue Schillers zerbrechen. Nein, jede bleibe auf ihrem Platze, in ihrem Siegesglanz, bewundert und geehrt. Mögen uns die Deutschen willkommen sein, wenn sie unsern großen Dichter in seiner strengen Majestät betrachten, möge es ihnen selbst gestattet sein, diese mehr als königliche Majestät ein wenig kalt, ein wenig gezwängt, und vor allem zu stylisirt zu finden. Und wir unsertheils wollen Deutschland als unser zweites Vaterland der Philosophie und Literatur be-

trachten, wollen emporschauen zu den wolkigen Höhen seiner Poesie, wollen es bewundern, aber ohne daß man uns verletze, und in unsern Dichtern beschimpfe. Was sollte Ihnen meine Herrn, aus solchen Gewaltthaten, wo die Dichter wie die Menschen auf dem Schlachtfelde der Freiheit und des Wortstreites erschlagen würden, erwachsen? Nichts davon! Wir sind Franzosen, Ihr Deutsche. Wir wollen uns nicht um unsre Meisterstücke schlagen: die Sachen mögen bleiben, wie sie sind. Möge Deutschland unsern Unwillen gegen Lebrüns Maria Stuart und unsre Unzufriedenheit über das dürftige Spiel der Dlle. Rachel als einen Beweis unsrer Sympathie für den berühmten, begeisterten Dichter des Don Karlos, der Johanna d'Arc und des Wallenstein gelten lassen, und wir gagegen wollen als gute und gültige Entschuldigung den Unwillen Deutschlands über die Uebersetzung und die Tilgung der Racineschen Grazie und des Wohllauts hinnehmen. Und nun, Ihr Herrn geben wir dem Kaiser was des Kaisers ist, Racine, was ihm gebührt, Schiller, was diesem zukommt. Ihr werft Euch vor Racine's Statue nieder, während wir bescheidentlich die siegreichen Hände Schillers küssen!"

Soweit Herr Jules Janin. Wir haben seine Worte ganz wiedergegeben, um ihn ganz zu seinem Rechte kommen zu lassen. Nun unsre Erwiderung. Zunächst beruhige sich der berühmte Feuilletonist der Débats über die Rancune, von der er gegen Racine träumt. Das Stück gefiel nicht, es wurde sogar gezischt, das ist Alles wahr, aber dieses Mißfallen hatte seinen Grund in der mittelmäßigen Aufführung, den langweiligen Chören, und einer gewissen Zeitstimmung, welche sich gegen alles Hierarchische richtet. Die Uebersetzung kam nicht in Betracht, sie war von Raupach und genügte vollkommen. Unter andern Umständen würde Racines Athalia ruhig gegeben worden sein, sie würde einem kleinen, aber gewählten Publikum gefallen haben, aber doch nur drei oder vier Mal gegeben worden sein. Denn so vollendet auch die Athalia für den Standpunkt des klassischen französischen Dramas ist, ob das Stück auch von allen, die Racine geschrieben, der griechischen Tragödie am nächsten kommt, so würde sie unserm romantischen Sinn doch nicht zugesagt haben. Wir verlangen mehr von dem Drama, als die französische Poesie leistet, wir verlangen Handlung, interessante Situationen und eine thatkräftige Entwickelung der Charaktere. Die klassische Manier ist uns zu starr, zu unlebendig, wir geben nichts auf diesen Prunk der Sprache, der nur um der Rhetorik willen da ist, unser Pathos muß aus dem Gemüth emporsteigen, die Leidenschaft muß aus dem ganzen, vollen Inneren sprühen und die Idee muß sie tragen und beflügeln. Wir wissen Racine in seinem wahren, seinem historischen Werth als den Dichter der Zeit Ludwig XIV. zu schätzen, aber wir werden ihn nie lieben, und nur die Kunst seiner Rhetorik werden wir bewundern. Wir sind stolz darauf, das Lessing zu seiner Zeit schon sagen durfte: „Nennt mir ein Stück vom großen Corneille, welches Ihr wollt, und ich gehe die höchste Wette ein, daß ich es besser mache!" Und wahrlich, Lessing hätte sie gewonnen, wenn er gewollt hätte So ist das Verhältniß zwischen deutscher und französischer Poesie. Euer Drama, auf daß Ihr stolz seid ist das leblose Produkt des 17ten und 18ten Jahrhunderts, das der Verstand ausschließlich beherrschte, bei uns aber ist die Phantasie zugleich mit dem Verstande zu ihrem Rechte gekommen, wir haben uns zu Shakspeare gewendet, statt zu den Griechen, wir haben dem Leben nachgestrebt, während Ihr Euch abmühtet, eine längst vergangne Welt ethischer Anschauungen nachzuahmen, wie schon die Römer es gethan, die niemals zu einer originalen Poesie gelangt sind. Sie schmückten ihre Tempel und Häuser mit griechischen Ornamenten und Statuen, aber sebst neue Formen zu erzeugen vermochten sie nicht. So habt ihr rastlos, fruchtlos der Poetik des Aristoteles nachgestrebt.

Daher werden wir doch wohl nicht sobald vor Racines Statue niederknieen. Aber dem, was er für seine Zeit war, und was er Frankreich noch ist und namentlich in der Athalie, seinem letzten, vollkommensten Werk, alle Ehre! Ein neuer, machtvoller Pathos und eine tiefere Charakteristik ringen sich darin hervor als ihm sonst eigen war.

Wir haben dies nach der Aufführung auch hinlänglich anerkannt, und haben ausgesprochen, daß es eine Barbarei sei, Racine in Deutschland gar nicht dulden zu wollen! Man hätte die historische Erscheinung ins Auge fassen und achten sollen. Aber das Sonntagspublikum wußte nichts von Historie. Die deutschen Studenten haben nichts mit diesem zu thun. Was denken Sie von diesen, Herr Jules Janin? Ein deutscher Student wird sich nimmer dazu hergeben, Racine's Athalia auszuzischen, ein deutscher Student hat dazu viel zu viel Bildung. Die Herrn in Paris scheinen freilich nicht zu wissen, was es mit einem deutschen Studenten auf sich hat. Wenigstens ist es unlängst Herrn Soulié begegnet, daß er die deutschen Handwerksbursche dafür ansah. Ein deutscher Student, Herr Janin, hat die Alten gelesen, kennt Aristoteles und Platon besser, als Eure Professoren, denn er liest sie im Original, aber ein deutscher Student kennt auch ferner Lessings Dramaturgie, Schlegels Vorlesungen über dramatische Literatur ganz genau, er hat eine feste, durchgebildete ästhetische Ansicht, und ist im Stande, sofort einen so gelehrten Vortrag darüber zu halten, wie Ihr Feuilletonisten ihn schwerlich zu Stande bringt, weil Euch selbst bei der gehörigen Kenntniß der richtige Standpunkt und die tiefere Anschauung fehlt. An Shakspeare, Göthe und Schiller hat der deutsche Student sich emporgebildet, diese, nur diese erkennt er als Norm für das moderne Drama an. Er weiß Euch auf das genaueste nachzuweisen, inwiefern Eure neuesten Romantiker, namentlich Victor Hugo von der richtigen Bahn abgeirrt sind, weßhalb sie das Gegentheil aller Poesie, die Unpoesie erzeugt haben, weil sie der Willkür und Zügellosigkeit der Leidenschaften sich hingegeben, weil sie nicht das Schöne sondern nur des Interessante zu ihrem Maaßstab gemacht haben. Das Alles weiß ein deutscher Student und noch weit mehr, und deßhalb wird er sich schwer zu der verlangten Adoration verstehn. Wir Deutsche sind überhaupt nicht so theatralisch, wir sind gewohnt, unsre Dichter nur so zu verehren, daß wir über ihre Fehler eben so rücksichtslos sprechen, als wir uns für ihre Schönheiten begeistern. Eine absolute Anbetung kennen wir nicht.

Und Ihnen, Herr Janin zürnen wir nicht, daß Sie Lebrüns matte Bearbeitung der Maria Stuart scharf kritisirt, daß Sie selbst an Schiller dies und jenes ausgesetzt haben, das ist bei uns Jedem erlaubt, aber Sie haben gesagt: „Von Racine zu Schiller welch' ein Abfall!" Sie haben gethan, als ob unser Drama sich gegen Racine gar nicht könne sehen lassen. Und doch ist es der Fall. Von Schiller müßt Ihr beginnen, wenn Ihr nur überhaupt Tragödie haben wollt. Wir erkennen Racine als Norm nimmermehr an, und es gilt bei uns als kritische Bornirtheit zu sagen: „von Racine zu Schiller, welch ein Abfall!"

Das konnten wir Ihnen nicht schenken. Aber nun sei Friede, nachdem wir uns über das streitige Gebiet verständigt.

Auch wir verabscheuen den Vandalismus, welcher unsre Nationen gegen einander treiben möchte, der selbst das ästhetische Urtheil über den Parteihaß einbüßt, können aber unsrerseits die Beruhigung hinzufügen, daß solche Franzosenfresserei bei uns so verpönt ist, daß es als Mangel aller Bildung gilt, dergleichen zur Schau zu tragen. In der Literatur darf solcher Vandalismus, wenn wir den eines Menzel ausnehmen, der nun einmal dazu bestimmt ist, der Prototyp deutscher Bornirtheit zu sein, und den wir unsrer Jugend wie die Spartaner ihre Sklaven als Schreckbild vorhalten, nicht mehr sich geltend machen.

Dr. Ed. Meyen.

(Wegen Mangels an Raum in dieser Nummer bleibt Fortsetzung und Schluß der Novelle: die Supplikanten, der folgenden vorbehalten.)

Buchhandlungen sind ersucht, ihre, der Tendenz dieser Zeitschrift entsprechenden Verlagswerke zur Anzeige und Beurtheilung einzusenden. Die diesseitige Redaction ist bereit, gegen ihre Zeitschrift andere Zeitschriften verwandten Inhalts einzutauschen.

Gedruckt bei J. F. Starcke.

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. Karl Riedel.

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend 1 Bogen zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an das Athenäum (M. Simion) Schloßfreiheit Nr. 6. zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden in der Buchdruckerei des Herrn Starcke (Charlottenstraße Nr. 15.) angenommen. Der vierteljährige Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 6. Berlin, den 6. Februar 1841.

Inhalt: Volkscharakter der Franzosen; von K. W. Kähne. — Deutsche Literatur; von E. Meyen. — Italienische Anschauungen; von Moritz Carrière. — Die Supplikanten. (Fortsetzung und Schluß.) — Theater. — Feuilleton.

Volkscharakter der Franzosen

von

K. W. Kähne.

In den einzelnen Provinzen Frankreich's finden wir verschiedene Volksstämme. Im Norden wohnen die Franken, die Briten, die Normannen, im Süden die Burgunder, die Westgothen u. a., welche nach und nach einwanderten, und die römische und gallische Bevölkerung sich unterwarfen. Von allen diesen hat der Frankenstamm dem Lande den Namen gegeben, und die übrigen Stämme allmählig mit Gewalt, List und Verrath unterjocht. Im Ausgange des fünften Jahrhunderts wurde Klodowig, König der Saalfranken, durch seine Herrschsucht angetrieben, die übrigen Volksstämme unter seine Gewalt zu bringen. Zur Ausführung dieses seines Willens suchte er nach Vorwänden, um mit seinen Nachbarn Krieg anzufangen. Vom Könige der Westgothen, Alarich II., forderte er die Auslieferung des von ihm geschlagenen römischen Feldherrn Syagrius, in der Hoffnung, daß dieselbe verweigert werden und er Gelegenheit zu Händeln mit diesem Volke bekommen würde. Vom Könige der Burgunder, Gundebald begehrte er in gleicher Absicht dessen Nichte Klotilde zur Ehe. Er trat zum katholischen Christenthum über, um einen Vorwand zu haben, seine heidnischen Vettern und Brüder zu bekriegen, und mit den Westgothen fing er Krieg an, weil dieselben arianische Ketzer wären. Als er sich taufen ließ, glaubte Rom in ihm ein recht brauchbares Werkzeug gefunden zu haben, und gab ihm den Titel allerchristlicher König, allein es hatte sich dasselbe in den Franken verrechnet, und mußte ruhig mitansehen, daß Klodowig und seine Nachfolger stets ihren eigenen Willen befolgten, und die Kirche nur als Vorwand zur Erreichung ihrer Zwecke benutzten. Pipin brauchte die Kirche, um die Merowinger vom Throne zu stoßen und um seine Eroberungen in Deutschland zu befestigen, Karl der Große verwandte sie zu demselben Ende, Philipp ließ sich den Pabst nach Frankreich holen, um seine politische Zwecke durch ihn zu unterstützen, Karl IX. schob den Glauben vor, um die Bluthochzeit zur Unterdrückung seiner politischen Gegner zu veranstalten, und Heinrich IV. wechselte äußerlich seinen Glauben sogar, um sich als König behaupten zu können. Nichts ist dem französischen Nationalgeiste zu heilig, zu hoch und zu erhaben, was er nicht zur Durchsetzung seines Willens mißbrauchen und ebenso leichtfertig wegwerfen könnte, wenn es kein taugliches Werkzeug mehr ist; trifft aber sein Wille mit der Religion, mit der Wahrheit zufällig zusammen, so führt er ihn mit einer Reinheit durch, die zur Bewunderung hinreißt. Gottfried von Bouillon, Ludwig der Heilige, Bayard, le chevalier sans peur et sans reproche und Andere sind edle Persönlichkeiten, welche von Zeit zu Zeit in der französischen Geschichte auftauchen und den Geschichtsforscher mit dem

französischen Volkscharakter aussöhnen. Da diese Erscheinungen aber im Allgemeinen doch selten sind, so ändern sie unser Urtheil über diese Nationalität nicht, und wir glauben daher die Ansicht aussprechen zu müssen, daß die bloße Willkühr den Charakter des französischen Nationalgeistes vor allen andern auszeichnet. Damit ist eine Herrschsucht, eine Habsucht, eine Ruhmsucht und Eitelkeit verbunden, welche ihres Gleichen nicht hat, und welche die Franzosen trotz ihres liebenswürdigen gesellschaftlichen Benehmens noch heute verhaßt macht, wenn sie sich mit seltener Dreistigkeit die erste Nation der Welt nennen. Nichts stellt diesen Nationalcharakter bezeichnender dar, als der Machtspruch der französischen Könige: car tel est nôtre plaisir, womit sie den letzten Grund aller ihrer Handlungen angeben wollen. Indem nun der Natinalgeist Alles vom Vergnügen abhängig macht, also seine Leidenschaften fragt, so kann er das ihm Widerstrebende nicht bestehen lassen, und gelangt so zu einem furchtbaren Absolutismus und zu einem unheilvollen Centralisations-Systeme, welches am Ende Ludwig XIV. dahin führte, gar keinen Unterschied mehr anzuerkennen, und den welthistorischen Ausspruch zu thun: l' état c'est moi. Aber dieses bon plaisir hat den Muth nicht, offen an das Tageslicht zu treten, und liebt es die Maske der Religion, die Maske der Wahrheit vorzunehmen, und seine Willkühr dahinter zu verstecken. Durch diesen Mißbrauch wird der Nationalgeist in eine üble Lage versetzt, die Wahrheit pocht bei ihm beständig an, und bringt die ganze Nation in eine unruhige Bewegung, indem ein Jeder den Maßstab der Wahrheit an seine Willkühr anlegen, seine Willkühr als demselben nicht angemessen erkennen muß, und so zu neuer Thätigkeit fortgetrieben wird, welcher er aber durch seinen willkührlichen Charakter wieder den Stempel der Vergänglichkeit aufdrückt.

Es ist eine schwierige Aufgabe, diesen National-Charakter der Franzosen gehörig zu zeichnen, ohne demselben durch Uebertreibung seiner Schwächen und durch Verschweigung seiner guten Seiten zu nahe zu treten, und es soll uns freuen, wenn die versuchte Andeutung dazu beiträgt, diese liebenswürdige Nation mit ihren Fehlern und Tugenden gehörig zu würdigen. Jetzt bleibt uns nur übrig, den geschichtlichen Faden wieder aufzunehmen und darzustellen, wie die evangelische Lehre in Frankreich eindrang, dem Nationalgeiste aber weichen mußte, wie dieser dann in seiner höchsten Blüthe zur Weltherrschaft gedieh, die endlich zerfiel.

Wie alle romanischen und germanischen Länder, war auch Frankreich in Folge des Lehnssystemes unter große Kronvasallen vertheilt und dem Könige war nur eine geringe Hausmacht und ein Schein von Oberherrschaft geblieben. Unter allerhand Vorwänden wußte jedoch Ludwig XI. sich seine Kronvasallen zu unterwerfen, und die souveraine Macht der französischen Könige zu schaffen. Auch fühlte Franz I. sich schon so kräftig, daß er der entstehenden spanischen Weltherrschaft, wiewohl vergeblich, sich widersetzen konnte. Unter seinem Sohne Heinrich II. breitete sich die kirchliche Reformation in Frankreich aus, aber sie wurde sogleich nach alter Weise gemißbraucht. Unter Franz II. war der Herzog von Guise und sein Bruder der Kardinal von Lothringen am Hofe zu bedeutendem Einflusse gelangt, und die Glieder der Familie Bourbon glaubten sich dadurch beeinträchtigt, indem nach ihrer Meinung diese Stellung ihnen als Prinzen vom Geblüte zukam. Selbst noch Katholiken, stellten sie sich an die Spitze der bedrückten Hugenotten, und fingen die bürgerlichen Kriege, welche erst mit dem Regierungsantritte Heinrichs IV. aufhörten, unter dem Vorwande an, diesen Religionsfreiheit zu verschaffen, aber in der wirklichen Absicht, auf den Thron zu gelangen. Auch die Guisen hatten dieselbe Absicht, und verdeckten solche durch die Maske des Katholicismus. Das Edikt von Nantes sicherte endlich beiden Religionsparteien gleiche Rechte zu, gab als Garantie derselben den Hugenotten mehrere feste Plätze, und machte dem grausamen Bürgerkriege ein Ende. Unter Ludwig XIII. wurde den Hugenotten diese politische Macht genommen, die mächtigen Großen des Reiches wurden unterdrückt, und nur die Parlamente dem Könige gegenüber als eine selbstständige Macht übrig

gelassen. In den Kriegen mit der Fronde wurde vom Kardinal Mazarin auch die parlamentarische Macht unterdrückt, nach dem Regierungsantritte Ludwigs IV. war die königliche Macht absolut, und Jedermann dem unbeschränkten Willen des Königs unterworfen. Aber auch dabei beruhigte sich der französische Nationalgeist nicht. Dem Könige war es ungebührlich vorgekommen, daß die Hugenotten es wagten, einen andern Glauben zu haben, als er selbst, die Jesuiten benutzten diese Ansicht, und bewirkten endlich die Aufhebung des Edikts von Nantes, sowie die Dragonaden und alle die gewaltsamen Bekehrungsversuche, welche über 50,000 Familien zur heimlichen Auswanderung zwangen und unzähligen Menschen das Leben kosteten. Und somit war das Centralisations-System bis zur höchsten Spitze getrieben. Nach der Unterdrückung der Hugenotten war zwar unter den Katholiken in dem Jansenismus ein reineres Christenthum entstanden, allein auch die Jansenisten mußten den Ränken der Jesuiten weichen.

Wir sind zu der Periode gelangt, in welcher der französische Nationalgeist die Weltherrschaft erreicht, zugleich aber auch die Saat zum Untergang aussäet. Welches Uebergewicht die französischen Waffen unter Ludwig XIV. sich erfochten, ist allgemein bekannt, aber der französische Nationalgeist drang noch weiter. An allen Höfen Europas wurde die spanische Etikette und die spanische Kleidung aufgehoben, an deren Stelle die französische Sitte und Mode eingeführt, in jeder gebildeten Gesellschaft französisch gesprochen französische Literatur und Kunst bewundert und als als Muster aufgestellt; die französische Sprache wurde die diplomatische, und der französische Absolutismus, so wie die damit verbundene Centralisation fand bei den meisten Regierungen seine Nachahmer. Um diesen Einfluß noch zu vermehren, gab Ludwig XIV. ungefähr 50 ausländischen Gelehrten beträchtliche Jahrgelder, und dafür haben sie ihn gelobt, besungen und gefeiert, und seine Regierungszeit das goldene Zeitalter genannt. In Frankreich selbst wurden des Königs Sitten die seines Hofes, die Hofsitten die der ganzen Pariser Bevölkerung, die Pariser Sitten aber im ganzen Lande nachgeahmt. Ebenso war es mit der Hofsprache. Alle Schriftsteller schrieben in derselben, sie verwarfen Worte und Redefiguren, deren sich das Volk bediente, als unpassend und am Ende wurde durch die académie française die Hofsprache für die allein anständige erklärt, die Nationalsprache centralisirt. Die Jesuiten hatten sich auch am Hofe eingenistet, und spielten daselbst eine große Rolle. Geschmeidig und biegsam, wie sie sind, waren sie auch hier die gefälligen Leute, schmeichelten den Leidenschaften des Hofes, indem sie die christliche Moral untergruben, und das Christenthum zu einem bloßen Formelwesen machten. Die Gleichgültigkeit gegen die Religion und Sittenlosigkeit, welche so entstand drang in Folge des Centralisations-Systemes bis in die untersten Klassen der Gesellschaft. Das Familienleben wurde untergraben und Ehebruch, Gottlosikeit und Freigeisterei gehörte am Ende zum guten Tone. Ludwig XIV. hatte die Großen seines Reiches an seinen Hof gebunden, hatte ihnen Hofstellen gegeben, und gesucht, sie durch Luxus und Verschwendung für immer unschädlich zu machen. Dies war ihm über alle Maaßen gelungen. Der sonst kriegerische Adel haschte nach einem Beifallslächeln seines Königs, kroch auf eine unwürdige Weise, um eine Hofstelle zu erjagen, und verweichlichte sich ganz und gar. So lange der alte König noch lebte, hielt er straff die Zügel der Regierung, aber unter seinen Nachfolger ergriffen die Hofparteien dieselben, und nun ging Alles bunt durcheinander. Jetzt begann das gesegnete Rococo-Zeitalter mit seinen Hofschranzen und Maitressen, mit dem Puder, dem Haarbeutel, den gestickten Kleidern und den kurzen Hosen, mit seinen lettres de cachets, seinem Protektions- und Konnexions-Unwesen und seinen Hofkabalen, mit seiner absoluten Liederlichkeit, Schwelgerei, Habsucht und Bestechlichkeit, mit seiner grausamen Willkühr, und albernen Freigeisterei. In den höchsten Kreisen der Gesellschaft wurde Freiheit und Gleichheit gepredigt, wurde das Dasein eines Gottes geleugnet, wurden alle moralischen Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft lächerlich gemacht.

Voltaire ist in diesen Kreisen groß geworden, und in seinen Schriften finden wir den Ton wieder, welchen er daselbst gelernt hatte.

Die Schmach der verlorenen Schlacht bei Roßbach hinderte diese Windbeutel nicht, ihr herrliches Freudenleben à la rococo so lange fortzusetzen, bis kein Geld mehr aufzutreiben war, und dadurch der poltischen Reformation Thür und Thor geöffnet wurde. Wie überall hatten sich die Franzosen auch in den nordamerikanischen Freiheitskrieg eingemischt, und es waren sogar Einzelne in nordamerikanische Dienste getreten. Sie hatten die englische Verfassung kennen gelernt, wie sie geworden war, nachdem die Bande des Lehnswesens davon abgestreift waren, sie hatten darunter längere Zeit gelebt, und sich wohl befunden. Als die Freiheitskämpfer nach Frankreich zurückgekommen waren, wollte ihnen die Rococo-Wirthschaft nicht mehr gefallen. In der National-Versammlung wurde die neuerlernte Weisheit sogleich geltend gemacht, jedwedes Feudalrecht aufgehoben, und der Staat auf englische Weise von Neuem eingerichtet. Alles wäre vielleicht ganz gut gegangen, wenn die Herren à la rococo nicht sogleich ihre Ränke zur Wiedererlangung der verloren gegangenen Vorrechte gesponnen, und den König selbst darein verwickelt hätten. Denn sobald die Pariser Bevölkerung diese Umtriebe erfahren hatte, fürchtete sie für ihre neue Staatsverfassung, und die Parteien benutzten diese Furcht, um solche zu ihrem Besten auszubeuten. So sehen wir denn die Franzosen unter dem Vorwande des salut public zu allen Revolutions-Gräueln hingetrieben, à la rococo Freiheit und Gleichheit predigen und sie nicht gelten lassen, das Christenthum abschaffen, und sogar verfügen: es gäbe keinen Gott; denn auch das Volk handelte nur nach dem Wahlspruch: car tel est nôtre plaisir. Auch die alte Jesuitenlehre von der Volkssouverainität wurde hervorgesucht, und im Namen derselben der furchtbarste Absolutismus nach und nach von allen Klassen der Gesellschaft bis zur untersten hinab ausgeübt. Nur in Folge des durch Ludwig XIV. eingeführten Centralisations-Systemes konnte die Hauptstadt eine solche Macht über das ganze Land ausüben, und den Schrecken überallhin verbreiten.

Es ist Mode, alle diese Gräuel der Revolution zuzuschreiben, aber wenn man gerecht sein und die Sache genauer erwägen will, so muß man zugestehen, daß, da von der Zusammenberufung der Generalstaaten bis zur Schreckensherrschaft kaum 5 Jahre vergangen waren, die Personen, welche während derselben aus dem Volke hervortraten, ihre religiöse und moralische Erziehung von der Rococo-Zeit erhalten hatten. Wir sind daher der Meinung, daß Frankreich alle während der Revolution geschehenen Unthaten derselben zu verdanken hat.

Nachdem das jesuitisch-katholische Staatssystem untergegangen war, riß Napoleon die Willkührherrschaft an sich, und verstand es, unter der Maske der Freiheit, des Ruhmes und der Ehre die durch das englische Staatssystem gekräftigten Franzosen zum Kriege gegen ganz Europa zu bewegen. Noch einmal brachte er den französischen Nationalgeist zur Weltherrschaft, indem er überall die Form der mittelalterlichen Staatsverfassungen vernichtete. Allein dadurch kräftigte er wider seinen Willen die Völker, und als es an der Zeit war, verbanden sie sich gegen ihn, schlugen ihn und drängten ihn nach Frankreich zurück. Da er den Franzosen keinen Waffenruhm mehr verschaffen konnte, fiel er in Folge des Centralisations-Systemes durch die Einnahme von Paris und mußte dem alten vertriebenen Königshause seinen Thron überlassen. Mit dem alten Königshause zogen aber auch die ausgewanderten Herren à la rococo wieder ein, und machten ihre Anwesenheit sogleich durch eine blutige Verfolgung der evangelischen Christen in Südfrankreich bemerkbar. Die neue Staatsverfassung sollte aufgehoben und die alte Wirthschaft wieder eingeführt werden, die Religion wurde abermals zum Vorwande genommen, das Missionswesen in den Gang gebracht. Es bildete sich die Kongregation, welche endlich Karl X. bewog, durch eine Polizei-Maaßregel die Charte in ihren wesentlichsten Theilen zu vernichten. Aber der Staatsstreich mißglückte, die Pariser erhoben sich und erfochten

den Sieg. Durch das Centralisations-System zwangen sie den alten König den Wanderstab zu nehmen, und den Rest seiner Tage im Auslande zu verleben; zugleich aber waren sie mächtig genug, den jüngeren Zweig der königlichen Familie auf den Thron zu setzen. Doch die Franzosen sind die alten geblieben, die Früchte der Rococo-Zeit sind noch nicht vernichtet und die Willkührherrschaft, welche eine innere Verschiedenheit nicht duldet, blüht noch immer. Jeder Franzose hält sich durch die Volkssouverainität für berechtigt, der Herr der übrigen zu seyn, und auf Kosten der übrigen seine Leidenschaften zu befriedigen. Die Stichworte: „die Freiheit des Volkes ist bedrohet, der Ruhm, die Ehre Frankreichs ist beeinträchtigt", sind die Masken, welche sie vornehmen, um ihre eigentlichen Zwecke zu verdecken. Die Franzosen erkennen es zwar, daß während in ihrem Lande Freiheit und Gleichheit gepredigt wird, Willkühr und Ungleichheit bei ihnen herrscht, sie wollen diesen unheilvollen Zustand ändern, aber der Nationalgeist überwältigt sie, und sie machen aus der freien nordamerikanischen Verfassung immer wieder ein Kleid à la rococo.

Darin liegen die wahren Ursachen, welche die Franzosen hindern, endlich zur Ruhe und zum vollen Genusse ihrer freien Verfassung zu gelangen. Es fehlen dort die wahren Grundlagen eines wohlgeordneten Staates. Es fehlt die Religion, es fehlt die Heiligkeit der ehelichen und Familien-Bande, es fehlt die Sitte, die Zucht. Die Willkühr und das daraus entsprungene Centralisations-System muß gebrochen und der Staat als ein organisches Ganze eingerichtet werden, dessen untern Gliedern ebenfalls so viel Freiheit zu verstatten ist, als sich mit dem Wohle des Allgemeinen nur immer verträgt. Wird der europäische Friede erhalten, so ist Hoffnung da, daß diese Uebelstände mit der Zeit gehoben werden. Das protestantische Prinzip, welches in Frankreich namentlich durch Guizot unter nordamerikanisch-englischem Einflusse zu immer höherer Bedeutung gelangt, wird dazu ein gut Theil beitragen. Dem französischen Centralisations-Systeme droht ein neuer gewaltiger Stoß. Paris wird befestigt, und wird, sobald die Befestigung vollendet ist, als eine Stadt in Fesseln, welche keine freie Meinung mehr haben kann, seinen moralischen Einfluß auf ganz Frankreich verlieren. Ist dies geschehen, so wird der Provinzialgeist nach langer Unterdrückung auferstehen und sich in den Provinzialhauptstädten eigene Mittelpunkte schaffen, welche Paris und sich unter einander im Gleichgewicht erhalten. Kehrt dann auch Zucht und Sitte und religiöses Leben in die Familien und in die bürgerliche Gesellschaft zurück, so wird der französische Nationalgeist, nach so vielen Leiden, endlich zu dem Bewußtsein gelangen, daß nicht sein sondern ein höherer Wille auf Erden herrschen solle.

Neueste Literatur.

Lyrik.

Für die deutsche Lyrik ist in der jüngsten Zeit ein interessanter Wendepunkt eingetreten. Der Stoff der Zeit hat auf sie gewirkt, das politische Lied ist plötzlich erzgerüstet wie Minerva aus dem Haupt des Jupiter hervorgesprungen. Lieder drükken unser Nationalgefühl aus, Lieder sprechen und entscheiden, wo die politische Rede zu schweigen beginnt, und wo Niemand es gedacht.

Kann es uns wundern? Haben wir nicht die Lyrik wie ein Schooßkind an unserm Busen gehegt und gepflegt, haben wir nicht all' unsre Gefühle, die ganze Tiefe der Empfindung in das Lied versenkt, und ist nicht schon einmal diese Flamme lichterloh emporgeschlagen, als der Druck von außen unsre Nationalität zusammenpreßte, als das gepreßte Gefühl sich gewaltsam Bahn brechen mußte? Eine Reihe von Liedern ist der deutschen Poesie damals entsprossen, um die uns einst noch alle Nationen beneiden werden, ja zum Theil schon jetzt beneiden. Körner, Arndt, Max Schenkendorf, Rückert, Uhland, wie köstlich haben sie damals gesungen, wie ergreift uns noch

jetzt urkräftige Begeisterung, wenn sie den Freiheitssinn des Krieges uns ins Herz stürmen, wo ist ihres Gleichen!

Mit Uhland beginnt die neue Epoche. Aus seinen Liedern nach den Befreiungskriegen sprüht jener männliche, edle Zorn, der nach innerer Freiheit ringt, wie er für die äußere einst die Waffen erhoben, und ihm nach stürmt der Freiheitspathos, wie er im letzten Decennium in Lenau's und Anastasius Grün's Freiheitsidealismus, und in Karl Beck's Jugendbegeistrung sich ausspricht. Selbst Heine's gelles Lachen tönt hier bedeutungsvoll herein, der bittre Hohn, den er auf das eigne erdichtete Liebesweh häuft, er gilt der mangelnden Nationalkraft, dem Schmerz um das Vaterland. Auch an lustigem Spott fehlt es nicht. Gaudy ist da, der zuerst Beranger's Sinn und Geist auf Deutschland überträgt. Noch im vorigen Jahr brachte uns der Musenalmanach köstliche Spottlieder von ihm. Warum mußte er schon sterben, warum muß er uns jetzt fehlen? —

Hoffmann von Fallersleben erreicht ihn nicht. Er ist, wenn auch keck und muthig, doch von zu vielen alten und veralteten Gefühlen abhängig, die Verschrobenheit der burschenschaftlichen Elemente spielt in seine Lieder mit hinein, der thörichte Franzosenhaß, die Abplattung der Nationalität zu gleicher Sitte und Kleidertracht, dies hindert ihn, zu tieferen Ideen zu gelangen, aber was allgemeinen Inhalts in den „nichtpolitischen Liedern" ist, wie das Lied vom Durst der Gäste und vom Wirth, der den Schlüssel nicht finden kann, worin der Humor sich rein und frei entwikkelt, das wirkt köstlich, und verdient durch ganz Deutschland gesungen zu werden.

Aber was thun wir nun so lange mit unsern Frühlingspoeten, die immer im Grase liegen und ihr altes Lied zirpen, wie die Cicaden? Nun laßt sie zirpen! In der attischen Mythe kommt es, glaub' ich, vor, daß die Cicaden früher Menschen waren. Es waren die Frühlingspoeten, die Lyriker, die hatte man in Griechenland zu den Cicaden geschickt, — vielleicht geht diese Metamorphose auch über kurz oder lang einmal bei uns vor. — Nehmt Euch drum in Acht, Ihr Cicaden-Poeten, denkt an Ovid und seine Hexereien! Doch wer weiß, auch das wäre Euch vielleicht „schon recht!" —

Behüte, daß ich mit diesem Spott der Poesie selbst zu nahe träte! Selbst den einfachsten Naturausdruck will ich ihr gönnen, das einfachste Lied, das ein wirkliches Gefühl ausspricht, soll mir willkommen sein, aber ich verlange, daß auch die Lyrik zu tieferem Inhalt, zum Pathos geistiger Anschauung sich erhebe. Wer nicht über die Frühlingspoesie hinaus kann, ist kein Poet mehr für unsre Zeit. Inhalt wollen wir, Stoff der Zeit, Nationalkraft.

Wir verlangen es, weil wir durch die Leistungen der Gegenwart dazu berechtigt sind, weil die Poesie reich ist an Talenten, weil die Nationalkraft immer neue Funken sprüht.

Ich durchblättre den diesjährigen Musenalmanach. (Herausgegeben von Ruge und Echtermeyer. Berlin, bei Simion.) Lenau's „Ziska" fällt mir zuerst in die Hände. Welch ein Pathos, welch mächtiges Freiheitsgefühl, in wie plastischer Situation! Ziska dem Geiste Huß's im tiefen Waldesdunkel Rache schwörend. — Das ist Kern und Mark, das ist tragische Kraft! Warum dichtet Lenau nicht eine Tragödie? Er besitzt die Plastik der Gestaltung wie die Tiefe des Geistes dazu, warum geht er über den ersten Versuch seines „Faust" hinaus? „Der polnische Bettler" von Gustav Freitag verdient zunächst Erwähnung. Im Dom zu Breslau steht ein polnischer Bettelmann, er will zur braunen Mutter Gottes von Czenstochau beten, aber er findet sie nicht, er bittet die Vorübergehenden um ein Allmosen, sie verstehn ihn nicht. Er erzählt, wie die Kosaken ihn Nachts überfallen — heraus du Landesverräther, Du polnischer Hund heraus! — wie sie sein Haus angezündet, sein Bett, sein Roß, seinen Rock mit Schnüren ihm genommen, wie er verzweifelnd von dannen gezogen, sein Weib gestorben, wie sein Sohn im Freiheitskampf gefallen, wie er verzweifelt.

Mein Knabe liegt zertreten, zertreten das Vaterland,
Auch kann die heilige Mutter mir nicht erbetteln das Brot,

Die braune Mutter der Polen ist auch gestorben und todt.
Der Abend kam; da küßte der letzten Thräne Thau
Aus seinen geschlossnen Augen die Mutter von Czenstochau.

Die Tiefe des Gefühls, wie der Reichthum der Anschauung, lassen in diesem Gedicht nichts zu wünschen übrig. Von ähnlicher Wirkung sind zwei Gedichte von Prutz „die Mutter des Kosaken" und „Liebesrache." Der Kosak ist in der Schlacht gefallen, er war Hetmann im Rebellenherr; er ist der jüngste, liebste Sohn seiner Mutter, der eine fiel in der Türkenschlacht, der andere schmachtet in den Bergwerken Sibiriens, nun ist auch er dahin! Sie stürmt hinaus, schmerzgepeitscht, um seine Leiche zu suchen. Der Fluß führt die Leiber der Gefallnen hinab zum Meere, die Kosakenmutter steht, und wartet halb wahnsinnig auf die Leiche des Sohnes, endlich erblickt sie ihn, stürzt in die Fluth, den geliebten Jüngling ans Land zu tragen, da faßt die Macht des Stromes auch sie, und die Mutter stirbt mit dem Sohn. Diese Schilderung erinnert an eine Scene in Achims von Arnim Isabella von Aegypten, aber das Grauenhafte, Entsetzliche der Romantik ist hier glücklich vermieden — es ist sogar eine beruhigende Versöhnung in dieses schreckliche Bild aus der Wirklichkeit der Schlachten gebracht. Prutz gehört zu den Antiromantikern und zeigt es als Poet wie als Kritiker, daß er auf einem höheren Standpunkte steht, als die älteren Romantiker und daß er auch sie wie die jüngeren zu überflügeln vermag. Naturwahres Gefühl und geistige Anschauung, das sind die ewig nie versiegbaren Quellen der Poesie, und es ist wahrlich kein geringes Zeugniß für die Hegelsche Philosophie, daß sie die Dichter von ihren Irrwegen zurückleitet zu diesem Jungbrunnen der Poesie, und daß sie selbst unter ihren Jüngern solche zählt, die der Frische des Gefühls nicht entbehren, um zu dichten, wie der Dichter soll. Das Talent muß auch hier ursprünglich sein, aber der Geist kann es bilden und leiten. In der „Liebesrache" von Prutz ist die Schönheit der neuen Richtung noch herrlicher ausgeprägt. „Auf seidnem Pfühle ruht, die Brust geöffnet vor der nächt'gen Kühle, nur halb verhüllt den marmorweißen Leib, die Fürstin, ein engelschönes Weib. Ein Mann steigt ins Gemach, den Dolch in der Hand. Er ist gekommen, sie zu ermorden, kein gedungner Mörder, er hat sie geliebt, auch sie hat ihm einst ihr Herz geschenkt, aber dann hat sie ihn verstoßen, denn sie mochte nicht treu sein. Er hebt den Dolch dreimal, und dreimal läßt er ihn sinken; er kann ihn nicht durchbohren, diesen weißen Busen, an dem er einst geruht. Er steht und sinnt, eine große schwere Thräne rinnt aus seinem Auge, er flieht hinweg. Die Fürstin ist erwacht, fiebrisch zuckts ihr im Hirne. Hat ein Traumbild sie erschreckt?" — Der Kampf der Gefühle, und der Sieg des rein Menschlichen ist hier gleich poetisch bedeutend wie geistig tief ausgedrückt. Prutz führt seinen Kampf gegen die falsche Poesie auch selbst in einem Gedicht aus. „Sieche Mägdlein." schilt er die Zerrissenheitspoeten, Euch ist, sagt er, die Gunst der Lieder ein Kainszeichen, mir ein Oelzweig, der duftig mich umblüht. Euch ist sie ein Nessushemd, „ein Schleier mir, den in dem Drang der Wogen mir Leukotheens Götterhand verlieh." Nicht von außen, sagt er ferner, von innen soll der Stoff der Poesie errungen werden. Das ist ganz wahr und gut, aber die Art dieser versifizirten Polemik gegen Beck und Freiligrath will uns doch nicht gefallen. Es kann doch immer nur die Manier dieser beiden Dichter sein, gegen die Prutz sich erhebt, und das macht sich in Versen nicht ab. Und den Kampf mit Freiligrath möchte doch Prutz kaum bestehen können. Auch dieser hat sich neuerdings nach innen gewandt, und köstliche Lieder sind seinem tiefen, ursprünglichen Gefühl entsprossen. Prutz steht ein größerer Reichthum ideeller Anschauung, auch wohl eine leichtere Produktion zu Gebote, aber er verliert sich doch eben darum auch leicht in das Rhetorische, und das einfache Lied artet ihm zu leicht in breiten Formen aus. So wie Mörike kann Prutz nicht dichten, dazu ist er zu bewegt und zu reflektirt. Gegen Karl Beck ist Prutz ungerecht gewesen. Es war ganz gut, daß diesem sein schwülstiger Pathos und die Unwahrheit seiner Anschauungen vorgehalten wurde, aber es war unrecht, die ganze Richtung,

welche doch in der modernen Poesie eine tiefe Berechtigung hat, verdammen zu wollen. Wir müßten denn damit beginnen, Byron auszurotten, und das würde wohl eine sehr überflüssige Mühe sein. Die Romantik des Schmerzes um die Grausamkeit der Welt gegen das Dichtergemüth und seine Anschauungen ist eine ewige; diesen Gegensatz können wir nicht tilgen, aber wir können verlangen, daß der Dichter ihn durch selbsteigne Kraft überwinde. Die Einigkeit des Dichters mit der Welt, sein Leben in ihr und für sie ist allerdings der höhere Standpunkt, und die Schönheit ist nur das Produkt des naturwahren Gefühls. Aber auch die Erhabenheit hat ihre Berechtigung.

Die Idealität der Poesie, ihre ewig heitre Ruhe darzustellen, ist auch Ruge's Streben. Auch er stellt die Konsequenz seiner theoretischen Richtung zugleich praktisch dar. Wie er im vorigen Jahr „den Gefangnen" nur von der Seligkeit der künftigen Freiheit, nicht von dem Schmerz um die erlittne Tyrannei träumen ließ, so schildert er uns jetzt einen Auswandrer, der eben im Begriff steht, die alte Welt und ihre Kerker-Gitter zu verlassen, dann aber ein schönes Mädchen am Rand der See erblickt, die von der heranstürzenden Fluth bedroht war, in Liebe für sie entbrennt, Liebe erhält, und durch Liebe mit der alten Welt, die doch ewig jung bleibt, versöhnt wird. Die Anschauung dieser Gedichte ist schön und poetisch, zumal da am Schluß noch eine zweite, tiefere Versöhnung erreicht wird, indem der Dichter den Sturm der Freiheitsschlacht hört, und zu ihm hineilt.

Wir finden es mehr als pedantisch, über Ruge spötteln zu wollen, weil er auch Gedichte drucken läßt. Die Gedichte sind gut; wenn auch nicht von hoher Originalität, zeigen sie doch von einer tiefen Einsicht in das Wesen der wahren Poesie, und schon um deßhalb müßte sie Jeder mit Freude und Achtung begrüßen. Es ist der schlechte, leichtfertige Geist unsrer Zeit, der sich hier kund giebt, Alles auf die Person reduciren zu wollen, nicht der Sache sich hinzugeben, nicht der tieferen ästhetischen Anschauung, nur dem oberflächlichen Genuß zuzustreben.

Recht überrascht haben uns die Strandlieder von Adolph Stahr. Der berühmte Philologe bewegt sich hier so leicht und liebenswürdig in der Form des Liedes, daß wir ihm ein nicht geringes poetisches Talent zuschreiben müssen. Auch Hoffmann von Fallersleben giebt Helgoland-Lieder, die aber rein objektiv sind, Dingelstedt zwei Seestücke, die uns zu gesucht in der Anschauung scheinen. — Eichendorff, dessen Bildniß den Almanach ziert, hat vier kleine, nicht bedeutende Lieder gegeben. Die Gedichte von Stägemann sind nur ein schwacher Nachklang früherer Töne. Arndt's Gedicht an den kleinen Rath des großen kölnischen Faschings-Volksfestes ist recht kräftig und voll gesunden Humors, „des alten Soldaten letzter Ausmarsch" zieht uns weniger an. Interessant ist das Genrebild, „der Geyerpfiff" von Annette von Droste von Hülshoff, die Erfindung ist reich, die Schilderung plastisch, die Form poetisch, das Gedicht gehört zu den besten des Almanachs. Levin Schücking und Matzerath dichten diesmal beide etwas à la Freiligrath, doch schadet dies der kräftigen Anschauung nicht. Wolfgang Müller's Lieder sind lebendig und wahr empfunden wie immer, es weht ein lustiges Rheinleben darin, das selbst durch die zuweilen eintretende Melancholie nicht getrübt wird. Ferrand's Lieder sind schmerz- und sehnsuchttrunken, wie meist, aber die Weichheit dieser Gefühle thut uns wohl, denn sie ergehn sich in reicher Anschauung, und die Ueberwindung des Vergangnen versöhnt uns. Nur sollte Ferrand einmal einer kräftigeren Richtung sich zuwenden. Tenner's Lieder „Die Müllerin und das Rheinlied" sind recht hübsch, „Den deutschen Rhein" dagegen hätten wir ihm gern geschenkt, er erreicht Becker's Lied nicht, und wir haben daran grade genug.

Wozu Möricke die unbedeutenden Gelegenheitsgedichte gegeben hat, sehen wir nicht ein, es ist schlimm mit einem berühmten Namen, es verletzt uns, wenn die Leistung dem nicht entspricht. Reinhold's Gedichte verdienen Beachtung, Talent zeigt dieser Vielbegabte, der uns bald als Jurist, bald als Historiker und Aesthetiker entgegentritt, auch hier. Kopisch's „Johann Cicero" ist in

dessen harmlos-komischer Weise recht artig gedichtet, und verdient Gutzkow's Spott darüber nicht. Warum Gruppe den Stoff des Chamissoschen Gedicht „Die Löwenbraut" noch einmal gedichtet, begreifen wir nicht, da nichts dadurch gewonnen ist. Reichenau's: Drakowska ist schön. Sallet's jetzige Manier, allgemeine Gedanken über Welt und Leben in die Form einer Evangelienharmonie zu zwängen, scheint uns ganz verfehlt. So kräftig und wahr Sallet's Anschauungen sind, so ermüdet diese Art und Weise, zu dociren, doch sehr. Wie anders sind dagegen Göthe's „Legenden!" Schefer's Gedichte in dem Style seines Laienbreviers lese ich schon seit lange nicht mehr. Die Pferdelieder des Grafen Alexander von Würtemberg hat Gutzkow mit Recht mitgenommen. Sonst haben noch Beiträge geliefert: Alevin, Bary, Besser, Blau, Blöde, Braunfels, Bube, Döring, Hermann, Hutterus, Kahlert, Kawaczynski, Kletke, Körner, Mayer, Minding, Niclas Müller, Püttmann, Saxo, Seidl, Viol und Westrum, ich fühle mich jedoch nicht veranlaßt, auf die nur mäßigen Produktionen dieser Herrn näher ein zu gehen. Wenn sie im nächsten Jahre sich auszeichnen, so werde ich der Erste sein, der sie rühmend anerkennt.

E. Meyen.

Italienische Anschauungen
von
Moriz Carriere.

Sicilien.

a. Die Seefahrt.

Das Dampfschiff lag im Hafen von Neapel und verschob den Tag seiner Abreise. Die schönen ersten Tage des Mais hatten wir in Amalfi und Sorrent verlebt; plötzlich war ein heftiger Wind mit Regen eingetreten, wie er, für die Richtung der Fahrt günstig, einem nordischen Segler wäre willkommen gewesen; aber die Neapolitaner sind furchtsamer Natur, und wir mußten uns für einige Tage Geduld und frohen Muth erzechen, hinblickend auf die stolzen Englischen Zwei- und Dreidecker, die auf den empörten Wogen wie ungeduldige Rosse sich bäumten, den Streit verlangend. An einem ruhig heiteren Morgen stachen wir in die See. Freundlich begrüßte mich ein Bekannter aus Berlin, K. Wolff, der seit einem halben Jahre gleich mir in Italien reiste. Gleichgestimmte Ansichten tauschten wir bald aus, da- und dorthin nach liebgewordenen Punkten des Golfs sehnsuchtsvoll Abschiedsgrüße hinrufend. Wie ward auf dem südlichen Meere des Vaterlandes gedacht, wie ferner Freunde Wohl mit dem ersten gemeinsamen Glase getrunken! Wir sprachen viel von Gans, dem tapfern Verfechter des freien Gedankens, den nun schon ein Jahr lang die kühle Erde deckte; die Todeskunde des Edlen war die erste Nachricht, die ich von Berlin empfing, jede Erinnerung an ihn erweckte den Schmerz der Wunde, und doch kam es mir so undenkbar vor, daß Er nicht mehr dort in der Mitte der aufstrebenden Geister ein Prediger des Lebens stehn sollte, daß Er nun ruhen sollte im stillen Frieden, der mich so voll Hoffnung des Wiedersehns zu gemeinsamer That entlassen, der mir so kriegsmuthige Abschiedsworte zugerufen! Ich zeigte Wolff das Blatt meines Albums, auf das er wenige Wochen vor seinem Tod Folgendes geschrieben:

„Mir ist im jetzigen Augenblicke nichts angenehmer und erfreulicher, als die so heftigen „Kämpfe, welche die Philosophie zu bestehen hat. „Wie nehmlich der Karlsbader Brunnen nur „eine Heilkraft besitzt, weil er auch tödtet, und „wie Christus sagte, ich bin nicht gekommen „Frieden zu bringen, sondern das Schwert, so „muß auch die Philosophie sagen: ich bin nicht „da, alle Esel zu bekehren, sondern nur sie zu „erschüttern, und wenn ich geistig gesund mache, „so muß ich auch ein Erkleckliches an Sterbenden und Kranken zurücklassen. Nur indem wir „recht viele Feinde haben, ist unsre Wirksamkeit auch in der Erscheinung gesichert."

„Erinnern Sie sich bei diesen Worten
Ihres freundschaftlichst
ergebenen
Gans."

Ja, ich gedenke seiner dabei, — und dort

getragen von den bewegten Wellen des unendlichen Meers vorn auf dem Bugspriet stehend, sangen wir in den brausenden Wogentanz ein Deutsches Lied, das Lied von Arndt:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte;
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis auf's Blut,
Bis in den Tod die Fehde."

So an den Mastbaum deutscher Interessen gebunden, fuhr ich am Sirenenfelsen vorüber, und hatte meine Ohren nicht mit Wachs verklebt, sondern lauschte auf den herzbezaubernden Gesang, aber fuhr vorüber, heimzukehren, so Gott will, πλείονα εἰδώς.

Kapri, Ischia lagen hinter uns. Die Sonne sank. Welch Farbenspiel des Abendhimmels auf den blauen Wogen! Wie sie glänzten, die goldnen Sonnenlichter, in Einem mächtigen Bande von der äußersten Ferne bis an den Boden des Schiffes hin! Wie sie jauchzten, die Wellen, eine der andern die rosige Beute des Lichts zuwerfend, in wonniger Umarmung in einander zerfließend! Wie ein König ragte der Epomeo aus der Fluth, der Donnerfrohe, einst das Schrecken des Eilandes, wenn sein Zorn aufgohr und in lodernde Flammen ausbrach, nun im Friedenspurpur des Abends mild leuchtend im beginnenden Dämmer der Nacht über den blühenden Gärten und schimmernden Häusern an seinem Fuß, an seinem Busen. Ein stilles Gebet lag auf den Lippen der Schiffsgesellschaft, einzelne leise Laute der andächtigen Bewunderung in verschiednen Sprachen verklangen, wie die letzten Strahlen der Königin des Tags auf den Wellen verloschen. „Das Schönste auf der Erde ist das Meer!" ich hab' es Dir nachgefühlt, Dichter des Ardinghello! Nicht scheiden mocht' ich vom Strand, wo im Felsengeklüft in immer reizenderer Form die Fluth sich brach, der Donner des Sturms war Musik meinem Ohr, das rege Spiel der Welle, von dem Andre erkrankten, war mir lieb wie dem Kinde die Wiege von der Hand der Mutter bewegt, und rief todesfreudige Lebenslust in mir auf, als die donnernde Brandung den Kahn zerschmettern wollte am Kap Mesenum, und wenn ich in milder stiller Nacht auf dem Verdecke lag, wellengeschaukelt, die goldnen Sterne wie liebende Augen des Himmels über mir, und wenn dann der hinbrausende Kiel die dunkle Fluth zu funkelndem Leuchten erregte, und der Mond nun aufging, tausendfach gespiegelt, — — ich durfte der Zeit nicht gedenken, die ich wieder fern dem Meere verleben sollte, und ergoß, der Gegenwart froh, dem mächtigen Poseidon die süße Spende des Weins, ihm zuerst von den Göttern, wann er mich dahintrug, in Ruh und Sturm so groß, so unendlich! — —

Der Wind blies frisch bei wolkenbedecktem Himmel, als der zweite Morgen anbrach. Das Dampfschiff **Il Veloce** führt seinen Namen wie **lucus a non lucendo**; der Herzog Torlonia, der reiche Monopolist mit Salzregie und schlechtem Taback in ganz Unteritalien, hatte es auf einem Englischen Fluß gekauft, wo es abgängig geworden, und ließ es nun die Reise zwischen Neapel und Sicilien machen; da die Regierung nur alle Monate eine Fahrt veranstaltete und die Französischen Kriegsdampfboote damals noch nicht anlegten, so erhielt der Veloce immer Reisende, die es trotz der Warnungen mit ihm wagten. Die unregelmäßigen Stöße der Maschine hatten uns wenig schlafen lassen, ich stand mit einem jungen Landschaftsmaler aus Dresden, Paperitz, neben ihr und wir bemerkten eben, wie sie nirgends recht Dampf halte, als sie mit lautem Gekrach die Regulatoren zertrümmerte, und mit gewaltigen Stößen ihre Ehre durch Selbstmord rettete. Die seekranken Damen, die aus der Kajüte stürzten, in allem Negligee der Morgentoilette, das Italienische das aus den ängstlichen Lippen geradbracht wurde, das Fluchen des Kapitains und das Klappern der zerbrochnen Metallstücke war für uns, die wir jetzt sahen, daß wir glücklich aus der Gefahr gerettet waren, ein ganz ergötzliches Schauspiel, das sich in Aerger gegen Torlonia auflöste, dem man nun von allen Seiten bald seine hohen Procente bei Auszahlung der Wechsel, bald seine erbärmliche Ge-

schmacklosigkeit vorrechnete, mit der er in seiner Villa kleine Ruinen baute und Statuen von Anchises und Turnus ausmeiseln ließ.

Man machte Segel aus den Zelten, der Wind war wenig günstig, doch kamen wir ziemlich so gut wie mit der Maschine vorwärts. Die Gemüther trösteten sich auf die Bemerkung des Kochs, daß er noch auf einige Tage Vorrath habe. Der Kapitain wollte gegen Abend auf der Insel Utika landen, 8 Meilen von der Sicilischen Küste; wir widersetzten uns, und sagten ihm, daß er dorthin im schlimmsten Fall getrieben werde; so steuerten wir auf Palermo zu. Die Nacht war ruhig. Vor Tages Anbruch eine Nebelwand nahe vor uns und totale Windstille. Plötzlich traten sonnenbeglänzte Bergesgipfel in einer kaum übersehbaren Kette aus dem Dunkel hervor, nur das Haupt erst über den Nebel erhebend und in der Tiefe der Welle spiegelnd. Mehr und mehr, wie die Sonne stieg, trat die Küste hervor, bald sahen wir dicht vor uns den Monté Pellegrino, das schönste der Vorgebirge, das im Schwung seiner scharfumgrenzenden Konturen nur an Capri einen Rivalen findet, und beschirmt von ihm und einer mächtigen Gruppe von Höhenzügen, die links von uns kühn ins Meer hinabsprangen, lag die Hauptstadt Siciliens, das reizende Palermo, über ihr aus saftigem Grün hervortauchend das prächtige Montreale. Wir hatten Muße zum Schauen, und einen herrlichen Standpunkt. Unsre Lust ward nur erhöht, als allmälig Boote aus dem Hafen kamen, denen man Taue zuwarf, daß sie, wie zehn Pferde einen Frachtwagen, langsam den Veloce in die sichre Ankerbucht zogen. Die ankommenden Douanen begingen für ein kleines Geschenk von klugen Reisenden die gewünschte Unterlassungssünde des Nichtvisitirens, und da wir ja aus demselben Staat kamen, machte ich mir kein Gewissen daraus, in jenen Brauch einzustimmen, und bald traten wir auf den Boden, den die Griechen einst zu bewohnen würdigten und der die Hohenstaufen der theuren Vatererde durch seine zauberhaften Reize vergessen machte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Supplikanten.

(Fortsetzung und Schluß.)

Paul hatte die Nacht in Wilhelmsthal zugebracht, und kam am andern Mittag nach Reifenbühl, wo er seinen Vetter aufsuchte, und nach den ersten Begrüßungen und Besprechungen mit ihm nach der goldenen Drei aufbrach, um sich nach seinem alten Reisegefährten umzusehen. Er traf diesen mit gar kläglichem Gesichte allein in der Wirthsstube sitzend; der Floßinspektor war bereits nach Haus abgereist, alle Höfe und Hofjunker verwünschend, und von einer Intervention des Herzogs in den Liebeshandel seiner Tochter Nichts mehr hoffend.

Klaus hatte nun Zeit genug, seine Lage zu überdenken, die ihm peinlich genug schien, wenn er an seine keifende Frau daheim dachte; daher war es ihm ein Trost, als er Paul eintreten sah, dem er sein ganzes Herz ausschütten, und ihm die Begebnisse des Tages erzählen konnte.

Das unaufhörliche Gelächter, in welches der junge Maler nach Anhörung der tragikomischen Geschichte ausbrach, begann schon, dem Alten beleidigend zu sein, als Paul's gutes Herz wieder die Oberhand gewann, und er sich erbot, dem Müller eine Bittschrift zu verfassen, worin seine Angelegenheit dem Herzoge deutlich auseinandergesetzt, und dringend an's Herz gelegt werden sollte. Dann müsse es gelingen, dieselbe dem Herzoge auf diese oder jene Weise zuzustecken und die Sache so zu Ende zu bringen.

Klaus brummte verdrießlich, es werde wohl auch Nichts helfen, schüttelte aber dem jungen Manne herzlich die Hand, und dankte ihm für seine Güte, ihn zugleich bittend, die Beschwerde sobald als möglich aufzusetzen, da er seines Weibes wegen entschlossen sei, so lange in Reifenbühl zu bleiben, bis er Antwort vom Herzoge habe.

Paul war bereit, die Bittschrift sogleich anzufertigen, nachdem er erst noch ein wichtiges Geschäft, das ihn jetzt wegrufe, abgemacht.

Wir errathen leicht, daß dies wichtige Geschäft nichts Andres als eine Besprechung mit Julie gewesen sein mag, die am Morgen mit der

Herzogin wieder nach der Stadt zurückgekehrt war, und ihren neuesten Liebhaber wahrscheinlich mit der Oertlichkeit des Reifenbühler Schlosses bekannt machen wollte.

Nach der Tafel beschloß der Fürst, nach der Schwaneninsel zu fahren, einem anmuthigen Lustorte inmitten eines See's.

An einer Stelle, wo der See, welcher die Insel umgiebt, nur einige hundert Fuß breit ist, gewahren wir auf dem festen Lande der Insel gegenüber im Schatten eines breiten Lindenbaumes ein Individuum, das offenbar feindliche Absichten gegen die Insel im Schilde führt. An der roth leuchtenden Nase, den breiten Schultern, dem riesigen Wuchs und den anderthalb Fuß langen Füße erkennen wir den Zimmermeister Flügge, der unbeweglich an den Baum gelehnt steht, und bald nach der schon tief stehenden Sonne, bald nach dem jenseitigen schilfigen Ufer der Insel sieht.

Endlich nimmt er aus der Brusttasche seines langen blauen Ueberrockes ein in langer Briefform zusammengefaltetes Papier, legt es auf den Rasen, zieht den Rock aus, entledigt sich der Stiefeln, und verbirgt diese Kleidungsstücke in einem nahen hohlen Baum. Dann, vorsichtig nach der Insel hinüberlauschend, nimmt er sein Papier in den Mund und steigt, von der Sonne mit Wohlgefallen rothgoldig umglänzt, in die kühlen Fluten des See's, in dem er lautlos schwimmend die gerade Richtung nach der Insel nimmt. Sein Papier immer über's Wasser haltend, gelangt er endlich an das jenseitige schilfige, morastige Ufer. Dort im Schilfe sich duckend, blieb er stehen, wie der Jäger auf dem Anstande, und fand es anfangs ganz behaglich, bis an die Brust in kühlem Moorgrunde, vom Schilfe gegen die Sonnenstrahlen geschützt zu sein.

Der Westwind schickte wogend die würzigen Düfte des in voller Blüthe prangenden Rosenflor's von der Insel nach dem Wasser hinab, Spätnachtigallen zogen schmetternde, schmelzenddurstige Liebestöne durch die stille weiche Luft, aber diese Genüsse, welche auch einem Zimmermeister Wohlbehagen einflößen können, hörten doch endlich auf, ihren Einfluß auf ihn zu bewähren, als Flügge bereits über eine Stunde im Schilfe gesteckt hatte; und in immer kürzeren Zwischenräumen drängten halblaute Flüche sich über seine Lippen, denn es war ihm empfindlich kalt um den Magen herum und den stärkenden Trank, welchen er für alle Fälle zu sich gesteckt, hatte er leichtsinniger Weise drüben am Ufer in seiner Rocktasche gelassen.

Schon kämpfte er mit sich selbst, ob er nicht sein ganzes Unternehmen aufgeben sollte, da hörte er auf dem knirschenden Kiessande des Weges, der am Wasser hin sich zieht, Tritte, und sich vorbeugend sah er den Herzog, augenscheinlich in recht behaglicher Stimmung. In seiner Hand hielt er eine Rose, deren sich auseinanderbreitende Blätter er mit Daumen und Zeigefinger zusammen- und von Zeit zu Zeit sich unter die Nase hielt.

Mag man es glauben oder nicht, Flügge pochte das Herz wie ein Hammerwerk, und der Athem stockte ihm; er war unentschlossen, wie niemals. Schon stand der Fürst dicht vor dem im Schilfe Verborgenen, da nahm sich dieser ein Herz, und beschloß hervorzugehen. Unglücklicher Weise aber waren seine Füße vom Sumpfe festgesogen, und da er befürchten mußte, der Fürst werde sogleich vorüber sein, so befreite er sich mit der riesigsten Kraftanstrengung, und plumpend, das Schilf mit Gerassel zertheilend, brach er jählings aus dem Moraste, wie ein Nilpferd, hervor.

Der Herzog, durch das plötzliche Geräusch aufmerksam gemacht, jetzt ein mooriges, großes Ungeheuer mit schlangenartigem Haar (es war vom Schilfe beim Durchbrechen so verstört), die eine Hand, mit etwas Weißem darin, gegen ihn gestreckt erblickend, entfernte sich. Flügge stand verdutzt da, als stäk' er noch im Schlamm, und begnügte sich, dem davon schreitenden Fürsten nachzurufen: Durchlaucht, ich bin ja Flügge!

Der Adjutant des Herzogs und ein in der Nähe beschäftigter Gartenknecht eilten sogleich herbei, sie arretirten den unglücklichen Zimmermeister und ließen ihn nach Reifenbühl abführen.

Und so gelangte denn in seinem seltsamen Aufzuge mit halb getrockneten Beinkleidern spät am Abend, von zwei Soldaten transportirt, der unglückliche Bittsteller auf der Reifenbühler Wache an.

Es war eine herrliche lauliche Nacht voll Mondenschein und Blüthenduft, und sie hätte nicht verdient, daß es ganz menschenstill im schönen Reifenbühler Schloßgarten war. Aber an Höfen, wie man weiß, ist die Natur-Romantik nur selten zu Hause; Alles schlief in dem großen vom Mondglanz wunderbar gehobenen, stattlichen Schlosse; oder schien vielmehr zu schlafen; denn ehe noch der Tag mit Dämmerung drohte, öffnete sich leis eines der Fenster des hohen Parterre's, und zwei Gestalten wurden daran sichtbar. Und wie sie näher traten, und sich küßten, fuhr ein Strahl des Mondes grad zwischen die Gesichter, als woll' er sie scheiden, so daß sie darüber erschraken, und nachher wie Kinder leise lachten. Es war aber unser Freund Paul, der sich von der reizenden Julie verabschiedete, und sich von dem Anblick des aus dem glattanliegenden Nachtkäppchen hervorguckenden liebenden Gesichtes nicht zu trennen vermochte. Endlich noch einen Kuß, und er schwang sich auf das Fensterbrett, um hinauszusteigen, aber sie hielt ihn zurück, und sagte: nicht jetzt im Mondschein! Er wird gleich hinter eine Wolke gehen, dann! Paul trat wieder zurück, und Wange an Wange gelehnt, schauten sie nach dem Himmel, bis der Mond verhüllt war; nach kurzem Abschiede war Paul an dem Gitter eines Abrikosenbaumes hinabgestiegen, und wie er unten am Boden angekommen war, und noch einmal leise Gute Nacht geboten und empfangen hatte, schloß sich über ihm leise das Fenster, und er schlich vorsichtig die Allee entlang, um zu einer Hecke zu gelangen, neben der die Mauer des Gartens eine Oeffnung hatte, durch die er hereingekommen war. Mitten auf dem Wege aber blieb er zweifelhaft stehen, er hatte den Schlüssel zum Hause seines Vetters auf dem Zimmer des Mädchens liegen lassen, und da er kaum von ihr gegangen, so hielt er es für das Beste, zurückzukehren, und sie zu rufen, daß sie den Schlüssel hinabwürfe. Er kehrte vor's Fenster zurück, klatschte dreimal leise, wiederholte es, und noch zum drittenmal; aber vergebens, sie mußte schon eingeschlafen sein. Er wollte daher an's Fenster klopfen, und stieg vorsichtig an den Sprossen des Abrikosengeländers auf, als er sich plötzlich hinten am Rockzipfel ergriffen sah, und eine barsche Stimme „Nun Herr Abrikosendieb!" sagen hörte. Er stieg ohne ein Wort zu sagen herab, und fand sich nun neben einem stämmigen Gartenaufseher, der ihn beim Kragen ergriff mit einem lakonischen: „Komm er nur mit."

Paul hätte bei jeder andern Gelegenheit sich wacker seiner Haut gewehrt, und wohl gezeigt, daß er in dergleichen Händeln nicht unbewandert sei, aber er wollte das Kammermädchen nicht kompromittiren, und wendete Nichts von Bedeutung ein, als er einem Posten übergeben, und von diesem nach der Wache geführt wurde.

In der Wache fand er einen uns gar wohl bekannten Gesellschafter, der erfreut war, einen Leidensgefährten zu haben, und ihm zur höchsten Lust seine Fata auf der Schwaneninsel erzählte. Paul hatte ihm kein so interessantes Abenteuer dafür in Tausch zu geben, indem er ihm aufband, er sei gestern Abend auf einer Bank im Schloßgarten eingeschlafen und habe gegen Morgen einen solchen Appetit gespürt, daß er nicht umhin gekonnt, die herrlichen Abrikosen kosten zu wollen, wobei der griesgrämige Gartenwächter ihn abgefaßt.

Die beiden Delinquenten legten sich nach Mittheilung ihrer Schicksale endlich auf die in der Wache befindliche Pritsche, und ließen sich von den Stichwörtern der Karten spielenden Soldaten sanft in Schlaf lullen.

Paul wurde am Morgen durch Trommelschlag vor der Wache geweckt, er rieb sich die Augen, und sprang schnell zum Fenster, wo er Flügge vor einem kleinen Spiegel Toilette machend fand, d. h. er strich sich mit den fünf Fingern durch das Haupthaar, das noch immer sich sträubte, das rothglühende Antlitz in gewohnter Weise zu umschatten. Als unser junger Arrestant durch die trüben Scheiben blickte, sah er zu seiner Verwunderung jenen alten Herrn von der Mühle in glänzender Uniform mit einem Stern auf der Brust neben dem die Wache inspicirenden Offizier. Er fragte Flügge schnell, wer der Herr sei, und dieser antwortete gähnend: Nun, der Herzog Gustav, des regierenden Herzogs Bruder. Kaum hatte Paul das ge-

n? Durch welchen Zufall be-
auf der Wache?"

sagte der junge Maler, ich
Grille — mich gestern Abend
gestohlen, und befand mich
heine sehr wohl, wurde aber
verbotenen Früchten wegen
gefangen genommen, und —
soll ich Sie aus Ihrem Ge-
icht wahr? Ich nehme keinen
, und will mich hier bei dem
Sie verbürgen, mich freuend,
l schon früher nach Reifen-
t, als er vorausgesagt. Ich

Herrn zu erzählen, und erregte so das herzliche Ge-
lächter des Herzogs Gustav, der versprach, Alles
für die Sache zu thun, was möglich sei, und sich
entfernend dem jungen Maler zurief: Also auf
Morgen! —

Paul wurde am andern Tage sehr gnädig
von seinem Beschützer empfangen, und dauernd in
Reifenbühl beschäftigt. Der regierende Herzog aber
ließ sich bewegen, dem Müller seine Mühle abzu-
kaufen, um an der Stelle ein Hammerwerk zu er-
richten, und da an der andern herzoglichen Mühle
die Stelle eines Mühlenmeisters vakant war, so
bekam Klaus dieselbe und mit ihr ein ziemlich fried-
liches Eheverhältniß.

Flügge aber und der dicke Wirth zur gold-

ungermaßen in der Theater-Mechanik bewan
rt, wird mit leichter Mühe errathen, daß
der Aufstand der Niederlande zu schaalen The
teurs verbraucht ist, wie sie der Reizekt
eine der größten Epochen der Geschichte verk
sellte. Neben diesem Margas erscheint dann
zog Alba, ein ordinairer Theatertyrann, D
derige, Marquis de las Navas, ein idyllisch
müth, das vor dem Gedanken zurückschaude
Sohn des Henkers der Niederlande zu sei
eine Auswahl Niederländischer Patrioten,
Diskretion im Allgemeinen alles Lob ver
Der Graf von Egment, Herr Schmale,
verständig genug, um uns nicht lange

e so das herzliche Ge-
der versprach, Alles
möglich sei, und sich
er zurief: Also auf

Tage sehr gnädig
gen, und dauernd in
gierende Herzog aber
seine Mühle abzu-
hammerwerk zu er-
herzoglichen Mühle
s vakant war, so
ein ziemlich fried-

Wirth zur geld-

einigermaßen in der Theater-Mechanik bewandert ist, wird mit leichter Mühe errathen, daß hier der Aufstand der Niederlande zu schaalen Theater-koups verbraucht ist, wie sie der Respekt gegen eine der größten Epochen der Geschichte verbieten sollte. Neben diesem Wargas erscheint dann Herzog Alba, ein ordinairer Theatertyrann, Don Federigo, Marquis de las Naras, ein idyllisches Gemüth, das vor dem Gedanken zurückschaudert, der Sohn des Henkers der Niederlande zu sein und eine Auswahl Niederländischer Patrioten, deren Diskretion im Allgemeinen alles Lob verdient. Der Graf von Egmont, Herr Schmale, war verständig genug, um uns nicht lange mit seiner Gegenwart zu belästigen. Mit dem Grafen von

Holtei erzählt in seinen Grafenorter Briefen eine sehr naive Anekdote zur Geschichte des Postamts-Beschwerdebücher. Ein Fremder, der von einem allerliebsten Mädchen, dem er seine Aufmerksamkeit beweisen wollte, kurz abgefertigt worden war, schrieb eine Klage über die Sprödigkeit der Aufwärterin ins Fremdenbuch. Nicht lange nachher fand man von fremder Hand (aber mit dem Namen des in jener Gegend residirenden Generalpostamts-Kommissarius unterzeichnet) folgende Erledigung: „die hier eingetragene Beschwerde ist von mir genau untersucht, und nach genügender Prüfung für völlig grundlos befunden worden."

ägt eine Ausdehnung der po-
Der Gesellschafter grollt
llgemeine, weil diese mehr
ist doch Niemand in der

---

s das Interesse für deutsche
Wissen doch noch nicht erstor-
orlesungen des Dr. Ozanan
eratur des Mittelalters, wel-
nt von Fauriel hält. Er
Verwandtschaft und die Noth-
emittlung zwischen Frankreich
und wurde lebhaft applaudirt.

empfing an einem Tage 250 Erkundigungen nach seinem Befinden.

Die Gesellschaft für christliche Moral in Paris, deren Präsident der Herzog La Rochefaucauld ist, setzte einen Preis von 1000 Fr. aus für die beste Abhandlung: über die Mittel, einen allgemeinen und dauerhaften Frieden zu befördern. Nach der Ansicht der Gesellschaft widerstreitet aller Krieg dem christlichen Prinzip. Wo bleibt da die historische Berechtigung so vieler Kriege im Mittelalter und in der Neuzeit.

Gutzkow wird nächstens hierher kommen und die Einstudirung eines seiner neuen Stücke

... und deren ...
wicklung in Preußen.

Von C. M. Wolff.

II. Von den politischen Ständen.

A. Die politischen Stände Deutschla...

Die persönlichen und dinglichen Stän...
hen im unmittelbaren Verhältniß zu den ...
Körperschaften und Gemeinden, welche die ...
liche Gesellschaft bilden, aber nicht zu dem
alle umfassenden und als Ganzes darstellende...
meinen, zum Staate. Der Staat ist ver...
durch sein Oberhaupt, dessen Wille aus...
und durch die Regierung. Da der Wille
Staatsoberhauptes aber, als des ...

Erkundigungen nach

istliche Moral in Pa-
rzog La Rochefau-
s von 1000 Fr. aus
r die Mittel, einen
haften Frieden
Ansicht der Gesell-
m christlichen Prin-
ische Berechtigung
und in der Neuzeit.

hierher kommen
ner neuen Stück

wicklung in Preußen.

Von C. M. Wolff.

II. Von den politischen Ständen.

A. Die politischen Stände Deutschland's.

Die persönlichen und dinglichen Stände stehen im unmittelbaren Verhältniß zu den einzelnen Körperschaften und Gemeinden, welche die bürgerliche Gesellschaft bilden, aber nicht zu dem diese alle umfassenden und als Ganzes darstellenden Allgemeinen, zum Staate. Der Staat ist vertreten durch sein Oberhaupt, dessen Wille ausgeführt wird durch die Regierung. Da der Wille des Staatsoberhauptes aber, als des Organes des Staates, nicht die Willkühr eines Einzelnen ist, sondern hervorgeht aus die ...

dem Großen statt. Dieselben wurden aber nach und nach, besonders in Folge der Auflösung der alten Gemeindeverfassung gänzlich verdrängt durch die Reichsversammlungen, auf denen allgemeine Anordnungen mit den Großen überlegt wurden, Anfangs nur mit dem Adel, bald aber auch mit den Bischöfen, die durch die Güter ihrer Kirchen dem Adel an Macht gleichstanden. So erhielten die Großen mit der Zeit ein ausschließliches Recht auf die Reichsversammlung berufen zu werden, und es bildeten sich politische Stände, welche Reichsstände genannt wurden. So lange das ganze Volk zur Berathung der allgemeinen Angelegenheiten erschien, konnte von Ständen noch nicht die Rede sein; erst denjenigen kam dieser Name zu, welche das Recht erhielten, für ...

erst gebildet vom landsässigen
d und von den Stiftern und
reichsunmittelbar waren, d. i.
Prälatenstande, bald aber folg-
hsunmittelbaren Städte nach.
nd ist nur in wenigen Län-
ndischen Verein gekommen.
einzelnen Landesbezirke wur-
Weise wie die Reichsstände
, namentlich zum Zweck der
uern. Es waren auf densel-
d mit ihnen die persönlichen
beide noch nicht von einan-
Eine regelmäßige Berufung
and nicht statt, und seit dem

erzeugte Schwäche des Reichs wußte Frankreich zu seiner Vergrößerung und zur Beschleunigung des Untergangs desselben zu nutzen. Die Franzosen waren bereits im Jahre 1552 unter Heinrich II. in Folge eines mit Moritz von Sachsen abgeschlossenen Vertrages unter dem Vorwande, die Deutschen aus ihrer Dienstbarkeit zu befreien, in Lothringen eingedrungen, und hatten die Bisthümer Metz, Toul und Verdun besetzt. Durch den Westphälischen Frieden wurde ihnen auf Baierns heftiges Dringen, als Kriegsentschädigung die Hoheit über die gedachten Bisthümer und das ganze Elsaß überlassen, jedoch mit dem Vorbehalt, daß die Reichsstädte, wozu besonders Straßburg ge-

Gebietstheilen des Deutschen Reichs in
der späterer Zeit in Lehnsverbindungen oder
deren Beziehungen gestanden. Sein Minister
teis hatte ihm dieses Mittel als das beste
sicherste vorgeschlagen, um sich ohne Schwert
des linken Rheinufers zu bemächtigen.
brücken, Saarbrück, Veldenz, Sponheim,
gard, Homburg, Falkenburg, Lauterburg,
heim, Bitsch und viele andere Städte und
wurden von den Kammern für alte Depen
der neuerworbenen Provinzen erklärt, und
Könige von Frankreich die Oberhoheit über
selben zugesprochen. Dieser ließ die Besitze
er Landschaften vorladen, um über ihre
entscheiden zu lassen.

ren. Die hierdurch
mußte Frankreich zu
Beschleunigung des
zen. Die Franzosen
2 unter Heinrich II.
von Sachsen abge
dem Verwande, da
keit zu befreien, in
atten die Bisthümer
Durch den West-
auf Baierns besti-
igung die Hoheit
und das ganze
m Vorbehalt, daß
rs Straßburg ge
ittelbaren Stände

zu vereinigen, welche mit den ihm abgetretenen Gebietstheilen des Deutschen Reichs in älterer oder späterer Zeit in Lehnsverbindungen oder andern Beziehungen gestanden. Sein Minister Louvois hatte ihm dieses Mittel als das beste und sicherste vorgeschlagen, um sich ohne Schwertschlag des linken Rheinufers zu bemächtigen. Ganz Zweibrücken, Saarbrück, Valdenz, Sponheim, Mümpelgard, Homburg, Falkenburg, Lauterburg, Germersheim, Bitsch und viele andere Städte und Bezirke wurden von den Kammern für alte Dependenzen der neuerworbenen Provinzen erklärt, und dem Könige von Frankreich die Oberhoheit über dieselben zugesprochen. Dieser ließ die Besitzer dieser Landschaften vorladen, um über ihre Rechte entscheiden zu lassen. Da Niemand erschien, wurde ihr Eigenthum, als verwirktes Lehn oder unter

des verstorbenen Königs, für August III. erklärt. Frankreich nahm sich des von einer andern Parte erwählten polnischen Ex-Königs Stanislaus Le zinsky, des Schwiegervaters Ludwig's XV. an Erst im Jahre 1735 kam ein Frieden zu Wien zu Stande, wonach Frankreich mit Genehmigung des Deutschen Reichs die Anwartschaft auf Loth ringen und Bar erhielt. Diese beiden Herzogthü mer nämlich wurden von Stanislaus Lezinsky welcher auf die Polnische Krone verzichtet hatte unter der Bedingung gegeben, daß sie nach seinem Tode, mit aller Souverainität an Frankreich fallen sollten.

Oesterreich hatte bei den verschiedenen Abtre tungen an Frankreich bedeutende Einbußen gehabt Statt nun diese vor der Hand zu verschmerzen und für die Zukunft ähnlichem Unheil vorzubeu

nien der drei Kurhäuser, so
Hessen-Kassel, Anhalt und
Friedrich setzte selbst den
auseinander: „Ein Bund,
rzuschlagende, soll nur den
einen Beisitz zu sichern, und
herrschsüchtiger und unterneh-
deutsche Reichsverfassung da-
er sie einzeln und stückweise
man nicht bei Zeiten dafür,
mit seinen Nepoten alle Bis-
r und Abteien Deutschlands;
sie, und gewinnt durch die
poten auf allen Reichstagen

worden war, erfochten die Franzosen die entschei-
denden Siege bei Marengo und bei Hohenlinden.
Durch die hier erlittenen Niederlagen sah sich Oe-
sterreich zum Frieden gezwungen, den der Kaiser
Franz II. am 9. Februar 1801 zu Luneville nicht
bloß für sich, sondern auch zugleich für das Reich
abschließen mußte. In Gemäßheit desselben sollte
das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten
und die hierdurch beraubten erblichen Fürsten
durch Säcularisationen auf dem rechten Rheinufer
entschädigt werden. Die Erledigung des Entschä-
digungsgeschäfts wurde einer außerordentlichen Reichs-
Deputation übertragen, welche im Jahre 1803
durch einen demnächst von der Reichsversammlung
und dem Kaiser bestätigten Hauptschluß, alle reichs-

nehmen, und den von ihm gestifteten Bund
tern und erneuern können, zur Bekämpfu
gemeinschaftlichen auswärtigen Feindes; sie
jedoch das Vertrauen zu einander verloren
jeder hatte nur sein eigenes Heil im Auge.
ber verbanden sich in diesem Kriege schon
temberg, Baden und Baiern mit Frankreich
den noch in demselben Jahre nach der N
des Russisch-Oesterreichischen Heeres bei
abgeschlossenen Preßburger Frieden erhielten
für die vom Oesterreichischen Hause abge
deutschen Länder. Die Kurfürsten von
und Württemberg nahmen den Königstitel a
gleich ihnen wurde auch dem Churfürsten
den, welcher diese Würde durch den Rei

n Republik ſuchen
anzoſen die entſchei-
nd bei Hohenlinden.
erlagen ſah ſich Oe-
gen, den der Kaiſer
01 zu Luneville nicht
gleich für das Reich
ßheit deſſelben ſollte
ankreich abgetreten
erblichen Fürſten
rechten Rheinufer
ung des Entſchä-
dentlichen Reichs-
im Jahre 1803
Reichsverſammlung
tſchluß, alle reichs-
licher Stände bi

nehmen, und den von ihm geſtifteten Bund erweitern und erneuern können, zur Bekämpfung des gemeinſchaftlichen auswärtigen Feindes; ſie hatten jedoch das Vertrauen zu einander verloren, und jeder hatte nur ſein eigenes Heil im Auge. Daher verbanden ſich in dieſem Kriege ſchon Württemberg, Baden und Baiern mit Frankreich. Durch den noch in demſelben Jahre nach der Niederlage des Ruſſiſch-Oeſterreichiſchen Heeres bei Auſterlitz abgeſchloſſenen Preßburger Frieden erhielten ſie dafür die vom Oeſterreichiſchen Hauſe abgetretenen deutſchen Länder. Die Kurfürſten von Baiern und Württemberg nahmen den Königstitel an, und gleich ihnen wurde auch dem Churfürſten von Baden, welcher dieſe Würde durch den Reichsdeputations-Hauptſchluß erhalten hatte, die volle Souverainität in ſeinen Ländern anerkannt. Seinem

zu Frankfurt unter dem Vorſitz des Fürſten Prima zuſammenkommen. Der Kaiſer der Franzoſen wurd zum Protektor des Bundes erklärt, und ihm da Recht beigelegt, nach dem Tode des jedesmalige Fürſten-Primas deſſen Nachfolger zu ernennen; auc ſollte zwiſchen Frankreich und den Rheinbunds-Fürſten ein Bündniß für jeden Kontinentalkrieg beſtehe

Die Mitglieder des Bundes und ihr Protektor erklärten am 1. Auguſt 1806 auf dem Reichstage, daß ſie ſich vom Reich losſagten. Napoleo erklärte zu gleicher Zeit, daß er nicht ferner di Exiſtenz der deutſchen Reichsverfaſſung anerkenne wohl aber die Souverainität derjenigen Fürſten deren Staaten jetzt Deutſchland ausmachten. Kaiſer Franz II. legte darauf am 6. Auguſt 1806 di reichsoberhauptliche Würde und die damit verbundene Kaiſerkrone nieder.

ut und ein magisches Far-
nderbar von einander abge-
d von ihnen, bald von dem
der nur bei ihrem Aufgang
ad, dunkel an das lichte Land
wird und des Schauens
nn. Die Dächer sind meist
äuser bräunlich oder gelb-
as Weiße in Neapel. Zwei
neiden die Stadt und die-
tirung; sie sind nicht min-
tengassen, in denen das Volk
nicht so lärmend, als man
densprache macht aus den
Südländer seine Reden be-

sie sich den großen glanzvollen Hohenstaufen noch mehr anzueignen gesucht.

Stets zu wiederholtem Besuch einladend und stets erhöhteren Genuß bietend sind die großen Gärten, sowohl die einiger Privaten, als namentlich die öffentliche Floreria am Meere, das Ostende der Stadt begrenzend. Nie sah ich solche Fülle und Schönheit der Pflanzenwelt; rings Blüthenglanz und würziger Duft des Laubes. Was bei uns mühsam hinter Glas in Scherben gedeiht, freut sich hier frisch und frei der wärmeren Sonne, der weicheren Luft. Citronen und Orangen wölben sich zum Laubgang, und aus dem dunklen Grün der leichtwehenden Pinien hängen blühende Rosenzweige wie Kränze am Triumpfbogen reichlich darnieder. Dort beschatten ernste altheilige

es Berges hat sich die Fürstentochter au
verlockenden Prunk der großen Welt zu de
schaulichkeit des einsamen Lebens zurückge
dort fand man im Anfang des siebenzehnten
hunderts ihre Gebeine, und diese, nach P
gebracht, befreiten die Stadt von einer P
im Leben, so noch im Tode war die Hei
Wohlthäterinn des Volks; man baute ihr
man feiert ihren Namenstag mit dem r
sten Glanz. Ein wohlgebauter Weg w
am Berg nach den Andachtsort empor.
sagt mit Recht: „Vielleicht hat die gan
senheit, welche nun achtzehn Jahrhunderte ihre
ihren Besitz, ihre feierlichen Lustbarkeiten
Elend ihrer ersten Stifter und ...

worden. So hatten
Hohenstaufen noch

sich einladend und
d sind die großen
raten, als nament-
Meere, das Ostende
ah ich solche Fülle
elt; rings Blü-
es Laubes. Was
Scherben gedeiht,
ärmeren Sonne,
d Orangen wöl-
us dem dunklen
hängen blühende
umpfbogen reich-
ernste altheilige

sondere Bedeutung erhalten. Nach einer Höhle des Berges hat sich die Fürstentochter aus dem verlockenden Prunk der großen Welt zu der Beschaulichkeit des einsamen Lebens zurückgezogen; dort fand man im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts ihre Gebeine, und diese, nach Palermo gebracht, befreiten die Stadt von einer Pest; wie im Leben, so noch im Tode war die Heilige eine Wohlthäterinn des Volks; man baute ihr Kapellen, man feiert ihren Namenstag mit dem rauschendsten Glanz. Ein wohlgebauter Weg wendet sich am Berg nach den Andachtsort empor. Göthe sagt mit Recht: „Vielleicht hat die ganze Christenheit, welche nun achtzehn Jahrhunderte ihre Pracht, ihren Besitz, ihre feierlichen Lustbarkeiten auf das Elend ihrer ersten Stifter und eifrigsten Bekenner gründet, keinen heiligen Ort aufzuweisen, der auf eine so unschuldige und gefühlvolle Art verziert

einte sich in einer Art von Entzückung, die Augen halbgeschlossen, den Kopf nachlässig auf die Hand gelegt, die mit vielen Ringen geschmückt war. Ich konnte das Bild nicht genug betrachten, es schien mir ganz besondere Reize zu haben. Ihr Gewand ist aus einem vergoldeten Blech getrieben, welches einen reich von Gold gewirkten Stoff gar gut nachahmt. Kopf und Hände von weißem Marmor sind, ich darf nicht sagen, in einem hohen Stil, aber doch so natürlich und gefällig gearbeitet, daß man glaubt sie müßte Athem holen und sich bewegen. Ein kleiner Engel steht neben ihr mit einem Lilienstängel Kühlung zuzuwehen.

Die feierliche, heimliche, durch die überhangenden Felsen abgegrenzte Stille des Orts, die schöne Vereinigung von Natur und Kunst, das kühle Dämmerschein, das sanfte Geriesel des Wassers, verklingender Gesang der Geistlichen

ügel an dem Rheine
gs, wann die Traube blüht,
sfreis beim edlen Weine
s Vaterland erglüht.

ön! Und für das Leben,
ch schön der Tod;
Psycheschwingen heben
wige Morgenroth.

oberung; was das Auge des
s sieht es in seinem innern
in seinem Herzen; was die
verkündigt, das ist des
er ewigen Form. Die Na-
der Offenbarung durch den

wieder. Er sah, wie mittelmäßigen Komödianten gewöhnlich ein in gewisser Hinsicht günstigeres Loos zu Theil wird, als guten dramatischen Dichtern, er sah, daß schriftstellernde Schauspieler ihre Stücke, mögen sie auch noch so schlecht sein, fast immer auf die Bretter bringen, — und ohne bestimmte Aussicht, bald eine sorgenfreie Stellung im Leben zu erringen, beschloß er, Schauspieler zu werden. Hierzu soll er freilich eben so wenig Beruf gehabt haben, wie viele Andere, an die sich ein geduldiges Publikum denn doch allmählig gewöhnt, und sie endlich wohl selbst für fleißige oder denkende Künstler passiren läßt.

Einige Versuche, die Grabbe machte, um seine Schauspielertalente bei der Königlichen Bühne in Berlin prüfen zu lassen, blieben erfolglos. Da

... seiner ... für den ...
...ordnet; wir wünschen auf diese Sammlung ...
Mittheilung des folgenden Schreibens aufmerk...
...u machen, jemehr als dessen Vorhandensein ...
Grabbe's Biographen in Zweifel gezogen wu...

„Von aller Welt verlassen, immer ...
die tiefste Hülfslosigkeit versinkend, erhebe ...
scheue Stimme zu der Gnade Ew. ....."

„Die Strafe meiner Lügen auf mein ...
wenn an den folgenden Thatsachen etwas ...
...es ist: ich bin von ziemlich armen Eltern in ...
Detmold geboren; sie waren schwach genug,
...f das Gymnasium zu schicken, und ahnten
...ß die Weisheit des Gelehrten nur in der
...ch von der eines ...

lter Lieblingsgedanke
üßigen Komödianten
icht günstigeres Loos
matischen Dichtern,
auspieler ihre Stücke,
ht sein, fast immer
und ohne bestimmte
Stellung im Leben
uspieler zu werden.
enig Beruf gehabt
ich ein geduldiges
ewöhnt, und sie
denkende Künst-

machte, um seine
lichen Bühne in
erfolglos. Da
Mane über

Briefe durch einen seiner Freunde für den Druck geordnet; wir wünschen auf diese Sammlung durch Mittheilung des folgenden Schreibens aufmerksam zu machen, somehr als dessen Vorhandensein von Grabbe's Biographen in Zweifel gezogen wurde.

* * *

„Von aller Welt verlassen, immer mehr in die tiefste Hülfslosigkeit versinkend, erhebe ich meine scheue Stimme zu der Gnade Ewr. ....."

„Die Strafe meiner Lügen auf mein Haupt, wenn an den folgenden Thatsachen etwas Unwahres ist: ich bin von ziemlich armen Eltern in Lippe-Detmold geboren; sie waren schwach genug, mich auf das Gymnasium zu schicken, und ahnten nicht, daß die Weisheit des Gelehrten nur in der Form sich von der eines Schusters unterscheidet; ich überflügelte bald in den Wissenschaften nicht nur meine die ausgelassenste Lustigkeit, und ich schrieb mit einem abgebrochenen Schwefelhölzchen, welches ich in Ermangelung einer Feder in die Tinte tauchte, das Lustspiel nieder, welches ich als Probe meines Talents hier beizulegen wage. Jetzt galt es aber, meine letzten Kräfte für meine Erhaltung aufzubieten, und ich erinnerte mich meiner Anlage für die Schauspielkunst, die so groß zu seyn scheint, daß es mährchenhaft lautete, wenn ich ohne einen näheren, persönlichen Beweis davon sprechen wollte; ich eilte also voll sicherer Hoffnung nach Berlin und — konnte es daselbst nicht einmal so weit bringen, daß ich zu irgend einer kurzen Probedarstellung im Zimmer gelassen wurde!

„Ew. ...... haben nun gewiß schon ersehen, was ich für ein Mensch bin. Viele nannten mich genial, ich weiß indeß nur, daß ich wenigstens ein Kennzeichen des Genies besitze: den Hunger."

rging. Ich erfuhr, daß sie Alix
Sprache und ihr Benehmen
ß sie in der Jugend einigen
habe, ihre ehrwürdige Ge-
ndigen Wesens. Ein lebendiger
hten und Legenden, erzählte sie
ach, zuweilen mit innerlicher

Unterhaltung kürzte mir die
Das Vergnügen das ich zeigte,
e ihren natürlichen Geschmack
chten auf; aber als die Rui-
in einiger Entfernung vor unsre
mmte sie.

n von der Todtenjagd sprechen
Gellatley, mich in die Einzel.

von gutem Herkommen, aber arm und ohne Stütze. Er hieß William Beaton. Marie begegnete ihm auf ihren Spaziergängen. Sie wußte, daß er Waise, wie sie, war, und sein Unglück mehr noch, als seine Schönheit rührte ihr Herz. Gegen den Willen ihrer Verwandten heirathete sie ihn.

Da wurde denn William Herr auf Glenallan. Marie war in seinen Augen ein übermenschliches Wesen, ein guter Engel, dem er Alles verdankte, und er beeiferte sich seine Schuld an sie durch Liebe und Zärtlichkeit abzutragen. Seine süßen Worte bezauberten Mariens Ohr und Herz; Alles ward schön und heiter um sie her; die alten Mauern des Schlosses schienen sich im Glanz der Feste zu verjüngen.

Eines Abends, da die zwei Gatten allein

treten werden sein.

Der Graf war ein Mann von funfzig J
n, hohem Wuchse und außergewöhnlicher Ge
ung. Seine Stirn von Alter und Kr
üsten gefurcht; seine Haare, sein Bart,
Brauen selbst gebleicht; aber was ihm haupts
ein auffallendes Ansehen gab, das waren
große, schwarze Augen, die wie zwei glühen
len aus diesem grauen Kopfe herausfunkelten.
ierrer, scharfer Blick drang bis auf das In
ler Gedanken. Heilige Jungfrau! dieser
war erschreckend.

Marie fürchtete sich davor. Aber W
ard durch das Benehmen und die Unterha
es Grafen eingenommen. Er wußte von je
en unbekannten Din

arm und ohne Stütze.
Marie begegnete ihm
Sie wußte, daß er
n Unglück mehr noch,
ir Herz. Gegen den
irathete sie ihn.
im Herr auf Glena
ngen ein übermensch-
, dem er Alles ver-
Schuld an sie durch
en. Seine süßen
r und Herz; Alles
er; die alten Man-
n Glanz der Feste

wei Gatten allein
rühmte Willian

... während seiner Gefangenschaft geboren worden sein.

Der Graf war ein Mann von funfzig Jahren, hohem Wuchse und außergewöhnlicher Gesichtsbildung. Seine Stirn von Alter und Kriegsläuften gefurcht; seine Haare, sein Bart, seine Brauen selbst gebleicht; aber was ihm hauptsächlich ein auffallendes Ansehen gab, das waren zwei große, schwarze Augen, die wie zwei glühende Kohlen aus diesem grauen Kopfe herausfunkelten. Sein starrer, scharfer Blick drang bis auf das Innerste der Gedanken. Heilige Jungfrau! dieser Blick war erschreckend.

Marie fürchtete sich davor. Aber William ward durch das Benehmen und die Unterhaltung des Grafen eingenommen. Er wußte von so manchen unbekannten Dingen zu erzählen, von seinen Abentheuern und Schlachten, und wenn er die

ihn, denn man fürchtete sich vor dem Grafen. Der Pfarrer des Orts, ein braver Mann, hatte ihm Anfangs Besuch abgestattet, und zu seiner Rückkehr Glück gewünscht. Niemand weiß, was er da sah und hörte, aber das weiß man, daß er ganz verstört nach Hause kam, als wie Einer, der großer Gefahr entronnen war.

Doch Eines Mannes Besuche im Schlosse zu Grintach mehrten sich täglich, die Williams von Glenallan. War es Freundschaft für den Grafen, oder folgte er einem noch mächtigern Zuge: er hatte sich plötzlich gewöhnt an die Vergnügungen, die er zuvor nicht kannte. Alltäglich gewährte das Schloß einen belebtern Anblick. Vornehme Herren kamen dort unaufhörlich an. Des Morgens wurde gejagt. Da hörten oft die armen Leute, welche im Thale beschäftigt waren, tief im Walde den Jagdhornruf, bald ...

e, und von Feuerglanz strahlte, and stünde, war das Schloß gen und Dunkel gehüllt. Nur Fenster bemerkte man einen er alle Nacht bis zum Morgen chte Marie, ein heiliges Buch sprechend, die der liebe Gott

war ganz verändert für sie seit ner Tochter Ankunft. Er liebte ebe, die er sich vielleicht selbst, war Marien nicht entgangen. gegen den Einfluß ihrer Re- as ist eine heilige Sache für die die verlorne Liebe ihres nnen will. Marie hätte ohne

uns kund
Bunte Mährchen, hell und düster, unsrer deutschen Sage Mund.

Prangend in dem tiefen Grunde wölbt sich ihm die Kaiserhalle;
Ihre Wände leuchten golden und von blitzendem Krystalle.
Seine Tochter, seine Ritter stehen um den hohen Herrn —
Ihres Bannes lang' erharrte Lösung ist noch immer fern.

Einst erstehen wird der Alte seinem deutschen Vaterlande,
Wenn der theuren Heimath drohen Untergang und

gesruhms,
...ne Sage deutscher Ehren, altgewalt'gen He... thums? —

II.

Jahre waren hingegangen; um Kyffhäu... Trümmer
Tönte noch der Schrei der Raben, und de... schlief noch immer.
In des Maies ersten Tagen weidet seine ... ein Hirt
Auf der Höh', wohin sich selten eines M... Fuß verirrt.

Da erblickt...

fund
düster, unsrer deut-
n Sage Mund.

runde wölbt sich ihm
Kaiserhalle;
n und von blitzende
halle.
stehen um den hohen
n —
Lösung ist noch im-
ern.

nem deutschen Bo
de,
chen Untergang und
h und Schande

gesruhms,
Jene Tage deutscher Ehren, altgewalt'gen Heidenthums? —

II.

Jahre waren hingegangen; um Kiffhausens öde Trümmer
Tönte noch der Schrei der Raben, und der Kaiser schlief noch immer.
In des Maies ersten Tagen weidet seine Heerd' ein Hirt
Auf der Höh', wohin sich selten eines Menschen Fuß verirrt.

Da erblickt er eine Pforte, die er nie vorher ge-

Zaubersaal,
Und das schöne Kaiserfräulein reicht ihm huldig den Pokal.

— Also flicht die deutsche Sage, hoch dich ehrend, fremder Kaiser,
Ihre Wunderblum' in Deine ewig grünen Lorbeerreiser.
Ihrem höchsten, liebsten Helden hat sie feiernd Dich gesellt —
Bei dem deutschen Kaiserhelden träumt der fremde Kaiserheld.

E. Ferrand,

Theater.

en versteht, er triumphirt, in-
isgebend, sich selbst in seiner
end in das Spiel des Zufalls
ls Begleiter der Nothwendig-
und bildet. Die tiefe Unsitt-
illkührliches Hofregiment, wel-
herbeiführt, hat Scribe dar-
schlechte Welt der politischen
elche ohne tieferen Gehalt sich
taates anmaßt, um in dem
k zu Grunde zu gehen. Der
ödie ist nicht nur komisch, er
darum ist sie gut, ist sie ein
. Die Mittel, deren sich
so maliciös, wie möglich. Die
die Herzogin von Marlborough

ser hat nur eine Viertelstunde Zeit, ihr das Verlangen und die Noth des Landes zu schildern. Und wodurch bewegt er sie, einem Entschlusse nur nachzudenken? Nicht durch das Wohl des Staates, durch die Erweckung ihrer Eifersucht! Die Königinn kann nicht in Zorn gerathen, nur das Weib. Bolingbroke hat Recht, wenn er diese Königin für seine Zwecke benutzt. Die Herzogin ist bedeutender, sie besitzt politischen Verstand, sie vertritt in der Abwesenheit ihres Mannes die Partei der Wighs, sie erhält den Krieg gegen Frankreich aufrecht. Aber sie ist herrschsüchtig und egoistisch, wie ihr Mann habsüchtig und geizig ist, sie tyrannisirt die Königin und verhindert diese, von den Wirkungen der Presse auch nur Kenntniß zu nehmen. Bolingbroke hat Recht, wenn er auch gegen

is einfache, aller politischen Bildung
Mädchen muß die gefürchtete Herzogin ver
gen, dieser simple Lieutenant muß die K
wie die Herzoginn verwirren, um die
dieser nur auf Persönlichkeiten basirten
zu charakterisiren. Die Engländer werden
gegen die Auffassung ihrer Königin An
selbst der Herzoginn Marlborough viel
den haben, aber es kommt darauf kaum
Die Grundzüge dieser Charakteristik sind
und die Schilderung ist eine solche, daß
allgemeine Bedeutung gewinnt. Nicht
Königinn Anna ist es, worauf es ankommt,
das Hofleben überhaupt. Scribe hat in
Charakteristik eine so tiefe Kenntniß des
lichen Herzens und der social

...eiting gilt, ...
e Zeit, ihr das Ver-
Landes zu schildern.
einem Entschlusse nur
das Wohl des Staa-
rer Eifersucht! Die
n gerathen, nur das
t, wenn er diese Kö-
. Die Herzogin ist
n Verstand, sie ver-
Mannes die Partei
n gegen Frankreich
ütig und egoistisch,
geizig ist, sie er-
ert diese, von dem
Kenntniß zu neh-
venn er auch gegen

ses einfache, aller politischen Bildung fremde Mädchen muß die gefürchtete Herzogin verdrängen, dieser simple Lieutenant muß die Königinn wie die Herzoginn verwirren, um die Nichtigkeit dieser nur auf Persönlichkeiten basirten Zustände zu charakterisiren. Die Engländer werden freilich gegen die Auffassung ihrer Königin Anna und selbst der Herzoginn Marlborough viel einzuwenden haben, aber es kommt darauf kaum etwas an. Die Grundzüge dieser Charakteristik sind wahr, und die Schilderung ist eine solche, daß sie eine allgemeine Bedeutung gewinnt. Nicht diese Königinn Anna ist es, worauf es ankommt, es ist das Hofleben überhaupt. Scribe hat in dieser Charakteristik eine so tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens und der socialen Zustände entfaltet,

daran. Die größte Kunst des Stückes besteht aber in der Anlage und Fortführung der Intrigue. Wir kennen kein Stück, das eine solche Steigerung der Handlung, eine so geistvolle Spannung des Interesses fünf Akte hindurch enthielte. Und selbst der Schluß überrascht uns noch! Es ist eine Meisterschaft in dieser Komödie, die nur ein so gewiegter Dichter wie Skribe, und nur in Paris erringen konnte. Die Basis des politischen und des Salonlebens gehört dazu, um diesen sallianten Witz und die Verschmitztheit der Intrigue zu schaffen. Darin sind die Franzosen, wir wollen es offen gestehn, unsre Meister, und wir werden Mühe haben, ihnen nachzukommen.

Die Aufführung des Stückes auf dem königlichen Theater war grestentheils lobenswerth.

ch war zur Königin eigentlich
after der Anna wurde dadurch
thige gezogen, während dieser
ner Aelteren, weil er tief in
r basirt ist, noch schlagender
e. Dlle. Stich spielte mit
wendigkeit, daß Anna sich die-
en muß, und ihre natürliche
er traten nicht genug hervor.
viel zu unbefangen, zu lustig.
sches Frauenzimmer, sie klagt,
und flammt nur dann auf,
e die Rede ist. Dlle. Clara
war gut, auch Hr. Krüger
n Masham so unbefangen als
Es fehlt ihm nur die Kraft

derartigen Institute zu empfehlen ist, ein ausgezeichnetes Verdienst um Anstand, Ruhe und Ordnung erworben haben.

Die Hallischen Jahrbücher enthalten eine sehr anerkennende Anzeige von J. Kleins Tragödie: Maria von Medici. Wir werden demnächst ausführlich auf diese Epoche machende Produktion zurückkommen. Brächten doch die hallischen Jahrbücher nur öfter so frisch lebendige Artikel, wie der erwähnte über Kleins Tragödie. Die Schaffhäuser Händel verdienen nicht die Aufmerksamkeit, die ihnen dort geschenkt wird.

Die Spener'sche Zeitung vom 17. Febr. d. J. bringt einen Artikel aus Stockholm über eine der Sitzungen der dortigen Akademie; in die-

weiz im Fall eines Kri
zwischen Deutschland und Frankre

Von
Dr. Friedrich Schmidt.

Die orientalische Frage scheint vor der
erlediget zu seyn. Damit ist zugleich
ein Krieg Frankreichs gegen die vier Mä
che dieselbe geschlichtet haben, um dieser F
len ein Unding seyn würde; nach einma
machter Sache wäre nichts mehr zu e
Unter solchen Umständen sollte man dah
Ursache eines Krieges als beseitigt, und den
den Europa's als gesichert ansehen, besonders
um deswillen, weil das Ministerium Thiers
des das Kriegsgeschrei zuerst mit so großem
stimmte,

gegenseitig zu sehr ab, als
nge desselben bilden könnten.
aber sind vor der Hand weit
im Westen Europa's gelegen.
daß vor der Hand, von die-
chland weder direkt etwas zu
eich direkt etwas zu hoffen

die Lage der Schweiz bei
chen den deutschen Mächten
iger wegen ihrer Macht, und
Hülfsquellen, als wegen ih-
age, in vielfacher Beziehung
ng.

chte ist man gewohnt, ihr in

so ist dies gegenwärtig nicht mehr der Fall, und das dräuende Phantom der schweizerischen alten Kriegsthaten mit seinen Morgensternen ist seit 1798 vor den Bajonetten der Franzosen zerstoben. Heut zu Tage sind die kriegerischen Kombinationen großartiger; sie würden fortan, im Falle eines Krieges zwischen den deutschen Staaten und Frankreich, den ganzen weiten Raum von der Nordsee bis zum Mittelmeere umfassen.

Zudem deckt die Schweiz den schwächsten Punkt des südlichen, zur Zeit noch durch keine Festungen geschützten Deutschlands, und die Schweiz selbst, hat schwerlich die Kraft, ihre Neutralität mit bewaffneter Macht aufrecht zu erhalten. Welche Bürgschaft giebt es unter solchen Verhältnissen wohl dagegen, daß die Franzosen, bei einigem Lächeln des Glücks,

Explosion drehte. Ich habe dies In
besonders liebgewonnen und mußte mich
der Hoffnung hingeben, daß dies vormals
durch Klima und Lage begünstigte Land in
freierer Kultur eine seiner großen Vergan
entsprechende Zukunft finden werde. Jetzt
es freilich einen traurigen Anblick, und es
ob die Natur selbst Leid trüge um die
der antiken Herrlichkeit. Aber schöner
blühte im Thal von Palermo nach Mont
auf, als wir mit der Morgensonne weiter
gen, einen Führer an der Spitze, auf Pferd
Mauleseln, von einigen Saumthieren mit
Gepäck gefolgt. Die Straße war von
und Riesenkaktus umhegt, aus den
Blättern der Aloe stiegen noch höher

unterbrochen wären,
mehr der Fall, und
schweizerischen alten
ergensternen ist seit
r Franzosen zerstoben.
gerischen Kombinatio-
fortan, im Falle ei
utschen Staaten und
ten Raum von der
umfassen.
n schwächsten Punkt
ch keine Festungen
Schweiz selbst, hat
alität mit bewaff-
Welche Bürgschaft
ssen wohl dagegen,
deln des Glück

eine Explosion drohte. Ich habe dies Inselvolk besonders liebgewonnen und mußte mich stets der Hoffnung hingeben, daß dies vorzugsweise durch Klima und Lage begünstigte Land in höherer, freierer Kultur eine seiner großen Vergangenheit entsprechende Zukunft finden werde. Jetzt gewährt es freilich einen traurigen Anblick, und es ist, als ob die Natur selbst Leid trüge um die Trümmer der antiken Herrlichkeit. Aber schöner Frühling blühte im Thal von Palermo nach Montreal hinauf, als wir mit der Morgensonne westwärts zogen, einen Führer an der Spitze, auf Pferden und Mauleseln, von einigen Saumthieren mit unserm Gepäck gefolgt. Die Straße war von Oleander und Riesenkaktus umhegt, aus den hohen festen Blättern der Aloe stiegen noch höhere Stängel empor, es war Mai, und in Sicilien. Die Ebne

zaro, der Führer, sorgte uns für ein gutes Nacht-essen, für Betten und Kaffee am nächsten Morgen wir zahlten ihm für Alles, den Transport mitge rechnet, gegen drei Thaler des Tags, er war uns als Wegweiser, Koch und unterrichteter Kenner der Insel auch in antiquarischer Hinsicht stets dienstbar und willig, und gern gedenk' ich jener patriarchalischen Wochen, in denen wir unsre Maulthiere an den Cisternen tränkten, und im Schatten eines Johannisbrodbaums nah einer Quelle nach eingenommenem Mahl einige Stunden lang die müden Augen der Siesta überließen. Daß wir, die wenigen großen Städte kaum ausgenommen, auf die reinliche Bequemlichkeit deutscher Gasthöfe verzichten mußten; daß wir oft keine Leckerbissen fanden, braucht nicht erinnert zu werden; aber Hunger, Müdigkeit und Jugendlust können über Manches

e Aecker das dritte Jahr ru-
ufig auch nicht bebaut werden,
dküste. Oft trifft man da
vier Meilen und mehr auf
sind fast nirgends, und im
e und da einzelne Häuser zer-
en eine Verfassung, die ma-
Aufschwung hervorriefe und
chten Jahrelang keine Aus-
merika zu gehen; dort wäre
Ackerbau, Industrie und Han-
irgendwo, und wo jetzt Ar-
eit herrscht, könnte Wohlstand
e bedeutenden Macht erwachsen.
rtsetzung folgt.)

---

liebte.

Aber, mein Gott, die Fehler waren größer, als sie dachte. Die Summen, die er dem Grafen schuldete, wogen beinahe das ganze Einkommen seiner Frau auf; Marie hatte, da sie ihn heirathete, die Hälfte ihres Vermögens abgetreten und ihn zum Erben ihrer andern Hälfte eingesetzt.

Der Graf, der seine Erkundigungen eingezogen hatte, sagte zu ihm: Geniren Sie sich nicht; ich werde warten, und lächelnd setzte er hinzu: bei meinem Heiligen, das ist recht schade, daß Sie nicht unverheirathet sind; Sie könnten meine Tochter zur Frau nehmen, und Alles wäre in Ordnung. — Wissen Sie, bemerkte er noch, daß Sie für sie nach der Gräfin Tod, eine vortreffliche Partie sein würde; ihre Gesundheit ist auch sehr
...fend, sagt man.

... seiner Frau, die er seit einiger Zei...
...zichen, und deren Züge durch Gram und ...
...heit merklich entstellt waren, empfand Willia...
...nige Zeit über Gewissensbisse. Er setzte ...
ihr und zerfloß in Thränen, Marie dankte...
daß er gekommen sei und bat ihn, sie ni...
verlassen. Geh' doch nicht zu diesem Fei...
sie zu ihm. Bringe mir dies Opfer: ...
gar sehr zu beklagen, wenn mir in Deine...
senheit ein Unglück widerführe. Bleibe ...
meinem Bette; Deine Gegenwart thut m...
Ich sehe Dich so selten. Es ist viellei...
Sterbende, die Dich bittet. Freund, schl...
diese Bitte nicht ab.

William blieb, und Marie, beglückt ...
sich zu wissen, schlief ruhig ein. ...

am seinen Sitz; er konnte
Einbildungskraft nicht ent-
sich verfolgte ihn beständig;
uschung so groß, daß er, ohne
zu blicken, aus der Todten-
ein nahes Zimmer entfloh,
r und diesem aber offen ließ.
inen Armstuhl und bedeckte
Händen. Als er den Kopf
Schwelle der Thüre eine
ehüllt in ein Tuch, welches
abfiel. Das war Marie,
ern lebend, erwacht aus ei-
zwanzig Stunden gewährt
auf ihren Gatten, sie sprach
schaute sie an mit verstör-

er sah blos zwei flammende Augen die ihn verschlangen und einen Mund, der hohnlachte; das war der Mund, das waren die Augen des Grafen. Plötzlich sprach dieser Mund, eine Stimme erscholl. Wohlan, sprach sie, Du hast mich herausgefordert! Sieh hin! Sie ist zweimal getödtet!

In diesem Augenblicke schien die Dunkelheit zu verschwinden; von der Finsterniß los machte sich das Gespenst, ward groß, übergroß, und eine Hand, mit scheußlichen Krallen bewaffnet, streckte sich aus nach dem unglücklichen William. Dieser floh ganz von Sinnen die Gallerie entlang; aber wie er auch lief, das Gespenst verließ ihn nicht, es eilte ihm auf der Ferse nach, und der Mörder fühlte immer den heißen Athem, der ihm den Nacken verbrannte, immer die fürchterliche Hand, bereit ihn zu fassen.

nen Schauplatz es gewesen war. Die
allein kommen dort zuweilen zusammen.
Augen haben sie nicht gesehen; aber man er
daß von den drei Abgeschiedenen, die sich
gen, die ersten zwei der Graf und die Gräf
Die dritte Gestalt .... der liebe Gott beh
vor dem Versucher!"

— Alix Gellatley schlug das Zeich
Kreuzes und stand auf. Wir setzten unse
schweigsam fort. Der Mond glänzte am
und warf auf alle Gegenstände eine
Helle. Ich wandte meine Blicke nach den
ren Glenallan; in diesem Augenblicke sch
erleuchtet. Die Strahlen des Mondes spiel
den leeren Fensterräumen. Sei es Wahrh
es Täuschung, es schien mir, als ziehe

ngliſche Liebespaare flüchten,
itter, Verwandte oder Vor=
illigung zum ehelichen Bunde
Meinung wäre nun auch voll=
das Trauungsrecht wirklich
nicht vielmehr ein allgemei=
wenn der profane Pfuscher im
e durchaus ein Grobſchmied
auch eben ſo gut ein Schnei=
ein könnte, — und wenn
h ein bewohntes Dorf und
bewohnter Weideplatz wäre.
e Tradition, iſt auch die hi=
r als richtig.

man zunächſt, kommt dieſe
des Grobſchmieds?

Funktion eines ordinirten Geiſtlichen, ſondern nichts weiter als ein von den beiden Betheiligten vor einem oder mehreren Zeugen abgelegtes Bekenntniß, daß ſie Mann und Frau ſeien.

Die Gültigkeit dieſes alten ſchottiſchen Kirchenſtatuts kam ſogar beim oberſten geiſtlichen Gerichtshofe zur Sprache, und wurde trotz der Bemühungen der gewandteſten Sachwalter, in einem Falle eine Ausnahme zu geſtatten, wo das Bekenntniß der einen Partei im Scherz und ſchlechterdings nicht in der Abſicht gegeben worden war, ſich hierdurch ehelich zu binden, für unverletzlich und keiner Ausnahme fähig erklärt.

Zwei junge Engländer nämlich, vornehm, reich und unvermählt hatten eine gemeinſchaftliche Reiſe nach Schottland verabredet und zur Zer=

Dingen, auch hier gelehrt, daß ein gewiſſes
melweſen die ſchützende Hülle mancher Mäng
und daß namentlich das zarte Geſchlecht ſich
in den Schleier äußerlicher Förmlichkeiten
Daher beobachtete auch unſer Grobſchmied,
Verhältniſſe nicht zu ängſtlich drängten, d
lennen Formen des engliſchen Rituals,
las die vorgeſchriebenen Paragraphen, ſ
üblichen Fragen, ſprach die verordneten
legte dem knieenden Paare die Hände in
und gab dem Bunde feierlichſt ſeinen Seg

In einem Lande, wie England, wo
nach dem poſitiven Buchſtaben des Geſetzes
tet wird, wo Alles erlaubt ſein muß, wa
durch ein Geſetz ausdrücklich verboten iſt, w
ter auch die ſchottiſche Traumeiſ

lichen, sondern nichts
Betheiligten der ei-
gelegtes Bekenntniß,
n.

lten schottischen Kir-
ersten geistlichen Ge-
wurde trotz der Be-
achwalter, in einem
tten, wo das Be-
Scherz und schlech-
geben worden war,
für unverletzlich
rt.

imlich, vornehm,
gemeinschaftliche
et und zur Ze-
ädchen der Freude

Dingen, auch hier gelehrt, daß ein gewisses Formelwesen die schützende Hülle mancher Mängel ist, und daß namentlich das zarte Geschlecht sich gern in den Schleier äußerlicher Förmlichkeiten hüllt. Daher beobachtete auch unser Grobschmied, wenn Verhältnisse nicht zu ängstlich drängten, die solennen Formen des englischen Rituals, er verlas die vorgeschriebenen Paragraphen, stellte die üblichen Fragen, sprach die verordneten Gebete, legte dem knieenden Paare die Hände in einander und gab dem Bunde feierlichst seinen Segen.

In einem Lande, wie England, wo Alles nach dem positiven Buchstaben des Gesetzes gerichtet wird, wo Alles erlaubt sein muß, was nicht durch ein Gesetz ausdrücklich verboten ist, muß daher auch die schottische Traumethode ihre volle Gültigkeit haben, da kein Gesetz sie ausdrücklich

Hier, auf dem letzten Bogen der stattliche
Sarkbrücke athmet das geängstete Liebespaar zu
erstenmale frei auf nach der qualvollsten Angst vo
Verfolgung, Einholung und Trennung, und stel
seine Gefühle und den Liebesbund der Herzen un
ter den Schirm einer rationalen Satzung. Ring
umher ist die Landschaft eine weite, unabsehbar
Fläche, und Stunden weit kann das Auge die zu
rückgelegte Straße überschauen. Ein auffliegende
Staubwirbel, ein schallender Hufschlag — es sin
die Verfolger! — ängstet zum letztenmale die Lie
benden. In Hast springen beide aus dem Wa
gen, gelassen zieht der Zöllner den Schlagbaum
nieder, nach drei Minuten erhebt er sich wieder
die Ceremonie ist beendet, Alles vorüber, die Ver
folger kommen zu spät. — Das ist der erst
profane schottische Traualtar beim Zöllner an der

ute sich ein Mann, Namens
ein bescheidenes Haus auf
en Gretna Green, dem grü-
ischen Gretney und Spring-
el, der noch heute Megg's
veck des Erbauers war, sich
abacks- und Branntweinge-
Es war indeß nicht Paisleys
Erwartungen unerfüllt blie-
r von der Güte seiner Ar-
berzeugt, daß er selbst sein
war. Die Noth machte
faßte er in guter Stunde
fen, mit seinem bisherigen
ngeschäft zu verbinden. Der
nd der Ausführung desselben

zu erreichen.

Seit dieser Zeit datirt sich Europas Bekanntschaft mit Gretna Green, dem grünen Gemeindeplatz zwischen Gretnay und Springfield.

Im Jahre 1790 erlebte Paisley den Schmerz, sein Haus und seine Habe in einer Feuersbrunst zu verlieren. Die Geistlichkeit behauptete, daß sie eine Strafe Gottes, Paisley: daß sie das Werk eines geistlichen Brandstifters und die Nachbarschaft: daß sie die Folge der Nachlässigkeit eines Liebespaares gewesen sei, welches am nächst vorhergegangenen Abend von Paisley getraut und in den Flammen umgekommen sei. Verarmt wendete sich Paisley von der Stätte seines eingeäscherten Besitzthums nach Springfield, wo sein Busenfreund David oder Daniel Laing, der

ihnen ein Werk des Bösen. Alsbald ver-
te sich auch das Gerücht, es sei bei Pais-
und des alten Grobschmieds Ende nicht mit
ten Dingen zugegangen. Der Pfarrer von Spr-
feld veranlaßte die Ausgrabung der Leichen
zum grausenvollen Entsetzen der abergläub-
Schotten fand man in beiden Särgen hal-
weiße Hunde.

Ob indeß ehrlich gestorben und christ-
graben, oder durch Teufelswerk von der Er-
geholt, jeden Falls schied der alte Grobschm-
kinderloser Junggeselle und sein Haus ka-
fremde Hände, dessen Eigner John Low
trotz dem bedenklichen Ende des Abgerufene-
nicht abschrecken ließ, in seiner Schmiede
auch Liebesbande zusammen zu schmieden.

h Europas Bekannt-
grünen Gemeinde-
pringfield.
aisley den Schmerz,
einer Feuersbrunst
behauptete, daß sie
daß sie das Werk
und die Nachbar-
achlässigkeit eines
am nächst ver-
getraut und in
Verarmt wen-
te seines einzi-
ngfield, wo sein
iel Laing, der

und schien ein Werk des Bösen. Alsbald verbreitete sich auch das Gerücht, es sei bei Paisley's und des alten Grobschmieds Ende nicht mit rechten Dingen zugegangen. Der Pfarrer von Springfield veranlaßte die Ausgrabung der Leichen und zum grausenvollen Entsetzen der abergläubischen Schotten fand man in beiden Särgen halb verweste Hunde.

Ob indeß ehrlich gestorben und christlich begraben, oder durch Teufelswerk von der Erde abgeholt, jeden Falls schied der alte Grobschmied als kinderloser Junggeselle und sein Haus kam in fremde Hände, dessen Eigner John Lowerby trotz dem bedenklichen Ende des Abgerufenen sich nicht abschrecken ließ, in seiner Schmiede Eisen- und Liebesbande zusammen zu schmieden. Auch der Ehemann von Paisley's Enkelin, John El-

Green die Rede ist, immer entweder das Gasthaus Gretna Hall in Gretney, oder eins der beiden Institute in Springfield zu verstehen, und höchst wahrscheinlich ist sonach das von den Zeitungsblättern gemeldete Verbrechen in Springfield verübt worden, wenigstens in Gretna Green auf keinen Fall.

Für uns darf übrigens dieses altschottische Trauungsrituale nichts Befremdendes haben, wenn wir bedenken, daß unsere Gesetze dem jüdischen Ritus nicht entgegentreten, nach dem ein Mädchen durch die Annahme einer Morgengabe von kaum 5 Sgr. vor zweien Zeugen, dem Manne, der sie ihr gegeben, nach vollgültigstem Synagogenbrauch angetraut wird. Erlebten wir es ja erst vor einigen Jahren, daß in einer Residenz, zwi- zwischen Rom und Pommern, ein spekulativer jü-

) stillem Ernst ergeben,
ich dann in's Leben.
Schlaf des Todes ruht,
oft frischen Lebensmuth. —

Sarg — sie geben ihn der
Erde,
trauernder Geberde.
Miene: Wär's vorbei!
Boden, stumpf und scheu.

Hut ab — nun nach Hause!
l sein bei dem Leichenschmause.
Ich schreite hastig fort —
s Weib am Grabstein dort!

Geträumt von Liebeslust,
Geherzt den schönsten der Ritter
An ihrer wogenden Brust.

Seitdem hat nimmer sie Ruhe
Im hell kristallnen Schloß.
Sie sattelt früh mit der Sonne
Das wilde schnaubende Roß.

Sie reitet durch lachende Auen
Die rings so wonnig erblühn,
Bis spät die Strahlen der Sonne
Auf Felsenkuppen verglühn.

Sie reitet durch Forst' und Wälder,
Durch dunkle Bergesschlucht,

Entsteigt der Meeresflut,
Dann schleicht sie durch's Thal ohnmächti
Verzehrt von Liebesglut.

v. D.

Der Berliner Karneval.

Seit einigen Jahren ist Berlin meh
bemüht gewesen, es in Karnevalsscherzen u
barkeiten den Rheinischen Städten gleich :
Die humoristische Schlittenfahrt der Studen
historische, wenn man so sagen darf, der D
in Potsdam (diese Stadt ist uns durch die
bahn so nahe gerückt, daß es wohl erlau
mag, sie in dieser Hinsicht als einen Th

Digitized by Google

mal im Feuer. Ein Litera-
mich ein günstiger Zufall ge-
f dessen Urtheil ich mich be-
s nichts an ihrer militairi-
etzen. Mlle. Schmidt ent-
führerin vielen militairischen
Mlle. Erk, die sich beim
pfte. Damit wäre eigentlich
denn die Uebungen der Ama-
, auf dem das ganze Stück
st einer Wiener Parodie des
er Aufruhr im Serail". Sie
die frohe Stimmung des
n, vorzüglich durch die Be-
und Mad. Beckmann's.
geflochtenen Couplets, welche
wichtigsten Interessen berühr-

Florenz mit dem Verfahren. Der kleine ...
Muir's Freund, ebenfalls ein Mediziner, sie kennen, ward bald der Hausarzt, und nach einiger Zeit auch der Hausfreund des zärtlichen Paars. Als er eines Abends in einem Kabinet des untern Stockes sich eben anschickte, in der erwähnten doppelten Qualität seiner schönen Freundin an den Puls zu fühlen, erschallte über ihnen ein rührender Gesang zur Guitarre. „Was Teufel ist das?" frug er die Dame. „O, erwiederte diese lachend, welch seltsames Zusammentreffen! Denke Dir, daß mein Mann mich schon seit mehreren Tagen mit einer neuen Leidenschaft verfolgt, und sich zu dem Ende mit meinem Liebhaber ausgesöhnt hat. Jetzt spielt der Eine auf der Guitarre, während der Andre ein Lied aus alter Zeit dazu singt, das bestimmt ist, bis zu mir zu dringen; um mein Herz

... zur Erheiterung der öffentlichen
nahme an den Kunstausstellungen in Berlin
macht. Die Verminderung der Einnahme
für diese ein sehr betrübendes Resultat. 1836
den 18,659 Thlr. eingenommen, 1838: 12,638
1839: 9,873 Thlr., 1840: 6,608 Thlr., ...
also die jährlichen Ausstellungen ...
theilig eingewirkt haben. Sehr richtig
aber ferner der Graf, daß an dieser ...
auch die Nachsicht bei der Zulassung der ...
ten Werke schuld sei; denn es ist leider
wahr, daß die mittelmäßigsten Produkte ...
Akademie angenommen worden sind, während ...
um die Düsseldorfer Künstler fast gar nicht be...
und zur Einladung fremder Künstler ...
die geringsten Schritte gethan hat. ...
ten französischen ...

Dort lernte Herrn
Mediziner, sie ken-
gt, und nach einiger
des zärtlichen Paars.
dem Kabinet des un-
te, in der erwähnten
nen Freundin an der
er ihnen ein rühren-
Was Teufel ist das?"
derte diese lachend,
! Denke Dir, daß
hreren Tagen mit
und sich zu dem
gesöhnt hat. Jetzt
rre, während der
dazu singt, das be-
en; um mein Her-

Vorschläge zur Beförderung der öffentlichen Theilnahme an den Kunstausstellungen in Berlin gemacht. Die Verminderung der Einnahme zeigt für diese ein sehr betrübendes Resultat. 1836 wurden 18,659 Thlr. eingenommen, 1838: 12,638 Thlr., 1839: 9,873 Thlr., 1840: 6,608 Thlr., so daß also die jährlichen Ausstellungen ersichtlich nachtheilig eingewirkt haben. Sehr richtig bemerkt aber ferner der Graf, daß an dieser Abnahme auch die Nachsicht bei der Zulassung der eingesandten Werke schuld sei; denn es ist leider nur zu wahr, daß die mittelmäßigsten Produkte von der Akademie angenommen worden sind, während man sich um die Düsseldorfer Künstler fast gar nicht bekümmert, und zur Einladung fremder Künstler auch nicht die geringsten Schritte gethan hat. Was wir von französischen und niederländischen Gemälden

ein Reform zu wünschen. Es herrscht hier ein eben so falsches Toleranzsystem, wie bei der Theaterkritik.

Der Einzige, der energisch urtheilt, ist Dr. Klein und dieser steht mit seinen trefflichen Broschüre so isolirt, daß die Mittelmäßigkeit immer noch einen falschen Rückhalt findet.

E. M.

Die Augsburger allg. Zeitg. bringt seit einiger Zeit Artikel über die Erscheinungen der neuesten Literatur. Gewiß ein lobenswerthes Beginnen, da der Literatur die Ehre damit angethan wird, welche ihr gebührt, und das größere Publikum auf diese Weise am leichtesten davon Kenntniß erhält. Die übrigen politischen Zeitun

en in 4 Bdn. an. Warum
er daran, Lichtenberg's
ben, da diese weit eher als
ener u. a., die man neu edirt
verdienen? Der Verlag der
ften gehört der Dietrichschen
en.

---

mm, vom Theater zu Bres-
reits einige seiner angekün-
or einem zahlreichen Publi-
Beifall gehalten. Er besitzt
ir das höhere Pathos und
Grundton des Kunstwerks

Lockenkopf gestülpt, und zog dann die Bettdecke so lange zurecht, bis ich mich seiner erbarmte, und mich von ihm ausziehen ließ."

Das Forstwesen ist in Griechenland noch sehr vernachlässigt. Den Revierförstern hat das Gouvernement noch keine Wohnungen gebaut, und Fürst **Pückler** sah einen, der wie ein zweiter Diogenes in einer großen Tonne lebte. Er selbst schläft und haust zwar nur unter einem Baume, aber in der einen Abtheilung der Tonne hat er seine Registratur, und in der andern sperrt er zuweilen ertappte Diebe oder Forstverbrecher ein, wenn er sich ihrer nicht anders versichern kann.

Deutsche Variationen über die [Frei]sprechung des Lords Cardigan

Vom Herausgeber.

Lord **Cardigan** hatte den Haup[tmann]
Tuckett im Duell erschossen; wurde vom
anwalte vor dem ihm zuständigen Gerichte
dem Oberhause — der Tödtung angekla[gt;]
diesen aber, — unter Gebeten und Sch
auf den einzigen Rechtsgrund hin, daß di[e]
tität des getödteten und des im Klagelibell
neten Individuums nicht erwiesen sei, na
stäblicher Auslegung englischer Gesetze, ein
freigesprochen. Diese Identität wurde in
gestellt, weil in der Klage vier Taufnam

auf seinem braunen
ann die Bettdecke so
iner erbarmte, und

iechenland noch sehr
ßern hat das Gem
n gebaut, und Fürst
zweiter Diogenes
selbst schläft und
ume, aber in der
er seine Registra-
zuweilen ertappte
venn er sich ihrer

Deutsche Variationen über die Freisprechung des Lords Cardigan.

Vom Herausgeber.

Lord Cardigan hatte den Hauptmann Tuckett im Duell erschossen; wurde vom Staatsanwalte vor dem ihm zuständigen Gerichtshofe, — dem Oberhause — der Tödtung angeklagt, durch diesen aber, — unter Gebeten und Schwüren —, auf den einzigen Rechtsgrund hin, daß die Identität des getödteten und des im Klagelibell bezeichneten Individuums nicht erwiesen sei, nach buchstäblicher Auslegung englischer Gesetze, einstimmig freigesprochen. Diese Identität wurde in Abrede gestellt, weil in der Klage vier Taufnamen des Getödteten aufgeführt waren, die Untersuchung jedoch nur zwei derselben nachweisen konnte. Alle

Unsre Betrachtung, welche sogleich vom g gebenen Falle ab, zu seinem allgemeinen Zusam menhange mit den englischen Institutionen si wendet, wird zunächst den korporativen Geist un die ständische Umgränzung der Staatselement Englands hervorheben, die dort ein Jahrtausen lang unwandelbar fest geworden ist. Diese Isoli rung geht so weit, daß auch die Privatverbrecher der bevorrechteten Stände nur von den, den Verbrechern Ebenbürtigen, ohne weitere Intervention des Staats, als die der Anklage, gerichtet werden. Indem für die verschiedenen Stände verschiedene, vom allgemeinen Staatsinteresse losgetrennte Gerichtshöfe vorhanden sind, kann, gehindert durch diese Unterschiede, die Staatsidee, als Gesammtmacht nicht zu ihrer Ausbreitung und

Pranger, mit Auspeitschen,
. Die Peerskammer spricht
äter über einen ebenburtigen
chtschuldig" aus. Die Will-
Todtschlag in ihrem guten
ie einen solchen höchstens für
iß (calamity) ansieht, wird
hr, unter heiliger Verpfän-
e, unter Gebeten und Schwü-
ig erklärt. Die Willführ,
alsten Eingebung folgt, be-
auf Ehre und Gewissen, auf
die subjektivste, endlichste Form
stempelt sie, ledig und los,
glichem allgemein Bindenden,
htschnur, frecher Weise zum

pirte ihre Dialektik und stellte ein **Geschwornengericht**, das lebendige Walten des konkreten, des vernünftigen Geistes, als letzte Instanz auf. Wurden aber diese Geschwornengerichte sofort wieder auf den Grund der starren Isolirung der Stände konstituirt, und hiemit an die bestimmten Interessen und Vorurtheile derselben festgebunden, so war wieder ihre Wirksamkeit für immer gebannt, partikularisirt, verendlicht, mit einem Worte, so kasuistisch geworden, als die Gesetzgebung, der sie das **freie Bewußtsein** entgegenstellen, dem sie das **lebendige** Gegengewicht halten sollten. In diesem Allen sehen wir einen Rückgang in den **Naturstand**. Einmal ist dies ein Rückgang auf den **natürlichen Unterschied**, z. B. des Grundbesitzers, des Handeltreibenden u. s. f., hie-

den Unterschied der Berechtigung des Individ
entsprechend seiner innern Bedeu
für die Staatsidee und den Sta
zweck involvirt. Die deutsche Gesetzgebur
herrscht die Macht der Idee; sie wahrt u
einen Rückfall in den blos natürlichen
schied, wie in die blos natürliche Gleich
Staatselemente. Wie Deutschland jetz
taucht allerdings ein allzumächtiges Korr
porativer Tendenzen auf. Korporation u
vinzialgeist sind nothwendige Elemente der
idee; aber diese Elemente, welche zunächst
dem natürlichen Unterschied, welcher,
gesehen haben, auch zugleich die natürliche
heit ist, basiren, können uns nie zu einem S
recht des Teutoburger

tzgebung; er antici-
te ein Geschwor-
Walten des keufreien,
s letzte Instanz auf-
engerichte sofort wie-
arren Isolirung der
it an die bestimmten
rselben festgebunden,
t für immer gebannt,
t einem Worte, so
Gesetzgebung, der sie
gegenstellen, dem
ht halten sollten.
Rückgang in den
ein Rückgang auf
ied, z. B. des
nden u. s. f., die
bles natürlichen
chen psychologischen

dem Gesetz eben so den Gedankenunterschied oder den Unterschied der Berechtigung des Individuums, *entsprechend seiner innern Bedeutung für die Staatsidee und den Staatszweck* involvirt. Die deutsche Gesetzgebung beherrscht die Macht der Idee; sie wahrt uns vor einen Rückfall in den blos *natürlichen* Unterschied, wie in die blos *natürliche* Gleichheit der Staatselemente. Wie Deutschland jetzt steht, so taucht allerdings ein allzumächtiges Vorwalten korporativer Tendenzen auf. Korporation und Provinzialgeist sind nothwendige Elemente der Staatsidee; aber diese Elemente, welche zunächst nur auf dem *natürlichen* Unterschied, welcher, wie wir gesehen haben, auch zugleich die *natürliche* Gleichheit ist, basiren, können uns nie zu einem *Staatsrecht des Teutoburger Waldes* zurückführen, sondern sie werden zum Ganzen, zur Totalität der Verwirklichung des Staats-Zwecks

ehrfurchtsvollsten Dank aller Preußen, nicht die Schule allein, sondern Theilnahme a den Angelegenheiten des Ganzen, der sicherste W ist zur Vollendung der sittlichen und geistigen Au bildung eines Volkes. Sie entrückt den Mensche aus den engen Schranken der Selbstsucht, verset ihn in das edle Gebiet des Gesammtwohls un an die Stelle des Treibens nach Genuß und Ge winn, oder des starren Hinbrütens der Faulhei und des Versinkens in Gemeinheit, tritt ernste Ver wendung des Geistes, Willens und Vermögens au das dem Vaterland Gemeinnützige und das wahr haft Wissenswürdige; es entwickelt sich durch reli giöse, sittliche Erziehung, und durch selbstständiges freisinniges Handeln, eine Energie des Geistes und Willens, die Quelle von vielem Edlen und Großen wird, bei dem Einzelnen wie bei der Gesammtheit.

Aus dieser Energie entspringt in großen Momenten des Lebens der Staat

t ihr tanzte, erst beklommen
leicht und frei im Herzen,
nur ab und zu flog mir ein
die Augen, grade, wenn ich
den ganzen Himmel zu durch-
gte taktlos durch den Kreis,
prestissimo der Musik er-
ard's still und der Schleier
hin und her, und es half mir
t verklärt war, und der Him-

uch hier im Tollhause Halb-
Vater nur lebte, und sie ihn,
, zum Tollvater gemacht hät-
hl begriffen, daß die Cur nur
turmeseile die Bank sich frei-

holm die Natur der Metalle sich umwandelt und hier Gold (in Kronen) eine Wahlverwandtschaft ausübte, die in Neapel bei dem Blei (in Kugeln) sich äußerte. Ich freilich hätte, wenn ich Kaiser von Oestreich gewesen wäre, den Koch den Madschakerhof kaufen und darin Safransuppe und Kälbergekröse bereiten lassen. Gott segne den Mann unter der Erde, der zuerst aussprach: die Welt ist ein Narrenhaus. Was thut Gott, dachte ein philosophischer Arzt, um die Tollheit der Menschen zu zügeln? er läßt sie auf der Erdscheibe drehen, versuchen wir das Gleiche! Und, siehe da! jetzt werden wir besondere Narren auf besonderen Scheiben gedreht. Es will mir allerdings nicht recht in den Kopf, daß ich ein Narr sein soll, aber Mimi*) sagt's und führt Gründe an:

..., und sagte: ich sei verrückt, was i...
an allen vier Wänden geschrieben steht. ...
wahre mich, wenn erst Stände da sind, ...
Anglomanie auf der Ministerbank sitzt! ...
wohl, Stelz der Narrheit.

ad 2. O Blümeli mi, o Blümeli ...
O, i möcht' geng bi dir si!

ad 3. Ich habe über andere ...
den Kopf zu zerbrechen als über Namen.
Kasten mit schwarzer Wäsche nenne ich ...
mer, ohne etwas dabei zu denken, blos, ...
mir so einmal in den Mund kam. ...
dachte ich, der Kater Murr habe Katzenna...
Ehren gebracht, und eine Eule ist auch ni...
ders als eine geflügelte Katze, nicht zu ...
daß sie Minerva's Schooßhündchen ...

nicht, daß in Steck-
h umwandelt und hier
ahlverwandtschaft aus-
Blei (in Kugeln) sich
wenn ich Kaiser von
n Koch den Radscha-
fransuppe und Kälber-
segne den Mann un-
sprach: *die Welt ist*
Gott, dachte ein phi-
eit der Menschen zu
scheibe drehen, ver-
siehe da! jetzt wer-
besonderen Schei-
lerdings nicht recht
arr sein soll, aber
nde an:
ir zu viel und ein

als ich ihm: daher! dahin! nachrief, trat Mimi herein, und sagte: ich sei verrückt, was schon hier an allen vier Wänden geschrieben steht. Gott bewahre mich, wenn erst Stände da sind, und die Anglomanie auf der Ministerbank sitzt! dann lebe wohl, Stolz der Narrheit.

ad 2. O Blümeli mi, o Blümeli mi,
O, i mocht' geng bi dir si!

ad 3. Ich habe über andere Dinge mir den Kopf zu zerbrechen als über Namen. Meinen Kasten mit schwarzer Wäsche nenne ich Pairskammer, ohne etwas dabei zu denken, blos, weil es mir so einmal in den Mund kam. Uebrigens dachte ich, der Kater Murr habe Katzennamen zu Ehren gebracht, und eine Eule ist auch nichts anders als eine geflügelte Katze, nicht zu gedenken, daß sie Minerva's Schooßhündchen*) ist, und seit der Einführung der Wasserkur Aeskulap und seine Schlange nichts mehr gelten; sonst hätte ich mei-

der Rettung da und warten nur auf das Signa
um durch die Straßen und Häuser Flammen z
ergießen. Ich verharre Ew. Durchlaucht geho
samster Diener." Dafür steckten sie mich in's Tol
haus! — Und sie hatten Recht. Der Resonanz
boden der großen Volksgeige taugte nichts; ihr
Molltöne ließen sich noch allenfalls anhören, abe
ein kräftiger Durton war nicht herauszubringen.

Wie gestern, so heute! Wie draußen, so hier
Wenn ich sie eine selbstständige Bachsche Fug
hören lasse, bitten sie mich um ça ira.

Mit Flammenschrift am Himmel steht geschrieben
— Du schaust es wohl in sternenheller Nacht: —
„Im dunklen All wird kund des Lichtes Macht,
„Entschieden sei Dein Hassen wie Dein Lieben!"
Wo trüb das Licht, im Dunkel Schein geblieben,
Wo Liebe zürnt und Haß noch freundlich lacht,
Da wird der Stoff, zum Leben nicht erwacht,
Chaotisch formlos hin und her getrieben.
So hast auch Du gestaltlos lang geirret

n sein und Menschen dort
Abgeschiedenheit! Des stillen

Phantasieen lag ich stunden-
kleinen Eden und konnte we-
Blicke davon wegwenden.
Paar, das dort sein Gärt-
Kuh und seine Schafe wei-
othwangigen Säugling spielt,
ahnt vom Parteienkampf und
r ihm, sondern friedlich und
sich genießt, was Natur ihm
schafft! Wie auf diesem grü-
h Bienchen und Ameisen auf
Grase emsig sammeln und
eilen, und gaukelnd zwischen
Schmetterlinge flattern, so

Auf der Höhe von Saint Sauveur oder Salvatore, diesem lieblichsten Badeorte der Pyrenäen, diesem Tivoli Heinrichs IV., dem nicht die badenden Nymphen, aber die Poeten fehlen, liegt ein schöner Wasserfall. Vor dem Wasserfalle dehnt sich eine Hochebene voll blumiger Triften aus, in den Triften weiden Heerden und bei den Heerden sitzen freundliche Mädchen, die nackte Füße, ein weißes Hemde und um die Hüften blos einen Kotillon von gestreiftem aragonesischen Zeuge tragen.

Da ich nicht wußte was ich im Hôtel de France eines Tages vor dem Mittagessen beginnen sollte, indem ich bereits alle Kaskatellen des Gare oder Anio, der von dem Gletscher der Am-

---

sind ihm wirkliche, noch lebende Personen. So verlangte
er vor einigen Tagen mit dem wildesten Ungestüm von

man ihn weiter bei Bagneres und Bare...
endlich gar bei Pau, wo es gute un...
Wasser, eaux bonnes, eaux douces, ...
milch, Ziegenmilch, Engländer, Spanier un...
sen, zuweilen sogar Deutsche gibt. Der ...
midi von Pau ist der Pic par excellen...
pitteroske Pyrenäen-Pilatus oder vielmehr ...
horn, das die Traveller erklettern, um ...
Aussicht ins Bearn und in Navarra zu ...

„Navarra's schönste Zierde" ist ...
Hirtenmädchen, Namens Unka, die den ...
von Salvatore den Weg zum Staubb...
frühmorgens die Kühe melkt, und hern...
lette macht an der Quelle. Ich versicher...
lange Zeit keine so grazieuse, griechisch...
kein transparenteres Auge, keine runder...
keine blüh...

zu erlauben, id est die
Mund oder wohl gar eine
nn zu küssen, welches des
wegen nicht gut anging,
und der Hühnerhund eines
bei uns nach Wildprett.

viola un mylord," erkla-
ohne Strümpfe, sprang ins
Locken hinters Ohr.

nchalance im Grase liegen.
eles ein breitschultriger pen-
l, der seine dicke Hälfte und
rothhaarige erst- und letzt-
ren führte. Das Kleeblatt
er Fleck der Solfatara, ich
um und Portwein zu riechen.

trachtete.

„Du bist nicht zufrieden, Schätzchen?" frug ich.

„Ich werde heute noch ein mal Toilette machen müssen. Was würden die Badegäste sagen, wenn ich so zerzaust und malpropre vor ihnen erschiene. Weiß wie ihre Milch ist Unka gewesen."

Als ich hierauf noch ein andres Zweifrankenstück in ihre Hand drückte, blickte sie mich freundlich an, sagte: Merci, monsieur, und hing sich an meinen Arm, wie wenn wir alte Bekannte wären und blos miteinander geschmollt hätten. O über die Unschuld auf Erden!

„Navarras schönste Zierde" wird ohne Zweifel in Paris einmal das Boulevard-Pflaster zieren, und des Abends vor Tortoni Parade machen. Wie kann's anders kommen, wenn ein Wasserfall, ein

Heiliger großer Wodan hilf,
Es nahen die Speere, dicht wie S
Die Schilde, wie eine Wolke,
Hilf deinem bedrängten Volke.

Julius Mindin

Bilder aus Ungarn.

von Karl Beck.

Ungarischer Tanz.

Der braune Spielmann geigt,
Wie wenn die Windsbraut weht!
Wie sich die Dirne neigt!

nitterte Tunica be-

Schätzchen?" frug ich.
n mal Toilette ma-
ie Badegäste sagen,
repre vor ihnen er-
ist Unka gewesen."
ndres Zweifranken-
te sie mich freund-
ur, und hing sich
e alte Bekannte
schmollt hätten.

wird ohne Zwei-
d-Pflaster zieren,
de machen. Wie
n Wasserfall, ein
verkauft werden!

Heiliger großer Wodan hilf,
Es nahen die Speere, dicht wie Schilf,
Die Schilde, wie eine Wolke,
Hilf deinem bedrängten Volke.

Julius Minding.

Bilder aus Ungarn.

von Karl Beck.

Ungarischer Tanz.

Der braune Spielmann geigt,
Wie wenn die Windsbraut weht!
Wie sich die Dirne neigt!
Wie stolz der Tänzer steht!

Wirft die Beine rechts behende,
Schleudert sie zur Linken dann,
Schlägt die Hand an seine Lende,
Streicht den Bart der heiße Mann.

Sie flieht, daß er sie hasche,
Dann zürnt die lose Kleine,
Sie lockt, sie neckt, sie suchet
Entzückenden Verdruß.
Sie wieget sich, sie schwanket:
Wie in des Glases Welle
Ein buntes Lichtchen tragend
Das leichte Haus der Nuß.
Der Spielmann jagt so sehr,
Daß man sein Haar zerrauft,
Wenn jetzt nicht tief und schwer
Sein Dudelsäcklein schnauft.

ng dich, jage drauf!
n sie zum Raube,
nelle dich mit ihr auf!

ihrem Hauche
eme Bitte,
s ihren Augen
ätig Ach!
iedlich weiter
eißen Fähnchen,
n, — und blicket
traurig nach!

wieder wild
umfängt?
wieder mild
hängt?

meinen die wahre Geltung und den vollen Ausdruck findet. Dem entsprechend hat die dramatischen Poesie als die Darstellung des handelnden Lebens, des Gedankens, der sich durch die That offenbart, sich vorzugsweise auf der Bühne des Staats bewegt, so oft sie in einem großen Genie einen Höhepunkt erreichte. Da aber die Kunst das Allgemeine als das Eigene des Subjects in Charakter und Gemüth als individuelles Pathos zu ihrem Vorwurfe hat, so ergiebt sich hieraus, daß ein idyllischer Zustand für die politische Tragödie ebenso ungeeignet ist, als der gesetzmäßige, der alle Particularität, besondere Sinnesweise und Empfindung in einer selbstbestimmten Ordnung regelt, und in vielseitig streng gegliedertem Zusammenwirken das Allgemeine als solches herrschen

ines zu ziehen, und das Werden seiner a
Ite in einem Stoffe aus der französisch
schichte zu veranschaulichen. Die Günstlin
schaft des Marschal von Ancre führt er u
nächst vor Augen. Es ist der tiefste
Verfall, rings Intriguen und Cabalen um
Interesse, nach dem Belieben der Laune
und Geistlichkeit führen das große Wort,
Stand kann nur ahnen lassen, was seine
sein wird; umsonst erhebt das Parlam
Stimme, ihm bleibt nur ein selbstbewahr
nachgieb'ger Widerstand. Der Wechsel in
kompsüchtigem Nichts ist von vornherein
gezeichnet. Der Nothschrei des Landes
verhallt, selbst der Verrath eines Staat
nisses stürzt ihn nicht. Da kränkt

rganismus des Allge-
und den vollen Aus-
end hat die drama-
llung des handelnden
sich durch die That
auf der Bühne des
einem großen Geni
Da aber die Kunst
ne des Subjects in
ndividuelles Pathos
rgiebt sich hieraus,
die politische Tra-
der gesetzmäßige,
Sinnesweise und
mten Ordnung re-
gliedertem Zusam-
s solches herrsch

Kreis zu ziehen, und das Werden seiner absoluten Idee in einem Stoffe aus der französischen Geschichte zu veranschaulichen. Die Günstlingsherrschaft des Marschal von Ancre führt er uns zunächst vor Augen. Es ist der tiefste politische Verfall, rings Intriguen und Cabalen um eignes Interesse, nach dem Belieben der Laune. Adel und Geistlichkeit führen das große Wort, der dritte Stand kann nur ahnen lassen, was seine Zukunft sein wird; umsonst erhebt das Parlament seine Stimme, ihm bleibt nur ein selbstbeharrlich, unnachgieb'ger Widerstand. Der Wechsel in Ancre's pompsüchtigem Nichts ist von vornherein trefflich gezeichnet. Der Nothschrei des Landes gegen ihn verhallt, selbst der Verrath eines Staatsgeheimnisses stürzt ihn nicht. Da kränkt er die Ehre des Volks, indem er durch seine Diener den Schu-

die Empörung der Großen, und die Art, wie
den Stolz ihrer Frauen dämpft, ist von der ergre
fendsten Wirkung. Der Herzog Guise hat Vat
und Sohn de Luz erschlagen, ein alter Diene
schwört ihm Rache, bemächtigt sich des Empörer
auf dem Meere, und sendet Haupt und Rumpf a
Richelieu, der dessen Schwester und Gemahlin, a
sie ungläubig für seine Worte auf die siegen
Macht ihres Hauses gegen die Staatsallgemeinhe
trotzen, beide Stücke zur Bestätigung seiner Re
und zum Zeugniß übergiebt, wie er diesen wide
spänstigen Sinn zu brechen vorhat.

Der Reichthum des Ganzen kam durch die
Zeilen nur angedeutet werden; Klein hat, wie
in dem parlamentarischen Sinne den weitest
Stoff bewältigt, so in denen der Intrigue und d
Privatinteresses das mannigfaltigste politische Deta

os einer fortlaufenden Ent=
de des Verses ausladen, und
ung desselben ihn der Prosa
sich lobenswerth, wird aber
ieben, und wie der Verfasser

er Kater weichen Fells,
im Schooß der Herrin spin=
nend,
le, goldne Funken sprüht" —

llzu saftigen Stammes hätte
dürfte es rathsam sein, das
er Verse nur selten und mit

inigkeiten, wie man sie nur da
nt. Aber man mit den tüch=

Berlin galt von jeher nicht für das Eldorado rei=
sender Künstler. — So haben wir uns denn meist mit einheimischen Talenten begnügen müssen; un=ter manchem Gelungenen wurde uns auch recht viel Mittelmäßiges und Schlechtes aufgetischt. — Zu den hervorragendsten, wichtigsten Erscheinungen rechnen wir vor allen das neue Oratorium Judith von Carl Eckert, einem noch sehr jungen, aber bereits bekannten Componisten. Fr. Förster lieferte den Text dazu. Es ist das Ganze eine sehr ehrenwerthe, fleißige Arbeit, die in jedem Falle für die Zukunft etwas Tüchtiges von dem Verfasser erwarten läßt. Er zeigte darin eine gründliche musikalische Bildung und ein beachtenswerthes Talent. Freilich ist das Oratorium nicht frei von Fehlern und Schwächen, die der Jugend des Componisten anheimfallen, es finden sich viele

bewährte sich als talentreicher Clavierspiele
Concert des Musikdirektor Lecerf, in
sich meist seine Schüler producirten, ging
vorüber. Das Programm war aber auch
einseitig. Außer der Dlle. Wittbuhn,
das Nationaltheater in Frankfurt a. M.
ist und recht gute Gesangsmittel hat, w
aus nichts Bemerkenswerthes darin*).
ferschen Soireen brachten uns wie i
treffliche Aufführungen der Werke Moza
hovens und Haydns; außerdem zwei neu
türen von Boehmer und Stahlkne
sehr mäßige, gehaltlose Produkte. Die Z
mannschen Quartettunterhaltungen sind
nur für classische Musik bestimmt — be
tute behalten dadurch gleichen M

ür das Elderado rei
wir uns denn meist
gnügen müssen; un-
rde uns auch recht
chtes aufgetischt. —
igsten Erscheinungen
ue Oratorium Ju-
m noch sehr jungen,
nissen. Fr. För-
Es ist das Ganze
beit, die in jedem
üchtiges von dem
zeigte darin eine
nd ein beachtens-
s Oratorium nicht
, die der Jugend
es finden sich viele
herrscht doch ein

bewährte sich als talentreicher Clavierspieler. Ein Concert des Musikdirektor Lecerf, in welchem sich meist seine Schüler producirten, ging spurlos vorüber. Das Programm war aber auch höchst einseitig. Außer der Dlle. Witthuhn, die für das Nationaltheater in Frankfurt a. M. engagirt ist und recht gute Gesangsmittel hat, war durchaus nichts Bemerkenswerthes darin*). Die Möserschen Soireen brachten uns wie immer vortreffliche Aufführungen der Werke Mozarts, Beethovens und Haydns; außerdem zwei neue Ouvertüren von Boehmer und Stahlknecht, beide sehr mäßige, gehaltlose Produkte. Die Zimmermannschen Quartettunterhaltungen sind ebenfalls nur für classische Musik bestimmt — beide Institute behalten dadurch gleichen Nutzen und Werth.

Die Königl. Oper leidet an der Schwindsucht;

gesunt. Die Herren Mantius, Zschiesc
Eichberger, Böttcher und Fischer
ganz auf ihrem Platze; im Uebrigen sind die A
führungen größerer Opern meist unzureichend.
Stelle der verstorbenen Frau v. Wrochem, ei
in ihrem Genre tüchtigen Schauspielerin ist du
Mad. Moeser oder Valentini schwach bese
Ebenso findet Dlle. Grünbaum in D
Baum eine sehr mittelmäßige, stümperhafte
valin. — Dies ist in kurzen Umrissen der Zusta
unsrer Oper im Anfange des Jahres 1841. W
die Zukunft birgt — wage Niemand zu en
hüllen! —

W. Viol.

Feuilleton.

t war, so lautete ihm der
usdem doch noch zu deutsch
Ejusdemius, Genitiv: Ejus-
hen.

ner hiesigen Kunsthandlung
es berühmten Kupferstechers
von ihm selbst gemalt und
mit dem Beisatze: Gemalt
gestochen von **Lui Même**.
dem Porträtirten und Por-
e **Lui Même** zu einem land-
hypostasirt, ähnlich wie jüngst
r ein Herr **Densamme** zu
um Mitglied der Stockholmer
chaften kreirt wurde.

ßerdem den Vortheil, dort ein gemischtes Repertoir zu haben, und, worauf sie bei einem hiesigen Engagement hätte verzichten müssen, dem Publikum ihr herrliches Talent für kokette Rollen zeigen zu können. —

Der Entrepreneur der gedachten Gesellschaft hat sie bei dieser Gelegenheit zum erstenmal gehört. —

Aus Paris.

Je nach der Gestaltung der Dinge ist das Ministerium Guizot nur eine Brücke für Molé oder für Dufaure, denn dieser Letztere ist in meinen Augen derjenige, der jetzt am meisten Chancen für die Zukunft hat. Müde, nur ein Vasall von Thiers zu sein, ist er seit seiner Desertion vom

der Wartburgsideen, in seinen ver
lichen Folgen für die Gegenwart
Zukunft der Staatsidee, beschäftigen.

M. Carriere ließ vor ohngefähr 2
einen Artikel über die Bedeutung der Heg
Philosophie in der Augsburger Allg. Zeit
scheinen, welcher Franz von Baader zu e
gegnungsschrift unter dem Titel: Revi
Hegel'schen Philosophie, veranla
diese Schrift Baaders replicirte Carriere
bei Lanz so eben erschienenen Broschüre
Geist, Schwert- und Handschla
Franz Baader. Diese jüngste Sch
riere's trifft in eigenthümlich belebter F
Hauptpunkt der Frage und

Sie hat noch aus-
gemischtes Repertoir
i einem hiesigen En-
ssen, dem Publikum
tte Rollen zeigen zu

edachten Gesellschaft
zum erstenmal ge-

Aus Paris.
er Dinge ist das
Brücke für Molé
letztere ist in mei-
n meisten Chancen
ur ein Vasall von
er Desertion vom
rden. Thiers nä-

nenden Buches: Ueber das Wiederaufleben der Wartburgsideen, in seinen verderblichen Folgen für die Gegenwart und Zukunft der Staatsidee, beschäftigen.

M. Carriere ließ vor ohngefähr 2 Jahren einen Artikel über die Bedeutung der Hegelschen Philosophie in der Augsburger Allg. Zeitung erscheinen, welcher Franz von Baader zu einer Entgegnungsschrift unter dem Titel: Revision der Hegel'schen Philosophie, veranlaßte. Auf diese Schrift Baaders replicirte Carriere in einer bei Lanz so eben erschienenen Broschüre: Vom Geist, Schwert- und Handschlag für Franz Baader. Diese jüngste Schrift Carriere's trifft in eigenthümlich belebter Form den Hauptpunkt der Frage und schlägt den Gegner, dessen Scheinseeligkeit mit so vielen philosophischen

In Berlin machte einmal Jemand eine Wett
er wolle von den Zelten im Thiergarten, bis na
der Post rückwärts gehen, verlor sie aber, weil i
bei der Ausführung die Waden zu sehr schmerzte
Ein ähnliches Experiment schlägt nun gar in ein
seiner letzten Nrn. das politische Wochenblatt uns
ganzen Nation vor, es bringt darin folgenden Au
spruch zu Tage:

„Wir Deutschen, als das Volk, dem die See
„für das innigste Leben aufgeschlossen ist, dem d
„innersten Beziehungen voranstehen, sind jetzt b
„rufen, für die Menschheit den Rückweg v
„der Sünde voran zu wandeln!"

In Leipzig erscheint bei T. O. Weigel b
reits seit einem Jahre eine politisch-belletristische W
chenschrift: the german Examiner. Sie wi

Kräften und Leistungen unterstützten und für die Zukunft zu unterstützen ver-
so reges, aus freiem Entschlusse hervorgegangenes Streben sich zeigt, da kann nur
liches emporblühen. Während Jegliches, was uns die Gegenwart bringt, eine
estalt annimmt und darum einer eingreifendern Wirkung für die Zukunft gewiß ist,
Pflicht der Presse seyn, den höhern Faden, an dem Streben und Ziel, Arbeit
der Zeit sich fortleitet, festzuhalten. Wir können es uns nur zu hoher Ehre
htige deutsche Stimmen in uns diesen Beruf und dessen theilweise Erfüllung
kannten — ein Lohn, der groß genug ist, daß man ihn aus allen Kräften

10. März 1841.

Dr. Karl Riedel.

---

hnete übernimmt, vom 1. April d. J. ab, den Verlag des Athenäum.
ich erscheint eine Nummer, der gegenwärtigen an Umfang und Aus-

Der Pekinger Hof und die chinesisc[he] Staatshaushaltung.

(Bruchstück aus einer Abhandlung: das moderne Ch[ina])

Von

Dr. Rutenberg.

Das himmlische Reich, das Reich der
tisch-richtigen Mitte, in welchem der Mensch
gebildet ist und sehr viel Prügel empfängt,
nen die Barbaren des Westens China oder S[...]
Der frühere Wechsel und die bisweilige Trenn[ung]
der Residenzen in demselben hat sich seit der
gründung der Mandschuherrschaft (1640 nach
Geb.) auf das weltbekannte Peking wie auf
nothwendigen Mittelpunkt zurückgezogen.
früher Nanking, die Südstadt, die Nebenbu[hlerin]
der Nordstadt war. [...]

ehölzen und Fruchtfeldern be-
örfer reihen sich durch Kunst-
nd überall erblickt der Wan-
der Vorzeit und die Werk-
igen Industrie. Das Klima
ich sie mit dem südlichen Ita-
n Spanien in gleicher Breite
ch von diesen Gegenden der
utend. Denn die Flüsse sind
nate mit Eis bedeckt. So hat
hinesen King-sze, die Woh-
nannt, unter 39° 55' N. B.
om Meere gelegen, zwar eine
eratur von + 12° Cent., wie
agne; während der Sommer
Winter von Kopenhagen sich
vereinigen.

gen der Mandschus auch ohne detaschirte Forts und Citadellen überflüssig hinreichend sein, wie die Jesuiten-Missionaire der Meinung waren, das Volk in der Stadt im Zaum und Ordnung zu erhalten.

Die Hauptstraßen der Stadt sind in der Regel gegen eine Meile lang und ziemlich 120 Fuß breit. Dessen ungeachtet wird der Raum in ihnen dermaßen durch die Lebhaftigkeit des Verkehrs verengt, daß man sich kaum durchwinden kann, und es nur der angebornen Höflichkeit der Chinesen verdankt, wenn man ohne nachdrückliche Rippenstöße davon kommt. Das Leben in diesen Hauptstraßen schildern Engländer und Russen als Augenzeugen übereinstimmend mit den frühern Aussagen der Jesuiten. Die Menge der beweglichen Buden von Barbieren, Schuhflickern und Schneidern, die Zelte, aus denen Thee, Früchte, Reis

mälde des häuslichen Glückes in den enger
der Bewohner Pekings erblickt. Hier sich
die Frauen an heißen Sommertagen in der
leisen Bekleidung sich auszuruhen. Deßhalb
auch zu solchen Zeiten die Schildwachen ni
den Stadtmauern umherwandeln, und die
decker auf den Häusern nicht arbeiten.
wenn sie dazu genöthigt sind, müssen zuer
Gesang anstimmen, wie bei uns die Schorn
ger, als Signal für Frauen und Mädchen
sie ihre Zimmer nicht verlassen.

Wie himmlisch selbst muß nicht unter
Umständen die chinesische Polizei organisir
um in der 3 Millionen starken Bevölkeru
ihre Beschäftigung, wie oben angedeutet, ö
fentlich auf den Straßen und Höfen

ine detaschirte Fest-
reichend sein, wie die
nung waren, das Volk
Ordnung zu erhalten.
Stadt sind in der Re-
und ziemlich 120 Fuß
ird der Raum in G-
aftigkeit des Verkehrs
n durchwinden kann,
gfältigkeit der Chine-
nachdrückliche Rip-
Leben in diesem
er und Russen als
mit den frühern Aus-
nge der beweglichen
ickern und Schnei-
Früchte, Reis

mälde des häuslichen Glückes in den engen Höfen der Bewohner Pekings erblickt. Hier sieht man die Frauen an heißen Sommertagen in der leichtesten Bekleidung sich ausruhen. Deßhalb dürfen auch zu solchen Zeiten die Schildwachen nicht auf den Stadtmauern umherwandeln, und die Dachdecker auf den Häusern nicht arbeiten. Letztere wenn sie dazu genöthigt sind, müssen zuvor einen Gesang anstimmen, wie bei uns die Schornsteinfeger, als Signal für Frauen und Mädchen, damit sie ihre Zimmer nicht verlassen.

Wie himmlisch selbst muß nicht unter solchen Umständen die chinesische Polizei organisirt sein, um in der 3 Millionen starken Bevölkerung, die ihre Beschäftigung, wie oben angedeutet, meist öffentlich auf den Straßen und Höfen treibt, nicht allein die nöthige Ordnung und den polizeimäßigen

in gut polizeilich organisirten Städten Deutschlan
der Fall ist. Die Straßen werden durch gr
Gitterthore verschlossen. Jede Person, selbst w
sie in Kaisers Angelegenheiten ausgeschickt ist, d
angehalten werden. Erregt die Antwort eines
chen Arrestanten den geringsten Verdacht, so w
er auf die Hauptwache geführt und dort examin
wobei es den Polizeimandarinen wohl zu Stat
kömmt, daß sie selbst oft mehrere Examina si
abgelegt haben. Um die Wachsamkeit der Poli
soldaten zu visitiren, sind die Offiziere so wie
Stadtgouverneure verpflichtet, ohne Unterlaß
patrouilliren; und die geringste Nachlässigkeit
wahrgenommen wird, soll Kassation herbeifühn
Darf man sich also wundern, wenn bei Nacht,
in Peking eine Todtenstille herrscht, mit Ausnah
des Lärms, der von den Patrouillen, ihrem Au

ohn des Himmels eine eigene
die von Peking etwas über
ach Jehol, der Sommerresi-
unstraße, berichtet Küttner,
dtschaft des Lord Macartney
n den letzten Regierungsjah-
=long jährlich zweimal um-
n jedem Staube reingefegt,
und Rückreise der Kaiserli-
n, ehe ein anderer sie betre-
ne Tenne festgestampft, alle
Wasserbehältern zum Bespren-
n bei Tag und Nacht verse-
ng und Reinlichkeit mit dem
chaftszimmers zu vergleichen;
und Sonnenstrahlen von den

Unverloren
Find' ich dann mein altes Glück.

Nun habe ich ihm alle 10 Terrassen hingezeichnet und alle Brustwehren mit Blumentöpfen und alle Ecken mit Pyramiden und Statuen verziert, selbst das Einhorn mit dem Jungen, der darauf reitet, habe ich nicht vergessen und doch erkennt er isola bella nicht. Wenigstens in Italien, wenn auch nicht in Rußland oder Frankreich, sollte ein Arzt gewesen sein, der Narren, zumal politische, kuriren will. — Gott, über ein Vierteljahrhundert ist es her, daß die Aloe auf isola madre mich verwundete und ich das Venushaar, mit dem ich heute wieder spielte, vom Felsen der schönen Nachbarin mit blutiger Hand mir pflückte, und noch ist es frisch und grün; ich aber bin welk und bleich geworden! — Homers Inseln der Seligen

eben jetzt, da ich noch gern meine Hand zu
machte und mit Verdruß an meinem Lic
chen merke, daß der Wächter bald komme
Glüht und kocht es mir doch in allen
Nach Kampf verlangt's in mir oder glühen
armung. O wie viel Kraft und Seligkeit
diesem verkümmerten, ausgedörrten, kahlen
venleben voll Fesseln des Wahns und feiger
sündlich verloren! O, Natur und Recht
heit, kehret zurück und nehmet wieder
der Welt ein! laßt diese armen Sünder
in ihrer Schwäche sicher sich zu fühlen,
in Ketten halten, in erschrecktem Zittern
stürzen vor dem freien Walten des Ged
der Lust. Laß mich hinaus, Uhu, laß
aus! Glaubst du, ich werde im Oper

altes Glück.
10 Terrassen hinge-
n mit Blumentöpfen
en und Statuen ver-
t dem Jungen, der
vergessen und doch er
Wenigstens in Italien,
der Frankreich, sollte
arren, zumal politi-
er ein Vierteljahr-
e auf isola madre
enushaar, mit dem
Felsen der schönen
mir pflückte, und
aber bin welk und
... den Seligen

eben jetzt, da ich noch gern meine Hand zur Zunge machte und mit Verdruß an meinem Lichtstümpchen merke, daß der Wächter bald kommen muß. Glüht und kocht es mir doch in allen Adern! Nach Kampf verlangt's in mir oder glühender Umarmung. O wie viel Kraft und Seligkeit geht in diesem verkümmerten, ausgedörrten, kahlen Sclavenleben voll Fesseln des Wahns und feiger Schwäche sündlich verloren! O, Natur und Recht und Wahrheit, kehret zurück und nehmet wieder den Thron der Welt ein! laßt diese armen Sünder, die, um in ihrer Schwäche sicher sich zu fühlen, alle Kraft in Ketten halten, in erschrecktem Zittern zusammenstürzen vor dem freien Walten des Gedankens und der Lust. Laß mich hinaus, Uhu, laß mich hinaus! Glaubst du, ich werde im Opernhause oder auf der Straße mir Ohrfeigen holen! Höchstens

haben sie mich wieder freigelassen, zum sieben-
Male thun sie's wohl nicht, und ich sehe es
ein, daß sie mich jetzt nicht, wie sonst, nach Jah
sondern schon den zweiten Tag wieder zurückb
gen würden. Was fehlt mir denn auch hier?
ich nicht meine warme Stube und ein wei
Bett und gesunde Suppen und volpisches W
hier? Führt mich Mimi nicht mit aufmerksa
Sorgfalt ins Theater und in loyale Kaffeehä
und Conditoreien und in liberale Bierstuben
Weinkeller und selbst ins Lesekabinet, das, wie
neue Hamburger sagt, nicht seines Gleichen h
Hätte ich ohne Mimi Baß und Sopran aus E
Kehle singen gehört? O, des selbstsüchtigen Narr
der, immer und überall zurückgewiesen, den Wun
nicht aufgeben kann, sein Vaterland zu schirm
und zu retten! Wer ein halbes Jahrhundert,

Pfauenfeder auf dem Kopfe, ſſenen und ſid muthigen Man- Die Geſichtszüge, nur um braunen Augen, waren hei- ebelbart und Haare raben- ücken trug er einen großen, mit einem hellen, meſſinge- war. —

ging ein Mädchen von 18 laſſem Geſichte. Ihr Kor- ieß Bruſt und Nacken blos. ock war grün und gelb ge- n Locken waren in ein grü- as im Hauch des ſengenden ielend hin und herflatterte. das Paar durch die ſonnige die man am Strande des

den Hals und das rothe Kleid auf dem Arme, dem Meere zu. Sie ließ ſich auf den Sand nieder, entblößte die Füße von den Halbſchuhen und ſchwarzen Zwickelſtümpfen und wuſch ſie in der See; dann legte ſie das Korſett ab, und wuſch den weißen Buſen, indem ſie ſich auf die Hand geſtützt, ſo über das Ufer hinausbeugte, daß die Wellen die am Halſe hängende Schlange ſpielend berührten. Hierauf ordnete ſie im Spiegel der ſteigenden und ſinkenden Woge ihr Haar, das vom Netze befreit in langen, dichten Strömen herabfiel, und wickelte es zu prächtigen Locken. Sie warf den grüngeſtreiften Rock ab, und zog die Kleider an, die ſie mitgebracht. Es war ein hochrothes Flügelkleid mit weißem Unterkleide, das ihr herrlich ſtand. Als ſie es angelegt, heftete ſie mit Nadeln wirkliche ſchneeweiße Fittiche an das neue Gewand;

... zu. Die Zeit der Sieſta mochte gelaufen ſein, und alle Bauern waren im Bei dem Anblick der fremdartigen, über- und unterirdiſchen Geſtalten ſtutzten ſie, Senſe und Rechen fallen, und hörten dem die mit ſchlagenden Verrilla mit offenem M

Als Verrilla die Trommel gerührt, ſeinen abgeleierten prahleriſchen Spruch m gefälliger Miene her, trommelte wieder, weiter.

Der Cherub Blanche nahm die Sch Halſe, und ließ ſie in langen Windungen i tanzen, warf ſie zürnend von ſich, und ſie keh wieder, als wäre ſie von der Engelsgeſtalt des bezaubert. Wenn Verrilla zum zweiten Trommel geſchlagen, ließ ſich auch Bl nehmen, indem ſie mit ...

id auf dem Arme,
auf den Sand nie-
en Halbschuhen und
usch sie in der See;
), und wusch den
uf die Hand gestützt,
daß die Wellen die
spielend berührten.
der steigenden und
vom Netze befreit
hügel, und wickelte
warf den grünge-
Kleider an, die sie
rothes Flügelkleid
hr herrlich stand.
mit Nadeln wick-
Gewand;

gelaufen sein, und alle Bauern waren im Dorfe. Bei dem Anblick der fremdartigen, überirdischen und unterirdischen Gestalten stutzten sie, ließen Sense und Rechen fallen, und hörten dem die Trommel schlagenden Bervilla mit offenem Munde zu.

Als Bervilla die Trommel gerührt, sagte er seinen abgeleierten prahlerischen Spruch mit wohlgefälliger Miene her, trommelte wieder, und ging weiter.

Der Cherub Blanche nahm die Schlange vom Halse, und ließ sie in langen Windungen in der Luft tanzen, warf sie zürnend von sich, und sie kehrte immer wieder, als wäre sie von der Engelsgestalt des Mädchens bezaubert. Wenn Bervilla zum zweiten Male die Trommel geschlagen, ließ sich auch Blanche vernehmen, indem sie mit der aufrechtstehenden Schlan-

Als es ungefähr sieben geworden war, er
sich hinter den Trümmern des Altars Bervi
Er schien tief geschlafen zu haben, und in sein
ängstlichen Aufschaun zum Himmel war zu bem
ken, wieviel ihm an der Zeit, die er aus dem Sta
punkte des Mondes abzunehmen schien, gelegen w
Es schien ihm noch nicht zu spät geworden. Blanc
rief er darauf: he, Blanche! wach auf!

Hinter demselben Altare erhob sich diesem N
zufolge das grüngekleidete Mädchen. Sie kont
stirte jetzt seltsam mit ihrer früheren Engelsgesta
der Schlaf hatte sie entstellt, als wär es Tod
sie. Die Wangen, die bei dem Engelsaufzuge ho
geröthet gewesen, waren bleich wie ihre Sti
Nur die Augen hatten ihren Glanz behalten,
wären sie die Blüthe ihres Daseins. So wie

[illegible]; und den ihm-
Leiden füllte er zum Ueber-
ation war in wenigen Minu-
un machte sich Bervilla mit
ng seiner Bühne. Der Altar
en Jesus gab den Raum her.
eine Palme mit dem Stück
, füllten die Seiten aus, und
other seidner Vorhang, auf
eingewebt war, das Ganze.

darauf Bervilla zu Blanche,
zerlumpte Blätter, „überlies
nit du sie hernach fertig-her-
haben nur ein einziges Licht,
zur Beleuchtung der Bühne."
t die Puppen her," sprach er
ter. Blanche reichte ihm aus

[illegible] erhellen sollte, war aus Sparsamkeit von Bervillen noch nicht entzündet, und der nur halb aufgegangene rothe Vorhang flatterte hin und wieder in der Mondnacht, mit seinen hellen Teufeln und den Köpfen oder Schwänzen von Einhörnern und Ottern.

Blanchens Augen flammten geisterhaft; sie schienen voller als gewöhnlich, und wenn sie sie plötzlich so zum Himmel aufschlug, konnte man glauben, in dem zweifelhaften Mondlicht, daß Geister ihnen entstiegen.

Jetzt begann es draußen lauter zu werden. Blanche unterbrach ihr Spiel, langte eine gelbe Büchse aus dem Thespis-Kasten und stellte sich mit derselben an den Eingang des Tempels. Die Angekommenen warfen nur theilweise einige kleine Münzen in die Büchse; andere suchten dem Schau-

[illegible] Blanchens Gesang in [illegible]
übergegangen war, nahm die eigentliche [illegible]
ihren Anfang.

Jesus setzte dem Papste die heilige [illegible]
dann kam Laggiandrille wieder, und [illegible]
eherne Schlange des alten Testaments,
Anblick gewährte Erhörung und Genesu[ng]
war es, als wenn durch eine seltsame
phose Laggiandrille sich wieder in die
stalt verwandelte, und diese weihte den
Papst aber schnitzte Heiligenbilder.
segnete sie und begabte sie mit erlösend[er]
kraft. Dann kamen Bettler, Krüppel
weinende Mädchen und knieeten vor d[em]
alle wurden erhört und erlöst; und
nen wundersamen Mechanismus, den
Bühne am allermeis[ten]

ieicht, daß die Stim-
amkeit von Bervillen
nur halb aufgegan-
hin und wieder in
llen Teufeln und den
nhörnern und Ottern.
ten geisterhaft; sie
, und wenn sie zu
chlug, konnte man
Mondlicht, daß Gei-

lauter zu werden.
langte eine gelbe
und stellte sich mit
Tempels. Die An-
weise einige kleine
uchten dem Schau-

Nachdem Bianchi's Gesang in die Berge übergegangen war, nahm die eigentliche Vorstellung ihren Anfang.

Jesus setzte dem Papste die heilige Tiara auf; dann kam Laggiandrille wieder, und spielte die eherne Schlange des alten Testaments, und ihr Anblick gewährte Erhörung und Genesung. Dann war es, als wenn durch eine seltsame Metamorphose Laggiandrille sich wieder in die Christusgestalt verwandelte, und diese weihte den Pabst. Der Papst aber schnitzte Heiligenbilder. Der Herr segnete sie und begabte sie mit erlösender Wunderkraft. Dann kamen Bettler, Krüppel und Lahme, weinende Mädchen und knieeten vor den Bildern, alle wurden erhört und erlöst; und durch einen wundersamen Mechanismus, den man dieser Bühne am allerwenigsten zugetraut, war es, als

zenden Ringen hing sie um die bleiche Bla
Bervilla hatte die Büchse geöffnet und zählte
kupferne Geld.

Allmählig verloren sich die ländlichen Zusch
und auf manchem Gesichte war der tiefe Ein
zu lesen, den die gespielte Mysterie gemacht.
mentlich auf dem schönen Gesichte eines Mädch
das im Verlauf unserer Darstellung wir noch
her in Erwähnung zu ziehen gedenken. —

Die Menge hatte sich zerstreut; ein
durchschnitt die Ebene, und verlor sich in den
hen Bergen, denn Bervillas Erscheinung hatte
Gerücht auch andern Dörfern zugetragen.
anderer Theil fuhr in Booten der Heimath
Die weißen entfalteten Segel glänzten hell in
Mondnacht und verschwanden allmählig in di

melancholischem Spiele mit
es nicht enträthselt, dieses
höne Wesen, welches aber
d, deren ganzes Dasein in
rängt schien, das so verzeh-

tiefer und tiefer; unendlich
atten der Tempelruinen auf
erhebende Welle warf ihr
Ruhende. —
wachte; ihr Auge schien den
issen; wenn man es in so
voll und ungeblendet erblickt,
es wäre nie vom Schlaf be-

gen fielen die Wimpern wie

Sehnsucht, auch die Erfüllung jener beiden großartigen Versprechungen zu sehn, hatte sie ergriffen. Clelio gab ihrem Bitten nach. Am Abend steuerte eine Gondel von Nord nach Süd dem Tempel zu, wo die Mysterie aufgeführt werden sollte. Lukrezie war auf's Innigste ergriffen. Sie versprach sich, an selber Stelle ein Gebet zu versuchen, ähnlich dem, das die Jungfrau, die Bervilla zuletzt auf die Bühne gebracht, mit solchem Erfolge gesprchen, und so auf einmal die ganze Seeligkeit zu erzwingen, die sie an Clelios Brust zu finden gehofft.

Viertes Fragment.

Am folgenden Abend war der Himmel mit düstern Wolken bezogen, die wie Wogen des Meeres umherflutheten. Das Meer lag ruhig wie ge,

ziemlich alte Erfindung ist, und dieses B
schen seit Jahrhunderten nicht allein in d
schaft Artois, sondern auch in Oesterreich,
italien und selbst in China angewendet
war, so hat doch noch kein von Erfolg
Bohrversuch größere Aufmerksamkeit erre
in der Ebene von Grenelle bei Paris,
auf den Antrieb des Herrn Arago, durch
meister Herrn Mulot ausgeführte. Ei
nehmungen an einsamen Bergwerksorte
legenen Fabriken und Werkstätten ent
der Bemerkung der Fachleute nicht; ab
Angesichte von Paris und unter den Au
ler ausgezeichneter Beobachter jeder Ar
tes Unternehmen gewährt, neben allen
Vortheilen, auch insbesondere den, daß

Digitized by Google

höhe von 400 Fuß über dem
Tiefe von etwa 1560 Fuß
herab, und steigt dann im
er. Da es über 300 Fuß
e Fallhöhe beträgt, so hofft
eit noch bis zu dem Wasser-
s, etwa 90 Fuß höher, hin-

J. Minding.

eater.

. März, im Schauspielhause:
Madame Lyser; hierauf zum
der Vater und Tochter.
doch fortschreitet: wir essen
erfrüchte, und können nord-

ganz in der Ordnung.

Die zweite Abtheilung brachte uns ein Gedicht auf den zehnten März, den Geburtstag der Königin Louise, das unser Patriotismus bereitwillig entgegennahm. Ein komisches Intermezzo, welches durch Eintreten eines Pianisten veranlaßt wurde, der das verheißene Mährchen mit Musik begleiten sollte, schien dem Publikum mehr zu behagen, als das unbedeutende Mährchen selbst. Das auf dem Zettel angekündigte zweite Sonnett nach gegebenen Endreimen fiel aus.

Es wäre thöricht, zu behaupten, daß unsre Sprache zur Improvisation nicht geeignet sei, sie ist so reich und ausgebildet, daß sie dem Improvisator nur wenig Schwierigkeiten entgegenstellt, daher der Mangel an Versfertigkeit auch der geringste Vorwurf ist, welchen wir unsern Stegreif-

les Auge hat, hätte sie's aber, so müßt
Anblick der meisten Gesichter im Publi
Muth geraubt haben. Ich hatte mei
Freude daran, den Berliner Charakter je
in den Mienen der Versammlung ausge
sehen, um jeden Mundwinkel lauschte
Moquerie, bevor noch die Heldin des T
Produktion begonnen, und als nun wegen
sen Sprechens der Improvisatrice die
schief stellten, um das Ohr dem Schalle
den, da faßte mich, — obgleich ich selbst
risch construirt bin — ein inneres Gr
der Gleichmäßigkeit des Ausdrucks auf
schiedenartigen Gesichtern. Das ganze
war ein Hohnlächeln, Parquet und
minder, und höchstens einige ganz jung
und ...

Digitized by Google

bewegt ihn z. B. in der
forderung, anstatt resignirt,
rechen, wie es einem solchen
n ist, weiter fort zu dekla-
siren, wie er es in den vo-
Es muß das um so mehr
en, da man weiß, welch ein
Künstler Herr Devrient ist;
ojektirten Theaterschule würde
seinen Schülern nicht durch-

elte mit lobeuswerthem Feuer,
war, da wir selten Innig-
ken Gelegenheit haben. Möge
fortfahren, und so nachholen,
einem eigenen Schaden aus

zur Feier seines Geburtstages ein silbernes Pokal überreicht, beiden aber das Bekenntniß ausgesprochen, daß die Arbeit, welche sie im Dienste der Wissenschaft sich unterzogen, nicht vergeblich, vielmehr im Herzen treuer Schüler reich gesegnet sei. Beide ermangelten nicht ihren Dank zu erwidern, — offenbar tief bewegt über die Anerkennung ihrer akademischen Wirksamkeit. Professor Vatke, dem die Serenade zuerst gebracht ward, sprach zu den versammelten Studierenden folgendermaßen:

„Empfangen Sie, meine hochgeehrten Herrn, meinen herzlichen Dank für die mir erwiesene Ehre, durch welche Sie mir den heutigen Tag zu einem unvergeßlichen Festtage gemacht haben. Kein schönerer Lohn kann dem freien Worte zu Theil werden, als das Zeugniß des freien Geistes, der Ausdruck des Vertrauens und der Liebe. Möge ich

zeige dann unser Verhältniß sich imm
gestalten als ein Verhältniß gegenseitiger
und Förderung des Vertrauens und
Dem Geist aber, durch welchen dieses
allein geheiligt und bestätigt werden
göttlichen Geiste der Wahrheit und
allein die Ehre!"

Nachdem hierauf noch das bekannte
mus igitur gesungen, zog man in
Abtheilungen nach dem Hause des
sistorial-Raths Marheineke, wo ei
Versammlung, namentlich von Profe
Tag durch ihre Gegenwart verher
Nachdem auch hier die Nachtmusik
begab sich die Deputation von bei
den zu dem Festgeber und begrüßte
Gründer ...

ges ein [illegible]
ekenntniß ausgesprochen,
im Dienste der Wissen-
vergeblich, vielmehr im
h gesegnet sei. Beide
ank zu erwidern, — es
die Anerkennung ihrer
Professor Vatke, dem
t ward, sprach zu den
folgendermaßen:
e hochgeehrten Herrn,
e mir erwiesene Ehre,
tigen Tag zu einem
t haben. Kein schö-
Worte zu Theil wer-
en Geistes, der Aus-
er Liebe. Messe ich

[illegible] kann unser Verhältniß sich immer schöner gestalten als ein Verhältniß gegenseitiger Anregung und Förderung des Vertrauens und der Liebe. Dem Geist aber, durch welchen dieses Verhältniß allein geheiligt und bestätigt werden kann, dem göttlichen Geiste der Wahrheit und Freiheit sei allein die Ehre!"

Nachdem hierauf noch das bekannte: **Gaudeamus igitur** gesungen, zog man in verschiedenen Abtheilungen nach dem Hause des Ober-Konsistorial-Raths *Marheineke*, wo eine glänzende Versammlung, namentlich von Professoren diesen Tag durch ihre Gegenwart verherrlichten. — Nachdem auch hier die Nachtmusik begonnen, begab sich die Deputation von vier Studirenden zu dem Festgeber und begrüßte ihn als den Gründer einer gediegenen Wissenschaft auf hiesiger [illegible]

sten Höhen des Geistes. Ich habe meine[r]
rern immer das Beste zugetraut und sie de
sten, welches auch das Schwerste ist, für
gehalten; ich bin nie darauf ausgegangen,
das Denken zu erleichtern und damit, h
habe ich Sie mehr geehrt, als wenn ich m
Gegentheils beflissen hätte. Wie weit w
auch mögen gekommen sein, so darf uns d
nicht abhalten, Geduld und Nachsicht zu
mit den Bestrebungen Anderer; *wir* müsse
die unvollkommenen Standpunkte in ihrer
anerkennen und die **particula veri**, die selb
im Irrthum ist, nicht umkommen lassen,
eben nur daran anknüpfen; das ist die beste
einen Irrthum zu widerlegen. Interessiren m
das Vergangene, aber nur um des Vernün
willen darin; fortschreiten müssen wir, aber

moiselle Witthuhn so trefflich
durchaus vortheilhaften Lichte
greifen wir die Gelegenheit,
s reines Streben nicht durch
Höhe zu bringen sucht, na-
ermüdlichen Eifer für junge
gen als Glücksgüter besitzen,
nung kundzugeben, die er im
at. M. E.

Zeitung berichtet, daß die
g im Format des Morning
großartigen Feuilleton berei-
das Magazin des Auslandes
de. Diese letztere Nachricht

des Erscheinens begriffen zu sehen. Es ist Karr am 1. März zum ersten Male passirt, daß seine Wespen zur rechten Zeit erscheinen konnten, und er macht darüber folgende Bemerkung:

„Seit 16 Monaten habe ich darnach getrachtet, mein Journal regelmäßig erscheinen zu lassen; doch ist es mir erst jetzt gelungen. Ich vermag meine Unregelmäßigkeit nicht zu rechtfertigen, aber doch zu entschuldigen, indem ich an den Vater des Hrn. v. Retz erinnere, der sich 3 Jahre lang Pferde zu Meuden hielt, um einmal dort hin zu gehn und spazieren zu fahren, und auf den Vater Tristram Shandy's, der 40 Jahre lang täglich um 6¼ Uhr sagte: „Ganz gewiß will ich morgen das Schloß unsrer infamen Thüre schmieren lassen, das mich alle Tage in meinem Schlummer stört."

Ein interessantes Thema! Der
Idee der Pentarchie tritt die philosophi
Idee der Triarchie gegenüber, und ford
stituirung eines Staatsprinzips für
es die Geschichte und die Vernunf
Rußland ist ein slavischer Staat, das
hat ganz andre Interessen, als das G
es hat mit diesem seine historischen
geistige Errungenschaft nicht getheilt
es sich plötzlich (in der Idee des Penta
Schutzherrn eines Theils von Deutschla
strebt es nach einer Stellung zu der
einst Philipp von Macedonien zu Griech
Und wozu spaltet Ihr Deutschland
Deutschland hat ein einiges

u sehen. Es ist Narr
Male passirt, daß seine
rscheinen konnten, und
Bemerkung:
e ich darnach getrachtet,
heinen zu lassen; doch ist
vermag meine Unregel-
n, aber doch zu entschul-
ater des Hrn. v. Retz
ng Pferde zu Meudon
u gehn und spazieren
r Tristram Shandy's,
um 6¼ Uhr sagte
n das Schloß unsrer
ssen, das mich alle
stört."

Ein interessantes Thema! Der Diplomaten-Idee der Pentarchie tritt die philosophisch-historische Idee der Triarchie gegenüber, und fordert die Konstituirung eines Staatsprinzips für Europa, wie es die Geschichte und die Vernunft verlangen. Rußland ist ein slavischer Staat, das Slaventhum hat ganz andre Interessen, als das Germanenthum, es hat mit diesem seine historischen Kämpfe, seine geistige Errungenschaft nicht getheilt, was wirft es sich plötzlich (in der Idee des Pentarchisten) zum Schutzherrn eines Theils von Deutschland auf, was strebt es nach einer Stellung zu diesem, wie sie einst Philipp von Macedonien zu Griechenland hatte? Und wozu spaltet Ihr Deutschland unnütz? — Deutschland hat ein einiges Interesse so gut als Frankreich und England, und unmittelbar neben

ist es, das ihm
am Herzen liegt, aber als Resultat des
nicht als Unmittelbarkeit, wie die Pieti
positiven Philosophen es uns wieder in
schleppen möchten, um die Philosophie zu
gen, die Staaten und Menschen wieder f
zu machen. Er steht auch im Grunde auf
andern Standpunkt als die jüngern Heg
welche die linke Seite der Schule bilden.
sich dieser nicht beigesellen, aber er ruft aus:
dieser Philosophie! Sie hat das germanisch
tesbewußtsein zum Abschluß gebracht, und w
gel nicht zu würdigen versteht, wird es n
dem Bewußtsein bringen, welches die That
Wie die deutsche Reformation der Anfang,
die deutsche Philosophie der Schluß der G
freiheit. Freiheit aber ist Einheit, Sieg üb

die Mystiker würden den Phi-
den Rang ablaufen, und die
n Dreifuß nur gleich wieder in
öhle zurechtsetzen. Wir wären
and des Alterthums, und mit
ewußtsein", und der „Geistes-
us. Der Geist muß die Natur
d selbstständig; wenn die Er-
heit nicht getrübt werden soll.
die Erde bei ihrer Schöpfung
daß er den verschiedenen Wesen
ile, und daß er sie beherrsche.
e Naturelemente in sich beherr-
ch wir lassen diese Polemik ge-
Konsequenzen des Spinozismus
dem Verfasser über seine poli-

dieselben Kämpfe im Innern gegen die Starrheit der Formen gestritten, um zur Freiheit und zur Vernunft zu gelangen. Auf die Idee des Staates kommt jetzt Alles an.

Das Christenthum, sagt der Spinozist, ist die Basis der Geschichte. Das eine Stadium desselben ist die zeitlich-positive Gestalt der sichtbaren Kirche, in der zweiten ist das Ideal realisirt, das Weltliche geheiligt.

Wir sind versöhnt, aber unsre Institute sind es noch nicht. Nachdem die Kirche ihren Auftrag erfüllt hat, ist der Staat der Boden nicht bloß der geistlichen, sondern der menschlichen Thätigkeit. Die Kirche konnte die Menschen nur seelig, der Staat soll sie glückseelig machen, die Kirche konnte nur den Geist, der Staat soll die ganze Mensch-

...orischen Recht wird die dritte u
In England wird die Frucht der fr
volution reifen." Dieser Gedanke
England ist der Boden des historischen
halb ist hier auch der Boden des
dem Gegensatz des Pauperismus und
stokratie, des Spiritualismus und
haben wir die Elemente, und in der
des Chartismus und der Anhänger
sten Thatrüstungen dieses Kampfes.
Revolution wird die dritte und letz
da ab beginnt, meint der Spinozi
des verwirklichten Christenthums,
Spinoza.

Die Wurzel der ethischen Tha
ligien, die Wahrheit, die Frucht

nern gegen die Starrheit
m zur Freiheit und zur
Auf die Idee des Staa-
..
sagt der Spinozist, ist die
das eine Stadium dessel-
e Gestalt der sichtbaren
das Ideal realisirt, das

er unsre Institute sind
e Kirche ihren Auftrag
der Boden nicht bloß
menschlichen Thätigkeit.
nschen nur seelig, der
chen, die Kirche konnte
soll die ganze Mensch-

historischen Recht wird die dritte und letzte sein. In England wird die Frucht der französischen Revolution reifen." Dieser Gedanke ist interessant. England ist der Boden des historischen Rechts, deshalb ist hier auch der Boden des Kampfes. In dem Gegensatz des Pauperismus und der Geldaristokratie, des Spiritualismus und Materialismus haben wir die Elemente, und in den Bestrebungen des Chartismus und der Anhänger Owens die ersten Thatrüstungen dieses Kampfes. Die sociale Revolution wird die dritte und letzte sein. Von da ab beginnt, meint der Spinozist, die Epoche des verwirklichten Christenthums, der Ethik des Spinoza.

Die Wurzel der ethischen That ist die Religion, die Wahrheit, die Frucht, das Gesetz, die Wirklichkeit; ihr Mittelpunkt ist die Tugend, die

land, Frankreich und Deutschland sind gl
um unabhängig von einander da zu steh
handelt sich daher nur um ihre Einigkeit
Vereinigung für das gleiche Interesse.
vismus, der noch bedrohlich in Europa
muß gebrochen werden, das sieht man
es kann nicht ausbleiben, daß wie der
sagt, in Deutschland der Westen und
kämpfend begegnen. Dann aber wird die
gleichmäßig im Innern sich entwickeln,
Außen gewandt gemeinsam handeln. Wie
einst seine Völkerstämme aus Asien erhalten
muß es diesem jetzt die Kultur zurückersta
es muß eine neue Völkerwanderung wie
Europa nach Asien entstehn. Was die Kr
für eine abstrakte religiöse Vorstellung,

die Freiheit, uns über das
verständigen zu können. Ueber
...pfe, welche uns jetzt noch be-
...nozist, nachdem er die Parteien
... beherzigende Worte:
...en Deutschen haben sich mehr
...wandt, den Fortschritt haupt-
...esfreiheit zu suchen, sie bilden
Fortschreitenden." Dazu ge-
Vischer und die Schriftsteller
...bücher. Die französischen Deut-
...rtschritt nur in den Sitten, sie
...ilieu, das Centrum des jungen
ihre Koryphäen sind: Heine,
..., Bettina, Rahel. Die
die englischen Deutschen und die

der linken Seite, daß sie noch nicht gelernt haben, die Person der Sache hintenanzusetzen, ja es ist neuerdings erst von Mundt und Laube die kleinlichste Rachsucht gegen die Halleschen Jahrbücher geübt worden. Auf diese Weise wird unser Journalismus wohl nie zu einer großartigen Gesammtwirkung gelangen. Wir befinden uns in einem Zustande, der lebhaft an das Mittelalter erinnert. Wie dort Jeder in seiner Burg lebte, und von hier aus alle ihm Befeindeten bekriegte, und gelegentlich auch beraubte, wie die Idee der Freiheit nur in der Willkür der Individualität gesehn wurde, so haust bei uns der einzelne Schriftsteller in seinem Journale, sucht nur für sich zu wirken, und die Gegner und Mißgünstigen zu befehden.

Dieser Vorwurf trifft aber nur die Jungdeutschen. Die Hegelianer stehn auf einem un-

Der Pekinger Hof und die ...
Staatshaushaltung.

(Bruchstück aus einer Abhandlung: das ...

Von

Dr. Rutenberg.

(Fortsetzung.)

Um aber der Herrlichkeit u...
himmlischen Sohnes und seiner H...
zu kommen, muß man innerhalb d...
in einem durch „die kaiserliche M...
jenen Raum einzudringen suchen.
wenigen Europäern gelungen. D...
Jesuiten, welche der Kaiser Kan...
schaftlichen Unternehmungen benutz...
diesem geheiligten Raume, und ih...
die einzigen, zuverlässigen Quellen...
eine Mauer in Form eines ...

noch nicht gelernt haben,
tenanzusetzen, ja es ist
t und Laube die klein-
e Halleschen Jahrbücher
Weise wird unser Jour-
er großartigen Gesammt-
befinden uns in einem
as Mittelalter erinnert.
Burg lebte, und von
en bekriegte, und gele-
die Idee der Freiheit
dualität gesehn wurde,
e Schriftsteller in sei-
sich zu wirken, und
en zu befehden.
aber nur die Jung-
stehn auf einem un-

Der Pekinger Hof und die chinesische Staatshaushaltung.

(Bruchstück aus einer Abhandlung: das moderne China.)

Von

Dr. Rutenberg.

(Fortsetzung.)

Um aber der Herrlichkeit und Pracht des himmlischen Sohnes und seiner Hofhaltung näher zu kommen, muß man innerhalb der Tatarenstadt, in einem durch „die kaiserliche Mauer" umschlossenen Raum einzudringen suchen. Dies ist aber wenigen Europäern gelungen. Die französischen Jesuiten, welche der Kaiser Kanghi zu wissenschaftlichen Unternehmungen benutzte, wohnten in diesem geheiligten Raume, und ihre Berichte sind die einzigen, zuverlässigen Quellen. Jener durch eine Mauer in Form eines Oblongums umschlossene Raum, welcher Gärten, Seen und Gebäude

der Saal der großen Vereinigung genann
sich alle Mandarine versammeln, um an
ten Tagen nach den Reichsgesetzen bei
Aufwartung zu machen und ihre Pflicht zu
die üblichen Ceremonieen werden hier
mag der Kaiser zugegen sein oder nicht.
stehen wesentlich darin, daß die Mandar
in der Richtung nach jener heiligsten P
die Erde neun Mal berühren, als ob sie
Throne des Kaisers ständen. Die größte
heit in der Ausschmückung findet sich im
saale; nur die Drachen an der Decke eri
die Allgewalt der herrschenden Familie;
Räuchergefäße um den Thron an die p
Heiligkeit des Kaisers.

Mit der letztern Eigenschaft des H
stehen auch die Altäre in Verbindung

nschlossen. Diese Tribunale len haben mit den Staats- s zu thun, als wenn der Kai- ägt, und befiehlt darüber zu as Beschlossene auszuführen. ber auch Niemand über sich, aiser, oder den sämmtlichen der Kaiser für gut befinden r das Urtheil eines einzelnen) zu fragen. Jedoch würde rung dieses Gegenstandes an er den nächsten Zusammenhang der Pekinger Hof selbst ist.

ortsetzung folgt.)

---

aokoontis,

der Jugend in 4 Fragmenten.

Zoll breit zur Erde. Lukretie behielt noch ihre aufrecht knieende Stellung. Die Augen starrten wild empor, der Mund verzerrte sich; Tod und Vernichtung lag auf Knieen am Altar. — Das Kind schien weniger von der gräßlichen Gefahr erregt; es schaute wie vorher unbekümmert um sich, und mochte sich des stärkern Andrucks an die Mutterbrust erfreuen. Als es die geringelte Schlange bemerkte, nahm es die Händchen und streichelte den lustig glänzenden gelben Rücken.

Jetzt aber schien der Druck ein allzu heftiger zu werden. Das lächelnde Gesichten verzerrte sich; die Händchen zupften ungeduldig an der gräßlichen Schlinge. Der Mund suchte den Mund der Mutter und er konnte ihn nicht erreichen. Das Kind schien durch den drohenden Tod zum zweiten Mal

Kirche. Ihr Auge suchte in der Mondschein war von den Wolken ver

„Laggiandrille!“ rief Blanche: „ und suchte immer weiter. Sie blieb dem Eingange des Tempels stehen.

Die Wogen rauschten dumpf ster gleich den Wolken, die über hauch wie zerrissene Linnen flatterte

„Bist du nicht hier Laggiandrille, und begann ihr Adagio in das gew zu verändern. Da machte Laggian von der Todten und dem Kinde, un in einem geöffneten Reife hing, und wegenden und hoch aufsteigenden auf Blanchen zu.

by Google

Als das Kind sich zärtl

etie behielt noch ihre auf-
Die Augen starrten wild
te sich; Tod und Ver-
n Altar. — Das Kind
äßlichen Gefahr erregt;
kümmert um sich, und
ndrucks an die Mutter-
ie geringelte Schlange
ändchen und streichelte
Rücken.
uck ein allzu heftiger
esichten verzerrte sich;
dig an der gräßlichen
den Mund der Mut-
erreichen. Das Kind
Tod zum zweiten Mal
ter.

Kirche. Ihr Auge suchte in der Finsterniß; der Mondschein war von den Wolken verzehrt.

„Laggiandrille!" rief Blanche: „Laggiandrille!" und spielte immer weiter. Sie blieb spielend an dem Eingange des Tempels stehen.

Die Wogen rauschten dumpf und sahen düster gleich den Wolken, die über ihnen im Nachthauch wie zerrissene Linnen flatterten.

„Bist du nicht hier Laggiandrille," rief Blanche, und begann ihr Adagio in das gewöhnliche Allegro zu verändern. Da machte Laggiandrille sich los von der Todten und dem Kinde, um die sie noch in einem geöffneten Reife hing, und ging in langen wogenden und hoch aufsteigenden Schwingungen auf Blanchen zu.

Als das Kind sich gänzlich freigeworden fühlte, schien es mit den Händchen die Brust der Mutter

Kohle und Brand.

„Böse Laggiandrilla!" sagte Blanche
bist du gewesen?" Laggiandrilla erwiederte d
durch schmeichelnde Liebkosungen. —

Die Wolken hingen immer tiefer
Wellen; die Luft war sehr schwül; im Ost
teten ferne Blitze.

Blanche stand ruhig am Eingang der
wie es einem Seraph beim Sturm der S
geziemt, ob die Wogen auch weißer und
und die Wolken immer grauer und düstrer er

Die Donner rollten im Osten auf, anf
gegen den westlichen, gewaltigen Sturm.

In diesem Augenblick begann das K
wimmern: „Was ist das Laggiandrilla?"
Blanche, und ging in das Innere der Ruin
stieß sie an die Leiche, die der See zunäc
und hob das Kind auf.

naher trat. Die Wellen
. Sie schien einen schweren
kämpfen; ihr Gesicht war bleich
Die Fittiche hingen durchnäßt
hernieder. Die Schminke war
Busen mit dem Regen hinabge-
en waren von der Nässe ausge-
gen, steifen Strömen hing ihr
e sah aus wie ein gefallener Engel.
lt sie in beiden Armen; es war
atte die Augen geschlossen; das
hen hing schwer hernieder, und
Glieder hervorstehn. Im Meere
horgesang; die Fluth schien zum
und die Marmorkirche stand wie
rgeschmetterter Sünder an seiner

Sie schwieg darauf lange, doch ihre Gesichtszüge blieben starr und schmerzlich. Da schien sie's nicht mehr länger ertragen zu können, und sie schleuderte Lukretiens Kind in die Fluth.

Augenblicke lang schwamm es auf den Wegen; dann bedeckte es die eine, es tauchte wieder hervor mit dem weißen Gesichte; dann bedeckte es die andere und es sank.

Blanche stand auf.

Da war es, als wenn Schritte längs des Strandes herantönten.

Ein Mann schritt auf die Kirchtrümmer zu. Blanche, da sie die Tritte wahrnahm, trat ein wenig rückwärts und verbarg sich hinter einer Säule.

„Auch hier nicht Lukretie!" rief der Gekommene. Er schien Blanchen zu bemerken und ging

Stellung am Ruder war knieend;
das Seegel hielt, bebte gewaltig un
Zittern demselben mit; die Schlan
vorher im Ringe um ihren Hals.

Clelio war bei dem von Blanc
nen Schrei aufgesprungen. Als sie
stiegen, warf er sich ins Meer und
Weib verzeih ich dir, aber mein Kind,
Er mußte schweigen, sein Mund
Wasser. Seine schwarze Mantille
Wellen und flog im Winde wie
Todes; denn wenn er sich empor
wieder: „mein Kind! mein Kind!" n
zeih ich dir." Seine weit geöffne
ten sich mit Thränen; sie waren
Blickes auf den Kahn

Opfer?" fragte sie.

lange, doch ihre Gesichts-
hmerzlich. Da schien sie's
gen zu können, und sie
nd in die Fluth.

ramm es auf den Wogen;
, es tauchte wieder hervor
dann bedeckte es die an-

enn Schritte längs des

f die Kirchtrümmer zu.
wahrnahm, trat ein we-
sich hinter einer Säule.
retie!" rief der Gefom-
n zu bemerken und ging

steigenden Wogen mit den langen Striemen. Ihre Stellung am Ruder war knieend; die Hand, die das Seegel hielt, bebte gewaltig und theilte ihr Zittern demselben mit; die Schlange hing wie vorher im Ringe um ihren Hals.

Clelio war bei dem von Blanche ausgestoßenen Schrei aufgesprungen. Als sie ins Boot gestiegen, warf er sich ins Meer und rief: „Mein Weib verzeih ich dir, aber mein Kind, mein Kind!" — Er mußte schweigen, sein Mund füllte sich mit Wasser. Seine schwarze Mantille ragte aus den Wellen und flog im Winde wie ein Segel des Todes; denn wenn er sich emporgearbeitet, rief er wieder: „mein Kind! mein Kind! mein Weib verzeih ich dir." Seine weit geöffneten Augen füllten sich mit Thränen; sie waren unverwandten Blickes auf den Kahn gerichtet, der im zweifelhaften Mondschimmer zu entschwinden drohte. Jetzt war er ganz nah...

schwimmend, anstatt des ihm von der
zeichneten Strandpunktes eine südöstliche
verfolgte. Er wandte sich und schwe
Südost.

In einer langen Diagonale gelang
lich an den Strand. Aus der Brandung
etwas Weißes. Endlich trieb es an die
auf dem Sande halbtodt liegenden Clelio
war sein Kind, welches das Meer bei der ve
Richtung des Windes hier wieder aus
Auch die Engelsfittige trieben ans Land.

Clelio drückte das Kind in seine A
schien aufstehen zu wollen um es der M
bringen; seine Kraft war erstarrt. Er
dem todten Kinde in dem Arm.

Blanche trat am Abend des folgende
zum letzten Male als Vervilla's Seraph

Waldemar Nürnbe

Goethe gethan, weil sie dich-
erfahren, weil die Leidenschaft
ngen unmittelbar zur Wahrheit
klärte. Sie berührte den wun-
it, den Mangel des Glaubens
der menschlichen Natur, den
eisterung für das Ideal, die
Egoismus. Sie kämpfte nicht
othwendige und unerschütterliche
sie verlangte vielmehr die Bil-
innern und Frauen, welche die
g machen, sie wirklich zur Basis
esellschaft erheben könnten. In
André, Jacques, selbst Lelia
n diesem Streben, und Mauprat
wie bemüht die Dichterin war,

ung der bürgerlichen Gesellschaft und des Staates zu gelangen. **Le compagnon du tour de France** ist das erste Produkt dieser Richtung. Die Zartheit und Keuschheit, welche in den Schilderungen ihrer ersten Romane lebt, tritt hier verbunden mit dem Pathos der idealen Richtung, mit dem glühenden Streben, für die bürgerliche Gesellschaft zu wirken, zugleich hervor, und der Eindruck der Dichtung ist tief und gewaltig. Es ist ein Handwerkerroman, den sie jetzt gedichtet.

Merkwürdige Parallelen bieten sich uns hier dar. Zunächst in der französischen Literatur, wo uns Michel Massen's „**Souvenirs d'un enfant du peuple**" und viele andre Produktionen entgegentreten, welche die Kraft des Volkes in dem Handwerkerleben schildern, sodann aber auch in

schauungen in sich aufzunehmen, und z
fung seines Standes zurückzukehren.

Die Dudevant überragt diese
deutschen Literatur weit. Ihr systema
ihr tiefes, reiches Gemüth eröffnet i
Fernsicht in das Leben des Staates,
lichkeit der französischen Zustände a
breite, sichre Basis für ihren Idealis

Es ging die Sage, die Dudevan
Handwerker, der ihr wilde, aber glu
der gebracht, reisen lassen; dieser ha
von Zeit zu Zeit seine Betrachtun
tour de France zugesandt, und d
Stoff zu diesem Roman erwachsen.
nicht so. Die Nachrichten sowohl
selbst widerlegen diese Sage,

...ellschaft und des Staates
...gnon du tour de France
...er Richtung. Die Zart-
...che in den Schilderungen
... tritt hier verbunden mit
... Richtung, mit dem glü-
...e bürgerliche Gesellschaft
...r, und der Eindruck der
...ltig. Es ist ein Hand-
...edichtet.

...n bieten sich uns hier
...zösischen Literatur, wo
...uvenirs d'un enfant
...re Produktionen entge-
...t des Volkes in dem
... sodann aber auch in
...Romantik des Handwer-

... Theater zu spielen, einige dürftige Kunstanschauungen in sich aufzunehmen, und zur Beschränkung seines Standes zurückzukehren.

Die Dudevant überragt diese Versuche der deutschen Literatur weit. Ihr systematischer Geist, ihr tiefes, reiches Gemüth eröffnet ihr eine weite Fernsicht in das Leben des Staates, und die Wirklichkeit der französischen Zustände giebt ihr eine breite, sichre Basis für ihren Idealismus.

Es ging die Sage, die Dudevant habe einen Handwerker, der ihr wilde, aber gluthbeseelte Lieder gebracht, reisen lassen; dieser habe ihr dann von Zeit zu Zeit seine Betrachtungen auf der tour de France zugesandt, und daraus sei der Stoff zu diesem Roman erwachsen. Aber dem ist nicht so. Die Nachrichten sowohl wie der Roman selbst widerlegen diese Sage; der Stoff, welchen die Dudevant benutzt hat, ist in einem kleinen kürzlich erschienenen ...

bei den Freimaurern. Dann wird wieder ...
Der Haß der beiden Parteien stamme ...
Zeit der Albigenserverfolgung her, die Ein...
Uferbewohner im Süden gewesen, daher ...
von gave, die Andern aber seien von No...
kommen, und hätten sich zu Werkzeugen d...
gierigen Dominikaner hergegeben.

Sodann ist eine dritte Verbindung ...
den, die der „Union" oder „der Independ...
genannt die „Rebellen." Sie wurde zu...
Jahre 1830 zu Bordeaux gestiftet, und ...
Lyon, Marseille und Nantes zahlreichen ...
Eine vierte ist die des „Père Soubise," ...
auch „devorante" nennt. So haben w...
vier Verbindungen, welche in sich wieder ...
schiedensten Abweichungen, Sitten und Be...
gen scheiden. Die alten Verbindungen fa...
neuen durchweg. Jedes devoir hat sein ...

, wohnen auf dem linken, ihre
rer **compagnons passants** auf
neufer, und arbeiten nur auf

vinzen aber ist der Verbindungs-
, der größte Theil der Hand-
der Compagnonschaft. In den
ngen vererbt sich das Handwerk
uf den Sohn oder Neffen des
diesen Verbindungen Wichtigkeit
Belehrung, der kriegerische Eifer,
und Organisationsgeist, der in
jungen Leuten lebt, die daraus
nden Charakter, eine Liebe des
as Bedürfniß, die Isolirung zu
nnen, und der Unwissenheit wie

Väter wieder zur Hand, er hat die Welt gesehn, er kann seinen Freund und Kindern sagen, wie groß und schön sein Vaterland ist: er hat seine **tour de France** gemacht."

Dieses Handwerkerwesen, welches einen ungleich höheren und organisirteren Charakter trägt, als die Wanderungen unsrer deutschen Handwerker, bildet die Basis des Romans. Die Dichterin schildert uns zwei jugendliche Charaktere, welche aus den Verbindungen hervorgegangen sind, und unsre volle Liebe und Bewundrung in Anspruch nehmen. Pierre Huguenim, der Sohn eines alten Zimmermeisters, und sein Gefährte, Amaury, genannt der Corinthier, sind die Helden des Romans. Wir sehn sie sowohl innerhalb ihrer Verbindung, als auch in den Konsequenzen des Ver-

auf dem Schlosse. Der Graf hat
aber zwei Enkel, Raoul und Iselde
dem bewohnt noch eine Verwandte, d
Josephine das Schloß, die von ihrem
schieden lebt. Die Einsamkeit führt d
an einander. Die Damen kommen
Handwerkern bei der zierlichen Arb
und die Marquise bemerkt sehr bald
rinthier ein so hübscher, blonder,
ist, wie ihn die Welt nur aufweisen
phine selbst ist noch jung, frisch un
sie hat die Freuden der Liebe in ih
chen Ehe nicht gekostet. Ihre Natur
sentlich sinnliche, sie ist für den Ge
Iselde dagegen ist eine stille, ernste
schlank, bleich und meist in sich ver
macht auf ...

le und den Hammer seiner
, er hat die Welt gesehn,
und Kindern sagen, wie
aterland ist: er hat seine
ht."
rwesen, welches einen un-
nisirteren Charakter trägt,
unserer deutschen Handwer-
Romans. Die Dichterin
dliche Charaktere, welche
erergegangen sind, und
ewundrung in Anspruch
n, der Sohn eines alten
Gefährte, Amaury, ge-
d die Helden des Ro-
ohl innerhalb ihrer Ver-
Konsequenzen des Ver-
Tendenz, welche daraus

und dem Schlosse. Der Graf hat keine Kinder, aber zwei Enkel, Raoul und Isolde, und außerdem bewohnt noch eine Verwandte, die Marquise Josephine das Schloß, die von ihrem Manne geschieden lebt. Die Einsamkeit führt die Menschen an einander. Die Damen kommen zuweilen, den Handwerkern bei der zierlichen Arbeit zuzusehn, und die Marquise bemerkt sehr bald, daß der Corinthier ein so hübscher, blonder, frischer Junge ist, wie ihn die Welt nur aufweisen kann. Josephine selbst ist noch jung, frisch und lebenslustig, sie hat die Freuden der Liebe in ihrer unglücklichen Ehe nicht gekostet. Ihre Natur ist eine wesentlich sinnliche, sie ist für den Genuß geschaffen. Isolde dagegen ist eine stille, ernste Natur, sie ist schlank, bleich und meist in sich verschlossen. Sie macht aus der Lektüre ein Studium, sie sucht den Geist Rousseau's zu erfassen, und nimmt Theil

Hingebung erfüllt.

Diese Liebe bleibt keusch und rein, w
Josephinens Liebe zu dem Corinthier in fla
Sinnlichkeit sich verwandelt. Der Corinthi
einen geheimen Gang von dem Atelier
Zimmer der Marquise zu entdecken, und ih
das vollgemessene Maaß des Genusses. D
lision, welche durch diese Hingebung der a
tischen Frauen entsteht, kann indessen nicht
ben. Das Geheimniß Josephinens wird v
alten Grafen entdeckt, und er, seinem l
Charakter gemäß, legt ihr die Buße auf,
den Corinthier heirathe, sobald er seine
als Bildhauer in Italien gemacht habe, und
Künstler zu heirathen fähig sei. Nachde
geschehn, erhebt sich Isolde in dem vollen
sein ihrer sittlichen Reinheit, in der S
ihres Idealismus, und offenbart dem Gra

vor, die Savinienne, die mère
, welche des Corinthiers erste
em Fragment, das wir aus dem
esern nächstens mitzutheilen ge-
n noch eine nähere Anschauung
kerverhältnissen zu geben, werden
nnen lernen. E. Meyen.

chlachtgesang.

ng soll durch die Berge hallen,
chaste Joch zerbrach,
freit aus Kettenschmach,
yrann mehr athmen mag,
en Volksverräther fallen.
stellt die Freuden ein,
ot kann fröhlich sein,

„„Heil, Fremder, Heil! wenn meine Heil'ge bitte,
„„Fleh' ich sie auch um Segen Deiner Hütte.
„„So streue denn Dein Bett von Binsenmatten,
„„Hier laß uns ruhen bis zum Morgenschatten.

Der Kreuzritter.

Nun laß den Krieger seinen Streithengst schmücken,
Denn in die Ferne zieht sein Schwert jetzt weit;
Den Mann des Ostens gilt es zu erdrücken,
Und höher glüht die Sonne bei dem Streit.
Der Gott des Siegs sitzt auf der Christen Helme,
Zum Siege führt Er uns're heil'gen Schaaren;
Dem Türken gilt's, dem alten tapfern Schelme,
Der Christen Kreuz den Halbmond treibt zu Paaren.
Ha! selig, wer in solchem Kampfe fällt!
Zu Seiner Rechten einst der Herr ihn stellt.
Nun laß den Krieger seinen Streithengst schmücken,

— Herr Bauernfeld
ter Zeit so viele mittelmäßige und
zeugniße seiner Muse geliefert, daß m
Preis streiten kann, aber eines der
dies letzte jedenfalls. — Die gan
schränkt sich auf ein halbes Dutzend
gewendeter Redensarten, auf einige
und Schlagworte; einige Reflexione
stig anzuregen und die bekannte glac
den mangelnden Gedanken ersetzen.
stalten sind ganz ohne Leben; verz
wo Herr Bauernfeld Humor macht
wo der Ernst eintreten soll, und u
es Konflikte der Leidenschaften gilt.
lung in ihren Entwicklungen ist
dann unwahrscheinlich, und das
vermuthlich aus der

Digitized by Google

aben; so verkniffene Leichenbittermienen nimmt in solcher nie an. Die Einführung eines deutschthümelnden Jünglings oder vielmehr die Uebersetzung eines ziegenbärtigen französischen Ueberschwenglichen in einen langhaarigen Urdeutschen ist ganz zeitgemäß. Die darauf folgende Posse: **Mitten in der Nacht**, hatte das Verdienst die Lachlust des Publikums zu erregen. Herr **Beckmann** war als Piesecke, der Held des Abends. — l.

Feuilleton.

In der Konditorei von Stehely ist ein Wunder geschehen: die Abendzeitung ist wieder auferstanden. Ein Freund derselben hat sie hingegeben, und wie ein drohender Schatten mahnt sie uns an unsre schnöde Vergeßlichkeit. Eine alte Journal-Veteranin wie eine ausgesungene Sängerin so bei

das Blatt aber im Verlag der **Sanderschen** Buchhandlung erschien, und Madame Sander Merkel abgeneigt war, so wurde Kotzebue alleiniger Redakteur, während Merkel selbst ein Blatt unter dem Titel: „**Ernst und Scherz**“ herausgab. Der Freimüthige erschien im Jahre 1803 mit der Vignette einer tragischen und komischen Maske. „Freimüthigkeit en masque“ sagte eine witzige Jüdin, als sie das Blatt erblickte. „Nein, die Freimüthigkeit ist hier nur Maske“ erwiderte eine zweite. Der Druck der Zeitung war sehr eng, die Mitarbeiter erhielten 18 Thlr., aber sie ging nicht. Da kam Kotzebue abermals zu Merkel, und sie vereinigten sich nun dahin, daß ihrer beider Journale verschmolzen werden sollten. Dies geschah, der Freimüthige erhielt als Vignette das Bild des Aristides, und Merkel wurde sehr bald alleiniger Redakteur, da er ein geschickterer Jour-

ueber die
wich

II. Vo
B. Die p

Die von
auf der Unge
lichen und de
ursprüngliche
nisse aufgelöst
chen Stände f
Beruhigung
in Preußen
eine Anknüp
mäßig

acceptirte diesen auch, da
Verlag der Sanderschen
und Madame Sander Ver-
wurde Kotzebue alleiniger
erkel selbst ein Blatt unter
nd Scherz" herausgab.
en im Jahre 1803 mit
chen und komischen Maske.
asque" sagte eine witzige
att erblickte. „Nein, die
er Maske" erwiderte eine
Zeitung war sehr eng,
18 Thlr., aber sie ging
abermals zu Merkel, und
dahin, daß ihrer beider
erden sollten. Dies ge-
erhielt als Vignette das
Merkel wurde sehr bald
er ein geschickterer Jour-

Ueber die Stände und deren Entwicklung in Preußen.

Von C. M. Wolff.

II. Von den politischen Ständen.

B. Die politischen Stände Preußens.

Die vormalige landständische Verfassung hatte auf der Ungetrenntheit der persönlichen, der dinglichen und der politischen Stände beruht. Diese ursprüngliche Einheit war durch die Zeitverhältnisse aufgelöst, indem die persönlichen und dinglichen Stände sich gesondert hatten. Als daher, nach Beendigung der Freiheitskriege, politische Stände in Preußen wieder hergestellt werden sollten, war eine Anknüpfung an die frühern Zustände nicht möglich, und sie mußten aus den nunmehr vorhan-

engeres Anschließen an eine Gemeinde, als
glied derselben, weil man nur so dem Allge
eine genügende Gewähr biete. Eine solch
gliedschaft setzte zwar wiederum einen freien
besitz voraus und die Fähigkeit solchen zu
digen, die Wehrhaftigkeit, dies war aber
nur eine mittelbare Bedingung. Das germ
Prinzip der politischen Standschaft war
weder die Repräsentation der Korporationen
die des Grundeigenthums, sondern die d
meinden, es war das Prinzip der Vertretu
dinglichen Stände.

Die dinglichen Stände hatten sich in
ßen sehr erweitert. Durch das Edikt vom
October 1807 war das frühere Guts-U
nigkeits-Verhältniß aufgehoben worden,
gab nunmehr freie Mitglieder der Dorfgem

ern, so wie in ihren sonstigen besondere Bedeutung, als groß- früherer Staatsverhältnisse. Dies te, aus welchen die neuen preu- Stände hervorgehen mußten. Die 22. Mai 1815 setzte die allge- gen dieser neuen Staatseinrichtung nte:

Repräsentation des Volkes gebildet

ecke sind:

zialstände da, wo sie mit mehr Wirksamkeit noch vorhanden sind, , und dem Bedürfnisse der Zeit urichten;

wärtig keine Provinzialstände vor-

2. so lange keine allgemeine ständische Versammlungen statt finden, die Entwürfe solcher allgemeinen Gesetze, welche Veränderungen in Personen- und Eigenthumsrechten und in den Steuern zum Gegenstande haben, so weit sie die Provinz betreffen, zur Berathung vorlegen lassen;
3. Bitten und Beschwerden, welche auf das specielle Wohl und Interesse der ganzen Provinz oder eines Theils derselben Beziehung haben, von den Provinzialständen annehmen, solche prüfen und sie darauf bescheiden, und
4. die Kommunal-Angelegenheiten der Provinz ihren Beschlüssen, unter Vorbehalt Unserer Genehmigung und Aufsicht, überlassen.

Dem gegenwärtigen Gesetze, das jedoch auf

in Letzteren ließ man sich aber nicht gen das germanische Prinzip der Ve Anwendung zu bringen, sondern man die vormalige äußere Gestaltung derie her, indem man die sonst mittelbare G Grundbesitzer zur unmittelbaren ma das Gesetz vom 5. Juni 1823 hatte eigenthum als Bedingung der ausgesprochen, in den einzelnen aus- setzen wurde noch hinzugefügt, daß zehnjähriger ununterbrochener sein Grund, warum dies geschah, kann je mangelhafter Erkenntniß des germani oder gar in der daselbe gänzlich verk sicht liegen, statt der Gemeinden: Ve Vertretung des Grundeigenthums in

allgemeine ständische
statt finden, die Ent-
einen Gesetze, welche Ver-
nen- und Eigenthumsrech-
uern zum Gegenstande ha-
ie Provinz betreffen,
erlegen lassen;
erden, welche auf das spe-
Interesse der ganzen
Theils derselben Beziehung
vinzialständen annehmen,
darauf bescheiden, und
genheiten der Provinz ih-
unter Vorbehalt Unserer
fsicht, überlassen.
Gesetze, das jedoch auf
keine Anwendung findet,

die Letzteren ließ man sich aber nicht daran genügen das germanische Prinzip der Vertretung zur Anwendung zu bringen, sondern man stellte auch die vormalige äußere Gestaltung derselben wieder her, indem man die sonst mittelbare Bedingung des Grundbesitzes zur unmittelbaren machte. Schon das Gesetz vom 5. Juni 1823 hatte das Grundeigenthum als Bedingung der Standschaft ausgesprochen, in den einzelnen ausführenden Gesetzen wurde noch hinzugefügt, daß der Besitz ein zehnjähriger ununterbrochener sein müsse. Der Grund, warum dies geschah, kann jedoch nicht in mangelhafter Erkenntniß des germanischen Prinzips oder gar in der dasselbe gänzlich verkennenden Absicht liegen, statt der Gemeinden-Vertretung eine Vertretung des Grundeigenthums einführen zu wollen, sondern dieser ist wohl darin zu suchen, daß man eine wahre und wohlbegründ...

bei Rittergutsbesitzern der Besitz eines adlig-
tes in einer andern Provinz auf die zeh-
Dauer mit angerechnet wird, daß endlich
ser Zeitbedingung überhaupt Königliche D
tion stattfinden kann. Dagegen tritt bei de
schen Abgeordneten noch die Beschränkung
daß dieselben entweder zeitige Magistrats-
sein, oder ein bürgerliches Gewerbe treiben
Auch genügt bei diesen und den Vertrete
Landgemeinden nur ein zehnjähriger Gru
von einem bestimmten Werthe und Umfang

Die einzelnen Stände können ihren
ordneten keine bindende Instruktionen erthei
steht ihnen aber frei, sie zu beauftragen,
und Beschwerden anzubringen. Diese aber
immer nur aus dem besonderen Int
der Provinzen hervorgehen.

Die Landtage der verschiedenen Provinz

werden dem Könige zur Entschei-

chen Provinzialstände haben nicht, deutschen Reichsstände, in Ge- m Staatsoberhaupt eine entschei- sondern wirken nur berathend. gen derselben werden nach Schlie- es dem Königlichen Kommissarius, thung nicht beiwohnt, übergeben, t demnächst denselben in einem den Königlichen Beschluß mit.

lgemeinen Stände betrifft, so hat dnung vom 22. Mai 1815 öf- , als ob dieselbe eine Vertretung Sinne des französischen Liberalis- ie. Diese Ansicht ist jedoch durch-

sterium, beim Kriegswesen, bei der innern Polizei angestellten Personen, dazu noch die Stimmgeber in den Ständen; alle diese haben Antheil an der Regierung. Der Fürst ist also kein Despot, welcher nur seiner Laune folgt. Man muß ihn als den Mittelpunkt betrachten, in den alle Strahlen des Umkreises zusammenfallen." Von diesen Ansichten geht auch die in Rede stehende Verordnung aus, in deren Eingange auf die Geschichte des preußischen Staates hingewiesen wird, welche zeige, daß der wohlthätige Zustand bürgerlicher Freiheit und die Dauer einer gerechten, auf Ordnung gegründeten Verwaltung in den Eigenschaften der Regenten und in ihrer Eintracht mit dem Volke festgegründet seien.

In Gemäßheit derselben sollte daher die fürst-

noch, die Namenkundigen Todesstrafe Von den Mandschukaisern in China daß sie in dieser Hinsicht weit mensch als ihre Verfahren. Sie zeigen Glanze vor den Augen des gebilde natürlich in Begleitung einer groß Hof- und Staatsbeamten. Die und Ausrüstung derselben ist majestä sen, die Zäume der Rosse, die kleine Sonnenschirme, die Sonnenfächer, u Merkmale der kaiserlichen Würde er größten Pracht. Die Prinzen von nige Größe des Hofes eröffnen den Ihnen folgen die Colao's oder wirkl Staatsminister. Sie marschieren Seiten der Straße

...hafien, ...
...esen, bei der innern Polizei
... dazu noch die Stimm-
...nden; alle diese haben An-
...g. Der Fürst ist also kein
... seiner Laune folgt. Man
...telpunkt betrachten, in den
...eises zusammenfallen." Von
... auch die in Rede stehende
...eren Eingange auf die Ge-
... Staates hingewiesen wird,
...ohlthätige Zustand bürger-
...Dauer einer gerechten, auf
...rwaltung in den Eigen-
...d in ihrer Eintracht
...gründet seien.
...elben sollte daher die fürst-
...ränkt, sondern nur un-
...ränkt, ... die Stände

Herrschers erfahren darf; und geschieht es dennoch, die Namenkundigen Todesstrafe leiden müssen. Von den Mandschukaisern in China erzählt man, daß sie in dieser Hinsicht weit menschlicher seien, als ihre Vorfahren. Sie zeigen sich in ihrem Glanze vor den Augen des geblendeten Volkes, natürlich in Begleitung einer großen Masse von Hof- und Staatsbeamten. Die ganze Bedeckung und Ausrüstung derselben ist majestätisch; die Waffen, die Zäume der Rosse, die kleinen Fahnen, die Sonnenschirme, die Sonnenfächer, und alle andern Merkmale der kaiserlichen Würde erscheinen in der größten Pracht. Die Prinzen von Geblüt und einige Große des Hofes eröffnen den Zug zu Pferde. Ihnen folgen die Colao's oder wirklichen geheimen Staatsminister Sie marschieren auf den beiden Seiten der Straße nahe an den Häusern, um zugleich als reinigende Polizei zu dienen. Neben ...

... Weiter folgen 56 Fahnen, auf denen die 56 ... bilder dargestellt sind, unter welche die ... alle Sterne bringen; 200 Sonnenfächer ... sich daran mit den Bildern von Drachen, ... und andern Thieren verziert; ferner 24 ... schmückte Sonnenschirme, und endlich ein ... tisch), getragen von dem Erzmundschenk und ... Dienern, mit den goldenen Geräthen zum ... Auf die pünktlichste Genauigkeit dieses Zug... der Ober-Ceremonienmeister bei der Ungna... himmlischen Sohnes zu achten. — Dara... scheint dieser selbst mit einer ernsthaften, m... tischen Miene auf einem prächtig geschm... Pferde; zu beiden Seiten werden Sonnens... getragen, die ihn und sein Pferd in Schatte... len. Zehn weiße Roße, so wie Lanzenträge... Kammerpagen umgeben ihn außerdem. ... schließen sich in der schönsten Ordnung alle ...

ine, um ihm im Namen des Kai-
Glück zu wünschen. Ein ande-
hat dasselbe im Namen des ersten
d darauf wurden dem Gesandten
iften über das nothwendige Cere-
n. Da sich dieser nun dem neun-
ien nicht unterwerfen wollte, ent-
Unterhandlung mit dem Ceremo-
iese Angelegenheit sollte englischer
Gesandtschafts-Sekretär abgemacht
e chinesische Etiquette verbot, daß
he Minister mit einer untergeord-
r Gesandtschaft in Unterhandlungen
h wurde die Sache von dem erha-
hin entschieden, daß er sich bei der
ngländer mit den Respektsbezeugun-
wollte, die sie ihrem Souverain in

mehrerer Instrumente und entfernte Menschenstimmen die Ankunft des Kaisers. Bald darauf erschien Er, hervorgetragen aus einem Dickicht, wie aus einem heiligen Hain, unter der Begleitung einer Schaar von Dienern, die mit lauter Stimme seine Tugenden und seine Macht priesen. Als er nun vor dem Zelte angekommen war, bestieg er seinen Thron auf dem Wege, der nur von ihm betreten werden darf. Der erste Minister und zwei seiner ersten Haus-Offizianten nahten sich ihm, aber sprachen nur knieend zu ihm. Als der kaiserliche Hofstaat dem Range nach aufgestellt war, führte der Präsident des Tribunals der Gebräuche und Ceremonieen den englischen Gesandten an den Fuß der linken Seite des Thrones, bekanntlich die Ehrenforte. Hier übergab dieser nun in

muthung geneigt, daß jene Ceremoni
bloß deßhalb ausgedacht und sodann
gen eingeführt würden. Denn es ist
rend man dies Ceremoniel ausübt,
bloß eine moralische, sondern selbst
Ungleichheit zwischen beiden Theilen
der, welcher die Beweise von Unter
pfängt, sehr wohl das Gefühl bega
nicht sicher vor Verrath; so habe
welcher oft eine unbegränzte Mac
Zweifel den Besitzern derselben jen
regeln an die Hand gegeben gegen
Pläne, welche etwa die herannahe
hegen könnten. Das Niederwerfen
knieen, die Erhebung der Hände
machen unstreitig einen An

anbruch verkündeten die Zeit
und entfernte Menschenstim-
s Kaisers. Bald darauf er-
ngen aus einem Dickicht, wie
ain, unter der Begleitung ei-
ern, die mit lauter Stimme
seine Macht priesen. Als er
angekommen war, bestieg er
Wege, der nur von ihm
Der erste Minister und
Offizianten nahten sich ihm,
nd zu ihm. Als der kai-
ange nach aufgestellt war,
Tribunals der Gebräuche
englischen Gesandten an
ite des Thrones, bekannt-
ier übergab dieser nun i
eise des Ceremoniels seine

muthung geneigt, daß jene Ceremonieen keineswegs bloß deßhalb ausgedacht und sodann zum Vergnügen ausgeübt würden. Denn es ist klar, daß während man dies Ceremoniel ausübt, dadurch nicht bloß eine moralische, sondern selbst eine physische Ungleichheit zwischen beiden Theilen entsteht. Weil der, welcher die Beweise von Unterwürfigkeit empfängt, sehr wohl das Gefühl hegen kann, er sei nicht sicher vor Verrath; so habe daher Argwohn, welcher oft eine unbegränzte Macht begleitet, ohne Zweifel den Besitzern derselben jene Vorsichtsmaßregeln an die Hand gegeben gegen die furchtbaren Pläne, welche etwa die herannahenden Personen hegen könnten. Das Niederwerfen, das Niederknieen, die Erhebung der Hände über den Kopf machen unstreitig einen Angriff solcher Personen viel schwieriger.

schiedensten Achaten, oder dem Yu, dem
testen Steine der Chinesen. Auf jedem
chen Sessel aller zahllosen Zimmer der
lag jedesmal ein Scepter aus diesen
geschnitten, in der Form einer Blume,
Symbol von Glück und Wohlstand der re
Dynastie galt. Dazu kamen die weiten
von Gärten mit der üppigsten Baumpracht
zogen von Wasserspiegeln, auf denen L
hin- und herschwammen. Menagerieen von
Quadrupeden, Fischen, zogen die Aufmer
mannigfach an. So prachtvoll jedoch auch
lich Alles erschien, so eintönig blieb der er
Styl der Dekorationen der nur immer
gestellten Lustschlösser, wie in den Anla
Gärten, in den chinesischen Feuerwerk
Laternenfenstern, Wandschildereien von den

en Schranken der Hofetiquette
iser vornehmlich dann heraus,
er Pekinger Staatszeitung vor
lke oder seiner großen Familie
Diese Hofzeitung bildet den haupt-
otheil der Vermittelung zwischen
r, sie wirft spezielle Streiflichter
Heiligthümer des Hoflebens.
auch ein Missionair, der sich 20
ufgehalten hatte, ohne sie zu le-
aß seine Mitbrüder dasselbe tha-
en Verlust, als ihm der Zufall
sblatt in die Hände spielte. Denn
ordentlich lehrreich und unter-
wie man sich zu verhalten und
Man lernt hier auch die besten

Mitte" Berichte abgefaßt sind, erfahren wir nun: „Am 15ten Tage des 10ten Monats im 10ten Jahre Tao kuang's (29sten Novbr. 1830). Der General-Gouverneur Li-non-kuang-tong, welcher zugleich provisorisch die Geschäfte des General-Direktors verwaltet, verließ seine Wohnung und begab sich in den Tempel des Kriegsgottes (von welchem die regierende Dynastie abstammen will), um Weihrauch zu opfern. Nachher verfügte sich Sr. Excellenz in den erhabnen Palast, um die Depesche Sr. Vortrefflichkeit des Himmelssohns zu eröffnen; von hier aus gingen Sie in den Tempel des Seegotts, um dort ebenfalls Weihrauch zu opfern. Der General-Gouverneur besuchte dann den General King und den provisorischen Rechneninspektor, und kehrte in seinen Pallast zurück. Es sind De-

buch, sagt er, sondern lauter tolles Z
ich den Kopf mir noch verwirrter n
ich denn auch nur Eine Zeile geschrieb
auf mein Leben sich bezieht? Mach
gen auf, Mimi! Erinnerungen sind e
Phantasiestücke der Gegenwart bänaen d
mir auf mein Wort, heute sind es ger
daß ich mit dem Greise und seiner
das heilige Schlachtfeld ging, auf dem
zer unter Redings Führung 20000
gen. Als wäre keine Gegenwart
sprach der Alte nur von Tell und
und Winkelried; erst, als das Mä
unsre nahe Trennung erinnerte, wied
Worte, mit denen er jeden Abend m
entlassen hatte; Trau'

...ßt sind, erfahren wir nun:
s 10ten Monats im 10ten
29sten Novbr. 1830). Der
i-non-kuang-long, welcher
Geschäfte des General-Di
ß seine Wohnung und be
des Kriegsgottes (von wel
nastie abstammen will), um
Nachher verfügte sich Se.
n Palast, um die Depesche
immelssohns zu eröffnen;
in den Tempel des See
Weihrauch zu opfern.
besuchte dann den Ge
sorischen Recheninspektor,
ßt zurück. Es sind De
dere weggesandt worden.

Tagebuche fortschreiben zu lassen; es sei kein Tagebuch, sagt er, sondern lauter tolles Zeug, wodurch ich den Kopf mir noch verwirrter mache. Habe ich denn auch nur Eine Zeile geschrieben, die nicht auf mein Leben sich bezieht? Mach nur die Augen auf, Mimi! Erinnerungen sind es, und kleine Phantasiestücke der Gegenwart hängen daran. Glaube mir auf mein Wort, heute sind es gerade 30 Jahre, daß ich mit dem Greise und seiner Tochter über das heilige Schlachtfeld ging, auf dem 1300 Schweizer unter Redings Führung 20000 Feinde schlugen. Als wäre keine Gegenwart für ihn da, sprach der Alte nur von Tell und Walter Fürst und Winkelried; erst, als das Mädchen ihn an unsre nahe Trennung erinnerte, wiederholte er die Worte, mit denen er jeden Abend mich zur Ruhe entlassen hatte: Trau' nicht dem Wahn und Trug der heutigen Welt! In Egeri gelandet setzte er

Von Eltern, schlechter als die Ahnen, sei
Entsprossen ihr, verächtlicher als sie,
Zu zeugen noch verruchteres Geschlecht. *)

Eilt herbei und dämmet den reißenden
vor Allen voran, ihr Lehrer der Jugen
und schaart euch um den Helden, der euc
sten und zu führen dort auf der Höhe
dunkeln Waffenschmuck, nur auf dem Sc
goldenes Eichhorn!

Spielt die Hölle mit mir, daß die
ich seit 20 Jahren gehemmt in der Tiefe
Gemüths zurückhielt und wie das heilig
heimniß vor den Leuten und vor mir se
barg, wieder in meiner Seele sich regt?
nur auftauchen, um wieder zurückzusinken
aus, heraus, Bruder Klaus. **) Glaubt i
daß ich ein erdichteter Narr bin? Der Nar

---

*) Im ...

nd, Männern die Bälle zum
f seinem Spaziergange unter den
ademie die Uhr herauszieht, dem
urg gegenüber ein Viertelstünd-
nk sitzt, vor Nr. 21, weil eine
darin steckt, ein Kreuz schlägt, an
sie laut aufseufzt und bei der
cht und mit unverwandtem Blicke
wagen schaut. Die Leute lachen
mich; aber sie wissen nicht, was
n und Schmerzen durch meine
Doch, wenn sie es wüßten, lachten
och mehr aus; nur Einer würde
t haben und dieser Eine hat es
mich zu kennen. Aber ich kenne

adert sind, so theile ich ihnen folgende

Die Schaale meines Elends liegt schon am Boden durch zentnerschweres Uebergewicht und ehe die Gerechtigkeit naht, sie zu entladen, und die Gnade, sich auf die Gegenschaale zu schwingen, hat mich und die unselige Last die Erde bedeckt. Gleich als ich das erste Mal vor den farnesischen Stier in Neapel trat, behauptete ich, daß Dirce nicht los-, sondern festgebunden wird. Sollte sie losgebunden werden, so würde man sich mit dem Strick an ihren Haaren und nicht mit dem an den Hörnern des Stiers beschäftigen; das Anbellen des Hundes will ich ganz unberücksichtigt lassen. Der Graf widerstritt mir Anfangs; aber als wir in der **corona di ferro**, eine Flasche Caprivein — sieht aus wie Wasser, ist's aber nicht — geleert hatten, stimmte er mir bei; zum Dank

richten von der General-Versamml
deutsch-spanische Akademie daselbst a
d. J. gehalten hat, und da das In
ser lebhaftes Interesse in Anspruch
unsere periodische Presse sich bereits
tigt hat, so werden einige nähere M
die Wirksamkeit dieser jungen, wie
Friedens und der Versöhnung au
Flammen des Bürgerkrieges empor
senschaftlichen Akademie hier gewiß

Die General-Sitzung der
29. Januar d. J. hatte zunächst d
der Aemter für dieses Jahr zum
aber sollte sie den Mitgliedern ein
währen, sowohl über die Ergebniss
gen Bestrebens als ü

görner mehr oder weniger:
Elends liegt schon am Be-
res Uebergewicht und ihr
sie zu entladen, und die
Gegenschaale zu schwingen,
lige Last die Erde bedeckt.
e Mal vor den farnesischen
behauptete ich, daß Circe
ebunden wird. Sollte sie
würde man sich mit dem
und nicht mit dem an
beschäftigen; das Unbel-
ganz unberücksichtigt las-
ritt mir Anfangs; aber
di ferro, eine Flasche Ca-
ie Wasser, ist's aber nicht
nte er mir bei; zum Dank
eater S. Carlos, das zur

Die vorzüglichsten Madrider Zeitungen berichten von der General-Versammlung, welche die deutsch-spanische Akademie daselbst am 29. Januar d. J. gehalten hat, und da das Institut billig unser lebhaftes Interesse in Anspruch nimmt, auch unsere periodische Presse sich bereits damit beschäftigt hat, so werden einige nähere Mittheilungen über die Wirksamkeit dieser jungen, wie ein Engel des Friedens und der Versöhnung aus den lodernden Flammen des Bürgerkrieges emporgestiegenen wissenschaftlichen Akademie hier gewiß erwünscht sein.

Die General-Sitzung der Akademie vom 29. Januar d. J. hatte zunächst die neue Wahl der Aemter für dieses Jahr zum Zwecke; dann aber sollte sie den Mitgliedern eine Uebersicht gewähren, sowohl über die Ergebnisse ihres bisherigen Bestehens, als über die Anforderungen, welche ihrem Wesen und Zwecke nach, für die Zukunft

rig, nichts unmöglich für die Wiedergeb
geistig befähigten, starken und bewährten
Die Ueberzeugung von dem Nutzen, de
Vaterland auf dem Wege geistiger Erkenn
einer gleichzeitigen engen Verknüpfung
schnell und herrlich erblüheten deutschen
durch Vermittlung der Akademie gewon
den müsse, hätte das Unternehmen gekrä
die Tugend gelehrt, mit Resignation zu
Die Akademie habe jetzt die Fähigkeit g
sich in Thätigkeit zu setzen, sie sei mit
beiten aus dem kleinen, verborgenen Zir
Oeffentlichkeit getreten, und erwarte da
der literarischen Welt. Ihre Arbeiten wü
Verurtheilung, oder ihre Rechtfertigung
Der Redner hält sich überzeugt, daß die
der der Akademie die Wichtigkeit ihrer

ilosen des Menschengeschlechte
de das Werk in der Welt je
nde Spur seines vergänglichen
n. Ein solches Werk sei gleich
seine hundert Arme nach allen
ft, Alles ihm nahe liegende er
in sich selbst wächst, weil er es
zurückführt, der unerschütterlich
rzelt.
inen Gedanken wendet der Red-
h-spanische Akademie an und un-
ie hiernach einer dauernden Exi-
r sagt, daß die Kultur der Wis-
ie von der Akademie ausgehen,
üsse, denn in der ganzen Halb-
wahr, daß die Fesseln abgeschüt-
che den Geist so lange gefangen

sie zeitgemäß und nothwendig erscheint. Besondere Anerkennung wollen wir aber auch unserm Landsmanne Kühn nicht versagen, der mit Achtung vor dem deutschen Genius, deutsche Bildung und Wissenschaft zur Schätzung und Würdigung einer fremden, edlen, aber in seiner geistigen Entwicklung lange gehemmten Nation, nicht ohne Anstrengungen und Aufopferungen zu bringen, und dadurch einen näheren geistigen Verband zwischen Spanien und Deutschland herzustellen strebt. Der Anklang und die Unterstützung, welche sein Unternehmen nicht bloß bei hochgestellten Privatpersonen, sondern auch bei der Regierung gefunden hat, bürgt für die Befähigung und das Verlangen der spanischen Nation nach geistiger Emanzipation, und so dürfen wir vielleicht einer neuen Aera für spanische Bil-

Armee.

Nach Burns.

Von

W. Cornelius.

Schotten, die mit Wallace ihr geb
Oft mit Bruce in die Schlacht ge
Freudig blutend auf der Wahlstatt
Oder auf dem Siegesfeld!

Heute ist der Tag und jetzt die S
Schlacht und Tod bedräut uns in
Edward naht mit Macht und Schar
Edward, Ketten, Sklaverei!

Wer verübt Verrath am Vaterland
Wer nicht hab...

Google

dung werden kann, ...
endig erscheint. Besondere
aber auch unserm Lande
agen, der mit Achtung ver
eutsche Bildung und Wis
und Würdigung einer
einer geistigen Entwicklung
, nicht ohne Anstrengun
zu bringen, und dadurch
erband zwischen Spanien
en strebt. Der Anklang
elche sein Unternehmen
Privatpersonen, sondern
funden hat, bürgt für
Verlangen der spanischen
anzipation, und so dürfen
Aera für spanische Bil
...schaft, so wie einem

Robert Bruces Anrede an seine Armee.

Nach Burns.

Von

W. Cornelius.

Schotten, die mit Wallace Ihr geblutet,
Oft mit Bruce in die Schlacht gefluthet,
Freudig blutend auf der Wahlstatt ruhtet,
Oder auf dem Siegesfeld!

Heute ist der Tag und jetzt die Stunde,
Schlacht und Tod bedräut uns in der Runde,
Edward naht mit Macht und Schand' im Bunde,
Edward, Ketten, Sklaverei!

Wer verübt Verrath am Vaterlande?
Wer nicht bebt vor Feiglings Grab und Schande?
Wer giebt Freiheit hin für Sklavenb...

Und zur Kastagnette den Tanz;
O! Ihr Knaben, wohin's Euch auch füh
Nie vergesset die Zeit und den Glanz.

Zwar es heißt, daß Ihr Knaben vom Iris
In der Liebe veränderlich seid,
Ihr vergäßt, wenn sich schöner ein Mädchen G
Wohl mich arme Castilische Maid.
Doch, sie wissen nicht, wie Ihr so brav zur
Wie so frei Ihr vom Wankelmuthstrie
Wer am meisten erzittern die Feinde mac
Ist der Treueste stets in der Lieb'.

Theater.

Königliches Theater.

Dienstag den 23. März wurde, zum

Schillers und Göthes Werke zur
e, zu begleiten. Damals war das
füllt, und es gab ein Publikum,
dig wie Wechselwild seine Stelle
n es sich zur Pflicht machte, die
nd zu unterstützen, und dessen An-
he Ehre und Ruhm verlieh. Un-
seitdem mannigfaltiger geworden,
folgen rascher auf einander, die
die Aufnahme der italienischen
Kunst wesentlich gewonnen, wir
ugeben, denn wir stellen keinerlei
rede, einzelne Vorstellungen sind
Talent Seydelmanns und der
ch und des Berliner Hoftheaters
ese Vortrefflichkeit ist mehr zufäl-

dieses Strebens zu sammeln und zu erhalten. So hat damals Brühl für die Schauspielkunst gewirkt, und so ist es später nicht mehr geschehen. Daher dieser schwankende, fahrige Zustand, diese widrige Mischung von Gutem und Tüchtigem mit halber Begabung und gänzlicher Talentlosigkeit.

Mad. Wolf steht, wenn von wahrer Kunst bei dem weiblichen Personal unserer Bühne die Rede ist, obenan. Mad. Crelinger hat in dem machtvoll-pathetischen, die höchste Kraftanstrengung erfordernden Rollen sie freilich überragt, in der tieferen Kunst des Individualisirens hat Madame Wolf sie stets übertreffen, und wenn von einer Norm der Kunst die Rede war, ist man immer auf Mad. Wolf zurückgekommen. Ja es hat sich in den letzten Jahren nur zu oft gezeigt, daß

as allgemeine Menschliche in dem
druck seines modernen Wesens dar
wir sehn es in Mad. Wolf für ihr
reicht. Wir erinnern uns lebhaft je
neben Mad. Wolf ihr Mann, D
den alten Feldern gab; später sp
nicht minder vortrefflich. Dann ga
den Apotheker überaus humoristisch,
den Hermann, Mad. Stich die D
ger den Rektor. Diese Darstellu
gleichlich, klassisch. Von der jetzi
Rott den Alten, Grua den Herma
gen wir nicht reden, nur Fr. v. H
rothea, Hr. Rüthling als Apotheker
als Rektor wären der Erwähnung
Fr. v. Hagn die Stich, und

...nmeln und zu erhalten. So
für die Schauspielkunst ge
später nicht mehr geschehen-
...nde, sahrige Zustand, diese
Gutem und Tüchtigem mit
gänzlicher Talentlosigkeit.
...t, wenn von wahrer Kunst
...ersonal unserer Bühne die-
...d. Crelinger hat in dem
...ie höchste Kraftanstrengung
freilich überragt, in der
...ividualisirens hat Madame
...n, und wenn von einer
...de war, ist man immer
...ekommen. Ja es hat sich
nur zu oft gezeigt, daß
...t im Stande war, eine

das allgemeine Menschliche in dem ganzen Ausdruck seines modernen Wesens darzustellen hat, wir sehn es in Mad. Wolf für ihre Sphäre erreicht. Wir erinnern uns lebhaft jener Zeit, als neben Mad. Wolf ihr Mann, Pius Alexander den alten Feldern gab; später spielte ihn Lemm nicht minder vortrefflich. Dann gab Devrient den Apotheker überaus humoristisch, Rebenstein den Hermann, Mad. Stich die Dorothea, Krüger den Rektor. Diese Darstellung war unvergleichlich, klassisch. Von der jetzigen, wo Herr Rott den Alten, Grua den Herrman spielte, mögen wir nicht reden, nur Fr. v. Hagn als Dorothea, Hr. Rüthling als Apotheker, Hr. Weiß als Rektor wären der Erwähnung werth, obwohl Fr. v. Hagn die Stich, und Hr. Rüthling Devrient bei weitem nicht erreichten. Bei ihm

...mit über das Ende Trencks, des bekan... fangenen von Magdeburg. Er wurde i... 1794 am 7ten Thermidor vor das Re... Gericht gestellt. Fouquier-Tinville war ... kläger. Er wurde des Aristokratismus, d... wechsels mit Kaiser Joseph II., und d... nahme an der Verschwörung von Saint-... beschuldigt. Er vertheidigte sich mit sein... stenhaß, mit den Narben der Fesseln, die ... wund gedrückt, mit seiner Liebe für die Re... Er hatte sich im Jahre 1776 in Achen ... Tochter des dortigen Bürgermeisters vermäh... dort eine Zeitung herausgegeben. Von 17... hatte er Frankreich und England durchreist, ... Paris Franklins Freundschaft erworben, u... diesen die bekannten Verse gedichtet: Eripui... fulmen, sceptrumque tyrannis. Dan... er nach Ungarn gegangen, und hatte ...

ist ein sehr interessantes Werk
ichsten Klassen der Bevölkerung
tädten und die Mittel, sie zu bes-
er, Bureauchef der Seine-Präfek-
welches uns einen fürchterlichen
Abgrund der menschlichen Gesell-
der socialen Welt, eröffnet.
Paris 235,000 Arbeiter beiderlei
on jedem Alter. Diese Zahl ver-
m 30,000, wenn es mit der Ar-
nd dieselbe wesentliche Vortheile
kommen noch die öffentlichen
eren Gesammtzahl zwischen 7000
nkt. Davon sind nur 3800 auf
eschrieben. Die Landstreicher be-
e Spieler von Profession, die Be-

stalten stehen hier obenan. Hier ist der Grund gelegt zu einem Institut, welches die Basis zu einer durchgreifenden Verbesserung des Pöbels bildet, daran schließt sich dann die treffliche Einrichtung der Stadtschulen, und die höchste Entwicklung wird durch die Theilnahme der Bürger an den städtischen und allgemeinen Interessen erzielt. Wünschenswerth wäre es, daß die Verwaltung des Armenwesens noch mehr der Oeffentlichkeit anheim gegeben werde, damit der harte Sinn des Einzelnen nicht die ihm noch gebliebene Entschuldigung finde, daß er ja nichts von der Verwaltung erfahre. Die Resultate derselben werden allerdings gedruckt, allein es bedürfte der steten Anregung der Oeffentlichkeit, der steten Mittheilung der Details, und

Von Julius Minding.

Diejenigen Kräfte in der Mensch
zum wirklichen intellectuellen Fortschri
werden, bilden eine fast verschwindende
diejenigen, die nur wirken, um sich
binden, zu lähmen, zu vernichten.

So wird, im geistigen Werkzeuge
eine zahllose Menge von Vorstellung
selbst in einem Zustande des Gleichge
ten, damit die Thätigkeit des Geiste
wirkt in allen Richtungen bewegen le
die erregte Schwingung der Saite ve
fallenden

f halbe Weise, und hinter jedem
herangebildeten Nationen steht
g erhält hierdurch wieder mehr
gung zum Aeußersten, die sein
die er in barbarischen Zeiten
Neigung, die man durch Errich-
Heere zum großen Theil besei-
ch selbst tief im Schooße des
s Maria Theresia in Ungarn
Dritte in Dalekarlien noch vor
der Revolutions-Kriege diesen
ist heraufzubeschwören wußten.
r Krieg zu diesem seinem natür-
zurückkehren will, erkennen ihn

bedingten Verkehrsfreiheit stehen sich hier gegenüber. Wie der ehrenvolle, gesicherte Frieden der Ruhepunkt jener ist, so ist die Freiheit des Verkehrs mit Rücksicht auf die inneren Bedürfnisse des Staates der Ruhepunkt dieser. Was das Bewußtsein der materiellen Volkskraft für den ehrenvollen Frieden ist: das ist das Bewußtsein der intelligenten Volkskraft für den freien Verkehr. Ohne Zweifel ist jedes vollkommen entwickelte Sperrsystem ein Zeichen der Schwäche oder der Barbarei, aber weniger kann man darüber einig sein, wie weit sich die Verkehrsfreiheit erstrecken müsse und dürfe. In Bezug auf Wissenschaft, wie auf Handel und Gewerbe, scheinen die Zeichen der Zeit allgemein für die Vorzüge gänzlicher Hemmungslosigkeit des Ver-

Innern des Staatslebens, welche de
organismus gegenüber den Individuen
unter sich als Theile des Ganzen verb
dieser Untersuchung ist zuerst das r
Element auszuscheiden, als ein sich mi
frei und harmonisch gestaltendes, nac
kannten Grundsatze, daß der Name d
macht. Die Ruhepunkte eines gesun
organismus sind die Sittlichkeit, die
und die bürgerliche Freiheit: also nich
„Thron und Altar“ oder „Volkssouver
überhaupt keine Phrasen, sondern Th
Vernunft. In jeder jener Beziehung
Extreme und kein Volk, wie groß un
Regierung

eit stehen sich hier gegenüber.
ichrte Frieden der Ruhepunkt
heit des Verkehrs mit Rück-
Bedürfnisse des Staates der
as das Bewußtsein der ma-
den ehrenvollen Frieden ist:
ein der intelligenten Volks-
Verkehr. Ohne Zweifel ist
telle Sperrsystem ein Zei-
der Barbarei, aber weniger
sein, wie weit sich die
müsse und dürfe. In
wie auf Handel und Ge-
en der Zeit allgemein für
emmungslosigkeit des Ver-

Innern des Staatslebens, welche den Gesammtorganismus gegenüber den Individuen und diese unter sich als Theile des Ganzen verbinden. Bei dieser Untersuchung ist zuerst das rein formelle Element auszuscheiden, als ein sich mit dem Wesen frei und harmonisch gestaltendes, nach dem anerkannten Grundsatze, daß der Name die Sache nicht macht. Die Ruhepunkte eines gesunden Staatsorganismus sind die Sittlichkeit, die Gesetzlichkeit und die bürgerliche Freiheit: also nicht etwa bloß „Thron und Altar“ oder „Volkssouverainetät“ — überhaupt keine Phrasen, sondern Thatsachen der Vernunft. In jeder jener Beziehungen giebt es Extreme und kein Volk, wie groß und gut, keine Regierung, wie liebevoll und weise sie sein mochte,

angesehen werden müssen, wenn nicht d
schen Thatsachen dafür sprächen, daß ein
Zerrüttungszustand der Völker leider so
denkbar durchaus nicht ist. Jene hohe
der Ehre, Treue, des Strebens nach Li
und Wahrheit, wie sie der Beherrscher
Staates als Eigenschaften des preußische
bezeichnete, sind zu allen Zeiten bei vielen
vermißt worden. Die Ehre ist aufgegeben
im Uebermuthe der Herrschenden und der
Unterwerfung der Beherrschten; mehr abe
jener niedrigen Schmeichelei, zu welcher di
wie die fadesten Köpfe gleich fähig sind, fr
später, als Demosthenes das Volk von At
Horaz den Cäsar Octavianus vergötterte.
Krankheit des Staats ist um so gefährli

ßerhalb jenes verständig-sittli-
welchem das Christenthum sich
entwickelt hat.
blichkeit hat ihre Extreme. Sie
n rücksichtsloser (unsittlicher) Be-
den Gesetzes zu solchen Zwecken,
unstidee des Staats im Wider-
em Wortlaute, welcher den Geist
ürgern Parteien macht, so wie
hartnäckigen Festhalten am be-
welches das „Vorwärtsschreiten
Jugendkraft" ausschließt. Es
Verzweiflung, in welcher einst
Deputirter ausrief: la légalité

lichkeiten und der religiösen Ueberzeugungen sind, welche am Stärksten zum Aeußersten hinneigen. In Bezug auf den Grad bürgerlicher Freiheit, oder die Negation des Gesetzes, wodurch sich diese von der physischen Freiheit oder von demjenigen des Gedankens unterscheidet, leugnen wir zwar die Heftigkeit und Stärke der bestehenden Widersprüche nicht, wohl aber das Gewicht der Kräfte, welche hier etwa noch nach dem Aeußersten streben möchten, gegenüber denen, welche die Mitte zu finden oder zu erhalten wünschen.

Die Cameradschaften in Blois.

bewegt, als fürchtest und wünschest Du
das Ziel Deiner Reise zu gelangen.

Frage mich nicht, lieber Biller
wortete der Corinther. Ich bin beweg
es nicht, aber es ist mir unmöglich, D
davon zu sagen. Ich habe niemals
vor Dir gehabt, außer dieses eine,
werde ich Dir vielleicht bald offenba
ist es nicht Zeit.

Pierre bestand nicht darauf, u
sie bald zur „mère". Die Herberge
linken Loireufer, in der Vorstadt, wel
von der Stadt trennt. Sie war, wie
lich und nett gehalten, und die beiden

Digitized by Google

e Hand zu ergreifen, die sie ihm entgegenstreckte.

Nicht zusammen, erwiderte die **Savinienne**, t gedämpfter Stimme, aber ich schätze Euch zu hr, um nicht zu glauben, daß Ihr ihn nicht be- ngen solltet.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür s hinteren Saales, und **Pierre** sah wohl ein reißig seiner Cameraden bei Tische. Sie hatten re Mahlzeit so still zu sich genommen, daß man um glauben konnte, es sei hier so nahe bei eine ersammlung von jungen Leuten gewesen. Seit m Tode des **Savinien** aßen sie, aus Achtung r sein Andenken, wie für die Trauer der Familie, st ganz ohne Geräusch, tranken ganz bescheiden, nd Niemand sprach. Sobald sie indeß **Pierre uguenin** erblickten, konnten sie den Ausdruck er Freude und Ueberraschung nicht zurückhalten. einige kamen und umarmten ihn, Andre standen uf, Alle begrüßten ihn mit ihren Mützen und üten, und denen, die ihn nicht kannten, bedeutete

hatten. Aber ein geheimer Zug fesselte sie immer an den Stuhl des Corinthiers.

Sie blickte ihn nicht an, sie berührte ihn nicht, wenn sie sich neigte, ihn zu bedienen, aber sie kam allen seinen Bedürfnissen zuvor, und kümmerte sich innerlich, als sie sah, wie er sich vergeblich zwang, zu essen.

Liebe treue Cameraden! sagte der Lyoner **la belle-conduite**, indem er sein Glas füllte, ich trinke auf die Gesundheit **Villepreux's**, des **Ami-du-trait** und des Corinthiers aus Nantes, ohne ihre Namen zu trennen, denn ihre Herzen sind eins für das Leben. Sie sind Brüder in Salomon, und ihre Freundschaft erinnert an die unsers Dichters, des Nantesers **Prêt-a-bien-faire** für seinen **Percheron**. Darauf sang er mit starker, männlicher Stimme die beiden Verse des dichterischen Zimmermanns:

Der Mann, der keinen Freund besitzt,
Kann sich nicht glücklich schätzen.

Das ist recht, ich danke Euch, S
Unrecht von mir. Aber man kann
Ehren der Freunde trinken, selbst we
wollen.

Nicht mehr als drei über den
l'enfant-du-genie, so laute
Wir dürfen hier keinen Lerm machen.
den die devorants sagen, wenn sie (
bei einer Mutter in Trauer. Wer
ferner der unsrigen Verdruß bereiten
guten, edlen, züchtigen, sanften Sa

Ihr trinke ich mein zweites (
Heute **la belle-conduite**.
Ihr nicht, Ihr Landsmann, füg
indem er sich zu **Amaury** wandte, d
zitternd erhob. Habt Ihr das Fie
mann?

Schweig davon, raunte M
sans-crainte seinem Nachbar
conduite ins Ohr.

n nur hier, um mir zwei Gehülfen zu holen. ie Ehre meines Vaters fordert es, daß ich zurück= hre.

In diesem Falle seid Ihr frei, sagte der ignitaire.

Darauf entstand ein augenblickliches Still= hweigen. Die Tafel war aus Compagnons dreier rade zusammengesetzt: **Compagnons reçus**, Auf= enommene, finis, Fertige, initiés, Eingeweihte. Dann gab es noch viel affiliés, Verbündete, denn ei den **Gavots** herrscht das Prinzip der Gleich= eit. Alle Grade essen, trinken und stimmen zu= ammen. Unter jenen jungen Leuten war nicht iner, der nicht zu concurriren wünschte. Da man ber nur unter den Geschicktesten wählte, so hatten nicht alle die Hoffnung, berufen zu werden, und alle staunten, wie man diese Ehre zurückweisen önne. Sie konnten Pierre Huguenin nicht begreifen. Der **Dignitaire**, der jede unnütze Dis= kussion vermeiden wollte, beschloß sich kurz zu fassen.

erinnere mich des schönen Geleites, das wir Dir auf der Chaussee gaben. Wir hatten unsere Stöcke und Bänder, wir gingen zwei Meilen mit Dir und tranken bei jedem Schritt auf Deine Gesundheit. Der Altgesell trug Deinen Stock und Dein Paket auf seiner Schulter. Ich stimmte die Abschieds= lieder an, und die Landsleute machten den Chor dazu. Die Feierlichkeit dieser Ceremonie, die so ehrenvoll für die ist, welchen man sie bestimmt, und auf die ich so stolz war, weil sie Dich betraf, gab mir Begeisterung und Muth. Ich umarmte Dich, ohne weich zu werden, und kehrte mit dem Geleite in die Stadt zurück, fortsingend und nicht an die Einsamkeit denkend, die mich nun über= fallen würde, da ich allein und fern von dem Freunde war, der mich belehrt und unterstützt hatte. Ich glaube, ich war auch ein wenig aufgeregt durch den häufigen Zutrunk, an den ich nicht gewöhnt war und schwerlich mich je gewöhnen werde. Als jedoch dieser Rausch sich verloren hatte, und ich

Tag gegeben hat. Vertrau Kummer, ich will ihn lindern und Als sie so sprach, faßte mich die gu Kopf und ich fühlte, wie eine heiße ihren schönen schwarzen Augen auf sank. Und wenn ich so lange lebte, w Jude, ich werde diesen Augenblick nic Mein Herz zerfloß in Zärtlichkeit für gesteh Dir's, den Rest des Tages da mehr an Dich. Ich sah immer nur Savinienne. Sie erlaubte mir, zu helfen, und der brave Savinie er mich so schalten sah: Wie der J ist! Welch gutes Kind! Was für ein Savinien zweifelte seit dem Tage daß ich sein Nebenbuhler sei, der Lieb Frau.

(Fortsetzung folgt.)

---

ten Geleites, das wir Dir
. Wir hatten unsere Stöcke
n zwei Meilen mit Dir und
ist auf Deine Gesundheit.
ten Stock und Dein Paket
Ich stimmte die Abschieds-
ndsleute machten den Chor
it dieser Ceremonie, die so
welchen man sie bestimmt,
z war, weil sie Dich betraf,
und Muth. Ich umarmte
den, und kehrte mit dem
rück, fortsingend und nicht
nd, die mich nun über-
allein und fern von dem
elehrt und unterstützt hatte.
h ein wenig aufgeregt durch
an den ich nicht gewöhnt
je gewöhnen werde. Als
h verloren hatte, und ich
...sich

die, die Dich geboren hat. Vertrau' mir Deinen Kummer, ich will ihn lindern und Dich trösten. Als sie so sprach, faßte mich die gute Frau beim Kopf und ich fühlte, wie eine heiße Thräne aus ihren schönen schwarzen Augen auf meine Stirn sank. Und wenn ich so lange lebte, wie der ewige Jude, ich werde diesen Augenblick nicht vergessen. Mein Herz zerfloß in Zärtlichkeit für sie, und ich gesteh Dir's, den Rest des Tages dacht' ich kaum mehr an Dich. Ich sah immer nur die Augen der Savinienne. Sie erlaubte mir, ihr im Hause zu helfen, und der brave Savinien sagte, als er mich so schalten sah: Wie der Junge gefällig ist! Welch gutes Kind! Was für ein Herz hat er! Savinien zweifelte seit dem Tage nicht mehr, daß ich sein Nebenbuhler sei, der Liebhaber seiner Frau.

(Fortsetzung folgt.)

Steuben's M...

siasmus, eine zwanzigjährige Stählung im Kanonendonner, die beugsamste Schnellkraft der Disciplin, gehärtet in dem orthodoxen Glauben eines unüberwindlichen Feldherrn, nichts kann mehr helfen. Die gefürchtete Wasserschlange, die von Elba her durchs Mittelmeer und ganz Frankreich rollend, ihre zerfallenen Glieder zusammensuchte und ergänzte, sie zerbricht vor dem Säbelschwung des volksthümlichen Mannes mit der thönernen Pfeife unter'm weißen Husarenbart. Der festgefugte, eiserne Organismus militairischer Unbedingtheit wird von improvisirten Massen, an denen noch die Schollen der Erde hängen, aus welcher sie — wunderlich genug -- ein zertretender Fußtritt stampfte, zerschmettert. Das ist es, was den Ungeheueren erbangen macht. Jener schreckliche Volksgeist tritt ihm furchtbar entgegen. Ein Widerspiel von Philippi: Cäsar erbebend vor dem Geist des Brutus. Er erblickt ihn im Schlachtenrauch; er sieht ihn, die Andern nicht. In diesem Antlitz bleicht

Kaiserstolz römischer Allgewallt brütend auf der erschlafften verdrossenen Wölbung. Welche Augen! in ihre Höhlen zurückgerollt, und aus diesen Schlünden jenes Schreckensmanöver, jene, die feindlichen Mittelglieder durchbrechenden Kugelschläge, in furchtbarer Stille denkend. Dieses gelbliche Gepräge, ein Gespenstisches, ein Uebermenschliches. Ja, hier wurde der ungeheure Schluß tragischer Catastrophe in Farben ausgesprochen, deren Wirkung kein Dichter zu erreichen vermöchte. Denn welche dichterische Darstellung giebt uns dieses Antlitz wieder, den Strahlenkern des erhabensten Momentes? Welcher Griffel bringt vor das geistige Auge diese Majestät verlorener Größe, diesen Abdruck unbesiegter Zermalmung, diesen ungebeugten Niederwurf, diese machtbewußte Erbebung? Kein geistiges Mittel ist im Stande, einen solchen Inbegriff persönlicher Vollgewalt zu geben. Die unmittelbare Erscheinung ist hier Poesie; der Held in seiner schlichten Welt-Gestalt ist hier Pathos. Der kleine Hut, der graue Ueberrock, es sind Personen: sie wirken tragischer als tiefe Charakteristik. Durch welchen dichterischen Kunstgriff will man das Dämonische im Kopf des Pferdes zur Anschauung bringen? Die Nüstern umwittert der Hauch des Schicksals; der sterbende Ruhmesdurst lechzt und knirscht auf der Zunge; ein rührend brünstiger Abschied von der feurigen Begeisterung der Schlachten wälzt seinen Augapfel, schnaubt in seinen Zügen, verlängert den edlen, kleinen Kopf, keucht nach dem Pulverdampf, dem Weihrauch des Ruhmes. Die Wenigsten verstehen dieses Roß. Der Bereiter mit dem ich es prüfte, hatte viel zu tadeln. Er fand die Füße zu parallel und steif vorgestreckt, und doch ist's der Moment, wo es im Vordrang plötzlich angehalten ward. Der Hals schien ihm zu gewölbt, und dennoch beweist die wunderbare Muskelzeichnung, beweist das tiefe Studium der Pferdephysiognomie, die sich im Kopfe ausspricht, daß dem Maler so Oberflächliches nicht mißlingen konnte. Er hat offenbar seinen ganzen Geist, seine ganze Kunst daran gewendet. Unschön mag man diese Gebärde nennen, aber wahr ist sie gewiß. Und warum unschön? hier durfte auf Kosten der Manège das verwildert Bewegte auch an dem Pferde sich geltend machen. Der Dämon, im Herrn gewaltig, durchschauert das Thier; das heldhaft Tragische durchzuckt es; sein Nacken sträubt sich basiliskenartig; es wiehert sein Pathos, sein kriegerisches Grauen ins Schlachtgewühl.

Auf dem Bilde ist nur ein Einziger, der mit dem Pferde Vergleichung aushält. Es ist ein am Schenkel, an der Brust, allenthalben verwundeter Krieger der alten Garde. Zusammengestürzt erhebt er sich auf's eine Knie. Er streckt die Hände dem Kaiser hin, ihn aus dem Pulverregen fortwünschend, gleichsam fortdrängend. Unbeschreiblicher Ausdruck des ängstlichen Vorstürzens, des Obsecrirens, der vergötternden Pietät für den kaiserlichen Führer; eine Pietät, mit nichts zu vergleichen, ein ehrfurchtsvolles Liebegefühl, das mit jeder Wunde inniger, mit jeder Zerschmetterung brünstiger und zärtlicher wird. In diesem Auge malt sich eine Seele, wie soll ich's nennen, thierischtreu. Nicht die gestickten Generale, die dem Kaiser in den Zügel fallen, wie ehrerbietig sie das Haupt blößen, sie fühlen des Herrn Schicksal nicht. Nur das Thier ist davon ergriffen, erfüllt; nur dieser zerfleischte Krieger blutet wirklich für ihn, und wie sein Auge quillt jede Wunde dem Imperator entgegen, leidenschaftlich mahnend; angstvoll beschwörend, sein hohes Selbst zu wahren. Ein Drittes noch scheint von demselben Beben erfaßt: die Fahne; die siegreiche Gefährtin glänzender Trophäen, dieselbe, die Er in Fontainebleau geküßt. Sie flattert ihm zu in schmerzlicher Rührung; sie verlangt nach dem hohen Gebieter; sie giebt ihm wieder den Abschiedskuß; zahllos durchbohrt läßt sie glorreiche Reste fallen: es sind ihre Thränen.

Die Meisterschaft, mit der die Leichen hingeworfen sind, sei nur nebenher erwähnt; es sind die gewagtesten Attitüden, an zeichnerischer Kraft und Sicherheit das Kühnste, was die Franzosen hierin geleistet, übertreffend. Der Künstler, der es

darstellte, muß mit eigenen Augen geprüft haben, wie der niederstreckende Tod auf dem Schlachtfelde die Glieder wirft und bettet. Denn der Tapfere sinkt nicht unfrei und willenlos; er sinkt im Geist und Einverständniß der Kugel, die ihn trifft: würdig der Erhabenheit seines Todes, schön in der Verstümmelung, anmuthig bei grauser Zerschmetterung. Wie herrlich ruht der Fahnenträger auf der Standarte, als schlummere er im Brautbett, als läge er am Busen der Geliebten. Wie todeskühn, mit welcher heroischen Grazie stürzt, zur Seite des Kaisers, der getroffene Ordonnanzoffizier. Die vollendetsten Schönheitslinien. Mit dieser hingegossenen Zier beschreibt ein Tänzer Wellenzüge, um hingestreute Rosen, das Haupt rücklings biegend, aufzulesen. Ein Maler fand das eine Bein verzeichnet. Man bedecke den Leib und prüfe den über die Schulter sinkenden Kopf, es ist nicht möglich, eine andere Körperlage hinzuzudenken. Lernet erst eine solche Figur concipiren, bevor ihr die Contouren nach dem Lineale abmeßt. Es ist nicht genug, ein fertiger Zeichner sein, um einen solchen Hinsturz zu entwerfen. Der Künstler muß ihn mit kriegerischem Auge denken, mit dem Geist der Schlachten schauen und begreifen.

Des höchsten Sinnes voll hat der Maler rechts im Bilde den Schotten und Engländer hingestellt. Die Bezeichnung, die einem der französischen Heeresfürsten sprichwörtlich galt, paßt mit gleichem Fug auf diese Schlacht der Schlachten. Sie ist die tapferste der neuern Zeit, la bravo des braves. Britte, Gallier und Borusse thaten gleiche Wunder der Bravour, waren gleich beseelt von heroischer Todeslust. Die einzige Schlacht vielleicht, wo zur Abschätzung militairischen Verdienstes und strategischer Kunst der Sieg nicht in die Schale fällt. Großsinniger und entschiedener kann Nationalgefühl, Bewußtsein des Erfolgs, und staunende Anschau des Räthselvollen nicht ausgeprägt werden, als es der Maler in diesen beiden Figuren that. Sie blicken, von Kopfwunden triefend, seitlich den Coloß an, dessen Fußgestell nur dadurch zum Wanken kam, daß die Blutströme aller Völker Europas es umwühlten. Und wie kraftvoll ist die Eigenart beider Nationalitäten ausgestempelt. Der Britte, der mit einem Reisebeutel zur Welt kommt, hat seine Kopfstoilette bereits geordnet. Seine Stirnwunden sind sorglich eingewickelt und verbunden. Dem Hochländer dagegen strömen, wie seines Landes Gebirgsfluthen, die Blutquellen über das Antlitz, und er läßt, der Freie, die freien gewähren.

Soult, Gourgaud, Drouot, den Kaiser zur Entfernung gleich ehrerbietig wie flehentlich bedrängend; etwas entfernter im Hintergrund, Bernard und Labédoyère; vor Allen der erhaben-ritterliche Cambronne dicht vor dem Rosse des Kaisers, das Gesicht dem Treffen zugewandt, die Faust krampfhaft geschlossen, Todesgedanken eines Römers im Busen wälzend — große Gestalten, bewunderswürdig ausgeführt, unübertrefflich gedacht und gemalt. Wie denn dieses Bild, an poetischer Bedeutung tiefer und wahrer als Ségur's Rückzug, in Absicht auf Durchwirkung der Farben, Schmelz und Flüssigkeit des Colorits, das Durchdachteste und Gediegenste von Allem ist, was die Schlachten-Malerei in Frankreich, meines Wissens, producirt hat.

Der Invalide aus dem Irrenhause.

Von E. Sommer.

„Kind, laß den Stab, was soll der Stab mir, Kind?
Der Kaiser naht, horch, wie die Hörner gellen!
Hierher das Kreuz! — ha, wie es blitzt! — geschwind!
Fest ist mein Schritt, und Brust und Adern schwellen!
Die alten Straßen stürz' ich kühn entlang,
Hab' dumpf und schwer im wüsten Traum gelegen,
Jetzt stürm' ich muthig in des Volkes Drang,
Der Kaiser naht! dem Tode geht's entgegen! —

Wie blitzt die Stadt von Zweig und Blüthen voll!
Und Tücher wehn von Fenstern und Balkonen.
Kind, frag die Leute, was das Blitzen soll,
Der Spangen Gold und eitler Blüthen Kronen.
Holt Lorbeerstämme von Marengo's Strand!
Marengo? ha! — sieh, wie die Rosse brausen!
Das Banner fliegt hoch in des Kaisers Hand;
Blut ist sein Aug'! die Stimme Todesgrausen!

Von sieben Wunden war mein Haupt bedeckt,
Schlaff war mein Arm, ich kann das Schwert nicht heben;
So lieg' ich starr auf Leichen hingestreckt;
Fern braust die Schlacht, und „Sieg!" so hör ich's beben.
Der Kaiser reitet auf dem Feld umher,
Er tritt zu mir, ich seh' die Fahne wehen;
Da spring' ich auf, ich präsentir's Gewehr,
Der Kaiser lacht, der Kaiser hat's gesehen! —

Kind, sieh den Thurm, wie ragt er stolz empor!
Viel Träume nahn aus ferner Jugend Tagen,
Ich ging als Knab' einst durch des Domes Thor,
Und Notre Dame hört ich den Vater sagen.
Kind, schau' den Thurm nicht an, wie ist er klein;
Zum Meere geh und schau die Pyramiden!
Am Meere hoch, am Meere ragt ein Stein,
Dort saß der Kaiser einst und gab den Frieden.

Hoch schwoll die Fluth, ich stand zur Seil' am Zelt,
Der Pascha bebte vor des Kaisers Winke.
Der rechte Arm war mir im Kampf zerschellt,
Der Kaiser kam und drückte mir die Linke.
O Sohn, das zuckt durch Mark und Adern heiß,
Hoch ragen Felsen rings und Waldeswipfel,
Wie Frankreichs Freiheit blüht kein Wald im Kreis,
Wie Frankreichs Ruhm ragt keines Felsens Gipfel! —

Und ferne Lieder, horch, und Saitenspiel,
Manch holdes Kind seh' ich vom Fenster schauen!
In Deutschland, Sohn, da giebts der Lieder viel,
Und süße Mägdlein auch und keusche Frauen.
Hoch Austerlitz, o Schlacht der Schlachten du!
Vor Frankreichs Macht muß Deutschlands Freiheit enden;
Beim Feuer saß ich nach dem Sturm in Ruh,
Da ward dies Kreuz mir aus des Kaisers Händen. —

Nicht dorthin, Kind, dort stöhnt's so dumpf und schwer,
Und Blut, mich däucht, kommt auf den Weg geflossen;
's ist Frankenblut; sieh, Schnee und Eis umher,
Auf Rußlands Feldern ward dies Blut vergossen.
Fort, Knabe, fort; öd' ist das Land und wüst,
Des Volkes Kraft hat keinen Speer gebrochen,
Den eignen Stolz hat Frankreich dort gebüßt,
Und Gott, so sprach man, Gott hat ihn gerochen.

Gott, Knab', ist groß; knie hin und fleh zu Gott;
Heiß liebt' ich ihn, doch er, er haßt den Kaiser.
Gott trat ihn nieder zu der Völker Spott,
Das war nicht gut, doch pries es Volk und Weiser.
Gott flucht dem Kaiser, donnernd riefen sie's,
Wohin ich trat, hab' ich das Wort vernommen;
Es dröhnt' und schwoll, bis mich der Sinn verließ,
Ich weiß nicht, Knabe, wie ich heimgekommen.

Und als ich hier war, schlossen sie mich ein,
Ich lag in Wahnsinn tief und Fiebersgrauen,
So spricht das Volk; wohl mußt' es Wahnsinn sein,
Wie hofft' ich sonst den Kaiser noch zu schauen?
Er ward gerichtet durch der Fürsten Rath,
— So träumt ich einst, — von Frankreichs Volk verlassen;
Er starb verbannt auf fernem Felsengrat,
Kann längst sein Volk, sein Schwert nicht mehr umfassen. —

Ha, sieh das Schiff, wie hoch das Segel schwillt!
Hell blitzt der Wimpel, und die Wogen schäumen;

Der Kaiser ruft, das klingt so kühn und wild,
Und Kämpfen gilt's, nicht Zaudern mehr und Träumen.
Von tausend Schwertern zuckt des Todes Strahl,
Ich stürz' hinein, ich seh' die Fahne wehen,
Die Hand am Kreuz, sink' ich vom Feindesstahl.
Der Kaiser lacht, der Kaiser hat's gesehen!" —

Dumpf drängt das Volk sich auf der Seine Strand,
Ein Segel kommt vom fernen Süd geflogen;
Die Kaiserleiche kehrt in's Vaterland,
Und Frankreich jauchzt, es donnern Kiel und Wogen.
Der Alte stürzt sich aus der Menge Chor,
Er streckt den Arm weit nach des Kieles Spitze;
Starr fliegt sein Aug' und todt zum Mast empor,
Und Kreuz und Narben glüh'n beim Fackelblitze.

Königliches Theater.

Sonnabend den 27. März wurde Schillers „Wilhelm Tell" gegeben. Der Theaterzettel sagte: „neu einstudirt". Da das Stück jedoch seit 1819 nicht gegeben wurde, und von dem gesammten darin beschäftigten Personal wohl nur H. Wauer und H. Blume noch jener älteren Besetzung angehörten, so scheint uns dieser Ausdruck etwas gewagt. —

Doch dem sei, wie ihm wolle, wir müssen der Direktion immer dankbar sein, daß sie Schillers köstliches Drama zur Aufführung gebracht, und dem Publikum Gelegenheit gegeben hat, das Werk der Befreiung, welches das kleine, aber kühne und energische Schweizervolk vollbracht hat, mit dem Dichter zu durchleben. Der Tell bildet in gewisser Beziehung den Gipfelpunkt der Schillerschen Dichtung. Der wilde revolutionäre Drang, welcher in den Räubern mit dem ganzen Ungestüm der Jugendkraft sich gewaltsam Bahn bricht, der in Kabale und Liebe gegen die socialen Zustände sich wendet, in Don Karlos als vager Idealismus hervortritt, in Fiesko aus dem Krater der Privatleidenschaft sich emporstürzt, in Wallenstein als fatalistischer Hang des Individuums erscheint, dieser Drang ist hier mit dem Gange der Weltgeschichte und dem welthistorischen Schicksal in harmonischen Einklang gebracht, und es ist die ganze volle Anschauung eines Volkslebens erreicht, das sich in dem herrlichsten Streben nach organischer Gestaltung des freien Staates offenbart. Nicht ein Charakter ist es mehr, auf den der Dichter das tragische Interesse häuft, und dem er seine Liebe und Kunst vorzugsweise widmet, es ist eine Totalität von Charakteren, welche gleich kräftig und berechtigt, das Ganze repräsentiren, und die Flamme der Begeisterung schüren. Schiller steht in dieser Beziehung Shakspeare nirgend näher, als im Tell. Was das Drama ferner noch auszeichnet, ist die schöne Charakteristik des Schweizerlandes, die liebende Hingebung des Dichters an das ethische und landschaftliche Interesse. Wie der Kuhreigen, die Fischer-, Hirten- und Jägerlieder uns gleich zu Anfang in die Stimmung versetzen, welche nöthig ist, um die Natur dieser Bergsöhne zu verstehen, so geht die köstliche Auffassung des Naturelements das ganze Stück hindurch, erhebt uns mächtig als ethisches Element in der Scene auf dem Rütli, und durchschauert uns noch in seiner ganzen Erhabenheit am Schluß in der Weisung, welche Tell dem Parricida giebt.

Wir wissen, daß nach dieser Seite hin Goethe viel auf Schiller gewirkt, sowie, daß er ihm überhaupt den Stoff überlassen hat. Goethe wollte ein Epos daraus machen. Seine Auffassung des Tell selbst war eine ungleich tiefere, als die Schillers, er wollte diesen aus seiner vollen Realität zum Freiheitshelden erwachsen lassen; Schiller ist mit seiner Reflexionsweise an ihn gegangen, und hat den Fehlgriff gethan, ihn zu isoliren, um ihn desto mehr hervorzuheben, und die Keckheit seiner That zu motiviren. Was Börne gegen diese Auffassung geschrieben, was er über die Philisternatur des guten Tell gesagt, halten wir für unwiderleg-

bar, wenn wir auch zugeben, daß Börne zu ästhetisch-beschränkt urtheilt. Tell bleibt für dieses Ganze, für dieses Schillersche Volksgemälde immer eine bedeutende Gestalt. Ist dieser Kampf des theoretischen Wollens und des praktischen Handelns in der naiven Schweizernatur auch ein erzwungener, so bleibt doch noch so viel Naturkraft in ihm, daß er dramatisch wirksam und menschlich bedeutend erscheint. Schillers idealisches Streben soll im Tell als unmittelbares, unbewußtes Element erscheinen, es trägt aber fortwährend den Mangel in sich, reflektirt, künstlich durch Ueberlegung erzeugt zu sein. Dieses lange Besinnen und Bedenken nach schon gefaßtem Beschluß, dieses schwächliche Rechtfertigen, und diese Selbstapotheose dem Parricida gegenüber sind verfehlt, Tell ist nur wahrhaft poetisch bei der Rettung des Baumgarten, in seinem Hause und vor Geßler. Hier ist er natürlich, einfach, groß in seinem unmittelbaren Freiheitsgefühl; legt er sich aber auf's Philosophiren, so wird er matt und geräth ins Deklamiren. Werner Stauffacher ist zweifelsohne ein weit bedeutenderer Charakter, in ihm ist Tiefe, und bei ihm tritt der Gedanke mit vollem Recht hervor. Walther Fürst stellt die Besonnenheit, Arnold Melchthal die Energie der männlichen Willenskraft dar. Tell, der verwegene, unbesonnene Schütz, der doch immer erst überlegt, und stets sehr besonnen handelt, steht dagegen entschieden zurück. Warum konnte er nicht mit auf dem Rütli schwören? So wie sie jetzt ist, erscheint seine That viel zu sehr als Nothwehr und Privatrache. Er mußte Geßler tödten, weil er Theil hatte an der allgemeinen Verschwörung, und weil sein Schicksal ihn zum ersten Handeln trieb. Schiller hat dies auch wohl gefühlt, darum giebt er sich auch so viel Mühe, den Tell vor sich selbst zu rechtfertigen.

Soll der Tell nun gespielt werden, so muß die Einigung des Idealen und Realen in dem vollen Glanze der Schönheit, ganz nach Schillers Sinn und Geist hervorgehoben werden. Tell muß wie ein Inspirirter erscheinen, ein geweihter Heros, in dem der Gedanke sich mächtig emporringt. Tell ist gewohnt, auf einsamen Wegen zu wandeln, da ist ihm die Anschauung des Hohen und Rechten geworden; ähnlich wie in der Jungfrau von Orleans muß ihm der Entschluß zur That aus der inneren Begeisterung keimen. Tell reducirt Alles auf Gott und glaubt sogar an den Papst. Er ist sich selbst nicht klar, nicht bewußt, er handelt nach einem dunklen Drange geistiger Sehnsucht. Nur so erhält er seine wahre Stelle in dem Stück. Dämonisch muß sein Wesen und seine That erscheinen, und es muß sich erfüllen, daß der Mensch, der begeistert zu denken strebt, auch das Rechte findet. Das ist der Einigungspunkt theoretischer und praktischer Philosophie, welcher in allen Dramen Schillers hervortritt, und den Mittelpunkt seines ganzen Strebens bildet. Es ist wie gesagt, nicht das Höchste für das Drama, aber es ist poetisch groß.

H. Rott scheint davon nichts geahnt zu haben. Er spielte den Tell so real, so überkräftig, so ganz in seiner Manier, die nur den Effekt des Einzelnen kennt, daß wir den Tell Schillers nicht in ihm wiederfanden. Ihm fehlte das tiefere Gemüth, das Herz, um das ideale Element zur Anschauung zu bringen, er begeisterte uns nicht, er störte uns nur. Wir wollen H. Rott gern zugeben, daß er sich alle mögliche Mühe gegeben, gut zu spielen; auch, daß ihm Momente, wie im Hause und in der Scene des Apfelschusses recht gut gelangen, aber das rauhe Organ, die Härte und Unbiegsamkeit seines Wesens vernichteten den idealen Zauber, der um Tell schwebt, und ohne den der Character nicht verständlich wird. Das Publikum klatschte H. Rott zwar reichlich Beifall, aber das galt dem Dichter, der den Effekt der einzelnen Scenen meistentheils auf Tell gelegt hat. Der Tyrannenhaß und die Rührung thaten ebenfalls das ihrige. Diese ist überhaupt ein schwacher Punkt der Schillerschen Stücke. Schiller hat der Gefühlsrichtung seiner Zeit reichlichen Zoll abgetragen, bei Shakspeare und Göthe finden wir diesen Hang zur Rührung niemals. Uns störten die Kinderscenen und die Weichlichkeit bei Tells Frau jetzt sehr bedeutend. Wir gäben sie gern Preis.

H. Rott spielte den berühmten Monolog ganz falsch. Er zerschnitt die Reflexionen, ging auf und ab, spielte mit seinem Bogen und seinem Pfeil fast bis zur Koketterie, und sprach Alles so fertig und trotzig, daß von der tiefen innerlichen Begeisterung, welche den Tell hier erfassen und zur That stählen soll, keine Spur mehr übrig blieb.

Seydelmann würde, obwohl auch ihm viel entgegensteht, den Tell ungleich besser gespielt haben. Indeß, was kümmert es uns? Das Publikum ist zufrieden, klatscht Beifall und die Kassen sind doch gefüllt. Was hat das Kunstinteresse da für Rechte!

H. Wauer als Stauffacher genügte uns in der ersten Scene nicht, noch weniger aber Mad. Valentini als Gertrud. Diese Rolle hätte Mad. Wolf oder Mad. Crehlinger spielen müssen. Wauer ließ die Tiefe der Meditation, das Werden der Gedanken und Entschlüsse nicht genug hervortreten, und Mad. Valentini fehlte jede tiefere Anschauung; ihre Rede, die Begeisterung wecken soll, blieb schaal und matt. Die Scene auf dem Rütli spielte H. Wauer recht gut, der ergreifende, gemüthliche Ton seiner Stimme that hier seine volle Wirkung. H. Grua war der Rolle des Melchthal nicht gewachsen, sein Pathos war ohne Kraft und Tiefe, rein deklamatorisch, komödiantisch. Wir hätten lieber H. Bethge, der den Harras spielte, als Melchthal gesehen. Recht gut war H. Krüger als Rudenz, er ließ es an Feuer und Energie nicht fehlen, und auch sein Organ scheint in jüngster Zeit an Kraft gewonnen zu haben. Die Rede vor dem Landvoigt klang vortrefflich, so wie auch der aristokratische Uebermuth in der ersten Scene vor dem alten Attinghausen gut markirt war.

H. Blume als Geßler genügte vollkommen, er sah zu Roß sehr stattlich aus, und gab seine Tyrannennatur in nicht zu übertriebener Weise zu erkennen. H. Weiß als Walter Fürst, H. Stawinsky als Attinghausen, H. Devrient als Parricida, H. Rüthling als Ruodi, sowie fast alle Uebrigen thaten ihr Bestes, nur H. Müller, als Baumgarten, war roh und ungeschlacht. Mad. Werner spielte die Hedwig, Mlle. Erk die Bertha, Mad. Komitsch die Armgart, letztere mit vielem Gefühl. Die Decorationen sowie die ganze scenische Anordnung waren vortrefflich. Warum nahm man aber die veraltete Musik von Bernhard Anselm Weber zur Ouverture und den Liedern? Warum nicht Rossinis köstliche Ouvertüre zu dessen Wilhelm Tell? Den opernartigen Anfang des Stücks müssen wir geradezu tadeln, der Dichter wird dabei um sein Recht verkürzt. Wenn Mlle. Schulz als Fischerknabe opernhaft zu singen anfängt, wird uns auch opernhaft zu Muthe, und der Eindruck der nächsten Scene wird geschwächt. Die Lieder müssen nach so einfacher Composition als möglich gesungen werden; es handelt sich dabei um die Worte, nicht um die Musik.

E. Meyen.

Feuilleton.

Aus Paris, den 28. März.

Die Theilnahme des hiesigen Publikums an der Rückkehr der Asche des Kaisers war nicht bloß vorübergehend. Den ganzen December hindurch standen täglich 50 bis 100,000 Personen vor dem Gitter des großen Soldatenklosters, drei bis vier Stunden einer sibirischen Kälte trotzend; der Dom war täglich erleuchtet, wie am Tage des Einzuges mit tausenden von Kerzen und Becken mit bengalischem Feuer. Die plastischen Verzierungen auf dem Wege, den der Zug vollbrachte, sind erst vor wenigen Tagen weggeräumt worden. Als der Dom der Invaliden geschlossen wurde, eröffnete Franconi seinen Cirkus mit einer Darstellung der Leichenfeier, und da wird nun die Sache so lange fortdauern, bis die Kapelle dem Publikum wieder zugänglich wird. Der Cirkus ist zum Nationaltheater geworden, und einen Abend wie den andern wird dieselbe Darstellung wiederholt bei gedrängt vollem Hause. Gesprochen wird in dem Stück sehr

wenig. Es bietet eine weinerliche Scene am Grabe Napoleons, um die Verehrung der Insulaner für ihn zu zeigen, eine andere auf der Fregatte, wo der Heldenmuth des Prinzen von Joinville verherrlicht wird, von dem man erzählt, er habe den Entschluß gefaßt, bei der Möglichkeit eines Ausbruches von Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich, im Fall er mit überlegenen Kräften angegriffen worden wäre, sich lieber in die Luft zu sprengen, als sich zu ergeben; eine dritte Scene spielt im Invalidenhause, wo ein 100jähriger Greis dem 80jährigen Sohne alle Augenblick ein „Junger Mensch“ an den Kopf wirft, und die Ankunft des von St. Helena zurückkehrenden 55 jährigen Enkels mit einem Strauß von der Trauerweide erwartet. Es sind viele hübsche Anekdoten eingewebt, aus welchen dann gefolgert wird, Napoleon sei ein höheres Wesen, von Gott gesandt gewesen, und als Entschuldigung, daß er ihn habe sterben lassen wird gesagt: „ne laissait-il pas mourir le Christ sur le calvaire?“ Das ist das ganze Machwerk. Der Rest sind Dekorationen; die pleoramaartig vorüberziehen, ein brillanter Zug mit vielen Pferden, und am Ende jedes Aktes eine magische Beleuchtung. — Nebenbei wird als Zugabe eine Posse gebracht, die nach Algier hinüberspielt, und in welcher die Beduinen Hiebe bekommen, und der französische Nationalstolz gehörig gestachelt wird. So geht denn der im Parterre sitzende Fuhrmann und Schmiedegesell eben so befriedigt nach Hause, als der im ersten Range stolzierende Epicier, Cafetier ꝛc. Ich saß neben einem sehr wohlbeleibten Herrn, der mir versicherte, dieser Vorstellung zum sechsten Mal beizuwohnen. Hinter mir saß eine Dame von nicht minderem Umfange, die mir den Genuß gewährte, das Stück an einem Abend zweimal zu hören. Dasselbe ist für diese Klasse von Leuten ein Phänomen, und sie sind nicht eher zufrieden, als bis sie es vom Anfang bis zum Ende auswendig wissen.

Die Rückkehr der Asche Napoleons und die Leichenfeierlichkeit war in den Augen des eitlen Pariser Volkes eine Thatsache der höchsten Gerechtigkeit und die nothwendige Vollendung der populärsten Seite der Juli-Revolution, welcher es aufbehalten war, wenn auch nicht die Fehler der Kaiserzeit gut zu machen, so doch dem beleidigten Nationalstolz genugzuthun, dem Frankreich so ungeheure Opfer gebracht hat.

Ein Correspondent des Morning Herald schreibt aus der Havanna auf Cuba: „Fanny Elsler macht hier noch mehr Furor, als in den Vereinigten Staaten. Nach ihrem Benefiz soll ihr der Ertrag einer Unterzeichnung, zu welcher die reichsten Kaufleute je 60 Dublonen beisteuerten, in Betrag von mehr als 120,000 fl. übergeben werden. An demselben Abend giebt eine Gräfin einen Ball, zu welchem alle Notabilitäten der Kolonie eingeladen sind. Auch Fanny wird erscheinen. Zu diesem Zwecke wird vom Theater bis zum Hotel der Gräfin eine ununterbrochene Reihe von Zelten errichtet, unter welchen die gefeierte Tänzerin bei Fackellicht auf den Ball geleitet wird.“

Der Gedanke, in Berlin eine deutsche Zeitschrift für die russischen Literaturinteressen zu stiften, von dem mehrere Zeitungen melden, ist ein sehr fruchtbarer. Die Russen sind dabei enorm im Vortheil. Wir kennen von ihrer Literatur noch zu wenig, um darüber entscheiden zu können, und sie können uns daher keck in die Schranken fordern. Und wie wird es sein, wenn es nun, nachdem wir uns orientirt haben, zur Opposition kommt? Wenn es sich um die Idee des Pentarchisten handelt? Werden wir so reden dürfen, wie es das Nationalinteresse gebietet? Die Russen sind feine Diplomaten.

Gedruckt bei F. Rietack. Verlag von Carl J. Klemann.

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. Karl Riedel.

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend eine Lieferung zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an die Verlagshandlung von Carl J. Klemann, Neue Friedrichsstraße Nr. 47, zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden ebendaselbst angenommen. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 14. Berlin, den 10. April 1841.

Inhalt: Königsberg in Preußen. — Die Cameradschaften in Blois; von George Sand. — Ein Abentheuer in Holland von Th. Mügge. — Theater. — Spontini und das berliner Publikum. — Feuilleton.

Königsberg in Preußen.

Diese alte Königsstadt hat in jüngster Zeit in so vielfachen Beziehungen die Aufmerksamkeit Deutschlands auf sich gelenkt, daß sehr natürlich der Wunsch in uns entstehen muß, von den geistigen Zuständen und Verhältnissen derselben nähere Kunde und ein bestimmtes Urtheil zu erlangen. Wünschenswertheres konnte uns daher nicht begegnen, als daß einer der begabtesten unserer jüngeren Schriftsteller, der Königsberg angehört, Alexander Jung, diesen Wunsch aus dem gleichen Drange, seine Vaterstadt in dem vollen Lichte ihrer Bedeutung der Welt darzustellen, erfüllt und eine Schilderung der ihr zugehörenden geistigen Elemente entworfen hat, welche uns in den Stand setzt, den ersten Grund zu einer tieferen Anschauung dieser Verhältnisse zu legen. Seine Arbeit ist zwar noch keine geschlossene, die jüngste Gegenwart ist nur flüchtig berührt; dennoch aber ist viel dadurch gewonnen, und es gelingt uns vielleicht, für diese Blätter künftig nähere Mittheilungen darüber zu erwerben. Jung's Buch führt den Titel: Königsberg in Preußen und die Extreme des dortigen Pietismus. (Braunsberg bei Model) Wir wollen versuchen, indem wir an Jung uns anlehnen, unsern Lesern eine Anschauung davon zu geben.

Königsberg, geographisch zurückgedrängt in eine zwar als unwirthlich verrufene, aber eine solche Bezeichnung nicht durchaus verdienende Umgebung, darf mit Recht darauf Ansprüche machen, was Solidität der Bildung anbetrifft, und bis auf einen gewissen Grad Empfänglichkeit des Sinnes, als eine Stadt ersten Ranges betrachtet zu werden. Seine Stellung ist eine isolirte, aber diese Isolirtheit ist eine solche, welche die Energie in sich trägt, die Gegensätze des Nationallebens so entschieden und stark in sich zu erzeugen, wie es die individuelle Kraft des Menschen bedingt. In Königsberg zeigen sich die Extreme der deutschen Nationalität straffer, als irgendwo. Rationalismus und Mystik, Verstandeskraft und Romantik wohnen hier dicht neben einander, ergießen sich von hier aus in ihrer vollsten Kraft über ganz Deutschland, und kommen in Königsberg selbst zum äußersten Extrem. Von Königsberg ging ferner jener patriotisch-nationale Aufschwung aus, welcher Preußens Wiedergeburt bewirkte, und in folgerechter Weise sehen wir eben jetzt diesen freien loyalen Sinn sich auf's neue gestalten. Berlin erscheint dagegen weit universaler, mannigfaltiger, reicher, aber weniger entschieden und charakteristisch. Das Allgemeine drängt die Energie des Individuellen zurück.

Auch hier gränzen die Gegensätze hart an einander, aber die Persönlichkeiten, in welchen sie sich ausprägen, gelangen zu keiner entschiedenen Geltung, die Masse überfluthet sie; wer nicht die Kraft

und den Muth hat, eben dieser Allgemeinheit anzugehören und sein subjektives Interesse, namentlich jede Eitelkeit des Individuellen zum Opfer zu bringen, dem kann es nicht wohl in Berlin sein. Das Princip des Staates ist hier bereits wie in Frankreichs und Englands Hauptstadt das herrschende, allein entscheidende geworden. Berlin trägt wesentlich den Charakter der Centralisation.

Weil aber diese vermöge unserer deutschen Natur niemals die allein herrschende werden kann, haben die übrigen, größeren Städte die schöne Aufgabe, hier ergänzend aufzutreten, und Berlin selbst die Spitze zu bieten, wenn es sich in zu abstrakte Allgemeinheit verliert. Die Bildung, welche durch Deutschlands Universitäten begründet ist, welche dem Reich der Wissenschaft eine unverwüstliche demokratische Gewalt verleiht, bildet hierzu die natürliche Grundlage, und es ist sehr natürlich, daß gerade Königsberg jetzt von allen preußischen Städten so bedeutsam hervortritt, weil seine Universitätsbildung den Grund gelegt zu dem Rationalismus, welcher jetzt das entscheidende Element in Deutschland bildet.

Das Zeitalter Kant's hat Königsberg seinen Ruhm verliehen, von ihm datirt Jung mit Recht die erste Epoche der Kulturgeschichte Königsbergs. Er führt sie bis Herbart; dann rechnet er von diesem bis Rosenkranz und von da bis auf die neueste Zeit.

Mit den geistigen Interessen hängen die materiellen zusammen. Auch der Handel hatte damals einen Flor, welcher in Königsberg eine stattliche, reich ausgestattete Ebenbürtige der Hansa erkennen ließ, und ihm in der Nähe der Ostsee jenen Glanz und jene stolze Unabhängigkeit nach der Seite verlieh, welche das Meer allein verleihen mag. Es eröffnete sich damals ein lebhafter Verkehr auch mit Polen und Rußland, namentlich mit Kurland. Dies Element darf bei Königsberg ebenfalls nicht übersehen werden. Die frische, freie Luft, die vom Meere herüberweht, giebt auch ein Gefühl von Freiheit, das nothwendig auf den Charakter wirken muß. Dies Gefühl hat Englands Freiheit geschaffen.

Kant ist der erste Held des Rationalismus, der Moses der wissenschaftlichen Gesetzgebung. Er unterwarf das Denken dem Denken, und errang dem Geiste sein höchstes, sein wahres Recht, das der absoluten Freiheit. Was Christus begründet, Luther fortgeführt hatte, war nun vollendet. Der Logos war zuerst Fleisch geworden, dann befreite er sich von den Banden der Tradition, und nun erkannte er sich selbst als Geist, der die Gesetze seines Denkens und Wollens sich selbst aus der innern Nothwendigkeit seiner Freiheit zu geben hat. Kant stand die Außenwelt, die Praxis noch zu gewaltig gegenüber, er vermochte es noch nicht, sie der Vernunft zu unterwerfen, er ließ die praktische vor der theoretischen Philosophie bestehn, doch forderte er die ganze Strenge und Schärfe des Urtheils, die volle Hoheit der Consequenz des Denkens, und daher die höchste Sittlichkeit für die Praxis. Er selbst übte den strengsten Imperativ der Pflicht. „Die Gewohnheiten seines täglichen Lebens, jene kleinen Sonderbarkeiten, wie sie bei den Meisten Reste der früheren Erziehung und Umgebung, Launen des Zufalls, der guten oder üblen Stimmung sind, es hatte das Alles bei ihm den Ausdruck des Grundsatzes, der Lebensreglung, des Bildungstaktes, der sittlichen Einheit. Selbst das so kleinlich scheinende, unaufhörliche Reflektiren auf seinen Körper hat bei ihm überall diesen Hochsinn unausgesetzter Sittlichkeit, und verräth das Streben einer Unabhängigkeitsliebe, wie sie des Weltweisen, wie sie des wahrhaften Menschen würdig ist. Daher sein Bemühen, auch in der Krankheit noch selbstständig, so viel als möglich sein eigner Arzt zu sein."

In Bezug auf Kant's religiöse Weltansicht sagt Jung: „die Theologen stehen sehr häufig in dem vollkommenen Wahne, daß da die Unwahrheit, die Unchristlichkeit schon beginnt, wo die bloße Gefühlsthätigkeit, die Mystik aufhört. Sie ahnen nicht, daß es eine Geistes-Fülle und Hoheit giebt, zu der die Mystik ihrer Natur nach gar keinen Zu-

gang hat. Kant war allerdings ein Antagonist aller Mystik, aber seine durchgehende Nüchternheit war überall eine um so scharfsichtigere Begabung, die tiefsten Wahrheiten zu entdecken, Wahrheiten, die auch auf dem Gebiete des Christenthums ewige Wahrheiten bleiben. Das, was uns daher bei Kant in Hinsicht seiner ganzen Stellung besonders beachtenswerth erscheint, ist dieses, daß sein Verhältniß zum Dinge an sich stets die letzte, aber auch sicherste Zuflucht aller derer sein wird, welche als Menschen das Bedürfniß haben, das Gebiet des mit dem Verstande zu Bewältigenden streng abgegrenzt zu sehen, um sich darin sicher und heimisch zu wissen, zugleich aber auch das Bedürfniß eines im eigentlichen Sinn zu nehmenden Inhalts, ohne alle mystische Illusion einer, wie sie meinen, doch nur immer sich selbst täuschenden Diesseitigkeit. Denn jenes gebe ihnen die ausreichende Befähigung, das nöthige Geschick für das praktische Leben, dieses gewähre ihnen, wenn sie das Verlangen einer tieferen Befriedigung fühlen, in dem Postulat einer dereinstigen Ergründung, die Leichtigkeit der Resignation, so lange sie Menschen seien, da ja doch alle Philosophie zwar höchstens, wenn man wolle, das Wissen vom Absoluten, nimmer aber das absolute Wissen selber sei. Und wie sehr auch unser Standpunkt ein durchaus andrer ist, so müssen wir dennoch behaupten, daß jene dargelegte Ansichtsweise eine ebenfalls berechtigte ist, und nie aus der Menschheit verschwinden wird.“ —

Unmittelbar neben Kant muß Kraus genannt werden, der als Professor der praktischen Philosophie und Kameralwissenschaften einen sehr bedeutenden Einfluß auf Königsberg geübt hat. Sein reiches Wissen, sowie die Theorie seiner Staatswirthschaftslehre zogen die studierende Jugend in Schaaren zu ihm. Diese Lehre ist äußerst wichtig und noch jetzt zu beachten, denn Stein, dem Preußen seine Wiedergeburt verdankt, hat später erklärt, daß er all' seine Kenntnisse vom Staatsleben Kraus verdanke. H. v. Auerswald hat Kraus' Schriften herausgegeben, und Johannes Voigt ihm ein schönes biographisches Denkmal gesetzt.

Neben diesen Männern des Rationalismus finden wir nun unmittelbar den Mysticismus, aber zunächst, wie es das 18. Jahrhundert bedingt, in kräftiger, nachhaltiger Weise. Hamann und Hippel repräsentiren diese Richtung. Hamann war eine ursprünglich markige Natur, die aber das Unglück hatte, zu isolirt erwachsen zu sein. Hamann's Unglück war, daß er Autodidakt blieb, daß er immer selbst in den Urgrund des Denkens hinabsteigen wollte, und daß er sich dabei in das Labyrinth des Bücherwissens verlor. Die Mystik lastete dann wie ein Alp auf seiner Brust, er legte sich tantalische Arbeiten des Denkens auf, und unterlag diesem Gewicht. Er hatte nur theoretische, nicht praktische Energie, sein Charakter blieb schwankend, unentschieden, schwach, und seine Produktionen dunkel, unklar, ungenießbar.

Es giebt Träume, sagt Jung sehr schön, die uns erzittern machen vor seligem Erschrecken, wenn wir in diese Welt-Abgründe seines, einen Augenblick ohne Bild, ohne Anspielung ansprechenden Geistes hineinschauen. Dann aber kommen wieder hervor alle die kaleidoskopischen Zusammschüttelungen des Gelesenen, diese tollen Riesenbilder, diese Mondgebirge, diese ungeheuren Nebelschichten, die wir durch nichts in heitre Gestirne aufzulösen vermögen.

Hegel hat bekanntlich Hamann sehr streng beurtheilt; er hat Recht daran gethan. In Hamanns Leben zeigt sich nur zu grell die Haltlosigkeit und Verwirrung der Lebensanschauung als Folge auch des geistvollsten Mysticismus. In seinem Leben zu London, wo er nichts als Hirse aß und die Bibel las, um sich für seine Sünden zu strafen, in seinem Verhältniß zu der Magd, die er später heirathete, treten diese Consequenzen hervor. Wenn man Alles in Gott setzt, bleibt dem Menschen nichts übrig, und am Ende muß Gott Alles gut heißen. Das ist eine faule Sittlichkeit.

Hippel hat man oft mit Jean Paul ver-

glichen. Aber beider Humor ist doch sehr verschieden. Hippel verhält sich zu Kant, wie Jean Paul zu Fichte. Jean Paul befreite sich von der Last des bloß Irdischen, Endlichen durch die Energie des Idealismus, die bei ihm zur Selbstbehaglichkeit wurde, Hippels Humor aber ist nicht auf solche Einheit zurückzuführen, er hat offenbar eine didaktische Tendenz, er beseligt sich bald an der Natur, bald ist es die Weisheit des überlegensten Verstandes, bald das Christenthum in seinem biblischen Ursprung, bald die weite, vielfach zu deutende Welt der Geheimnisse, mit denen er den Schmerz überwindet, oder doch wenigstens mit zarter, lieber Hand zudeckt.

Das Mysterium gewinnt in der Hippelschen Individualität eine große Bedeutung. Geheim war Hippels Auftreten als Schriftsteller, und geheim wollte er bleiben bis zu seinem Abschiede. Geheimnisse begegnen uns überall in seinen Schriften, Geheimnisse umgaben ihn in seiner Wohnung. Besonders soll er in seiner Gartenwohnung auf den Hufen (einer Vorstadt von Landhäusern bei Königsberg) ganz von solchen Mysterien, Memento Mori's und Inschriften umgeben gewesen sein, wie denn ein in diesem Garten angelegter Kirchhof ebenfalls davon Zeugniß gab, und überhaupt Hippel auf Spaziergängen am liebsten Kirchhöfe zu besuchen pflegte. Damit verband er jedoch die Sucht nach Reichthum und den Aristokratismus der Gesinnung, den er als Mittel gebrauchte, um sich Ansehn, Ehre und Einfluß zu gewinnen, weshalb er sogar seinen Adel erneuerte. Hippel bildet in dieser Beziehung das Gegentheil zu Hamann, der aus seinem Schreiberposten und seiner Armuth sich nicht herausarbeiten konnte und wollte. Beide Extreme zeigen, wie viel Weltliches die fromme Gesinnung in sich aufnehmen kann.

Vorübergehend tritt uns Herder in Königsberg entgegen. Er machte hier seine Studien, und es läßt sich nicht leugnen, daß er dessen Elemente in sich aufgenommen hat. Aber wie er nicht darin verharrte, so steigerte sich der Rationalismus bei ihm zur universalen Weltanschauung, und die Mystik verklärte sich zur dichterischen Begeisterung für die Idee der Humanität.

(Schluß folgt.)

Die Cameradschaften in Blois.

Von George Sand.

(Fortsetzung.)

Er wußte es, und je heftiger meine Liebe wurde, desto mehr Zutraun gewann er. Er war funfzig Jahr alt, und konnte sich nichts anderes denken, als daß meine Liebe für die Savinienne die eines Sohnes sei. Aber er vergaß, daß diese seine Tochter sein konnte, und daß sie nicht meine Mutter war. Diese geliebte Mutterr entdeckte bald den Zustand meines Herzens. Ich wagte niemals, ihr etwas zu sagen, ich fühlte, daß ich dies schuldig sei, weil die Savinienne so gut gegen mich war. Und dann kannte ich ihre Sittlichkeit. Kein einziger unserer Cameraden wagte jemals, selbst im Weinrausch nicht, ihr zu nahe zu treten. Aber ich brauchte nicht zu ihr zu sprechen, meine Augen verriethen ihr mein Gefühl. Kaum war die Arbeit gethan, so lief ich zu ihr, und immer war ich zuerst dort. Ich hatte eine Liebe und Sorgfalt für ihre Kinder, wie eine Frau, die sie gestillt. Damals entwöhnte sie ihren Knaben. Sie wurde krank und sein Geschrei ließ sie nicht schlafen. Sie wollte ihn nicht der Magd anvertrauen, weil Fanchon einen zu tiefen Schlaf hatte, und ihn deshalb nicht ordentlich besorgt haben würde. Da nahm ich das Kind des Nachts zu mir ins Bett. Ich konnte kein Auge zuthun, aber ich war glücklich, daß ich es wiegen und auf meinen Armen im Zimmer umhertragen, daß ich ihm das Lied singen konnte von der Henne, die ein goldnes Ei für die kleinen Bälge legt. Das währte zwei Monate. Die Mutter war geheilt, der Kleine hatte sich gewöhnt, ruhig bei mir zu schlafen. Als sie

ihn wieder nehmen wollte, wollte er nicht fort, und blieb so während der ganzen Zeit, die ich hier war, bei mir. Ich glaube nicht, daß es ein zarteres Band giebt, als zwischen einer Frau und demjenigen, der ihr Kind liebt, und von diesem geliebt wird. Wir waren wie Bruder und Schwester, die Savinienne und ich. Wenn sie zu mir sprach, wenn sie mich anblickte, dann lag in ihrer Stimme, in ihren Augen für mich das Glück des Paradieses, ich dachte an nichts; obwohl es neben uns Einen gab, der mir und der Savienne viel Sorgen machen konnte. Es war Romanet le bon-soutien, der jetzt Dignitaire ist. Welch gutes Herz, welcher brave Camerad! Er liebte die Savienne so wie ich, und ich glaube für ewig. Damals waren die Umstände Saviniens sehr derangirt. Er hatte Credit, aber kein Geld, er mußte jährlich eine Summe auf sein Grundstück abbezahlen. Da er nun nicht viel verdiente (dazu war er zu ehrlich) sah er mit Schrecken den Augenblick nahen, wo er genöthigt sein würde, seine Wirthschaft einem Anderen zu überlassen. Ach wie gern hätt' ich ihm geholfen! Aber ich besaß nichts als einen Rock, und mein Tagelohn reichte kaum hin, Savinien zu bezahlen, der mich zuerst umsonst aufgenommen und beköstigt hatte. Romanet le bon-soutien war besser daran. Er besaß Vermögen, er hatte mehrere tausend Thaler geerbt. Diese gab er Savinien, ohne Schein, ohne Intressen; wenn er könnte, sollte er sie ihm in zehn Jahren zurückzahlen. Er handelte so aus Freundschaft für Savinien, ich weiß es wohl, aber ohne seinem edlen Herzen zu viel zu thun, kann man doch vermuthen, daß die Lust, der Savinienne zu gefallen, auch viel dazu beitrug. Der brave Junge war nur zu zag gegen sie, und gleich mir, hätte er sich's als Verbrechen angerechnet, die Freundschaft gegen den Mann zu verletzen. So liebten wir beide die Savinienne und Jeden behandelte sie wie ihren besten Freund. Aber Romanet, der in der Stadt wohnte, sah sie nicht so oft, als ich. Die Savinienne hatte daher zu mir eine größere Vorliebe. Sie verehrte den Bon-soutien wie einen Engel, mich aber hätschelte sie wie ihr Kind, und es gab keine glücklichern vier Menschen auf der Erde, als Savinien, seine Frau, den Bon-soutien und mich. Aber es nahte die Zeit, wo ich scheiden mußte. Die Arbeiten bei der Präfektur waren zu Ende, und es fehlte den Cameraden in Blois an Arbeit. Junge Cameraden kamen an, die älteren mußten weichen. So auch ich. Wir gingen nach Poitiers.

Damals wurde ich der Stärke meiner Liebe erst inne. Ich war wie wahnsinnig, und ließ die Savienne meinen Schmerz mehr empfinden, als in meinem Willen lag. Sie allein gab mir die Kraft, dem Devoir zu gehorchen, indem sie von ihrer und meiner Ehre sprach, und bei dieser Ermahnung haben wir Worte ausgetauscht, die wir nicht mehr zurücknehmen können, nachdem sie gesprochen wurden. Ich reiste ab, gebrochnen Herzens, und habe seitdem keine andre Frau lieben, nicht einmal ansehen können. Ich bin noch wie damals, als Du von Blois gingest, und wo die Savienne mich am Kaminrande auf die Stirn küßte.

Pierre war gerührt von der Erzählung dieser naiven und tugendhaften Leidenschaft, versprach dem Freunde, ihn in seiner Liebe zu unterstützen, und verpflichtete sich, Blois nicht eher zu verlassen, bis er nicht die Absicht der Savinienne erforscht, und den Schleier gelüftet hätte, welcher die Zukunft des Corinthiers verbarg.

Die Versammlung.

Am nächsten Morgen, es war an einem Sonntag versammelten sich alle Compagnons und Verbündeten des devoir der Freiheit zu Blois, um über die Sache der Concurrenz zu berathen. Da das für die Sitzungen bestimmte Zimmer einer dringenden Ausbesserung wegen nicht gebraucht werden konnte, so fand die Versammlung diesmal in der Schrune der Savinienne statt. Alle Mitglieder setzten sich ohne Weiteres auf die Strohbündel, nur

der Dignitaire hatte einen Stuhl, und vor sich einen Tisch zum Schreiben, um den der Secretair und die Alten saßen.

Als man den Gegenstand der Concurrenz festgesetzt hatte, und zur Wahl der Concurrenten schreiten wollte, verlangte Pierre das Wort, denn es war ihm darum zu thun, bald davon zu kommen. Er erhielt es, und Alle horchten begierig auf. Er zeigte nun gleich beim Eingange, daß der Sieg durchaus ungewiß sei, daß die beste Jury sich irren könne, daß es für die Kunst keine unwidersprechbare Urtheile gebe, daß das Publikum selbst häufig durch den Hang zu einem schlechten Geschmack irre geleitet, und der Triumph eines Künstlers niemals von seinen Nebenbuhlern anerkannt würde, daß also der Ruhm und die Ehre, welche die Verbindung durch die Concurrenz zu erringen strebe, nur eine Einbildung und eine Täuschung seien.

Er sprach auch von den Ausgaben, welche man für die Concurrenz machen müsse. Man werde eine Anzahl von Concurrenten von der Arbeit abziehn. Während dieser Zeit müsse man sie unterhalten und aus der gemeinsamen Kasse entschädigen. Das werde 5 bis 6 Monate dauern, und daraus würden Ausgaben entspringen, welche die Verbindung für mehrere Jahre in Schulden stürze. Pierre bewies seine Behauptung durch Zahlen. Aber er wurde durch ein allgemeines Murren unterbrochen. Der Ehrgeiz der Einzelnen fühlte sich verletzt, und diese verstanden keinen Scherz, wenn an ihrer künstlerischen und wissenschaftlichen Befähigung gezweifelt wurde. Wie es in jeder Versammlung geht, mögen ihre Bestandtheile und ihr Zweck sein, welche sie wollen, so rissen auch hier die heißen und eitlen Köpfe Alles mit sich fort, und überredeten zuletzt alle, daß es sich nur darum handle, sich Bewunderung und Ruhm zu erwerben. Als Pierre Huguenin ihnen sagte:

Wozu soll es der Verbindung nützen, daß ein halbes Dutzend ihrer Mitglieder ein halbes Jahr lang auf eine Spielerei, die nur Schaden bringt, auf ein Monument für unsre Thorheit und Eitelkeit seine Zeit verwende? antworteten sie:

Und wenn die Verbindung sich nun mit dieser Ausgabe belasten will, was geht es Euch an? Wollt Ihr nicht daran Theil nehmen, so verlaßt die Verbindung. Ihr seid frei, habt Euer tour de France gemacht!

Pierre hatte Mühe, ihnen verständlich zu machen, daß, wenn er reich wäre, er lieber den ganzen Aufwand bestritte, als daß er die Verbindung sich ruiniren, vielleicht auf 20 Jahre verschulden ließe.

Die Verbindung wird sich alle Entbehrungen auferlegen, wenn es sein muß, erwiederten sie. Die Ehre ist kostbarer für sie, als Reichthum. Lasset uns den Stolz der Devorants niederschlagen, wir wollen ihnen zeigen, daß wir allein die Sache verstehen, und sie zwingen, uns den Platz zu räumen, dann werdet Ihr sehn, daß keiner Schaden hat.

Ich billige, sagte Pierre darauf, das Princip der Nacheiferung, aber der Ruhm muß nicht auf Kosten Anderer erworben werden. Wie Ihr es vorhabt, werden die besten Kräfte für das Concurrenzstück verwandt, und die Schüler bleiben ohne Lehrer.

Dieser Grund fing an zu wirken und Pierre ging allmählig zu allgemeineren Anschauungen über.

Ist es nicht, begann er, eine große Ungerechtigkeit, wenn Ihr fleißige und brauchbare Menschen, gleich Euch, austreibt, und ihnen sagt: die Stadt kann nicht alle umfassen, kann unserem Stolz und Ehrgeiz nicht genug thun, zieht das Loos oder versucht Eure Kräfte; die Geschicktesten sollen siegen, die Besiegten nackten Fußes die qualvolle Straße des Lebens wandeln, einen einsamen Winkel suchen, wohin unser Stolz sie nicht mehr zu verfolgen vermag? Könnt Ihr sagen, daß die Erde groß genug ist, und daß es überall Arbeit giebt? Ja, es giebt überall Raum und Erwerbsquellen für die, welche sich einander helfen. Aber der Erdkreis ist nicht groß genug, wenn die Menschen sich isoliren und in kleine gehässige Gruppen

scheiden wollen. Seht Ihr nicht die Welt der Reichen? Habt Ihr Euch niemals gefragt, mit welchem Recht sie glücklich sind, und für welches Verbrechen Ihr im Elend lebt und sterbt? Warum sie der Ruhe genießen, während Ihr mühselig arbeitet? Was bedeutet das? Die Priester werden Euch sagen: Gott will es so; aber seid Ihr gewiß, daß Gott es wirklich will? Nein, es ist nicht so, Ihr glaubt das Gegentheil; sonst wäret Ihr gottlos, Ihr würdet an einen Gott glauben, der böser wär, als der Teufel, an einen Feind der Gerechtigkeit und des Menschengeschlechts. Wohl! wollt Ihr, daß ich Euch sage, wie der Reichthum entstanden ist, und wie die Armuth sich fortgepflanzt hat? Durch die Geschicklichkeit der Einen und die Einfältigkeit der Andern. Darum haben die Einfälligen ihre Niederlage und ihre Ausschließung von der Theilung aller Güter und Ehren hingenommen; denn die Geschickten haben ihnen bewiesen, daß es so sein müsse. Und deshalb giebt es so viel Einfältige, daß Eure Väter und Ihr selbst verurtheilt seid, für die Reichen zu arbeiten, ohne daß Ihr klagen oder Euch ausruhen dürftet.

Wir finden das sehr ungerecht. Ich höre das alle Tage von Abend bis Morgen sagen, und sage es selbst. Was Ihr nun für Unrecht gegen Euch erachtet, wollet Ihr es Andern thun?

Zuweilen gelingt es Euch, dem Schicksal zum Trotz, aus der Armuth Euch emporzuschwingen. Aber unter welcher Bedingung? Ihr müßt sehr arbeitsam, beharrlich und selbst egoistisch sein, müßt Euch durch den Gewinn, durch Habsucht und Härte zur Arbeit stacheln, um Euch über Euresgleichen zu erheben. Denn wem von uns gelingt es, etwas zu sammeln, und sich nur leidlich zu etabliren? Nur denen, die ein Erbe und denen, die ein höheres Genie haben. Ich hege vor der Intelligenz alle Achtung, aber könnt Ihr es gerecht und edel finden, daß ein Mensch im Elend schmachte und auf Stroh sterbe, weil Gott ihm nicht so viel Geist und Kraft als Euch verliehen hat? Welcher Geist beseelt unsre Verbindung, welchen Grundgedanken, welches Ziel hat sie? Sie beruht auf der Nothwendigkeit, die Kenntniß und den Muth der Einen zu stacheln, und die Trägheit und Feigheit der Andern zu bessern. Darum müssen wir sie unterstützen und ihnen helfen mit unserer Gewinnsucht, d. h. mit unsrer Arbeit, damit sie von uns lernen, und die Nothwendigkeit erkennen, selbst rastlos zu arbeiten. Der Gedanke, welcher das devoir der Freiheit, erlaubt es mir zu sagen, und die verschiedenen devoirs der Cameradschaften gestiftet hat, ist groß, sittlich, wahr, nach den Absichten Salomons. Wohl! Aber was Ihr thut, wenn Ihr danach trachtet, eine Verbindung zu vertreiben, ist ganz den Grundabsichten dieses erhabenen Gedankens entgegen.

Wenn die Arbeiter des Tempels glaubten, sich in verschiedene Stämme unter der Anführung mehrerer Führer theilen zu müssen, so geschah es, weil sie die Welt auf verschiedenen Wegen durchwandern wollten, um auf mehrere Punkte zugleich das Licht und die Wohlthat der Industrie zu bringen. Seid gewiß, daß die Söhne Jakob's und die des Soubise ebensowohl Söhne des großen Salomo sind.

Ein mißfälliges Murmeln drohte hier den Ami-du-trait zu unterbrechen, er beeilte sich daher, wieder einzulenken:

Sie sind verirrte Söhne, es ist wahr, sie sind Rebellen, wenn Ihr so wollt. Auf ihrer langen und mühsamen Pilgerschaft haben sie die weisen Gesetze bis auf den erhabenen Namen ihres Vaters vergessen. Jacob war vielleicht ein Betrüger, der ihr Urtheil verwirrte, um den Kultus des wahren Meisters zu unterdrücken; deshalb haben sie so viel Feindschaft gegen uns, provoziren und beleidigen uns fanatisch, suchen uns von einander zu trennen, und die Arbeit, das heilige Erbtheil aller Compagnons abspenstig zu machen. Wollt Ihr ihrem Beispiel nachahmen, und weil sie blind und unmenschlich sind, eben so handeln?

Wollt Ihr den Fehdehandschuh aufheben? O lieben Landsleute, lieben Brüder! denkt an die weise

Lehre, die Euch Salomo gegeben hat. Zwei Mütter stritten sich um ein Kind, er hieß es in zwei Hälften schneiden, damit jede die Hälfte davon trage. Die falsche Mutter nahm die Theilung an, die wahre Mutter aber schrie, daß man es ihrer Nebenbuhlerin ganz gebe. Diese Erzählung ist das Symbol unsrer Bestimmung. Die von uns die Theilung der Erde und der Arbeit fordern, sind ohne Herz, und denken nicht daran, daß dieses Stück, welches durch das Schwert des Hasses geschieden wird, unter ihren Händen zum Leichnam wird.

Pierre rieth, lieber einen ehrenvollen Frieden mit den Devorants zu schließen, als einen ungewissen Kampf einzugehn. Es sei vielleicht leichter, als man glaube, sie dahin zu führen, das Recht der Söhne Salomos anzuerkennen. Warum sollten die Devorants nicht auch gleich ihnen fähig sein, Recht und Gerechtigkeit zu erkennen? Sind sie nicht auch Menschen? Selbst auf die Gefahr hin, nicht gehört zu werden, sollte man versuchen, sie lieber zu menschlichen Gefühlen zurückzuführen, als ihren Haß durch die Herausforderung ihres Ehrgeizes zu reizen.

Ihr habt den Stolz, sagte er zum Schluß, die Herrn, die Patricier des tour de France zu sein, habt denn auch wenigstens die edlen Sitten, welche denen geziemen, die sich für höher halten, als die übrigen Menschen.

Als Pierre geendet hatte, entstand ein tiefes Stillschweigen. Was er gesagt, war den Hörern so neu und fremd, daß sie zu träumen glaubten, und Zeit brauchten, sich zurecht zu finden.

Aber allmählig brachen die verhaltenen Leidenschaften los. Die Masse der Arbeiter hatte von dem großen Princip der Gleichheit, welches die Revolution proklamirt hatte, nichts bewahrt, als das Schlagwort statt des Glaubens, einige ruhmreiche, tiefe, aber ebenso unklare Worte, als die Formen der Compagnonschaft. Murren folgte der stummen Zustimmung Einiger, und auch diese schämten sich jetzt ihrer innern Erregung. Endlich nahm einer von den Exaltirten das Wort: „Eine schöne Rede, sagte er, eine Rede, die besser auf die Kanzel als hierher gepaßt hätte. Wenn das ganze Verdienst eines Compagnon darin bestände, Bücher zu kennen und wie sie zu sprechen, dann Ehre Euch, Landsmann Villepreux, Ami-du-trail! Ihr wißt daraus mehr, als wir alle, und wenn Ihr es mit Frauen zu thun habt, werdet Ihr sie gewiß zu Thränen rühren. Aber wir sind Männer, Söhne Salomos, und wenn der Ruhm eines Compagnon des devoir der Freiheit darin besteht, seine Verbindung aufrecht zu erhalten, Leib und Seele für sie zu opfern, Beleidigungen zurückzuweisen, einen Wall aus seiner Brust zu bilden, dann Schande über Euch, Landsmann Villepreux, denn Ihr habt schlecht gesprochen, und verdient, ausgestoßen zu werden. Wie ist mir? Wir haben die Rathschläge einer feigen Klugheit bis zu Ende gehört, und haben uns nicht entsetzt? Man hat uns gesagt, daß wir unsre Ehre abschwören, den Mord unsrer Brüder vergessen, die Wange den Streichen hinhalten, unsere Namen sichtlich aus dem tour de France löschen sollen, und wir haben das Alles ruhig mit angehört! Ihr seht selbst, Landsmann Villepreux, daß wir so sanft und gemäßigt sind, als man nur sein kann. Ihr seht, daß wir die Achtung der Pflicht und Brüderschaft im Herzen haben, weil wir Euch nicht wie einen Thoren das Wort verboten oder wie einen falschen Bruder hinausgeworfen haben. Ihr habt einen so schönen Ruf, und seid mit so hohen Würden in der Verbindung bekleidet, daß wir dabei beharren, Eure Absicht für gut, und Euer Herz für brav zu halten. Aber Euer Geist hat sich in die Bücher verirrt, und das muß Allen, die Euch gehört, zur Richtschnur dienen.

Wer zu viel weiß, weiß gar nichts; wer zu viel unnütze Dinge lernt, läuft Gefahr, die nöthigen, heiligen zu vergessen."

Andre, noch heftigere Redner ließen sich vernehmen, und bald erhob sich ein lebhafter Streit gegen Pierre Huguenin. Er antwortete ruhig;

er ertrug mit der Resignation eines Märtyrers und der Ruhe eines Stoikers Entschuldigungen, Vorwürfe, Drohungen. Er sagte treffliche Dinge, indem er seine Argumente anders stellte, und die Formen seiner Rede dem Geistesverhältnisse seiner verschiedenen Zwischenredner anpaßte. Aber er sah mit Schmerz, daß die kleine Anzahl seiner Anhänger sich mehr und mehr verringerte, und erwartete öffentliche Beleidigungen, denn die Sitzung war ganz aufrührerisch geworden, und die Wahrheit hatte keine Gewalt mehr über diese harten oder entflammten Seelen. Endlich stellte der Dignitaire nach vieler Mühe, die Ruhe wieder her, und nahm für Pierre Huguenin das Wort.

Ich kenne ihn zu gut, sagte er, um an ihm zu zweifeln, und wenn ein Verdacht gegen seine Ehre in mein Herz einschliche, ich würde denselben Augenblick ihn knieend um Verzeihung bitten. Es giebt hier also nur einen Vorwurf gegen die, welche sich erlauben, ihn zu beleidigen. Ueber alle Punkte hat er nach seinem Gewissen gesprochen, und über viele stimme ich mit ihm überein. Doch glaube ich, daß seine Ideen für den Augenblick nicht anwendbar sind; deshalb schlage ich vor, darüber hinwegzugehen. Aber ich verlange, ein für allemal, daß man die Freiheit der Meinungen achte, und daß man sie ohne Bitterkeit und Rohheit bekämpfe. Tröstet Euch, Landsmann Villepreux, über den heftigen Widerspruch, den Ihr hier findet. Habt Ihr Euch über etwas getäuscht, so habt Ihr nichts desto weniger herrliche Wahrheiten gesagt, die in das Herz mehr als eines Freundes, und vorzüglich in das meine geschrieben bleiben werden. Seid gewiß, daß etwas davon in dem Geist auch der Exaltirtesten bleiben wird. Die Ideen des Friedens und allgemeinen Bundes, die Ihr auszusprechen gewagt habt, sie werden dereinst in glücklicheren Tagen besser verstanden werden. Ich finde, daß Ihr wohl gesprochen habt, und daß Euer Herz nicht durch die Kenntniß der Bücher verdorben ist. Ihr habt Freiheit, Euch zurückzuziehen, wenn die Discussion unsrer Interessen, wie wir sie für den Augenblick verstehn, Eurer Ueberzeugung widerspricht, aber wir bitten Euch, die Stadt nicht zu verlassen, bis die Krise, in der wir sind, durchgemacht ist. Sollte es zu neuen Kämpfen kommen, und die Verbindung Euch zu Hülfe rufen, so wissen wir, daß Ihr uns wie ein braver Soldat der Armee Salomos vorangehen würdet.

Pierre neigte das Haupt zum Zeichen der Achtung und des Gehorsams. Er ging, und der Corinthier folgte ihm.

(Schluß folgt.)

Ein Abentheuer in Holland.

Von Th. Mügge.

Freundlicher Leser, stelle dir eine unermeßliche Ebene vor, auf welche nach allen Seiten der Horizont sich niedersenkt; denke dir, diese Ebene sei grün, ein dunkler saftiger Grasteppich mit bunten Frühlingsblumen durchwebt und von zahllosen kleinen und großen Wassergräben durchzogen; füge in Nähe und Ferne eine Anzahl sauberer ziegelrother Häuser hinzu; hohe einzelnstehende Baumgruppen, welche sich schützend darüber ausstrecken, Heerden von schönem, gefleckten Vieh, jede Kuh in Decken eingehüllt, ein Gegenstand besonderer Sorgfalt und Verehrung, zahllose Windmühlen, welche, seltsam genug, hier Wasser treiben und eine unermeßliche Menge von Kibitzen, deren mißtöniges Geschrei dich unaufhörlich belästigt, so glaube ich kaum, daß du nicht errathen wirst, wo wir uns befinden? — Im Lande eines sehr braven, in vielen Dingen tüchtigen und freiheitsliebenden, sehr speculativen, handelnden, rechnenden, gut essenden, sehr fetten, bedächtigen, blonden und Taback rauchenden aber sehr langweiligen Volkes. In Holland.

Die Myn Heers haben gewiß nicht ganz unrecht, wenn sie mit einem Gefühl von Bedauern und Verachtung auf die stammverwandten Nachbarn

hinübersehen. Erstens macht das der Hochmuth des fettgewordenen Reichthums, zweitens ein sehr lobenswerther Nationalstolz, der immer noch an Ruyters Besen denkt, und drittens endlich ist es ja überhaupt so Mode, daß nicht allein die Chinesen und Holländer, sondern sämmtliche Völker des Erdballs den demüthigen, gehorsamen, dummen Teufel von Deutschen zur Zielscheibe ihrer plumpen oder feinen Verhöhnung nehmen. Aber die Myn Heers wissen vielleicht am allerwenigsten, wie sehr sich diese gutmüthigen deutschen Thoren dennoch verändert haben, denn sie sagen ganz ruhig: jusqu' à la mer sei etwas ganz anderes als dans la mer, und wir glauben es seit fünf und zwanzig Jahren, wenn wir auch zuweilen in der Tasche die Faust ballen, und Bücher dagegen schreiben. Sechs und dreißig Millionen Deutsche und keine zwei und eine halbe Million Holländer. Pfui! wie schimpflich wäre es bei solcher Ungleichheit der Kräfte, Gewalt zu brauchen. Lieber offenbares Unrecht leiden als einen so schwachen Nachbar kränken. Wir singen dafür: Sie sollen ihn nicht haben, und wenn sie ihn doch haben und er nicht frei ist, so ist es Schande genug für sie; lieber schließen wir vortheilhafte Handelsverträge und zeigen ihnen, daß die Zeit vorbei ist, wo der gute Vetter Michel sich an der Nase umher führen ließ. — Mag es sein wie es will, aber so viel ist gewiß, zu der Zeit, wo auf der Straße von Herzogenbusch nach Grave zwei junge Gesellen schritten, rüstig anzuschauen, aber mit herzlich leichtem Ränzchen, den Stab durch die Luft schwingend und von Zeit zu Zeit ein deutsches Lied anstimmend, war man den Deutschen nicht sehr zugethan in Holland. Die unerschütterlich ernsthaften Gesichter schienen bei unserem Anblick nur noch ernsthafter zu werden, und die meisten wendeten sich majestätisch von uns ab, um weder von uns zu sehen noch zu hören. Aber was kümmerten uns diese dicken Myn-Heers! Waren doch ihre blonden Töchter da und dort um so freundlicher zu uns gewesen, und ging es aus dem gelobten Lande, wo weder Wein noch Wasser wächst, doch nach Deutschland zu, wo beides, und Liebe und Lust, schön und vollauf zu finden war.

Der Tag war ein warmer heller Frühlingstag, einer der ersten im Mai und unsere Herzen waren mit ihm aufgewacht. Wir trieben Possen oft der thörichsten Art, ganz besonders lange mit einem alten Juden, der eine Zeit über mit uns wanderte und dessen dicke Geldkatze um den hagern Leib geschnallt, uns eben so ergötzliche Scenen gewährte, wie sie Walter Scott in seinem Robin der rothe zwischen dem Einnehmer Morris und dem jungen Osbaldisstone schildert. Der alte Mann sprach deutsch, wie alle englische und holländische Juden, er war sanftmüthig und gefällig, hatte es aber ganz besonders darauf abgesehen, einen Handel mit uns zu machen. Vielleicht schloß er aus der Magerkeit unserer grünen Tornister, daß Moses und die Propheten uns nothwendiger wären, als Wäsche, Kleider und vielleicht der kleine Bündel ganz und gar. Er wollte Alles kaufen, und um uns zu zeigen, daß er der Mann dazu sei, ließ er uns seine Geldkatze bewundern. — Indeß empfand er schon einige Augenblicke darauf die Nachwehen seiner heillosen Unvorsichtigkeit, denn er knöpfte den Rock mit merkwürdiger Schnelle wieder zu, und warf einen langen mißtrauischen Blick auf uns, der schrecklich in uns wucherte. — Die Gegend war öde und menschenleer, der Abend brach herein, die Heerstraße lief ganz fern in einem weiten Bogen hin, wir dagegen befanden uns auf einem Fußpfade, den er selbst uns als eine bedeutende Abkürzung des Weges gezeigt hatte. Tiefe schilfige Gräben voll schwarzen Sumpfwassers begrenzten den Weg zu beiden Seiten, und abschüssig steil blieben wenige Fuß fester Erde, auf welcher wir, der Eine nach dem Andern, gingen. Die ersten Fragen: wieviel Geld er bei sich führe? schien er ganz zu überhören, aber er wendete seinen grauen bärtigen Kopf mit unheimlicher bittender Angst nach uns um, als bäte er uns, nicht so mörderischen Scherz zu treiben. Die fieberhafte Unruhe, in der er sich befand, vermehrte sich jedoch immer

mehr, als ich ihm das Anerbieten machte, das Geld, das ihm gewiß doch sehr sauer werde, statt seiner zu tragen. — Gleichsam um uns zu beweisen, daß es nicht der Fall sei, hüpfte er eine Zeit lang vor uns her und strengte sich an, wenigstens zehn Schritte vor uns zu bleiben, aber seine schwachen Kräfte vermochten es nicht, sich mit so rüstigen jungen Gesellen zu messen. Je mehr er lief, desto mehr blieben wir ihm auf den Hacken, unsere Fragen wiederholend, die ihn endlich in einen Zustand der Verzweiflung versetzten. Stillstehen konnte und wollte er nicht, auszuweichen war unmöglich, und der Muthwille, mit dem wir unsere Reisestöcke nahe hinter seinem Rücken schwangen, die blutgierigen Andeutungen, welche wir über die Einsamkeit der Gegend und die tiefen Gräben machten, welche so leicht keinen, der zufällig hinein fiele, wiedergeben würden, schienen ihm eine schreckliche Gewißheit. Er wagte es gar nicht, unser Mitleid anzurufen, aber sein Kopf war in einer fortgesetzten Bewegung halb nach uns zurückgewandt, halb Erde und Himmel um Hülfe durchirrend; endlich aber, da nirgend sich ein rettendes Wesen zeigte, hielt er es nicht länger aus, er faßte die Schöße seines langen Rockes und lief mit mehr Geschwindigkeit und Ausdauer davon, als man dem ausgedörrten Körper zutrauen konnte. Im Uebermaß des Gelächters sanken wir zu Boden und nur in der Ferne sahen wir noch einmal die dürre Gestalt, mit drohend ausgestrecktem Arme, schreckliche Flüche und die Versicherung über uns ausschüttend, daß er morgen in Grave uns empfangen wolle, wie wir es verdienten. — Ein bloßes Aufstehn genügte, um ihn von neuem in die Flucht zu treiben und niemals hat mein Auge ihn mehr erblickt; aber wir entdeckten dabei noch etwas Anderes, das unseren Uebermuth abkühlte — Der ganze südliche Horizont bildete eine blauschwarze, wildgeballte Masse, die langsam, allein mit schrecklicher Gewißheit sich uns nahete. Der bleiche Sonnenschein löschte aus, es zuckte flimmernd an verschiedenen Stellen und kleine röthliche Wolken segelten mit reißender Schnelle über uns hin, wie Couriere des mächtigen Herrn, welche die Sterblichen warnen, seinem Zorne aus dem Wege zu gehen. — Bei uns hätte es dieser Mahnung nicht bedurft, denn von allen Leiden, welche Reisende und namentlich Fußreisende bedrohen, ist eines der schlimmsten das: naß bis auf die Haut in Dunkelheit auf schlüpfriger Landstraße umherzuirren. Wir waren daher auch munter daran, unserm gemißhandelten Freunde vom Stamme Juda zu folgen, und fragten uns, ob er nicht gar vielleicht durch geheime Zauberflüche aus der Mischna oder Gemara dem elenden Goims dies Wetter auf den Hals geladen hätte. Indeß hielt uns diese Betrachtung nicht ab, eifrig nach einem Schutzorte umherzuspähen, aber es war nichts zu entdecken; kaum in der Ferne ein einsamer Baum und wilde Brombeerranken, die in ihren Geflechten sich zu Hecken ausdehnten. Ob unser Verfolgter sich hinter einer solchen Wand an der Grabeneinfassung verborgen hatte, weiß ich nicht, genug er war verschwunden. Wir liefen was wir konnten, der verwünschte Fußweg wollte kein Ende nehmen, die Heerstraße schien sich weiter und weiter zu entfernen. Endlich sahen wir ihre Baumspitzen nicht mehr, denn Dunkelheit umhüllte den Gesichtskreis. Die Stimme des Donners sprach über unseren Köpfen, zackig liefen die weißen Blitze durch die schwarze ausgespannte Wand, Wirbelwinde zerrissen die Schilfwälder und trieben ihre Fetzen mit uns fort. In diesem Augenblick theilte sich der Weg. Rechts lief er jedenfalls der verlassenen Straße zu, links durch das Wiesenland in eine unabsehbare Ferne, über welcher ein scheidender Streif des blauen Himmels stand. — Unentschlossen standen wir einen Augenblick, als mein Gefährte plötzlich mit dem Stock in den Abendschein deutete und ganz entzückt rief: da steht ein Haus! Dieser Ausruf warf plötzlich alle frischen Entschlüsse zu Boden, mit welchen ich so eben den Fuß auf den Pfad zur großen Straße setzte, und den Gott der Götter um rechtschaffene, christliche Geduld, ein paar tüchtige Brombeersträucher und um etwas Hagel bat, weil es

dann gewöhnlich weniger regnet. Das Haus sah ich allerdings nicht, denn der Herr in seiner Weisheit machte mich zu einem kurzsichtigen Verehrer seiner Werke; aber ich glaubte es aufs Wort, und je mehr nun der Donner rollte, je stürmischer der Wind uns einzelne große Tropfen zur Auffrischung unseres Muthes zuwarf, um so großartiger wurde unser Bestreben, den Kampf der Natur, wie man das Naßwerden poetisch zu nennen beliebt, so gut wie andere Leute im Trocknen zu bewundern.

Ganz über Erwartung gelang es uns auch. Das Haus war da, ehe wir es uns dachten, und wenn es auch in der Nähe besehen unsere übrigen Fantasien gar nicht befriedigte, denn es war eine elende arme Wohnung, so war es doch ein Haus, und das war in unseren Verhältnissen kein großer Unterschied von einem Palaste.

Wenn man von Holland, seinen Häusern und seiner sprichwörtlichen Reinlichkeit hört, so glaubt man gewöhnlich, es sei da Alles am Lande so nett und blank, wie in dem berühmten Dorfe Broek im Waterlande, wo das Pflaster der Straßen aus roth, grün und braun glasirten Ziegeln besteht und die kleinen Häuser mit den polirten Thüren, blitzenden Messinggriffen und Spiegelfenstern, den Gärtchen mit zierlichen Taxushecken und Statuen und Brunnen, wie Wunder aus Tausend und einer Nacht aussehen, oder man denkt doch wenigstens an Saardam; jedes rothe, nette Haus in schönen Blumengärten und mit Wasser umgeben, wie eine Feeninsel. Aber in Broek sind die Bauern reiche Capitalisten, und in Saardam wohnen viele vermögende Kaufleute, das ist die Lösung des Räthsels. Zwar haben die Städte in Holland und die Häuser darin manche treffliche Einrichtung; sie werden abgewaschen von innen und außen zum Schrecken der Geschäftigen auf den Straßen, man scheuert und putzt sie mit Decken und Zierrathen; aber die Armuth hat ihr Elend und ihren Schmutz in der ganzen Welt gleich, und es ist gar kein so großer Unterschied zwischen der Erdhöhle des Samojeden, dem Filzzelte des Kalmücken und der irdischen Glückseligkeit in den Hütten der civilisirten Armuth.

Unser Zufluchtsort hatte ganz den rechten Anstrich. Verfallen, mit schiefhängendem Dach und verbogener Thür, die kleinen Fenster neben dieser zerbrochen und verstopft mit bunten Lappen und Heu, sah es wüst und unheimlich aus. Mitten in Wiesen, Sumpf und Wasser schien es uns anfangs ganz verlassen, allein ein dünner Rauch quoll durch eine Oeffnung über der Thür, und von innen hörten wir das tiefe ängstliche Brummen des Viehs, das sich vor dem Wetter fürchtete. — In dem Augenblick, wo ein heftiger Platzregen niederstürzte, und blendende Blitze den ganzen Himmel in Feuer setzten, riß mein Freund die Thür auf, blieb aber auf der Schwelle stehen und fuhr erst hinein, als ich ihn fortstieß, um ins Trockene zu kommen.

Je weniger man auf Ueberraschungen vorbereitet ist, um so eher stellen sie sich ein. Es giebt eine Art Gesetz im Leben der Menschen, erforscht ist es noch nicht, aber es ist da, welches uns zwingt Pläne zu machen, Gedanken nachzuhängen, und auf diesen zu bauen, bis plötzlich ein ganz unberechenbares Etwas Alles verändert und verwandelt. Andere sagen, es giebt eine Art Kobold, kleine Teufelchen, die sich das boshafte Vergnügen bereiten, unsere besten und sichersten Vermuthungen zu Schanden zu machen. — Denkt Einer so ganz im Geheimen, bei Kleinem wie bei Großem: so muß es sein, das muß geschehen! — ohne daß seine Lippen sich bewegen, hat einer der Millionen Luftgeister in seinem Ohr und Hirne den Gedanken aufgeschnappt, und verdreht ihn nun zum Gegentheil. Manchen Menschen sind aber diese Geister hold, und das sind die Glücklichen; Anderen fällt jedes Butterbrod auf die geschmierte Seite, das sind die Sündenböcke aller Bosheit, die Pechvögel, die immer gewiß sein können, bei jeder Wahl das Unrechte zu wählen. — Ich will nicht bekennen, zu welcher Klasse ich gehöre, denn es giebt noch eine dritte, nicht kalt nicht warm, nicht Fisch nicht Fleisch, die große Klasse der Gleichgültigen, um

die sich weder Glück noch Unglück kümmert, und sie mit elenden Brocken von beiden todtfüttert bis an ihr seliges Ende; aber das kann ich gestehen, ich war nicht wenig überrascht, als ich in diese Hütte trat und sie statt öde und leer, vollgepfropft von Menschen fand.

Es war ein kleiner mit Steinen gepflasterter Raum, in welchen wir traten. Zu beiden Seiten waren Holzwände, die ihn von dem innern Theil der Hütte abschieden, von Kammern und Ställen, die den Rest füllten; allein es war das einzige Wohngemach, Küche und Versammlungszimmer sämmtlicher Hausbewohner, was einige Hühner zu beweisen strebten, die von der Thürschwelle aufgeschreckt mit uns hineinfliegen und dreist umherspazirten. An den Wänden hingen ein Paar Sicheln zum Grasschneiden und anderes Hausgeräth des Landmannes, im Hintergrund aber war eine Feuermauer aufgeführt. Der Platz davor mit Estrich ausgegossen und mit Backsteinen umstellt, bildete den Heerd, ein eiserner Haken steckte in der Mauer und an diesem schwankte ein Kessel über einer Glut von Torf, Schilf und Rohr, die bald heller aufzuckte, bald unter dichten Dampfwolken zu stocken schien. Als wir die Thür öffneten, der frische Luftzug die Flamme anblies und das Feuer des Himmels zu gleicher Zeit glänzend den ganzen Raum erleuchtete, blieb uns einige Augenblicke nichts verborgen. — An dem Kessel rührte eine schmutzige Frau in einem dicken Brei, zwei halbnakte Kinder hockten neben ihr und sahen gierig auf die Speise. An der andern Seite stand ein Mann, der Kartoffeln durchschnitt und in den Kessel warf; in einem weiten Halbkreise aber saßen auf umgekehrten kleinen Fässern und Kasten drei Männer in blauen Kitteln, die ihre kurzen Thonpfeifen rauchten und bei dem Donnerschlage, der das Haus erschütterte, sich bang bekreuzten. Zwei andere Männer lagen auf ihren Knien, und beteten laut in einer unverständlichen Sprache mit großer Schnelle und Inbrunst. — So wurden wir empfangen, aber niemand regte sich; nur die Frau blickte nach uns hin und die Kinder sahen uns mit dummen Gesichtern an. Dann fiel die Thür zu; alles war Finsterniß um uns. —

(Fortsetzung folgt.)

Baumwaldesnacht.

Von Scherenberg.

Es sinkt von des Zenithes Thron der stolze Tag,
Den Purpur wirft er über seinen Fall —
Und all' sein Gold der ihm gebliebnen Majestät,
Und prächtig noch giebt er den letzten Gruß
Des Hochwalds strahlgetränkten Riesen.

Drob hebt der Abendwinde erster Sohn den
lauen Flügel:

Und stolz und leicht sich neigend geben sie Bescheid,
Und tief erröthend ziehet der Gefallene
Der Wehmuth Dämmrungsschleier auf sein Grab.

Drob hebt der Abendwinde zweiter Sohn den
feuchten Flügel:

Die Erde weint dem Großen ihre Thräne,
Versöhnlich spricht es in dem Hochgezweig,
Und feierlich hebt Ries' und Zwerg, Hochstamm
Und Farrenkraut den Kelch, füllt ihn mit Abend-
thau,
Und bringt dem Scheidenden den Ehrentrunk,

Und durstgesättigt ist der Wald.

Und zu der Liebe unbelauschtem Kusse
Steigt schweigend seine milde Königin
Hinauf in ihrem Silberwagen.

Drob hebt der Abendwinde dritter Sohn den
Blüthen-Flügel:

Und Baum zu Baum, und Strauch und Reb' und Kraut,
Und was, und wie es Lieb und Lebens sich verwandt,
Armt aus und ranket hin und sucht und findet sich,
Und küsset keusch begattend sich im Dunkelschlag.
Die Blüthe flüstert durch das Laubgewind,
Und in dem Geisterlichte schwebt ihr Staub.

Und liebgesättigt ist der Wald.

Und fröstelnd — leise aus den stillen Lüften nieder
Schau'rt sich der Abendwinde letzter Sohn,
Und schwer — und schwerer spinnen seine schwarzen Flügel
Weit über'n ganzen Wald hinaus den Traum —
Und Nacht wird es — und stiller — stille.
Kein Blatt rührt sich — und Alles schläft und träumt.
Nur jezuweilen knistert's von hohen Föhren —
Die Nadel fällt. —
Es ruht der Wald.

Königstädter Theater.

Auf der Königstädtischen Bühne am 2. April zum erstenmale: der Talisman, Posse mit Gesang in 3 Akten, von J. Nestroy. Musik von W. Müller. — Mit diesem Stücke scheint dem Königstädtischen Theater der Schimmer eines neuen Glückssterns aufgegangen zu sein, dessen es auch ziemlich dringend bedurfte, nachdem die Zugkraft der „schlimmen Frauen" gänzlich erschöpft war. Der „Talismann" scheint sich auch für die gewöhnlich leeren Bänke dieser Bühne als solcher bewähren zu wollen. Es würde indeß schwer zu sagen sein, ob wir dieser mehr zu dem "Talismann," oder dem „Talismann" mehr zu dem Königstädtischen Theater Glück wünschen sollen; denn es ist wohl nicht zu verkennen, daß der ausgezeichneten Besetzung ein großer Antheil an dem glänzenden Erfolge des Stückes gebührt, dem indeß nachgesagt werden muß, daß es alle Erwartungen befriedigt, wenn man nur weiß, was man fordern kann und darf. Dank verdient es schon immer, daß der „Talismann," eine gute ehrliche Posse und kein wiener Zauberstück mit Würstelhumor und ächter grobkörniger Gemeinheit ist. Auch das soll uns nicht irre machen, daß die Idee einem französischen Stücke entnommen ist. Nestroy mag mit Molière sagen: „Ich nehme mein Eigenthum, wo ich es finde." Die Hauptsache bleibt doch immer, daß die Idee eine gute und ächt komische sei. Und das ist sie wirklich. Die tragikomische Weltstellung der Rothköpfe ist hier zu den ergötzlichsten Situationen und Verwickelungen benutzt. Den Dialog darf dagegen wohl der Bearbeiter als sein Eigenthum ansprechen, und dieser zeichnet sich durch pikante Haltung und leichte Persiflage aus; was man so gewöhnlich Witze nennt, folgt hier Schlag auf Schlag; freilich auch manche kalten Schläge. Wer achtet indeß darauf, wenn in einem Feuerwerke auch dann und wann eine Rakete verpufft? Von den Darstellern verdient H. Beckmann unbedingt den ersten Kranz, der, obschon sein Spiel durchgängig von äußerst drastischer Wirkung war, doch nirgends die Demarkationslinie überschritt, über welche der Beifall des Publikums seine Lieblinge so leicht hinaustreibt. Mad. Beckmann, die in ihrem Genre die außerordentlichste Virtuosität entfaltete und Mlle. Herrmann sind neben ihm zu nennen, und auch von den übrigen Darstellern muß mindestens gesagt werden, daß keiner sich störend zeigte. Sollte nicht in dem unzweifelhaften Erfolge des „Talismann" zugleich ein Wink für die Theater-Verwaltung liegen? Sollte sie sich nicht dadurch aufgefordert fühlen, vorzugsweise ein Gebiet zu cultiviren, wo ihr so reiche und achtungswerthe Kräfte zu Gebote stehn? H. Beckmann allein müßte eine wahre Goldgrube für sie werden, wenn sie ihn so ausmünzen wollte, wie sie es könnte.

— l —

Spontini
und das berliner Publikum.

Demonstrationen jeder Art scheinen jetzt immer mehr Mode zu werden, und deshalb hat namentlich im Theater die Polizei bisher ihre Aufsicht mit dankenswerther Strenge geltend zu machen gesucht. Es soll hier nicht darüber verhandelt werden, ob das Publikum, welches für seine Kunstgenüsse im Theater bezahlt, nicht auch ein Recht beanspruchen dürfe, seine ästhetische Würdigung über eine Kunstdarstellung durch Beifall sowohl, wie durch entgegengesetzte gebräuchliche Andeutungen an den Tag zu legen? Dem Gesetze nach ist letzteres verboten, und Jedermann gehalten, die Zeichen seines Mißfallens an einem Kunstwerke oder einer Darstellung zu unterdrücken, oder aber sich der Unannehmlichkeit ausgesetzt zu sehen, daß er durch die Polizei aus dem Theater entfernt werde.

Wenn aber das Theaterpublikum dem Gesetze zum Trotz, das sogar ästhetische Demonstrationen verbietet, sich herausnimmt, Personen zu insultiren, während sie im Amte fungiren, so sollte die ausübende Gewalt mit der äußersten Strenge bei Gelegenheit solcher Rohheit verfahren, und wer es auch grade sei, der von ihr in flagranti betroffen wird, von ihr zur Ruhe verwiesen, und eventualiter entfernt werden.

Ob Herr Spontini der Gunst des Publikums sich erfreut oder nicht, ob man seine Amtsführung tadle oder lobe, ob er endlich in einer gerichtlichen Untersuchung sich befinde: das Theaterpublikum hat jedenfalls kein Recht, irgend eine Justiz auszuüben, und wenn es nicht gelingt, dem Unwesen dieser Art gesetzlich zu steuern, so dürften wir bald zu Mißbräuchen der Volksgewalt gelangen, wie sie in England und Amerika stattfinden, auf welche Länder doch die Leute stets als auf warnende Beispiele hinweisen.

Man spricht soviel von unsrer Bildung in Preußen, aber traurig ist es, daß in Fällen, wo der Einzelne sich hinter der Maske der großen Masse verbergen kann, sich die verhaltene Rohheit gewaltsam Bahn bricht, und noch bedauerlicher muß es uns erscheinen, wenn es geschehen, daß die Obrigkeit nicht vermocht, dem Unwesen ein Ende zu machen, und das Publikum zur Ordnung zu verweisen.

Man kann übrigens den bei der neulichen Aufführung des Don Juan stattgehabten Tumult keinesweges eine Demonstration der Gesinnung nennen.

Wir hoffen, unsrer so höchst lobenswerthen Polizei wird es noch gelingen, dergleichen Ungehörigkeiten für die Zukunft im Keime zu ersticken, so wie wir uns des achtungsvollen Zutrauens zu unsern Mitbürgern nicht ganz entschlagen möchten, sie werden in Zukunft sich solcher Neckereien enthalten, wie sie selbst auf den Schulbänken ihrer gesitteten Nachkommenschaft kaum mehr vorkommen. Was wird mancher Knabe von seinem Schulreglement für einen falschen Begriff bekommen, wenn der liebe Papa Abends aus dem Theater kommt, und von seinen Heldenstücken erzählt, die im Pfeifen und Zischen bestanden! — L. E.

Feuilleton.

Nachdem Friedrich von Sallet, Rückert nachahmend, das Evangelium in Verse gebracht hat, thut er jetzt dasselbe (im Telegraphen) mit Fichte's Reden an die deutsche Nation. Das geht doch zu weit! Bedenkt denn Sallet nicht, daß dies gradeswegs zu einer alexandrinischen Poesie, zur Ausartung der Lyrik in steife didaktische Lehrgedichte führt? Frische Gefühle, leicht und froh, wie sie aus dem Herzen kommen, reiche Anschauungen, darum handelt es sich! Sallet sollte von seinen philosophischen Studien her wissen, daß es namentlich die Philosophie ist, welche sich gegen solchen Mißbrauch ihres Inhalts für die poetischen Formen erklärt, und die Poesie an die frische Unmittelbarkeit des Lebens verweist.

Dem Bericht des Lord Jocelyn über die Expedition nach China entnehmen wir folgende Schilderung der Opiumraucher:

„Was mich in Singapore vorzüglich anzog, waren die Opiumraucher in ihrer Verzückung. Sie bieten einen erschrecklichen Anblick dar, obgleich er für den Anfang weniger beleidigend ist, als der von Trunkenbolden, die durch ihr Laster zum Vieh herabsinken. Doch hat das stupide Lächeln und die apathische Lethargie des Opiumrauchers etwas Schrecklicheres als die Entmenschung des Trunkenen. Man fühlt Mitleid, wenn man die bleichen Wangen, die stieren Augen sieht, wie sie das Gift des Opiums entstellt hat.

Eine Straße, mitten in der Stadt, ist ganz voll von Läden, die dem Opiumverkauf gewidmet sind, und dort sieht man des Abends, wenn die Tagesarbeiten vollendet sind, eine Masse unglücklicher Chinesen umherlaufen, um dem traurigen Laster zu fröhnen. Die Zimmer, wo sie sich niedersetzen und rauchen, sind mit einer Art hölzerner Sophas umgeben, die mit einem Kissen versehen sind, um das Haupt darauf niederzulegen; meistentheils macht ein weiter gelegenes Spielzimmer einen Theil des Etablissements aus. Die Pfeife, welche dem Raucher dient, ist ein Rohr von der Stärke eines Daumens, die Oeffnung, welche im Mundstück angebracht ist, und wohinein man das Opium legt, ist nicht größer als eine Stecknadel. Es ist mit parfümirten Stoffen zubereitet; und man braucht wenig davon, um eine Pfeife zu versehen. Diese giebt nicht mehr als ein oder zwei Züge, und der Rauch athmet sich sehr stark in die Lungen, ungefähr so als wenn man die houka (Wasserpfeife) in Indien raucht. Für einen Neuling sind eine oder zwei Dosen genug, aber der Geübte kann ganze Stunden lang rauchen. Am Kopfende jedes Sophas findet man eine kleine Lampe, denn man muß fortwährend während des Rauchens das Feuer unterhalten, und da es schwierig ist, in einem Zuge zu rauchen und anzuzünden, so ist meistentheils ein Diener dem Raucher zur Seite, um ihm bei dieser sorglichen Handhabung zu helfen.

Wenige Tage dieses furchtbaren Vergnügens, vorzüglich, wenn es stark betrieben wird, reichen hin, um dem Gesicht eine krankhafte bleiche Farbe, und den Augen einen stieren Blick zu geben; in wenig Monaten, ja in wenig Wochen wird der Mensch in eine blödsinnige Kreatur, die nur noch für ein Skelett gelten kann, verwandelt. Die Sprache hat nicht Worte genug, um die Qualen zu schildern, denen diese Unglücklichen ausgesetzt sind, wenn man nach einem längern Gebrauch sie von diesem Gift entwöhnen will; und nur in gewissem Maße scheint unter solchem Einfluß ihre Lebensthätigkeit wieder zu erwachen. Um 9 Uhr Abends kann man in jenen Häusern ihres Verderbens diese traurigen Opfer in allen Zuständen sehn, welche aus der Opiumstrunkenheit entstehen. Einige stürzen halb wahnsinnig hinzu, um die schreckliche Begier zu stillen, deren sie sich den Tag über enthalten mußten, Andre fangen gleich nach der ersten Pfeife an zu lachen und Unsinn zu reden, während auf den Sophas noch Andre dieser Unglücklichen unbeweglich und schmachtend, mit einem dummen Lächeln auf dem Gesicht daliegen, und so von der Wirkung des Giftes ergriffen sind, daß sie nichts von dem hören, was um sie herum vorgeht, und nur in ihr grauses Vergnügen versunken erscheinen. Die letzte Scene dieser Tragödie spielt gewöhnlich in einem abgelegenen Zimmer dieses Hauses, einer wahrhaften Todtenkammer, wo blaß wie Leichen die ausgestreckt liegen, welche zu dem Grade der Extase gelangt sind, die der Opiumraucher halb wahnsinnig erstrebt: ein Bild des langen Schlafes, wohinein seine blinde Wuth ihn bald stürzen wird.

Gedruckt bei F. Nietack. Verlag von Carl J. Klemann.

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. Karl Riedel.

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend eine Lieferung zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an die Verlagshandlung von Carl J. Klemann, Neue Friedrichsstraße Nr. 47, zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden ebendaselbst angenommen. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 15. Berlin, den 17. April 1841

Inhalt: Königsberg in Preußen. — Die Cameradschaften in Blois; von George Sand. — Thier-Waldes-Nacht; von Scherenberg. — Feuilleton.

Königsberg in Preußen.

(Schluß.)

Eine zweite Stufe der Mystik sehen wir in Zacharias Werner und E. T. A. Hoffmann sich hervorbilden.

In Werner geräth die ursprüngliche Begabung zur Poesie mit tragischer Lebensbewegung und den strengen Forderungen des Christenthums in einen so gewaltigen Conflikt, daß ein dem Inhalte wie der Form nach völlig excentrischer Mysticismus daraus hervorgeht, und von da nur ein Schritt noch bleibt zu völliger Phantastik und zum eigentlichen Fanatismus in religiösen Dingen. Werner hat die Idee der Schönheit nie gekannt, sein Geist war von Jugend auf durchwüstet; in der Poesie, die er uns bietet, ist kein gesundes Leben mehr. Sie ist zügellos verbraucht zu Spannungen und Vorbereitungen für die Einführung in geheime Brüderschaften, deren Geheimnisse nie zur Anschauung gebracht werden, oder wir erhalten sie zur grausamen Aufstachelung des Schmerzes und Versenkung in ihn herbeibeschworen, oder zu einer nicht gewöhnlichen Reue und Buß-Psalmodie, welche in der geistigen Kasteiung ihr letztes Heil zu erreichen wähnt, und wohl gar die Schönheit, weil der Dichter selbst darin den Wurm der Sünde gefunden, anzweifelt als ein eitles, vergängliches Gebilde. Werner wurde katholisch, und starb als Mönch.

Als einen Geistesverwandten Werners führt Jung einen ehemaligen katholischen Priester Raphael Bock an, der in Königsberg lebte. Er hat ein größeres Gedicht: Aura und mehreres Andre geschrieben, das aber unbekannt geblieben ist. In ihm spuken schon die speculativ-mystischen Zerwürfnisse vor.

Hoffmanns Poesie tritt als geheimnißvolle mystische, als Phantasie des Geisterreichs hervor, ohne sich jedoch der Sphäre des Religiösen zu nähern. Bei ihm hat der Teufel diesen Platz eingenommen, und übt seine Gewalt als Fatalismus auf gleiche Weise. Die Wirkung ist dieselbe, wie bei Werner, nur reicher, voller, toller, wie das Reich des Teufels selbst.

Die Blüthenperiode der Königsberger Kultur, in welcher der Austausch des lebhaftesten geistigen Verkehrs mit der muntern, gedeihlichen Regsamkeit des äußern Lebens zusammentraf, fällt in den Abschnitt von Kant bis etwa zum Jahr vier des laufenden Jahrhunderts. Später, während des für Preußen so unglücklichen Krieges, drängt sich der Strom der Ereignisse noch viel reißender. Es wird Königsberg zum Theil der Hauptschauplatz des politischen Geschehens, ja der Hof verlegt seinen Sitz von Memel hierher, und es entsteht plötzlich eine Welt, welche der Stadt bei dem immerwäh-

renden Andrange der Fremden all' den großstädtischen Glanz verleiht, der ihr sonst abgeht. Es ist erfreulich, noch jetzt zu vernehmen, wie liebenswürdig-populär sich damals der Hof hier zu machen gewußt. Die Husen, wo einst auch Hippel gewohnt, erzählen noch immer viel von der idyllischen Zurückgezogenheit des Fürstenhauses. Aber auch Feste wurden gegeben, Feste, welche der Geselligkeit Königbergs einen neuen Schwung ertheilten. Die Personen des königlichen Hauses schenkten außerdem den Einwohnern ihre Gegenwart. Die Spiele der Prinzen und Prinzessinnen erstreckten sich bis in die Kreise der Familien, und man erlebte das immer so seltene und tiefe Gefühl des allgemein Menschlichen. Das gemeinsame Leid, das gemeinsame Unglück des Vaterlandes schlingt auch ein allgemeines Band um Alle. Man erlebte die nie zu vergessende Gleichheit der Menschen, die stolze und für Jeden ehrenvolle Bedeutung des Wortes: Volk, welches dem Fürsten selbst erst den rechten, so erst verdienten Glanz ertheilt."

In jener Zeit sah Königsberg Fichte, Niebuhr, Nicolovius, W. v. Humboldt, Stein in seinen Mauern. Stägemann, Verfasser der herrlichen Kriegsgesänge und Sonette, hatte früher schon in Königsberg gelebt. Ein Freund Hippels und Kants, der Kriegsrath Scheffner, hat diese Zeit in seiner Selbstbiographie geschildert.

Das tiefere wissenschaftliche Leben Königsbergs war in den Jahren 1804 — 9 von geringer Bedeutung. Die Philosophie wurde durch Krug vertreten, einen Mann, der zwar in der Wissenschaft keinen großen Namen führt, dessen unermüdete Rüstigkeit aber, und dessen Streben, die Philosophie zu popularisiren und zugleich den Protestantismus zu vertreten, vollkommen anzuerkennen sind. Seine Nüchternheit und Popularität hat damals gegen die im Dunklen und Verborgenen stets fortwirkende mystische Richtung einen heilsamen Niederschlag bewirkt. Auf der Seite der Nicht-Mystiker herrschte damals ebenfalls eine verwerfliche Flachheit, eine süßliche-poetisirende Manier im Geist und Styl der Witschel'schen Gebetbücher, so daß in jener Zeit von einem Prediger Königsberg's selbst von der Kanzel herab eine solche Predigt in Versen gehalten wurde.

Eine neue Epoche für die wissenschaftliche Bildung Königsbergs beginnt mit Herbart, der im Jahre 1808 den Lehrstuhl Kants bestieg.

Die Isolirtheit Königsbergs mußte ihm bei der Ausarbeitung seines Systems wesentlich zu statten kommen, aber die Ausführung mußte auch die Spuren dieser Isolirtheit tragen. Seine Persönlichkeit machte einen sehr günstigen Eindruck. In der Bestimmtheit, in der Gedrungenheit, in der Energie der mündlichen Rede, des Wollens hatte er etwas von Fichte, zu dessen Füßen er auch gesessen. In der Art und Weise aber sich als Ganzes zu geben, dann wieder zu vereinzeln, zu zergliedern, zu spannen, zu überraschen, zu veranschaulichen, überhaupt in der Form der Darstellung ganz das Elegante, das Rasche, Klare, Ueberschauliche, immer Schöne Goethes.

Die Herbart'sche Philosophie leidet wesentlich an der Isolirtheit. Sie steht in keinem Zusammenhang zu dem Vergangenen, da sie Kants System als solches nicht anerkennt, und die späteren als Verfall bezeichnet, und von den fünf praktischen Ideen finden wir keinen Uebergang in die Philosophie des Staates und der Religion. Die vielen realen Wesen gelangen zu keiner Einwirkung auf das Reale, und die Methode der Beziehungen bleibt die Beziehung auf die Wirklichkeit schuldig. Es liegt in der Idee dieser sonst so geistvollen Philosophie, daß sie die Begriffe eben nur bearbeitet, und ihrer Form eben dadurch zuletzt allerdings die eleganteste, glatteste Politur giebt. Es liegt in ihrer Idee, daß nur der Einzelne philosophirt, der wieder unzählige Einzelne neben und außer sich hat, die als gleich reale Wesen auch philosophiren, die aber von einander und von Gott, der ja auch nur gleich ist einem realen Wesen, ewig geschieden bleiben, so daß wir, sehr merkwürdig und

folgerecht, hier dieselbe Isolirtheit jedes einzelnen realen Wesens hervorspringen sehn, welche der Grund-Charakter des ganzen Systems ist.

Der Aristokratismus ihrer Stellung ist ein wesentliches Moment für die Herbart'sche Philosophie. Sie will nur sich, sie erkennt keine wahrhafte Geschichte der Philosophie an, und ist selbst kein nothwendiges geschichtliches Moment derselben.

Herbart hat daher auch keinen entscheidenden Einfluß auf die einzelnen Wissenschaften geübt. Wenn Theologen, die über den Bibel-Buchstaben hinausstrebten, sich an ihn anklammerten, und etwa die fünf praktischen Ideen im alten Testament nachwiesen, so ließ er sich das gern gefallen, auch die Supranaturalisten sah er gern sich ihm nähern, aber er selbst blieb immer zurückhaltend, immer gemessen, sowie ungefähr Goethe die Huldigungen seiner Vasallen hinnahm.

So konnte es denn auch geschehn, daß während der Wirksamkeit Herbarts sich jenes Extrem der Mystik ausbildete, welches wir in der Ebel'schen Lehre emporwuchern sehn. Hitzig deutet in seiner Biographie Werners schon auf die „sonderbaren Satzungen über die Liebe, die Trennung und Vereinigung der Kraft und Zartheit in den beiden Geschlechtern hin."

Ebel fußt auf Schönherr, einen früheren Mystiker, der zu Anfang dieses Jahrhunderts auftrat, und von dem auch Raphael Böck seine Lehre empfangen hatte; durch die Art, wie er diese Mystik praktisch gemacht, gehört sie ihm wesentlich allein. Schönherr hatte eine dämonische Persönlichkeit, wie sie den Schwärmern erster Größe eigen zu sein pflegt. Er hatte ein schönes Gesicht, das prophetisch der Beschauung der Natur und des Gesetzes zugekehrt war, ein langer schwarzer Bart floß von seinem Kinn herab, und er sprach nur, wenn er im langen, weiten, orientalisch geworfenen Talar seine begeisterte Lehre kund thun wollte. Dabei lebte er von Milch, Obst und Honig, und die Frauen vergötterten ihn. Schönherrs wie Ebels Lehre beruht auf dem Dualismus, auf der Lehre von zwei Urwesen. Diese sind: Licht und Finsterniß. Gott ist das Licht, die Finsterniß das Wasser. Die Kräfte sondern sich. Das Licht strömt in die Finsterniß, aus der Form des Eies biegt es sich in Gestalt einer Schlange in die Finsterniß. Beide Elemente sind identisch, aber dem Wasser wird ein schwächerer Grad zugeschrieben. Das Licht ist ein Symbol des Mannes, die Finsterniß des Weibes. Der Mensch ist die Krone des Weltalls. Christus hat die Versöhnung mit Gott vollbracht. Aber es giebt „concentrische", auf ein Zusammenwirken gerichtete „Hauptnaturen," „Stützpunkte" des Lichts, welche die Rettung der Welt vollbringen. Damit das geistige Wesen des Menschen nicht in das All verfließe, bedarf es einer „Stützung", wodurch der Mensch seine „Individualität" erkennt. Diese Hauptnaturen sind erkoren, den Andern ihre Stellung zum Gottesreiche zu ertheilen. Die „Auserwählten" sind es, welche die Andern leiten, erleuchten, fördern. Der Wille des Menschen ist frei. Er soll zur „Vollseligkeit" gelangen.

Die Menschen sind berufen, den Urwesen in derselben Weise, wie sie, entgegenzukommen in geschlechtlicher Funktion, damit überall die Einheit der Gegenseite durch Wechselwirkung gewonnen werde. Der Mann theilt in dem sexualen Prozeß den Lichtgeist mit, welchen das Weib als der Wassergeist von ihm in sich aufnimmt. Wie aber dieser ganze geschlechtliche Verlauf in dem Dualismus, in der Gegenseitigkeit der Urwesen sein Vorbild hat, so wird die „gerechte, Gott wohlgefällige Zeugung" ebenfalls im Lichte vor sich gehen müssen. Es wird die Forderung „einer sanften, harmonischen Wechselwirkung" aufgestellt, wie denn auch die häufig erwähnten Ueberstrahlungen darauf eine symbolisch-prägnante Beziehung zu haben scheinen. Die lauterste Keuschheit aber soll durch alles das erreicht werden.

Die Folgen dieser fanatischen Schwärmereien sind bekannt. Ebel, der als Kanzelredner einen großen Einfluß hatte, bildete eine Gemeinde, und

Königsberg erlebte eine Art nordischen St. Simonismus, der in seinem Pater Enfantin weder die Combinationsgabe noch den Geist verleugnete, der aber so bedenkliche Principien enthielt, daß die Möglichkeit vorhanden war, nicht bloß das freie Weib zu suchen, sondern innerhalb seiner Sitzungen das Weib frei zu stellen, es zu prostituiren.

An der Königsberger Universität dagegen zeigte sich in jener Zeit der Herbart'schen Wirksamkeit und des Auftauchens der theoretischen Mystik eine Periode des Studentenlebens, die sich durch natürliche Kraft, durch äußerlich zwar forcirtes, in sich aber doch gesundes, Freiheit athmendes Burschenwesen zu erkennen gab. Eine etwas ungeschlachte, wild um sich tobende Losgelassenheit, die indessen nicht selten durch Witz und wirkliche Erfindungsgabe eine gewisse Genialität zu offenbaren fähig war, machte den deutschen Jüngling mit dem langen Haar und dem weißen Hemdkragen ordentlich zu einer wohlthätig contrastirenden Gestalt zu jenen krankhaft abgebleichten, den freien Verkehr mit Andern absichtlich fliehenden Pietisten. Der Universität fehlte es nicht an gesunden Elementen. Wir sehen neben Herbart Männer wie Vater, Gotthold, Delbrück, Dinter. In Dinters Schulreden leben Herder'scher Geist und Herder'sche Poesie des Ausdrucks. Er war ein stets spendender Vater der Armen, der Studenten und aller derer, die sich an ihn anschlossen. Man mußte Dintern sehn, wie er salopp und wohlgemuth über Land zog, mit abgetragenem Hut und Rock, mit herunterhängenden Stiefel-Schechten, immer aber jenen großen Alten ähnlich, die außer ihrem zerlumpten Philosophenmantel nichts weiter hatten, als viel Weisheit, viel Liebe zu den Menschen, und die göttliche Kunst des Dialogs, um ihre Weisheit und Liebe an den Tag, an die Menschen zu bringen. Dinter gehörte zu den herrlichen Naturen, bei denen Arbeit und Seligkeit in der Arbeit so alles einnehmen, daß die Unterschiede der Zeit für sie eigentlich ganz aufgehört haben.

Von den Professoren der Universität nennen wir noch: Bessel, Bär, Hagen, Meier, Neumann, Moser, Dulk, Lobeck, Graff, Bohlen, Voigt, Drumann, Schubert, Dirksen, Burdach, Sachs, Olshausen, und zu ihnen haben sich in neuester Zeit: Rosenkranz, Jacobi, Lehnerdt, Lehrs, Lengerke u. A. gesellt.

Mit Rosenkranz ist das Element der Hegel'schen Philosophie, nachdem Lehnerdt und Sietze ihm vorgearbeitet, entschieden zur Herrschaft gelangt. Rosenkranz hat sich durch seine Vorlesungen an der Universität, sowie in höheren Gesellschaftskreisen, und seine Vorträge in der deutschen Gesellschaft eine bedeutende Popularität erworben, die in jüngster Zeit durch sein Anschließen an die patriotischen Interessen noch mehr gesteigert worden ist. Die Aufsätze, welche in den Studien und Kritiken enthalten sind, und in sehr ansprechender Form Gegenstände der Politik, der socialen Interessen, der Kunst und Literatur behandeln, sind sämmtlich in Königsberg entstanden, und erinnern wesentlich an die schönen populären Aufsätze Kants und seine Wirksamkeit für die Berliner Monatsschrift. In dieser Beziehung mögen wir es wohl billigen, wenn Jung eine neue Epoche für Königsberg von Rosenkranz' Wirken datirt, obwohl sonst Rosenkranz eben nicht als wesentlicher Repräsentant der Hegel'schen Philosophie gelten kann noch gelten will, da es ihm hierzu an speculativer Tiefe fehlt. Alexander Jung selbst scheint sich durch Rosenkranz wesentlich für die Hegel'sche Philosophie herangebildet zu haben, und wir haben uns der Schärfe gefreut, die wir jetzt in seinem Urtheil finden, während er sonst sich mehr in enthusiastisch-genialisirender Weise erging, die sich nicht selten verhaute. Jung spricht zuletzt den Wunsch aus, daß sich für Königsberg eine literarische Concentrirung bilden möge. Es ist in der Journalistik gar nicht vertreten. Jung sollte selbst eine Zeitschrift herausgeben, und darin nachholen, was wir an seinem Buche jetzt noch vermißt haben, zunächst

das Eingehn auf die ältere politische und sehr interessante Geschichte Königsbergs, und eine Schilderung der jetzt in Königsberg dominirenden Persönlichkeiten, wie des Oberpräsidenten v. Schön, und seiner weitreichenden Wirksamkeit. Aus der Geschichte Königsbergs tritt vorzüglich ein wichtiger Punkt hervor: der Kampf der Stände gegen den großen Churfürsten. Jungs Vorliebe für seine Provincialinteressen, sein Verweilen bei Unbedeutendem und Hervorheben minder wichtiger Erscheinungen, wie Lewalds, wollen wir nicht weiter rügen, vielmehr sie ihm seiner übrigen Verdienste wegen gern zu Gute halten.

E. M.

Die Cameradschaften in Blois.

Von George Sand.

(Schluß.)

Bruder, sagte ihm dieser edle junge Mann, sei nicht niedergeschlagen, nicht traurig, ich bitte Dich. Was der Dignitaire Dir so eben gesagt hat, ist wahr, Deine Worte haben in allen Dir befreundeten Herzen einen Wiederhall gefunden.

Ich bin nicht niedergeschlagen, antwortete der Ami-du-trait, und Dein Mitgefühl würde allein hinreichen, mich für den Zorn der Andern zu entschädigen.

Während Du redetest, sagte der Corinthier, habe ich immer an Christus denken müssen, ich habe mir vorgestellt, wie auch er in die Hütten trat, lehrte und verkannt wurde. Wenn er jetzt unter uns träte, und vor diesem Hause vorbeiginge, was würde er thun? Er würde die Savinienne in Trauer sehn, ihr liebes Antlitz und ihre beiden schönen Kinder, und würde sie segnen. Dann würde die Savinienne ihn bitten, einzutreten; sie würde seine staubigen, heißen Füße waschen, ihre Kleinen in die Falten seines Kleides verbergen, und hingehn, reines Quellwasser zu holen, um den Durst des Herrn zu löschen. Und unterdeß würde der Sohn des Zimmermanns die Kleinen fragen, von ihnen hören, was es drinnen in der Scheune giebt, Leute, die sprechen und sich streiten. Dann würde der Gottmensch das Herz seiner Brüder, seiner Söhne, der armen Arbeiter, erforschen wollen. Er würde in die Scheune treten, und es nicht verschmähn, sich mit uns auf die Strohbündel zu setzen, er, der selbst auf dem Stroh eines Stalles zur Welt kam, und dann würde er zuhören. So träumte ich, und sah Jesus herrliche Gestalt, sah, wie er hörte und lächelte, und seine schönen Augen auf Dich mit einem Ausdruck der Sanftmuth und Zärtlichkeit heftete. Und als Du aufhörtest zu sprechen, da sah ich, wie er Dir nahte, sich über Dich neigte, die Hände auf Dein Haupt legte, und sprach, was er zu den ärmern Männern des Volkes sagte, wenn er sie zu seinen Jüngern erkor: „Geh mit mir. Verlaß Deine Netze und folge mir nach. Ich will Dich lehren, ein Fischer der Menschen zu werden!" Und es war mir, als leuchtete von Christus Stirn ein mächtiger Lichtstrahl, und hüllte Dich in seinen Glanz. Da sagte ich zu mir selbst: Pierre ist ein Apostel, wie hab ich das nicht gewußt? Er spricht prophetisch; wie hab ich das nicht verstanden? Und ich auch erhob mich da voll Eifer, der mich entflammte. Ich wollte rufen: O Christus nimm mich mit, gleich meinem Bruder; ich bin nicht werth, Eure Schuh-Bänder aufzulösen, aber ich will hören und die Brosamen sammeln, die von Eurem Tische fallen.

Da standen die Compagnons wider Dich auf, sprachen gegen Dich, beleidigten Dich. Meine Vision erlosch, aber ein Zittern ergriff mich am ganzen Körper, ich konnte mich kaum halten; mir war das Weinen so nahe, wie in jener Zeit, als die Savinienne, diese fromme Frau, die Gott so sehr liebt, ohne daß sie die Priester braucht, mir mit ihrer sanften Stimme die heilige Schrift aus einer alten 300 jährigen Familienbibel vorlas. Ich kann niemals über Jesus spotten. Mag er ein

Gott sein oder nicht, mag er gestorben und auferstanden sein oder nicht, das kümmert mich nicht. Ebenso wenig kümmern mich die, welche sagen, daß er niemals gelebt hat. Ich sage, daß es unmöglich ist, daß er nicht gelebt hat, ich bin dessen gewisser als je, seit ich erfaßt, was Du denkest und die Andern lehren willst. Warum solltest Du der erste Handwerker sein, der so schöne Ideen hegt? Ich weiß nicht, warum ich sie nicht früher schon gehabt, und sage nur, daß du sie nicht haben würdest, wenn nicht Menschen oder Götter wie Jesus sie in der Welt verbreitet hätten.

Darum will ich nur auf Dich hören, mit Dir handeln, denken, arbeiten, selbst nur lieben, wenn Du sagst: das ist gut und recht. Und nie will ich Dich verlassen. Von der Concurrenz will ich nichts mehr wissen. Wir haben andre Dinge zu thun, wir wollen arbeiten, ohne den Andern zu schaden, ohne sie zu kränken, mit ihnen darüber zu streiten, was ihnen so gut als uns gehört.

Die Savinienne wurde besorgt, als sie Pierre und Amaury aus der Versammlung gehn und in dem Garten so lebhaft sprechen sah, und folgte ihnen. Allmälig näherte sie sich ihnen, und auf die Lehne einer Bank gestützt, hörte sie zu. Pierre sah sie wohl, aber er war entzückt, daß sie die begeisterte Rede des Corinthiers hörte. Als dieser schwieg, sagte ihm die Savinienne mit einem Seufzer: Ich wollte, daß Savinien noch lebte, um Euch zu hören, aber ich hoffe, daß er im Himmel Euch sehe und segne. Corinthier... Ihr habt ein Herz und einen Geist, wie ich es nie gekannt, außer bei meinem armen Savinien; aber ihm blieb noch viel zu lernen, und wie man sagt, geht die Wahrheit aus dem Mund der Kinder.

Pierre lächelte vor Freuden, als er sah, daß die Savinienne den Corinthier verstand. Er sah das Erröthen und die Begeisterung seines Freundes, als die Mutter ihm die Hand reichte und sagte: Auf Leben und Tod wollen wir uns achten, mein Sohn Amaury.

Und Freundschaft üben? rief der Jüngling dreist und verwirrt zugleich. Freundschaft ist eine Sache, die zwischen Männern waltet, anders ist die zwischen Männern und Frauen, erwiederte sie unbefangen. Ihr habt die meine, als wären wir beide Männer oder beide Frauen.

Amaury entgegnete nichts. Das schwarze Kleid der Wittwe gebot ihm Stillschweigen. Sie ging fort, und Pierre sah seinen Freund an, der ihr mit den Augen folgte. Und nun, Bruder, sagte er, willst Du noch fort? Bist Du nicht durch eine schönere und ernstere Sache, als den Ruhm, gehalten?

Ich möchte sie morgen heirathen, rief der Corinthier, aber dennoch will ich reisen. Denn es gilt Deine Ehre. Und dann: wo will ich Kraft hernehmen, nicht zu sagen, was ich denke, und das darf eine Frau in Trauer nicht hören. Ich würde mir selbst und Savinien's Gedächtniß untreu werden, ich würde die Achtung der Savinienne verlieren, ohne daß ich dafür könnte. Nein, Pierre, laß mich reisen!

Pierre fühlte, daß der Freund Recht hatte. Wohl! sagte er, ich stimme ein, aber ich zweifle, daß es die Verbindung thut. Du vergißt, daß man Dich für die Concurrenz braucht, und Dich nicht wird so ziehen lassen. Wie wir auch jetzt über unser Verhältniß zu dem Devoir denken, Deine Gegenwart ist nothwendig, denn man hat Dich berufen.

Pierre, Pierre, rief der Corinthier betrübt, hast Du vergessen, was Du mir gestern sagtest? Hast Du mich nicht von einem Bund abgebracht, der uns den Launen und Vorurtheilen unwissender und interessirter Menschen unterwirft. Wir sind ihnen Hülfe schuldig, wenn sie im Unglück oder in Gefahr sind, denn sie sind unsre Brüder. Aber wenn sie trunken sind von Stolz und Rachsucht, sind wir ihnen blinde Unterwerfung schuldig? Nein! Für mich ist dieser Traum erloschen, und vorhin, als ich sah, wie sie sich gegen Dich kehrten, fand ich sie so schuldig, daß die Bande der geschwornen Liebe wider Willen in meinem Herzen

zerbrachen. Ich will sie fragen, ob sie mich ziehen lassen, ich will ihnen sagen, daß sie nicht auf mich bei der Concurrenz rechnen, und schlagen sie's ab, so trete ich aus der Verbindung, und bin frei.

Dazu hast Du nicht das Recht vor Gott. Verirrt oder schuldig, sie sind Deine Brüder. Ihre Lage ist ängstlich und gefährlich. Wir sind nicht zahlreich hier, unsre Feinde sind stärker und wilder.

Wenn sie darauf beharren, uns gewaltsam aus Blois zu vertreiben, so möchte es allerdings besser sein, es zur Probe der Concurrenz, als zu der der Fäuste kommen zu lassen. Gedulden wir uns. Ich kann noch warten. Wenn es sich auf diese oder jene Weise um meine Ehre handelt, so will ich lieber meine Interessen denen Andrer opfern, und wenn mein Vater mich verdammt, so wird mein Gewissen mich freisprechen.

Der Kampf mit den Devorants.

Als die Sitzung beendet war, setzten die Gavots sich zu Tische. Die Concurrenz war beschlossen, und der Corinthier unter der Zahl der erwählten Concurrenten. Diese Nachricht erregte in ihm eine Bewegung, bei der die Freude doch überwog. Wie aufrichtig auch seine Hingebung für Pierre Huguenin, sowie sein tugendhafter Beschluß in Bezug auf die Savinienne waren, sein junges Herz bebte doch wider Willen bei dem freudigen Gedanken, daß er mehrere Monate bei der Geliebten zubringen dürfe, und daß der Wille des Schicksals ihn davon freispreche, was unter andern Umständen Unrecht gewesen wäre. Der Corinthier hatte schon öfter den Reiz des Ehrgeizes empfunden. Er hatte zuviel Talent, um nicht für den Ruhm empfänglich zu sein; und wenn er, in einer Regung edler Begeisterung, auf die evangelischen Ideen kam, die er von der frommen Savinienne in sich aufgenommen hatte, so übte doch die Verführung der Kunst und des Ruhms ihr natürliches Recht auf diesen künstlerisch-einfachen, aufrichtigen, aber doch glühend strebenden und bewegten Geist aus. Er bemühte sich, die Nachsicht seiner Erwählung so kaltblütig als möglich aufzunehmen. Aber er vermochte es nicht; die gemeinsame Lust der Cameraden ging auch auf ihn über, und färbte seine Wangen. Der Anblick der Savinienne erfüllte sein Herz mit Hoffnungen, voll Ruhm und Glück. Er mischte sich nicht in die lustigen Reden, die bei Tisch geführt wurden, aber seine Züge hatten einen Ausdruck ernster, inniger Freude, der Pierre nicht entging. Von Zeit zu Zeit schien der Blick des liebenswürdigen Corinthiers seinen strengen Freund um Verzeihung zu bitten, dann richteten sich seine Augen wieder der Savinienne zu, und eine Wolke leidenschaftlicher Begier trübte sie wieder. „Nimm Dich in Acht, lieber Junge, sagte Pierre zu ihm, als der Lärm der Gäste ihre Rede verdeckte. Vergiß nicht, daß Du vorhin abreisen wolltest, um der Gefahr zu entgehen. Nun, wo Du ihr entgegentreten mußt, sei nicht zu verwegen.

Siehst Du nicht, daß meine Hand zittert, wenn sie das Glas erhebt? erwiederte der Corinthier. Ach ich bin mehr zu beklagen, als zu schelten. Ich fühle, daß mein Geschick mächtiger ist, als ich, und bitte Gott, daß er mir nur ein wenig Kraft gebe, es zu tragen.

In diesem Augenblick kamen mehrere junge Leute der Verbindung von einem Gange zurück, den sie, als die Sitzung aus war, nach der Stadt hatten machen müssen. Sie erzählten, daß sie in ein großes Gelag alter, lumpiger Zimmerleute in einer Kneipe gesehen hätten. Während sie vorbeigegangen, hätten sie hineingeschaut, und gesehen, daß alte Soldaten bei ihnen am Tisch gewesen wären. Darauf hätten sie auch das Kampflied der Devorants gehört:

Erbärmlicher Gavot!
Ha, ich verachte Dich,
Kein Mitleid mehr für Dich!

Darauf war ein junger Gavot wüthend nach der Schwelle des Wirthshauses gerannt, und hatte mit weißer Kreide an die Thür geschrieben: „Feige, Feige!“

Diese That einer unsinnigen Bravour wurde indessen nicht sogleich von den Anwesenden bemerkt. Die Gäste waren zu sehr von den Freuden der Tafel eingenommen, und die, welche sie bedienten, hatten zu viel zu thun, um auf das zu merken, was unter ihren Augen vorging. Die andern Gavots achteten es nicht, daß die verwegene Inschrift die Blicke auf sich zog, und gaben sich nicht die Mühe, sie auszulöschen. Als sie sahen, daß der Marseiller „le **Résolu**" (so hieß der Verwegene) sich wie ein Märtyrer der ersten Jahrhunderte in die Löwengrube stürzen wollte, entrissen sie ihn einem gewissen Tode, indem sie sich auf ihn warfen, und mit Gewalt wegzogen. Dies erzählten sie, und lobten seinen Muth, tadelten aber auch seine Unvorsichtigkeit. Der Dignitaire gesellte sich zu ihnen, und tadelte ihn ebenfalls, daß er nicht eine Regung des Zorns unterdrückt hätte, welche der Verbindung neues Unheil zuziehen könnte.

Gebe der Himmel, sagte er, daß nicht Blut fließen muß, um auszulöschen, was Ihr geschrieben habt.

Als die Mahlzeit zu Ende ging, sprach man von dem Concurrenzstück. Es sollte das Modell einer Kanzel sein, welche alle Eigenschaften der Wissenschaft und alle Schönheiten der Kunst in sich enthalten sollte. Indem Pierre sich der angenommenen Entscheidung unterwarf, gab er seine Meinung ohne Murren und Rückhalt ab. Jeder Zwiespalt zwischen ihm und den Cameraden war vergessen. Die Ehrgeizigen, die ihn gefürchtet, hatten nun von seiner Opposition nichts mehr zu befahren, und hörten ihn gern; denn er sprach über seine Kunst mit einer unabweisbaren Ueberlegenheit. Schon gaben die Gavots sich den schönsten Träumen hin, man hielt den Sieg schon in der Hand, und die herrliche Kanzel erhob sich in der erregten Einbildungskraft schon als großartiges ewiges Monument ihres Ruhms. — Da wurde plötzlich heftig an die Thür des Wirthshauses gepocht. — Wer kann sich so brutal ankündigen? sagte der Dignitaire, indem er sich erhob. Das kann keiner unsrer Brüder sein.

Laßt uns aufmachen, erwiederten die Compagnons, laßt uns sehn, wer hier eintreten will, ohne uns zu grüßen.

Macht nicht auf! rief die Magd, welche unterdeß aus dem Fenster der obern Etage gesehen hatte, es sind keine von unsern Freunden. Sie haben Waffen. Sie kommen mit schlechten Absichten.

Es sind die Zimmrer des père Soubise, sagte ein Camerad, der durch das Schlüsselloch gesehen hatte, macht auf! Es ist eine Deputation, die mit uns unterhandeln will.

Nein, nein! rief die kleine Manette, ganz außer sich; es sind häßliche Männer mit Schnurrbärten, es sind Räuber.

Und eilig flog sie in die Arme ihrer Mutter, die erblaßte, und instinktmäßig sich hinter den Stuhl des Corinthiers preßte.

Wohl, macht auf, riefen die Cameraden; wenn es Feinde sind, werden sie sehen, mit wem sie reden. — Noch einen Augenblick, sagte der Dignitaire, holen wir erst unsere Stöcke, um sie zu empfangen, man weiß nicht, was geschieht.

Die Schläge an der Thür hörten auf, aber drohende Stimmen ließen sich hören. Sie sangen eine Strophe des wilden Liedes aus dem 16. Jahrhundert:

Die schändlichen Gavots,
Sie soll'n zur Hölle fahren
Und mit den Teufeln braten
Im Pech- und Schwefelpfuhl!

Die Compagnons hatten sich stürmisch erhoben. Einige stürzten zur Thür, diese zu vertheidigen, als man aufs neue versuchte, sie einzustoßen; während die Andern die Waffen zusammensuchten. Aber bevor man Zeit gewonnen, die Feinde zu erkennen, wurde ein Fenster zerbrochen, die Thür flog mit Gekrach auf, und die Devorants stürzten sich mit abscheulichem Geschrei ins Zimmer. Nun folgte eine Scene voll Wuth und Verwirrung, die unbeschreiblich ist. Jeder ergriff, was ihm zur Hand lag.

Den fürchterlichen, eisenbeschlagenen Stöcken der Devorants und den Säbeln der Garnisonsoldaten, von denen mehrere sich durch die Orgie hatten verleiten lassen, mit jenen zu ziehen, begegneten die Gavots mit Flaschenstummeln, welche sie den Angreifenden ins Gesicht schlugen, mit Tischen, welche sie ihnen entgegenhielten, mit Bratspießen, die sie als Lanzen gebrauchten, und mit dem einer der Kräftigsten seinen Gegner an die Wand nagelte. Ihre Vertheidigung war berechtigt, und daher hartnäckig und mörderisch. Pierre hatte sich gleich anfangs unter die Streitenden geworfen, er hoffte seine Stimme erheben und das Blutbad verhindern zu können. Aber er wurde heftig zurückgeschleudert, und mußte bald daran denken, sein Leben sowie das seiner Brüder zu vertheidigen. Die Savinienne schwang sich nach der Treppe ihres Zimmers, und machte sich, ihre beiden Kinder auf dem Arm, mit der Kraft und Schnelligkeit einer Löwin Platz; dann zeigte sie ihnen den Ausgang, durch den sie nach der Scheune entkommen konnten.

Darauf kam sie voll Unwillen, Muth und Verzweiflung zurück, und stieg die Treppe wieder hinab, um sich in das Kampfgewühl zu werfen, denn sie glaubte, daß der Anblick einer Frau die Wuth der Stürmenden entwaffnen würde. Aber sie sahen schon nicht mehr, und schlugen hin, wo's traf. Die Savinienne traf ein Schlag, der ihr nicht bestimmt war, und sie fiel blutend in die Arme des Corinthiers. Bis dahin hatte dieser, verwirrt, sich nur läßig geschlagen. Er nahm zum ersten mal an diesen gräßlichen Kämpfen Theil, und ihn überfiel dabei ein solcher Abscheu, daß er sich lieber hätte tödten lassen, als daß er zum Angriff geschritten wäre. Als er aber die Savinienne verwundet sah, erfaßte ihn grimme Wuth: wie an Tasso's Rinaldo sah man es jetzt auch an ihm, daß er die Schönheit eines Jünglings, aber auch die Kraft und Unerschrockenheit eines Helden besaß. Der Wüthende, der die wenigen Tropfen des kostbaren Blutes der Savinienne vergossen hatte, bezahlte es theuer mit dem seinigen. Er stürzte mit zerschmettertem Schädel nieder, um nie wieder aufzustehen.

Diese furchtbare That der Rache kehrte alle Kräfte der Devorants gegen den Corinthier. Bis dahin schien es eher, daß man seine Jugend bejammerte oder verachtete, und daß man ihn schonen wollte; als man aber sah, wie er sich mit flammenden Augen und blutigen Armen erhob, und zwischen die Savinienne und den zu seinen Füßen gestürzten Leichnam trat, da ertönte ein allgemeines Hurrah, und zwanzig Arme erhoben sich, ihn niederzuschlagen.

Pierre hatte nur noch Zeit, sich vor ihn zu stellen, um ihn mit seinem Leibe zu decken. Er erhielt mehrere Wunden, und beide wären gewiß der Mehrzahl erlegen, wenn nicht die Wache, welche der Lärm herbeizog, ins Haus getreten wäre, und die Kämpfenden mühsam getrennt hätte.

Pierre behielt trotz seines Blutverlustes seine ganze Kraft und Geistesgegenwart. Er trug die Savinienne auf ihr Zimmer, legte sie auf ihr Bett, und zwang den Corinthier, der ihm gefolgt war, nach der Scheune zu flüchten, um sich der Verhaftung zu entziehen, die man bei Andern bereits vornahm. Er verbarg ihn ins Stroh, führte die vor Schreck bebenden Kinder zu ihrer Mutter, und stieg dann schnell wieder in den Saal hinab, um noch einigen Cameraden seines devoir zur Flucht zu verhelfen. Die heftigsten Kämpfer hatte man ergriffen, und führte sie ins Gefängniß. Andre hatten sich zeitig gerettet, ihre Feinde der Wache als Beute lassend. Pierre hatte anfangs die Absicht, sich selbst dem Gericht zu überliefern, um lautes Zeugniß abzulegen für seine und seiner Cameraden Unschuld. Aber als er das Haus voll Soldaten, Todter und Verwundeter sah, dachte er an die verlassene Lage, in der sich die Savinienne bei diesem häßlichen Vorfall befinden würde, und hielt sich verborgen, bis die Wache mit den Todten und Verwundeten der beiden Parteien abgezogen war, um die Einen ins Hospital, die Andern ins Gefängniß zu schleppen. Sodann ließ er von der

Magd so schnell als möglich das Blut wegwaschen, womit der Fußboden überschwemmt war, und er selbst lief zu einem Arzt für die Savinienne, aber seine Mühe war vergeblich. Es waren so viel Verwundete, die Hülfe brauchten, daß kein Arzt aufzutreiben war. Er kam ganz zerstört wieder, aber er fand die Savinienne schon aufrecht, wie die starke Frau in der Bibel. Sie hatte selbst ihre Wunde besorgt, die glücklicherweise nicht bedeutend war, und nur eine leichte Schramme auf ihrer großen weißen Stirn zurückließ. Sie hatte sich wieder gefaßt, ihre Kinder schlafen gelegt, und half nun der Magd das Haus in Ordnung bringen. Aber ihr Herz war noch von grausamen Qualen gefoltert, sie wußte nicht, was aus dem Corinthier geworden, und wer von ihren Freunden gefallen war. Sie dachte an die Ketten, mit denen die grausame Justiz sie vielleicht belasten würde; diese Sorge machte sie bleich wie der Tod, ihr Herz war zerrissen, ihre Hand zitterte, sie war bemüht, mitten in der Nacht die zerstreuten Trümmer ihrer verletzten Penaten, ihres verwüsteten Heerdes zu sammeln, ohne eine Thräne zu vergießen, ohne eine Klage ertönen zu lassen.

Als sie Pierre Huguenin zurückkehren sah, hatte sie nicht den Muth, ihn zu fragen, aber sie lächelte mit einem himmlischen Ausdruck der Freude, welcher das größte Unglück für den Gruß eines solchen Freundes als Tausch hinnimmt. Er nahm sie bei der Hand, und lief mit ihr nach der Scheune, wo er den Corinthier verborgen und eingeriegelt hatte. Dieser war, in seinem Versteck tausend Aengsten preisgegeben, erst entschlossen gewesen, um jeden Preis in das Haus zurückzukehren, um das Schicksal seiner Cameraden und vorzüglich der Savinienne zu erfahren. Aber die Anstrengung und die Ermüdung hatten ihm die Kraft benommen, die Thür einzustoßen, die Pierre, aus Vorsorge für seine Unvorsichtigkeit, hinter ihm verriegelt hatte. Er war so niedergebeugt, daß man ihn zu sich bringen mußte, damit er es sehn konnte, wie die Geliebte und der Freund außer Gefahr seien. Man untersuchte und verband seine Wunden, die ziemlich gefährlich waren. Man machte ihm mit Matratzen und Decken in der Eile ein Bett in der Scheune zurecht. Es war nöthig, ihn zu verbergen, denn er war bei dem Kampf am meisten betheiligt, und weder Pierre noch die Savinienne wollten der Unparteilichkeit der Justiz trauen, wenn es darauf ankam, die Herausgeforderten von den Angreifern zu unterscheiden.

Nachdem Pierre noch an alles gedacht und seine ganze Kraft erschöpft hatte, blieb er noch bei der Savinienne, um ihr zu helfen. Auch er war verwundet, geschwächt, und vor Allem voll Kummer in seinem Herzen. Was mußte er nicht leiden, er, der seinem ganzen Wesen nach immer zum Idealen strebte, und stets wieder in die niedrigste Realität zurückgeschleudert wurde. Als er allein war, wollte er verzweifeln, wenn er daran dachte, wie er diese Schläge hatte dulden müssen, die ihm in der Schlaflosigkeit und fieberhaften Aufregung gespenstisch entgegentraten, er rang die Hände voll furchtbaren Schmerzes, und wünschte zu sterben. Endlich kam ihm der Schlaf zu Hülfe, und er blieb den ganzen folgenden Tag bis zur Nacht in lethargischer Betäubung. Die Savinienne ruhte nur zwei oder drei Stunden. Sie theilte den Rest des Tages hindurch ihre Sorgfalt zwischen ihrer Tochter, welche der Schreck auch krank gemacht hatte, dem Corinthier und dem Ami-du-trait.

Der Dignitaire und die Cameraden, welche zu rechter Zeit den Kampfsplatz verlassen gewußt, kamen, sie zu sehen und zu beruhigen. Mehrere von den Verwundeten waren außer Gefahr, den Tod der Uebrigen verbarg man ihr, so gut es anging. Aber man fürchtete die Folgen gerichtlicher Nachsuchungen. Einen Cameraden, der wie Amaury einen Feind getödtet hatte, hatte man schon entfernt, und man rieth Pierre, ebenfalls mit dem Corinthier zu fliehn. Sobald dieser gehen konnte, in der folgenden Nacht, führte ihn Pierre zu der Hütte des alten Waldensers, der die nächste Her-

berge hatte, damit er dort die Post abwarten und nach Villepreux fahren könne. Der gute Alte verbarg ihn in seiner Kammer, und sorgte aufs Beste für ihn. Er verstand etwas von der Arzneiwissenschaft. Pierre beruhigte dies, und er kehrte nun nach Blois zurück, mit dem festen Entschluß, seine gefangenen Brüder nicht zu verlassen, für sie zu handeln und zu zeugen, und für ihre Rechtfertigung und Befreiung zu wirken.

Thier-Waldes-Nacht.

Von Scherenberg.

Falb bleicht es an dem abendlichen Himmel
Und leichter Purpur schwimmt dem Morgen zu.
Da pfeift's am muntern Spring,
Da flattert's zu dem Erlen-Ring
Hart über'm Thankraut hin, den Bach entlang:
Die Amsel ist's; — sie singt den Abendsang.
Und schweigend aus den stillen Lüften senkt der Aar
Sich auf den Hochwald nieder,
Ihm nach schlägt schreiend sich die Schaar
Vom Schwarzgefieder.
Die Amsel schweigt: —
Und quarrend und quitzend streicht
Die Schnepfe an der Tannenwipfel dunklen Saum;
Es klatscht der Ziegenmelker um den niedern Baum,
Das Volk der Hühner kirret sich,
Und traulich um den Menschen macht
Der Tagesschläfer seine Mückenjagd.
Noch streift ein Abendlicht;
Da guckt's zu Holz hinaus! —
Hupf, hupf! — Herr Lampe zieht zu Feld;
Die Löffel legt und spitzt er,
Vorwärts — zurück — die Fährte, die er that,
Und Hackenschlag — da sitzt er —
In der Saat.
Zickzack, Herr Reineke —
Schleicht nach — und äugt und windet,
Ob's wohl schon just? —
Und kickert auf — ist's nicht so just.
Ist's ihm, so hätt' er Lust,
Mit Lampen eins zu spielen;
Er schwindelt sich heran,
Doch Lampe kennt's Revier,
Spielt nicht, ergreift's Panier. —
Rückwärts, zur Röhre durch, vom saubern Haus,
Vom weichen Bett schiebt sich Herr Grimbart 'naus,
Lichtscheu, schlafdruselnd noch der ew'ge Schläfer,
Macht Kehrt, und wühlet schmatzend in die Käfer.
Und — tief im Kessel bricht es los!
Es schnaubt der Keuler durch die Forsten,
Der Hauer blitzt, und dampfend stehen seine Borsten.
Auf grunzt die list'ge Bache, wind't an's Gebräch,
Nach quiekt die Frischlings-Rotte der wilden Mutter Weg,
Doch pfeifend an ihr hin, die Lust schier Wildbahn ist,
Ein Spießer zu dem Wechsel schießt.
Es stirbt der letzte Schein,
Der Tag schläft ein,
Die Nacht erwacht.
In ungewissen grauen Massen dämmert's an,
Vom Anstand zieht der Jägersmann,
Geht aus dem Forst. —
Und hoch herein
Fällt Mondenschein
In Adlers Traum auf Eichenhorst,
Und wecket bleich
Raubzeug.
Da schüchtert's aus der Eiche Hohl-Gestamm,
Da schauert's aus dem düstern Tann:
Waldauge glüht, Nachtmutter-Licht — Uhu.
Und um ihn glüht und hakt das ganze Eulenhaus
Aus Nacht in Nacht hinaus,
Ob's sicher? — Und sicher ist's — Huhuh!
Und was da zieht, was keucht, was fleugt,

Was bricht und streicht, was fällt und steigt,
Guckt gluh.
Und schneidend geht es durch den Wald:
Komm mit!
Und auf! Aus Horst, und Nest, und Kluft,
Aus Riß, und Nacht und Luft,
Kommt's mit.
Es schlägt sich aus dem Horst die Alte;
Der Kauz, der Schuffuth aus der Felsen-Spalte;
Der Marder klemmt sich aus dem hohen Rist,
Gleißt hin am Schaft — husch weg!
Tief wurzelwärts spielt Winsel und Iltis
Diesspiel mit dem Geheck.
Rusch, rusch! der Igel seinen Fraß erwischt,
Indessen schrillend Nattern-Gift durch's Dürrlaub zischt.
Die Lauscher aufgespitzt, gekrallt am Lauerzweig,
Duckt sich der Luchs ins Decklaub 'nein,
Doch funkend, wie ein Stahl auf Stein,
Sticht durch das Blatt sein Lichterzeug.
Spring-schleichend glüstert sich die Katze zu dem Vogelnest,
Schau'rt streckend sich und zweifelsscheu
Am Birkgeflügel weg, und schnell am starken Auerhahn vorbei,
Der schlafgeplustert fest
Und still auf seinem Zacken
Im Hochgezweige steht,
Derweil mit vollen Backen
Zu Loch der Hamster geht.
Geschüchtert von dem Katzenschlich
Aus Schlaf in Schreck,
Wirft wie ein Fallblatt sich
Eichkätzchen weg,
Und, ob es fliegt von Baum zu Baum,
Entfliegt's dem Pfeil der Pfote kaum.
— — Und kreuzlahm, aus uraltem Windbruch vor,
Kernfauler Astung, ausgelodet im giftfeuchten Moor,
Von Stamm zu Stamm, durch's todte Holz,
Schleicht sich der — Wolf;
Den alten Grimm in dem Gescheide,
Und schlägt den Hungerzahn in das Geschlepp,
Wo ihm der Mensch den Anlock streute.
Tückt auf und windet,
Scheublut im Blick,
Schiebt sich zurück
Und windet wieder,
Die Lauscher auf und nieder,
Den Lauf zum Sprung gestemmt,
Die Ruthe eingeklemmt.
Er lauert. —
Es rührt sich was — ?
Der Habicht war's, der über'm Aas
Auf seinem Faulast kauert.
Und schräg ins Thal
Bricht Mondesstrahl
Und wecket mild
Das Edelwild.
Einsam, sich selbst genug,
Die Krone tragend hoch und hehr,
In eigner Kraft und Wehr,
Steigt schweigend auf vom Bett, und steht
In stiller Majestät
Der Hirsch.
Klar
Und feierlich,
Wie seine Königin am Himmelsbogen,
Aeugt er um sich,
Schüttelt das Haar,
Die starken Sehnen angezogen,
Und tritt
Mit einem Schritt
Vom Bett in seines Lagers Mitte,
Und schließt in gleicher Ruh
Mit diesem einen Tritte
Sein Lager zu,
Zieht stumm und groß
Im Wechsel — wandellos,
Durch seine stummen, großen Tannen
Von dannen
Zu Feld.

Und stille wie der Vater Held
Bricht auch des Wechsels alte Bahn
Sein Volk, das Wildprett an.
Voran — das alte Mutterthier,
Vorsichtig steckt's zuerst den Kopf waldaus.
Aeugt — windet rechts und links,
Ihm dünkt's, —
Und weiter rückt's hinaus
Ein Schritt — ein zweiter
Das Rudel nach — ein Schritt, ein zweiter — und so weiter
In Schritt und Tritt wie's alte Thier.
Je zwei und zwei, das Kälbchen, Schmalthier, Gabeler,
Der Spießer kecklich hinterher;
Sie spielen sorglos vor sich hin,
Denn ihre Sorge hat das alte Thier
Und ihre Sinne sind sein Sinn.
Es stutzt, sie stutzen alle,
Am Berge äugt's und windet 'nauf;
Sie äugen nach und winden auf;
Und was es thut, sie thun es wieder,
Ob's geht, ob's steht,
Es ist der Kopf, sie sind die Glieder,
Der Leib dem Geiste zugeboren,
Und wenn sein alter Kopf verloren geht,
Ist's ganze Rudel Köpfe mit verloren.
Fip, Fip! ruft's durch die Schonung hin,
Fip, Fip! ruft es zurück,
Und Kalb und Ricke finden sich
Am Aesung-Stück.
Indeß auf unverbrochner Bahn
Der Rehbock durch den Aufschlag bricht.
Im ungewissen Licht
Stutzt vor dem Glühstumpf er,
Unheimlich spricht
Das Ding ihn an, kennt's nicht,
Spitzt auf,
Klemmt Vorder- zu dem Hinterlauf, —
Und heller glitzt's,
Und schröckend flitzt
Er flüchtig über'n weiten Mondscheinplan,
Zum allvertrauten Sprung der Brüder an,
Die auf der Silberwiese sichern Gründen
Am Thaukraut ihre feuchte Aesung finden.
Und spät, aus Forstes dunklem Schlag,
Scheuschlau zieht's Damwild nach;
Possierlich springend bricht's zur Höhe an,
Es trockne Speise sucht,
Geäse auf die Saat, die Lichter auf die Flucht,
Gehöre scharf gespitzt,
Windet's hinab — hinan,
Ob's hier, ob's da wohl sitzt,
Ob es von dort wohl treffen kann. —
Kurz ist sein Aufenthalt,
Denn sicher nur ist ihm der Wald.
Und freudgesättigt zieht von Wies' und Saatgefild
Das Edelwild,
Im Schritt der Hirsch, im Sprung das Reh,
Zum waldumschauerten See,
Zum feuchten Bruch, zum stillen Weiher,
Wo flüsternd tausend Leben im Geröhrig spielen,
Des Tages heißen Durst zu kühlen.
Im Wasserspiegel steht der silberfarbne Reiher,
Und steht, und steht,
Bis ihm wie Nadeln zum Magnet,
Daß sie sein Schnabel kann erreichen,
Die lüstern Fischlein um die langen Stände streichen;
Indeß auf ihrem Weidenstumpfe, grün umschäumt,
Die Rüttelweih von todten Fischen träumt,
Und schlummernd, in den feuchten Häng-Gezweigen,
Im schwanken Bett, von leichter Abendfluth gewiegt,
Die Drossel-Schaar, die Tagesschreier endlich schweigen,
Derweil das Taucherchen vergnügt,
Der Wasserzwerg durch seine Silberwelle zieht,
Wie's Entenvolk in Mondnacht zieht,
Zu Moor und Pfuhl,
Wo in der Suhl
Sich Schwarzrock mit Familie wälzt.
Und unter geht der Mond; —
Es thront

Die jagdgerechte Königin nicht mehr,
Und Schwarznacht wird es rings umher;
Nur hie und da fahlt's noch vom großen Herde,
Vom öden Föhrenbrand
Zum Himmel auf
Flugsand,
Der Nachtwind rieselt kalt ihn an,
Verstiebt die warme Schweißes-Fährte
Des kranken Beutethiers, geschleppt vom Räuber-Zahn
Hin über'n weiten grauen Plan
Der bleichen Aschenerde.
Still würgt der Wolf am Stamm, zum Tode angeschalmt,
Es knackt nur, wenn er malmt.
Bau ein,
Von Busch zu Busch, schiebt sich der Fuchs hinein,
Spuk-gnurrend hackt die Katze über'm Nest,
Der Luchs krallt saugend an dem edlen Thiere fest,
Und wie's auch jagt, und wie es streift, es hilft ihm nicht, —
Stumm es zusammen bricht
Am stillen Moor.
Verschüchtert schießt
Die Otter in das nahe Rohr,
Wo brüllend ihren Fraß die Dommel spießt.
Indeß beim Haidebauer zum Hühnerstall hinaus,
Der Marder übersatt sich quetscht,
Vom dummen Köter angefletscht.
Der Iltis saugt noch in dem Taubenhaus.
Doch hoch sich schüchternd aus des Schornsteins rußgen Röhren
Zurück die Eulen kehren:
Aufschwirrend hacket flatternd sich
Schuffuth und Kauz in seine alten
Fels- und Hohlriß-Spalten,
Und schweren Schwungs zum Dunkelforst,
Zum höchsten Horst
Schlägt sich Nachtmutter heim.
Huhuh! zur Ruh!
Schauert's aus dem Hohlstamm und dem Felsgeklüfte,
Es geht der Abruf schneidend durch die Lüfte:
Komm mit!
Und seinen Raubfraß bringt das Raubzeug dem Geheck
Hoch oben, tief unten in dem Mord-Versteck; —
Und unwirsch von dem fernen Jägerhaus
Heult die Rüde in die Nacht hinaus. —

Erklärung
einiger vielleicht minder bekannten Ausdrücke.

Winden — auf Witterung spüren.
Gebräch — Maul beim Schwarzwild.
Geäse — Maul beim Rothwild.
Wechsel — Ort, wo das Thier regelmäßig zu Holz aus- oder ein zieht.
Geheck — jung geborne Raubthiere.
Natterngift — Natternzeug.
Ausgelodet — ausgewachsen.
Gescheide — Magen und Gedärme.
Geschlepp — Anlockungsbahn für Raubthiere durch ausgestreutes Gescheide.
Bett — Ruheplatz des Hirsches, neben dem Lager.
Zu Felde — Wald aus.
Zu Holz — Wald ein.
Spießer — Thier mit 1 Gehörn.
Gabeler — Thier mit 2 Gehörnen.
Schröcken (schrecken) — blökend entfliehen bei einem befremdlichen Gegenstande.
Ricke — Mutterreh.
Altes Thier — das Mutterthier, auch Kopf- oder Leitthier.
Wildprett — alles Roth- und Damwild außer dem Hirsche.
Sprung — Rudel.
Aufschlag — Aufwuchs junger Laubholzpflanzen.
Unverbrochen — die Fährte, die noch nicht durch Bruch-Zweige weidmännisch bezeichnet worden.
Stände — Beine.
Rüttelweihe — Fischhabicht.
Suhl (Suhlung) — Moraß, wo sich das Schwarz-Wild abkühlt.
Angeschalmt — zum Abhieb durch den Waldhammer angezeichnet.

Feuilleton.

Auch Gutzkow hat sich jetzt im Telegraphen über Kleins „Maria von Medici" ausgesprochen. Die Kritik ist von psychologischem Interesse. Gutzkow bemüht sich nach allen Kräften, dem alten Feinde gegenüber unpartheiisch zu erscheinen, es gelingt ihm auch zum Theil, aber nur zum Theil, und seine Kritik hat darüber einen eigenthümlich, fahrigen, unbestimmten Charakter gewonnen. Gutzkow will Klein im Allgemeinen kein wahres Talent für das Drama zugestehn, er sagt, die Charakteristik sei ganz ungenügend, das Ganze habe keine dramatische Einheit, der Aufriß eines Kunstgebäudes fehle gänzlich, und doch gesteht er Klein zu, „daß er das Leben und die Menschen beobachtet, daß seine Charakteristik nicht ohne psychologische Wahrheit sei," „daß die Scene mit Chataigneray mit scenischer Phantasie gedacht, die zwischen dem Könige und Luines neu und originell sei, und die zwischen Richelieu und den Prinzessinnen an das Effektvollste der französischen Neu-Romantiker erinnere." Gutzkow ist gar nicht zu der Ruhe gekommen, die wahre Bedeutung und den Plan des Stücks zu begreifen. Wahrhaft komisch ist es, wie er sich damit abquält, warum Klein den Concini nicht zum Liebhaber der Königin gemacht, und warum er nicht Eleonore Galigai in den Vordergrund habe treten lassen. Das hätte ja so schöne Bühnensituationen gegeben! Da Gutzkow solche Achtung vor Kleins „scharfem Verstande" hat, so hätte er sich auch diese Fragen sehr leicht beantworten können. Klein hat diese leichten und wohlfeilen Liebesinteressen bei Seite gelassen, weil er mehr als ein bloßes Bühnenstück, weil er ein politisches Drama schaffen wollte. Was Gutzkow verlangt, hat Alfred de Vigny bereits in seiner „Marechalle d'Ancre" ausgeführt, aber was ist herausgekommen? Eine bürgerliche Jeremiade im Hofcostüm ohne Saft und Kraft, darauf verweise ich Gutzkow. Den eigentlichen Kern der Tragödie hat Gutzkow gar nicht gefunden, dieser beruht in den Charakteren Luines' und Richelieus, und diese bilden auch die Helden der beiden noch folgenden Tragödien der Trilogie, welche zugleich das Schicksal der Maria von Medici abschließen. Was Klein darstellen wollte, die Unmoralität der Günstlingsherrschaft und der Weiberregierung, der wahren Idee des Staats gegenüber, habe ich in den Halleschen Jahrbüchern, hat Carriere in diesen Blättern weitläufig dargestellt, daran hätte sich Gutzkow halten können. Er hat aber offenbar nur ganz flüchtig, nur aus dem Interesse, ob Klein auch wohl Bühnentalent habe, und ein Rival werden könne, gelesen, denn sonst könnte er nicht ein so offenbares Falsum begehn, wie dies ist, indem er sagt: „das Ferment der Religion, das so bedeutend in den Jesuiten erscheint, fehlt gänzlich." Wo hat Gutzkow seine Augen gehabt? Luines ist ja der Schüler der Jesuiten, und der Repräsentant der Jesuitischen Politik, und in der Parlamentssitzung werden die Jesuiten in offenen Anklagezustand versetzt. Richelieu ist ferner zu Anfang der Repräsentant des päpstlichen Klerus. Da Gutzkow Kleins „gute Studien" rühmt, hätte er sich hier nicht verhauen sollen. Die politischen Reden, die ein so wichtiger, bedeutender Versuch sind, größere ideelle Massen zu bewältigen, nennt Gutzkow „langweilig", und begeht damit eine Sünde gegen die Poesie, wie gegen die Kritik. Ein Kritiker muß so viel Ernst haben, dem, was einer tieferen Wirkung zustrebt, auch wenn es noch in mangelhafter Form erscheint, nachzuforschen und nachzudenken. Gutzkow hätte zehnmal gescheidter gethan, wenn er statt all' dieser Mäkeleien sich ernsthaft auf die Frage eingelassen hätte, die ich in den Halleschen Jahrbüchern angeregt habe, wie weit nämlich der politische mit dem poetischen Stoffe sich zu einigen habe. Goethe und Schiller geben uns hierauf keine genügende Antwort, da sie nicht so weit wie Shakspeare gegangen sind, sondern das romantische Interesse zu sehr in den Vordergrund gestellt haben. Es handelt sich jetzt um die dramatische Gestaltung der politischen Ideen

unsrer Zeit in Shakspeares Sinn und Geist. Da Gutzkow jetzt selbst ein politisches Drama geschrieben hat, so hätte er hier vielleicht interessante Auskunft geben können. Auch Werder's Columbus wird hier bedeutend entscheiden. Im Savage hat sich Gutzkow nur durch den Reiz des Interessanten bestimmen lassen, wir wünschen auf's Beste, daß er diesen Weg im Patkul möge verlassen haben. Sobald mir das Stück bekannt sein wird, werde ich die Debatte über jene Frage, die durch Kleins Tragödie angeregt, aber noch nicht gelöst ist, wieder aufnehmen, und Gutzkows Befähigung hierzu beurtheilen. Möge Gutzkow versichert sein, daß ich daran nicht mit solchem Schwanken gehen werde, wie er an Kleins Tragödie, daß ich, obwohl ich in vielen Stücken sein Gegner bin, ihn so gerecht und unpartheiisch beurtheilen werde, wie es die wahre Kritik verlangt. Gutzkow fragt sich am Schluß seiner Kritik, ob nicht „Haß, gekränkte Eitelkeit, partheiische Mißgunst" ihn zu seinem Urtheil über Klein geführt. „Das wird es wohl sein!" fügt er selbst sehr naiv hinzu. Er wollte damit einen ironischen Schluß erzielen, aber die Ironie sieht aus wie Wahrheit, denn Gutzkow hätte nicht so inconsequent urtheilen können, wenn er gerecht und unbefangen geurtheilt hätte. Was Gutzkow gegen die wirklichen Mängel, gegen die zu complicirten und überschwänglichen Sprachformen vorbringt, unterschreibe auch ich vollkommen, denn auch ich habe schon Klein diesen Vorwurf gemacht, aber Gutzkow hätte auch die tieferen Intentionen des Dramas erkennen und anerkennen sollen. Gutzkow befindet sich, dies wollen wir ihm noch bemerken, Klein gegenüber in einer ganz falschen Stellung, er hat eine ganz unwahre Vorstellung von ihm. Was soll in aller Welt die sehr lebhaft an Menzel erinnernde Insinuation zu Anfang der Kritik wegen der „bis zum Priapischen sich steigernden Sinnlichkeit in Kleins Styl!" Gutzkow führt eine Stelle aus Kleins Kunstbericht an, welche die Venus von Jacob schildert. Hat denn Gutzkow gar nicht gefühlt, daß diese Stelle nur der charakteristische Reflex einer falschen Malerei ist, daß sich darin Ironie und selbst ein tiefer Unwille über den Mißbrauch der Sinnlichkeit zu nur äußeren Effekten ausspricht? Und wem insinuirt er dies? Dem Kunstkritiker, der in demselben Heft die meisterhafte Schilderung der Bilder von Paul de la Roche giebt, der überall der tiefsten, wahrsten und sittlichsten Auffassung der Dinge zustrebt! — Möge Gutzkow diesen Irrthum einsehn und bessern, dann bin ich überzeugt, daß sich ein natürlicheres und wahreres Verhältniß zwischen Klein und ihm herstellt. Gutzkow ist es jetzt darum zu thun, alle unnützen Feindschaften bei Seite zu werfen, und Frieden mit der Welt zu schließen. Gern biete auch ich ihm hierzu die Hand. Wir haben uns einst auf das Feindseligste gegenübergestanden, diese Zeiten mögen für immer dahin und vergessen sein. Wir haben große gemeinsame Interessen genug, daß wir unsrer Privatfeindschaft entsagen und dem allgemeinen Besten unsre Kräfte widmen können.

E. Meyen.

In dem Lektionskatalog der berliner Universität, sagt die Badische Zeitung, stößt man auf ein Kuriosum; der praktische Arzt, Professor Kranichfeld nämlich, wird seinen Verträgen eine von ihm verfaßte Schrift zum Grunde legen, die den Titel führt: „über den Unterschied des Geistigen in Wein und Branntwein." Ohne Zweifel geht die an sich löbliche Absicht dahin, Anhänger für den Mäßigkeitsverein zu gewinnen, und es möchte der Hörsaal einer Hochschule grade ein recht passender Ort für Mäßigkeitspredigten sein. Wir wünschen, daß H. Kranichfeld später nicht von sich sagen möge: ich bin die Stimme eines Predigers in der Wüste.

Gedruckt bei F. Rietack. Verlag von Carl J. Klemann.

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. Karl Riedel.

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend eine Lieferung zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an die Verlagshandlung von Carl J. Klemann, Burgstraße Nr. 8, zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden ebendaselbst angenommen. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 16. Berlin, den 24. April 1841.

Inhalt: Ein Brief aus London. — Ein Abentheuer in Holland; von Th. Mügge. — Zur Geschichte der ägyptischen Reisen; von Minutoli. — Theater. — Feuilleton. — Briefkasten.

Ein Brief aus London*).

Etwas Neues über London zu melden, möchte schwer halten; auch beschränkt sich mein Ehrgeiz auf einige Details, die ein Brief mit sich führen kann, und die vielleicht nicht ohne Interesse sind. Ein einfaches Faktum, das man selbst erlebt, eine Anekdote, die man gelegentlich sammelt, schildern oft die Sitten und Gewohnheit eines Volkes genauer, als ein gelehrtes Werk. Wenn man nicht alles zu sagen braucht, ist man im Stande gut zu wählen.

Als ich nach London kam (befürchten Sie keine Beschreibung) erzählte man sich in den Salons eine recht pikante Anekdote. Die Postverwaltuug hatte sich entschlossen, frankirte Briefcouverts im voraus zu verkaufen, eine sehr glückliche Erfindung, die ich auch Paris wünsche, und man nahm, um diese neuen Couverts besonders zu markiren, eine Vignette, deren Zeichnung eben nicht sehr geschmackvoll war. Dennoch war diese Vignette von einem berühmten Künstler gezeichnet. Jeder Künstler ist empfindlich gegen die Kritik. Dieser nun, der überall sein Werk verspotten hörte, konnte der Lust, sich zu rechtfertigen, nicht widerstehen, er entschloß sich daher, in den Zeitungen bekannt zu machen, daß seine Signatur, welche der Vignette beigefügt war, nur den Zweck hätte, den wahren Autor zu verbergen. Dieser Autor, fügte er hinzu, ist eine Dame bei Hofe, welche übrigens viel Talent zum Zeichnen besitzt, und die in dieser Sache von mir diesen Akt der Gefälligkeit erbeten hat. Dieser Brief führte die Meinung irre. Man fing an, der Dame nachzuforschen, der man die bekrittelte Vignette zuschreiben konnte, und in dieser Nachforschung kam man so gut an die Quelle, daß man nicht mehr höher steigen konnte. Die Folge war, daß man die Vignette durch eine andre ersetzen mußte, um die Kritik von einem Namen abzubringen, der Respekt einflößen sollte, denn die Constitution sagt nicht, daß hohe Personen „nichts Schlechtes machen könnten" in Bezug auf Zeichnungen. Ist dies Volk wirklich liberal und tolerant? Wir werden es gleich sehn. Es war Sonntag. Ich hatte um 8 Uhr die Messe gehört, und damit meine religiöse Pflicht erfüllt, nun glaubte ich, wie ich sonst Vormittags zu thun pflegte, meinen Gewohnheiten nachgehn zu können. Ich ging nach dem Caffee Verey, um zu frühstücken. Die Thür war geschlossen, ich klingelte, man öffnete mißtrauisch und heimlich. Was befehlen Sie, mein Herr? — Potztausend, ich will meinen Caffe haben! — Das geht nicht, mein Herr, es ist die Stunde der Predigt. — Meinethalben, für Euch, aber ich

*) Revue de Paris vom 4. April.

habe heut früh die Messe gehört, und werde doch nun wohl frühstücken können?— Mein Herr, Sie können frühstücken wo sie wollen, aber nicht bei mir. Erlauben Sie mir, die Thür zu schließen, denn wenn man sie offen sähe, so würde ich zu einer hohen Geldstrafe verurtheilt werden. — Und die Thür wurde wirklich zugemacht. —

Nun hat man eine Vorstellung von der englischen Toleranz, wenn man weiß, daß in der Stunde, wo der protestantische Pfarrer seine Predigt hält, alle Uebrigen, Katholiken, Griechen, Juden und Muselmänner gezwungen sind, für ihr Frühstück ruhig die Stunde abzuwarten, wo diese Predigt, die sie nichts angeht, zu Ende ist.

Ich ging auf der Straße umher, und als ich sah, daß alle Thüren hermetisch verschlossen waren, wurde ich sehr erbaut von dieser einigen Beobachtung der Heiligkeit des Sonntags, als ein Radikaler, den ich kannte, vorüberging.

Hören Sie, sagte er, das Schreien dieser Frau, die hier vorbeigeht.?—Ich höre es, verstehe es aber nicht.— Es ist eine Fischhändlerin. Aber Sie begreifen, daß am Sonntag zur Stunde der Predigt, Niemand öffnen wird, um Fische zu kaufen. — Warum schreit sie denn?

Weil wir sie dafür bezahlen. Die Beobachtung des Sonntags liegt in unsern Sitten, aber man hat einen legalen Zwang damit verbunden, den wir für sehr unconstitutionell erachten. Um die Frage vor's Parlament zu bringen, schicken wir einige Händler in die Straßen, damit die Polizei sie in einer ungesetzlichen Hantierung ertappe. Dann sollen sie Einspruch thun, und eine Petition machen, welche die Oppositon kräftig unterstützen wird. Das Ministerium aber, das seiner Sache nicht gewiß ist, und das die Frage, weil sie sich auf die Gesetzgebung bezieht, vermeiden will, läßt sie schreien, wie Sie sehn, und thut, als ob es nichts höre. Aber es muß sich einmal doch erklären, denn wenn es fortwährend den Tauben spielt, so passen wir den geistlichen Pairs auf, und ich, wie Sie mich hier sehn, bin der Mann dazu, an einem Sonntag dem Erzbischof von Canterbury eine Theerbutte oder einen Lachs anbieten zu lassen. Dann wollen wir sehn, ob nicht ein solcher Scandal eine politische Discussion hervorruft, die wir bezwecken.

Endlich um 2 Uhr Nachmittags, waren alle Predigten in der Stadt London beendigt, ich konnte frühstücken, ohne den Himmel und die anglikanische Kirche zu beleidigen. Als ich aus dem Cafehause trat, ging ich nach dem Regent-Park spazieren. Zu beiden Seiten der Hauptallee standen schön polirte Tische, und auf jedem redete ein Mensch voll Feuer einen Haufen Leute an, die sich um ihn versammelt hatten, ohne daß die große Menge der Spaziergänger sich darum bekümmerte. Was verkaufen diese Menschen? fragte ich meinen Gefährten. Diese Menschen verkaufen nichts, erwiederte er. Es sind religiöse Redner, die dazu da sind, die Sündigen zu bekehren, welche sie bis auf die Spaziergänge verfolgen. Treten Sie näher! Ich sah in der That dieses Schauspiel, das mir neu war. Einer dieser Prediger richtete von der Höhe seiner Bühne Fragen an die unten Stehenden, worauf einige aus der Menge antworteten. Von Zeit zu Zeit gerieth der Mann Gottes in einen fürchterlichen Zorn, und man antwortete ihm mit höhnischem Lachen; ein ander Mal wurden Witze losgelassen, und er griff sie so satyrisch auf, daß er die Lacher auf seine Seite brachte. Ich hörte in diesen Unterhaltungen von schlechtem Geschmack den Namen Jesus-Christ, die Citationen des Evangeliums, und ich gestehe, daß ich nicht wohl begreifen konnte, was diese religiöse Polemik unter freiem Himmel für Nutzen hervor zu bringen vermag.

Sie erinnern sich ohne Zweifel noch des Mordes, der an einem Pair von England von seinem Bedienten begangen wurde. Der Mörder, er hieß Courvoisier, sollte am nächsten Morgen gehängt werden. Die Hinrichtung zu sehn war ich nicht begierig, aber der Anblick einer bewegten Menge ist mir immer interessant. Diese war unerschütterlich.

Unter allen diesen Tausenden suchte ich umsonst nach einer Miene des Mitleids, nach einem Gesicht, das Erbarmen ausdrückte, nicht ein einziges konnte ich entdecken. Es war nicht Härte allein, es war Heftigkeit, Zorn, der sich in den Zügen dieser Menschen abmalte. Als Courvoisier erschien, begrüßte wüthendes Schreien, Heulen, Zischen den Unglücklichen, der nur noch drei Minuten zu leben hatte, und der nur da war, um zu sterben. Woher kam diese Wuth? Ist der öffentliche Haß immer so erbarmungslos? fragte ich Einige. „O, erwiederte man mir, dieser Mensch ist kein gewöhnlicher Mörder, sondern ein Bösewicht, der zehnmal schuldiger ist als die ordinären Verbrecher, er hat seinen Herrn ermordet! „Seinen Herrn!" das ist ein Wort, das Sie in Frankreich nicht recht verstehn, wo seit der Revolution eine brüderliche Gleichheit, moralisch und bürgerlich, die Unterschiede der Stände ausgeglichen hat. Ein Herr! Wissen Sie, was ein Herr in England ist, und können Sie sich's vorstellen, daß der Diener glaubte, er stamme von derselben Gattung, wie jener? Da irren Sie sehr! Zwischen diesem gepuderten, gewichsten Thier, das einen langen Stock in der Hand hält und sich mit so viel Stolz hinter einem Wagen brüstet und diesem gichtischen Greise, der darin sitzt, ist ein zehnmal größerer Unterschied, als zwischen diesem Kutscher und seinen Pferden. Ja, es giebt eher Gleichheit zwischen wilden Thieren und ihrem Menageriewärter, als zwischen diesem und dem Lord von Altengland; wer daran zweifelt, müßte nicht klug sein. Das Verbrechen Courvoisiers empörte die Menge, nicht wie Sie und mich; er hatte die mörderische Hand gegen den Halbgott erhoben, der sich einen Herrn nennt auf dem klassischen Boden der Freiheit.

Wer in Deutschland gewohnt hat, und aufmerksam dem Rechtstudium dieses gelehrten Landes gefolgt ist, weiß, mit welcher Aufrichtigkeit der gelehrte Deutsche dem Geiste nachforscht, indem er den Sinn ergründet, und dem Ursprung der Gesetze nachgeht, um ihr wahrhaftes Princip zu durchdringen. England bietet den entgegengesetzten Anblick dar. Hier ist der Buchstabe Alles, vor seinem positiven Texte gilt die Begeisterung für das natürliche Recht nichts. Was als Gesetz geschrieben ist, ist recht, weil es geschrieben ist, und man erkennt den positiven Charakter dieser großen Nation eben so wohl in ihren Gesetzbüchern, wie in den laufenden Angelegenheiten ihres Handels und ihrer Industrie.

Man hat oft in Büchern von dem übertriebenen Respekt der Engländer für den Buchstaben des Gesetzes gelesen, und oft sonderbare Beispiele davon angeführt. Das sonderbarste führt meines Wissens Muralt an. Ein Mann hatte einem andern die Nase abgeschnitten, er wurde vor die Assisen geführt, und die Anklage beschuldigt ihn des Verbrechens der Verstümmlung. Der Advokat des Angeklagten, der sehr wohl wußte, daß das Verbrechen bewiesen war, suchte in den Wörterbüchern der Chirurgie den wahren Sinn des Wortes Verstümmlung nach. Er fand, daß die Verstümmlung die Amputation oder Zerschmetterung eines Gliedes bedeute. Darauf suchte er das Wort Glied, und fand, daß man so nur einen Theil des menschlichen Körpers nennen dürfe, der aus Muskeln, Nerven, Adern und einer Menge von Dingen bestehe, von denen die Nase nicht einmal die Hälfte aufzuweisen hat. Seine Vertheidigung bestand nun darin, zu beweisen, daß die Nase, da sie nur aus gewissen unbedeutenden Knorpeln besteht, ohne die andern Theile, welche die übrigen Glieder des Körpers bilden, nicht verdiene, ein Glied genannt zu werden, daß also das Abschlagen der Nase keine Entstellung eines Gliedes sei, welches die Verstümmelung vor den Augen des Gesetzes constatire, und daß sein Client, wie strafbar auch seine Handlung sei, nicht der Verstümmelung beschuldigt werden könne. Die Jury trat dieser Meinung bei, und der Nasenabschneider wurde freigelassen. Aber nun kommt erst das eigentlich Interessante der Geschichte. Diese Entscheidung konnte durch ihre möglichen Folgen die Existenz aller Nasen in England

bedrohen, und es wurde ein Antrag an's Parlament gemacht, um den wahren Sinn des Gesetzes zu bestimmen, und ein feierlicher Gesetzes-Beschluß dieser berühmten Versammlung erklärte, daß die Nase ein Glied sei, und daß die Gerichtshöfe wie die Bürger sich für die Zukunft daran halten sollten.

Muß man nicht zuweilen sich in's Gedächtniß zurückrufen, daß diese Dinge sich bei dem ernsthaftesten Volke der Erde begeben?

In Frankreich haben wir Grisetten und Bäuerinnen. Das Kleid von Kattun, die kleine Mütze werden fast immer reinlich und mit einem gewissen Geschmack getragen; in London hat man nur **Demoiselles**; der Hut und das Kleid von Seide haben hier die Oberhand. Aber man kann von der ersten bis zu der letzten Person, welche dasselbe Kleid tragen, sich vorstellen: wieviel Ereignisse ihre vielfältige Spuren auf der Seide gelassen haben, und kann danach ungefähr eine Idee fassen von den armen Klassen, in Bezug auf Haltung und Reinlichkeit. London besitzt mehrere berühmte Frauen, und um jede gruppirt sich ein wahrer Hof. Ich will nicht von denen sprechen, welche ihre hohe aristokratische Stellung so sichtbar erhoben hat, und die nichts dazu gethan haben, die, wie Figaro sagt, sich nur die Mühe gegeben haben, geboren zu werden. Ich habe nur die zu sehn gesucht, welche durch ihren hohen Geist herrschen, und habe das Glück gehabt, Lady Blessington und Lady Morgan vorgestellt zu werden.

Die erstere ist die Schwiegermutter des Grafen von Orsay, dessen glänzender Erfolg in den Gesellschaften von Paris und London bekannt ist. Wenn der Graf von Orsay nur ein schöner und liebenswürdiger Mann wäre, so würde ich seiner nicht erwähnen, denn meine verborgene Stimme könnte seinen Siegen in dieser Sphäre keinen Werth mehr beilegen, aber ich habe mit eignen Augen gesehen, wie der Graf Orsay eine Menge unglücklicher Franzosen empfing, wie er Künstlern und Schriftstellern mit seinen Empfehlungen und seinem Gelde beistand, und wie gütig, wie einfach, wie unendlich liebenswürdig er war; und ich rathe den „Löwen", die ihn zum Typus und zum Modell genommen haben, zu ihrem eignen Nutzen zu beobachten, bis zu welchem Punkt die Anmuth der Formen durch die Eigenschaften des Herzens gehoben werden könne.

Als ich zu dem Grafen kam, ihm meinen Besuch zu machen, frappirte mich anfangs ein wahrhaft englisches Schauspiel. Mitten im Hof seines Hotels stand eine Wanne voll Seifwasser, und in dieser ein Hund von prächtiger Größe; drei Bediente waren beschäftigt, das Thier zu waschen. Die Leute und der Hund hatten alle ein erschreck- lich ernstes Ansehn, so daß ich mein Lächeln unterdrücken mußte, als ich mich dem Grafen melden ließ. Er empfing mich in seiner prächtigen Bibliothek. Nach einigen Augenblicken der Unterhaltung bot er mir seine Dienste an, und ich sagte, was mir auf der Zunge schwebte. Ich kenne, sagte ich, den Ruf des Geistes und der Werke der Lady Blessington, könnte ich wohl die Ehre haben, ihr vorgestellt zu werden?"

„Gewiß," erwiderte er, „ich will sie rufen!" Er ging hinaus, und nach wenig Minuten kam er mit der Lady wieder. Dieser einfache, natürliche Empfang war mir ein gutes Zeichen. Lady Blessington kennt unsre französischen Schriftsteller, wie wir selbst. Sie sprach mir viel und mit Begeisterung von Chateaubriand, Lamartine, Victor Hugo, und lud mich zuletzt ein, eine Soiree bei ihr mit den ersten Redakteuren der literarischen Zeitschriften von London zu erleben. Ich nahm es dankbar an. Zwei Tage drauf präsidirte Lady Blessington dieser zwanglosen literarischen Soiree in ihrem prachtvollen Salon, der an Luxus und Eleganz fast Alles übertrifft, was ich selbst an fremden Höfen gesehn. Die edle Frau, die von Natur schon sehr schön ist, hatte einen Kopfputz im Styl des Mittelalters auf, der ihr entzückend stand; ihr Kleid, das mit einer großen Menge von Türkisen geschmückt war, glänzte durch Geschmack und Reichthum. Der Reflex der

roth und goldenen Tapeten warf auf ihre Gestalt einen rosigen Schimmer, der ihren blauen Augen, ihren schwarzen Haaren, ihrem weißen glänzenden Teint einen hohen Glanz entlockte, und doch ist von all diesen Reizen der ihres Geistes der hervorstechendste. Sie bewies es uns sonder Mühe.

Am folgenden Tage besuchte ich Lady Morgan, deren pikante Schriften ganz Europa kennt. Ihr Zimmer war weniger kostbar, vielleicht selbst ein wenig eng, aber doch von außerordentlicher Eleganz, und mit Gemälden von großem Werth geschmückt. Lady Morgan ist viel gereist, hat viel gesehen und viel behalten. Sie hat, auf dem Wege rechtmäßiger Eroberung, eine bedeutende Autorität in Bezug auf die Kritik erlangt, und unsre Feuilletonisten, selbst die geistreichsten, könnten aus ihrer Unterhaltung lernen. Die Schwester der Lady Morgan, Lady Clark wohnt bei ihr. So geistreich und lebhaft die Eine ist, so reizend ist die Andre durch ihre Sanftmuth und Güte, und ihre innige Verbindung, die niemals gestört wurde, beweist zur Genüge, daß bei der Einen der Geist nicht ohne das Herz, so wie bei der Andern das Herz nicht ohne den Geist herrscht. Obwohl verschieden von Charakter, scheinen diese beiden Frauen doch dazu gemacht, sich zu verstehen und zu lieben.

Lady Morgan hat auf ihren Reisen überall angenehme Erinnerungen zurückgelassen, und man sieht ihrem Salon alle Bekanntschaften zuströmen, die sie in ganz Europa gemacht hat. Diplomaten, Publicisten, Literaten, Künstler gruppiren hier sich so, daß sie jedes Land repräsentiren; zur Rechten spricht man Deutsch, zur Linken Italienisch; weiterhin stehn Holländer, Schweden, Russen. Milady, sagte ich, wollen Sie mir wohl gütigst anzeigen, wo Frankreich ist? Es ist überall, erwiederte sie. Sprechen Sie in meinem Salon französisch, wo Sie wollen, und Sie sind der Einzige hier, den Alle verstehn.

Nun muß ich Ihnen aber noch ein Abentheuer erzählen. Als ich den nächsten Morgen Lady Morgan einen Besuch gemacht hatte, fand ich in ihrem Salon, ihr zur Seite, eine der schönsten Personen, die ich je gesehen. Es war eine junge Frau, von edler Bildung und höchst nobler Haltung, groß, brünett; köstliche schwarze Haare fielen unter einem mit Federn gezierten Hut auf die Schulter herab. Ihre Finger waren mit Diamanten bedeckt, die schönen schwarzen Augen verriethen ihre italienische Abkunft. Feinheit, Grazie, Schönheit waren in dieser Fremden vereinigt. Sie erhob sich, sagte einige Worte leise zu Lady Morgan und ging hinaus. Die Herrin des Hauses kam darauf zu mir heran: Wie finden Sie diese Dame? Bewunderungswürdig! Kennen Sie dieselbe? — Nein — Wohl! sie kennt Sie. — Ist es möglich? Ihr Name? Den will ich Ihnen nicht sagen, aber sie kommt heut Abend zu mir. Suchen Sie sie besser in's Auge zu fassen und zu erkennen. Auf diesen Abend also! —

Erfahren Sie nun, daß ich, als ich vor 5 oder 6 Jahren in Deutschland war, den Besuch eines unsrer Landsleute, Hr. Saint-Victor, eines Ingenieurs, der aus Italien zurückkehrte, erhielt. Herr Saint-Victor, den seine Frau begleitete, hatte eine junge Person von 16 bis 17 Jahren mit sich und unter seinen Schutz genommen, die ein wenig überspannt war, und deren übertriebene republikanische Gesinnung sie schon in mehreren politischen Angelegenheiten compromittirt hatte. Dlle. Vespucci, in gerader Linie von Amerigo Vespucci stammend, war ein tief brünettes, sehr mageres und nur leidlich hübsches Mädchen. Sie kleidete sich ohne Geschmack und hatte eine wahre Wuth auf Verschwörungen. Ich habe sie gekannt, wie sie in ihrem kleinen Zimmer drei glänzende, scharfgeschliffene Dolche führte, mit denen sie ihr Spiel trieb. Zwei Jahre nach dieser Zeit, wo Dlle. Vespucci nach Deutschland gekommen war, las ich in den Journalen, daß diese junge Person den Senat der vereinigten Staaten Amerikas um einen Grundbesitz gebeten hatte, indem sie sich durch das Andenken an ihren Ahnherrn empfahl, ohne den dieser große Welttheil jetzt einen andern Na-

men führen würde. Ich weiß nicht, was aus ihrem Antrag wurde; noch, wie lange Dlle. Vespucci in Amerika war, aber das weiß ich, daß, als Lady Morgan mich dieser Gräfin (so nannte man sie) vorstellte, nachdem sie mich mitten in diesen glänzenden Umgebungen aufgesucht, ich überzeugt wurde, daß diese schöne Person meine Reisende von jener Zeit, diese mit Diamanten geschmückte Frau meine arme Flüchtlingin, die vornehme jetzt so aristokratische Gräfin meine kleine Republikanerin mit den drei Dolchen war. Ich sah die Herren von der italienischen Gesandtschaft sich drängen, ihre Huldigungen der schönen Landsmännin darzubringen, und ich schloß daraus, daß wenigstens von dieser Seite die Revolution für einige Zeit vertagt war.

Die Gräfin reichte mir die Hand wie einem alten Bekannten. Wird man Sie nicht einmal in Paris sehn? fragte ich. — Ich glaube wohl, erwiderte sie, aber ich will zuerst Schottland und Spanien sehn. Ich bot ihr den Arm und führte sie zu ihrem Wagen. Zwei Tage nachher verließ sie London, und ich weiß nicht, ob sie in diesem Augenblick in Edinburg oder Madrid ist. Sonderbares Geschick eines Mädchens!

Die Theater von London können in 3 Klassen getheilt werden. Die der dritten, das Asyl eines zügellosen Charlatanismus, sind nur von der Volksmasse besucht. Die großen Theater sind die fremden, denen die Engländer den Vorzug geben, während die Fremden nach den englischen strömen. In der Italienischen und in der Deutschen Oper muß man die Englische Aristokratie suchen; will man aber Shakspeare bewundern, so sieht man sich stets in Gesellschaft von Fremden, oder höchstens von anständigen Kaufleuten der City.

Ich habe mich oft gefragt, wie es bei einer so großen Menge schöner Frauen, die in den Salons, in den Läden auf den Straßen in ganz London zusammenkommen, möglich sei, daß man so vergeblich ein Gesicht sucht, das nur irgendwie anspricht, wenn man sich in den Gesellschaften der Aristokratie und vorzüglich in der so glänzenden Versammlung der italienischen Oper bewegt. Wie geht es zu, daß in London, das man ausschließlich die schöne Welt nennt, wenigstens in Bezug auf die Frauen, die schöne Welt nicht vorhanden ist? Indem ich alle diese berühmten Geschlechter, welche sich rühmen in gerader Linie von Wilhelm dem Eroberer abzustammen, in der Nähe prüfte, fand ich allerdings etwas von dieser hochgetragenen Nase, diesem plumpen Antlitz, welche häufig die Familien unsrer Normandie auszeichnen, und diese Beobachtung ließ mich auf ein Mal die tiefe Ueberzeugung von dem alten Adel der englischen Geschlechter und einen tiefen Respekt für die rauhe Tugend der Damen, welche sie verherrlicht haben, fassen.

D.

Ein Abentheuer in Holland.

Von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Erst nach einiger Zeit lernten wir sehen und gebrauchten unsere Augen, uns Plätze zu suchen, die wir in der Nähe der Thür auch auf einigen Klötzen fanden, welche anderen Leuten schon zu demselben Zwecke gedient hatten. Außer einem guten Abend, den wir geboten hatten, der uns aber nicht erwiedert wurde, hatten wir nichts mit unseren sonderbaren Gesellschaftern gesprochen, welche in sich gekehrt und stumm zu sein schienen. Unter den heftigen Donnerschlägen und dem Rauschen des Regens, der jetzt in Strömen herabstürzte, hörten wir nur zuweilen den Knieenden lauter seine Gebete murmeln, der große Kerl mit dem trotzigen Gesicht machte langsam das Zeichen des Kreuzes und die Funken, welche vom Heerde aufsprühten, zeigten uns die erschrockenen Mienen der schmutzigen Kinder und ihrer Mutter.

So verging eine geraume Zeit, bis einer der Männer die Hand nach dem kleinen Fenster ausstreckte, und einige Worte im flammändschen Patois sprach. Ich folgte seiner Bewegung und der Spitze seiner kleinen Tonpfeife, und sah durch das zerborstene Papier einen lichten Wolkenstreif, der das Aufhören des Gewitters anzeigte. Gleich darauf erhob sich der Andere vom Boden, schüttete sein langes schwarzes Haar, stieß noch einige Jesus Maria! hervor, und öffnete dann die Thür, durch welche plötzlich das blasse Abendlicht hereindrang. Nun verzog sich der schwere Torfrauch und langsam neugierige Blicke starrten uns an, aber Niemand sprach. Der Regen plätschelte leise und fein auf die Schwelle, die Thür ward wieder angelehnt, und der große Kerl sah mich mit einem finstern Blicke an, als ich sie weiter öffnete. Er rückte sein Faß dem Feuer näher, störte darin umher und schielte dann wieder nach uns beiden, als wir nicht in den lobendsten Ausdrücken halblaut die Frage zu lösen suchten, wie lange es für einen gewöhnlichen Menschen wohl möglich sei in dieser Atmosphäre zu leben?

Und in dieser noblen Gesellschaft, die allerdings nicht im besten Geruch steht, setzte Franz lachend hinzu. Ich gebe mir die größte Mühe zu entscheiden, was besser wäre, jedes einzeln genossen, oder diese Mischung von Torfdampf, Thran, Sumpf, Schweiß und anderen picanten Ingredienzien. Wir lachten beide, der Mann in der blauen Bluse kehrte sich aber zu uns und sagte im langsamenn verständlichen Deutsch: Warum kamt Ihr her, Herr, wenn Ihr so feine Nasen habt? Geht hinaus, der Regen hört bald auf, und die Wiesen mit Gras und Blumen duften freilich besser als die Hütte eines Armen. Wir waren überrascht von dieser plötzlichen Anrede und im Gefühle unserer Schuld, wie es immer geht, wenn man in dem Glauben sündigt, es unbeachtet thun zu können. Herr, sagte ich, Ihr werdet hören, daß wir scherzten, und wißt nicht, wie froh wir waren, als wir dies Haus entdeckten.

Der Flammänder schwieg, indem er uns aufmerksam betrachtete. Endlich kam eine Art Lächeln auf seine breiten Lippen. — Dann gehört Ihr zu den undankbaren Leuten, sagte er, welche Gastfreundschaft schlecht lohnen, und darüber spotten, wenn die böse Stunde vorüber ist. Ich kenne das, ich, fuhr er mit starker Stimme fort, ich weiß, wie die Menschen sind. Noth macht sie Alle gleich, aber laßt diese vorüber sein, und sie haben kein Gedächtniß mehr dafür.

Das war verständiger gesprochen, als ich vermuthete. Wir sahen mit Verwunderung den Bauer an, der in diesem Augenblick eine besondere Würde besaß. Das Gesicht hat etwas feindlich Ernstes und Häßliches. Die flammändischen dicken Lippen, gelbblondes, langes Haar, das über seine Stirn herabfiel, eine breite Nase und kleine Augen, in denen ein wildes vom Alter nicht erlöschtes Feuer lag, machten in der Zusammenstellung ein abschreckendes Ganzes. Aber doch war etwas in dem Mann, das Achtung oder Furcht gebeut. Es lag ein Ausdruck von Characterstärke und unschütterlicher Entschlossenheit darin. Sein Kopf saß gerade auf der Schulter des mächtigen Körpers, der in dem weiten Leinenhemd noch colossaler erschien.

Ihr seid Soldat gewesen, Herr? sagte ich.

Soldat des Kaisers, erwiederte er stolz, und legte die Hand, ich glaube unwillkürlich, zum militairischen Gruß an seine Stirn.

Dacht' ich's doch, ein Soldat des großen Kaisers! Wer kennt sie nicht, diese verwehten Reste der alten Legionen, sie tragen die Gedächtnißtafeln ihrer Thaten, Erinnerungen und Leiden deutlich und stolz auf Stirn und Brust mit sich umher bis in's Grab! Ich bin nie ohne lebhafte Theilnahme Einem aus ihrer Schaar begegnet, und habe sie in den verschiedensten Lagen gefunden: die Gassen in London kehrend, halb verhungert und zerlumpt sitzend unter den alten Bäumen im Luxemburggarten, als Abentheurer oder im bürgerlichen Wohlstande als Landleute, Krämer und Handwerker, aber immer mit dem Stolz der großen Erinnerun-

gen und im Bewußtsein ihres Antheils an der blutig großen Weltgeschichte.

Wenn Ihr Soldat des Kaisers waret, sagte ich, so mögt Ihr wohl die Wahrheit des alten Spruchs kennen gelernt haben, daß die Welt mit Undank lohnt.

Er sah mich finster an. Ich hoffe, Sie meinen den Kaiser nicht damit, erwiederte er, aber Sie sind ein Deutscher, was wissen Sie davon, wie groß er war? Man hat ihn sterben lassen und vergessen, wie uns, aber wir vergessen ihn nicht, wir nicht! — Er murmelte etwas, was ich nicht verstand, dann sagte er: Glauben Sie nicht, daß das, was ich von Noth und Undank sagte, sich auf ihn bezog; er belohnte seine Braven, aber mir fällt eine Geschichte ein, die ich erlebt habe. Es war tief in Rußland, wir hatten eine elende Hütte gefunden mitten in Eis und Schnee, und ein mühsames Feuer angezündet. Da saßen wir in unsren Lumpen und starrten still in die Flamme. Wer seinen Platz hatte, vertheidigte ihn mit Zahn und Nagel, denn der Tod saß hinter und lauerte auf jeden, der fortging. — Da schwankte ein junger Offizier herein und bat leise um Hülfe, aber die Mannszucht hatte aufgehört, Niemand kümmerte sich um ihn, und als er näher kommt, ward er zurückgestoßen und fiel in einem Winkel zu Boden. Dort lag er. Der Feuerschein spiegelte von fern über sein bleiches Gesicht. So jung sollte er sterben! Einen Augenblick dachte ich nach, dann stand ich auf, und trug ihn auf meinen Platz. Meine Drohungen schafften Platz; ich flößte ihm ein Paar Tropfen Branntwein ein, die ein glücklicher Zufall mir Tags zuvor verschafft hatte, wickelte ihn in meine alte Wolldecke und nun kam die Wärme wohlthätig hinzu, er erholte sich. Am Morgen fuhren Wagen vorüber, es glückte mir ihn hinaufzubringen, er drückte meine Hände, und ich sah ihn nicht wieder, bis Alles vorbei war mit dem Kaiser und uns. Man ließ uns laufen, und da ich kein Franzose mehr sein sollte, weil ich bei Luxemburg geboren war, konnte ich mich in meine Heimath betteln. Nun komme ich nach Brüssel, und wie ich an der St. Güdule vorüber gehe, kommt ein Herr mit einer jungen, schönen Dame heraus und andere Vornehme mit ihnen, denen Bediente folgen. — Er war es und in meiner Freude strecke ich die Hand nach ihm aus und fasse seinen feinen Rock. Was wollt Ihr? sagte er, und sieht mich an. Mein Herr, rufe ich, kennen Sie mich nicht; erinnern Sie sich nicht mehr der Bauernhütte bei Wilna? Er wurde roth und blaß und sah sich verlegen um, denn damals suchten sie Alle sich rein zu waschen, und wollten um jeden Preis beweisen, daß sie nichts mit dem Kaiser und dessen Anhängern zu thun hätten. — Ich kenne Euch nicht, mein Freund, sagte er stolz, geht Euren Weg, und da — er griff in die Tasche. Ich aber drehte mich um und ging und — bettelte weiter. —

Wir schwiegen Alle, endlich sagte Franz: Solcher Elenden gab es zum Glück wohl wenige, aber nun — was thut Ihr nun?

Der Mann drehte sich langsam gegen die Kammer zur Seite. Ich trage mit meinen Cameraden Strohdecken nach Deutschland hinüber, erwiederte er, dort steht unsere Bagage. Eine schwere Last, Herr, und geringer Verdienst, indeß nährt er mich seit Jahren, wo ich nach Flandern gekommen bin. Wie das Feuer aufleuchtete, sahen wir die hohen Deckenpacken stehen, unter welchen die armen Leute, Lastthieren gleich, einherkeuchen, und doppelt that es mir weh, daß der alte Soldat auch so kümmerlichen Antheil nehmen mußte.

Und wen habt nun alle Eurer Noth anzuklagen, als den Mann, den Ihr so hoch verehrt, sagte ich. Ihr würdet glücklich und zufrieden Euer Leben gelebt, in Eurer Heimath ein guter Bürger geworden sein, wenn er nicht mit Blut und Elend die Welt überschwemmt hätte.

Hier hielt ich inne, denn der Flammänder war aufgestanden und ballte seine Fäuste. Schweigt still, sagte er, und sein häßliches Gesicht stierte mich an, als wollte er die rechte Stelle suchen;

Ihr scheint mir einer von denen zu sein, Herr, die Alles wissen und sich klüger dünken als andere Leute; aber merkt es Euch, ich will Euch stumm machen für alle Zeit, wenn Ihr nicht von selbst den Mund halten könnt. — Somit war es aus mit aller unserer Freundschaft, denn mit drohenden Blicken ging der große Kerl hart an uns vorüber, als messe er seine und meine Kraft-Gestalt, die übrigens auch niemals zu den gering zu achtenden gehörte. —

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte der ägyptischen Reisen.

Vom Gen.-Lieut. von Minutoli.

Beleuchtung einiger Stellen im Aufsatze des Hrn. L'Hôte im Januarheft des Journal des Savants vom Jahre 1841, betitelt: Lettre sur les monuments qui entourent les pyramides de Ghizé, aus Cairo den 5. Oktober 1840 datirt. Suum cuique.

Mit vielem Vergnügen und nicht ohne Belehrung las ich das im Jahre 1840 zu Paris erschienene Werk des Herrn L'Hôte, betitelt: Lettres sur l'Egypte etc.; und ich nahm daher mit großer Erwartung das oben angeführte Heft zur Hand, welches einen mir so interessanten Gegenstand behandelt; dennoch entsprach es in so ferne nicht meiner Erwartung, als Herr L'Hôte sich gleich von vorne herein einige Irrthümer zu Schulden kommen läßt, die ich zu berichtigen mich berufen glaube.

Seite 56 jener Zeitschrift wird gesagt: „Du „reste, je ne parlerai ici que d'un de ces „monuments, par ce que j'y ai trouvé de „l'écriture et qu'il mérite, sous ce rapport, „une attention particulière. C'est la pyra„mide de Sakkara, construite à cinq de „grés, monument de construction médiocre, „si on le compare aux colosses de Ghizé, „mais plus ancien sans contredit, et non moins „curieux par les particularités qu'il renferme. „Cette pyramide a été ouverte il y a quel„ques années, par Monsieur Jousouf Msara, „Dragoman du Consulat de France; elle „avait été anciennement violée comme toutes „les autres, et l'on n'y trouva plus que les „morceaux du Sarcophage qui était d'albâtre.“

In so ferne Herr Msara nicht aus eigenem Antriebe, sondern auf meinen Befehl und auf meine Kosten, die Eröffnung der großen gestuften Pyramide bei Sakkara vollführte, hat H. L'Hôte Recht; allein er hätte ebenfalls hinzufügen können, daß ich ihm hierzu den Auftrag ertheilt habe und er diesem zu Folge nur die Oberaufsicht über meine Arbeiter führte. Hätte H. L'Hôte nur einige Kenntniß von meinem Reisewerke, von dem des Ritters Prokesch von Osten, von den Briefen des Fürsten Pückler über und aus Aegypten, so wie von dem Aufsatze des Hrn. Lenormant: über den Sarg des Mycerin's, im Journal des Débats genommen, so würde er sich überzeugt haben, daß nicht der französische Dragomann, H. Msara, sondern ich jene große Pyramide von Sakkara habe öffnen lassen. Seite 232 meines Reisewerkes wird angeführt, wie ich am 20. Dezember 1820 auf meiner Reise nach Oberägypten begriffen, in Gesellschaft mehrerer Freunde und meines Zeichners, des Hrn. Dr. Ricci und des französischen Dragoman's, Hrn. Msara, der meine Ausgrabungen bei Abousir und auf der Stätte des alten Memphis leitete, nach jener Pyramidengruppe von Sakkara geritten sei. Hier gab ich Hrn. Msara den Auftrag, einen werthvollen granitenen Sarkophag aus einer Katakombe bei jenem ersten Orte zu Tage zu fördern, und gleichzeitig den Eingang zu drei von mir ihm näher bezeichneten Pyramiden, aus

jener Gruppe aufzusuchen, die Arbeit jedoch mit der großen gestuften zu beginnen, bei welcher Gelegenheit ich ihm die Seite angab, wo er den Versuch zum Eindringen machen sollte. „Ich gab daher," heißt es dort, „während meiner Anwesenheit „Befehl, die Eröffnung der größten treppenartig „erbauten zu versuchen, und, bei mißlingender Ar„beit, den Versuch auf eine oder mehrere andere zu „übertragen. Die Leitung dieses Unternehmens „übertrug ich Hrn. Msara, einem Levantiner und „Dragoman des französischen Generalkonsulats in „Cairo."

Im XIV. Kapitel meines Reisewerkes gebe ich nun die nähern Details über die Arbeit und deren Ergebnisse, so wie über den innern Bau der Pyramide. Seite 294 führe ich an, wie ich in Assuan Kunde erhalten habe, daß die Eröffnung der großen Pyramide gelungen sei, man aber Seitens meiner neuen Anordnungen und neuen Mittel, zur Fortsetzung der nun schwieriger und kostspieliger gewordenen Arbeit, entgegen sehe.

Da ich an jenem Orte 14 Tage vergebens auf die Erlaubniß nach Vadihalfa vorzudringen wartete, und ich wegen des Marsches der Truppen des Vicekönigs nach Dongola noch mehrere Wochen mich gedulden sollte, so beschloß ich zurück zu kehren, und jene Arbeit an Ort und Stelle selbst zu leiten. Seite 295 bis einschließlich 298 meines Werkes findet man die nähern Details über die fortgesetzte Arbeit, ihre Ergebnisse, die Konstruction der Pyramide selbst, und der in solcher aufgefundenen Gegenstände.

Prokesch sagt dagegen Seite 35 des zweiten Theiles seiner Erinnerungen aus Aegypten und Kleinasien (Wien 1830): „Fünf Stu„fen bilden diese dreizehnte Pyramide, die an 300 „Fuß Basis und 240 Fuß Höhe hat. Es ist die„selbe, welche General Minutoli öffnen ließ." Lenormant aber in jenem Aufsatze: über den Sarg des Mycerin's im Journal des Débats: „Lange zweifelte man, daß irgend eine hieroglyphi„sche Inschrift in den Pyramiden existire. Der „General Minutoli war der Erste, welcher die„jenigen bemerkte, die sich in der großen Pyramide „von Sakkara (im Süden von Memphis) be„finden. Man kann in dem mit dem Berichte die„ses Reisenden verbundenen Atlas (Platte XXVIII) „die Verzierungen der Thür sehen, die den Eingang „zu einem der Säle der Pyramide bilden."

Wenn ferner H. L'Hôte jene Pyramide als fünfstufig bezeichnet, so muß ich ihn abermals eines Irrthums züchtigen, indem sie deren sieben zählt, die freilich, bevor ich sie bis zu ihrem Fuße zu Tage fördern ließ, nicht alle sichtbar waren, wenn gleich man noch die sechste, wie dies aus Tafel XXVIII. meines Reise-Atlasses, und aus der Tafel II. meiner Abhandlungen vermischten Inhalts, zweiter Cyklus, hervorgeht, noch deutlich erkennen konnte. Der sonst so scharfsichtige Ritter von Prokesch hat denselben Irrthum begangen, da er aber wahrscheinlich mehr den innern als den äußern Bau dieses Denkmals berücksichtigte, so konnte er um so leichter jene noch fehlende Stufen übersehen haben, als die zu Tage liegenden ziemlich zerfallen sind, und man eigentlich die sechste und siebente Stufe nur da vollständig gewahrt, wo ich den Brunnen zu ihrem Eingange eröffnen ließ. Dagegen theilt ihr H. Lenormant in seinem vierten aus Aegypten, vom 6. Oktober aus Sakkara 1828 datirten Brief, gar nur vier Stufen zu; weswegen ich auch bereits auf der Seite 113 der Beilage zum Gesellschafter, Jahrgang 1828, und in jenem oben erwähnten zweiten Cyklus meiner Abhandlungen vermischten Inhalts, und zwar in dessen VI. Abschnitt diesen Irrthum zu berichtigen suchte.

Von den angeblichen Bruchstücken des alabasternen Sarkophags, sah ich nichts, wohl aber fanden meine Arbeiter bei ihrem ersten Eindringen in jene Pyramide, einige sehr werthvolle, große und besonders verzierte alabasterne Vasen, deren Henkel von Schwanen- oder Gänse-Hälsen und Köpfen gebildet waren, nebst einer Menge von mehr oder weniger zertrümmerten Vasen, Schaa-

len u. d. m., die aus den verschiedendsten Steinarten angefertigt waren, so wie mehrere verzierte und glacirte Porzelanstücke von grüner, karmoisin, violetter und schwarzer Farbe, von derselben Art und Form an, als die auf der XXVIII. Tafel meines Reiseatlasses unter a, b, c, Fig. 6, 7 und 8 beschriebenen, und welche wahrscheinlich zur Bekleidung der innern Wände der Kammern gedient hatten.

Diese Spuren von gewaltsamer Vernichtung scheinen dafür zu sprechen, daß diese Pyramide, so wie die meisten übrigen entweder bei der Eroberung Aegyptens durch die Perser unter Cambyses, oder auch durch die später eingewanderten Araber, besonders unter dem Salahedin oder dessen Sohn Osman, in dem Wahne Schätze darin zu finden, heimgesucht worden sind; wie dies mit den dreien des Cheops, Chephren und Mycerin unter andern der Fall gewesen ist, und solches aus der Handschrift des Batouc, die sich in der Königl. Sammlung zu Paris befindet, und aus dem Abdallatif (161.), hervorgeht.

Meine Arbeiter hatten jedoch bei der Eröffnung der Pyramide eine Mumie aufgefunden, deren Epiderme stark vergoldet war, und welche sie wahrscheinlich, um sich der unter ihrer Hülle befindlichen Gegenstände, als z. B. Papyrusse, Skarabäen oder anderer Kostbarkeiten zu bemächtigen entblößt und zerschnitten hatten, so daß es mir nur gelang, einzelne Stücke derselben, als z. B. den Kopf und die Extremitäten zu erhalten, die aber ebenfalls späterhin nebst vier Fünftel meiner ursprünglichen Sammlung, ein Raub der Wellen wurden. Da ich nicht zu ermitteln vermochte, wo meine Arbeiter diese Mumie, welche wahrscheinlich die des hier beigesetzten Fürsten war, angetroffen hatten, so kann es wohl sein, daß sie solche in jener Kammer vorfanden, wo Herr L'Hote den Haufen von angeblichen Sarkophag-Fragmenten aus Alabaster gefunden haben will; denn etwa acht Tage vor meiner definitiven Abreise aus Kairo ward mir sichere Kunde, daß meine Arbeiter noch viele interessante und selbst kostbare Gegenstände bei der ersten Eröffnung der Pyramide aufgefunden, und an bekannte Europäer veräußert hatten, welcher Umstand mir um so schmerzlicher fiel, als die Kenntniß dieser Gegenstände vielleicht einiges Licht, sowohl über die hier beigesetzte hohe Person, als über den übrigen Zweck jenes Denkmals selbst, verbreiten konnte. Da jene Angaben mir durch ehrenwerthe Personen gemacht worden waren, und solche selbst als Zeugen auftreten wollten, so trug ich um so mehr Bedenken hierüber nähere Nachforschungen anzustellen, als mich solche leicht zu unangenehmen Entdeckungen geführt haben dürften und ich überdies Aegypten bald ganz verlassen wollte *).

Ich begnügte mich daher damit, durch bedeutenden Geldaufwand einerseits meine Kenntnisse erweitert, und andrerseits, vielleicht falsche Freunde auf meine Kosten bereichert zu haben. Daß jener Geldaufwand nicht unbedeutend war, geht bereits aus dem Umstande hervor, daß ich während 23 Tagen, als bis zum Augenblick, wo die Pyramide definitiv eröffnet ward, 25 Arbeiter besoldete, und nach meiner Rückkehr, Behufs der Ausräumung ihrer inneren Theile, diese Zahl drei Wochen hindurch verdoppelte, und nächstdem Hr. Msara als Oberaufseher meiner Arbeiter, so wie auch den Kiaschef und den Scheik-el-Beled des Distrikts remuneriren mußte.

(Schluß folgt.)

---

*) Ich ahnete damals nicht, daß ich in jenem Lande noch anderer Kostbarkeiten, als z. B. einer goldenen Krone, mit welcher eine meiner griechischen Mumien gekrönt war, und mehrerer griechischer Papyrusrollen &c. beraubt worden war, sonst hätte ich einer ähnlichen Nachforschung gewiß Folge gegeben. Seite 181 bis einschließlich Seite 183 meiner oben erwähnten Abhandlung vermischten Inhalts &c. findet man das Nähere hierüber angeführt.

Königliches Theater.

Sonntag den 18. April zum ersten Male: Ein Wort des Fürsten, Schauspiel in 5 Abtheilungen von A. P. Ich habe nicht das Vergnügen, die übrigen Stücke des Fräulein A. P. zu kennen, trage indessen, nachdem ich das obige Schauspiel gesehn, kein Verlangen danach. Die Verfasserin hat allenfalls einiges Talent, chargirte Charaktere zusammenzustellen, übrigens aber bewegt sich ihre Poesie in einer sehr niedrigen Sphäre, der der kleinbürgerlichen, moralischen Weltanschauung, die neuerdings als Nachahmung Iffland's sich wieder auf die Bühne gedrängt hat. Alle diese Nachahmer stehn gegen Iffland weit zurück. Bei diesem ringt sich die wirkliche Kraft eines Zeitalters zur Energie des Gefühls, und daher auch nicht selten zur Poesie empor. Bei seinen Nachahmern aber erscheint diese moralische Welt als gemachtes, lügnerisches, poetisch-falsches Wesen. Die Verfasserin des obigen Stücks namentlich hält Platitüden für Weisheit, und bringt, wo sie sich im Raisonnement verliert, nicht selten Verkehrtheiten zu Tage. So ihre Redereien über Freiheit. Das ganze Stück dreht sich um die Anstellung eines Geheim-Sekretairs. Dieser ist mit der Tochter eines sehr tugendhaften und sehr gebildeten Böttchermeisters verlobt, der Geheimerath, unter dem er steht, will ihm aber seine Tochter, die auf das verkehrteste verbildet ist, aufhängen, und als er jenes Verhältniß erfährt, hört er plötzlich auf, ihn zu protegiren, ja er giebt ihm seinen Abschied, indem er ein Wort des Fürsten, daß der Mensch „unbeholfen" sei, als Grund dazu benutzt. Darauf geht der gebildete Böttchermeister zum Fürsten, erzählt diesem den Fall, der Geheimerath wird entlassen, und der tugendhafte Sekretair zum Rath erhoben. Pourquoi tant de bruit pour une omelette? In einem Staat, wo Alles so tugendhaft ist, wie in diesem Schauspiel, ist eine so unmotivirte Entlassung gar nicht möglich, da man sich in einem solchen bei höheren Behörden und beim Fürsten beschweren kann, und somit die Machination des Geh. Rath Kronau als pure Dummheit erscheint. Aber es ist wunderbar in diesem Stück: die Klugen erscheinen dumm, und die Dummen werden als ungeheuer klug ausgeschrieen. Wer sollte es diesem Geheimsecretair glauben, daß er wirklich so vortreffliche Arbeiten machen kann, wie der Fürst angiebt? Unausstehlich ist ferner das ewige Bücken und Schmiegen. Ich rufe der Verfasserin die schönen Worte, die Prutz unlängst gesungen, ins Gedächtniß:

Sei deutsch, mein Volk, verlern' den krummen Rücken
An den Du selbst unwürdig Dich gewöhnt!
Mit freier Stirn, grad aufwärts mußt Du blicken,
Vom eignen Muth gesittigt und verschönt.
Es kann dem Fürsten selber nicht gefallen
Dies schmeichlerisch-demüthige Geschlecht.
Ein offnes Auge! so geziemt es Allen,
Zu Boden sieht das Thier nur und der Knecht.

Was wir im Leben verachten, mögen wir auch auf der Bühne nicht mehr sehn. Darum fort mit diesen widrigen Komödiengestalten, diesen devoten Geheim-Sekretairen, Geheimen Räthen, Ministern und diesen Popänzen von Fürsten! Und hier ist gar der Devotismus Mittelpunkt des Stückes! Formen müssen überall sein, aber nur die Form ist berechtigt, welche das Wesen der Sache ausmacht und erfüllt. Wäre dieser Eichdorf etwa ein finstrer, abstoßender Mensch gewesen, dessen Verkennung begreiflich wäre, so hätte die Sache noch irgendwie Schick, aber so kommt man nicht über die Sphäre des Gewöhnlichen, rein Prosaischen hinaus. Die Darstellung war großentheils gut. Seydelmann als Böttchermeister Warner, Weiß als Geh. Rath Kronau waren vortrefflich. Dlle. Werner spielte die verbildete Tochter mit Beifall. Dlle. Erck streifte als Lisbeth zu sehr in das Gebiet der Hagn hinüber, die kokette Naivetät gelingt ihr nicht. H. Devrient spielte den Fürsten, H. Stawinsky den Minister, unbedeutende Rollen. Hr. Crüsemann als Eichdorf genügte nicht, das

bischen Tiefe, was allenfalls noch in den Charakter hätte gelegt werden können, ging bei ihm vollends verloren. E. M.

Mad. Peroni-Glasbrenner hat auf der königlichen Bühne dreimal mit Beifall gastirt, in den Erziehungsresultaten, in den Wienern in Berlin und in Friedrich August in Madrid, von Karl Blum. Warum man das letztere Stück zu diesem Zweck wieder hervorgesucht hat, ist nicht einzusehn, da es zu den mattesten, langweiligsten Produkten gehört, welche das Repertoir des königlichen Theaters aufzeigt. Diese fade Sentimentalität, diese matte historische Anschauung, dieser schleppende geistlose Dialog sind kaum zu ertragen. Herr Blum ist ein geschickter Uebersetzer, aber zu eignen Produktionen hat er weder Talent, noch Geschick. Mad. Glasbrenner spielte die liebende Marchese einfach und natürlich, und daher mit Wirkung, doch glauben wir, daß das Lustspiel eher ihr Fach ist, als das Schauspiel und Trauerspiel.

Feuilleton.

Mit Scribe's verre d'eau werden in Deutschland sehr gute Geschäfte gemacht. Hr. Klemann hat bereits eine zweite Auflage für 5 Sgr. erscheinen lassen, nachdem die erste, welche splendider gedruckt war, vergriffen ist. Die Klemannschen Ausgaben zeichnen sich durch correkten Druck vortheilhaft aus. Auch der Salon litteraire, welchen H. Klemann herausgiebt, verdient eine lobende Erwähnung. Er bringt in sehr guter, geschmackvoller Auswahl stets vortreffliche Novellen und sehr hübsche kleinere Aufsätze. Aus dem neuesten Heft haben wir einen sehr interessanten Aufsatz: „droits et devoirs de la critique, von Paul Smith" für das Athenäum übersetzt, und hoffen ihn bereits in der nächsten Nummer zu geben. Die erste Ausgabe des verre d'eau war ebenfalls im vorletzten Heft des Salon enthalten.

Der Hofrath Falkenstein wird Tiedge's Selbstbiographie und Nachlaß herausgeben. Wir sind begierig darauf. Tiedge's Poesie gehört einer vergangenen Epoche an, seine Urania kann uns nicht mehr interessiren, aber sein Leben bietet manche interessante Punkte dar, namentlich, wenn die Lebensumstände seiner Freundin Elisa v. d. Recke mit hineinverwebt werden.

In den Briefen des preußischen Artillerie-Lieutenants Hoffmann aus Constantinopel, welche Maltens Weltkunde enthält, finden wir folgendes Urtheil über die Aegyptischen Zustände:

„Ich habe während meiner Anwesenheit in Constantinopel mehrere Offiziere gesprochen, welche in der ägyptischen Armee gedient. Ihre Aussagen erinnerten mich nur noch mehr an jene Mahnung, daß niemand vor seinem Tode glücklich zu preisen sei. Ich glaube, daß Mehemed-Ali binnen kurzer Zeit fallen wird. Ich übergehe die Karakterschilderung, welche mir jene Offiziere von dem jedenfalls höchst merkwürdigen Manne machten. Auch vernichteten sie viel von dem Nimbus, mit dem man bisher Ibrahim Pascha umgeben hatte. Seine Armee, sagten sie, stände in einem ganz unverdienten guten Ruf, und sie könnten nicht begreifen, daß man von ihr so viel Aufhebens macht. Die Schlacht bei Nisib könne dies doch unmöglich bewirkt haben, sie beweise für die Tüchtigkeit des Heeres gar nichts." Dieser Bericht mag viel Wahres enthalten, aber mit dem baldigen Sturze Mehemed Alis scheint es noch keine große Eile zu haben.

Die berliner Zeitungen meldeten unlängst von einem schauderhaften Verbrechen, das in dem Krimi-

nalgefängniß von zwei Sträflingen verübt worden ist. Die näheren Umstände werden folgendermaßen erzählt: Beide standen auf dem Punkt, nach Spandau zu 20=jähriger Zuchthausstrafe abgeführt zu werden. Da sagte der Eine: „hätt' ich nur den Muth, ich brächte mich um's Leben." „Ich habe den Muth, erwiederte der Zweite, willst Du, so stech' ich erst Dich, dann mich todt." Jener sagte ja, und dieser schliff nun einen blechernen Löffel so zurecht, daß er zu einem dolchartigen Instrument wurde. „Bist Du nun bereit?" fragte er. „Nein, noch nicht, ich will noch eine Nacht ruhig schlafen." Beide legten sich darauf gelassen nieder. Als der Morgen da war, und die Stunde der Abführung nahte, fragte der Mordlustige seinen Cameraden noch einmal, ob sein Entschluß noch feststehe. Ja, erwiederte jetzt der Unselige. „Wohlan so lege die Jacke ab, und schlage das Hemde zurück!" Er that es, der Furchtbare zielte, und mit einem Stoß durchstieß er das Herz des Cameraden, so daß er augenblicklich todt niederfiel. Darauf entblößte er ebenfalls die Brust, um auch sich zu durchbohren, dies aber gelang ihm schlecht, er verwundete sich nur tödlich. Und bei dieser That umringten 11 Mitgefangne die Unseligen, und hinderten sie nicht.

Welch tiefes Verderben! Wahrlich es ist Zeit, daß der Verein für die Besserung der Gefangnen seine Wirksamkeit beginne. Vor Allem aber thäten uns Verbrecherkolonien noth. Denn es ist die Aussicht auf die furchtbare, lange Einöde der Zuchthausarbeit, welche Verbrechen, wie das obige, hervorbringt.

Kürzlich ging ein Wandrer in der Nähe von Roanne auf der Landstraße einher, in ziemlich weiter Ferne erblickte man einen Reisewagen. Der Wandrer rauchte seine Cigarre. Da trat ein Bauersmann zu ihm heran, hielt seine mit keineswegs wohlriechendem Kneller gefüllte Tabackspfeife an den Glimmstengel und sagte: vous permettez, mon bourgeois? Der Bourgeois erlaubte. Habt Ihr eine weite Reise? fragte der Bauer paffend. „Kurz ist sie eben nicht, ich gehe nach Algier und noch etwas weiter in's Land." „Ei nach Algier! Dort habe ich einen Sohn, dem könntet Ihr wohl Einiges von mir erzählen." Recht gern, sagt mir nur, wie er heißt, und in welchem Regiment er steht, ich will dann schon dafür sorgen, daß er Euch schreibt. Dabei zog der Wandrer eine Brieftasche hervor, und zeichnete ein, was der Alte ihm bemerkte. Nun müßt Ihr, mon brave jeune homme, aber auch sagen, wie Ihr heißt, ich kann zwar nicht schreiben, doch vergesse ich ganz gewiß Euren Namen nicht. „Ich heiße Aumale, bin Obristlieutnant, und mein Vater ist König der Franzosen."

Alexander Dumas, welcher in diesen Tagen von Marseille nach Paris zurückgekehrt ist, hat während seines Aufenthalts in Florenz acht Bände geschrieben, und außerdem noch 15 Lieferungen Text zur Gallerie in Florenz, abgesehn davon bringt er noch zwei große dramatische Werke und einen Roman in 4 Bdn. mit nach Paris.

Der Obermundschenk Baron von Arnim hat sich von Marseille nach Barcellona eingeschifft, und wird, falls das Land ruhig bleibt, über Madrid und Bordeaux nach Frankreich zurückkehren, sonst aber in Gibraltar nach London sich einschiffen. Der Baron wird später im Charakter des „flüchtig Reisenden" ähnliche Skizzen veröffentlichen, wie früher über den Orient und Konstantinopel.

Der Kostenaufwand und der Fleiß, der auf die schönen Decorationen bei der Darstellung von Schillers Tell verwandt wurde, ist vielleicht nicht ungeeignet, auch dieses Surrogat unserer Theaterfreuden einer näheren Würdigung zu unterwerfen.

Indem wir dieses aber erfahrungsreichen Kennern überlassen, erlauben wir uns nur eine harmlose Frage in Betreff des von H. Gerst Act II. Sc. 2 dargestellten Rütlis:

Das Rütli liegt am Südufer des Vierwaldstädter Sees, ihm gegenüber auf dem Norduser desselben ist der Rigi, und den Zuschauern oder dem Publikum kann füglich keine andere Stelle angewiesen werden, als, wie der Dichter selbst that, im Süden dieser ganzen Scenerie, die er nun nordwärts vor sich hat, so daß ihm Osten zur Rechten und Süden zur Linken bleibt. — Es fragt sich nun, warum bei dem anbrechenden Morgen die Beleuchtung links einfällt, als ginge die Sonne im Westen auf? — „Die landschaftlichen Dekorationen," so heißt es, „sind nach der Natur aufgenommen." Die Natur muß aber gegen eine solche Aufnahme und Darstellung protestiren, wenn nicht H. Gerst etwa durch lokale Verhältnisse auf der Bühne hierzu genöthigt worden. Die Natur bittet daher höflichst H. Gerst, ihr über dieses von Westen kommende Licht in diesen Blättern einiges Licht zu geben.

L.

Unter den deutschen Werken, welche der Pariser Buchhändler Baudry unlängst ankündigte, befinden sich neben denen von Goethe und Schiller die von Novellenkranz und Ermeler. Die Ausgaben vom Goethe und Schiller starren bekanntlich von Druckfehlern.

In Bezug auf die russisch-deutsche Zeitschrift, welche in Berlin unter der Redaktion des Professor Erman herauskommen soll, und deren wir in Nr. 13 erwähnten, geht uns die Versicherung zu, daß diese nur den strengeren wissenschaftlichen Interessen, für Geologie 2c. gewidmet sein soll. Unsere Besorgnisse waren somit ungegründet.

Briefkasten*).

An Hrn. Victor Hugo in Paris. Obwohl es zur Tendenz unsrer Zeitschrift gehört, nur Originalartikel zu geben, so wollen wir doch mit Ihnen eine Ausnahme machen, und Ihre eingesandte Novelle übersetzen lassen, damit Sie doch in Berlin ein wenig bekannt werden. —

Hr. Jules Janin in Paris. Was bilden Sie sich ein? Uns Artikel zu schicken! Sie sind der Ludwig Rellstab von Paris. Wenden Sie sich an die Spenersche Zeitung, die hat Sie einen tiefen Geist genannt. —

Hrn. Henrich St.....s hier. Memoiren und kein Ende! Können nichts brauchen. Fassen Sie sich kürzer, und dann kommen Sie wieder! —

An Ida, Gräfin von H. H. Liebe Gräfin, keine solche Emancipationsideen wieder, sie sind schon aus der Mode. Zurück! —

An Fräulein v. H. Wenn Sie auf 20 Exemplare unsrer Zeitschrift abonniren, sollen Sie milder beurtheilt werden, aber immer gerecht, stets unpartheiisch. Lernen Sie die Kritik achten! —

Hrn. Alexander D...... Schicken Sie uns doch endlich die Faustine, die Leihbibliothekare laufen uns das Haus ein. —

Hrn. Dr. F. hier. Kennen Sie den blonden Friedrich aus Goethe's Meister? Sie sind sein lebhaftes Ebenbild, und laufen eben so fahrig durch die Literatur. Nehmen Sie sich vor Phi-

*) Es wird jetzt Sitte, auch bei berliner Journalen, einen Briefkasten zu halten, in dem alle mögliche kleine Satiren und Renommagen zum Ergötzen der Leser niedergelegt werden. Wir sehen nicht ein, warum wir uns diesen Spaß versagen sollen.

d. Red.

linen in Acht! Wann bekommen wir Ihre Skizzen aus Paris? —

Hrn. Dr. E. hier. Keine Schwerdtschläge mehr, liebster Doktor! Unterdrücken Sie ein wenig Ihre Eitelkeit, und vermitteln Sie nicht so viel! Sie thun immer, als ob Sie ein kleiner Goethe, Hegel und Varnhagen wären! Ihr Aufsatz soll dennoch abgedruckt werden. —

Herrn L. E. hier. Junger Flunker, sparen Sie Ihre Kräfte, und lernen Sie endlich sich concentriren. Wie lange sollen wir noch auf Ihre Novelle warten? Die Zeitanspielungen lassen Sie nur gleich weg. —

Sie wissen ja! —

Hrn. Dr. N. Wenn Sie uns wieder einladen, rathen wir Ihnen freundschaftlichst, ein besseres Diner bereit zu halten, widrigenfalls wir Ihr kümmerliches Mahl haarklein beschreiben werden. —

Hrn. Partikulier Ocks.. hier. Vortrefflicher Abonnent, Sie wollen abgehn? Unsre Gesinnungen behagen Ihnen nicht? Machen Sie doch, daß Sie fortkommen, so finden Sie doch auf eine Weise Ihr Fortkommen! —

Dem Marquis So und So hier. Sie erfrechen sich, uns Drohbriefe wegen Spontini zu schicken? O der ohnmächtigen Wuth! Wenn Sie es noch nicht wissen, so lernen Sie es jetzt, daß es Gemeinheiten in allen Ständen giebt. —

Hrn. B.......s in Leipzig. Wir mögen Ihre schlechte Zeitung nicht mehr. Keine Gnade für Sie! Wir werden Sie rastlos verfolgen. —

Hrn. Dr. K. in Leipzig. Sie haben Ihren Beruf als Redakteur so schlecht verstanden, Ihr nur leidliches Talent so vernachlässigt, daß Sie abgesetzt zu werden verdienen. Uebermorgen werden Sie von uns vernichtet. —

Hrn. P. P. in H. zur Nachricht. Für Puffs zum Briefkasten zahlen wir zwei Pfd. Sperlinge. Kleine Chronik-Malicen im Dutzend billiger. Schicken Sie uns bald welche!

Die Redaktion.

Zur Nachricht:

Die Expedition des Athenäums ist von jetzt ab Burgstraße Nro. 8, 2 Treppen hoch.

Gedruckt bei F. Nietack. Verlag von Carl J. Klemann.

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. Karl Riedel.

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend eine Lieferung zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an die Verlagshandlung von Carl J. Klemann, Burgstraße Nr. 8, zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden ebendaselbst angenommen. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 17. Berlin, den 1. Mai 1841.

Inhalt: Nationalität und Stammgenossenschaft; von Dr. Schmidt in Zittau. — Ein Abentheuer in Holland; von Th. Mügge. — Drittes und viertes Blatt aus dem Tagebuche eines Narren; mitgetheilt von A. — Zur Geschichte der ägyptischen Reisen; von Minutoli. — Der Gefangene, Gedicht von Ludwig Lieber. — Theater. — Feuilleton. —

Nationalität und Stammgenossenschaft.

Die Eintheilung der Völker in Stämme ist in neuerer, und neuester Zeit zu einer Art von Modesache geworden. Im Allgemeinen ist so viel dawider nicht zu sagen, wie wohl sich die verschiedenen europäischen Stämme in und nach der Völkerwanderung vielfach so mit einander vermengt haben mögen, daß Mischungen mancherlei Art daraus entstanden sind, und kein Stamm rein erhalten worden ist.

Im Allgemeinen kann man indessen die Beibehaltung der ursprünglichen Sprache als ein Merkmal der Stammgenossenschaft betrachten, und es sind unstreitig mit der gleichen Sprache auch wohl gleiche, oder ähnliche Sitten, wie im allgemeinen der gleiche, oder ähnliche Volkscharacter beibehalten worden.

Eben so gewiß ist, daß diese Gleichheit oder Aehnlichkeit der Sprache, der Sitten und des Characters, nicht ohne Einwirkung auf die Literatur bleiben kann, nur daß dadurch, unter übrigens gleichen Verhältnissen, zwischen den Stammgenossen Sympathien entstehen und erhalten werden können.

Aber nicht weniger gewiß ist auch, daß, indem man, wie besonders in neuester Zeit häufig geschieht, die Stammgenossenschaft oder wohl gar die Stammverwandtschaft auf das Gebiet der Politik hinüberziehen, und ihr besondere politische Formen beilegen will, offenbar zu weit gegangen, und der Stammgenossenschaft, ja selbst der Stammverwandtschaft, ein Gewicht beigelegt wird, was sie gar nicht hat.

Wenn die Stammverwandtschaft oder Stammgenossenschaft, auf den socialen Gefühlen gleicher oder ähnlicher Sprache und Literatur, gleicher oder ähnlicher Sitten und Charactere beruhet, so stützt sich dagegen die Nationalität auf die gemeinsame politische Vereinigung zu gleichen Rechten und für gemeinsame Interessen. Nun kann geschehen, daß Nationalität und Stammgenossenschaft bei den Bewohnern eines Staates zusammenfallen, wie z. B. bei Spanien; es kann aber eben so gut auch geschehen, daß die Bewohner eines und desselben Staates verschiedenen Stämmen angehören. So besteht der Staat der Franzosen theils aus Einwohnern, die dem germanischen Stamme angehören. Oesterreichs Scepter vereiniget unter sich Romanen, Germanen, Slawen, und, so fern man sie von letzteren trennen will, weil sie ihnen eben schroff gegenüberstehen, auch Magyaren. Preußen umfaßt Germanen und Slawen. Rußland Slawen und Germanen.

Gewiß aber ist die Annahme falsch, daß, im

Fall eines Krieges zwischen diesen verschiedenen Mächten, die Stammgenossen zusammen halten oder zusammen fallen würden, vielmehr ist, nach allen Erfahrungen, das Gefühl der politischen Nationalität stärker, als das Gefühl der socialen Stammgenossenschaft; ja es kann sogar geschehen, daß, wie zwei Freunde, wenn sie einmal ernstlich zerfallen, heftigere Feinde werden, als unter anderen Umständen geschehen sein wurde, so auch Stammgenossen, wenn sie verschiedener Nationalität sind, einander stärker hassen.

So haben wir z. B. in dem Kriege von 1813 und 1814 zwischen Deutschland und Frankreich gesehen, daß die deutschen Heere unter dem Landvolke nirgends einen entschiedeneren Widerstand fanden, als in den ehemals zu Deutschland gehörigen, und der Sprache wie den Sitten nach noch immer mehr Deutschen Provinzen Elsaß und Lothringen. Auf gleiche Weise hat sich früher wohl auch zugetragen, daß, wenn Deutsche mit fremden Mächten gegen deutsche Mächte fochten, die Erbitterung zwischen den fremden und deutschen Truppen, nirgends so groß war, als zwischen Deutschen und Deutschen.

So hat sich von Zeit zu Zeit, und noch vor wenigen Jahren bei Gelegenheit der polnischen Revolution, bewiesen, daß das Gefühl der verletzten politischen Nationalität ungleich stärker ist, als das der Stammverwandtschaft.

Gestützt auf diese Erfahrungen, glauben wir, daß, wenn anders von zwei in einem Staate lebenden Stämmen der eine nur den anderen nicht unterjochen will, sondern ihn bei gleichen Rechten in seiner Selbstständigkeit anerkennt und bestehen läßt, unter allen Umständen im Conflicte die politischen Interessen der Nationalität über die sympathetischen Gefühle der Stammgenossenschaft die Oberhand behaupten werden. Daher können wir die jetzt herrschenden Ansichten über das große, ja entscheidende Gewicht, welches hinfort die Stammverwandtschaft ausüben werde, keineswegs theilen.

Deshalb hegen wir auch durchaus keine Besorgniß vor der so pomphaft verkündeten Errichtung eines großen slawischen Reiches in Europa, und sind vielmehr der Ansicht, daß, solchen Falles, die Oesterreich und Preußen angehörigen Slawen aller Nüancen eben so tapfer dagegen kämpfen würden, wie die diesen Staaten angehörigen Germanen.

Freilich aber geht daraus zugleich auch die Ansicht mit hervor, daß, so sehr wir auch die Wiedervereinigung der früher von Deutschland abgerissenen deutschen Provinzen, Lothringens, des Elsaß, der Freigrafschaft u. s. w. wünschen, und dieselbe auf dem Wege eines Krieges für möglich halten, wir doch auf eine tüchtige Mitwirkung dieser Provinzen, auf ein Losreißen derselben in einem für Frankreich unglücklichen Kriege durchaus nicht hoffen können, wie viel uns auch jetzt von stammverwandtlichen Sympathieen, und von Eroberungen, die unsere Litteratur da gemacht hat, oder haben soll, vorerzählt wird.

Das Reich der Litteratur ist, wie das Reich Gottes, nicht von dieser Welt, die politischen Interessen aber sind so durch und durch materiell, daß beide schwerlich viel mit einander gemein haben können. Unser Jahrhundert neigt sich viel zu sehr dem Realen zu, als daß wo Sympathieen und Principien mit Interessen in Widerstreit gerathen, die letzteren nicht das Uebergewicht behaupten sollten; denn von allem Realen ist eben das Interesse das Realste auf der Welt.

Dr. Schmidt in Zittau.

Ein Abentheuer in Holland.

Von Th. Mügge.

(Schluß.)

Das Wetter hatte inzwischen nachgelassen. Die Sonne trat am Rande des westlichen Gesichtskreises noch einmal hervor und warf ihr gelbrothes Licht scheidend über das weite Wiesenland und beruhi-

gend auf die dunklen Wolken, in denen es noch immer murrte und zuckte. Aber konnten wir jetzt unser Obdach verlassen? Die Wege waren vom Regen überfluthet, der schwarze Boden aufgeweicht, schlüpfrig, der Abend brach schnell herein und wo fanden wir die rechte Straße in diesem von tiefen Gräben und Brücken durchkreuzten Lande?

Indem wir dies leise bedachten, öffnete das Weib die Thür und ließ das rothe Licht in den traurigen, feuchten Raum dringen. Es brachte die Versöhnung mit, denn Alles sah nun viel wohnlicher und besser aus, selbst die Gesichter der Menschen, die es freundlicher machte. Die Frau drehte inzwischen den Kessel an dem Haken und Ringe von dem Feuer ab, rührte seinen Inhalt noch einmal mit einem großen Blechlöffel durch und sagte dann den Kindern ein paar Worte, deren Sinn uns völlig verständlich wurde, als diese in den Verschlag liefen und mit irdenen bunten Tellern und Löffeln zurückkehrten, während der Mann ein ungeheures Brod herbeibrachte.

Die Fässer und Kasten wurden nun rund um das Feuer gerückt, jeder hielt seinen Teller auf den Knieen, sein Stück Brod in der Linken, seinen Löffel in der Rechten, und der Speisesaal war fertig, der Tisch gedeckt. Man hatte uns nicht gefragt, wollt ihr, oder wollt ihr nicht? sondern uns wie die Anderen versorgt, und nun drehte sich der Kessel am Haken von Einem zum Andern, und die Frau mit dem großen Löffel fuhr hinein und wieder heraus und legte auf jeden Teller eine ungeheure Masse Kartoffeln und Brodstücke, die mit einer weißen zähen Brühe überzogen waren.

Wenn man Hunger hat, sagt ein altes Sprichwort, ist es völlig einerlei, ob uns Brod oder Braten vorgesetzt wird, und nach dem alten Seneca soll der Durst sogar allen Unterschied zwischen Wein und Wasser aufheben. Die Sprichwörter lügen jedoch häufig oder immer. Ich habe an fürstlichen Tafeln gesessen und das trockne Brot der Armuth oft genug getheilt, und habe immer gefunden, daß Braten unter allen Umständen Braten; Wein, Wein; Wasser, Wasser bleibt. Hungrig und dürstig hab' ich freilich hinein gebissen und verschluckt, was man mir vorsetzte, aber als ich in dieser schrecklichen Höhle bei Grave den gelbweislichen Brei vor mir sah, ging es mir, wie einem Europäer im Orient, dem ein mächtiger Pascha mit eigenen hohen Händen eine Fleisch- und Pilav-Kugel bereitet und sie ihm als Zeichen seiner Achtung in den Schlund schiebt, wo er schlucken oder umkommen muß. — Ich starrte so lange schaudernd auf die Speise, welche meinen Nachbarn vortrefflich schmeckte, bis unsere gütige Wirthin mich sehr verständlich zum Essen einlud, und da ich immer gefunden habe, daß der Teufel nie so schwarz ist, wie er aussieht, wenn man nur Muth hat, sich nicht zu fürchten, so nahm ich einen Anlauf, empfahl meine Seele Gott und siehe da, es ging besser als ich dachte. Es war ein Brei von Mehl, weißen Bohnen, Erdtoffeln und Brod, mit saurer Milch gemischt, der gar nicht übel schmeckte, besonders weil wir ihm gegenseitig Lobsprüche machten und dann und wann zur Abwechselung unser Brod zermalmten. Als wir in voller Arbeit waren, kam Joseph herein, denn mit diesem Namen hatte das kleine Mädchen den alten mürrischen Kerl gerufen. Er setzte sich neben uns, füllte seinen Teller, und nachdem er ein Gebet gemurmelt und ein Kreuz geschlagen hatte, begann er mit einer merkwürdigen Geschicklichkeit die Speisen zu verschlingen. Ich hätte erwähnen können, daß auch die Uebrigen mit einem kurzen Tischgebet ihr Mahl begannen und eine stumme mürrische Verwunderung zeigten, als wir ihr Beispiel nicht befolgten. Leise unterredeten sie sich und einer der jungen schwarzhaarigen Menschen, die während des Gewitters auf den Knieen lagen, sah uns mit unverkennbarem Zorn und Abscheu an, indem er seinen Sessel von uns abrückte. — Was das zu bedeuten hatte, wußten wir sehr wohl; wir waren erkannt als Mitglieder einer Sekte, die von früh auf ihnen als Feinde Gottes und der Menschen geschildert war, und in keinem Lande, wie in diesem, wo hundertjährige Religionskriege gewü-

thet haben, findet man noch jetzt unter dem stumpfsinnigen Volke den wildesten Haß und Aberglauben so fanatisch erhalten und gepflegt.

Als unser einfaches Mahl beendet war, drängten sich die Deckenträger um Joseph, der, die Arme gekreuzt, auf seiner Tonne saß, sinnend wie ein Diogenes, die Augen starr auf das verglimmende Feuer gerichtet, und aus der kleinen schwarzen Thonpfeife dicke Rauchwolken ausstoßend. — Daß von uns die Rede sein mochte, war wohl zu merken, denn diese rohen Menschen verstanden nicht die Kunst sich zu verstellen. Sie blickten uns mit ihren leidenschaftlichen wallonischen Augen spöttisch und mürrisch an, dann sprachen sie wieder und lachten, Joseph aber sah dann und wann finster zu uns herüber, und beantwortete ihre Fragen mehr durch einzelne verneinende und bejahende Zeichen, als durch Worte.

Während dessen war die Nacht gekommen, und der Mond ging über dem Wiesenlande auf. Durch die offene Thür konnten wir in die unendliche Landschaft hinaussehen, die im tiefen Frieden lag. Ein alter Baum streute den Schatten seiner Blätter mit tiefen Schwingungen über Hof und Hütte, die schwarzen, scharfen Schatten des Hauses fielen schräg auf den Grasboden, und hinter ihm glänzte das weiße, stille Licht bis in die verschwimmenden Fernen, wo es in langen, matten Fäden vom Himmel zu rieseln schien. Nun brachte der Luftzug den Duft von Blumen und Gras und Kraut herein, und die unzähligen leisen Stimmen der Thiere, die ihr nächtliches Leben und Lieben begannen. — Wir waren jetzt aufmerksamer auf die Menschen um uns, als auf die versöhnende Natur, und strengten uns an, etwas von deren Reden zu verstehen. Aber die Frau lief hin und her, und klapperte mit ihrem Tischgeräth, und der Landmann sprach hinter der Bohlwand laut mit seinen Thieren, die mit ihren Ketten rasselten und mit tiefem Brummen seiner Pflege dankten.

Endlich brachte die Frau eine kleine Lampe, die an einem Lampendrath hing, der an der Feuerwand eingehakt wurde und ihr röthliches trübes Licht auf uns warf. Die Frau hatte ein gutmüthiges Gesicht und schien uns so mitleidig anzusehen, indem sie zugleich einen langen forschenden Blick auf unsere Gegner warf, daß meine Besorgnisse plötzlich dadurch ein bestimmtes Ziel erhielten. — Wir waren allein, vom Wege abgeirrt, Niemand würde nach den beiden unbekannten Wanderern fragen, wenn man an uns ein Verbrechen begehen wollte, und diese tiefen Sümpfe und Gräben, mit welchen wir übermüthig den armen Juden geängstigt hatten, konnten leicht jetzt über uns auf ewig zusammenschlagen. Indem ich darüber nachsann, zog mein Begleiter seine Uhr hervor und trat näher zur Lampe. Es war eine schöne alte Uhr mit doppelten goldnen Gehäusen, und plötzlich waren alle Blicke darauf gerichtet. Joseph richtete den Kopf auf und fragte, was es an der Zeit sei? indem er fast zugleich die Hand darnach ausstreckte und sie an der Kette festhielt. Die Uebrigen drängten sich um ihn und starrten das seltene Kleinod gierig an. — Ich verwünschte die Unvorsichtigkeit, und Josephs Worte: Zeigt her, Herr, laßt uns das Ding betrachten, schienen mir eine Art Todesruf für die Uhr zu sein. Halb widerstrebend ließ Franz sie los, und der alte Mann betrachtete sie nun mit sichtlichem Vergnügen, indem er manches halb laut vor sich hin sprach und sie immer wieder nach allen Seiten beschaute. — Es ist Gold, sagte er dann, schweres Gold, aber so arm ich jetzt aussehe, ich habe in früherer Zeit mehr als eine gehabt, die besser war, wie diese da. — Verdammtes Gold! es wollte nicht bei mir bleiben; nehmt Euch in Acht, Herr, daß es Euch nicht auch so geht. — Damit gab er die Uhr zurück und sprach mit seinen Kameraden, denen er irgend eine alte Geschichte erzählen mußte, denn sie hörten aufmerksam zu und verfolgte bald die Uhr, bald uns mit ihren Blicken. — Ihr leises Sprechen begann von Neuem, und ganz besonders eifrig war der junge, fanatische Wallone, dessen Mienen und Bewegungen so lebendig wurden, daß ich die Worte zu verstehen

glaubte. Dürfen solche Ketzer so schöne Sachen besitzen, schien er zu sagen, und wäre es nicht ein gutes Werk, wenn wir sie für uns in Beschlag nehmen? — Joseph hörte Alles still an, dann machte er eine abwehrende Bewegung, zu einem anderen Vorschlage aber nickte er sein Ja, dann mischten sich die Anderen hinein und endlich wurde der Landmann, welcher so eben kam, auch angerufen und ihm Mittheilungen gemacht. Nun flüsterten sie zusammen und schienen sich zu streiten, dann und wann schielten sie nach uns hinüber und endlich erhoben sie sich Alle, sichtlich in Einigkeit über das, was sie thun wollten, und starrten uns herausfordernd an.

Ihr seid sicher müde, Herr, sprach Joseph mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldete; und indem er an der Bohlwand in die Höhe deutete, wo eine kleine Thür auf den Bodenraum führte, fuhr er fort: Dort aber ist Euer Lager im Heu und hier bringt Gipson seine alte Leiter. Steigt hinauf und gute Nacht Herr und gute Reise; wiedersehen werden wir uns nicht.

Warum nicht? rief ich erschrocken.

Weil wir mit dem ersten Tagesgrau fort müssen, erwiderte Joseph eintönig und wendete sich fort zu dem Wirthe, dem er die Leiter anlegen half. Ich blickte Franz unentschlossen und fragend an, aber dieser hatte schon sein Ränzchen ergriffen und kletterte mit merkwürdiger Behendigkeit die Sprossen hinauf in den dunklen Raum. Langsam folgte ich ihm, und kroch durch die kleine Oeffnung, durch welche der Wirth hineinleuchtete und uns einen hohen Heuhaufen zeigte. Dann schlug er die Thür zu, wir hörten, wie er den Eisenriegel vorschob, hörten die Leiter fortnehmen, und unten folgte auf eine Frage, die wir nicht verstanden, ein lautes allgemeines Gelächter, das unsere Ahndungen nur zu sehr rechtfertigte.

Der Bodenraum, auf welchem wir uns befanden, lief über das ganze Haus hin, aber er war durch eine ziemlich große mit einem morschen Holzkreuz versperrte Oeffnung erhellt, durch welche der Dämmerschein des Mondes hereinfiel. Ein dichtgeästeter Baum lehnte sich daran und umwand sie mit seinem Geblätter; hier lag das Heu und der vorsichtige Franz warf sich dicht an dem Fenster nieder.

Was denkst Du über unsere Lage? sagte ich leise.

Ich denke eigentlich gar nichts, erwiderte er, es ist aber ganz gewiß, daß, wenn es uns an den Kragen geht, Du der Erste sein wirst. Hoffentlich wirst Du Dich dann mannhaft vertheidigen, und während dessen behalte ich Zeit, dies Holzkreuz einzuschlagen und entweder hinabzuspringen, oder, wenn der Weg versperrt ist, bis in den Gipfel des alten Baumes zu klettern, wo mich so leicht keiner herunter holen soll. — Uebrigens kannst Du Dich darauf verlassen, daß ich sogleich in Grave die Anzeige der ruchlosen That mache, und Deine Mörder gehörig nach den Landesgesetzen bestraft werden sollen.

Ich wußte, daß er scherze, daß er vielleicht mehr fürchtete als ich, und daß, wenn es zum Aergsten käme, kein treueres und entschlosseneres Herz gefunden werden könne, aber ich ärgerte mich über seine schlecht angewendeten Scherze und machte ihm Vorwürfe über den Leichtsinn seines ganzen Lebens und Treibens, der sich auch jetzt offenbare. — Ohne ein Wort zu erwidern, suchte er dagegen seine Lagerstätte bequemer zu machen, und that mir dann den Vorschlag zu einem Vertrage, wie ihn die beiden Juden schlossen, die ein Pferd gemeinschaftlich gekauft hatten: wenn ich wachte, wolle er nämlich schlafen, und schliefe er, sollte ich wachen. — Dabei streckte er sich aus und blieb lange Zeit in der Lage eines Menschen, der alle Sorgen glücklich abgeschüttelt hat, bis er plötzlich sich aufrichtete und leise sagte: Was zum Henker haben die Kerle da draußen zu schaffen? Er hatte schärfer gehört, als ich, denn als ich an das Gitter zu ihm hintrat, sah ich die Männer draußen im Schatten stehen und leise sprechen. Endlich kam der Landmann auch mit der Laterne und nun

folgten sie diesem in den niederen verfallenen Stall, der hinterwärts stand, und nicht zu verkennen war es, daß einige von ihnen mit Spaten und Hacken bewehrt waren, deren Geräusch uns bald überzeugte, daß sie die Erde aufwühlten.

Was thun sie da? fragte ich mit innerem Entsetzen.

Ich glaube, erwiderte Franz, eben so leise und von Schrecken ergriffen, sie graben unser Grab!

Dann werden sie uns hoffentlich nicht allein begraben, rief ich entschlossen; es soll diesen Schurken nicht so leicht werden, als sie glauben. — Ich zog mein Reisemesser, das dolchartig spitz und mit einer Feder versehen war, die es fest in seiner Lage hielt, Franz dagegen hatte nichts als seinen Stock, den er jedoch zu brauchen verstand, und so sahen wir uns Muth einsprechend der Entwickelung des Abentheuers entgegen.

Lange durften wir nicht warten, denn bald kam die Mörderbande eben so still zurück und schlich in das Haus, wo sie eine kurze Zeit flüsterten, dann hörten wir sie die Leiter vorlegen, heraufsteigen und den Riegel leise zurückschieben.

Wir hatten uns ganz in der Ecke am Fenster zusammengedrückt und lagen still und erwartungsvoll, aber mein Herz pochte in wilden Schlägen, als ich den ersten der Kerle hereinkriechen sah. — Der Mond war tief am Himmel und warf sein Licht weit über den Raum, so daß ich sehr gut den alten Joseph erkennen konnte. — In halb sitzender Stellung, aus welcher ich in einem Augenblick aufspringen konnte, hielt ich in der Rechten das scharfe Messer, mit dem linken Arm schützte ich meinen Körper. Franz hatte seine Hand krampfhaft fest auf meine Schulter gelegt.

Nun waren sie Alle oben, Joseph flüsterte einige Worte, dann ging er leise über das Heu dicht zu mir heran und kniete nieder, indem er mich lange betrachtete. — Sie schlafen fest, murmelte er, um so besser. Bei diesen Worten setzte er sich nieder, griff in die Bluse und holte etwas hervor, das er in seinen Händen umwendete. — Die Angst schärfte meine Sinne, mit Entsetzen erkannte ich ein großes Messer, das er zu öffnen suchte, und eine Art wahnsinniger Wuth ergriff mich, als ich die Klinge im Mondlichte blitzen sah. — Meine Hand umspannte den Stahl, es war mir, als müßte ich jetzt ohne Aufenthalt zustoßen, wenn ich länger leben wollte; eine Bewegung noch hätte hingereicht, um zu beginnen.

In dem Augenblick aber, wo ich erwartete, daß er sich zu mir wenden würde, wo mein Arm schon leise gehoben war, steckte Joseph das Messer bedächtig in seinen Stiefel, legte sich in das Heu zurück und nahm die Stellung eines Schlafenden an. — Neue Verlegenheit! — Anfangs glaubte ich, es sei Verstellung; aber alle seine Kameraden lagen zu meiner Verwunderung dicht neben einander, und in wenigen Minuten begannen die meisten ein Nasen- und Gurgelconcert, an dessen Aufrichtigkeit nicht im mindesten zu zweifeln war.

Ich sage nichts von meinem leisen Gespräche mit Franz, der plötzlich seine ganze lustige Laune wiedererhalten hatte und unsere Noth verspottete, aber ich weiß nicht, wann ich endlich einschlief. — Es muß spät gewesen sein, denn Franz rüttelte mich auf, er hielt mich an der Gurgel und schrie lachend: Dein Geld oder Dein Leben, elendes Menschenkind! — Verwundert sah ich umher. Der Tag war hell, die Sonne glühte über der unermeßlichen Ebene, die in ihrem tief dunklen Grün vom Morgenglanze übergossen, und von frisch bewegter Luft durchfeuchtet, Hoffnung und neuen Lebensmuth in die Herzen hauchte. — Unsere Schlafgenossen waren verschwunden, auch Franz hatte sie nicht gehen hören und lange dauerte es, ehe wir die Leiter bekommen konnten, um aus unserem duftigen Bett zu steigen. Der Landmann war auf's Feld gegangen, die Frau nach Grave, und die Kinder kamen endlich uns zu erlösen. — Ein Paar Zehnstüber Stücke setzten sie in große Freude, von dem großen Brod, das sie herbeiholten, schnitten wir tüchtige Stücke, ein Topf mit Milch machte unser Frühstück vollkommen, und dann ging es

wackern Schrittes lustig und lachend den Weg hinab, wobei die Kinder uns bis zur großen Straße geleiteten. — Nach einigen Stunden sahen wir Grave vor uns, und schon dachten wir mehr an den nahen Rhein als an unser Abentheuer in Holland, als wir plötzlich die fünf gefährlichen Mörder erblickten, die ihre Packen am Grabenrande abgeworfen hatten und frühstückend daneben saßen.

Sie begrüßten uns freundlich, der alte Joseph aber streckte mir seine rauhe Hand entgegen und schien ganz besonders zutraulich zu sein. — Nachdem wir ein Weilchen mit ihm geplaudert hatten, konnte ich nicht umhin ihm zu sagen, daß er heut mir viel mehr gefalle, als gestern, wo er alle Rauheit nach Außen und gegen uns gekehrt.

Das macht, sagte er lachend, weil — nun ja, Herr, weil Sie uns gar nicht gelegen kamen. — Fremde erscheinen selten in der abgelegenen Hütte, darum verkehren wir dort. — Sie sehen mich an, Herr, fuhr er fort, und ich denke Ihnen mehr sagen zu können. Wir gehen nach Deutschland mit Strohdecken, aber wir haben zuweilen unsere eigenen Wege, und manche andere Dinge giebt es hier im Lande, die sich hübsch zwischen und unter den Decken verpacken lassen, und welche kein Zöllner, Gott verdamme sie! sehen darf. — Dort in dem Hause haben wir so ein kleines Depot von Allerlei — nun das Uebrige verstehen Sie.

Mit einem Male hatten wir Aufschluß. — Und als Ihr in der Nacht nach dem Stall zogt mit Schippen und Spaten, sagte ich, wurde das Depot geöffnet.

Maria Joseph! rief er verwundert, das wissen Sie auch?!

Ihr habt Eurem Heiligen noch mehr zu danken, fuhr ich fort, er hat Euch aus großer Gefahr gerettet. Ich erzählte ihm Alles und der Alte bekreuzte sich ganz erschrocken; dann aber nahm er eine zürnende Miene an und sagte: Wie, Herr, das trautet Ihr einem alten Soldaten des Kaisers zu? Ah! ich schäme mich. Sehe ich denn aus, als könnte ich so schlechte Thaten begehen?

Ich reichte ihm die Hand und sagte ihm Lobsprüche, die er freudig annahm, obwohl seine trotzige Gestalt und sein neu entdecktes Geschäft als Schmuggler wohl zu einer andern Antwort Stoff gegeben hätten. Etwas merkte er wohl von unseren Gedanken, denn sein narbiges Gesicht röthete sich, als er langsam sagte: Diese Zölle, wer hat sie gemacht? Die Menschen, welche nichts von Noth und Elend der Armen wissen. Es ist kein Unrecht das Ungerechte zu betrügen, aber sonst — ja, Herr! ich habe ein Gewissen, es ist ganz rein —

Wir gingen mit ihm bis nahe vor Grave, dann wandten sie sich von der Straße ab. — Da durch, sagte er, geht zwar der breite Weg, wir haben aber andre kürzere Pfade. Lebt wohl, Herr, und vergeßt den alten Joseph nicht.

Wir schüttelten uns die Hände, und die Last auf seinem Rücken mit dem Stock gestützt, sah er uns nach bis wir über die Zugbrücke gingen. An der Ecke schwenkten wir noch einmal unsere Hüte, er winkte mit seiner Kappe, da verschwanden wir in dem düstern Thore der Festung. —

Drittes Blatt aus dem Tagebuche eines Narren.

Mimi hat nichts dawider, daß ich meine Lebensgeschichte diesen Blättern einverleibe, aber ich soll, sagt er, die Begebenheiten nicht aus ihrem Zusammenhange reißen, von vorn und nicht von hinten anfangen, die Meerkatzensprünge lassen, mich der Klarheit, Gründlichkeit und Vollständigkeit befleißigen und vernünftig sein. Ich mußte ihm ins Gesicht lachen. Aber er hat meinen Ehrgeiz angestachelt. „Schreibt doch," fügt er hinzu „in Nr. 2 (und Sie bewohnen Nr. 1) der Aktuarius, den Bruder Pollux behandelt, ein gediegenes Werk über den Anstand in der Gesetzgebung." Wohlan,

denn, ich will ihm zeigen, daß auch ich etwas Tüchtiges leisten kann.

Lebensgeschichte eines Narren.

Von ihm selbst ab ovo und in nuce erzählt.

Der Leser wird erstaunen, wenn ich ihm sage, daß ich mein eigner Autor und Held bin, da er an meiner Wiege sitzt und glaubt, ich verdaue die Muttermilch. Ich muß es nur gestehen, ich erstaune selbst über mich, daß ich meine Geschichte aufzuschreiben Willens bin, und, wie der Leser sieht, schon angefangen habe und noch nichts weiter sprechen kann, als nach der Brust lallen Aber der Leser und ich müssen bedenken,

1) daß, wenn Primaner Constitutionen entwerfen können, ein Säugling wohl sein Leben aufzuzeichnen im Stande ist. Habe ich nicht fast 10 Monate lang alle meine Freistunden zu calligraphischen Uebungen verwandt?

2) daß vor 70 Wochen der Rath Campe bei meinem Vater war, und in Gegenwart meiner Mutter, und also auch me praesente, den Nutzen eines Tagebuchs über die allmähligen Entwickelungen eines neugebornen Kindes auseinandersetzte und nicht eher von uns ging, als bis er das Versprechen erhielt, der Vater wolle über mich, sobald er mich zu sehen bekäme, seine Beobachtungen niederschreiben, und sie dann dem Herrn Rath zusenden. Ich konnte es von jeher weder der Polizei noch meinen Nachbarn noch andern Leuten verzeihen, wenn sie mich beobachteten, und schon damals, als die Mutter meine ersten Regungen zu verspüren glaubte und aufmerkte, rächte ich mich dadurch, daß ich still und ruhig lag, um sie zu täuschen; aber ganz toll ward ich, als ich jetzt vernahm, daß mir immerfort aufgepaßt werden würde. „Soll ich mich denn," rief ich aus, „weil meine Mutter mit mir in die Wochen kommen wird, wie ein Wochenblatt behandeln lassen? Aber warte, Inspizient, ich will dir schon den Kopf warm und confus machen!" und beschloß, um es dem Herrn Papa einmal Schwarz auf Weiß zeigen zu können, wie ich ihn betrogen habe, selbst meine Lebensgeschichte und zwar schon in der Wiege, niederzuschreiben.

3) daß, wie sich aus meinem Leben ergeben wird, von Verdauung der Muttermilch gar nicht die Rede sein kann.

Doch zur Sache. Ich habe mehr als 3 Quartale nachzuholen und muß eilen. — Als ich vor 280 Tagen das Licht der Welt und Gott weiß was alles erblickte, stand mein Vater mit Bleistift und Pergament neben mir und schrieb. Ich wußte, was das zu bedeuten hatte. Schon fieng ich an, einen schiefen Mund zu machen, denn mich fror ganz verdammt; aber ich nahm mich zusammen und zwang meine Miene zum Lächeln. Der gute Vater war getäuscht. Ich griff mit meinen kleinen Armen nach ihm, um zu sehen, was er geschrieben hatte, und las:

Am Sonntage Laetare des eintausend siebenhundert und achtzigsten Jahres nach Christi Geburt um 5 Uhr 4 Minuten begrüßte das Kind lächelnd die Welt. Es scheint ihm darin zu behagen. Was du auch seist, Sohn oder Tochter, lächle so dein ganzes Leben hindurch.

Ich erschrak über den Wunsch. Soll denn mein ganzes Leben nur ein erzwungenes Lächeln sein? Furchtbarer Fluch, den ich auf mich geladen habe! — Sobald die Hebamme mein Geschlecht verkündet und mich gewaschen hatte, nahm mich der Vater von ihrem Schoße und wog und maß mich. Sorgfältig und selbstgefällig trug er in das Tagebuch ein, daß ich ein Knabe sei, das gehörige Gewicht von 7 Pfund und die gehörige Länge von 26 Zoll habe, (ich hatte aber mit Gewalt mich ausgestreckt und war in der That nur 25 Zoll lang und also um 1 Zoll zu kurz), und der große Durchmesser meines Kopfes 5, der kleine 4 und der ganze Umkreis 11 Zoll betrage. Nun ging es an die Besichtigung der Haare, der Nägel, des Ober-

häutchens, der Augenlieder und des ganzen Körpers. Er fand Alles in der Ordnung. Nur auf meiner Stirn zeigten sich einige Falten, wohl eine Folge meines zu frühen und zu angestrengten Nachdenkens. Ich wurde nun nach des Herrn Raths Vorschrift in Tücher eingeschlagen und auf Stroh gelegt. Schon in den beiden ersten Tagen meines Lebens begab sich etwas, das mein Vater der Aufzeichnung werth hielt. Es ging kein meconium von mir ab; Manna half nichts; erst Klystiere thaten ihre Wirkung. „Junge," sagte der Vater, „wie schwer wird dir der alte Adam auszutreiben sein! Wie wohl ist es gethan, daß ich dich nicht der Mutter, sondern dem sibirischen Schaafe an die Brust gelegt habe!" Papa, du magst wohl daran thun, daß du dem berühmten Wandermonde folgst, und mich mit thierischen Begierden tränkst, damit ich nicht menschliche Leidenschaften einsauge; aber hättest du mich die erste Milch der Mutter trinken lassen, so hätte ich weder dein Manna noch deine Grobheiten verschlucken müssen. Aergerlicher freilich war mir die spätere Prophezeihung Ihrer Excellenz, der Frau v. Z., denn ich wußte, was sie unter Frommen versteht. Am Weihnachtstage zeigte sich über meiner Nasenwurzel ein rother Fleck in Form eines Kreuzes. Mein Vater hielt ihn für eine Fortsetzung des Milchschorfs, der mir Nas' und Backen überzog, und er hatte gewiß Recht, denn, nachdem ich 4 Wochen ein Decoct von Stiefmütterchen getrunken habe, ist seit gestern keine Spur mehr davon zu sehen. Aber J. Excellenz versicherten, das Kreuz bezeichne mich als einen künftigen Frommen, wie der Heiligenschein, der am 1sten Ostertage auf dem Kopfe ihres Junkers glänzte, diesen zu einem künftigen Apostel eingeweiht habe. Von ihren beiden Aerzten, deren einer ein Wiedertäufer, der andre ein getaufter Jude sei, habe zwar der erste, ein gottloser Rationalist, den Schein einen Kopfgrind genannt, der andere aber, ein frommer Gläubiger — Wucherer hätte sie sagen sollen — habe, sobald er an die hochadelige Wiege trat, den Heiligenschein erkannt und sich zu stiller Anbetung auf die Kniee geworfen; verdiente der fromme Mann nicht mehr Glauben als sein College, so würde man ihn nicht Adressen unterschreiben lassen. — Nun, wir wollen abwarten, was aus mir und dem Junker wird. Daß man mich 4 Wochen lang gewindelt hat, bleibt vielleicht nicht ohne Folgen und, wenn ich aufrichtig sein will, so muß ich bekennen, daß mir schon jetzt nichts so viel Freude macht, als, wenn Laura — so heißt unser Kindermädchen — mich auf ihrem Schooße wiegt und dazu singt:

„Auf der Welt, auf der Welt,
Ist nichts mehr, das mir gefällt."

Daß ich ein Sonntagskind bin, darauf gebe ich nichts, denn ich könnte unsaubere Geister erblicken; und eben so wenig darauf, daß ich den Namen Gottlieb in der Taufe erhalten habe, denn mein Onkel heißt auch so und doch betet er nur, wenn er die Loge schließt. — Daß ich getauft bin, hat der Leser so eben beiläufig erfahren; ich habe ihm aber zu berichten, wer die Taufzeugen waren. Außer Ihrer Excellenz, die ich dem Leser vorzustellen bereits die Ehre gehabt habe, beantworteten die Frage: entsagest du dem Teufel und allen seinen Werken? mit einem lauten, kräftigen Ja folgende acht — und ehrbare, wie auch Hoch- und Hochwohlgeborene Herren und Damen: Hr. Generallieutenant von Ultritz, Hr. Major von Pfaffenau, Hr. Präsident von Willman, Hr. Geheimer Rath Garant, Hr. Senator Fuchs, Hr. Maler de la Baisse, Frau Gräfin von Alster, Frau Justizräthin von Winter, Frau Medizinalräthin Turnier, Frau Superintendentin Barthold, Frau Professorin Misling. Lauter Personen, nicht nur von Meriten und Vermögen, sondern auch, wie jeder weiß, von dem entschiedensten Einfluß bei Hofe und den Ministern; wie konnte es dem Vater an reichen Pathengeschenken, wie kann es ja ihm und mir an Protektion fehlen! — Wer sich erinnert, daß das Sterbejahr des Hauses Habsburg mit meinem Geburtsjahr zusammenfällt, wird's erklärlich finden und mir glau-

ben, daß ich von meinem Taufstage an — früher habe ich nichts von Träumen gewußt — bis zur Sylvesternacht des verflossenen Jahres jede Nacht — außer in der des verhängnißvollen 10. Juli — unter Herzklopfen träumte, ich stände in dem öden Saale eines auf hohem Berge erbauten Schlosses, und schaute von den Fenstern desselben hinab auf ein fluß- und bergreiches Land, bald auf 2 alte Burgen, bald auf ferne Gletscher hinblickend. Gewöhnlich war alles still und ruhig in der Gegend. Aber oft sah ich aus der einen oder der andern der beiden Burgen Kriegsschaaren ziehen, auf deren Fahnen Schinznach und Brunneck zu lesen war, oder es kreisten in stillem Fluge Habichte um das Schloß, in dem ich mich befand, oder es breitete sich Nacht über Berg und Thal und mit hohler Stimme rief es da: Rudolf, Rudolf! Kann ein Mann, selbst nach 50 Jahren, bedeutungsvoller träumen? Und ich träumte so schon als Säugling und schon im Jahre 1780! Ja, Gottliebchen, du bist ein Wunderkind, und wenn du es nicht bis zum Narren bringst, so wird wenigstens ein Professor aus dir, sei es nun der Geschichte, oder des Staatsrechts, oder der Dichtkunst und Beredsamkeit, und zwar ein weltverbessernder, denn du bist am Sonntage laetare geboren, der den Strohmann den Flammen übergiebt. — Nach einem 14tägigen Catarrh ward ich den 10. Juni zum ersten Male wieder in den Schloßgarten getragen. Es war der schönste, blühendste Frühlingsmorgen. Alles, der murmelnde Bach, der Duft und Glanz der Blumen, der Nachtigall Flöten und Schmettern füllte das Herz mit Sehnsucht und Liebe. Da drang des lieblichsten Mädchens Blick mir in Auge und Herz. Wie ein Blumenstrauß mit Rosaband gewunden, lag sie in roth und grün gestreifter Windel an der Brust der Amme, Rosen und Lilien ihre Wangen, Granaten ihre Lippen, Cyanen ihre Augen, goldne Aehren ihr Haar. Ich im Arm meiner vor ihr knieenden Laura, sah unverwandt nach des Engels Auge, das ab und zu sich öffnete und schloß, ein Spiegel der Seligkeit befriedigten Verlangens. Aber matter und immer matter heben sich die schöngeformten Augenlieder, noch einmal gönnen sie mir den Anblick des Himmels, nun decken sie, schlafgefesselt unbeweglich das freundliche Sternenpaar. Laura setzte sich zur Amme auf die Bank und von Lieb und Lust entbrannt trampelte ich auf ihrem Schooße herum und schwur, zur Königin meines Herzens gewandt: Dein auf ewig! Als ich nach Hause gebracht und meinem Argali an die Brust gelegt war, konnte ich keinen Tropfen Milch herunterbringen; ich verlangte nach der Wiege und überließ mich den Phantasieen meines liebentflammten Herzens, bis ich in süßen Schlummer und in noch süßere Träume versank. O der grausamen Tücke des Schicksals, die in wenigen Stunden mich zum seligsten und zum elendesten Sterblichen machte! Kaum war ich erwacht, so verlangte ich aufgenommen und wieder in mein Paradies getragen zu werden. Gezwungen schlürfte ich einige Züge Milch; dann hinaus zu Ihr. Noch brannte auf meinen Wangen die Glut verliebter Träume, mit vorgestreckten Händen ruderte ich auf Laura's Armen dem Eiland meiner Freuden zu; aber, großer Gott! was erblickte ich! Unter Blumen, auf schwellendem Grase, lag Sie hingestreckt und neben ihr der junge Baron v. S., in Purpurwindeln gehüllt; ihnen zur Seite saßen die Ammen, die sie bewachten. O, Anblick der Hölle! Wie die schmachtenden Augen, die sehnenden Arme, sich suchten und fanden! jetzt sog Er an ihrer Hand, jetzt Sie an seiner; jetzt tastete er mit frechen Fingern auf dem Heiligthum ihres Gesichts umher, jetzt erwiederte sie — o des schaamlosen Weibes! — die freiherrlichen Liebkosungen unter Lachen und Jauchzen! — Meine Sinne schwindelten, ich fiel bewußtlos an Laura's Hals. Als ich nach langer Ohnmacht die Augen wieder aufschlug, lag ich in meiner Wiege, Vater und Mutter und alles Hausgesinde standen bestürzt um mich herum. Was fehlt dir, Gottliebchen? fragte die Mutter? Ich griff ans Herz. „Sehen Sie, Herr Doctor, hab' ich nicht Recht?“ sagte

Laura, „sein Herz will brechen vor Liebe und Eifersucht.“ Man legte mir einen Blutegel an, und nach einem ziemlich ruhigen Schlafe fand sich Appetit und Lebenslust wieder ein.

(Fortsetzung folgt.)

Viertes Blatt aus dem Tagebuche eines Narren.

Die eingeklammerten Worte am Schlusse des vorigen Blattes sind eine Lüge.

Es ist an keine Fortsetzung zu denken. Mimi schwamm in Thränen, als er die Erzählung von meiner unglücklichen ersten Liebe las. „Um Gottes Willen, nichts mehr in diesem genre“, sagte er, nachdem seine Lektüre und sein Schluchzen beendigt war, „der Unsinn Ihres Tagebuchs ist freilich kaum zu ertragen, aber, wenn Sie Ihr Leben zu beschreiben fortfahren, so wird es bald an Thränen für die Stunden der Audienz gebrechen und, bedenken Sie wohl, für die Stunden der Andacht auch. Gesprengt wird dann der Phalanx der Bollenmädchen vor der Kanzel Ihres Freundes; spekulirend holen sie ihre Körbe und zerstreuen sich in die Kirchen nach allen 4 Winden.“ „Nein,“ rief ich aus, „diese Schmach soll über meinen lieben Felix nicht kommen! Hier meine Hand, Mimi! kein Pinselstrich mehr an dem Gemälde meines Lebens!“ Und ich halte Wort. Habe ich doch heute bei Steheli es wieder hören müssen, daß ich weder Minister noch Schneider, sondern ein Narr sei, und der dies versicherte, schien ein ausgezeichneter Gelehrter zu sein, denn er hatte einen Orden und wurde Professor titulirt. Ich behauptete, daß nur die Gesinnung des Volkes und nichts Anderes mit Sicherheit die Rechte der Staatsbürger, wie den Staat selbst garantire. „Solche Worte, erwiederte mir der Ritter, können im 19. Jahrhundert nur über die Lippen eines Narren kommen.“ Mimi zupfte mir am Rocke, ich machte einen Katzenbuckel und schlich mich weg. „Also im 19. Jahrhundert glaubt nur ein Narr, daß der Igel Stacheln hat, und wiederum, daß man von Disteln nicht Feigen lesen kann? Hat der Ritter wirklich Recht, Uhu?“ Statt der Antwort gab die Eule mir den Biscuit, den sie eingesteckt hatte, und, als wir nach Hause kamen, — mußte ich auf die Drehbank. Ja, zu drehen verstehen sie und sind eines academischen Diploms werth, hier und überall, in der Kammer wie im Verhörzimmer, auf dem Lehrstuhle wie auf der Tribune; und die Narren glauben und folgen ihnen! Aber, laßt mich nur erst wieder frei! ich will euch zeigen, daß ich auch zu drehen verstehe, aber — Stricke und Peitschen! Verschweigen, zur Seite schieben, verneinen sind ihre Mörderwaffen, bemänteln, blenden, geloben, ihre Räuberkünste, mit denen sie die Kinder der Wittwe erschlagen, und unter sich die Schätze Salomonis theilen. — Aber zu Steheli kann ich nicht mehr gehen, das ist klar; ich habe dort mein Incognito verloren, und darf mich unter die Elite der Residenz nicht ferner wagen. Wo nun hin? Bei Meyer trommeln sie mich mit ihren quatremains heraus, von Kranzler scheucht mich die flickhosige Beinspreizerei weg, bei Josty komme ich in eine unerlaubte Nähe, bei Spargnapani nimmt zur Frühstücksstunde das graue Auge mich auf's Korn, bei Giovanoli spukt noch das Jahr 1830, bei d'Heureuse lockt die crême fouettée mir zu viel Schneidermamsells um die Tische, und bei Schauß muß ich meinen Stuhl mit einer gnädigen Matrone theilen. Was bleibt mir, wenn ich nicht in langweiliger Einsamkeit oder mit einem gefährlichen vis-à-vis meine Chokolade trinken will, andres übrig, als im Berliner Lesekabinet mir eine Tasse über die Straße holen zu lassen. Freilich risquirt man hier, so oft man nach einer Zeitung greift, sich an einer Flugschrift die Finger zu beschmutzen oder zu verbrennen; aber der Obergärtner thut mir's mir schon zu Gefallen, daß er we-

nigstens Ein Beet von Mist und Nesseln rein halten läßt. Die Bibliothek war geschlossen, aber café d'Italie nicht. Was der Tanz nicht wegwirbelte, sollte der Liqueur verflüchtigen; aber die Sünde blieb doch auf ihrer Stirn. Und draußen war es nicht besser; die Boulevards waren von Moschus durchduftet und von Seide durchrauscht. Wie stach dagegen die Jungfrau im Abendroth ab! Ach, nur noch einmal auf den Berner Kirchhof, ehe sie mich auf den Berliner bringen! Gott, wie spät lösen sich die Räthsel der Jugend! und ihre Lösung ist wieder ein Räthsel. So bleibt man sein Lebelang ein Narr, in und außer der charité, vor und hinter der gekreuzigten Victoria: man erhält das volle Licht und tappt doch im Dunkeln; sie singt: leb' auch so der Meine! und sie hat keinen.

Zur Geschichte der ägyptischen Reisen.

(Schluß.)

S. 57 jenes Heftes spricht Hr. L'Hote von dem hohen Saal, den man in der Mitte jener Pyramide antrifft, erzählt uns, wie sich in der Mitte der einen Wand desselben, und zwar in der Höhe von 30 Fuß, eine breite Oeffnung befände, die zu einer Gallerie, die wiederum mit dem Eingange zur Pyramide in Verbindung stehe, führe. Eben so soll sich in der Wand rechts von dieser, und zwar in sehr bedeutender Höhe nächst der Decke des Saales, eine andere Oeffnung befinden, die nach der Aussage der Araber zu einer geräumigen Gallerie, oder einem Gemach führt, welches durch 22 Säulen gestützt wird.

Drei dieser Säulen sollen mit kurzen hieroglyphischen Legenden versehen sein, die nächst jenen Arabern auch ihr Oberaufseher, ein geborner Malteser gesehen haben will. L'Hote giebt die Höhe dieser Oeffnung zu 80 Fuß an; allein er irret sich abermals, denn die ganze Höhe des Saales beträgt, nach den sehr genauen Messungen meines damaligen Zeichners und Vermessers, des seligen, so geschickten Architekten Segato, nur 72 Fuß. Wenn übrigens Hr. L'Hote jenen Saal genau untersucht hätte, so würde er sich überzeugt haben, daß sich auf dessen vier Wänden, statt jener beiden erwähnten Oeffnungen, im ganzen 26 theils größere, theils kleinere befinden; wie ich dies auf der XXVIII. Tafel meines Reiseatlasses, und zwar unter Fig. 1. a, b, c, und d, angedeutet habe.

Zwei Eigenthümlichkeiten dieses Saales, die er ganz übersehen, oder übergangen hat, ist: erstlich, ein unmittelbar unterhalb der im flachen Bogen ausgeschnittnen Decke angebrachter, auf beiden Seiten gestützter Querbalken, dessen Bestimmung vielleicht gewesen ist, eine Winde oder einen Flaschenzug daran zu befestigen, um entweder vermittelst ihrer nach den obern sichtbaren Eingängen oder von diesen in das untere Heiligthum zu gelangen. Fig. 1. a und d jener oben angeführten Tafel, zeigt diesen fraglichen Balken.

Zweitens, befindet sich in der Mitte dieses Saales eine kleine Kammer von Granit, in deren Mitte eine kleine oben abgebrochene Säule aus ähnlichem Stein, angebracht ist. Die Mumie hätte zwar hier eben so gut als in einem Sarkophag beigesetzt sein können; allein dies scheint mir aus dem Grunde unwahrscheinlich zu sein, als ich nach meiner Rückkehr aus Assum, jene Granitmasse noch unter einem großen Haufen von Schutt begraben fand, den meine Araber nur nach mehrtägiger angestrengter Arbeit, wegzuräumen vermochten. Es scheint mir daher eher, als wenn dies Behältniß zu mystischen Gebräuchen benutzt worden ist, indem es stark von Rauch geschwärzt ist, und ein Zugang unter dasselbe führt. Fig. 3. jener Tafel meines Atlasses, zeigt den Durchschnitt dieses Behältnisses.

Hr. L'Hote sagt ferner: „Ce que j'ai

„trouvé de plus intéressant dans cette chambre, c'est le reste d'une légende royale présentant non pas une cartouche, mais ce „qu'on appelle une banière, surmontée de „l'Épervier Arnèris, et contenant trois caractères qui forment vraisemblablement un de „ces noms ou des titres du roi. La simplicité de cette légende semble indiquer la „forme symbolique qui est la plus ancienne „dans l'écriture hiéroglyphique. L'inscription „combinée avec quelques autres ornements, „encadrait la porte qui conduit de la deuxième „chambre à la troisième. Le relief est très „bas; des étoiles ornaient le dessus des portes „et du plafond."

Was diese Inschriften anbetrifft, so behauptet Hr Lenorment, in jenem fraglichen Aufsatze, daß man keinen Königsnamen darunter fände. In so ferne sich unter den von mir angeführten, weder Titel noch Namensschild vorfinden, oder Kartouschen oder Ringe unausgefüllt geblieben sind, muß ich seiner Meinung beipflichten, wenn gleich Hr. L'Hote, wie wir dies eben ersehen haben, in solchen eine königliche Legende, oder einen sogenannten Banner *rc.* und der Direktor des hiesigen königl. ägyptischen Museums, Herr Passalaqua, dem Könige zustehende Attribute und Prädikate erkennen wollte**). Mögen die Hr. Letronne und Lepsius, als kompetente Richter hierüber entscheiden. Was mich befremdet, ist der Umstand, daß Hr. L'Hote nicht die äußerlich sichtbaren Eigenthümlichkeiten dieser gestuften Pyramide von Sakkara, durch welche sie sich von denen bei Dschiseh so merklich unterscheidet, bemerkbar machte. Diese sind, nach der bereits durch mich, Seite 297 meines Reisewerkes, gemachten Angabe, folgende:

1. ist die Orientirung der vier Seiten nicht genau nach den vier Weltgegenden gerichtet, welches doch bei den Pyramiden von Dschiseh der Fall sein soll.
2. Bildet ihre Basis kein regelmäßiges Quadrat, wie bei jenen, so daß bei dem obern Absatz ein sehr längliches Viereck entsteht.
3. Ist sie mit einer noch sichtbaren 14 Fuß dicken Einfassungsmauer, von Quadersteinen umgeben.
4. Sind die Steine, womit sie erbaut ist, mit Kalk verbunden, und haben, wie Tafel XXVII. meines Atlasses zeigt, einen bedeutenden Einfall nach Innen.
5. Befindet sich der einzige bis jetzt gefundene Eingang, ganz am Fuße der Pyramide; und
6. endlich, ist sie zwar wie die meisten übrigen Denkmäler dieser Art, aus Quadern aufgeführt; aber alle bisher entdeckten Gänge und Kammern, sind aus dem Felsenkern ausgehauen; abgesehen von jenen bereits weiter oben erwähnten Abweichungen, in ihrem innern Bau und in ihren Verzierungen.

Leider vermochte ich vor meiner Abreise aus Aegypten nicht, die gänzliche Aufräumung dieser Pyramide, so wie die definitive Eröffnung zweier andern, deren Eingänge meine Arbeiter aufgefunden hatten, auszuführen, indem es mir bei den vielen Ausgaben, die zur Betreibung aller jener Arbeiten und zur Erstehung einer so bedeutenden Sammlung von Alterthümern nöthig waren, als ich nach Europa brachte, an den nöthigen Mitteln gebrach, um eine kostspielige Arbeit fortsetzen zu können, und eine Subscription, die ich deshalb im Vaterlande einleitete, fehlschlug, weil man das etwa hierzu zusammengebrachte Geld, nicht gerne fremden Händen anvertrauen wollte. Ich überließ jedoch noch vor der Abreise dem Hrn. Msara die Valuta von etwa funfzig preußischen Thalern, die er einstweilen zur Instandhaltung des von mir geöffneten Eingangsbrunnens verwenden sollte, der bereits zweimal zusammen gestürzt war, und späterhin cedirte

*) Siehe Tafel XXVIII. Fig. 4 a. meines Reiseatlasses.

**) Siehe hierüber: Magazin für die Literatur des Auslandes, Nr. 17. Jahrgang 1839.

ich mein Anrecht an jene Pyramide, (deren alleinige Untersuchung mir der Vicekönig zugesichert hatte), zum Frommen der Wissenschaften, einem Verein, der sich nach meiner Abreise aus Aegypten, unter der Leitung des ehemaligen Schiffs-Kapitains Caviglia, zur ferneren Untersuchung der Pyramiden gebildet hatte. Wahrscheinlich ist jener Eingangsbrunnen offen erhalten worden, sonst würde Hr. von Prokesch und Hr. L'Hote späterhin nicht in solchen einzudringen vermocht haben.

Berlin, den 11. März 1841.

von Minutoli.

Des Gefangnen Lied.

Altspanische Romanze.

Wohl ist nun der Mai erschienen,
Wo die Lüfte milder wehn,
Wo die Lerche singt so lieblich,
Und die Nachtigall so schön.

Wo sich treue Liebespaare
Wieder ihrer Liebe freu'n, —
Nur ich Armer sitze traurig
In dem Kerker hier allein.

Weiß nicht, wann es draußen Tag ist,
Weiß nicht, wann die Nacht entflieht, —
Einst wohl hört' ich noch ein Vöglein,
Das mir sang ein Morgenlied.

Ach, ein böser Jäger schoß es,
Geb' ihm Gott dafür den Lohn! —
Und seitdem nun leb ich einsam
Viele, viele Jahre schon.

Bis zur Ferse reichet nieder
Meines Barts und Hauptes Haar,
Und schon könnt' ich meine Nägel
Brauchen wie ein Messer gar.

Will es so mein Herr und König, —
Nun, des Herren Will' gescheh'! —
Aber, ist's des Schließers Bosheit,
Weh ihm, dem Tyrannen, weh! —

Wer giebt mir mein Vöglein wieder,
Daß ich nicht so einsam hier,
Ach, und wenn's ein Staar nur wäre,
Daß er plaudern könnt' mit mir!

Wär's ein Vöglein, das den Frauen
Dienet mit getreuem Sinn, —
Zu Lenoren, der Geliebten,
Trüg' es meine Botschaft hin.

Und es brächte schöne Speisen
Mir von ihr, so süß gefüllt,
Ja, es wären heimlich drinnen
Spitze Feilen, wohl verhüllt.

Eine Feile für die Kette,
Für das Schloß auch eine noch; —
Ach, wo bleibt der Freiheit Vöglein,
Ach, wie bleibt's so lange doch! —

— Also klagte der Gefangne,
Als der König ritt vorbei,
Und es hört das Lied der König,
Und er läßt den Armen frei.

Ludwig Lieber.

Königliches Theater.

Sonnabend den 25. April: Maria Stuart. Es ist doch riskant, dacht' ich während der Vorstellung, Theaterdichter zu sein und zum großen

Theil von der mehr oder minder elenden Verarbeitung der Darsteller abzuhängen.

Die gute, liebe, alte Maria Stuart wurde uns wieder einmal vorgeführt und zwar in einer Mustervorstellung, wie wir deren leider öfter auf unsrer Bühne erleben.

Da flogen die disjecta membra poëlae so abgerissen, so vogelfrei in der Luft umher, daß ein guter Sortirer dazu gehörte, die coupirten Reden zusammenzufinden.

Und bei alle dem verfehlte doch der unverwüstliche Stoff seinen Eindruck nicht, wie sehr sich auch manche Darsteller bemühten, die tragische Wirkung nieder zu halten, und den nöthigen Lachstoff zu interpoliren, zur Bewährung des bekannten: du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas!

Mad. Bürkner vom Stadttheater zu Breslau gab die Maria Stuart als Gastdarstellung. Sie ist eine anmuthige Erscheinung, und hatte viel einzelne gelungene Momente in ihrer Darstellung, aber im Ganzen fehlte ihr jene erhabene Ruhe des Pathos, welche so tief tragische Gestalten, wie die Stuart, aus einem Gusse erscheinen läßt. Namentlich ist die Scene der beiden Königinnen eine sehr gefährliche Klippe; wenn der Zorn da nicht in der edelsten, glorreichsten Weise hervortritt, so bekommen wir leicht ein unkönigliches, weibliches — im bösen Sinne — d. h. zänkisches Bild.

Das Organ der Gastin scheint nicht zu stark, doch nicht ohne Biegsamkeit, und ihre Darstellungsgabe ist von der Art, daß wir neugierig auf ihre nächsten Rollen sind, um uns ein allseitiges Urtheil über ihr Talent bilden zu können.

Ein zweiter — unbequemer — Gast war Hr. Volmany vom Hoftheater zu Dessau — und dieser Mortimer! Himmel, was soll daraus werden, wenn erst die Eisenbahn von Dessau hierher fertig ist, und wir der Bequemlichkeit halber noch mehr dergleichen Probeartikel des herzogl. Hoftheaterpersonals in Dessau bekommen?

Im ersten Akte ward mir — ich weiß nicht weshalb — recht antikatholisch zu Muthe, als ich die fanatische Schilderung Mortimers in bedächtigem Largo mit weinerlich quäkendem oder tief unreinem Tone vernehmen mußte, dagegen erwarb sich Herr Volmany im zweiten Akte wieder meine ganze Zufriedenheit, obwohl, wie ich vermuthe, wider seine Schuld, sondern durch meine, da ich den zweiten Akt gänzlich versäumte und mich zum dritten stärkte. Aber auch was für ein dritter! Mortimer furibundus war so täppisch, die Scene mit der Königin so genial undelikat, daß die Schweißtropfen mir vor der Stirn standen, wie der Verstand still.

Ich kenne Intendanzen, die noch Energie genug besitzen, einen solchen Mortimer sofort von der Probe wegzuweisen; aber etwas Humanität ist auch nicht übel!

Herr Volmany ist, wie es scheint, noch jung, und deshalb um so mehr zu beklagen, daß er schon so weit gekommen ist! Er ist bereits so einmaniert, daß Fortschritt nicht abzusehen, wohl aber ihm zu rathen ist, sich auf ein hübsches, ehrliches, bürgerliches Gewerbe zu legen.

Mad. Werner hat in ihrer alten Rolle der Königin Elisabeth keine neue Schönheit entdeckt, und das Publikum in ihrer Darstellung auch nicht.

Hr. Rott reihte in beliebter Weise ein Theatermätzchen an das andre, und erwarb sich als Leicester bei allen (ihm) Wohlgesinnten den erforderlichen Beifall. Anzuerkennen ist es immer, daß dieser Künstler auf der eingeschlagenen Bahn so rüstig als tapfer fortschreitet; daß diese Bahn nun zufällig die verkehrteste ist, welche er sich hätte auswählen können, hebt nur die Consequenz seines Charakters und die Energie seines Willens noch mehr hervor, und so gelang ihm denn auch diesmal wieder das Unglaubliche, noch mehr falsche Accentuationen in seiner Rolle anzubringen als früher. Man sieht, ächter Kunstfleiß rastet nimmer.

Von den andern Darstellern sei noch H. Franz erwähnt, der als Burleigh zu ertragen war, wiewohl das Copiren des verstorbenen Lemm ihm sehr schadet.

Wer gerufen wurde, weiß ich nicht, — ich entfernte mich vor dem Schlusse des Stückes, und that ein feierliches Gelübde, das Theater betreffend.

L. E.

Feuilleton.

Die Augsburger allgemeine Zeitung berichtet, daß Tiecks Anwesenheit in Sanssouci im bevorstehenden Sommer die Veranlassung werden würde, antike Tragödien im Hofzirkel zur Darstellung zu bringen. Es wäre sehr wünschenswerth, daß ein solcher Versuch auch öffentlich auf dem Hoftheater angestellt würde. Goethe hat in Weimar einmal die Antigone des Sophocles aufführen lassen, und zwar mit Erfolg. Zweierlei würde aus solchen Darstellungen hervorgehn: Wir würden daraus abnehmen können, welchen Eindruck die antiken Anschauungen, wenn sie uns so lebendig entgegentreten, für einen Eindruck auf unsern modernen Geist zu machen im Stande sind, und wir würden einsehn lernen, wie weit unsre Schauspielkunst noch von dem wahren Kothurn entfernt ist. Nur Mad. Crelinger, Mad. Wolf und Hr. Seydelmann sind unseres Erachtens nach fähig, antike Charaktere darzustellen. Zweifelsohne würden solche Aufführungen zu demselben Resultat führen, welches die Alten schon als nothwendig erkannt hatten, daß die Einstudierung der Stücke dem Dichter überlassen, und die Schauspieler ihm als seine Organe übergeben werden.

Eine hämische Verketzerung der Hegelschen Philosophie wird im Märzheft der Branschen Minerva versucht. Dort wird insinuirt, Hegel habe eine bequeme Erlösungstheorie, nach welcher man von seinen Sünden, Schwachheiten und Fehlern unmittelbar durch sich selbst absolvirt sei, insofern man sich nur nichts daraus mache. Die Verketzerung ist hämisch, aber auch ignorant. Der Verfasser kennt die Lehren der Religion nicht, die er zu vertreten sich das Ansehn giebt. Wäre er in höheren Erbauungsschriften bewandert, so würde er wissen, daß Hegels Behauptung in Uebereinstimmung mit den erleuchtetsten Gotteslehrern ist, und daß namentlich der herrliche Tauler fast wörtlich dieselbe Meinung ausspricht.

In einer Rezension, die sich bei einem wissenschaftlichen, vorzugsweise durch seinen Stoffgehalt wichtigen Werke auch einer kleinlichen (und obendrein ungegründeten) Sprachmeisterei unterziehen will, verirrt sich der Rezensent selber unmittelbar darauf in folgende entsetzliche, von keinem Gericht freizusprechende Redensart: „Der §. 46 ist ganz vortrefflich, und er allein verdient, das ganze Buch zu kaufen."

Alphons Karr erzählt, daß unlängst ein Mann in Paris den ihm gestohlnen Rock auf dem Leibe des Diebes entdeckte, diesen anpackte, und eine Weile mit ihm rang, dann aber plötzlich losließ, weil er fürchtete, seinen Rock zu beschädigen.

Napoleon ließ sich, als er am Rhein war, einmal zwei Maires vorstellen; davon sagte der eine zum Kaiser: Je suis la mère. Et vous? fragte Napoleon den andern. Je suis le faiseur des filles, antwortete dieser, denn er wollte sagen, er sei ein Zwirnsfabrikant. Eh bien, allez coucher ensemble, erwiederte der Kaiser, und lachte.

Berichtigung: In der vorigen No. des Athenäums Pag. 255 auf der ersten Spalte Z. 12 ist Westen statt Süden zu lesen.

Gedruckt bei F. Nietack. Verlag von Carl F. Klemann.

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. Karl Riedel.

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend eine Lieferung zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an die Verlagshandlung von Carl J. Klemann, Burgstraße Nr. 8, zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden ebendaselbst angenommen. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 18. Berlin, den 8. Mai 1841.

Inhalt: Rechte und Pflichten der Kritik; von Paul Smith. — Friedrich Wilhelm IV. — Goethe; von Varnhagen von Ense. — Plänkeleien; von Nauwerck. — Bericht des Professor Dintelmaier; von Franz Freih Gaudy. — La Breschelle; Novelle von Isidorus orientalis. — Jacob Grimms erste Vorlesung in Berlin. — Gedichte: Sängers Liebe, Petrarka; von E. Sommer. — Feuilleton.

Rechte und Pflichten der Kritik.

Nach dem Französischen des Paul Smith mit einem deutschen Nachwort von E. Meyen.

Man hört häufig sagen, daß die Pogramme nichts taugen; ich glaube, daß sie wenigstens dazu taugen, das ins Gedächtniß zurückzurufen, was sein sollte, wenn sie auch nicht gleich das garantiren, was sein wird, und das will immer etwas sagen.

In unsern Tagen, wo alles untersucht und angegriffen wird, hat sich die Kritik gegen sich selbst gekehrt, um eine Kritik der Kritik zu geben. Ist das nicht eine wunderbare Thorheit? Es war nur noch eine Autorität geblieben, und diese hat die Kritik mit eigenen Händen erschüttert. Und doch wird die Kritik immer existiren; bevor sie entstand, gab es Komödien und Satyren, waren Aristophanes und Boileau, die Vorläufer der Feuilletonisten. Die Kritik ist eine Nothwendigkeit, mögen auch Andre sie ein Unglück des literarischen und künstlerischen Handwerks nennen. In der Industrie kritisirt man, indem man etwas besser macht, in der Literatur und Kunst ist es immer Leuten, die selbst nichts machen können, erlaubt gewesen, laut und frei zu sagen, warum irgend ein Wort ihnen gefiel oder nicht, warum irgend eine Produktion ihnen gut oder schlecht schien. In der Sphäre der nützlichen Dinge hat das Publikum sich immer nur auf sich selbst verlassen wollen, in der Sphäre der als frivol verrufenen Dinge hat dasselbe es bequem und amüsant gefunden, eine Schaar Ausrufer zur Seite zu haben, die nur damit beschäftigt sind, seine Wahl zu leiten, seinen Geschmack aufzuklären. Kurz es hat es gemacht, wie ein hungriger Gast, der bei dem ersten Gericht sich gleich auf alle Schüsseln, die auf dem Tisch stehn, stürzt, der aber beim Dessert nicht böse ist, wenn man ihm sagt: „Nehmen Sie lieber dies als das, diese Früchte, diese Kuchen sind nicht gut, aber dieser Creme ist vortrefflich, dies Marzipan schmeckt köstlich.

Ein englischer Schriftsteller schildert die Kritik mit dem Bilde eines großen Hundes, der keinem Ruf und Zügel gehorcht, der Alles zerreißt, was er nicht versteht. Wär' es nicht treffender und schicklicher zu sagen, daß die Kritiker die Hunde der Kunstheerde sind, die nur beißen, um die Schafe auf den rechten Weg zu bringen? Die wahre, gesunde Kritik ist die, welche zugleich folgende drei Forderungen erfüllt: welche die guten und schlechten Werke anzeigt, die Schriftsteller aufklärt, die Leser amüsirt.

Die schlimmste Sorte von Kritikern ist die, welche nur die letztere Forderung erfüllt. — Der Kardinal von Retz sagt irgendwo: „Wenn es nicht eine Art Blasphemie wäre, zu sagen, daß in unserem Zeitalter Jemand tapferer als der große Gustav Adolph und S. M. der König wäre, so würde ich sagen, es sei H. Molé, der erste Prä-

sident gewesen." Ich aber möchte sagen, daß wenn es einen Braveren giebt, als den Soldaten, der sich ruhig vor den Schlund der Kanonen stellt, dies der Kritiker ist, der einem Manne, welcher ein schlechtes Werk gemacht hat, Aug' in Auge gegenübertritt, und ihm sagt: „Ihr seid arm, ich entziehe Euch Euer Brod." „Ihr seid reich, ich erniedrige Euch." „Ihr seid jung, ich verschließe Euch Eure Zukunft." „Ihr seid alt, ich verbittere Euch Eure besten Tage. Ich schleudre auf Euern ersten oder letzten Versuch den furchtbaren Ruf der Ohnmacht und der Dummheit."

Wißt ihr wohl, daß viel Muth dazu gehört, um dies Handwerk zu treiben, und in der Welt mit denen zu leben, die man verurtheilt hat?

Der politische Schriftsteller ist weit besser daran, wenn er das Ministerium angreift: er ist darum nicht schuldig, die Minister zu sehn, darin liegt Alles. Er setzt sich nicht aus, ihnen am Morgen und Abend, wenn er um die Straßenecke biegt, im Foyer, in jedem Salon zu begegnen! Er riskirt nicht, mit Leuten zusammenzustoßen, die sich mit Leib und Seele abstrapazirt haben, ein Werk zur Welt zu bringen, das er jämmerlich findet, und die ihm mit Worten, Gebärden und Blicken zuschreien: „Barbar, Ihr wollt also, daß ich vor Schande, und meine Familie vor Hunger sterbe?"

Was soll er machen? Befolgt Ihr das Princip der Humanität in Kunst und Wissenschaft, so seid Ihr ein Philantrop, und kein Kritiker. Der Kritiker ist in seinem Recht und seiner Pflicht, wenn er dem Künstler ohne Talent, der zu leben verlangt, zuruft: „Ich sehe die Nothwendigkeit davon nicht ein."

Eine andre Art von Muth muß dem Kritiker noch einwohnen, der Muth der Bewunderung, der so oft von der Ironie, welche die Obermacht usurpiren möchte, und dem Sarkasmus, der nach der Tiefe trachtet, in Schach gehalten wird. Wie für eine gewisse Art von Seelöwen die Erde nur dazu da ist, um sich von Zeit zu Zeit darauf auszuruhen und ihr Wasser zu lassen, so ist für den spottlustigen Kritiker die Kunst nur dazu da, um einen Text für seine Quodlibets, ein Canevas für seine Epigramme daraus zu machen, und diese Kritik rekrutirt sich natürlich aus allen blasirten, auf jeden Erfolg eifersüchtigen Leuten, die allem Hervorstechenden feind sind. Solch ein Aristarch geht z. B. nach einer ersten Theater-Vorstellung, mit dem besten Willen, Alles zu sagen, was gut ist, aus der Loge, läßt sich aber irreführen, grade das Gegentheil zu schreiben, bloß aus Furcht, sich lächerlich zu machen, und den Spott gegen sich zu kehren. Kennt Ihr das Wort von Goethe: „Es giebt wenig Stimmen, aber viel Echos." Die Kritik soll eine Geburtshelferin der Geister sein, wie einst Sokrates es von sich sagte, sie soll sie nicht hemmen.

Die Kritik gebraucht ihr Recht, wenn sie, sobald ein Werk erschienen ist, es vollkommen negirt, wenn sie erklärt, daß trotz des erlangten Erfolgs das Werk nichts bedeutet, nichts taugt. Nur muß sie sich dabei in Acht nehmen; wenn das Werk sich hält, und dauerndes Glück macht, so kann die Kritik sich leicht selbst ihr Grab graben. Nichts ist leichter, als die Kunst zu negiren, aber hütet Euch vor Repressalien! Die triumphirende Kunst hat eben so wohl ein Recht, die blinde und leidenschaftliche Kritik zu negiren. Nichts leichter als schreiben: „das Stück, die Musik sind schlecht." Die Probe, wie ist es mit der? Doch wohl, weil sie keinen Effekt machen! Wenn sie nun aber doch welchen hervor bringen, wie wollt Ihr Euch aus der Schlinge ziehn?

Kennt Ihr die Methode derer, die in ihrer Bewunderung wie in ihrem Zorn sich eines großen Künstlers bemächtigen, und ihn mißbrauchen, um alle minder bedeutenden zu vernichten, die vor einem Gluck oder Mozart Rad schlagen, um alle gewesenen, gegenwärtigen und zukünftigen Cimarosas und Boieldieus nicht aufkommen zu lassen?

Andre wieder steigen auf den Montmartre, um im Parterre der Tuillerien ein Blümchen zu entdecken, und dann wie wahnsinnig zu schreien: „Guter Gott, was ist da für eine kleine niedliche

Blume, und sie riecht nicht einmal." Solche Leute sind im Stande, ein Sonett aus dem Standpunkte des Homer, ein Feenmärchen aus dem Standpunkte Bossuets zu beurtheilen. Die verächtlichen Urtheile der Kritiker kommen oft darauf zurück: „Ich, ein Mann von Studium und Wissen, ich, der ich mit Meisterwerken groß gefüttert bin, ich ennuyire mich über die kleinen Conceptionen, die Euch amüsiren, und die eher für Euch, als für mich gemacht sind.

Gewiß giebt es ein absolut Schönes, „bei diesem Wort verwirren sich die Weisen!" denn die fürchterliche Masse von Abhandlungen hat bis jetzt seine Natur noch nicht ergründet, seine Eigenschaften nicht aufgeklärt. Aber es giebt auch ein relativ Schönes, und das ist leichter zu erkennen. Die Kunst des Kritikers muß darin bestehn, den Maßstab des Publikums anzulegen, und zu prüfen, ob das, was man ihm zumuthet, ihm auch paßt. Die Natur und die Gewohnheiten des Kritikers selbst dürfen nicht in Betracht kommen: der Kritiker muß sich hüten, dem Egoismus in die Klauen zu fallen.

Jedes Thaterstück z. B. ist ein Kleid, das für ein gewisses Publikum zugeschnitten ist, welches man studiert haben muß, um beurtheilen zu können, ob das Stück gut oder schlecht ist. In Paris giebt es eben so viel Publikums als verschiedene Theater: daraus folgt, daß, was in den niedern Regionen gefällt, und hier gut ist, in einer andern schlecht sein würde. Es giebt Stücke, die dem an ein bestimmtes Theater gewöhnten Publikum conveniren, diese sind gut: andre ziehn die Masse des Publikums aus allen Theatern an sich: diese sind ausgezeichnet.

Niemals hat die Kritik so viel Haß und Leidenschaften erregt, als in unsern Tagen, niemals ist sie auch bittrer und feindseliger gewesen. Errathet Ihr den Grund? Er besteht darin, daß die Kunst verbrauchter, matter ist als je, und daß sie durch eine gebietende Nothwendigkeit, trotz ihrer Erschöpfung zu einer überschwenglichen Fruchtbarkeit genöthigt ist. Beim Anblick dieser Wiederholungen, dieser Nachahmungen, die schon tausendmal dagewesen sind, kann die Kritik sich eines Widerwillens nicht erwehren, das hat sie mit tiefer Bitterkeit erfüllt. Von welcher Seite ist das Unrecht größer? Ich weiß es nicht, aber das weiß ich, daß die Künstler und Kritiker stets sich in der feindseligsten Stellung gegenüberstehn. Sie vollbringen ihr Leben, um sich gegenseitig durch die Lupe zu besehn und zu prüfen; nennt mir eine Schönheit, die solche Prüfung aushält! Sagt mir, ob man sich wundern darf, daß der Enthusiasmus verschwindet, verraucht, wenn man die kleinen Flecken zu nahe sieht, und wenn man auch das Geheimniß der kleinen Fehler kennt. Dem sei, wie ihm wolle, ich gebe nicht zu, daß der Verfasser eines mittelmäßigen, ja selbst eines schlechten Werkes behandelt werde, als habe er ein Verbrechen oder ein strafbares Vergehn begangen, das vor die Assisen gehört. Dieser arme Schriftsteller, den ihr mit unbarmherziger Hand züchtigt, hat mühsam gearbeitet, hat geglaubt, ein Meisterstück zu machen. Ihr beschuldigt ihn der Nachlässigkeit, der Faulheit, und begeht einen wunderlichen Irrthum, denn niemals hat er vielleicht größere Anstrengungen gemacht, niemals hat er öfter des Nachts gewacht. Ihr beurtheilt ihn nach dem Resultat, und seid ungerecht. Der Entwurf, den Ihr bis in die Wolken erhebt, hat dem Dichter vielleicht nur 8 Tage gekostet, während der andre, den Ihr mit Verachtung überhäuft, 8 Monate gekostet hat. Die Begeistrung ist, Ihr wißt es, eigensinnig, wenn sie sich weigert, zu erscheinen, ist es gerecht, den Willen anzuklagen? —

Die empfindlichste Beleidigung, welche man einem Kritiker authun kann, ist die, wenn man ihm sagt: „Ich habe Ihren Artikel über dies oder jenes Werk gelesen. Sagen Sie mir, was halten Sie davon?"

Jedenfalls wird man uns darin beistimmen, daß eine der lächerlichsten Erfindungen unserer Epoche, die der „gewissenhaften" Meinungen ist. Dies Wort steht für Alles ein, entschuldigt Alles. Früher kannte man nur Wahres und Falsches;

jetzt kennt man eine dritte Nüance, die des Gewissenhaften. Wenn ihr keinen gesunden Menschenverstand habt, und Ihr „Gewissen" habt, so seid ihr geborgen. Sagt „gewissenhaft" die dümmsten Dinge, sprecht die anstößigsten Ketzereien aus; wer wird so frech sein, sie Euch vorzuhalten?

Nächst der Kritik, die ausschließlich dem Kultus der Todten gewidmet ist, giebt es nichts Lächerlicheres, als die, welche immer Zank sucht, die ihnen ihr Talent, ihren Ruhm abspricht, die sich darauf klemmt, zu beweisen, daß die großen Männer, die durch die Bewundrung aller Zeiten geheiligt sind, in Wahrheit nur dumme Jungen waren. Es giebt nichts Alberneres, Hohleres, Nutzloseres, als Bände darüber zu schreiben, daß Homer, Virgil, Händel, Mozart u. A. ihren Ruhm sich nur angemaßt haben. Wenn ihr bewiesen habt, daß sie kein Genie haben, habt ihr darum mehr Geist? Wenn ihr ihren Ruf zerstört habt, habt Ihr Euch welchen erworben? Ich weiß nicht, welcher Schriftsteller im vorigen Jahrhundert, „der Zertrümmrer der Heiligen" hieß, weil er immer nur auf den Ruhm der Legenden-Heiligen loshackte. Der Pfarrer von St. Eustache konnte nicht vor ihm vorbeigehn, ohne ihn tiefgebückt zu begrüßen. „Ich habe immer Furcht, sagte er, daß er nicht auch meinen St. Eustache todtschlage." Ich habe weniger Besorgniß für die großen Männer und ihren Ruhm, und grüße auch ihre Verkleinere weniger tief.

Ein wahres Kreuz der Kritik sind die Empfehlungen, die freundschaftlichen Anliegen. Wüßte man nur, wohin das Alles führt, was das für Folgen hat! Sperrt Euch so viel ihr wollt, die Wahrheit zu sagen, Ihr verhindert sie nicht, zu existiren, unterdrückt sie ein paar Tage lang, sie bricht sich am Ende der Woche gewaltsam Bahn. Die gute Kritik besteht aus zwei Elementen, aus Inhalt und Form. Für den Inhalt bildet die Vernunft, der Geschmack, das Wissen stets die wesentlichen Bestandtheile. Für die Beurtheilung der Form weiß ich keine bessre Regel anzuführen, als die ein Journalist befolgte, der nach 25-jähriger Uebung sich mit der Achtung vor Allem zurückzog: „Wenn ich einen Schriftsteller oder Schauspieler beurtheilen wollte, sagte ich mir stets, so stellte ich mir vor, er sei mein Freund, und stellte mich so, als spräche ich unter vier Augen mit ihm. Was ich dann gesprochen haben würde, das schrieb ich."

Wir können von diesem geistvollen Artikel Paul Smith's, den wir mit Vergnügen übersetzt haben, nicht scheiden, ohne einige Worte hinzuzufügen. Der Artikel ist zunächst nur auf die französischen Zustände berechnet, hat aber auch für uns Bedeutung. In Frankreich ist das Reich der Kritik größer, eingreifender, aber auch bei weitem willkührlicher, als in Deutschland. Bei uns entscheidet die wissenschaftliche Ansicht, in Frankreich der esprit, die Geistreichigkeit; wir haben eine wissenschaftliche Gesetzgebung, einen festen Maßstab an den philosophischen Kategorien, in Frankreich aber ist die Philosophie noch nicht zur ausschließlichen Herrschaft gelangt, weil sie selbst sich noch nicht zum System herangebildet hat. Nur die Politik erkennt die Bedeutung der Theorie an. So kommt es denn, daß die Kritik, namentlich die ästhetische, in die Hände derer fällt, die irgendwie Geschick haben, leidlich darüber zu schreiben. Da ist denn jener häßlicher Zustand in Paris entstanden, über den sich die tiefer Gebildeten fortwährend ärgern, die Herrschaft der Koterien und einzelner vom Glück getragener Schriftsteller. Balzac hat diesen Zustand zur Genüge und aufs Köstlichste in seinem Literatenroman (un grand homme de province) geschildert. Er selbst hat aufs abscheulichste von der Feuilletonkritik zu leiden. Jeder neue Roman von ihm wird regelmäßig schlechtgemacht, und wie wenig auch die tiefer Gebildeten sich daran kehren, bei der Menge schadet es ihm doch immer. Es ist daher sehr natürlich, und ein gutes Zeichen, wenn geistvolle Krittiker selbst, wie Paul Smith, sich gegen dies Unwesen der Kritik auflehnen. Was er über die Nothwendigkeit der Kritik auf der einen, und den Mißbrauch derse-

ben auf der andern Seite sagt, ist vortrefflich. Nur darin hat er Unrecht, und verfährt auch er wieder zu französisch, daß er das Gebiet der Kritik zu vage und unbestimmt läßt, daß er ihren Maßstab nur nach den Anforderungen des Publikums einrichten will. In Deutschland denken wir nicht so lax. Die Anforderungen des Publikums richten sich bei uns nach denen der Kunst, und die Kritik läßt das Schlechte und Mittelmäßige nicht aufkommen, sie erstickt es im Keim. Wir werden es in Deutschland weniger, in Norddeutschland niemals erleben, daß hunderterlei Arten von Theatern entstehn, die allen möglichen Unsinn und alle mögliche Lascivitäten zu Tage fördern. Wien in seiner faseligen Harmlosigkeit, ist den Norddeutschen schon zuwider. Wir wollen tiefen Ernst, und kräftigen, gesunden, nachhaltigen Humor. Deshalb hat auch die Kritik bei uns eine weit höhere Mission, sie steht im Dienst der Wissenschaft und der Kunst, nicht des Publikums. Sie vertritt die Sache der Gebildeten unter dem Publikum, und selbst der getadelte Schriftsteller und Künstler, wenn er wirklich ein solcher ist, drückt dem Kritiker die Hand für den vernünftigen Tadel.

Vortrefflich ist die Polemik von Paul Smith gegen den Standpunkt der Ironie und gegen die Autoritätenschwärmer. Auch wir haben es erlebt, wohin uns die Witzsucht eines Saphir und die Maliceen der Heineschen Ironie geführt; haben es gesehn, was uns Schönes und Wahres bei diesem Treiben geblieben, wie es der Menge mit schnödem Lachen hingeworfen wurde, um den gellen Spott des Pöbels zu wecken. Denn die Pöbelhaftigkeit ist auch stark unter scheinbar Gebildeten, selbst in der Schriftstellerwelt. Was ferner die Bornirtheit der Autoritätenschwärmer hervorrufen kann, welche Blindheit des Urtheils, haben wir ebenfalls in den letzten Tagen mit Schrecken erlebt. Wie Jules Janin in Paris, gegen die neueren französischen Dichter dasteht, so verhält sich Ludwig Rellstab gegen die neueren deutschen Componisten, und es ist auch hier der Pöbel, dem die Herrschaft überantwortet wird. Wie bei den Ironikern gegen das Alte, so wird von den Bornirten gegen das Neue gewüthet, und die Wirkung bleibt dieselbe.

Diese schlechte Wirksamkeit aus unsrer Journalistik zu tilgen, ist die nächste Aufgabe der Gegenwart. Das schlechte Recensirwesen muß aufhören, das nur in Oberflächlichkeit, in Partheiung, in Spottsucht, in Malice und in Autoritätensucht besteht. Kenntniß und Geist, Kraft und Muth müssen Hand in Hand bei der Kritik gehn, dann wird sie die Macht üben, die ihr gebührt, wird sie das treibende Element sein, welches der Welt keine Ruhe läßt, stillzustehn, die spirituelle Substanz, welche sie vor Fäulniß bewahrt, der treffliche Minirer, welcher der Weltgeschichte vorarbeitet, und ihre Wirksamkeit wird der wunderthätigen Kraft des Achillesspeeres gleichen, der mit der einen Spitze Wunden schlug, mit der andern heilte. Das Alterthum ist zu Grunde gegangen, weil es die Macht der Presse und die Gewalt der Kritik nicht kannte, die germanische Welt aber wird ewig bestehn, weil sie die unvergängliche Kraft der Wiedergeburt, aus eigner Geisteskraft, in sich trägt.

E. Meyen.

Friedrich Wilhelm IV. — Goethe.

(Aus einem Briefe Varnhagen von Ense's an die Gräfin von **.)

— „Dem neuen Tage, der für Preußen aufgegangen, hat auch der ehrwürdige, nun schon achtzigjährige Kirchenrath Paulus in Heidelberg sein freudiges Begrüßungswort zugerufen, und seine Stimme wird manches Gefühl erwecken, manches Denken anregen. Ein so warmes Herz, ein so frischer Kopf, eine so lebendige Theilnahme für die Angelegenheiten des Vaterlandes, dürfen den Greis vielen Jüngern zum Vorbild aufstellen. Er ist kein Preuße, aber als Deutscher fühlt er sich kei-

nem deutschen Lande fremd, und was Preußen in Deutschland und für Deutschland ist, das hat er stets erkannt. Er urtheilt über unsre Verhältnisse mit einer Einsicht und Billigkeit, wie sie uns im Auslande selten, und nicht allzu oft in der Heimath begegnen. Er nennt Friedrich den Großen den ohne Constitution constitutionellen Selbstregenten, und gesteht, daß Preußen sich bei dieser Regierungsweise gut befunden habe, daß die Lage und der Beruf dieses Staates auch die Fortsetzung einer solchen Regierungsweise zu fordern scheinen. Dieses Bekenntniß wird um so bedeutender, wenn man erwägt, daß Paulus immer ein eifriger Constitutionsfreund gewesen, und die Forderung constitutioneller Formen auch jetzt noch keinem andern deutschen Lande erlassen will, das in seinem kleineren Umfang und abgeschlossenern Berufe keine solche Bedingungen und Aussichten hat, wie allerdings für Preußen Statt finden. Auch ist es keineswegs seine Meinung, unserem Staate den Anspruch und die Fähigkeit einer solchen Entwickelung zu verneinen, im Gegentheil, er sieht dieselbe schon vollkommen begründet, und durch den neuen vom Throne herab erweckten Aufschwung mächtig gefördert. Allein er glaubt, daß wichtige Bedenken hier stärker als anderswo entgegenstehen, und daß in dieser großen Angelegenheit hier keine Gefahr im Verzuge, vielleicht eher Gefahr im Eilen sei. Man dürfte bezweifeln, meint er, ob die Sache, nicht nur des Gemeinwohls überhaupt, sondern gradezu die constitutionelle Sache insbesondre, sich in den Händen einer gewählten Volksvertretung, wie sie jetzt denkbar wäre, so gut bewahrt und verwaltet fände, als sie beides jetzt in den Händen ist, denen höhere Fügung so glücklich und sicher das Ganze des Staates anvertraut hat. Die Persönlichkeit des Regenten ist es hauptsächlich, auf welche Paulus sein ungewöhnliches Vertrauen stützt, und deren Betrachtung seine sonstigen Bedenken am entschiedensten niederschlägt, seine redlichsten Hoffnungen am stärksten erhebt. Er sagt: „Mehrere der bereits vollzogenen Verordnungen sprechen aus: Der Regent steht hoch über den Partheien. Er will jeden nach dem Maß seiner Kenntnisse und nach der Bürgschaft, die sein sittlicher Charakter giebt, anwendbar machen für das Ganze. Meinungspartheien, philosophische oder sonst litterarische Schulfaktionen, politische oder kirchliche Einseitigkeiten sind nur dann schlimm, wenn ihnen ausschließend, vorherrschend zu werden gestattet wäre."

Der Greis hat den Vortheil, für neue Erscheinungen immer schon Vergleichungspunkte zu haben, auf welche zurückblickend er das Werdende an dem schon Gewesenen deutlich erkennt, für sein Urtheil Sicherheit und Halt gewinnt.

Aus der eigenen Lebenserfahrung schöpfen zu können, ist die fruchtbarste Geschichtskunde. Der ehrwürdige Greis, dessen Worte ich eben angeführt, hat kaum seine neue Freude, seine frische Hoffnung ausgesprochen, so weilt sein erfahrungsvoller Sinn nachdenklich über den Schätzen der Erinnerung, denen er die neue Anschauung anzureihen hat. Und wohin senkt sein Blick sich zunächst, wo haftet er? Geschichtliche Größen aller Art bieten sich an, Herrscher- und Heldengestalten winken beifällig; doch ihm ist es nicht um Aehnlichkeit der Stellung und des Glanzes zu thun, er geht auf Wesenheit aus, und das Bild, welches vor ihm aufsteigt, das seinem Blick und seiner Prüfung Stand hält, ist — Goethe's.

Lesen Sie selbst die Schilderung, welche Paulus nun folgen läßt, und die ich Ihnen abschriftlich beilege, begleiten Sie seinen klaren Einblick, seine gründliche Erörterung, die für den längst von der Erde abgerufenen großen Freund, den so hoch gepriesenen und doch oft so tief verkannten, das schönste und unzweifelhafteste Zeugniß sind, und den Zusammenhang seiner Geistes- und Gemüthsgaben im reinsten Lichte zeigen! —

Sie mögen verwundert sein über diese Herbeiziehung und Verknüpfung; auch mir war sie überraschend, aufregend und nachdenklich. Doch in ihrer Sonderbarkeit gefiel sie mir, ihre Eigenheit

dünkte mich von keiner Willkühr begleitet, ihre reichen Beziehungen entwickelten sich unter dem längern Beschauen, und das Sonderbare bewährte sich als Geniales, das Geniale als Richtiges.

Vertrauen Sie einstweilen meiner Bürgschaft, und glauben Sie dem hier gegebenen Bilde Goethe's. So war er wirklich: aus Einsicht mild, in seiner Güte weise, frei von Selbstsucht, erfüllt von Wohlwollen, doch was Anderen und ihm selbst gebührte und taugte, klar unterscheidend und wahrnehmend. So hab' ich selber ihn erkannt, obgleich nur kurze Fristen seiner unmittelbaren Nähe zählend, so haben seine wahrhaften, edlen Freunde ihn stets gewürdigt, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Friedrich August Wolf, Friedrich von Müller, Riemer, Eckermann, so Bettina von Arnim, Rahel, ja ich darf aus eigener Kunde hinzusetzen, auch sein fürstlicher Freund, der Großherzog Karl August, vertraute nicht minder dem Herzen Goethe's als seinem Geiste!

Nun gestehen Sie aber, daß die Verknüpfung zweier solcher Größen, wie Paulus sie hier zusammenbringt, mehr als pikant und originell, daß sie bedeutend und schwungvoll ist, und daß sie uns zu den schönsten Betrachtungen erhebt! Selbst ein weltlich unpoetischer Sinn wird zugeben, daß das Apropos ein sehr anmuthiges und eindringliches ist, bei Gelegenheit eines in Geist, Wohlwollen, Maß und Grazie unbestreitbar primirenden deutschen Königs diese schönsten herrscherlichen Eigenschaften im Bilde des unbestreitbar größten Dichtergenius der Nation sich abspiegeln zu lassen!

Wir aber wollen uns freuen, auch im Ausland anerkannt und gepriesen zu sehen, was unsre Herzen verheißungsvoll durchdringt und uns unverlierbar angehört! —

Plänkeleien.

I.

Die Krystallisation der Meinungen und Parteien.

So lange es Menschen giebt, weiß und vergißt man, daß Menschen irren. Der Irrthum ist des Menschen Erbsünde und die Quelle alles Unrechts, aller Schlechtigkeit und Unsittlichkeit. Wohl dem, der eine feste Ueberzeugung hat; aber wehe ihm, wenn er in Worten oder Thaten sagt: „Ich habe allein Recht und ihr andern habt Unrecht." Es ist Sünde, sich von der Menschennatur frei zu sprechen. Der Bescheidene, Gerechte und Tapfere erinnert sich oft, daß der Irrthum hundertäugig auf seine Beute lauert; er steht unermüdlich in Wehr und Waffen gegen Irrthümer und Vorurtheile. Denn der Irrthum ist desto schwerer zu überwältigen, je geringfügiger er im Ursprunge ist, je unbemerkter er sich wie ein Rechnungsfehler einschleicht. Fort und fort kann er bis zum monströsen Fanatismus anschwellen. Ein edler Mann *) hat gesagt: „Das Vorurtheil ist die Spinne des Verstandes." Wer den unschätzbaren Probirstein, den Zweifel, von sich wirft und sich auf die Ottomane des Nichtprüfens und der Untrüglichkeit hinstreckt, der wird bald von Wahngebilden umsponnen und gelegentlich, indem der Kopf das Herz vergiftet, ein Barbar gegen seine Mitmenschen. Mit dergleichen Monomanen ist eine Verständigung kaum möglich; und traurig steht es um ein Volk oder eine Gemeinde, wo ihrer viele in Parteien wie Lanzen gegen Lanzen sich entgegenstarren. Die eckigsten und gefährlichsten sind die Monomanen der Religion. Findet man auch nicht das Herz, sondern nur den Kopf dieser Leute verwerflich, so verwirren doch ihre Ansichten die Staaten und untergraben die christliche

*) Thomas Payne.

Grundideen und alle Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft.

Die Eiferer, Schwärmer und Fanatiker aller Zeiten und Zonen bedienen sich einer andern Logik und eines andern Wörterbuches als die übrigen Menschen. Freilich ist das Recht, für seine Person nach eigener Weise ein Narr zu sein, eben so heilig wie jedes andere. Warum einen Säulenheiligen stören, da ihm seine Lebensweise Vergnügen macht? Er hat auf seinem Standpunkte vollkommen Recht; er glaubt sich fromm und heilig, und ist es für sich. Aber er muß nicht von Andern dasselbe fordern oder gar erzwingen. Mögen die Zeloten aller Orten Anderen ebenfalls das obige Recht zugestehen und sich begnügen, resp. den ganzen Tag Postillen zu lesen oder Ketzer im Bildnisse abzuthun. Solche muß man stehen lassen, wo sie stehen, und sich erforderlichen Falls seiner Haut wehren. Gründe und Beweise prallen ab von ihrem Krokodillenpanzer. Halt ihnen die Sonne vor die Augen, sie werden nichts empfinden. Sie gehören zur dritten Klasse von Köpfen, die Machiavelli *) annahm: „Die erste sieht Alles von selbst ein; die zweite begreift es, wenn Andere die Sache darlegen; die dritte sieht nichts ein, weder von selbst, noch durch andere.“ Zur Vernunft gelangen können sie nur durch sich selbst; es giebt keine anderen Aerzte für sie. Leider ist bei ihnen die Rückkehr zum menschlichen Denken eine überaus seltene Erscheinung.

Das schlimmste aller Meinungspetrefakte ist das, welches a priori Recht hat, welches die Unfehlbarkeit mit auf die Welt bringt, welches ohne zu werden ist und ohne die Arbeit des Denkens denkt.

R. Nauwerck.

*) In seinem Principe.

Bericht

des Professors Dintelmaier, Vorstehers des Waisenhauses zu Schwarmelitz, an das Ministerium des Cultus.

(Aus dem Nachlasse von Franz Freiherrn Gaudy.)

Einem hohen Ministerio des Cultus statte ich hiermit meinen unterthänigsten Bericht von der neuen poetisch-militairischen Organisation des unterhabenen Waisenhauses zu Schwarmelitz ab.

Liebe ist die Dichtung des Lebens und Dichtung die Liebe des Lebens. Dichtung und Liebe sind demnach synonym, und der ätherische Blüthenduft des irdischen Daseins. Durch die Dichtkunst zähmte Orpheus die reißenden und Amphion die Seethiere; ich habe mit derselben meine Waisenjungen gezähmt, denn der Liebe können und sollen sie nun einmal ihre Veredlung nicht verdanken.

Zu diesem Zwecke habe ich, mit Hülfe eines alten tüchtigen Feldwebels, die Verwandlung begonnen, und die ganze verwaiste Jugend in vier Compagnien eingetheilt, von welchen die erste den Namen der Lyrischen, die zweite den der Elegischen führt; die dritte heißt die Satyrische, und die vierte die Dramatische. Gleich den vier Säulenordnungen stehen sie einander gegenüber, und trennen sich sowohl durch den wesentlichen Unterschied der Gattungen, als durch äußere Tracht.

Die erste Compagnie (Lyrische) hat hellblaue Jacken mit saffrangelben Kragen.

Die zweite (Elegische) dunkelblau mit schwarz.

Die dritte (Satyrische) merde d'oie Jacken mit Aufschlägen à la caca du Dauphin.

Die vierte (Dramatische) kleidet sich schwarz mit rothen, oder roth mit schwarzen Aufschlägen, ja nachdem das Individuum für die Tragödie oder für das Lustspiel arbeitet.

Keineswegs kann ich in Abrede stellen, daß ich durch die Verschiedenheit der Uniformen gestrebt habe, das Schisma zwischen den vier Com-

pagnien auf das Höchste zu treiben, indem wohl nichts der Ausbildung eines jugendlichen Dichters gefährlicher sein dürfte, als ein Schwanken zwischen den verschiedenen Dichtungsarten. Er widme sich einer, aber mit Leib und Seele; dann wird man nicht erleben, daß in ein und demselben Jahre, in ein und demselben Meßkatalog, von ein und demselben Verfasser, Sonnette, ein Vaudeville, eine Fabellehre und ein Roman aus dem Englischen übersetzt erscheinen. Mein eifriges Bestreben ist daher, eine Art von Kastengeist und bis an Erbitterung gränzende Rivalität aufrecht zu erhalten, und achte deshalb kleine, daraus entstehende Unannehmlichkeiten nur wenig. Klagt z. B. der elegische August Wilhelm, der satyrische Moritz habe ihm eine Ohrfeige gegeben, so freue ich mich im Stillen, und denke bei mir: Kinder werdet nur älter, und steckt die Nasen in die Literaturzeitungen, da sollet ihr einmal sehen, welche Ohrfeigen die Herren einander geben.

Eben so methodisch bin ich in Hinsicht der Belohnungen und Strafen. Da ist weder von Eselskopf, noch von Erbsenknieen die Rede, geschweige denn von Schlägen. Auch in dem kleinsten homuncio wird die Menschheit geachtet. Hat nun zum Beispiel, ein kleiner lyrischer oder elegischer Bursche Aepfel gestohlen, oder sein Betttuch verunreinigt, so lasse ich vor dem versammelten Bataillon die Dichtung des Sünders, durch den ersten besten Koryphäen einer fremden Compagnie rezensiren, oder verurtheile ihn, einen Gesang aus Bodmer's Noachide, oder zwanzig Kapitel aus irgend einem schlechten Roman auswendig zu lernen. Den Fleißigen dagegen belohne ich, indem ich seine Verse an die Redaktion einer der vielen Zeitschriften einschicke; und noch nie sind mir dergleichen zurückgesandt, wohl aber höflichst mit einem Freiexemplare honorirt worden.

So muß man die Jugend erziehn!

Sollte es wirklich in den jetzigen aufgeklärten Zeiten noch Menschen geben, welche befangen genug wären, meine ganze Organisation zu tadeln, so ist es mir wohl ein Leichtes, sie durch das Siegende meiner Gründe zu Boden zu schlagen. Man höre:

Jetzt wo es keine Handwerker mehr, sondern nur Künstler giebt, wo ihre Geliebten keine Jungfrauen mehr, sondern Fräulein sind, jetzt wäre es des Volksgeistes unwürdig, könnten besagten Künstlern „Neue Lieder, gedruckt in diesem Jahr“ noch genügen. Seine Seele ist mit dem Hauche unserer göttlichen Dichter geschwängert, welche jetzt, um noch volksthümlicher zu werden, in Pfennig-Ausgaben erscheinen. Und sollten ihm die Heroen unsers Parnasses und ihre Dichtungen nicht munden, so weiß er sicherlich welche zu finden, denen er Geschmack abzugewinnen versteht — nämlich seine eignen. Demnach wird erstens auf Thätigkeit der Seele gewirkt. Zweitens auf die Sparsamkeit; wie schon von selbst daraus folgt und in so schlechten Zeiten höchst nöthig ist. Denn Jeder, der sein poetisches Handwerk neben dem seinigen ordentlich versteht, macht sich seine Bücher, geschweige Gelegenheits-Gedichte selber, so wie wenn er Schuster ist, die nöthigen Stiefeln.

Endlich lernen meine Waisenjungen durch Dichten auch weit schneller Lesen und Schreiben.

Diese wenigen Andeutungen, dächte ich, wären genug, und folgen in der Anlage, um den Maßstab der schon erworbenen Fertigkeit anzudeuten, zu der meine Schüler bereits gediehen, einige bei der letzten Prüfung gekrönte Gedichte.

Schwarmelitz.

Dr. Dintelmaier,
Professor und Vorsteher hiesiger Waisen-Anstalt.

---

1. Geisternähe.

Von Hugo Ambrosius Knorl.

Hörst du die Vöglein singen, ringen, springen?
Die Silberfluthen schweigend, steigend rauschen?

Die Blüthen sonnig, wonnig Küsse lauschen?
Den Sturmwind sausend, brausend, grausend schwingen?

Die Nacht ist in der dunkeln Hülle stille,
Siehst in der Ferne Sterne flimmern, schimmern;
Epheu schlingt innig, sinnig sich um Trümmern,
Und Schauer, Trauer ist in grauer Hülle.

Wenn ich nun um mich sehe, gehe, spähe,
Da schlägt's im Busen mir so lange, bange,
Dann lausche ich der Geister Sange, Klange,
Und fühl' im leeren Herzen Schmerzenwehe.

---

2. Der Knabe, der Jüngling, der Dichter.

Von Berengard Lau.

Knabe.

Der Knabe saß an Bächleins Rand,
Die goldne Angel in der Hand,
Und angelte nach Fischen.
Ihr Fischlein in der Fluthen Reich,
Ach, hätt' ich euch, wie wollt' ich euch!
Könnt' ich euch nur erwischen.

Jüngling.

Der Jüngling sitzt an blauer Fluth,
Er kühlt am Wasser kühl die Gluth,
Die in den Adern flammet.
Ach, rufet er so kläglich,
Ich liebe sie herzinniglich,
Indeß sie mich verdammet.

Er windet einen Blumenkranz
Und wirft ihn in der Wellen-Tanz,
Und läßt ihn ruhig ziehen.
Ihr blauen Wellen, silbergold,
Grüßt mir mein Liebchen wunderhold,
Sagt ihr, sie soll nicht fliehen.

Dichter.

Der Knabe fischt nach Fischelein,
Der Jüngling nach dem Mägdelein,
Und beide ganz vergebens.
Das Fischlein will nicht beißen an,
Das Mägdelein will keinen Mann
Zeit ihres ros'gen Lebens.

---

3. Fragment

aus der Tragödie: Der Lämmergeier oder des Lebens Höchstes ist die Liebe.

Von Hippolyt Jareslaw Pimps.

(Die Scene stellt eine Räuberhöhle vor. Alf und Asla; später Curt.)

Alf.

Fühlst Du Muth im bangen Herzen?
Jungfrau, kannst Du ohne Schmerzen
Tauchen deine ros'gen Finger
Mit dem Dolch in Leibes-Zwinger?
Lieblings-Koserin des Mannes,
Asla, kannst du morden? —

Asla.

Kann es!
Ich kann morden, ich kann fluchen,
Kann bei Nacht die Gruft besuchen,
Sprengen kühn den dumpfen Sarg,
Der verweste Leiber barg;
Kann das funkelnde Geschmeide
Todten rauben sammt dem Kleide —
Aber, Alf, o spotte nicht,
Wenn ich eine Spinne sehe,
Dann vor Angst ich halb vergehe,
Käsebleich wird mein Gesicht;
Theurer Liebling, spotte nicht!

Alf.

Fern sei es, gleich Hottentotten,
Holder Weiblichkeit zu spotten!
Selbst der blutbespritzte Krieger,

Ja der Afrikansche Tieger,
Ehrt des Weibes zarten Sinn. —
Curt, was bringst du? —

Curt.

Ein Glas Gin.
Denkt, ich komm' in jene Hütte,
Sehe einen schwachen Alten,
Der an allen Gliedern zittert.
Und der dumme alte Greis
Will mir Brod und Schnaps verweigern!
Ob ich noch capitulirte
Mit dem Narren, mich noch zierte?
Nein, ich nahm's und hurtig traf
Ihn mein Dolch. —

Asla.

Ha! das war brav!

---

4. Der Strom.

Von Balthasar Grünrode.

Mit Blitzesschnelle
Entflieht die Welle
Der blauen Fluth.
So flieht das Leben,
Das Gott gegeben;
So rinnt das Blut
In unsern Adern,
Laßt uns nicht hadern
Mit dem Geschick;
Ein einz'ger Blick
Er zeigt uns stündlich,
Es wäre sündlich
Die edle Zeit so zu vergeuden.
Ach, welche Leiden,
Und welche Freuden,
Gewährt das Leben,
Das Gott gegeben! —

La Breschelle.

Novelle von Isidorus orientalis.

Wenige Tage nach dem ersten Einzuge Ludwigs XVIII. in Paris, (es war im Monat May des Jahres 1814) reisten zwei Emigranten, der Marquis von Cernay und der junge Vicomte von Salnois, von London ab, um sich wieder nach Frankreich zu begeben. Zwei und zwanzig Jahre hatten sie, getrennt von ihrem Vaterlande, verlebt, und jetzt kehrten sie dahin zurück, erfüllt von all' jenen ungemeßnen Hoffnungen, denen sich überall und zu allen Zeiten die siegende Parthei hinzugeben pflegt. Der Marquis von Cernay, ohngefähr fünf und vierzig Jahre alt, hatte schöne und ausgedehnte Besitzungen in Frankreich zurückgelassen, und in seinem treuen Gedächtnisse den hohen Werth, die Lage und den Umfang dieser Güter vollständig bewahrt: es litt nach seiner Meinung nicht den geringsten Zweifel, daß er sich jetzt auf dem graden Wege befinde, um sich wieder in den Besitz alles dessen zu setzen, was ihm geraubt worden war. Der Vicomte Gustav von Salnois, acht und zwanzig Jahre alt, hatte noch ganz als Kind Frankreich verlassen. Er konnte keine verkaufte Güter zurückfordern, aber die Treue und Anhänglichkeit, welche sein Vater der vertriebenen Regentenfamilie bewährt hatte, gaben ihm doch ganz zuverläßig unbestreitbare Ansprüche auf das Commando eines Regiments, und auf alle jene mannichfachen Auszeichnungen am Hofe, mit denen der dankbare Monarch nothwendig seine treuen Anhänger verschwenderisch zu überschütten sich gedrungen fühlen mußte. Weislich hatten sie sich gehütet, früher als jetzt, den Boden Frankreichs zu betreten, da die englische Gastfreiheit sie reichlich für den Verlust ihres Vaterlandes entschädigt hatte. Jetzt aber, wo die weißen Fahnen wieder auf den Thürmen wehten, und das Glücksrad sich zu Gunsten des französischen Adels gedreht hatte, wollten auch sie, gleich Andern, von dem Siege Europa's den möglichsten Nutzen ziehen, und in Frankreich, hinter

der reichen Erndte der Alliirten, für sich einige Aehren lesen. Die beiden Reisenden waren in Calais gelandet, und eine Postchaise sollte sie nach Paris führen, wenn gleich der Marquis sich selbst die Frage gestellt hatte, ob diese Abweichung von den Sitten der alten guten Zeit auch gerathen, und es nicht zweckmäßiger sei, sogleich in Versailles abzusteigen. Schon hatten sie Rouen im Rücken, der Morgen brach an, und sie hofften, daß sie noch vor Abend Paris erreichen würden, als plötzlich ihr Wagen sich nach der rechten Seite neigte, dann stehen blieb, und nach einigen, ziemlich sanften Stößen, sie in dem Staub des Weges begrub. Unbeschädigt zwar, doch nicht ohne alle Unbequemlichkeit, konnten unsere Reisenden durch den Kutschenschlag aussteigen.

„Dummkopf" sagte der Vicomte von Salnois zu dem Postillon, der eben vom Pferde absaß, „wie kannst Du uns auf einem Wege umwerfen, der so eben ist wie ein Tisch?"

„Ich kann die Herren nur mit vier Rädern fahren, und hier sind deren nur drei!" antwortete ganz ruhig der Postillon.

In der That, das eine Rad hatte seinen Beschlag verloren, und die Radfelgen waren nunmehr gesprungen.

„Hier giebt es wahrlich eine Besitzergreifung!" rief lachend der Marquis von Cernay. Aber plötzlich veränderte sich sein ganzes Wesen; große Thränen entquollen seinen Augen, und, auf das Lebhafteste ergriffen, schrie er: „Ach! mein Freund, so sehen Sie sich doch um, wir sind in la Breschelle!"

Neben der Straße, auf welcher sie sich befanden, lief eine sehr wohl unterhaltene Gartenmauer hin, deren Umfang man eben so wenig als ihr Ende wahrnehmen konnte, und hinter welcher die mächtigen Bäume eines ausgedehnten Parks ihren grünen Teppich ausbreiteten.

„Hier mein Freund!" rief Cernay, „hier bin ich geboren! hier ist mein Vaterhaus." Und nun verbreitete sich der Marquis mit geflügelter Zunge über die Reize dieser Besitzung, das prächtige Schloß, die umfangreichen Wiesen, den herrlichen Park; er schilderte die fischreichen Teiche, die reichen Erndten, wo unter der Last der Garben die Wagen gestutzt hätten; er zählte das Zuchtvieh her, und wie viel Kühe gehalten würden; endlich erwähnte er auch aller Herrenrechte, welche mit dieser selten schönen Besitzung verknüpft gewesen wären, und schloß mit dem Ausrufe, daß Alles dies das Eigenthum seiner Väter sei, welches ihm die verhaßte Revolution geraubt habe.

Während dieser Rede hatte der Postillon, so gut als er es vermocht, den Wagen nach einer benachbarten Mairie geschafft, und in der Zwischenzeit, während welcher das Rad wiederhergestellt wurde, schlenderten die beiden Freunde an der Mauer des Parkes entlang, und, da sie in derselben bald eine offene Thür fanden, so traten sie auch hinein.

„Wir haben mindestens eine Stunde Zeit," sagte der Marquis zu Salnois, „ich will Ihnen hier in meinem Eigenthum zum Führer dienen."

Jeder Schritt, welchen der Marquis nun that, weckte eine Erinnerung seiner Jugend, oder forderte ihn zu lauter Bewunderung auf. Hier hatte er als Kind gespielt; an jenem Teiche hatte er die erste Gefahr in seinem Leben bestanden; dieser Baum war Zeuge seiner ersten Liebe gewesen! La Breschelle zeigte sich dem Auge des Beschauers in dem ganzen Zauber einer üppigen, von der Kunst nur geleiteten und unterstützten Vegetation; Alles war hier in einem vollständigen Einklange, und nicht die kleinste Stelle des Bodens unbenutzt. In der That! ein kleines Eden erfreute und entzückte den Besucher. Unsre Freunde näherten sich jetzt dem Schlosse, dessen weiße Mauern in der Sonne glänzten, und an seinen neu gefärbten Fensterladen, und den geschmackvollen seidenen Vorhängen, welche die Fenster zierten, erkannte man, daß dieses Haus ein Gegenstand der Sorgfalt des reichen und glücklichen Besitzers sein müsse.

Allerdings wird mit Recht das Eigenthum

als etwas Unverletzliches betrachtet. Aber — hat nicht auch der Staat, als solcher Rechte, die eben so heilig, ja noch heiliger sind? Und als es sich um die Rettung Frankreichs handelte, welchen Werth mochte man da wohl einigen Morgen Landes beilegen, welche noch überdies einer Klasse von Bürgern gehörten, die sich den Feinden Frankreichs beigesellt hatten? Kann es wohl getadelt werden, wenn man sich dieser Besitzungen bemächtigt, um jene vierzehn Heere zu schaffen, zu bewaffnen und zu ernähren, die damals gleichsam aus der Erde wuchsen, und siegreich sich gegen Alle vertheidigten, welche sie angriffen?

Indeß auf diese Weise urtheilte der Marquis von Cernay nicht; er sah in dem Verkaufe seiner Güter nur einen Raub, durch welchen Niemand etwas gewonnen habe als der Käufer, und vor allen Dingen vergaß er gänzlich das Unrecht, dessen er sich selbst gegen sein Vaterland schuldig gemacht hatte. Wahr ist es freilich, dieses Unrecht galt in den Augen des neuen Monarchen als ein Verdienst, aber so gut und dankbar auch Ludwig XVIII. gegen die Emigranten gesinnt war, so hatte mau ihn doch genöthigt, die durch die Nation verfügten Veräußerungen gut zu heißen. Dem Marquis war dies nicht unbekannt; aber sei es nun, daß er sich wirklich in einer Täuschung befangen fand, oder, daß er zuviel Gewicht auf geheime Begünstigungen der jetzigen Machthaber, oder auf seinen eigenen persönlichen Einfluß legte, er schien la Breschelle als eine Besitzung zu betrachten, welche in ganz kurzer Frist ihm aufs neue gehören müsse. Mit dem Scharfblick des Eigenthümers versenkte sich sein entzücktes Auge in die langen Baumgänge des Parks, oder er verweilte auf dem grünen Teppich der Grasstücke, und wenn er das Schloß selbst nicht betrat, um sich den Wiederanblick so wohlbekannter Zimmer zu gönnen, so geschah es lediglich, um nicht etwa dem alten Jacobiner zu begegnen, der durch Verbrechen bereichert und beglückt, in diesem ehrwürdigen Sitze seiner Väter jetzt usurpatorisch hauste.

„Mein junger Freund," sagte er zu Gustav, indem er ihm die Hand drückte, „noch weiß ich nicht, wer jetzt so frech über mein Eigenthum schaltet und waltet, aber ich schwöre Ihnen, daß ich, wenn es überhaupt ein Mann und ein junger Mann sein sollte, meinen alten Adel vergessen, und auf Leben und Tod mit ihm um mein Hab' und Gut kämpfen werde, denn von der Gerechtigkeit der Menschen habe ich wohl wenig zu hoffen."

Es war ein Leichtes, in dem Gemüthe des jungen leidenschaftlichen Salnois, Zorn und Haß gegen die Räuber der Nationalgüter zu entflammen, und der Vicomte fand tausend Gründe, um durch sie den Marquis in seinen Ansichten zu bestärken, ihn von seinem unbestreitbaren Rechte zu überzeugen; ja, er beschwor ihn sogar, ihn zum Sekundanten zu wählen, wenn er den Degen ziehen müsse, um sein Eigenthum mit Gewalt wieder zu erobern. Der Marquis schloß den Vicomte zärtlich in seine Arme, und, indem er auf einen einsam im Garten stehenden Pavillon hindeutete, bat er ihn, diesen Pavillon von dem Augenblicke als sein Eigenthum betrachten und bewohnen zu wollen, wo er wiederum zum Besitze des Schlosses und seiner Zubehörungen gekommen sein würde.

Dieses Zwiegespräch wurde durch den Postillon unterbrochen, welcher meldete, daß das Rad wieder hergestellt sei. Die beiden Freunde mußten sich endlich von dem reizenden Orte trennen, der sie mit Recht in hohem Grade fesselte; sie bestiegen ihren Reisewagen wieder, und erreichten noch vor Einbruch der Nacht Paris.

(Schluß folgt.)

Jacob Grimms erste Vorlesung in Berlin.

Freitag den 30. April las Jacob Grimm zum ersten Male. Der Zudrang von Studierenden

sowohl als Nichtstudierenden war so groß, daß der ursprünglich für die Vorlesung bestimmte, sehr geräumige Saal mit dem größten der Universität vertauscht werden mußte, und in diesem noch alle Sitze und Gänge gedrängt voll waren. Als Grimm eintrat, erhoben sich die Anwesenden, und ein doppeltes drei- bis vierhundertstimmiges Vivat donnerte ihm entgegen. Er war durch diesen begeisterten Empfang sichtlich überrascht, und sprach seinen Dank dafür mit der Bemerkung aus, daß diese freundliche Gesinnung wohl weniger durch ihn, als durch sein Schicksal hervorgerufen sei. Hierauf entwickelte er das Wesen und den Zweck der Wissenschaft, die der Gegenstand seiner Vorlesung sein soll; sprach von der doppelten Behandlungsweise der Wissenschaften im Allgemeinen, indem bekanntlich die eine von der Idee ausgehend ihr die Erscheinungen unterwirft, die andere von den Erscheinuugen aus die Idee zu gewinnen sucht, und sagte, daß ihn wenigstens seine Natur stets zu der letzteren, zur synthetischen oder historischen Forschung getrieben habe. Um dies deutlich zu machen, gab er die Hauptzüge seines Entwicklungsganges an; und da in diesem bekanntlich dieselben beiden Wissenszweige als Hauptgegenstände auftreten, welche die Elemente der begonnenen Vorträge sind, das Rechts- u. Sprachstudium, so war hiermit der Weg zu einer allgemeinen Besprechung des deutschen Rechtes und der deutschen Sprache gebahnt. In Bezug auf die letztere hob er hervor, wie sie noch vor hundert Jahren in tiefer Verachtung gestanden habe und jetzt an Kraft und Geschmeidigkeit den ersten Sprachen Europa's gleich zu stellen sei. In Betreff des Rechts aber sprach er, der historischen Rechtsschule entgegen, die Ueberzeugung aus, daß unserer Zeit der Beruf zur Gesetzgebung nicht abzusprechen sei. Die ganze Vorlesung war voll treffender, tiefer Gedanken, und es war zu bedauern, daß besonders im Eingange Manches durch eine gewisse Unsicherheit des Vortrags verloren ging, die wohl in dem tumultuärischen Empfang, noch mehr aber in der drückenden Schwüle, die in dem Saale herrschte, ihren Grund haben mochte. Als Grimm hinausging, standen wiederum alle Anwesenden auf. Diese öffentliche Aeußerung der jugendlichen Begeisterung, sie mag nun dem politischen Auftreten oder den hohen wissenschaftlichen Verdiensten des Gefeierten gelten, und wir glauben aus bester Quelle versichern zu können, daß sie beiden gleich sehr gilt, sie ist um so erfreulicher, als die Tage, in denen sich die entgegeugesetzte Gesinnung bei einem Empfange an der hiesigen Universität ebenso lebhaft aussprach, noch in frischem Gedächtniß sind, und beide gewiß auf gleich tiefer Ueberzeugung beruhen.

Sängers Liebe.

Ich hab' ein Lieb, das halt' ich fest umschlossen,
Ein süßer Weib sah noch kein Land erblühen,
Bald strählt sie wild wie mächtger Blitze Sprühen,
Wie Rosen bald, von Licht und Duft umflossen.

Wie wählt sie mich, die Hehre, zum Genossen?
Sie trägt mich treu durch Lebens Lust und Mühen,
Hoch schlägt ihr Herz in ew'ger Liebe Glühen,
Und Söhn' und Töchter viel sind uns entsprossen.

Natur, die keusche, ist's; wer sollt' es glauben?
Viel tausend Küsse läßt sie still sich rauben;
Und Söhn' und Töchter sind des Liedes Töne.

Doch weiß mein Lied zu ew'ger Jugendschöne
Auch Füll' und Kraft aus Mutterbrust zu trinken?
Wird es gleich mir in frühen Tod versinken?

E. Sommer.

Petrarka.

Hoch rauscht dein Lied, die mächt'gen Töne schwellen;
Von Lust und Liebe braust das hohe Klingen,
Bald hell wie Bäche, die vom Felsen springen,
Wie Strudel dumpf, die Kiel und Mast zerschellen.

Ein Bild nur blitzt aus all' den tausend Wellen,
Und in ein Herz nur strebt die Flut zu dringen,
Um ihre Brust willst du die Arme schlingen,
An ihrer Lippe ruhn, der frühlingshellen.

Vergebens ist's, sie hört nicht deine Lieder;
Doch Eins ist dein, wonach du nie gerungen,
Des Ruhmes Kranz hält deine Stirn umschlungen.

So stürzt Apoll sich vor der Nymphe nieder,
An ihrem Busen will der Gott erwarmen,
Und einen Lorbeer hält er in den Armen.

E. Sommer.

Feuilleton.

Die neue Hamburger Zeitung sagt in einem Artikel aus Leipzig: „In Dresden, Leipzig und andern sächsischen Städten haben sich Vereine zur Abschaffung der Leipziger allgemeinen Zeitung gebildet, deren Wirksamkeit sie von Johannis ab lebhaft fühlen dürfte; es ist dies ein Beweis, wie entschieden sich die allgemeine Meinung von dem Blatte abgewandt, welches sie bei seinem Erscheinen so enthusiastisch begrüßte". Dasselbe hört man auch von Königsberg und mehreren Städten Ostpreußens, und auch für Berlin beginnt die Leipziger allgemeine Zeitung ihre Bedeutung zu verlieren. Es ist ein Faktum, daß alle liberale Correspondenten sich von ihr zurückgezogen haben, und es ist höchst komisch zu sehn, aus welchen obscuren Blättern sie jetzt ihre Nachrichten aus Berlin abdruckt. Der Leipziger Zeitung fehlt durchaus der Gehalt, welcher die Augsburger allgemeine Zeitung bei ihrem auch unbefriedigenden, zu allgemeinen Standpunkt, stets werthvoll und interessant erhält, die geistvollen Correspondenzen aus Paris und London und die guten Artikel über Handels-, Kunst- und Literaturinteressen, welche die Beilage der Augsburger allgemeinen Zeitung fast täglich bringt. Es ist somit nur das blasse, fahle, charakterlose juste-milieu der Brockhausischen Wirthschaft, das uns nicht nur unbefriedigt läßt, sondern selbst anwidert. — Fort mit Schaden!

Wir kommen noch einmal auf die Spontinische Angelegenheit zurück, und zwar, um dem Berliner Correspondenten der Leipziger allg. Zeitung sein unedles und unwahres Verfahren vorzuhalten. Er spricht fortwährend von Partheiengetriebe für Spontini, während es doch allgemein bekannt ist, daß er auf die auffallendste Weise in dieser Angelegenheit Parthei ist, so daß es ihm mindestens geziemt hätte, sich bei diesem Scandal still zu verhalten, nicht aber mit der tobenden Menge Chorus zu machen. Ein edler Mann wäre sogar dem beleidigten Gegner beigesprungen. Es ist eine schlechte Maske, wenn er sich zum Repräsentanten der öffentlichen Meinung aufwirft. Er kann es in dieser Angelegenheit nicht sein. Derselbe Correspondent erdreistet sich ferner, höhnisch auf die berliner Literaten herabzusehen, welche die bekannte Adresse an Spontini erlassen haben. Er fragt nach ihren Namen und meint, er kenne fast alle bedeutenden Literaten Berlins, und deren sei keiner darunter. Wirklich, kennt sie der Correspondent? Nun, wir glauben, jene Literaten werden nicht böse darüber sein, daß sie ihn nicht kennen. Erfahren kann er die Namen der Unterzeichneten jeden Augenblick bei Herrn Spontini, wenn ihm anders dort der Zutritt nicht verschlossen ist, da die Adresse diesem zur Veröffentlichung übergeben wor-

den ist. Er würde aus dieser Liste ersehen, daß es sehr ehrenwerthe Namen sind, welche hier verzeichnet stehen, daß sie Männern angehören, welche frei, unerschrocken und unpartheiisch sind, und denen es wohl geziemt, in solcher Sache das wahrhaft gebildete Publikum zu vertreten. Die Leipziger allgemeine Zeitung können wir nur bedauern, wenn sie so wenig Urtheil hat, diese Angelegenheit der einseitigen Beurtheilung eines als partheiisch bekannten Kritikers zu überlassen. Sie thut dies, indem sie sich weigert, die Vertheidigung der Literaten gegen den Parthеimann aufzunehmen, und verliert damit auch in dieser Angelegenheit das Zutrauen aller Gebildeten, denen das rohe Benehmen des Berliner Publikums bei diesem Scandal zuwider war. Eine Rüge verdient auch der Correspondent für den Hamburger Correspondenten, welcher ebenfalls in dieser Sache Parthei ist, da er dem Theater sehr nahe steht, und, wie man weiß, zu Spontinis persönlichen Feinden gehört. — Die Neue Hamburger Zeitung hat diese Verhältnisse dagegen sehr energisch und der Wahrheit getreu besprochen.

Berlin ist in jüngster Zeit um einige Dichter reicher geworden. Wilhelm Müller, der Novellendichter, der sich neuerdings durch seine moscovitischen Stoffe und eine etwas crasse Romantik bemerkbar gemacht, hat sich bei uns angesiedelt, ebenso Matzerath, der Mitherausgeber des rheinischen Jahrbuchs, welcher bei der Abtheilung des Justizministeriums für die rheinischen Angelegenheiten eine Anstellung als Assessor gefunden hat.

Theodor Mundt hat uns dagegen sammt seiner Gattin, L. Mühlbach, für immer verlassen.

Zum Besuch befanden und befinden sich in jüngster Zeit hier: Hoffmann von Fallersleben, der Sänger der unpolitischen Lieder, Robert Bürkner aus Breslau, den seine Gattin hergeführt, und Gutzkow, der dem Einstudieren seines Patkul beiwohnen will. — Friedrich Rückert wird dem Vernehmen nach zum Herbst als Professor der orientalischen Sprachen nach Berlin kommen, Schelling zunächst zwar nur auf ein Jahr als Königlichen Bairischer Geheimerath, doch hat er sich entschlossen, hier zu lesen. Auch August Wilh. v. Schlegel wird, wie man sagt, zum Herbst nach Sanssonci eingeladen werden, und dieses berühmte Schloß wird sodann einen Kreis von berühmten deutschen Dichtern und Gelehrten einschließen, wie er niemals dort gewesen, und welcher lebhaft an die Zeiten Friedrich d. G. in nationalerem Sinne erinnnert.

Friedrich d. G. beschützte die französische Literatur, welche damals die junge und aufstrebende war. Er that es mit Recht, denn eine deutsche Literatur gab es damals noch nicht, und er sah in dieser neuen Kraft seines Jahrhunderts die eigne Kraft und Jugend des Geistes.

Bettina wird ihre Compositionen, meist Götheschеr Lieder herausgeben, und dieselben Spontini widmen.

Cornelius wurde von den Professoren der Akademie, älteren und jüngeren Malern mit einem glänzenden Festmahl nnd nachher mit einem Fackelzug begrüßt. Das hierbei versammelte Publikum erwartete allgemein, daß der verehrte Meister eine Rede halten würde. Es geschah nicht, und Publikus ging sehr mißvergnügt nach Hause. „Von dieser Rede wird noch die späte Nachwelt reden", hörte ich einen Berliner neben mir sagen.

Gedruckt bei F. Nietack. Verlag von Carl J. Klemann.

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. Karl Riedel.

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend eine Lieferung zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an die Verlagshandlung von Carl J. Klemann, Burgstraße Nr. 8, zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden ebendaselbst angenommen. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 19. Berlin, den 15. Mai 1841.

Inhalt: Plänkeleien; von K. Nauwerck. — Der Pekinger Hof und die chinesische Staatshaushaltung; von Dr. Rutenberg. — Immermanns Ansichten über das deutsche Theater; von E. M. — La Breschelle; Novelle von Isidorus orientalis. — Königstädter Theater. — Feuilleton.

Plänkeleien.

II.

A. = A.

Wer gar keine Gegenrede duldet, ist ein mehr als zweideutiger Charakter, ja der ärgste Feind seines eigenen Interesses. Wer mit der eigenen Infallibilität ins Feld rückt, erkämpft sich zuletzt die vollständigste Niederlage. — Deßhalb vernimmt der Wohlgesinnte und Gewissenhafte, der wahrhaft Kluge gern und nicht leicht umsonst die Rede jenes Gegners. Denn wie die meisten Menschen aus Unwissenheit Sünde und Ungerechtigkeit begehen, (die über sich selbst klaren Schurken bei Seite gelassen,) eben so ziehen fast alle öffentlichen und Privatstreitigkeiten ihre Nahrung aus der Babylonischen Sprachverwirrung, welche so schnell unter den Parteien einzureißen pflegt. In der That kommt zur friedlichen Lösung und Schlichtung von Verwickelungen und Verfehdungen Alles darauf an, daß die Menschen nur erst gegenseitig sich verstehn, zuvörderst aber bei weitem daß Meiste darauf, daß sie sich verstehn wollen. Denn will man sich einander verstehn, so hat man sich schon halb verstanden.

Wahrlich, einfach genommen, ist es nicht so schwer, bis zu einem gewissen Grade friedlich mit und neben einander zu leben. Wäre es auch möglich, daß Alle dasselbe glauben, so ist es doch schlechterdings nicht nothwendig, ja es würde schädlich sein, es würde die Vervollkommnung hemmen. Die verschiedensten Ansichten mögen sich in der Anwendung, im Leben nicht entzweien; alle können in schönster Harmonie, auch wo ein Kampf entbrennt, ihre Bahnen neben und um einander beschreiben, sobald sie von einer allen gemeinschaftlichen Form, von einem gemeinsamen Grundsatze getragen wurden. Dieser oberste Grundsatz, dieser feste Angelpunkt der Gesellschaft, dieses edle Gesetz für Frieden und Krieg ist die Anerkennung, daß Alle Menschen sind, daß Alle irren können; und diese Anerkennung gebiert die Duldung und Liebe. Im staatlichen und gesellschaftlichen Leben fragt der Friede und die Eintracht nicht danach, was jeder denkt und glaubt, sondern wie er seine Ansichten zu Andern stellt, wie er sie verwirklicht. Hier heißt es: Ein Mensch ist des andern wehrt; und nur dann sind wir im Unrecht, wenn wir aus Selbstsucht und Eigennutz auf Kosten Anderer Recht haben wollen. Im Staate können die verschiedensten Wege und Lebensrichtungen zu demselben Ziele führen. Unser Körper hat Knochen und Adern, Muskeln und Nerven; alles ist von verschiedener Natur und dient doch Einem großen Zwecke, dem Leben, der Seele. So der Staat.

Kein Mensch ist wie der andere; aber jeder soll, indem er seine eigenthümliche Aufgabe erfüllt, indem sein Leben eigne Erfindung, eigne That ist, zugleich den allgemeinen Zweck des Staats befördern. Wenn Menschen in Freiheit, d. h. Gerechtigkeit, mit einander wohnen, so ist dies gerade unmittelbar der Staat.

Das eben Gesagte bestreitet nicht leicht Jemand, (denn wer denkende Wesen behandelt, als dächten sie nicht, ist der eigentlich Gedankenlose,) und doch führen die Kämpfe des Lebens unaufhörlich die Nothwendigkeit herbei, daß die alltäglichsten Wahrheiten immer wiederholt und fast von vorne wieder bewiesen werden müssen. —

Um mitten unter den vielfachen Zerwürfnissen der Zeit gerecht zu sein, darf man nie das große reinmenschliche Wort vergessen: Prüfet Alles und das Gute behaltet! Sollte irgend ein Ding, das am Horizont des Gedankens aufsteigt, hiervon ausgenommen sein? Nein, nicht oft genug kann man den Menschen zurufen: Prüfet Alles! Diese Pflicht hat Gott selbst dem Menschen in dem Augenblick auferlegt, als er ihm die Vernunft gab. Nur der Nachdenkende gelangt zur Wahrheit; nur der Nachdenkende wird gerecht gegen seine Widersacher; nur der Nachdenkende hat Religion. Görres z. B. würde seinen Athanasius nicht geschrieben haben, hätte er sein eigenes in diesem Buche enthaltenes Wort beherzigt: „Das Sichwundern über Dinge, die genau besehen, gar nicht so wunderbar sind, und das Nichtbegreifen, wenn man nur zuschauen will, klar vorliegender Begreiflichkeiten, führt zu nichts in jetziger Zeit, die über alle Vollkommenheiten nach Verständigung strebt, und über stupides Anstaunen hinaus auf klare Einsicht dringt."

Ja wohl, blos durch ehrliche Prüfung und muthiges Denken über alles, was den Sinnen sich darstellt, was Gefühl und Herz bewegt, was zum Geiste herantritt, kann der Einzelne und ein ganzes Volk herrliche Blüthen und Früchte entfalten.

Der Empfehlung am würdigsten aber sind die mathematischen Wissenschaften, besonders für solche Menschen, welche von dem „specifischen Unterschiede zwischen sich und Anderen" einen namenlos ausgedehnten Gebrauch machen. Das A = A ist eine unerschöpfliche Fundgrube von Erkenntniß und Lebensweisheit. Seine kleine Theorie mag Jeder zum Privatvergnügen halten, zum Kanarienvogel abrichten, welcher die leeren Augenblicke seines Herrn in der Einsamkeit ergötzt. Aber gönne er anderen Leuten auch ihre Theorie!

Vielleich ist die Weltgeschichte eine endlose Reihe von Variationen über das einfachste aller Themen: Ein Mensch ist ein Mensch. Man muß den guten Willen der Weltgeschichte mit gebührendem Lobe anerkennen, und bedauern, daß ihr Thema sich meistens ebenso wenig heraushört, wie in den Notensündfluthen unserer Thalberge.

So wie die Dinge stehen, wird jene klarste aller mathematischen Wahrheiten sogar von Philosophen und Staatsmännern, die doch ihres Gewerbes Menschenkünstler sind, vielfältig bestritten und mißachtet.

K. Nauwerck.

Der Pekinger Hof und die chinesische Staatshaushaltung.

Von Dr. Rutenberg *).

Die Büreaunachrichten der einzelnen Provinzen kann jede der 18 Kreishauptstädte Chinas auf einem Blättchen schlechtes Papier für sich bekannt machen. Dagegen sind die Büreaunachrichten der Hauptstadt, King-pao genannt, um-

*) Fortsetzung der in Nr. 12 abgebrochenen Schilderung.

fassender. Man kann diese Staatszeitung den Moniteur des Mittelreichs, oder wie man sonst will, nennen; nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß der chinesische bloß die erste Abtheilung des französischen, die offiziellen Angaben enthält; eine nicht officielle Abtheilung ist gar nicht vorhanden. Diese Zeitung enthält alle Begebenheiten des Hofes und des Staates, die beide in Wirklichkeit schwer zu unterscheiden sind. Man erfährt daraus, um welche Stunde der Himmelssohn Audienz ertheilt, und wie die Glücklichen geheißen, welche gewürdigt wurden, das Antlitz des Herrn zu schauen. Es wird berichtet, wann der Vollkommene ausfährt, und wie viel Wild er bei Gelegenheit der unmenschlichen Treibjagden erlegte. Dann kommen die Berichte der verschiedenen Ministerien, so wie die Bittschriften der untergeordneten Beamten und Privaten. In der King-pao liest man überdieß alle neue Anstellungen, so wie die Veränderungen, welche mit den bereits angestellten Beamten vorgenommen worden. Sie meldet es regelmäßig, wenn ein Mandarin das gelbe Bruststuch erhalten hat, oder mit der Pfauenfeder geziert worden ist, oder wenn er verurtheit worden, auf seiner Mütze eine Rabenfeder zu tragen, welche seine Ungnade und den Verlust seiner Güter zum Vortheil der Regierung anzeigt. Hier findet man auch Berichte über Erdbeben, Ueberschwemmungen, Feuersbrünste, Sterbelisten, Mißgeburten, seltne Fruchtbarkeit von Menschen, Thieren und Pflanzen. Nimmermehr dürfen aber solche Nachrichten in der King-pao erscheinen, wie diejenigen sind, welche nach Angabe der englischen Zeitungen in der Peking Gazette stehen sollen. Es ist unmöglich, daß die Hofneuigkeiten gesagt hätten: „die verstorbene Kaiserin wäre eine Frau von großer Schönheit gewesen, welche früher namentlich in den Jahren 1835 und 1836 einen großen Einfluß auf ihren Gemahl ausübte; oder gar, daß die Partei, welche sie vertrat, eine Art chinesischer Whigs gewesen sei, während die jetzt herrschende mit vollem Rechte den Namen graukröpfiger Tories verdiene.“

Um nun aber mit der Ausdrucksweise der Pekinger Staatszeitnng selbst bekannt zu werden, sei folgender Auszug einer Stelle vergönnt: „Etwa vor acht Jahren hatte der Kaiser, der für die Heirathsangelegenheiten sämmtlicher Königs-Familien in seinem Reiche sorgt, die Verordnung getroffen, daß die neunte Tochter eines der tartarischen Könige, Namens Kih Kih den Sohn eines Offiziers der Leib-Garde mit der gelben Fahne zum Gatten erhalten sollte. Ungefähr 11 Monate, bevor die Hochzeit vollzogen werden sollte, starb der Verlobte. Als die Prinzessin die Nachricht davon erhielt, beschloß sie ihre Lebenszeit Jungfrau zu bleiben. Der Kaiser, dem von diesem Gelübde der Keuschheit berichtet wurde, ließ ihr eine Ehrentafel überschicken, die man an der Hausthür aufhing, und ertheilte ihr einen Titel zur ehrenvollen Bezeichnung ihrer Tugend.“ —

„Vor einiger Zeit trank Sr. Majestät, der gelbe Kaiser, der göttliche Urheber des Ackerbaus, indem er auf dem Altar Huang Te's opferte, „den Becher der Seligkeit“ und vollzog die große Ceremonie, indem er dreimal niederkniete, und neunmal mit der Stirn den Fußboden berührte. Man sah es ihm an, daß ihm diese Ceremonie nicht eben sehr behagte; er beklagte sich auch bei seinem Ceremonienmeister darüber, daß er die Worte: „kniee, bücke nieder, kniee, bücke nieder,“ zu langsam ausgesprochen habe. Ebenso kritisirte er den Mann, der ihm das Gebet vorlas, daß er eine zu schwache Stimme habe, und ertheilte den Befehl, daß man einen andern dazu auswählen sollte, der eine starke, klare Stimme hätte, und in alle einzelne Gebräuche der Ceremonien eingeweiht wäre.“

Wem unter uns eine solche Bekanntmachung überraschend oder gar unglaublich erscheinen sollte, der wird freilich dem folgenden Berichte in der Pekinger Staatszeitung gar keinen Glauben schenken. Bei Gelegenheit einer großen Dürre im J. 1835 brachte der jetzt regierende Kaiser von China dem Himmel ein außerordentliches Opfer und begleitete das Opfer mit einem in die Zeitung ein-

gerückten Gebete, in welchem folgende Stellen vorkamen: „Bin ich beim Opferdienste unehrbietig gewesen? Hat Hochmuth und Dünkel sich meines Herzens bemächtigt? Bin ich in meinem kaiserlichen Berufe läßig geworden? Habe ich unehrbietige Reden ausgestoßen und deshalb Zurechtweisung verdient? Habe ich Belohnungen und Strafen nicht immer nach Verdienst zuerkannt? Ist die Stimme der Unterdrückten überhört worden? Habe ich unwürdige Beamte angestellt, die mein Volk plagen? Auf meinen Knieen bitte ich den erhabenen Himmel, meiner Unwissenheit und Einfalt sich zu erbarmen. Meine Sünden sind so viele, daß ich ihnen nur mit Mühe entgehen kann.“

Eine ähnliche Kabinets-Ordre findet sich in einer spätern Zeitung, wo es heißt: „die winterliche Jahreszeit ist herangekommen und dennoch ist der Schnee bis jetzt (Peking unter 40° N. B.) ausgeblieben. Dieser Umstand macht Uns große Sorge. Wir befehlen demgemäß, daß man einige Priester von der Sekte Tao nach Unserm hocherhabenen Palaste beordere, damit sie in demselben einen Altar errichten und mit aufrichtigem, inbrünstigem Herzen beten. Wir, der Kaiser, werden in eigener Person vor den Altar treten und Weihrauch opfern.“ — Ein Paar Tage darauf erschien folgende Kaiserliche Nachschrift: „am 11. d. M. haben wir in Höchsteigener Person auf dem Altar geopfert und den hohen Himmel inbrünstig um Erbarmen angefleht. Noch waren Wir mit Beten nicht fertig, als Schnee und Regen in reichem Maaße herabfiel, und die ganze Nacht anhielt. Wir sind von dieser himmlischen Gunst innig bewegt und aufrichtig dankbar dafür. Man schaffe sofort den Altar weg, und lasse die Tao-szö dem Himmel Dank-Hymnen singen. Unsere kaiserliche Dienerschaft soll die frommen Männer nach dem Gesetze belohnen. Ehrt diesen Unsern Beschluß mit Furcht und Zittern.“

Aus solchen Berichten der Staatszeitung wird wohl schon zur Genüge hervorgehen, daß in China Hof und Staat, wie vorhin bemerkt wurde, im Grunde Eins, daß Hof- und Staatsbediente durchaus nicht unterschieden, daß im Kaiser die wahre Substanz des ganzen Staatsdaseins enthalten ist. Wir brauchen zu diesem Endzweck nicht das chinesische Hof- und Staatshandbuch durchzublättern, um noch mehr in diesem Urtheil bekräftigt zu werden. Der Staatsmechanismus kann aus dieser, wie jeder ähnlichen Zusammenstellung in andern Staaten wohl leicht übersehn und ein Blick in das innerste Mysterium gethan werden. Doch gewinnt Niemand dabei etwas Anderes, als den oft verderblichen Trieb, tiefer zu forschen und zu ergründen, was auf ewig profanen Augen verschlossen bleiben sollte. Um diesen Uebelstand zu vermeiden, hat man in China dafür gesorgt, daß jenes Eifer- und Ehrgeiz-Erregungsbuch, wie man einen solchen Hof- und Staatskalender wohl füglich nennen könnte, nur in die Hände der Regierungsbeamte gelange, und dem Ausländer kaum gezeigt, geschweige denn überlassen werden darf. Nach der alten Erfahrung aber, daß scharfe Verbote den Scharfsinn im Auffinden von Uebertretungen schärfen, ist es auch hier gelungen, „ein vollständiges Buch der Gürtelträger“, d. h. ein Verzeichniß der vornehmsten Civil-, Militair und geistlichen Beamten China's herrauszuschmuggeln. Im Einzelnen kann ein solches Buch zwar über die äußerliche Erscheinung des patriarchalischen Hof- und Staatslebens manche bemerkenswerthe Aufklärung geben; der Geist und das eigentliche Staatsleben erfordern aber andere Quellen und Forschungen, an denen es der neusten Zeit in Europa durchaus nicht gefehlt hat.

Mag auch hier eine Lücke in der Kenntniß von Einzelnheiten in Chinas Gegenwart und Vergangenheit angetroffen werden. Der Charakter, die geistliche Lebendigkeit dieser Staatsmaschine ist kein Mysterium mehr. Der Unterschied, der in der Ueberschrift dieses Aufsatzes gemacht wurde, existirt in der Wirklichkeit Chinas nicht, und kann nur für uns zu einer formalen Bestimmung dienen. Dort geht das Eine in das Andere über, oder ist

vollständig darin enthalten. Und wie sollte man sich eine Hofhaltung hier anders denken können, als den ganzen Staatshaushalt umfassend, da der Herrscher Vater seines Volkes, Eigenthümer des ganzen Landes, Sohn des Himmels ist.

Die weitere Ausführung wird also zwar für das abendländische Bewußtsein einen Unterschied festzuhalten suchen, der aber in der Wirklichkeit nicht besteht.

China hat das Bild zu einem stillstehenden, ausgewachsenen Staate geliefert. „Der Geist des Staatskörpers ist in dem Kaiser, in den Mandarinen das Herz, im Volke ist nur ein Pflanzenleben, der Magen.“ Dabei besteht eine durchgehende Gleichheit, wie sich etwa das französische Volk unter der kaiserlichen Regierung einer solchen erfreute. Von Freiheit natürlich keine Spur; wozu auch für Kinder eines weisen Vaters eine solche? Die wahrhafte Naturwüchsigkeit jener Zustände erhellt wohl aus dem Bisherigen. Und wenn von europäischem Standpunkte dieselben bisweilen verkannt oder in ihrer Theorie zwar gepriesen, nur in der Praxis angegriffen wurden, so wäre das einfache Sprüchwort: „ländlich, sittlich“ zur Entgegnung vorzuhalten, die blumenreiche Ausschmückung desselben aber der historischen Schule in Staat und Wissenschaft zu überlassen.

In den bestimmtesten Ausdrücken faßte Hegel, obgleich häufig zum chinesischen Hofphilosophen durch Unverstand oder Unkunde gestempelt, die lange Reihe von Anklagen gegen die Widersprüche in der chinesischen Staats-Theorie und Praxis zusammen in den Worten, mit denen er seine Darstellung des chinesischen Reiches (in der Philosophie der Geschichte) abschließt: „das Ausgezeichnete daran ist, daß Alles, was zum Geist gehört, seine Sittlichkeit, Moralität, Gemüth, innere Religion, Wissenschaft und eigentliche Kunst entfernt ist. Der Kaiser spricht immer mit Majestät und väterlicher Güte und Zartheit zum Volke, das jedoch nur das schlechteste Selbstgefühl über sich selber hat, und nur geboren zu sein glaubt, den Wagen der Macht der kaiserlichen Majestät zu ziehen. Die Last, die es zu Boden drückt, scheint ihm sein nothwendiges Schicksal zu sein, und es ist ihm nicht schrecklich, sich als Sklave zu verkaufen, und das saure Brod der Knechtschaft zu essen.“ Es ist dieß das dunkelste Bild, das in solcher Kürze über den größten patriarchalischen Staat entworfen wurde, als Uebersicht aller der Anklagen, die seither uns umtönten. Wir können zunächst wohl weder beistimmen noch verwerfen. Denn es ist häufig in eigenen Staatsangelegenheiten das freie Urtheil nur dem Eingeweihten gestattet, um zu wissen, was der unmündigen Schaar und großen Masse heilsam oder schädlich sei, wie viel mehr in dem entlegensten, väterlichsten Gemeinwesen? Da könnte eigentlich nur der Sohn des Himmels wissen, wie viel an der obigen Kritik seines Staates Wahrheit oder Verläumdung sei. Denn aus Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung der Dinge in China möchte wohl schwerlich jenes Urtheil hervorgegangen sein.

Der Sohn des Himmels kann aber allen Anfeindungen seiner Verwaltung zunächst entgegnen, daß schon seine Titel, „der erhabene Kaiser, höchst Erhabener, heiliger Herr“ ihn über solche Endlichkeiten hinaussetzen. Was das Staatsprincip betrifft, so beruft er sich mit überzeugender Evidenz auf den Schu-king, das Buch der unveränderlichen und wahrhaftigen Lehren. Dies Buch beschäftigt sich mit den ersten und wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, mit seinem Wohlergehen in der großen Gemeinschaft des Familienstaates, und mit der Sicherstellung dieses großen Ganzen durch aufrichtige, freie Befolgung dessen, was der Herr Himmels und der Erde will und geboten hat. Die Grundsätze dieses Buches, welche die unverrückten Grundlagen für die Handlungsweise jedes chinesischen Kaisers bilden müssen, sind sonst bekannt und ausgesprochen, als daß sie hier einer ausführlicheren Darstellung bedürften. „Die Königswürde ist vom Himmel bestellt; wer damit bekleidet ist, muß den Herrn aller Macht

mehr vergegenwärtigen durch Weisheit und Wohlthätigkeit, als durch Streiche der Gewalt und Autorität." Der Kaiser mit dem ganzen Inbegriff der Seinigen ist die eine Person, welche das Reich constituirt kraft der Autorität des Himmels, die nach dem alten Glauben in sein Herz und seinen Geist gelegt ist. Daher giebt derselbe Schu-King auch als die fünf Grundverpflichtungen an: 1) die des Kaisers und des Volkes gegeneinander, 2) des Vaters und der Kinder, 3) des älteren und des jüngeren Bruders, 4) des Mannes und der Frau, 5) des Freundes gegen den Freund.

Wenn mit Rücksicht auf solche Familienpietät neuere Reisende in China, selbst Männer von christlicher Gemüthstiefe, wie Gützlaff, die Erscheinungen jener kaiserlichen Autorität an politischen Vorstellungen messen, wie sie bisweilen im Abendlande vorkommen, so verlassen sie damit den gesegneten Boden des spiritus familiaris, und gerathen auf rein abendländische Ansichten, wie, „daß in keinem Lande der Welt die Tyrannei so gut hinter dem bezaubernden Namen väterlicher Autorität verborgen sei, als in China. Bestrafungen werden nur Züchtigungen genannt. Der Kaiser von China, der gemeinschaftliche Vater einer ungeheuren Familie bestraft nicht, sondern züchtigt; er wird von dem zärtlichsten Mitleiden getrieben, wenn er seinen Unterthanen das Blut aussaugt und die Gesetze mit Füßen tritt. — Gewöhnliche Charaktere werden, selbst wenn sie auf dem Throne sitzen, stets unter einer gewissen Controle stehen, aber ein Tyrann von kräftigem Geiste und großen Fähigkeiten kann China ungestraft bedrücken."

Diesem protestantisch-abendländischen Urtheile gegenüber, wie angemessen und verständig äußern sich die Jesuiten über China, sie als Vertreter der größten Mandschu-Dynasten, eingeweiht in die tiefsten Geheimnisse der Staatsmaschine, und durch lange Erfahrung über die Vortrefflichkeit der chinesischen Staatseinrichtungen belehrt. Sie erkennen, daß unter allen verschiedenen Regierungsformen, welche das Alterthum ausgedacht, es vielleicht keine einzige giebt, welche eine vollkommenere Monarchie darstelle, als die der Chinesen; und finden dazu die Ursache in der unumschränkten Gewalt des Kaisers, welche auf der tiefsten Demuth und höchsten Ehrfurcht des Volkes, ja Anbetung des Kaisers beruht. Seine Befehle werden heilig gehalten, seine Worte sind Orakel, und alles, was von ihm kommt, ist heilig. Die Großen des Hofes, die Prinzen von Geblüt, seine eigenen Brüder beugen sich bis zur Erde, nicht nur in seiner Gegenwart, sondern auch blos vor seinem Throne. In jeder Provincial-Hauptstadt des Reiches befindet sich ein großer, zu Ehren des Kaisers erbauter Saal oder Halle; die Wände solcher Gebäude sind kaiserlich, d. h. gelb angestrichen. Hier versammeln sich alle Jahr, drei Tage vor und drei Tage nach dem Geburtstage des Kaisers, die Beamten vom Bürger- und Kriegerstande, so wie die wohlhabendsten Einwohner, und huldigen dem Kaiser eben so feierlich, als wäre er zugegen. Stühle sind an diesem heiligen Orte nicht erlaubt. Jeder, der in die Halle tritt, nimmt sein Polster mit, auf das er mit gekreuzten Beinen niederkauert. Sobald aber der Kaiser krank wird, besonders wenn die Krankheit gefährlich ist, so ist sein Pallast voll von Mandarinen aller Stände, welche mitten in einem großen Hofe in Ceremonienkleidern auf den Knieen liegen, um ihm ihre Betrübniß zu bezeigen, und den Himmel für seine Genesung anzuflehen. Regen, Schnee, Kälte sind keine Ursachen es zu unterlassen, wenn man auch selbst an einiger Unpäßlichkeit leidet; denn so lange der Kaiser leidet oder in Gefahr ist, dürfen seine Unterthanen es sich nicht einfallen lassen, daß sie etwas anderes in dieser Welt zu befürchten haben, als ihn zu verlieren.

Diese tiefe Verehrung ist aber besonders darin begründet, daß, sobald einer zum Kaiser erklärt worden ist, das Glück und Unglück eines jeden Unterthanen einzig und allein von ihm auf eine unumschränkte Weise abhängt. Er hat alle Aemter des Staates zu vergeben, auf das nur Redlichkeit, Wissenschaft, lange Erfahrung, ernst-

haftes und ordentliches Aussehn eine Art Anwartschaft geben. Denn auf äußere Würde halten die Chinesen, besonders bei ihren Behörden, erstaunlich viel, und da diese Würde durch einen starken, wohl abgerundeten Körper einen gewissen Nachdruck erhält, so schreibt sich daher ihre Vorliebe für große und vierschrötige Männer in den Aemtern.

Der Kaiser ernennt nicht nur alle Beamte vom Militair und Civil im ganzen Reiche, sondern, wenn er mit ihrem Verfahren nicht zufrieden ist, setzt er sie ohne Umstände ab. So erzählt man, daß einst ein Statthalter seines Amtes entsetzt wurde, weil er an einem Tage, da er dem Volke Gehör gegeben, zuletzt allzu fröhlich geschienen; denn der Kaiser glaubte, ein Mann von solcher Gemüthsart verdiene nicht seine Stelle zu vertreten, und die kaiserliche Majestät vorzustellen. Ein anderer Beamte, Oberstatthalter aller von Muhamedanern bewohnten Distrikte, die zum chinesischen Reiche gehören, schickte am Geburtstage der Kaiserin nach herkömmlicher Sitte einen Gratulationsbrief an den Hof, beging aber den Verstoß gegen die Etiquette, daß er den Brief durch einen expressen Eilboten statt des gewöhnlichen Postboten überbringen ließ. Zur Strafe wurde er um eine Stufe degradirt. Ein anderer Grund der Allmacht des Kaisers ist die unbedingte Freiheit desselben, Auflagen zu machen, wenn er glaubt, daß es für die Umstände des Reiches nöthig sei. Er kann Krieg führen, Frieden schließen und Bündnisse eingehen nach seinem Belieben.

Was aber seine unumschränkte Macht unendlich erhöht, ist, daß er selbst seinen Nachfolger wählen kann, nicht nur aus den Prinzen des kaiserlichen Hauses, sondern auch aus seinen Unterthanen. Dieses alten Vorrechts hat man sich früher mit einer Weisheit und Uneigennützigkeit bedient, sagt ein Jesuit, welche wir selbst an unseren Königen bewundern würden, deren Heiligkeit die Kirche ehrt. Denn, da sie oft in ihrer zahlreichen Familie Niemand gefunden, der fähig war, die Last der Krone zu tragen, so ernannten sie zu ihren Nachfolgern Personen von niederem Stande, die aber erhabene Tugenden und außerordentliche Geschicklichkeit besaßen. Sie fügten dann wohl hinzu, daß sie dies nicht nur zum Besten des Staates, sondern auch zur Ehre ihrer eigenen Kinder thäten, denen es rühmlicher wäre, sich im Privatstande zu erhalten, als auf dem Throne dem Tadel, ja oft dem Fluche der Völker ausgesetzt zu sein. Wenn ein erhabener Stand, sagten sie, denen Verdienste gäbe, die keine haben, so hätten wir Unrecht, unsere Kinder davon auszuschließen. Da er aber öfters nur dazu dient, daß die Fehler dadurch mehr in die Augen fallen, so erfordert die Liebe, welche wir zu ihnen tragen, daß wir sie dieser Schande nicht blosstellen.

Von Yao, dem Gesetzgeber, dessen Regierung so gelinde und liebenswürdig war, daß *seine Unterthanen kaum wußten, ob sie noch unter einem Kaiser ständen*, wird in diesem Sinne erzählt, daß, als er um einen Nachfolger besorgt war, ihm seine Rathgeber erklärten, die Unterthanen würden nicht unterlassen in seines Sohnes Blut die angeerbten Tugenden zu ehren. Yao aber antwortete ihnen: ich verabscheue diejenigen, welche die Gottlosen loben, eben so sehr, als welche die Frommen lästern. Ich kenne meinen Sohn besser. Unter der schönen Larve der Tugend verbirgt er allerlei schandbare Laster.

Die unumschränkte Gewalt des Kaisers erstreckt sich auch über die Todten, welche der Kaiser, wie die Lebendigen, erniedrigt oder erhöht, um sie selbst oder ihre Familie zu belohnen oder zu bestrafen. Ja, er kann sie sogar zu Heiligen erklären, oder, wie sie sich in ihrer Sprache ausdrücken, sie zu reinen Geistern oder Genien machen. Die Genien werden ebenfalls von ihm gleich den Mandarinen wieder abgesetzt, wenn sich in den ihnen untergeordneten Kreisen ein Unglück zuträgt. Denn der Sohn des Himmels *ist Oberpriester des Reiches*. Keine Priesterschaft wird auf Kosten des Staates unterhalten; kein Geistlicher ist an die Religion des Confucius, an die der Regierung, attachirt, weil der Monarch und seine obersten Man-

darine sich dieser Funktion unterziehen. Die beiden religiösen Orden des Fo und Tao, welche nur geduldet, aber nicht von der Regierung unterstützt sind, erhalten sich auf ihre eigene Kosten, oder durch freiwillige Geschenke, die ihnen gereicht werden.

Endlich ist noch von der größten Bedeutung für die unumschränkte Gewalt des Kaisers die Sitte, welche in der neuesten Zeit bei uns von der sogenannten „historischen Schule" vielleicht nach diesem chinesischen Vorbilde angestrebt worden ist, Veränderungen in der Sprache vorzunehmen. Er kann nämlich die Buchstaben der Sprache abschaffen und neue einführen; er kann die Namen der Provinzen, Städte, Familien ändern; er kann den Gebrauch gewisser Ausdrücke verbieten, andere aber im Umgange und Schreiben in Uebung bringen, mit einem Worte, den Sprachgebrauch, den wir einen wunderlichen, unbeständigen und ungerechten Tyrannen, einen Zwillingsbruder der öffentlichen Meinung nennen möchten, in seine Dienste nehmen.

Welches sind nun die Mittel und Wege, welche der Sohn des Himmels sich organisirt hat, um seiner Familie die vollste Ueberzeugung von der Weisheit und Göttlichkeit seiner Regierungsweise zu verschaffen?

Immermanns Ansichten über das deutsche Theater.

Es muß uns höchlichst Wunder nehmen und wieder als eine ächt deutsche Nachlässigkeit erscheinen, daß noch keiner von Immermanns Freunden der Aufforderung der Augsburger allgemeinen Zeitung nachgekommen ist, Erinnerungen in weiterem Sinne, als dies bisher z. B. in dem biographischen Artikel, den die Staatszeitung brachte, geschehen ist, über ihn niederzuschreiben, und namentlich der Verpflichtung nachzukommen, das Publikum zu benachrichtigen, wie viel noch Immermanns Nachlaß vorhanden und zu erwarten ist, wie weit er namentlich seine Memoiren geführt, und wie viel er von der köstlichen Bearbeitung des alten Epos Tristan und Isolde vollendet hinterlassen hat.

Die Düsseldorfer Anfänge, welche das dritte Heft der Pandora enthält, bilden zunächst die Fortsetzung der Memoiren, und lassen uns wesentlich die Hoffnung schöpfen, daß Immermann noch einige Abschnitte seiner Memoiren werde vollendet haben. Immermann legt hier seine Ansichten über das deutsche Theater und den Bericht seiner Wirksamkeit bei demselben nieder. Wir glauben, daß alle Reformversuche, die in neuester Zeit in Bezug auf das deutsche Theater gemacht worden sind, nicht besser eingeleitet werden können, als durch die Aussprüche Immermanns, die wir hier zusammenstellen wollen, um einige weitere Bemerkungen daran zu knüpfen.

Immermann stellt sich in diesem Abschnitt auf einem Maskenball im Gespräch mit einem blauen Domino (wahrscheinlich Uechtritz) dar, nachdem so eben die Vorstellung von Wallensteins Lager vorüber ist, die von den Düsseldorfer Malern zur Bewunderung aller Anwesenden ausgeführt worden war.

„Ich muß Dir gestehen, sagte Immermann, als der blaue Domino die Vorstellung prieß, daß ich wohl weiß, welchen Theil ich an diesem scenischen Siege habe. Bei solchen dramatischen Genrestücken kommt es hauptsächlich darauf an, die Phantasie der Zuschauer produktiv zu machen, auf daß sie glauben, was sie nicht sehen. Ich hatte für sämmtliche Scenen einen förmlichen strategischen Plan entworfen, nach welchen die Evolutionen der Haufen und Gruppen naturgemäß und wie die poetischen Momente der Handlung sie bedingten, sich entfalteten. So kam es, daß die Zuschauer an den redenden Personen, als an den Trägern der Handlung einen Halt hatten, in dem bewegten Mittel- und Hintergrund aber beständig neu, Soldaten zu- und abströmen zu sehen wähnen durften. Die Herren Regisseure unserer großen und berühm-

ten Hofbühnen begnügen sich bei solchen Darstellungen damit, den Choristen und Schauspielern dritten und vierten Ranges, welchen dergleichen Rollen zufallen, anzubefehlen, daß sie an der Handlung Theil nehmen sollen. Das kommt mir so vor, als ob ein Feldherr einem einzelnen Regimente geböte, am Kriege überhaupt Theil zu nehmen. Gerade da, wo in der heutigen Komödie mein strategischer Plan bis auf die halbe und Viertelswendung pedantisch exact ausgeführt worden ist, mag wohl der täuschende Schein entstanden sein, daß die Sache sich von selbst gemacht habe. Denn in der Kunst sieht das Berechnetste und Regelrechteste immer wie der reizendste Zufall aus."

Immermann führt uns mit dieser Auseinandersetzung gleich in den Mittelpunkt der Sache. Wie bei der Produktion selbst muß bei der Reproduktion der Verstand mit dem natürlichen Gefühl Hand in Hand gehen, um die Dinge vernünftig zu gestalten. Was hilft alle Verschwendung und aller Reichthum eines Theaters, wenn die richtige Einsicht fehlt, sie zu gebrauchen. Wir sehen dies nur zu oft. Da werden Massen auf Massen gehäuft, herrliche Kleider angeschafft, aber wie die Kraft der Einzelnen zu vertheilen, wie der Kunst, nicht dem Effekt allein zu genügen ist, davon ist leider keine Rede. Und doch ist es so wahr, was Immermann sagt, daß in der Kunst, namentlich der darstellenden, die Wirkung überdacht, ja berechnet sein muß. Der Dichter kommt erst dann zu seinem Recht, wenn in seinem Sinn und Geist die Darstellung geleitet und beherrscht wird.

Immermann ging in seiner Sorgfalt für die erwähnte Darstellung des Wallensteinschen Lagers so weit, daß er die einzelnen Soldaten in Dialekten sprechen ließ, den Böhmen böhmisch hart, den Oberdeutschen schwäbisch, den Tyroler tyrolisch, die Marketenderin sächsisch, den Kapuziner in kölnischem Dialekt, den Holsteiner im breiweichen Küstenton u. s. w. „Alle echten Mittel der Kunst, fügt Immermann hinzu, sind höchst einfach, und kosten kein Geld, sondern erfordern nur Verstand. Goethe wußte mit einem alten Lappen, den er irgendwo aufgetrieben, Wunderdinge auszurichten. Die heutigen Intendanten aber meinen, das, wofür sie nicht Geld ausgegeben, sei überhaupt nichts werth. Und mit diesen wenigen Worten ist der ganze Verfall deutscher Bühnenkunst beschrieben zugleich und erklärt.

Ich habe nie die Bühne überschätzt, und bin nicht der Meinung, daß Deutschland untergehen müsse, weil es seit Decennien keine mehr besitzt. Ich weise der Bühne aber allerdings ihre Stelle im Kulturleben eines Volkes an, und bin der Meinung, daß diese nicht vom Pietismus, von der Philosophie, nicht vom Kommerziellen oder vom Bilderbesehen, oder von hundert andern Dingen, womit die Leute sich jetzt beschäftigen und unterhalten, ausgefüllt werden kann. Weil ich mich denn also nicht mit einem trunknen, sondern mit einem nüchternen aber liebevollen Blick an die Bühne machte, so habe ich ihre Leitung als ein ernstes Geschäft angesehn, bei dem man das Vergnügen nicht in einem wollüstigen Kitzel, sondern nur darin sucht, daß man sieht, man bringe die Sache vorwärts. Da nun die Resultate meiner Arbeit augenfällig waren, und sich im Verlauf des Geschäfts nicht minderten, sondern steigerten, so hatte ich als guter Arbeiter meinen Lohn, fühlte mich in meinem Berufe frisch, und verspürte keinerlei Ermüdung.

Aber die Schauspieler?

Diesen muß ich das Zeugniß ehrenhaftesten Fleißes geben.

Ich habe meinen Schauspielern nie geschmeichelt, ich habe ihnen Anstrengungen zumuthen müssen, wie sie sonst nirgends den Leuten auferlegt werden, sie haben mir auch durch ihre Trakasserien und Grillen tausendfachen Verdruß gemacht, aber in der Hauptsache, in der Lust und Liebe zum Dinge, in der Ausdauer und Beharrlichkeit sind sie Kerntruppen zu vergleichen gewesen, welche sich noch schlagen, wenn auch kein Sieg mehr zu hoffen ist, und die Milizen längst davon gelaufen sind. Sie lieferten mir den Beweis, daß auch der deutsche

Schauspieler sogleich wieder ein ganz anderes Wesen wird, wenn man ihn nur richtig anfaßt. Die richtige Behandlung, welche ich meine, besteht aber nicht im Kajoliren oder Ordonniren vom Kabinet des Intendanten aus, sondern darin, daß ihnen nicht in hohlen Worten, sondern in der That und in der Wahrheit, das Bewußtsein werde von einem in tüchtigem Sinne unternommenen Wirken, daß der Intendant gestaltend, ordnend, erfindend, bis in das Kleinste eingreift, daß er, um es kurz zu sagen, das Feuer des Gefechts nicht scheut.

Muth und Geschick wird er nun freilich dazu nur haben, wenn er selbst vor der Klinge ist. Man macht Rechner zu Finanziers, Juristen zu Richtern, Maler oder Bildhauer zu Direktoren der Akademien, aber im Gebiete der schwierigsten und verwickeltesten Kunst macht man Hofleute zu Intendanten.

Auf die Bemerkung, daß das Repertoir mit der Zeit versiegt sein würde, erwiedert Immermann: „Leben ruht auf sich selbst, wird durch sich selbst verbürgt, weiß sich seine Zuflüsse zu öffnen. Ueber einem Institute voll Kraft und Blut waltet sein Stern. Ich weiß nicht, was ich noch Alles hätte geben lassen sollen, meine Projektenzettel enthalten manches seltsame, phantastische, gewagte Problem verzeichnet. Da fallen mir eben beispielsweise Fortunat, Manfred, drei Vergeltungen in einer, Demetrius, den ich fortsetzen wollte, Almansor, versteht sich etwas zugestutzt, Grabbes Napoleon, scenenweise phantasmagorisch-tableauartig behandelt, Oedipus Rex ein. Denn auch an die antike Tragödie wollte ich mich wagen. Was davon mißlungen, was geglückt wäre, wer weiß es? Die Bühne aber würde fortgelebt haben in dem neuen, Alles hazardirenden Geiste. Konnte mittlerweile nicht ein neues Talent erblühen, und seine Kraft zum Theater hingezogen fühlen, welches ihm mehr Chancen für den Erfolg origineller Gedanken darbot, als ein anderes? Die Düsseldorfer Bühne ist also nicht an einem inneren Leiden, sondern einzig und allein daran untergegangen, daß die mehreren Millionen, welche das Kapital unsrer hiesigen Optimaten bilden, nicht ein ferneres jährliches Subsidium von 4000 Thlr mehr abwerfen wollten, denn so viel bedurfte sie zu ihrem Fortbestund. Nur wegen ihrer zertrümmerte ein Institut, welches bestimmt zu sein schien, in die Reihe der rheinischen Kulturanstalten mit einzurücken."

Das ist die Rücksicht, die Elend läßt zu hohen Jahren kommen!

Wie Schade, muß man hier sagen, daß es Immermann nicht vergönnt ward, ein größeres Institut zu lenken, bei dem es ihm an Mitteln nicht fehlte und wo er auf ein noch dankbareres Publikum hätte rechnen können! Nach Preußens Hauptstadt hätte er hingehört, hier hätte er wirken und der Bühne zu der Würde wiederverhelfen sollen, welche sie einst besaß, als sie mit der werdenden Literatur fortschritt, und als sie der Kunst wahrhaft diente.

Nun — man hat Immermann dahinsterben lassen, wie man seiner Dichterwerke nicht achtete, und wie man Grabbe verkommen ließ. Hoffen wir, daß jetzt eine bessere Zeit nahe ist, welche das so vielfach begangene Unrecht wenn auch nicht gut zu machen, doch für die Gegenwart zu bessern im Stande ist.

Wäre Tieck nicht zu alt, auf ihn müßten sich die Hoffnungen der Gegenwart vorzüglich richten.

E. M.

La Breschelle.

Novelle von Isidorus orientalis.

(Schluß.)

„La Breschelle ist heut zu Tage gewiß eine Million und zweimalhundert tausend Franken werth" bemerkte der Marquis.

„Sie sind sehr bescheiden," entgegnete der Vicomte, „La Breschelle ist gewiß ungleich mehr werth."

Die beiden Emigranten verfolgten nicht gleiche Zwecke. Der Marquis von Cernay wollte in die Verwaltung eintreten; der Vicomte von Salnois dagegen wünschte sich eine Anstellung in der Armee. Die beiden Freunde trennten sich daher, und Jeder verfolgte seinen eigenen Weg. Man hat Heinrich IV. schwere Vorwürfe darüber gemacht, daß er als König von Frankreich, die alten Freunde des Königs von Navarra vergessen, und alle seine Gunstbezeugungen an diejenigen verschwendet habe, welche zu seinen erbittertsten Feinden gehört hatten. Anders verhielt es sich in der That bei der Restauration. Der Adel und die Geistlichkeit wurden mit Gnadenbezeigungen überhäuft, so weit nur der Hof darüber zu verfügen vermochte; aber die Masse derer, welche bedacht sein wollten, war allzu dicht, und man hätte die Zahl der Regimenter, Praefekturen und Bisthümer verdoppeln müssen, um alle jene uneigennützigen Royalisten befriedigen zu können, welche für ihre Treue und ihr Unglück Belohnung begehrten. Cernay sowohl als Salnois wurden vernachlässigt. Eines Tages begegneten sie sich in einem Salon in der Vorstadt St. Germain.

„Ich sehe wohl," sagte Salnois zu seinem Freunde," man behandelt Sie eben so, wie mich! Der König verweiset mich an den Kriegsminister; dieser versteckt sich hinter die Gesetze des Kriegswesens und bietet mir eine Lieutenantsstelle in der Kavallerie, oder die gestickte Uniform eines Garde du Korps an."

„Ein schreckliches Verfahren!" antwortete der Marquis. „Mich will man zum Friedensrichter machen! Mich, einen Edelmann, zum Friedensrichter! Ist das nicht zum Verzweifeln?"

„Und la Breschelle? wie steht es damit?" fragte der Vicomte weiter.

„Reißen Sie nicht Wunden auf, die kaum zu vernarben anfangen! Denken Sie sich, la Breschelle ist das Eigenthum einer jungen Frau ohne Vater, Bruder, oder Gatten! Aber, wenn jemals!"....

Der Vicomte ließ ihn nicht reden, sondern unterbrach ihn mit den Worten: „Rechnen Sie dann auf mich!"

„Ich habe stets auf Ihren Beistand in solchem Fall gerechnet," antwortete der Marquis.

Indeß war der Vicomte von Salnois doch nicht überall ganz unglücklich. Er war ein schöner junger Mann, und konnten auch gleich seine schlanke Gestalt, sein einnehmendes Betragen, und sein zugleich sanfter und fester Blick, einen Minister nicht entwaffnen, so waren diese Vorzüge doch sehr wohl geeignet, auf ein junges weibliches Herz einen tiefen und lebhaften Eindruck zu machen. Gustav bewohnte den obern Stock in einem Hause auf der Chaussee d'Antin, während die Hauptetage von der Besitzerin selbst eingenommen wurde. Der Vicomte hielt es für seine Schuldigkeit, seiner Wirthin einen Besuch abzustatten. Er war eben im Begriff, sich ihr vorzustellen, als er durch eine halb offene Thür des Vorzimmers eine Büste des Kaisers erblickte.

„Großer Gott!" rief er bestürzt, und zog sich augenblicklich zurück, „in welch ein Wespennest hätte ich gerathen können!"

Einige Zeit darauf berichtete ihm sein Diener, daß die Besitzerin des Hauses schön und jung sei. Da dachte er bei sich: Mein Gott! man muß ja doch gegen alle Welt höflich sein! und so faßte er denn wieder Muth und ging, sich ihr vorzustellen.

Die Gräfin Bernard war nicht zu Hause; aber Salnois war in das Empfangszimmer geführt wordn, und hatte hier Gelegenheit, die eben so geschmackvolle als prächtige Einrichtung betrachten zu können. Beim Herausgehen fielen seine Blicke auf ein Gemälde, vor welchem er unwillkührlich stehen blieb. Es stellte einen Mann dar, im kräftigsten Lebensalter, dessen Hemd auf der Brust geöffnet, und der mit einer sogenannten Carmagnole *) bekleidet war. An diesem Gemälde

*) Carmagnolen waren Kleider von einem besondern Schnitt, welche schwärmerische Anhänger der Revolution zu tragen pflegten.

war die Jahrzahl 1793 bemerkbar. „Warlich! ein schönes Gemälde“ sagte er zu dem Diener, welcher ihn eingeführt hatte.

„Es ist eine Arbeit von David, antwortete dieser, und stellt den Vater der Frau Gräfin dar.“

„Es ist doch wahrlich rein unmöglich, mit dieser Frau umgehen zu können, dachte Gustav bei sich. Sie ist ja die Tochter eines Jacobiners, eines Anhängers der Bergpartei!“

Nach wenigen Tagen begegnete er der Gräfin, die eben im Begriff war in den Wagen zu steigen. Unwillkührlich blieb er stehen, sie zu betrachten. Er hatte viel schöne Weiber gesehen, aber nie war ihm ein so liebliches, reizendes Wesen entgegengetreten. Das war eine spanische Schönheit, ganz verschieden von den Bildern, die ihm sein Aufenthalt in England vorgeführt hatte. Hier sah er schwarze, glänzende Haare; Augen, die unter den langen seidenen Augenwimpern hindurch blitzten; eine vollendete erhabene Gestalt; eine weiße, und doch belebte frische Hautfarbe; einen feinen Wuchs, und in allen Bewegungen jene natürliche, eigenthümliche Zierlichkeit und Anmuth, die mit Sicherheit auf ein edles Gemüth schließen läßt. Von jetzt ab dachte der Vicomte nicht mehr an die Büste des Kaisers, und das Conterfei des alten Häuptlings der Bergpartei; er sah nichts, als eine reizende Frau, bei der er gern seine zwanzigjährige Verbannung, die Undankbarkeit der Bourbons und die Härte der Minister vergessen hätte. Salnois richtete sich nun so ein, daß er die Gräfin wirklich einheimisch traf. Seine Besuche wurden nicht ungern gesehen, und bald so häufig und dauernd, daß er seiner schönen Wirthin beinahe nicht mehr von der Seite wich. Ein solcher Zustand der Dinge konnte ohne Unbehaglichkeit nicht lange dauern, und der bis über die Ohren verliebte Salnois zauderte auch keinen Augenblick, sich zu erklären, sobald er nur einige Hoffnung, erhört zu werden, schöpfen durfte. Doch war der Schritt kein leichter. Salnois war arm, und fühlte die Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg stellten, um so lebhafter, als die Gräfin über Millionen gebot, und man gar leicht auf die Rechnung des Eigennutzes setzen konnte, was in ihm doch blos das Werk der innigsten Zärtlichkeit war. Indeß hat wahre Liebe eine so eigenthümliche Beredsamkeit, daß eine Frau sich schwer täuscht; die Gräfin wieß den nicht zurück, der sie so heftig liebte, aber — sie erklärte sich freimüthig und ungezwungen über ihre Familie und ihre politische Meinung.

„Sie gehören zu dem alten hohen Adel, sagte die Gräfin Bernard zu Salnois, und scheinen den Bourbons ungemein ergeben zu sein; ich aber bin die Tochter eines Conventsmitgliedes; mein Vater war ein Republikaner, und wenn es einer Frau gestattet ist, von ihren politischen Ansichten zu sprechen, so kann ich Ihnen nicht verhehlen: ich denke wie mein Vater. Mein verstorbener Gemal, der Graf Bernard, verdankt seinen Schriften und der Revolution sein ganzes Glück; er war Advokat; aber der Kaiser zeichnete ihn aus, und nachdem er ihn in den Staatsrath berufen, ernannte er ihn endlich zum Senator. Ich verläugne meinen Ursprung nicht, und möchte um keinen Preis mich mit Jemand näher verbinden, von dem ich befürchten könnte, er werde mir über mein Verfahren einen Vorwurf machen. Stets werde ich Ihre Meinung ehren, aber ich verlange eine gleiche Achtung für die meinige. Sagt Ihnen ein solcher Vertrag zu, mein Herr Vicomte?“

Es wird nicht eben schwer, sich mit den politischen Ansichten eines Weibes zu befreunden, das man liebt. Ueberdem hatte die Vernachlässigung, welche man den guten Salnois empfinden ließ, seine royalistische Hitze ohnehin ein wenig abgekühlt. Er erklärte sich, einverstanden mit der practischen Anwendung des Wahlspruches, mit welchem die Bourbons in Frankreich wieder aufgetreten waren: „Eintracht und Vergessenheit“. *) Auch verlangte man von ihm ja nicht das gänzliche Aufgeben seiner

*) Union et oubli.

Ansichten, nur die Duldung entgegengesetzter, und so versprach er gern Alles, was die Geliebte von ihm begehrte.

Die Heirath ward bald beschlossen. Die Freunde der Gräfin umringten deren künftigen Gemal, und waren entzückt von seiner Mäßigung; sie billigten vollständig eine Verbindung, bei der, um sie zu schließen, keiner der beiden Ehegatten von seinem Meinungsfelde gewichen war. Als der Heirathsvertrag unterzeichnet werden sollte, las der Notar, dem Gebrauche gemäß, laut den Inhalt des Vertrags vor, und namentlich auch folgende Stelle.

„Die verwittwete Frau Gräfin Bernard bringt ihrem Gemal zu: 1) ein Haus in Paris in der Straße des Mont Blanc, fünfmal hundert tausend Franken werth, 2) ein Landgut in der Normandie, la Breschelle, von einem Werth von einer Million und fünfmal hundert tausend Franken ....“

„La Breschelle?“ rief erstaunt der Vicomte.

„Ja, mein Herr, erwiderte die Gräfin, eine herrliche Besitzung; ist sie Ihnen vielleicht bekannt?“

„Ich glaube, sie schon einmal gesehen zu haben.“

„Und was halten Sie von ihr?“

„Sie ist prächtig, meine Gnädige.“

Alle Theilnehmer hatten unterzeichnet, und die Hochzeit ward auf den nächsten Tag angesetzt. Bevor indeß Salnois die Gräfin auf die Mairie führte, hatte er noch einen Besuch abzustatten. Er suchte den Marquis von Cernais auf.

„Herr Marquis!“ redete er diesen an, die Gräfin Bernard, die Besitzerin von la Breschelle, kann Ihnen einen Kämpfer anbieten; sie verheirathet sich, und ich bin es, mit welchem sie sich vermählt.“

„Mit Ihnen, Vicomte?“

„Ja, mit mir; ohne mich darüber zu äußern, ob sich meine Ansicht über den von der Nation verfügten Verkauf der Emigrantengüter geändert habe, bin ich genöthigt, Sie darauf aufmerksam zu machen, wie es weder in meiner Macht steht, noch in meiner Absicht liegt, meine Gemahlin zu überreden, daß sie sich ihrer Güter beraube. Morgen werde ich Besitzer von la Breschelle, und da Sie um dieses Gut auf Leben und Tod haben kämpfen wollen, so stelle ich mich jetzt zu Ihrer Verfügung. „Es ist sonderbar, fügte er hinzu, „daß ich in einer Angelegenheit Ihr Gegner werde, wo ich früher Ihnen beistehen wollte ....“

Uebrigens haben Sie vor drei Monaten la Breschelle viel zu niedrig taxirt, ich sagte es Ihnen gleich; es ist in meinem Heirathsvertrage zu einem Werthe von einer Million und fünfmalhundert tausend Franken angegeben.

Die beiden Edelleute zogen die Degen gegen einander, und das Gottesurtheil fiel günstig für die Republik aus. Der Marquis von Cernay ward ziemlich schwer in der Schulter verwundet.

„Mein Herr Marquis!“ sprach jetzt Salnois, „Sie haben mir früher, noch ehe wir Paris erreichten, jenen allerliebsten Pavillon in la Breschelle angeboten, jetzt stelle ich ihn zu Ihrer Disposition, um dort Ihre Wiederherstellung abzuwarten.“

Die Gräfin Bernard ward die Gemahlin des Vicomte von Salnois; aber nach wie vor zierte ihr Besuchzimmer das Bildniß ihres Vaters, des Conventsmitgliedes.

Was den Marquis von Cernay betrifft, so ward ihm Kunde, daß in einem andern Pavillon, dem „Pavillon Moison“ *) im Stillen ein Plan vorbereitet werde, der seine üble Laune sehr verbesserte, und geeignet war, ihn zu beruhigen. In der That bekam er einige Jahre später noch einen ziemlich guten Theil von dem Entschädigungsschmause, welcher für die Emigranten zugerichtet war.

*) Dieß war die damalige Wohnung des Grafen Artois, nachherigen Carl X.

Königstädter Theater.

Am 9. Mai brachte das Königstädter Theater zum ersten Male: „das Duell-Mandat oder ein Tag vor der Schlacht," militärisches Drama in 5 Acten, frei nach dem Französischen von Vogel. Das „Duell-Mandat," ein Stück von schon älterem Datum, wenn wir nicht irren, beruht auf einer bekannten oder unbekannten Begebenheit aus dem Leben jenes Fürsten, mit dem dasselbe Theater schon in „des Herzogs Befehl" eine nothgedrungene deminutio capitis hat vornehmen müssen. Zu bedauern für uns ist nur, daß wir das uns so nahe liegende aus dem Französischen übersetzen und in eine gewisse unbestimmte Ferne rücken müssen; zu bedauern für ihn das tragische Schicksal, das ihn nach so vielen harten Prüfungen noch in die Hände des Hrn. Genée geliefert hat; fast scheint es, als habe er dasselbe vorhergesehn, und in ahnender Vorsorge jene sonderbare Testamentsverfügung getroffen, die wir hier nicht andeuten wollen, die man aber in Mirabeau's „Mémoires pour servir à l'histoire secrete de la cour de Berlin" nachlesen kann. Was das Stück selbst betrifft, so sind die gewöhnlichen Mittel und bekannten Theaterhebel so gut wie in manchen andern Stücken derselben Art in Bewegung gesetzt. Ein Glück ist es schon, daß wir vor den Evolutionen, Märchen u. s. w., die uns das „militärische" Drama befürchten ließ, noch so vorbeikamen und es nur mit angesehenen und betreßten Leuten zu thun hatten, d. h. vom militärischen Standpunkte aus, denn nach künstlerischem Maßstabe steckten unter den gestickten Uniformen manche Gemeine. Wir lernten bei dieser Gelegenheit zwei neue Mitglieder des Theaters kennen, Hrn. Burmeister, der schon einmal im Abbé de l'Epée aufgetreten war, und der bei sonst nicht zu verachtenden Mitteln durch ein zu starkes Anschwellen des Pathos und einen gewissen salbungsvollen Predigerton unangenehm wirkt, und sodann Hrn. Euling, der seinen Platz ausfüllen zu wollen scheint. — l —

Feuilleton.

Die Halleschen Jahrbücher enthalten einen sehr scharfsinnigen und scharfen Artikel über die Berliner Historiker, namentlich über Raumer und Ranke, der, wie der größte Theil des Aufsatzes über die Berliner Universität von Köppen verfaßt ist.

Die Pedanten haben sich darüber schrecklich entsetzt. Sie können es immer noch nicht begreifen, daß auch für Deutschland die Zeit gekommen ist, wo die wissenschaftlichen Richtungen in ihrem Zusammenhange mit dem Leben der Nation und in ihrer Bedeutung für dasselbe aufgefaßt und geschildert werden. Was wahrhaft tüchtig ist, muß der strengsten Kritik Stand halten können; es vermag dadurch nur zu gewinnen, nicht zu verlieren. Die ohnmächtige Wuth, der blasse Aerger, die schimpfende Denunciationssucht zeigen nur, wie sehr die Pedanten unter der Kritik stehn, und wie sehr diese Recht hat, ihnen den erborgten Schimmer des gelehrten Ruhms zu rauben.

Köppens Artikel ist sowohl mit sachlicher Kenntniß, wie mit scharfer psychologischer Beurtheilung der Personen abgefaßt, und Köppen selbst hat es hinlänglich bewährt, daß er den Geist und das Talent besitzt, besseres zu leisten, als die von ihm angegriffenen Historiker. Freilich, man kümmert sich nicht um ihn, man giebt ihm keine Stellung, die ihm erlaubte für die Wissenschaft, wie er möchte und sollte, zu leben und zu wirken. — Ranke verliert durch Köppens Kritik von seinem wirklichen Werth nichts. Er ist der Historiker einer Uebergangsepoche, welche den Geist sucht, und nach Philosophie strebt. Für die historische Schule sind seine Bücher noch ein Glanzpunkt, und es steht zu hoffen, daß seine Schüler weiter streben. In

Ranke selbst ist noch zu viel Dilettantismus, zu viel Haschen nach Geistreichigkeit und Verlieren in zufällige Reflexionen. Seine Forschungsweise aber, sein Streben nach künstlerischer Anordnung des Stoffes sind immer anzuerkennen, und wir dürfen auch nicht vergessen, daß er der historischen Literatur wieder den Weg bahnt zu einer volksmäßigen Wirksamkeit. Was Ranke wesentlich und hauptsächlich fehlt, ist die Ursprünglichkeit des Geistes, und daher auch die Energie der Gesinnung. Wir sehn in ihm nur die Thätigkeit und Betriebsamkeit des angelernten Talents.

Heine fängt an, recht matt zu schreiben. Seine klägliche Lobpreisung Louis Philippes, sein Artikel über Musik in der Augsburger allgemeinen Zeitung, der nur zum Lobe Meyerbeers geschrieben ist, und ein höchst ignorantes Urtheil über Vieuxtemps enthält, können nur mißfallen. Und dann wird die Koketterie mit dem deutschen Gemüth doch bereits zur reinen Manier. „In der Stimme der Dlle. Löwe, sagte Heine, ist deutsche Seele, ein stilles Ding, das sich bis jetzt nur wenigen Franzosen offenbart hat." Dann spricht er von Beethovens Adelaide. „Dieses ruhige Aussenfzen des Gemüthes, diese blauäugigen schmachtende Waldeinsamkeitstöne, diese gesungne Lindenblüthe mit obligatem Mondschein, finden kein Echo in der französischen Brust, und werden sogar als transrhenanische Sensiblererie verspottet." Diese Schilderung wäre freilich nicht dazu gemacht, den Franzosen zu zeigen, was deutsches Gemüth ist. Denn der Spott sitzt selbst dem Preisenden als Harlequin auf dem Nacken, und prahlt mit Gefühlen, die er nicht hat.

Die Meyerbeersche Musik, meint Heine zum Schluß, werde die Franzosen in das Verständniß der Goetheschen Poesie einweihen. Ein Gedanke für den Liebhaber!

Die Rosen berichteten unlängst, daß Julius Mosen bei dem Dresdner Theater eine Anstellung als Regisseur gefunden habe.

Dingelstedt ist wie man sagt, von Hrn. v. Cotta als Mitredakteur der Augsburger allgemeinen Zeitung berufen worden.

Die Zeitung für die elegante Welt enthält eine sehr pikante Satire auf gewisse gelehrte Herrn, welche durch ihr abscheuliches Gelächter, ihre grundlos schlechten Witze und faden Bemäkelungen von Journalartikeln, die über ihren Horizont gehn, das Lokal von Stehely verunzieren.

De Keyser malt „die Schlacht der goldnen Sporen" (Pavia) für die Stadt Kortryk in Belgien. Das Ministerium hat eine Summe von 4000 Fr. beigesteuert.

Verschiedene Zeitungen haben es in Anregung gebracht, daß man die Stelle, wo Heinrich von Kleist mit der Geliebten sein Leben endete, mit einem Denkstein versehen möge. Der Schreiber dieser Zeilen ist oft nach dieser Stelle gewallfahrtet, da sie in der Forst eines seiner Verwandten liegt. Man findet sie, wenn man von der Potsdammer Chaussee, da wo sie den kleinen und großen Wann-See durchschneidet, links abgeht, und einen Hügel hinansteigt, von dem die Aussicht weit über beide Seen hinausreicht. Als ich mir die Gräber von dem Förster zeigen ließ, sagte er, es wären früher an einem bestimmten Tage des Jahres zwei Herrn gekommen, welche ihm Geld gegeben, damit er die Gräber mit frischen Tannenzweigen bedecke. Nun seien sie aber ausgeblieben. Ich ermunterte ihn darauf, die Gräber auch fernerhin zu bedecken, und der Besit-

zer der Forst, als er mein Interesse für dieselben sah, befahl sogleich, im nächsten Frühjahr eine junge Eiche dazwischen zu pflanzen. Es geschah, aber die Eiche litt gleich anfangs vom Frost, und wollte nicht gedeihen. Es wäre recht schön, wenn man jetzt, wie vorgeschlagen wurde, eine kleine Summe zusammen brächte, um die Gräber neu belegen, und mit einem Gitter nebst einer Gedächtnißtafel versehen zu lassen. Heinrich von Kleist hat es wohl verdient, daß man sein Gedächtniß auch äußerlich in Ehren halte, und das tragische Unglück seines Lebens muß uns um so mehr dazu anregen. E. M.

Nach dem Meßkatalog haben wir für die nächste Zukunft folgende interessante Werke zu erwarten: Michel Angelos (Buonarottis) sämmtliche Gedichte italienisch und deutsch von Regis. Feuerbach: die Wahrheit der Religion und die Selbsttäuschung der Theologie. Zur Kritik der unreinen Vernunft. Gervinus: Geschichte der poetischen Nationalliteratur (5ter Band). Hotho: Vorlesungen über die Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei. W. v. Humboldts sämmtliche Werke, 2ter Theil. Leo: Universalgeschichte, (5ter Bd,) Parcival und Titurel von K. Simrock. Heinrich Stieglitz: ein Besuch auf Montenegro. Lewald: Theater-Roman. H. Marggraff: Johannes Mackel. Bunte Schicksale einer häßlichen, doch ehrlichen deutschen Haut. Mühlbach: Gefahren und Entwickelungen Schiff: Linchen oder Erziehungsresultate. Sternberg: Alfred. Carriere: die Religion in ihrem Begriff, ihrer weltgeschichtlichen Entwickelung und Vollendung. Dingelstedt: Heptameron. Raczynsky: Geschichte der neueren deutschen Kunst. (3ter Bd.) Norddeutschland (besonders Berlin) Schleiermachers literaischer Nachlaß 4ter Bd. herausgegeben von Lachmann. Skizzen aus dem Altagsleben (von Friederike Bremer 6 — 8ter Bd.) Friede und Streit. Nina. Ein Roman, von ebenderselben. Wolf: Geschichte des Romans. Varnhagen von Enses Memoiren 6ter Band.

Von neuen Ausgaben sind angekündigt: Lessings Werke im Schiller-Format. 18 Bde. (der Band 8 gGr.) Mendelssohns Werke, herausgegeben vom Professor Mendelssohn in Bonn. Lichtenbergs Werke, herausgegeben von Kottenkamp.

Außerdem vernimmt man, daß von Hoffmann v. Fallerslebens unpolitischen Liedern ein zweiter Band erscheinen, und daß Gutzkow seine gesammelten dramatischen Werke herausgeben wird. Das neueste Stück desselben heißt: die Schule der Reichen.

Von Boz ist ein neuer Roman: Barnaby Rudge in der Uebersetzung von Moriartry angekündigt. Dickens hat an diesen seinen Freund und Landsmann seinen lebhaften Dank für die günstige Aufnahme seiner Schriften in Deutschland ausgesprochen, und hinzugefügt, daß er von nun an seine Mußestunden auf die Erlernung der deutschen Sprache verwenden wolle, und hoffe, binnen Jahresfrist zu einem unmittelbaren Verständniß der deutschen Literatur zu gelangen.

Thomas Campbell, der berühmte englische Dichter hat das Leben Petrarka's geschrieben. Es wird wegen seiner Freimüthigkeit und Unpartheilichkeit sehr gerühmt.

Von Ingermann, den man den dänischen Scott nennt, ist ein neuer Roman „Woldemar der Siegreiche" erschienen. Er behandelt eine der schönsten nordischen Sagen, und schildert anziehend und mit historischer Treue Geist und Sitten der Scandinavier des 13. Jahrhundert.

Von Casimir Delavigne ist auf dem theatre francais ein neues Stück: le conseiller Raporteur gegeben worden. Es mißfiel.

Gedruckt bei F. Nietack. Verlag von Carl J. Klemann.

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. **Karl Riedel.**

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend eine Lieferung zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an die Verlagshandlung von Carl J. Klemann, Burgstraße Nr. 8, zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden ebendaselbst angenommen. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 20. Berlin, den 22. Mai 1841.

Inhalt: Die Kunst und das Publikum — Eine Reisegesellschaft in der Mark; von Willibald Alexis. — Moderne Lyrik: F. Kugler, Nicol. Becker, Jul. Minding; von Dr. Lucius. — Mondnacht, Gedicht von K. — Die italienische Oper. — Feuilleton.

Die Kunst und das Publikum.

Theophile Gautier leitet in der **Revue de Paris** seinen Bericht über die diesjährige Pariser Kunstausstellung folgendermaßen ein.

„Es ist Sitte, die kritischen Kunstartikel mit einer mehr oder weniger elegischen Tirade über den Verfall der Kunst zu beginnen. Ich aber will über den Verfall des Publikums reden, denn meiner Ueberzeugung nach, ist es mit der Kunst niemals besser bestellt gewesen, als jetzt. Die französische Schule, welche den italienischen, niederländischen und spanischen Schulen erst nach einem langen Zeitraum gefolgt ist, steht jetzt obenan. Die Münchner Schule ist von Alterthümeleien, gelehrten Nachahmungen, Symbolisiren und Aesthetik so erfüllt, daß man sie nur als eine Akademie der Metaphysik betrachten kann, deren Schüler zeichnen, statt zu schreiben. Das Schicksal der Kunst hängt daher von Frankreich ab, und Paris ist das moderne Rom geworden. In Italien giebt es keinen einzigen Maler von Talent, der Geschmack ist hier so verdorben, daß das Bild des H. Bruloff, die Zerstörung Pompejis, mit Kränzen und Sonnetten überschüttet wurde. Eine Reise, die ich unlängst nach Spanien unternommen, hat mich überzeugt, daß jeder Zusammenhang zwischen den alten und den neuen Meistern unterbrochen ist. Der gute alte Goya ist noch der Einzige, der die Tradition des Velasquez erhält, und die alten Meisterwerke versteht. Aparicio, Tejeo, Maella, Madrazzo und alle Uebrigen sind nur blasse Copien Davids. Belgien kann trotz der Bemühungen einiger Leute von Talent, nicht mit auf den Kampfsplatz treten, England hat nur einen Portraitmaler, Lawrence erzeugt, und auch dessen Ruf ist mehr faschionable, als künstlerisch. Düsseldorf hat 2 Künstler gebildet, Bendemann und Lessing, Männer von vielem Talent, die aber nicht hinreichen, eine Schule zu bilden. Frankreich hat also ohne Widerspruch die Oberherrschaft der Malerei in Händen. Die Ausstellungen der letzten Jahre waren sehr merkwürdig, und kein Land kann eine so große Anzahl von Sculpturen und Malereien jeder Gattung aufweisen, denn Niemand wird von einem Lande oder einer Epoche jährlich 2000 Meisterwerke verlangen. — Wunderbar ist es aber bei alle dem, daß das Publikum die Anstrengungen der Künstler nicht ermuthigt. Man sollte glauben, wenn man die unzählbare Menge von jungen Leuten sieht, die Maler oder Bildhauer werden, daß die Franzosen entschiedene Kunstliebhaber sind, die eine große Menge von Gemälden und Statuen verbrauchen, oder sie wenigstens zu schätzen und zu beurtheilen wissen. Keineswegs! Das Publikum bewundert nur die kleinen, niedlichen Dinge; die Casserolen von

Drolling und die Portraits von Dubuffe, die rühren sein Herz! Und man kann behaupten, daß seine Begeisterung eine Anweisung auf nichts ist, und man muß den Malern, welche den Fortschritt und die Bewegung unserer Schulen repräsentiren, um so mehr Dank wissen, daß sie diese dennoch vollbracht haben, indem sie gegen die allgemeine Indifferenz ohne äußere Hülfe ankämpften. Außer der Regierung beschäftigt Niemand die Künstler. Das ist abscheulich! Man sieht Lithographien für 30 Sous in Zimmern, worin sich Möbel und Tapeten für 20 oder 30,000 Frs. befinden. Ein Buch oder ein Gemälde kaufen, das ist eine Idee, die nur selten in dem Hirn eines französischen Millionärs aufsteigt, und wenn ihm gar diese Phantasie kommt, so faßt er gewiß eine alte räuchrige, verdächtige Leinwand, die ihm ein Jude für einen Raphael verkauft hat, in einen köstlichen goldenen Rahmen. Die officiellen Bestellungen, die übrigens sehr dünn ausfallen, werden fast immer widersinnig vertheilt, man fordert ein Schlachtenbild von einem Genremaler, ein Architekturbild von einem Landschafter, u. s. f., es handelt sich nur darum, eine gewisse Breite der Wand um den Preis einer gewissen Summe zu bedecken, das ist Alles. Und dennoch, trotz dieser Hindernisse, ist die französische Schule zur Herrschaft gelangt, und bietet das Schauspiel einer Kunstentwickelung, die ohne Publikum durch die Künstler allein vollbracht ist Das gilt vorzüglich für die Sculptur, welche die Kunst der Götter und der Könige ist; die Götter sind verschwunden und bald werden es auch die gekrönten Heroen sein, wenigstens was man sonst darunter verstand. Und wahrlich, ich fürchte, daß trotz der Opfer der Künstler, die Sculptur dennoch in wenig Jahren verschwindet. Wer kümmert sich in unserer industriellen civilisirten Welt um die Weiße und Reinheit des Marmors? Wer denkt in dieser Zeit des Hydrogen-Gases und der Dampfmaschinen noch an den Tag, wo Venus nackt aus dem Schooß des Meeres stieg?

Jedesmal wenn ich durch die Säle wandle, wohin man die Sculptur verbannt hat, überfällt mich eine tiefe Traurigkeit, man sieht wohl, es ist eine todte Kunst, und das ist so wahr, daß man ihre Erzeugnisse in eine Gruft setzt. Nichts ist trauriger, als diese Art von Sculptur-Morgue zu betrachten, wo in einem fahlen blassen Licht die Marmor-Leiber der alten Götter aufgestellt sind, welche ihre göttliche Verwandte nicht reclamirt haben. In diesem feuchten Geschoß verschmachten sie so traurig, wie kranke Lilien, wie letzte Blumen der antiken Schönheit, die ohne Ehrenbezeugung zu Grabe geht: dies große Gedicht des menschlichen Leibes, das in Strophen von Bronce und Alabaster von dem göttlichen Chor der griechischen Künstler gesungen wurde; da nur wagt man noch, die heilige Nacktheit der Form ans Licht zu ziehn. Gleich tapferen unbeugsamen Helden haben die Bildhauer bis ans Ende gestritten, mit dem Bewußtsein fruchtloser Hingebung; in ihren weiten verlassenen Werkstätten haben sie mit frommer Hingebung die Reinheit der Zeichnung, die kalte Keuschheit des Carrarischen oder Parischen Marmors gesucht, während der Pöbel sich nur an den groben, obscönen Klecksereien wie an dem zügellosen, wilden Drama ergötzte. Als letzte Verehrer vernichteter Götter, denn das Heidenthum wird immer die Religion der Bildhauer sein, haben sie die Tradition der ursprünglichen Schönheit, die bald in das finstere Chaos der civilisirten Barbarei versinken wird, wo die Herrschaft des Gemeinen beginnt. Wahrlich, es ist viel Muth für eine kleine Schaar von Männern, so auf ihre Gefahr eine himmlische Gestalt des menschlichen Gedankens, eine große Kunst, die entflieht, um vielleicht nie wieder zu kehren, aufrecht zu erhalten, und es scheint uns, daß wenn das Publikum nichts thut, die Kritik ihnen wenigstens mehr Vorschub leisten sollte. Und doch erhält die Sculptur gewöhnlich nur einige, verächtliche Linien, die am Ende der letzten Artikel über die Ausstellung, dann, wenn die Aufmerksamkeit selbst für ein Kunstwerk nicht mehr gefesselt werden kann, ihr hingeworfen werden."

Diesem Vorwort getreu bespricht Gautier die Sculpturen zuerst, die Odaliske von Pradier, die Enttäuschung von Jouffroy, die Nymphe Arnina von Bartolini aus Florenz, ein Basrelif von Tenerari 2c. Und dann erst geht er zu den Gemälden über.

In dem Vorwort nimmt Gautier in Bezug auf die französische Kunst den Mund etwas voll. Mit der Alleinherrschung der französischen Kunst hat es eben so wenig seine Richtigkeit, wie mit dem Regiment über Europa. Deutschland möchte doch gar wohl im Stande sein, ihm dasselbe streitig zu machen. Dennoch erkennen wir Gautiers Bemerkung über die Münchner und Düsseldorfer Schule als vollkommen richtig an. Die metaphysische Richtung Münchens hat uns so wenig als die Sentimentalität Düsseldorfs zu einer Kunst verholfen, die mit der der alten Meister sich messen könnte.

Dennoch aber ist durch jene eine solche Fertigkeit und Correcktheit der Zeichnung, und durch diese eine so lebendige Anregung zur Composition erweckt worden, daß es nur darauf ankommt, beiden eine nachhaltigere, tiefere Richtung zu geben, um zur Höhe der Kunst zu gelangen. Den Franzosen fehlt, was wir besitzen, das Streben nach dem Ideal, wir dagegen haben nach der richtigen Anschauung und kräftigen Ausführung des Realen zu streben, das uns bei den Franzosen in so hoher Virtuosität entgegentritt. In der Technik der Malerei überragen uns die Franzosen weit, weder Düsseldorf noch München haben bisher das Geheimniß der wahren Farbengebung entdeckt.

Was Gautier über die Indifferenz des französischen Publikums sagt, mag immerhin auch dem deutschen gesagt sein. Auch von diesem wird noch viel zu wenig für die Kunst gethan. Die Kunstvereine thun etwas, aber im Grunde doch nicht viel. Der allgemeine Sinn der Nation wird dadurch nicht geweckt. Man müßte, wie es z. B. in Königsberg schon begonnen ist. größere Bilder für ein Nationalmuseum zu gewinnen suchen, um dem Volk die Anschauung der modernen Kunst, die aus seinem Schoß hervorgegangen ist, darzubieten. Auch Berlin hat mit der Subscription für Kiß' Amazone ein gutes Beispiel hierzu gegeben. Dieser Sinn und diese Theilnahme, welche bei den Gebildeten unsrer Nation unzweifelhaft vorhanden sind, beweisen es auch, um wie viel höher der deutsche Kunstsinn steht, als der französische. Unsere Millionäre thun zwar auch nichts für die Kunst, aber die Beamten, die Gelehrten, die compackte Masse der Gebildeten thut nach Kräften dafür. Wir dürfen daher auch nicht fürchten, daß bei uns die Sculptur zu Grunde gehe, im Gegentheil, wir sehen sie aufs eifrigste gepflegt, und die erfreulichsten Talente dafür thätig. Deutschland hat es erst zu beweisen, daß es seine Heroen zu ehren weiß.

E. M.

Eine Reisegesellschaft in der Mark
im vierzehnten Jahrhundert.

Von Willibald Alexis.

Auf der Straße, die nach Brandenburg führt, zogen Mehrere mit einander. An jedem Ort, durch den sie kamen, schlossen sich ihnen noch Andere an, als hätten sie auf jene gewartet, und so ward's ein großer Zug. Einige beritten, Viele zu Fuß, noch Andere saßen auf den Lastwagen, so die Krämer, nebenher laufend, führten. Wiewohl man nun denken sollte, die Reiter wären bald vorauf gewesen und die schweren Karren noch hinter den Fußgängern zurück geblieben, so hielten sie sich doch, wie es ging, Alle aneinander, und wer etwa rasch vorausgeritten war, der blieb stehen auf der nächsten Höhe, daß er die Andern erwarte. Auch wo Einer sich verzögert, da hielt wohl die ganze Gesellschaft an, und gab ihm ein Zeichen, daß er sich fördere.

Es waren Krämer von allen Arten, Bauern, Geistliche, Mönche, Pilger, auch ein Rittersmann

hatte sich angeschlossen; und selbst ein Jude lief, mit seinem Bündel auf dem Rücken, nebenher; aber er durfte den Uebrigen nicht zu nahe kommen.

Als wie man sagt, daß die Schlechten zusammen halten, so zwingt die Noth in schlechten Zeiten auch die Guten, daß sie zusammen sich thun zu Schutz und Trutz. So machten sich auf den Straßen derlei Gesellschaften von selber. In jeder Schenke und in jeder Burg harrten, die da des Weges ziehen wollten, und es nicht allein wagten, bis andere kämen, denen sie sich anschlössen. Waren's alte Bekannte, oder sichere Leute, so war Freude da; kannte man sich aber nicht, so gab es freilich zuerst verdächtige Blicke, und jeder ging für sich und hielt den rechten Arm frei. Denn die Straße gehört jedem, und es hätte nicht gut gethan, Einen fortweisen, weil man ihm nicht traute.

Aber stundenlang mit geschloßnem Mund neben einander zu gehen, war nicht die Art der Menschen. Und wahrhaftig, an Stoff zum Sprechen fehlte es nicht. Es brauchte nur Einer einen Steinhaufen zu sehen, der ein Mahlzeichen war, daß hier ein Mann erschlagen worden, so gab es hundert Geschichten, von begangenen Uebelthaten, und Einer löste den Andern ab, und Alle waren Ohr. Und wenn sich's in den Büschen regte, oder ein Trupp Reiter auf dem Felde zeigte, so drängten sie zusammen und hielten Rath, und wer den Andern blaß sah, der hatte nun gleich Vertrauen, daß er zu ihm gehörte. Furcht und Schrecken, Gott wende sie von uns Allen, aber sie haben das Gute, daß der Mensch sich kennen lernt und seinen Nächsten; und wie die bösen, so kommen auch die löblichen Eigenschaften da am ehesten zu Tage.

Die Sonne war schon gar tief gesunken, und bald küßte sie die Spitzen der Kieferwälder im Abend, aber noch hatten sie kein Quartier gefunden, wo sie einkehren mochten. Der Schenken am Wege gab es wohl; denn keine Straße ist in Deutschland und im Wendenlande, wo der Durstige nicht zu trinken fände. Ein Tangerreis hing über der Thür und ein Krug stand auf dem Gesims. Darum nennt man in der Mark Brandenburg eine Schenke noch heut „den Krug". Aber wenn man auch trinken mochte, weilen mochte man nicht drinnen; zumal nicht in der Nacht. Störte dich auch nicht der Schmutz und das Ungeziefer, und konntest du schlafen, wo die Hühner dir über dem Kopfe saßen, und die Schweine frei in der Stube umliefen, sicherer war's in der Haide selber, eine Wurzel unterm Kopf, als in einer Haideschenke. Im Walde ist's dunkel, und das Gesindel mag uns vorübergehen, aber in der Schenke brennt Licht, und da findet es uns auf hundert Schritte. Der kleine Wende und sein runzlicht Weib und die Schaar von nackten Kindern, die mit den Schweinen sich jagen, wovon leben die, und wer giebt ihnen Sicherheit? Der Reisende, der nicht mußte, dem rieth Keiner, daß er da übernachte.

Da glänzte seitab im Abendroth eine Burg freundlich genug aus dem Grün, mit ihren hohen Ziegeldächern und den Fenstern, die wie lebendiges Gold glühten. Thürme und Mauern waren noch wohl erhalten. Da wollten Einige, daß sie einkehrten, denn sie hatten vor Jahren dort gute Aufnahme gefunden. Aber Andere waren dagegen. Der alte Junker sei todt, und die Neffen, die jetzt mit einander im Schloß hausten, führten eine böse Wirthschaft. Der Jude machte ein erbärmlich Gesicht und hub die Arme in die Höhe. Er hatte eine Nacht dort gut Quartier gefunden, aber am Morgen forderten die Junker von ihm so viel Schoß und Geleitsgeld, daß er seine halbe Habe hatte sitzen lassen. Ob nun wohl der alte Ritter meinte, das hätten sie nur von einem Juden gefordert, schüttelten die Krämerherren, die dabei waren, den Kopf, und meinten, in der Dunkelheit schaue ein Bart aus wie der andere, und wo sie Schoß nähmen, sähen die Junker nicht auf den Glauben.

Darauf beschlossen sie, in der kleinen Stadt, die etwas rechts vom Wege ablag, zu übernachten. Aber da sie dem Thore nahe kamen, und es dunkelte schon etwas, fanden sie's verschlossen, und man wies sie ab, obschon viele gute Leute bei der

Gesellschaft waren, ihre Namen sagten, und darunter hatten einige hübschen Klang. Von drinnen antworteten sie, die Thore thäten sie nicht mehr auf, daß sie aber einlassen wollten den einen Frankfurther Kaufmann und den alten Ritter, so sie in den Korb sich setzten und über die Mauer winden ließen; aber die Andern sollten auf dreihundert Schritt von der Stadt bleiben, sonst drohten sie, daß sie Bolzen auf sie schicken wollten. Der Grund war, daß die Stellmeiser in der Nähe hausten, und es wisse Niemand, unter welcherlei Verkappung sie in die Mauern schleichen möchten. Aber der alte Ritter mochte so wenig von seinem Pferde lassen, und in einem Korbe in der Luft schweben, als der Kaufmann von seinem Güterwagen. Daher zogen sie alle ab, nachdem sie harte Worte mit denen auf dem Thor gewechselt, und mußten sich doch eingestehen, daß die Bürger Recht thäten.

Der alte Ritter, der ein freundlicher Mann war, schlug nun vor, da ihm der von Waldow auf Wendisch Zauchwitz, wo er viel zu suchen hatte, ein lieber Freund von Alters sei, möchten sie noch die Meile Weges nicht scheuen. Das Schloß, das er baue, sei zwar noch nicht fertig, aber die Herberge im Dorfe sei groß und gut zugerichtet von wegen der vielen Leute, die um des Baues willen da verkehrten. Wie müde auch ihre Thiere waren, sie machten sich auf den Weg; aber unterweges trafen sie auf Bauern, die sich schier wunderten, wo sie hin wollten, und als sie's hörten, noch mehr, daß sie nichts davon wußten, was mit Wendisch Zauchwitz vorgefallen. Es hatten nämlich die von Waldow schon ehelängst, als sie an den Bau gingen, sich mit den Stellmeisern vertragen, die dort in der Umgegend stark waren, daß sie den Bau nicht störten. Dies Jahr aber wollten sie den Schoß nicht zahlen, weil sie vermeinten, der Markgraf Ludwig werde ins Land kommen, und dann werde ihr Schloß unter Dach sein, und sie könnten den Räubern die Zähne weisen. Aber sie hatten sich verrechnet; der Markgraf kam nicht, und die Mauern waren noch nicht hoch. Nun hatten die Stellmeiser ihren Boten ins Gesicht gelacht, als die mit dem Schosse zu spät kamen, und ihn nicht genommen. Da wußte der Waldow, was die Glocke geschlagen, und eilends hatte er Weib und Kind, und was sich auf Wagen packen ließ, nach Schloß Saarmund gebracht, noch um Tag und Stunde, ehe der alte Vertrag um war. Aber um den Glockenschlag, daß er aus war, saß auch der rothe Hahn auf dem Hause, und die Stellmeiser hatten das Dorf geplündert und niedergebrannt, bis auf die Höfe, die sich mit ihnen besonders vertrugen. Es glimmte noch letzte Nacht, sagten die Leute, und wunderten sich, daß die Reisenden nichts davon gehört, als man sich wundert, daß Einer nichts von einem Kindtaufen hörte, der doch kommen mußte, wo das Kind geboren und da ist.

Die Sonne war nun schon längst hinterm Kieferwalde versunken, und da mußten die müden Thiere rasten, wo es war, und den Menschen that's auch Noth. Sie trafen auf alte wüste Höfe. Dach und Balken waren nicht mehr da, aber steinerne Mauern, die den Reisenden guten Schutz gaben, daß sie ihre Wagen und Pferde unterbringen und die Feuer anzünden konnten, damit sie der Nachtwind nicht auswehte. Da regte sich bald ein geschäftig Leben; jeder wußte, was er zu thun hatte, denn wer auf Reisen ging, mußte wissen, wie man unter Gottes Himmel schläft. Da ward ausgepackt und abgeladen und aufgepackt. Die Knechte eilten mit den Schöpfeimern in das nahe Flies zum Trank für die Pferde. Andere schnitten Schilf zur Streu und rafften dürres Reisig zum Feuer. Auch schonte man nicht die alten Weiden, und die Axtschläge dröhnten durch die Abendstille. Mit Lebensmitteln, und was zum Kochen und Braten nöthig ist, waren sie wohl versehen. Denn was Einer braucht, wo findet er das unterwegs, so er's nicht mitbringt. Da brodelte bald ein Kessel überm Feuer und an den Spießen brieten Gänse, Schinken oder was es sonst war. Wer viel hatte, half dem andern aus, und es fehlte nicht an Eintracht.

so verschieden die Leute waren an Stand, Herkommen und Alter. Denn keiner forderte mehr, oder nahm einen bessern Platz, als der ihm zukam. Die nächsten Sitze um's Feuer nahmen die Geistlichen ein; ihnen zunächst der alte Ritter, dem's sehr zu Herzen ging, was seinem Freunde, dem Waldow, zugestoßen war; aber beim Essen merkte man's ihm nicht an. Und auch der Frankfurther Kaufherr, einer aus der Familie Weis, hatte einen Vordersitz. Die Andern huckten hinter ihnen, oder wechselten ab, so wie es kam. Der Domherr, er war vom Havelberger Stifte, sprach den Segen vorher. Und als der Hunger und Durst gestillt waren, so gut es ging, hub das Gespräch an, und wer was wußte, erzählte.

Sie alle wollten, als gesagt ist, nach der Stadt Brandenburg, die damals noch reich und blühend war, und es war dort ein großer Markt, wo die Meisten Geschäfte hatten. Daneben aber freuten sie sich desgleichen auf die Predigten, die jetzt im Dom ein Kapuziner hielt, von dem viel Redens im Lande war. Er solle absonderlich ausschauen, wenn er die nackten Arme erhebe und Zeter und Wehe über die Verderbniß der Welt schreie. Jeder hatte von ihm gehört, und wußte etwas zu erzählen. Wenn er von dem ewigen Flammenpfuhl spreche, darin sie alle glühen würden, sehe man in seinen Augen das leibhafte Höllenfeuer. Einige wußten davon, daß ihm einmal im Eifer die wahrhaftigen Funken aus den Augen gesprüht, und seien auf das Wams einer Bürgerfrau gefallen; die habe nachgehends ein klein Loch im Tuch gehabt, und den Brandgeruch lange verspürt. Andere wußten, daß er vom Antichrist predige, der in's Land kommen werde; andere von der Auferstehung der Todten, und noch andere, er predige gar den Untergang der Welt. Der geistliche Herr nickte dazu wohlgefällig mit dem Kopfe, und meinte, daß es gar nicht zu bezweifeln sei, wie der heilige Geist durch den Bruder Eustach rede. Denn nicht allein im Reiche, jenseits der Elbe, sondern auch in Rom habe er schon geredet, daß die Kardinäle in Kirche gegangen wären, wo er predigte.

„In den Zeiten der großen Verderbniß, wo es zum ärgsten steht, und der Abgrund sich gleichsam vor den Füßen der sündigen Menschheit aufthut, da schickt der Herr wohl solche Prediger ins Land, die in Mark und Nieren reden. Denn, wo der Mensch taub ist vor Gottes Stimme und seiner Priester, erbarmt er sich noch einmal, und thut Wunder, statt den Abgrund sogleich zu öffnen.“

Ein Dominikaner, der neben dem Herrn saß, meinte, es sei der Gnade fast zu viel. Nach alledem, was in diesem Lande geschehen, dürfte man sich nicht wundern, so Feuer vom Himmel regne.

Der Domherr hatte eben ein Fläschchen Malvoisir den Knechten aus dem Flaschenfutter genommen und einen Becher damit gefüllt, um den Nachgeschmack der Gans, die er verzehrt, wegzuspülen. Er seufzte recht tief auf: Die Kirche Christi ist in diesen Landen als wie ein Mensch in der Wüste. Räuber haben ihr die Oelkrüge zerschlagen, und die Weinberge verwüstet. Und wenn mildthätige Seelen kommen, ihren Scherf ihr zu bringen, kommen andere Räuber und nehmen's ihnen weg, und wo sie klagen will, da sind keine Gerichte, oder die Räuber selbst sitzen auf den Bänken und lachen der Hülflosen. Wie soll sie da bestehen? Sie muß verschmachten und ausgehen, als ein Baum, am Wasser gepflanzt, und das Wasser ist versiegt.“

„Was den Einen zwickt, juckt den Andern wohl auch,“ sagte der alte Ritter.

Der Frankfurter Kaufherr aber schaute schelmisch den Domherrn an, dem vorn die Knöpfe des Gewandes beinahe rissen, so dick war er: „Hat auch der Müller kein Wasser mehr, der Pfaff hat doch immer Wein.“

Sie lachten und der Domherr mit, worauf das Gespräch und der Streit sich darum drehte, wer in den schlimmen Zeiten zum meisten leide und gelitten habe? Wenn die Leute darauf zu sprechen kommen, so will jeder Recht haben. Wun-

derlich ist's, aber es ist so. Will sich Keiner nur so viel nehmen lassen, und sollte doch zufrieden sein, wenn er nichts hätte.

„Du Ritter hattest deine Burgen, du Bürger deine Stadtmauern, und der Bauersmann flüchtete in die Wälder und Sümpfe. Da konnten die litthauischen Pferde nicht hin. Was hatten wir? Unser Gebet, unsere Meßgewänder und Crucifixe und die Fürbitten unserer Heiligen. Das sind zwar starke Waffen, wo Gottesfurcht ist, aber die ist nicht bei den Heiden. Darum hat der Clerus zum meisten und schrecklichsten aushalten müssen."

„Das ist schon recht, sagte der zweite Krämer aus Frankfurt, der kein Patricier war. Allein es heißt auch, wo was ist, brechen die Diebe ein, und wo nichts ist, braucht man keine Schlösser und Riegel. Nun mein' ich, sind die Heiden Erzdiebe, und haben gewußt, warum sie in die Läden und Truhen der Geistlichkeit brechen."

Der Domherr blickte sich ein wenig verlegen um, und jagte eine Mücke hinterm Ohre fort. Er wollte dann sagen, wie das Volk das bischen Gut der Geistlichen immer zu hoch anschlage, und nicht bedenke, welche Mühe, Angst und Nachtwachen die Seelsorge und das Horasingen koste; aber der Krämer ließ ihn nicht zu Wort kommen.

Hochwürdiger Herr, den Geistlichen neidet auch Keiner, was ihnen zukommt.

Was kommt uns denn zu! seufzte der Domherr, und er wollte alle die Decems aufzählen, die in den schlimmen Zeiten ausgefallen. Der Krämer aber fiel ihm wieder ins Wort:

„Armuth, Keuschheit und Gehorsam, hochwürdiger Herr. Niemand wills ihnen nehmen, und wahrlich auch die Heiden hätten ihnen das gelassen."

Der Dominicaner machte ein sehr ernsthaft Gesicht, während die Andern lachten.

„Ihr lieben Herren, und so Gott will, gute Christen! hub er an. Weshalb, frage ich, war der Heiden Grimm so absonderlich gegen die Klöster und Stifte gerichtet? Weshalb wütheten sie gegen Mönche, Priester, Nonnen so über alle Maaßen. Um ihrer Untugend, oder ihrer Tugend willen? — Weß Diener sind die Heiden? — Satans. Was haßt Satan am meisten und strebt es zu vertilgen von der Erde? — Die Gottseeligkeit und den rechten Glauben. Wär's ihnen nur um Gold zu thun gewesen, und die kostbaren Steine der Meßröcke, die hätten sie rauben mögen sonder viel Mord und Todtschlag. Weshalb nun metzelten sie mit ganz besonderer Lust die frommen Klosterbrüder, die heiligen Nonnen, die nicht das Schwerdt wider sie zückten, die Keinen der Ihren getödtet, die sie nicht gereizt, die nur auf den Knieen zu Gott gesungen? Warum tauchten sie mit höllischer Lust die Arme grade in deren Blut, und ließen es strömen in den Kirchen wie in einem großen Schlachthause? — Das war, weil Satan ihnen ins Ohr geflüstert: wenn Ihr die Kirchen und ihre Diener austilgt, habt Ihr mein Werk vollbracht, und das Land, das Gott gehörte, wird meines und Euer. Das Gott verhüte! Amen!

Er kreuzte sich und Alle kreuzten sich mit ihm: „Das Gott verhüte, Amen!"

Darauf forderte er sie auf, sein Ave zu sprechen mit ihm für die armen Seelen der heiligen Blutzeugen aus jener Zeit.

Wenn die Rede auf den Einfall der Lithauer kam, dann war alles Aug und Ohr, und es war doch schon 20 Jahre her. Und die Märker hatten viel gelitten inzwischen, und Viele Schlimmeres, als was die Heiden ihnen thaten. Aber so ein furchtbar Gewitter, das einmal eine Scheune niederbrannte und dein Kornfeld verwüstete, daran denkst du länger, als an die Jahre des Mißwachses und der Theurung und des Frostes, wo du selber die Schuppen abbrachst, um an ihrem Feuer dich zu wärmen. Die Historien aus jenen gräßlichen Tagen lebten im Volke, als wären sie gestern geschehen, und wurden nicht kleiner, nein, sie wuchsen jeden Tag. Und wer die Gemüther fesseln wollte, der erzählte davon. Darum, daß er den Eindruck stärke, den seine Rede gemacht, erzählte ihnen jetzt

der Dominikaner die Geschichte von der tugendhaften Nonne. Das Feuer war niedergebrannt und sie horchten Alle in tiefer Stille zu:

„Drüben an der Oder war's in jenem Kloster — ja wo ist das Kloster jetzo? Die Schirmvoigte waren geflohen, die Mauern darum waren eitel Feldsteine und Mörtel. Der Herr hätte freilich können durch des Schreckensteiners Heerschaar sie behüten, daß die Feinde blind wurden und sich scheuten. Das war nun nicht des Herren Wille. Vielmehr sprach er zur heiligen Katharina, die über dem Kloster war: „Diesen soll ihre Tugend die Waffe sein, daß sie ihre Keuschheit wahren." Und so geschah es. Die Götzendiener brachen ein und heulten wie der Sturmwind durch die Höfe, die Kreuzgänge und die Chöre. Die alte Aebtissin stand mit allen ihren Nonnen, bis auf eine, am Hochaltar, sie sangen die heiligen Horas, und als die Lithauer, die geschwungenen Säbel in der Faust, ins Schiff einbrachen, drängten sich alle um das Crucifix, und eine jede faßte es an, und zur heiligen Martyrin Katharina hatten sie vorher gebetet, daß die ihre Unschuld bewahre, und sie würdige, daß sie ihr Martyrthum theilten. Und so kam es. Alle, wie sie da standen, wurden von den Heiden niedergemetzelt, Alle starben, als Blutzeugen für ihren Gott, keine verletzt, Alle im Munde den heiligen Gesang, der mit ihnen starb, Alle zu Füßen ihres Heilandes, der auch für sie geblutet hatte. Nur die eine nicht. Nun müßt ihr wissen, daß diese über die Maßen schön war, so schön, daß ihr Anblick die Andacht der Leute in der Kirche störte. Um deshalb ließ die Aebtissin den Chor, der doch schon vergittert war, noch mit einem Schleier verhängen, wenn die Schwester betete. Als aber die Gefahr näher kam, und die Schwesterschaft sich in die Kirche flüchtete, sprach die Oberin zu ihr: „„Gehe du nicht mit uns, Schwester Anselma, denn uns schützt wohl der Herr unser Gott dadurch, daß wir alt sind und gebrechlich, und die jung sind, begabte er, zu ihrem Heil, mit himmlischer Schönheit, aber nicht mit der, welche die Augen der sündigen Menschen reizt. Als wie nun im Leben schon deine irdischen Vorzüge manchen abzog von der Gottseeligkeit, ja unsere Eintracht zu stören drohte, so wolle nicht, wo wir alle ins Verderben gehen, die sündige Lust erweckend, noch unsere heilige Sterbestunde stören. Um deshalb entlasse ich dich, kraft der Macht, die mir gegeben, aus unserer Gemeinschaft; flüchte dich, wohin du magst, und ich wünsche dir alles Glück. Verbirg dich ins Dorf, oder ziehe mit den Krämern, die über den Fluß schiffen; aber bleibe nicht bei uns, denn deine Schönheit ist uns Allen verderblich."" Das kränkte die Nonne sehr. Und wenn sie vorhin wohl bisweilen den Lockungen des Bösen ein Ohr lieh, und eitel war auf ihr glattes Gesicht, jetzt wünschte sie, sie wäre häßlich gewesen als ein Scheusal; denn ihre Schwestern verstießen sie um ihre Schönheit. Vergebens flehte sie die Aebtissin an, die Zeit drängte. Da bat sie nur, die fromme Frau möge ihr ihren Segen geben. Die Aebtissin legte ihre Hand auf den Scheitel der Knieenden und sprach: „So wahre dich selber unter Gottes Beistand, und als wie er dir Schönheit verlieh, so verleihe er dir auch Klugheit, daß du dich und deine Reinheit ihm errettest, dem du angehörst." — Die Nonne aber flohe nicht; sie lag in ihrer Zelle vor ihrem Beetpult, als wie ein Steinbild, und sie hörte den wüsten Lärm, den Gesang, die Axtschläge, die Metzelei, das Todesgeschrei, und konnte keinen Finger rühren. Nun ward es still, nur noch einzelnes Röcheln dröhnte durch die Gemächer. Und dann vertheilten sich die Mörder durch die Zellen und Kreuzgänge, um zu suchen, was ihre Habgier stille. Sie hörte die Fußtritte des Einen, wie er die Treppe herauf kam, Zelle um Zelle die Thür mit dem Fuß aufstieß, und nun war er an ihrer. Mit dem Fußtritt, der das Thürlein sprengte, war es, als bräche die Erstarrung der frommen Nonne. Das Blut pulste ihr wieder durch die Adern. Der Herr war bei ihr, sie wußte es. Und so häßlich der Barbar ausschaute, von Blut und Schmutz und Staub besudelt, sie erschrak nicht. Er aber erschrak, als die Schwester sich aufrichtete,

ein so schön Weib, als er's im Leben nicht gesehen, und ein heller Schein um ihr Haupt. Fast wär ihm das Schwert aus der Hand gefallen, als sie festen Schrittes auf ihn zutrat: „„Ich weiß, warum du kommst, und ich bin dein, mit allem, was mein ist, nach dem Recht des Krieges. Nimms, wenn du Lust hast; denn du siehst, ich bin ein schwach Weib, und kann mich nicht vertheidigen. Aber wenn du's nimmst, was bleibt dir davon als die Lust des Augenblicks, und wenn du mich fortschleppst, gehöre ich nicht mehr dir allein, sondern allen deinen Gesellen. Aber so du verständig bist und den Handel eingehst, den ich dir vorschlage, so will ich dir etwas bieten, das dir dein Lebelang bleibt, und wirst ein großer Krieger werden unter deinem Volke."" So sprach sie, und der Lithauer hörte verwundert; so hatte er noch nie ein Weib sprechen hören. Auch weiß ich, fuhr sie fort, geheime Künste und habe einen großen Zauber. So ich den brauche, kann kein Stahl mich tödten oder wund machen. Denn du sähest mich sonst nicht hier lebendig vor dir stehen, da ich gefallen wäre mit meinen Schwestern unten in der Kirche. Aber der Zauber hält nur, so lang ich eine reine Jungfrau bin. Um deshalb schone meiner, und ich theile dir den Zauber mit, und verrathe dir, wie auch du unverwundbar wirst."" Der Lithauer stierte sie gar verwundert und lüstern an. In seinem Sinne kämpfte die Lust um das schöne Mädchen und um den Zauber. Da sie's merkte, sprach das kluge Weib, aber die Klugheit kam von der heiligen Katharina und nicht von ihr: „„Versuche es an mir selber, ob mein Zauber etwas gilt. Siehe, ich knice vor dir nieder, und habe dieses Crucifix in den Händen, und wenn ich die Worte gesprochen, die ich dich lehren will, dann schlage mit deinem scharfen Schwerte aus allen Kräften, als ob du mich köpfen wolltest, und du wirst sehen, es fließt kein Tröpflein Blut, ob ich doch keinen Panzer um den Hals trage, als die Worte: „In manus tuas, domine, commendo spiritum meum." Da schlug der wilde Lithauer, den die heilige Katharina blendete, mit beiden Armen zu; aber wie entsetzte er sich, als der Kopf der Schwester Anselma vor seinen Füßen rollte, und ein dicker Strom Blutes ihm zu Gesicht stieg. Da gingen dem Heiden die Augen auf, und als er nachgehends gefangen ward, ließ er sich von einem christlichen Priester taufen. Uns allen aber sollten die Augen aufgehen, und lernen sollten wir aus der Geschichte, daß wir um unser Seelenheil willen nichts zu theuer achten dürfen, und sprechen: commendo in manus tuas, domine, spiritum meum. Das heißt: Meinen Geist, Herr, geb ich in deine Hände; was du thust, und deine heilige Kirche durch ihre Diener befiehlst, dem will ich gehorsam folgen."

Ob die Meisten auch die Geschichte schon kennen mochten, hatten sie doch aufmerksam zugehört. Es war eine der Historien aus der Schreckenzeit, die von Mund zu Munde gingen, und jeder, der sie erzählte, that das seine hinzu, er deutete sie, als er Lust hatte. Sie war schon durch ganz Deutschland und die Nachbarländer gewandert; und wie sie zurückerzählt wiederkam, da glich sie wenig dem, wie sie ausging. Wußte man doch kaum mehr den Ort, wo sie vorfiel, und die Namen der Personen. Aber es ist eine Geschichte, die zu jedes Ohr klingt; Sie schauten still vor sich nieder.

(Schluß folgt.)

Moderne Lyrik.

Franz Kugler. Nicolaus Becker. Julius Minding.

Neben der unmittelbaren Folge einer an großen Talenten reichen Zeit, der Erweiterung des Schatzes nationaler Kunstwerke und den rascheren Fortschritten in der Gesammtentwickelung der Nation, ist es eine Hauptfrucht derselben, daß die Sprache so weit vom Gedanken durchgebildet wird und sich den verschiedensten Formen so geschmeidig

anschließt, daß es Jedem, auch dem Minderbegabten, leicht wird, sich dieser Formen zu bemächtigen; und noch mehr, daß nicht bloß specielle Anschauungen, sondern ganze Gattungen, gesammte Anschauungsweisen so sehr Allgemeingut werden, daß es auch bei geringer Kraft möglich ist, eine gewisse Selbständigkeit zu behaupten, die wenigstens gegen den direkten Vorwurf der Nachahmung sichert. Eine solche Epoche der allgemeinen Verbreitung der Poesie erleben wir in Deutschland zum zweiten, vielleicht zum dritten Male; denn ob die gewiß sehr hohe Blüthe des Epos im achten Jahrhundert in diesem Sinn durchgegriffen hat, läßt sich bei dem Mangel an Denkmälern nicht hinlänglich beurtheilen. Mit Sicherheit aber ist die eine in das 13., die andere in's 19. Jahrh. zu setzen, und diese ist gegenwärtig noch in frischester Fortbildung begriffen. Daß grade solche Perioden an einzelnen Mißgriffen und ganzen verfehlten Richtungen reich sind, kann nicht überraschen. Diejenigen, welche eine höhere Kraft in sich fühlen, streben häufig schon im Aeußeren, durch Stoff und Form, sich von der gewöhnlichen Halbheit und Hohlheit zu unterscheiden, und so kann es nicht fehlen, daß sie oft in Uebertreibungen und Verzerrungen gerathen. Ein glänzender Beleg für die Gefahren dieses Strebens ist Grabbe, eine Genialität, wie sie selten auftaucht, und die dennoch keinen dauernden Einfluß üben konnte, weil sie nie etwas in sich Gerundetes gegeben hat. Unter den lebenden Dichtern möchten wir vorzüglich Freiligrath hierher ziehen, dessen Wüstenprunk bei allem hohen Talente, das er zeigt, ebenso wenig nachhaltig wirken kann, wie alles Fremdartige, Gesuchte, und Alles, worin der Laubschmuck die Blüte überwuchert, und die Schale den Kern erstickt. Nur wenn Freiligrath auf der neugebrochnen Bahn fortschreitet, wird es ihm möglich sein, etwas Dauerndes zu liefern. Allein ganz verschieden von diesen Verirrungen, die aus einem tiefen Drang und Bedürfniß hervorgehn, ist die forcirte Genialität so vieler unserer jüngeren Poeten, welche fühlen, daß ihre Gedanken in der richtigen, d. h. in einfacher Form vorgetragen, eben nichts als das nackte Unvermögen des Verfassers zeigen würden, und darum bei dem unschuldigsten Ideenfünklein alle Register der Sprache und des Bilderpomps aufziehen und so in bachantischer Lust taumelnd das gute Publikum zu täuschen suchen. Dieser erzwungenen Genialität werden wir keinen der drei obengenannten Dichter, deren Sammlungen uns vorliegen, beschuldigen; doch Gedichte, die nur im Niveau der poetischen Bildung der Zeit stehn, sich nicht durch Neuheit und Eigenthümlichkeit über dasselbe erheben, finden sich mehr oder weniger in allen dreien. Franz Kugler hat das seltene Glück gehabt, daß mehre seiner Lieder durch musikalische Compositionen in's Volk gekommen sind, und eins, Rudelsberg, sich über ganz Deutschland verbreitet hat, und mehren Dichtern, vorzüglich Uhland, zugeschrieben worden ist. Dies spricht, wenn man erwägt, wie selten es der Fall ist, stets für das Gedicht, und dennoch müssen wir dasselbe für eins der schwächsten der Sammlung halten. Es hat in dieser seiner ächten Gestalt allerdings einen Sinn, denn dies ist hervorzuheben, da es in den meisten Liederbüchern in den sinnlosesten Entstellungen und oft so erscheint, daß einzelne Strophen, besonders die letzte, nicht einmal reimen; auch ist es leicht und nett zu nennen, allein es entbehrt aller Tiefe, und andere Gedichte desselben Verfassers enthalten des Guten weit mehr. Leichtigkeit und Nettigkeit der Ausführung überhaupt und eine gemüthreiche, naive Anschauung sind die Grundzüge in Kuglers Dichtungen. Ein großer Theil derselben, und gewiß der größere zeichnet sich unter denen der neuern Zeit aus; Gedichte wie „Erwartung“, „Nachtgrüße“, „Liebesruhe“ und die meisten der Romanzen, besonders der eiserne, Heinrich und Gregor auf dem Steine, müssen jeden nur einigermaßen poetisch Empfänglichen ansprechen; auch komische Lieder, wie „beim Studium der Architekturgeschichte“, „Klagelied des Privatdocenten“ gelingen dem Verf., doch daneben ist Man-

ches, wobei ihn die Gewandheit der Form verlockt zu haben scheint, und wo der Gedanke dünn ist; Anderes erinnert an Vorbilder, wie eine nicht unbedeutende Anzahl, z. B. die Philister auf der Rudelburg, stark an Heine, der auch bekanntlich in einer seiner Vorreden auf ihn hinweist. — Nicolaus Becker, hat nicht das Glück, sondern das Unglück gehabt, daß ein schlichtes Lied von ihm plötzlich und auf — vielleicht in aller Literatur — unerhörte Weise berühmt geworden ist. Wir fürchten stark, Frau Fama wird ihre voreiligen Anstrengungen sehr früh bereuen und ihren Zögling in Zukunft um so mehr vernachläßigen. Ueber das Rheinlied zu sprechen, erlasse man uns. Nur Zweierlei sei hier bemerkt: erstens, daß uns der Grund, weßhalb keine der zahllosen Compositionen sich auszeichnet, abgesehen von den mehrfach besprochenen Hindernissen der Form, vorzüglich darin zu liegen scheint, daß die Grundidee des Ganzen, die in den Worten „Sie sollen ihn nicht haben" vollständig ausgesprochen liegt, kein musikalisches Element in sich enthält; daß man jedoch zweitens dem Verf. Unrecht thut, wenn man das gefällige, aber unbedeutende Gedicht eine Nachahmung des letzten Ritters von Anast. Grün schilt, da diese Form der Wiederholung des „So lange" so nah liegt, und ein Gedicht durch sie so wenig Eigenthümlichkeit erhält, daß Niemand auch jetzt noch anstehen darf, sie zu gebrauchen. Ein Unglück aber nennen wir Beckers über Nacht emporgeschossenen Ruhm, weil Deutschland jetzt mit den größten Erwartungen an seine Gedichte tritt und sich in diesen arg getäuscht sieht, da sich nirgends eigenthümlich hervortretende Kraft, nirgends Neuheit und Tiefe der Gedanken, überhaupt nirgends dichterischer Beruf zeigt. Dies Urtheil mag zu streng erscheinen und beim ersten Anblick der Gedichte vielleicht ungerecht; vergessen wir nicht darum die entgegengesetzte Seite derselben hervorzuheben. Der Verf. hat hohe Gewalt über die Sprache, seine Lieder stehen an Geschmeidigkeit und Wohlklang der Diktion und des Versbaus den besten der Zeit gleich; seine Darstellung ist durchaus leicht gewandt, auch wohl zart, wenigstens weit entfernt von allem erzwungenen Haschen nach Effekt und Originalität; dies Alles findet sich grade bei den besten Dichtern, und es ist ihnen bis zu einem gewissen Grade unerläßlich, allein es macht sie nicht. Und gerade dies Mißverhältniß zwischen Form und Gehalt ist ein Hauptmerkmal der Poesie, die wir im Eingange charakterisirt haben, die nirgends aus eignem Seelenschachte Gold emporfördert, die überhaupt in einer weniger durchgebildeten Zeit nie hervorgetreten wäre, sondern nur eine Reproduktion dessen ist, was der Verf. in der poetischen Atmosphäre der Zeit, oft unbewußt, eingeathmet hat. Man betrachte Gedichte wie „das letzte Lied" (S. 19): Ein greiser Sänger sieht den Frühling, er fühlt sich wieder jung, singt ein Lied und — stirbt. Welch ein Gedanke für den Dichter der deutschen Marseillaise! Das folgende „Abschied und Wiedersehn": Ein Krieger nimmt Abschied von seiner Geliebten, er fällt in der Schlacht, und sie weint an seiner Leiche. „Waise und Rose": eine Waise macht beim Anblick einer Rose Leidensbetrachtungen, da kommt ein Engel und erlöst sie durch den Tod. Ebenso „des Grafen Roß, Verlorner Frühling, Kern und Schale" und viele andere sind total matt; „Das Harfenmädchen, das Vermächtniß des Dichters, das Schloß im Thale" und viele einzelne Stellen sind vollkommen heinisirt; „die Eichen" ist eine farblose Nachahmung einer seit Goethes verschiedenen Empfindungen an einem Platze sehr wohlfeil gewordenen Wendung. Die besten Gedichte der Sammlung scheinen uns: „der gebändigte Löwe" und „Versäumniß des Poeten," nach diesen folgen etwa „die treue Haut, die Blutbuche, der Inselkönig, Bitte". In manchen, wie in den ländlichen Bildern, nimmt der Verf. einen guten Anlauf, doch die Darstellung erschlafft ihm unter den Händen. Auch müßte „der deutsche Volksdichter" sich keine undeutschen Wortformen zu Schulden kommen lassen, aber „erkosen" (S.

55.) und „erkiesen" (155.) als Participien für erkoren sind durch keine Grammatik zu rechtfertigen. Die Damen werden ihn liebenswürdig finden, die Verehrer des Rheinliedes werden sich durch offnen Tadel zu prostituiren fürchten, allein das deutsche Volk, welches sich für Beckers Rheinlied als ein wahrhaft nationales enthusiasmirt hat, wird nicht guthmüthig genug sein, Becker für einen großen Dichter zu halten. — Julius Minding kann am Wenigsten beschuldigt werden, nur bereits Dagewesenes reproducirt zu haben und auf dem breitgetretnen Gleise alltäglicher Poesie fortzugehen; man sieht fast überall Streben nach Neuheit und Selbständigkeit in Form und Gedanken; Einzelnes wie die Bachlieder, Sternenbotschaft, das Fest der Lilie ist sehr zart und naiv gehalten; die Gedanken sind überall scharf, klar, fest durchgeführt, die Form sorgfältig durchgearbeitet; doch der Sprache fühlt man oft das bewußte Streben an, die gewöhnlichen lyrischen Wendungen zu vermeiden, wodurch sie nicht selten gesucht und erzwungen wird. Dazu werden die Gedichte durch das Vorwiegen des Gedankens oft reflektirend, abstrakt und einförmig; besonders die Sonnette ermüden hierin, so sehr die Kunst des Verf.'s zu bewundern ist, denselben Grundgedanken durch funfzehn Sonnette durchzuführen, wobei er sich die Form noch erschwert. Für Balladen wie „Fehrbellin," die den Volkston anschlagen, scheint dem Verf. die Leichtigkeit zu fehlen. Am Liebsten hätten wir die Uebersetzungen, besonders die aus dem Lateinischen, vermißt, da in dieser Gattung weit Besseres da ist. Doch fühlt man, daß Minding noch in frischem Fortschreiten steht, nicht in irgend eine Manier versunken ist; so wird es ihm gewiß gelingen, künftig weniger im abstrakten Gedanken befangen die Natur und das Leben oft nur als zufälliges Beiwerk, als Bilderschmuck, der Reflexion einzustreuen; sondern von Natur und Leben ausgehend den Gedanken, der stets in ihnen gegeben liegt, nie erst hineingelegt zu werden braucht, aufzudecken. Dies ist die Hauptaufgabe des Dichters. Auch wird die Form dann glätter werden. — Wenn es sich darum handelte, diese drei Dichter, welche rein zufällig hier zusammen stehn, in eine Art von System zu bringen, so könnte man sagen: Becker zeigt, wie weit es ein ausgebildetes Gefühl und eine sorgfältige Compilation ohne Produktionskraft bringen kann; Minding steht bereits an der Grenze durch das Streben neu und originell zu sein, gesucht und erzwungen zu werden; Kugler hat beide Gefahren gleich sehr vermieden, er besitzt die Glätte der Form und steht in seinen bessern Gedichten völlig selbständig da, ohne im Entferntesten gezwungen zu sein.

Dr. Lucius.

Mondnacht.

Der Tag war schon gesunken,
Gefallen in seinem Blut;
Dem Himmel traten die Thränen
In's Aug' als Sternenglut.

Und immer mehr zu dunkeln
Begann es auf der See,
Und immer mehr zu funkeln
Begann es in der Höh.

Und dort auf dem Balkone
Ein Fräulein sinnend saß,
Die träumrisch in den Sternen
Und in den Fluthen las.

Ein Sehnen, ein Verlangen,
Schien, hielt sie oben wach;
Kaum hörbar selbst den Lüften
Entstieg der Brust ein Ach.

Und doch wollt's mich bedünken
War's Lieb nicht, was sie fühlt:
Sie freut sich bloß der Sterne,
Des Abends, der sie kühlt.

Auch schien sie in den Jahren,
Wo Lieb noch Knospe ist,
Wie Julia bevor sie
Ihr Romeo geküßt.

Und wunderbar mit einmal
Da stand ich neben ihr,
Wir schienen wie Bekannte,
Doch sprach sie nicht zu mir.

Erhob sich dann ganz leise,
Und ging ganz leise fort;–
Ging durch die Erkerthüre
Und sprach kein einzig Wort.

Wie, weiß ich nicht, doch wieder
Befand ich mich bei ihr;
Sie ordnete und legte
Zurecht bald dort, bald hier.

Dann öffnet sie die Kasten,
Drin glänzt der feinste Lein,
Und nahm und schloß sie wieder
Und achtete nicht mein.

Fing an sich zu entkleiden,
Legt ab die erste Hüll'
Und gehet zur Toilette
Und löst die Lockenfüll'.

Und nimmt ein Silberbecken
Ein Fläschchen vom schönsten Schnitt
Gießt aus die edlen Düfte
Und wäscht sich dann damit.

Sie wäscht den weißen Nacken,
Die kleine runde Brust;
Des Haars Geringel findet
Dabei auch seine Lust.

Ich aber unterdessen
Bind' ab die seidnen Schuh,
Reich' ihr das Nachtgewand,
Pantöffelchen dazu.

Doch schien sie nichts zu merken,
Und that wie ganz allein,
Und seltsam mir auch schien es,
Als müßte es so sein.

Und als sie sich getrocknet,
Das Haar sich hatte gekämmt,
Zog sie zum Schlafengehen
Hervor ein Spitzenhemd.

Vor mir die schönste Lilie,
Das süß'te Wesen stund;
Ich schloß sie in die Arme
Sie küssend auf Brust und Mund.

Sie aber thut verwundert,
Doch läßt sie es geschehn,
Und sprach die bloßen Worte:
Laß mich zu Bette gehn.

Sie löschte drauf die Kerze;
Es schien der Mond herein,
Er goß sein träumend Silber
Auf Teppich, Kleid und Schrein.

Er küßt ihr vor der Schwelle
Das Füßchen noch einmal,
Begießt wie mit duft'gem Oel es
Mit thauig goldnem Strahl.

Dann schlüpft sie mit Sylphenschnelle
Hinein in's Schlafgemach;
Mich sieht mitleidig der Mond an,
Ich seh betroffen nach.

Trat leise vor die Thür hin
Und guck' durch's Schlüsselloch;
Mir klopft das Herz: o wird sie
Wohl öffnen, wenn ich poch'?

Ein Klinkendruck, die Thür geht,
Ich trete sacht hinein,
Und steh nun in dem kleinen
Mondstillen Kämmerlein.

So still, daß man das Weben
Des Monds zu hören meint,
Der Rücken und Fuß der Nymphe,
Auf'm Sims geduckt, bescheint.

Ich schleich' an's Bett und zitternd
Verirrt sich meine Hand;
Ich weiß es nicht zu sagen,
Was ich dabei empfand.

Ich wag' und etwas faff' ich,
Der Arm, so schien mir, war's;
Ich bückte mich, zu küssen
Den Hauch des Lippenpaars.

Da lallt es schlafgebrochen:
„Wer, wa, wie, was ist das?
Wer ist's? Eugen, bist Du's?
Wer faßt mich bei der Nas?"

Erstarrt halt ich noch immer.
„Eugen," so schnarrt's, „bist Du's?"
Mein Gott, es ist mein alter
Präceptor Gorius.

„Zunächst mein liebes Kind
Laß meine Nase los;
Dann zieh die Vorhäng' zu
Der Mond vexirt Dich bloß."

Ich that, wie er befahl,
Und mit gesenktem Blick
Schlich sachte und verblüfft
Ich in mein Bett zurück.

K.

Die italienische Oper

ist für die jüngere Generation Berlins etwas Neues, und das ist genug, um sie interessant zu machen. Es ist vielleicht ein glücklicher Zufall für die Gesellschaft des Herrn Pietro Negri und das Unternehmen des Hrn. Cerf, daß gerade die erste Vorstellung (Lucrezia Borgia) nur einen sehr getheilten Beifall fand; wäre sie die bessere oder beste gewesen, so würde es später schwer geworden sein, das Interesse in gleichem Grade wach zu halten und zu fesseln. Unter allen Vorstellungen hat der Barbier von Sevilla bis jetzt die größte Theilnahme erregt, obwohl Referent, da er diese Oper gestern zum ersten Male von den Italienernsah (die dritte Wiederholung) durchaus nicht in dem Grade befriedigt war, wie in der Aufführung von Donizetti's Luzia von Lammermoor, welche unstreitig eine der besten ernsten Opern dieses eben so talentvollen als leichtfertigen Componisten ist. Vor etwa zwei Jahren wurde sie bereits im Königstädter Theater deutsch aufgeführt, die Tenorparthie des Edgar Ravenswood war damals indeß durch einen Tenoristen Kreipl so schlecht besetzt, daß die Oper trotz der rühmlichen Anstrengungen der Dlle Hähnel unmöglich gefallen konnte, während sie durch mehrere Saisons das Lieblingswerk der pariser italienischen Oper war. Diese Tenorparthie hörten wir nun von Hrn. Vitali, die Parthie der Luzia von Dlle. Claudina Ferlotti singen. Wenn die Italienerin der deutschen Künstlerin vielleicht nur darin überlegen ist, daß sie vermöge ihrer höheren Stimmlage die Sopranparthie der Luzia so singt, wie sie geschrieben steht, während für die Altstimme der Dlle Hähnel vieles transponirt und punktirt werden mußte, so ist Hr. Vitali seinem deutschen Vorgänger Kreipl in jeder Beziehung so sehr überlegen, daß man die Rolle kaum wiederzuerkennen vermag. Vitali besitzt einen sogenannten modernen Heldentenor von Baritoncharakter, seine Stimme ist, namentlich in den höhern Chorden schwer zu behandeln, er singt mit großer Vorsicht

und läßt sich selbst bei solchen Ausbrüchen der Verzweiflung wie z. B. bei dem „Maledetta!“ (in A-moll, Finale des 2. Akts) nicht die Zügel schießen, sondern er weiß sein Feuer in künstlerischer Mäßigung zu beherrschen. Die Stimme finden wir grade im Forte schön, und wenn sie einigen Recensenten zu stark ist, so wird sie Niemand hindern, sich Baumwolle in die Ohren zu stopfen. Dlle. Ferlotti sang vieles vortrefflich, rein alles, — aber von dramatischem Sinn und Leben gewahrten wir keine Spur, am wenigsten in der Wahnsinnscene des 3. Akts. Hr. Paltrinieri hat sich in der Parthie des Figaro zum Liebling des Publikums aufgeschwungen, und sich wahrscheinlich durch seine treffliche Ausführung des Lord Asthon in der Luzia noch fester in Gunst gesetzt. Sein Duett mit Vitali war nächst dem Ensemblesatz im 2. Finale der Glanzpunkt der Oper und durchaus beifallswürdig. Was die Aufführung des Barbier von Sevilla anlangt, so war uns die Verknüpfung der Musikstücke durch das Recitativo secco neu, und erschien uns durchaus künstlerischer als unser abgeschmackter Dialog, der sich sogar immer noch in Mozarts Don Juan breit macht. Die ausgezeichnetste Figur und durchaus originell war Hr. Negri als Don Basilio. An ihm mögen deutsche Possenreißer sich ein Muster nehmen.

H. T.

Feuilleton.

Die Augsburger allg. Zeitung meldet aus Berlin, und man spricht viel davon, daß Professor Rötscher (jetzt in Bromberg) die Stelle eines Dramaturgen bei dem Hoftheater erhalten würde. Der Pilot meldet auch, daß Rötscher ein Werk über das Wesen der Schauspielkunst vollendet habe.

Wilhelm Grimm wurde bei seiner ersten Vorlesung gleich seinem Bruder empfangen. Er liest über das mittelhochdeutsche Epos Gudrun, welches nächst der Nibelungen Noth das bedeutendste der Volkspoesie ist. Seine Interpretation ist zunächst nicht auf diejenigen berechnet, welche sich speciell mit deutscher Literatur beschäftigen, sondern sie hat den Zweck, diese sehr vernachläßigten Studien einem weiteren Kreise zugänglich zu machen. Er geht daher nicht auf jede Einzelheit von rein philologischem Interesse ein, da alsdann bei dem trostlosen Zustande der Ziemanschen Ausgabe wenige Abenteuer das ganze Semester erfordern würden. — Diese beiden Gedichte, der Nibelungen Noth und Gudrun, hat man nicht unpassend die deutsche Ilias und Odyssee genannt, da in jenem der ernste, erhabne, überwältigend großartige, in der Gudrun der heitre anmuthige, beruhigende Charakter vorherrschend ist. Von der Gudrun hat die neuere Zeit zwei Uebersetzungen gebracht, die eine von San Marte (Schulz), welche das Gedicht sehr frei, in einer Form ungefähr wie Tegners Fritjofssage, behandelt und das zarte, naive Colorit desselben völlig verwischt, die andere von Adelbert Keller, die sich vielleicht zu eng an den Urtext anschließt und für den modernen Leser durch veraltete Wendungen oft ungenießbar wird. Die richtige Mitte in diesen Uebersetzungen hat bisher allein Simrok getroffen, dessen Nibelungen und Walther von der Vogelweide längst den verdienten Beifall gefunden haben.

In der Minerva (1839) wird der Aufsatz von Gentz über die Ereignisse vor der Schlacht von Jena besprochen, und dabei des Umstandes gedacht, daß der erste Abdruck desselben englisch in der United Service Gazette gestanden habe. und von daher ins Deutsche rückübersetzt worden. Der Verfasser rügt darauf die „auffallenden Uebersetzungsfehler nordamerikanischer Quelle“, welche sich in das Englische eingeschlichen haben.

Nordamerikanischer Quelle? Die United Service Gazette erscheint in England. Offenbar hat sich der Verfasser hier arg vergriffen, und bei United in der Uebereilung nur an United States gedacht, obwohl deutlich dasteht, daß die Zeitung dem United Service, d. h. dem vereinigten Land- und Seedienst, nicht Nordamerikas, sondern Englands, angehört! —

Schubart, der Hirschberger Göthomane, der gleich Leo es sich angelegen sein ließ, die Hegelsche Philosophie zu denunziren, ist zum außerordentlichen Professor in Breslau ernannt worden.

In Frankreich gewinnt jetzt eine immer vernünftigere Ansicht über Deutschland Raum. Aehnlich wie unlängst Chevalier über die Einigung der deutschen Völker durch den Zollverband sich äußerte, spricht sich auch Lanjuinais in der Deputirtenkammer aus. Den Gedanken der Rheingrenze giebt er gleich anfangs als eine thörichte Abstraktion preis. Dann stellt er den Zollverband als den Beginn einer neuen Epoche der deutschen Geschichte dar. „Schon sprechen die Publicisten Deutschlands von der Vereinigung der Seestaaten und der Gründung einer deutschen Handelsmarine der Erwerbung von Kolonien.“ Den Handelscongreß, welcher die Repräsentanten der verschiednen Zollvereinsstaaten jährlich vereinigt, nennt er eine „Einrichtung ohne Gleichen.“ Als Resultat seiner Darstellung ergiebt sich sodann, daß Frankreich darnach trachten müsse, mit Deutschland ein festes Bündniß einzugehn, statt mit England und Rußland. In Deutschland sieht er die Keime einer neuen Geschichte. Wir können uns nur freuen, wenn solche Ansichten, welche die aller tiefer Gebildeten in Deutschland selbst sind, auch in Frankreich und zwar auf der Tribüne ausgesprochen werden. Dann aber ist es auch unsre Pflicht, die thörichte und oft nur zu rohe Opposition, welche in den deutschen Zeitungen gegen das französische Staatsprincip geführt wird, aufzugeben, und die französischen Interessen vorurtheilsfrei, ohne Nationalhaß, mit Einsicht zu besprechen.

Felix Mendelssohn befindet sich in Berlin. Man spricht davon, daß er hier eine feste Stellung erhalten werde, und zwar bei einem neu zu errichtenden Conservatorium, das schon längst als ein wesentliches Bedürfniß für Berlin bezeichnet worden ist. Auch die musikalische Sektion der Akademie würde durch Mendelssohn erst wahrhaft belebt werden.

Im Verlag der Krebsschen Kunsthandlung ist ein recht gut lithographirtes Portrait von Eduard Gans nach einer Zeichnung von Pollack erschienen, das erste, das man mit Vergnügen zum Andenken dieses Brave des Braves der Hegelianer im Zimmer aufhängen mag.

Bei dem letzten berliner Jahrmarkt hatte ein Strumpfwirker Nachtmützen feil, in deren Rand mit rother Schrift gewebt war: „Sie sollen ihn nicht haben.“ Die Mützen gingen reißend ab. Nun ist die Geschichte des Rheinliedes erst vollständig. Mit dem Bilde eines Deutschen in solcher Nachtmütze sollte man sie verewigen.

Berichtigung: Nr. 19. S. 301, 2te Sp. Z. 6 v. unten ist Marsan statt Moison zu lesen.

Gedruckt bei F. Nietack. Verlag von Carl J. Klemann.

Athenäum.
Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. **Karl Riedel.**

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend eine Lieferung zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an die Verlagshandlung von Carl J. Klemann, Burgstraße Nr. 8, zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden ebendaselbst angenommen. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 21. Berlin, den 29. Mai 1841.

Inhalt: Gallerie deutscher Zeitgenossen, I. Leben des Freiherrn von und zum Stein; von E. Meyen. — Eine Reisegesellschaft in der Mark; von Willibald Alexis. — Ein literarisches Curiosum; von E. M. — Die Getraidebill, Gedicht von Julius Minding. — Chosru Nuschirwan, Gedicht von Ludwig Lieber. — Oper und Concert. — Theater. — Feuilleton.

Gallerie deutscher Zeitgenossen.

I. Leben des Freiherrn von und zum Stein.

2 Thle. Leipzig 1841. Friedrich Fleischer.

So erfreut wir waren, als wir die Ankündigung dieses Buches lasen, so enttäuscht wurden wir, als wir in demselben zu lesen begannen. Wir waren begierig, den für Preußen so wichtigen Charakter Steins geschildert, die Thaten seines Geistes gewürdigt, seine Bedeutung beurtheilt zu sehn, aber wir fanden an der Stelle des Urtheils nur eine blinde Vergötterung, statt der Schilderung eine kritiklose Compilation der Darstellungen Andrer und brutales Schimpfen auf die politischen Zeitungen der Gegenwart, namentlich die Augsburger allg. Zeitung. Es ist nicht genug, wenn man sich hinstellt und ruft: „Stein, alles Bösen Eckstein, alles Guten Grundstein, deutscher Ehre Schlußstein," man muß auch wissen, worauf diese Ehre basirte, und was ihr Inhalt war. Der Verfasser behauptet zwar, Stein persönlich gekannt zu haben; dies müssen wir jedoch, da es nirgend sichtbar wird, billig bezweifeln, es ist kein neuer Zug aus Steins Leben und Charakteristik, den er vorbrächte; das Biographische ist so dürftig, wie ein Artikel des Brockhausischen Conversationslexicons. Was gut in dem Buche ist, gehört Stein selbst, Varnhagen und Arndt, und es ist eigentlich nur das daran zu tadeln, daß die Auszüge nicht unmittelbar zusammen in dem Volumen eines Bändchens gedruckt sind. Was doch die Leute ihr Geschäft schlecht verstehn! Eine solche anspruchslose Compilation, die billig herzustellen gewesen wäre, hätte überall angesprochen, und wäre gewiß vielfach verbreitet worden, während das theure, arrogante, widerwärtige Buch liegen bleibt. Es wird um so eher liegen bleiben, als die Augsburger allgemeine Zeitung bereits verkündet hat, daß Pertz in Hannover eine Biographie Steins vorbereite. Da indessen bis zum Erscheinen derselben noch einige Zeit vergehen dürfte, so wollen wir einstweilen benutzen, was die Compilation uns darbietet, um unsre Anschauungen über Stein daran zu knüpfen. Stein ist ein Staatsmann, wie die Zeit ihn selten hervorbringt, weil sie nicht immer Epochen bereit hat, in denen die Energie des Charakters ebenso wie die Tiefe des Geistes die Entscheidung der Dinge herbeiführt. Stein war ein Organ seiner stürmischen Zeit, in ihm ballte sich die lang verhaltene deutsche Kraft, die alte Ritterlichkeit zusammen, um der gallisch-römischen Bildung, welche in die germanische Welt bedrohlich, wie einst zu Cäsars und Augustus Zeiten, hineinragte, als entschlossener Widerstand sich entgegenzuschnellen, der fremden Eroberungslust Halt zu gebieten. Stein war Napoleons größter, gefährlichster Gegner, und auf ihn fiel daher auch

dessen Haß, wie auf keinen Anderen, Napoleon ging darin so weit, daß er ihn, seiner unwürdig, öffentlich injurirte, und in die Acht that, wie man dies einst im deutschen Reich zu sehen gewohnt war.

In Stein und seinen Genossen lebte die alte Armins-Kraft und Armins-List, sie wußten ihr Werk still und sicher zu bereiten, darum gelang es ihnen. Stein war aber der bedeutendste von ihnen, denn er wußte den Geist zu beschwören, und der Geist siegt stets über die materielle Gewalt. Stein erhob das Panier der Freiheit für das deutsche Volk, und stellte Princip gegen Princip. So wurde Preußen wiedergeboren, die Monarchie Friedrichs d. G. erstand in neuem Glanze, das Volk wurde bürgerlich frei, und opferte sich gern für den Staat, weil es doch nun wußte, warum es dies that. Stein wußte den Pathos zu schaffen, der erforderlich ist, um das Volk zu begeistern, und dem Staat Ruhm und Ehre zu bereiten. Stein war der Held einer politischen Tragödie. Er litt auch als solcher. Das Blut rollte ihm zu heftig in den Adern, die Gewalt seines Charakters übermannte ihn, er handelte zu stürmisch, ja unbesonnen, und mußte sein kühnes Werk unterbrechen. Aber er verzagte nicht, er schürte selbst von dem fremden Lande aus die Kriegsflamme, welche bald als glühende Lohe über Napoleons Haupt zusammenschlug, er sah den Sieg, den Triumph — wenn auch nicht dessen Früchte. Denn nun fehlte ihm der Raum zu seiner Oppositionskraft. Er mußte sich zurückziehn, wie die römischen Feldherrn es thun mußten, wenn man ihrer nicht mehr bedurfte. Er hätte selbst herrschen müssen, wenn er sein Werk, wie er es im Kopf und Herzen trug, vollenden wollte. Gewiß hätte er Großes vollbracht, aber auch ihm hätte dann nothwendig eine Opposition erwachsen müssen, welche seine Kraft, da, wo sie zu extrem wurde, mäßigte und zähmte. Stein war nur ein Produkt seiner Zeit, der Drang des Augenblicks, das Gefühl riß ihn mit sich hinweg, er trug nicht das vollkommene Bewußtsein über seine Zeit in sich, der Geist war nur als Charakterkraft, nicht als Durchbildung der Erkenntniß in ihm concentrirt, deshalb wurde er paralysirt. Wir sahen dies vorzüglich in seinem Alter, wo er der Unfreiheit eben so oft das Wort redete, als früher der Freiheit, wo er von dem oberflächlichsten Gefühl sich fortreißen ließ, und es verlernte, der Geschichte zu folgen. Nur handelnd hätte er dies vermocht. Dann würde ihn der Strom der Geschichte getragen haben.

Die Grundzüge seiner früheren Ruhmes-Epoche liegen uns am klarsten in dem Sendschreiben vor Augen, das er, von Napoleon vertrieben, aus seinem Ministeramte scheidend, an die oberste Verwaltungsbehörde des Preußischen Staats schrieb.

„Es kam darauf an, sagt er hier voll stolzen Bewußtseins, die Disharmonie, die im Volke stattfindet, aufzuheben, den Kampf der Stände unter sich, der uns unglücklich machte, zu zernichten, gesetzlich die Möglichkeit aufzustellen, daß Jeder im Volke seine Kräfte frei in moralischer Richtung entwickeln könne, und auf solche Weise das Volk zu nöthigen, König und Vaterland dergestalt zu lieben, daß es Gut und Blut ihnen gern zum Opfer bringe. Vieles ist bereits geschehn. Der letzte Rest der Sclaverei, die Erbunterthänigkeit, ist zernichtet, und der unerschütterliche Pfeiler jedes Throns, der Wille freier Menschen, ist gegründet. Das unbeschränkte Recht zum Erwerb des Grundeigenthums ist proklamirt. Dem Volke ist die Befugniß, seine ersten Lebensbedürfnisse sich selbst zu bereiten, wiedergegeben. Die Städte sind mündig erklärt, und andre minder wichtige Bande, die nur Einzelnen nutzten, und dadurch die Vaterlandsliebe lähmten, sind gelöst."

Steins Principien concentriren sich in folgenden Hauptpunkten:

1. Regierung kann nur von der höchsten Gewalt ausgehn. Dem König muß die executive Gewalt gebühren. Keine Aristokratie durch Grundeigenthum, welche mitregiert! 2. Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt. Aufhebung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit. 3. Vernichtung der Erbunterthänigkeit. Diese Aufhebung nennt er das Fundamentalgesetz unse-

res Staates, unsre Habeas-Corpus-Akte. 4. Eine allgemeine National-Repräsentation. „Heilig war mir und bleibe uns das Recht und die Gewalt unsers Königs. Aber damit dieses Recht und diese unumschränkte Gewalt das Gute wirken könne, was in ihr liegt, schien es mir nothwendig, der höchsten Gewalt ein Mittel zu geben, wodurch sie die Wünsche des Volkes kennen lernen, und ihren Bestimmungen Leben geben kann. Wenn dem Volke alle Theilnahme an den Operationen des Staates entzogen wird, wenn man ihm sogar die Verwaltung seiner Communalangelegenheiten entzieht, kommt es bald dahin, die Regierung theils gleichgültig, theils in einzelnen Fällen in Opposition mit sich zu betrachten. Daher ist Widerstreit, oder wenigstens Mangel an gutem Willen bei Aufopferung für die Existenz des Staates. Wo Repräsentation des Volkes unter uns bisher stattfand, war sie höchst unvollkommen eingerichtet. Mein Plan war daher: Jeder aktive Staatsbürger, er besitze hundert Hufen oder eine, er betreibe Landwirthschaft oder Fabrikation oder Handel, habe ein bürgerliches Gewerbe oder er sei durch geistige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräsentation. Auf diesem Wege allein kann der Nationalgeist positiv erweckt und belebt werden.“ 5. Es muß eine innigere Verbindung zwischen Adel und Bürgerstand gebildet, und dadurch die Reformation des Adels vorbereitet werden. 6. Allgemeine Landesbewaffnung und dadurch Erhebung des Bauernstandes. 7. Gesetzliche Vernichtung der Frohnen. 8. Belebung des religiösen Sinnes im Volke, höhere Würde des Predigerstandes. 9. Erziehung und Unterricht der Jugend, in physischer wie moralischer Beziehung, damit mit dem besseren Geschlecht auch eine bessere Zukunft heranwachse. —

Varnhagen von Ense erzählt, daß er in seinen Gesprächen mit Stein stets in Polemik über das Princip der Revolution gerathen sei. Stein ließ den Franzosen 1789 keine Gerechtigkeit widerfahren, und meinte, sie hätten nur Böses gestiftet. Und doch hat er selbst das Princip der Revolution nach Preußen übertragen, ihre Resultate zum Segen des Staates dorthin verpflanzt. So sehen wir ihn im Widerspruch mit sich selbst, in einem Dualismus, der sich auch in Arndts und Niebuhrs Charakter wiederholt. Sie wollen die Freiheit, aber mit ganz aparten, exclusiven Mitteln, sie erkennen es nicht, daß es nothwendig ist, den geschichtlichen Geist da zu begreifen und anzuerkennen, wo er sich regt, daß Frankreich in der Revolutionszeit für Europa gearbeitet hat, wie einst Deutschland in der Epoche der Reformation für Europa die Geistesfreiheit errang. Sie stellen sich in eine falsche, thörichte Polemik gegen die Geschichte, und rufen unnützen Haß hervor. Stein sah indessen tiefer als jene, er erkannte es, wenn man ihn gründlich überzeugte, doch an, was Frankreich Gutes hervorgerufen, denn ihn selbst beseelte ja dieser historische Geist, der Frankreichs Größe geschaffen hatte.

Aber immer wieder sehn wir ihn in diesen Strudel des Widerspruchs verfallen, das unruhige Blut seines Charakters ließ ihn nicht zur ruhigen Besonnenheit gelangen. Das Princip der Juli-Revolution verkannte er gänzlich. „Die Franzosen ekeln mich an, schreibt er 1830 an Gagern. Ich wünschte, sie würden in kleine Staaten zerstückt. Die Sache der Bourbons ist europäisch, und wer ist der Mann, der ihnen gegenüber sich erheben könnte? Etwa der alte Schwätzer Lafayette, den die Revolution hinriß, der von ihr fortgeschleppt und dann von ihr ausgespieen wurde, oder eine Republik von Franzosen? Wie lange würde sie dauern mit einer vom Globe ersonnenen Religion? Die Liberalen sind ein Gemenge von Jakobinern, Constitutionellen, Napoleonisten, Theoretikern, alle durch Selbstsucht, den Geist der Intrigue und Lüge beseelt, alle schlechterdings unfähig der Freiheit!“ Solche abstrakte Urtheile widerlegen sich von selbst. Und die Geschichte thut es erst recht. Lafayette war wohl mehr als ein bloßer Schwätzer, und die Franzosen haben es längst bewährt, daß sie fähig

sind, die Freiheit nicht nur zu erringen, sondern auch festzuhalten.

Gegen die politischen Parteiungen hat Stein, wie aus einer andern Stelle seiner Briefe an Gagern erhellt, eigentlich nichts. „Spaltung in politische Parteien, in Liberale, Konstitutionelle, Monarchisten, und in ihre Unterabtheilungen und Schattirungen ist weniger nachtheilig, als Trennung der Stände, wo Adelstolz, Bürgerneid und Bauernplumpheit gegen einander auftreten, mit aller Bitterkeit und Verblendung der gekränkten Eigenliebe, Einer den Andern niederzutreten sucht, und zwar ohne alle Rücksicht auf Erhaltung der Verfassung, und hierzu die Unterstützung der Büreaukratie zu erlangen strebt."

Wohin dies zielt, sagt folgende Aeußerung: „Auf unsern deutschen Reichstagen, Landtagen, bemerke ich einen verderblichen Geist; hier finde ich nicht politische Parteien, Demokraten, monarchische Whigs, Torys, sondern Ständezwietracht, Adelstolz und Bürgerneid. Man streitet nicht um Meinungen, sondern man kämpft unter den Fahnen der Eitelkeit, vernachlässigt das Interesse des Ganzen, Vervollkommnung des Institutes, Ausbildung zu einem wahrhaft repräsentativen System, Abschaffung der bestehenden Mängel.

Die Geschichte lehrt, ruft Stein aus, daß in allen Ländern, wo der Kampf zwischen den Ständen begann, zwischen Adel und Gemeinen, wie in Spanien, Frankreich und Deutschland die allgemeine Freiheit unterging, und daß sie nur da sich ausbildete, wo Einigkeit unter den Ständen herrschte, in England." Stein erscheint durchweg als Anhänger des englischen Staatsprincips.

Doch war er entschieden gegen die Anhäufung des Grundeigenthums in den Händen des Adels, wie dies in England der Fall ist, wo dasselbe 30,000 Gutsbesitzern gehört, die es in Pachtungen von 1500 bis 2000 Morgen austhun, und dadurch das Volk in Abhängigkeit erhalten. Stein befolgte den sehr richtigen Grundsatz, daß die beiden Extreme vermieden werden müssen: Anhäufung des Eigenthums in den Händen Weniger und Vertheilung unter eine zu große Anzahl.

(Schluß folgt.)

Eine Reisegesellschaft in der Mark
im vierzehnten Jahrhundert.

Von Willibald Alexis.

(Schluß.)

„Das ist wenigstens vorüber. Gott sei gelobt!" sagte der alte Ritter nach einer Weile.

„Aber was ist nun?" sprach der Domherr. „Ists denn besser? Schaut's nicht bei uns aus, als wenn wir noch in einem Heidenlande wären?"

Wenn die geistlichen Herrn darauf zu sprechen kamen, wußte jeder, was die Glocke schlagen würde. Da wurde Zeter und Wehe geschrien über die Berliner, die den Probst von Bernau, den Nicolaus vor ihrer Marienkirche erschlagen, und in ihrem Zorne hatten sie gar den Leichnam verbrannt. Der Bann von Magdeburg und Rom hatte dafür schwer auf ihnen gelastet, die ganze Stadt seufzte unterm Interdict; und mit großen Summen und harten Büßungen hatten sie erst vorletzt sich losgekauft und waren losgesprochen worden. Zum Gedächtniß ihrer Unthat hatten sie das steinerne Kreuz aufrichten müssen vor der Kirchthür am Neuen Markt und daran eine ewige Lampe stiften. Aber den Geistlichen war die Strafe noch nicht genug. Wie Juden um ein altes Wams handeln, sei um das Blut eines Gesalbten des Herrn gefeilscht worden, was es werth sei; gedungen hätten sie um den Groschen, den sie zahlen sollen als Bußgeld, als ob solcher Frevel sich überhaupt büßen lasse. Aber das sei nichts gegen den Frevel aller Frevel, daß die andern Städte, ja das ganze Land mit diesen bluttriefenden Tempelschändern gehandelt und verkehrt hätten, geschmaust und getanzt, geheirathet

und Kinder gezeugt, als beflecke nicht die Gemeinschaft mit Gebannten.

„Steine und Schwefel hätten vom Himmel regnen müssen," rief der Mönch, „die Flüsse blutroth fließen, die Sonne grau scheinen, die Saat verdorren, wenn sie aufgeht. Ja, viel fromme und kluge Leute außerhalb erwarteten, das Meer solle austreten und diese Marken fortschwemmen wie Sodom und Gomorrha."

Wer da erwartet, daß die Zuhörer in die Verwünschungen des Mönches einstimmten, der ging irre. Sie kannten das, und dachten, was Jeder Lust hatte; aber gewiß nicht das, daß die Mark Brandenburg untergehen müsse um ihrer Sünden willen. Es waren auch darunter, die gar bös die Geistlichen anlächelten. Als aber der Mönch davon sprach, wer der Quell alles Uebels sei, und das wäre ein Fürst, der im Banne liege, und sich nicht um den Bann kümmere, und ein Landesherr, der sich nicht um sein Land kümmere, da gewannen die Gesichter andern Ausdruck, da nickte ihm der eine zu und der andere stieß einen Fluch über die Lippen. Da rief der alte Ritter, wodurch das Land es verdient, daß seine Fürsten aus fremdem Blut wären, das sich zum märkischen schicke, als wie Wasser und Feuer, die nie eins würden! Und lobte die alte Zeit, da die Fürsten aus dem Lande waren, und eins mit dem Lande, und seufzte, daß der große Waldemar so früh sterben müssen!

„Gottes Gnade ist groß," rief der Mönch; „der Herr wird sich auch dieser verlassenen Lande erbarmen um der wenigen Frommen willen, gleich wie er sich schon des heiligen römischen Reiches erbarmte. Mußte nicht jener sacraments-schänderische Kaiser Ludwig in der Blüthe seiner Sünden sterben, um dem frommen Karl von Böheim Platz zu machen, der die Kirche ehrt und liebt! Darf das ein Kaiser dulden, daß ein deutsch Land einen Markgrafen hat, der sein Land nicht schirmt, sondern fortläuft, wenn es ihm schlimm geht?"

„Wie eine unnatürliche Mutter," fiel der Domherr wieder ein, „die ihre Kindlein im Stich läßt, wenn der Wolf kommt! Wären wir nicht jetzt Alle litthauisch, oder gar nichts, oder Gott weiß was, so wir nicht in den Chören und Conventen auf dem harten Boden gelegen, Tag aus, Tag ein, und Gott mit Händeringen und wunden Beinen gebeten hätten, daß er das von uns abwende?"

Der Frankfurter Herr, er hieß Eike Weis, hatte bis da ruhig gesessen und wenig mit gesprochen, obwohl es in seinen Augen manches Mal gar wundersam aufflammte, wenn die Geistlichen gegen das Land und die Ketzer schmähten. Aber er hatte andres vor, was dem Menschen mehr Noth thut, als Sprechen. Er war ein starker Mann, der sein Maaß trinken mußte und essen, und er hörte nicht früher auf, und ließ sich nicht gern stören; denn er meinte, wer tüchtig leben will, muß tüchtige Nahrung haben, und ein Mann, der nur halb ißt, lebt auch nur halb. Aber ihm war es nicht in den Bauch allein gegangen, wie dem geistlichen Herrn; sondern jeder Theil des Leibes hatte sein Theil abbekommen, so der Fuß und Arm, wie Mund, Nase und Auge. Man sah's ihm an, daß er was war. Der hatte jetzt aufgespeist und rückte sich, um zu fühlen, ob es genug sei. Dann sprach er:

„Mit Vergunst, hochwürdiger Herr! Ihr hättet lange beten können, und hättet die Litthauer doch nicht fort gebetet, so wir's nicht waren. Wir, ja wir allein! Das heißt: wir ohne Euch. Wir, als man sagt, von Gott und den Menschen verlassen, thaten uns damals zusammen; der märkische Landsturm war's. Da klang die Glocke, wo noch Glokken waren, von Stadt zu Stadt sauste es, von Burg zu Burg, von Dorf zu Dorf. Herr Du mein Erlöser, das war doch ein großer Lärm, da wir die Polacken hinaustrieben, und die Litthauischen zum Teufel jagten. Wie muß Eure Andacht groß gewesen sein, daß Ihr dies nicht vernommen, und meint, Euer Beten hätte es gethan."

„Böse Zeiten, Schickungen des Herren, deren man nur in Zerknirschung gedenken sollte," sprach der Dominikaner.

„Ei, rief der Frankfurter Herr daran gedenk

ich mit Freuden mein Lebtag lang. Wie sie zu Hunderten kamen, und aus den Hunderten wurden Tausend, und aus den Tausenden viele Tausend. Hatten Gesichter, Tod und Rache sprühten im Auge, Alte und Buben, mit was Wehr und Waffe jeder auch trieb. Die Schmiede hatten gut Arbeit; die Feinde bezahlten's. Das war Einigkeit damals, eine schöne, herrliche Einigkeit. Der Ritter drückte dem Bürger die Hand. Der Bauersmann schwang sich vom Ochsen aufs Pferd und ward zum Ritter. Gegen Heiden ist Alles gut. Nicht wahr, Gott war mit uns, als wir die Mordbrenner über die Oder jagten, und die Märker ihnen nach. Wie ihre Fahnen im Wasser spiegelten! So viel Fahnen sah man seit den Tagen Waldemars nicht beisammen. Und die blanke Ritterschaft. Das war ein schöner Tag, wo die Junker ihre Burgen und Zölle und Straßen vergaßen, und nur ans gemeine Land dachten. Und dann drüben die Jagd in der Neumark, zu beiden Seiten der Warthe. Die floß manchen Tag blutig roth, als Ihr es vorhin wünschtet, von Heidenblut; und mancher Litthauer und Pole schwamm mit, von der Warthe in die Oder, und die Oder warf ihn im Bruch auf die Wiesen aus. Hatte es ihnen so gefallen bei uns; da's nicht lebendig ging, kehrten sie todt wieder. Freilich auch Mancher, der kein Pole war und kein Litthauer; viele Diener darunter des Lebuser Bischofs. Sollte mir leid thun, hochwürdige Herrn, wenn's Freunde von Euch waren; aber die märkische Faust schlägt zu, wo sie trifft."

Der Dominikaner flüsterte dem Havelberger Herrn etwas ins Ohr. Der sah verstimmt aus.

„Soli Deo gloriam!" sprach er, die Hände kreuzend, und neigte sich. „Aber's wird kalt. Joseph, die Wildschur!"

„Gott die Ehre! das versteht sich," fuhr der Frankfurter fort. Aber wir wurden nicht kalt, bis wir die Heiden und Canibalen gestriegelt und gebügelt, geklopft und gehacket, und den letzten in sein Polackenland gejagt. Da mögen die Hunde sich selber auffressen. Soli Deo gloriam! Ihr frommen Herrn; aber wem den Fluch für die viel hundert verbrannten Dörfer, in der Neumark drüben allein hundert und vierzig. Wem den Fluch für die sechs tausend armen Seelen, die sie in schreckliche Knechtschaft mit schleppten; und sie verkommen ließen in ihren Wäldern und Morästen?"

„Der Herr wird ihn finden und strafen, den Belial —"

Und der Domherr wollte in die alte Litanei wider den Markgrafen Ludwig einfallen, aber der Frankfurter fiel ihm boshaft lachend ins Wort:

„Haben ihn schon gefunden, der Herr zeigte uns den Weg. Zogen wir Frankfurter in hellen Haufen, soli Deo gloriam singend, unter unserm wackern Voigte, Herrmann von Wulkow, vors Haus unsers frommen Bischofs, in Göritz. Hätte gescheuter gethan, er wäre mit seinen Freunden ins Heidenland gezogen. Heizten ihm ein, und's ward ihm zu warm, als sein Pallast brannte und sein Dom, und die Residenzen der feisten Domherren und das Weihwasser siedete, damit er die Götzendiener besprengt. Ihr Herren, das war ein schöner Tag, als er sich ergeben mußte; sollte aufgezeichnet werden in die Chronika für ewige Zeiten. Uns Frankfurtern zu Ehren des brandenburgischen Volkes, für das wir Rache genommen. Und er saß eng und warm, der Herr Bischof Stephan, wahrhaftig! So eng und schwül ward ihm, daß er himmelhoch flehte, wollte nie wieder mit Götzendienern einen Bund schließen, nie wieder die Heiden ins Land rufen, gottselig leben und gute Bürger in Ruhe lassen."

„Gebenedeite Mutter Gottes!" rief der Dominikaner. „Und deß rühmen sie sich!"

„Deß rühmen wir uns!" riefen die Frankfurter.

Da wär es schier um die Eintracht geschehen gewesen, und die zusammen waren, um sich zu schützen vor Räubern und blutigem Anfall, es war nahe daran, daß sie sich selbst in die Köpfe geriethen, und aus dem friedlichen Nachtlager wäre eine blutige Schlägerei geworden. Es war Unrecht von den Einen und von den Andern; denn

was die Frankfurter zu Göritz gethan dazumal, wußte jedes Kind, und daß sie seit zwanzig Jahren darum in Bann und Interdict lagen. Und es ward viel verhandelt deshalb in Rom und Magdeburg und auf den deutschen Reichstagen, aber noch war nichts ausgerichtet, und die Bischöfe von Lebus lebten außer ihrem Sprengel und mehr als einer starb, ohne sein Land gesehen zu haben, als Flüchtling in Berlin, wo sie noch begraben liegen. Aber es war nicht klug und gut, daß man das aufrührte, wo unterschiedliche Leute zusammen kamen, die sich nicht genau kannten. Man schwieg lieber davon, und that, als wisse man's nicht. Denn die Frankfurter waren reich und mächtig, trotz des Interdikts, und der Markgraf Ludwig schützte sie. Was wäre aus Handel und Wandel worden ohne die großen Frankfurter Herren, die Güter und Hufen und Schuldner hatten überall. Darum war's unklug von den Geistlichen davon hier anzufangen; aber wer schließt einem Mönch das Maul, wenn er fluchen will, und wer gebietet einem Kaufmann, der auf seinen Geldsäcken sitzt, daß er still sei! Da riefen die Geistlichen Zeter und Wehe über Bürger, die zwanzig Jahr nicht Meß und Sang hörten und sich dessen noch rühmten; die Frankfurter aber schrieen, als sie mit den Heiden fertiggeworden, wollten sie's auch mit dem Interdict werden. Ohne den alten Ritter wäre es zum ärgsten gekommen, aber der fluchte auch und wies sie zur Vernunft.

„Plagt Euch der Teufel, daß Ihr Euch darum zanken müßt? Ist die Schwerenoth nicht ohnedies im Lande, und wollt sie noch aus den Gräbern aufwühlen! Ihr Pfaffen solltet doch zufrieden sein, daß man Euch die Schüssel mit dem vollen Brei läßt, wo wir die dünne Grütze mit dem Löffel zusammenkratzen. Was scheren Euch Havelberger die Frankfurter? Seid zufrieden, daß Euch Eure noch den Zehnten geben. Die Pfaffen in Frankfurt können Hungers sterben, wie die Kirchenmäuse; kriegen keinen rothen Heller seit dem Interdict, und wünschten's zu den sieben Teufeln. Und Ihr von Frankfurt, könnt Ihr denn nie das Maul halten? Eure Kisten und Läden sind voll; seid die Glatzköpfe los, was wollt Ihr denn noch? Seid zufrieden, und laßt andere ehrliche Leute zufrieden. Ist's doch 'ne Sünde und Schande, daß in der Elendszeit die zumeist das Maul voll nehmen, die im vollen sitzen. Wenn Ihr klagen wollt mit den dicken Wansten, was sollen wir thun, die an den Knochen nagen? Herr du mein Heiland, das fehlte noch zu der Plackerei und Schinderei, daß wir uns um's Pfaffenregiment stritten, wo gar kein Regiment ist! Ordnet lieber die Wachten an und legt Euch auf's Ohr, denn wir hatten einen sauren Tag, und morgen kommt noch einer."

Da ward es still zu beiden Seiten. Es war ein weiser Rath. Einer stand um den andern auf und wandten sich den Rücken, und was sie noch brummten, das ging in den Nachtwind über, der im Rohr summte. Die Nacht war angebrochen, und war es schon eine linde Frühjahrsnacht und der Mond schien am blauen Himmel, so war es doch eine Nacht in einem Lande, wo keiner auch bei Tage sich aufs Ohr legte, ohne daß er ein Auge aufbehielt. Die Posten wurden ausgestellt, und wie sie sich ablösen sollten, besprochen. Dazu hatten die Knechte eine Art Verschanzung aufgeführt, wie es sich in der Eil thun ließ, von Bäumen, die sie quer über die Wege gelegt, mit dornigem Reisig und den Karren dahinter. Den Hauptschutz aber boten die Mauern des alten Gehöftes, das auf einer Höhe lag, und von der einen Seite war der Fluß darum. Und zum Zeichen, daß hier Leute weilten, die wach wären und gewärtig jedes Angriffs, prasselte das Feuer jetzt wieder zwei Mannes hoch in die Nachtluft, und die Nachtvögel kamen angezogen und Schaaren von Mücken. Die störten aber diese Leute so wenig als der Thau, der ihre braunen Gesichter naß machte. Man hörte bald nicht mehr Gespräche oder Lieder, sondern ein Schnarchen, so laut und voll, daß die Frösche im Graben, die doch Lärm genug machten, darüber stumm wurden.

Nur unter einem Ueberdach im Winkel des

Hofes, wo die Knechte des geistlichen Herrn ihm ein Lager bereitet, gut genug für die Gelegenheit, waren sie noch im leisen Gespräch. Der Dominikaner saß davor und wiegte den Kopf, derweil der Domherr seinen Unmuth über das, was er vernehmen müssen, unter vielem Gähnen Luft machte, und also schloß:

„Und schier aus der Haut zu fahren ist's, daß Leute das ruhig anhören und mit ihnen verkehren, und wir müssen's dulden, Leute, die Christen heißen und die Sacramente nehmen und in die Kirche gehen" —

„Hochwürdiger Herr," unterbrach der Dominikaner, „sie zahlen auch richtig ihre Zehnten."

„Das ist schon gut, Lieber, und dagegen will ich nichts sagen; aber ich sagte es doch, und sage es noch, dies märkische Volk, bei diesen Brandenburgern, es ist nicht so, als es sein sollte. Keine rechte Ehrfurcht, kein Glaube aufs Wort. Als wäre hier die heilige römische Kirche auf Sand gebaut" —

„Es wird vielleicht besser werden."

„Es war auch ehedem nicht gut bei den alten Fürsten. Wie hielten sie an den Schwäbischen Kaisern, und Bann und Interdict, weiß Gott, warum er hier nicht recht einschlagen wollte. 's ist wahr, den Zehnten bezahlen sie, aber immer müssen sie was Eigenes meinen und denken, und widersprechen."

„Man muß, Hochwürdiger, den Brandenburger anders fassen als die Deutschen im Reich. Der Abt Nicolaus von Bernau, Gott habe unseren Märtyrer selig! ging zu rasch zu Werke" —

„Wird's denn jetzt gelingen, diesen bairischen Ketzer" — der Domherr sprach es leise und blickte sich vorsichtig um. Ebenso vorsichtig antwortete der andere.

„Wo das Gebet so hoher frommer Kirchenfürsten und großer Herren bei dem Werke ist, muß doch endlich was draus werden."

Ein literarisches Curiosum.

Vielverzweigte literarhistorische Studien, welche ich in jüngster Zeit über die Schriften des 18ten Jahrhunderts, und speciell des Lessingschen Zeitalters anstellte, führten mir unter Anderem ein ausgezeichnet dummes, und daher höchst ergötzliches Buch in die Hände. Es führt den Titel „Zufällige alt-deutsche und christliche Betrachtungen über Herrn **Lessings** neues dramatisches Gedicht: Nathan der Weise von Balthasar Ludewig **Tralles**. 2 Thle. Breslau bei Korn 1779." Das Buch ist mindestens dreimal so stark als der Nathan selbst, und der Verfasser ein wahrhaft orthodoxer Mann. Die „zufällige" Entstehung des Buches erzählt er in der Vorrede auf sehr naive Weise. Er befand sich auf dem Lande, und hatte nichts zu thun, als der Nathan dort hinkam. „Ich erstaunte, sagt er, über die entsetzliche und zügellose Dreustigkeit, ohne allen Rückhalt und vorhergegangene zulängliche Ueberlegung mit der Religion öffentlich ein Gespött zu treiben, und sie lächerlich zu machen." Zum Unglück trat nun noch schlechtes Wetter ein, und Herr Tralles setzte sich sogleich hin, Lessing zu widerlegen und respektive todtzuschlagen. Folgendermaßen leitet der weise und gerechte Richter, ein zweiter Daniel, sein Buch ein: Ich verkenne die dem Herrn Lessing eigene angewendete Kunst nicht, die in den verschiedenen Stellen, den Affekt des Lesers zu reizen, fähig ist. Aber wenn ich auch alles würklich Gute gut heiße; so kann ich mich gleichwohl nicht enthalten, öffentlich zu behaupten, daß dieses ganze Gedicht eines so großen und feinen Geistes, eines Lessings **völlig unwürdig** ist. Es ist zuerst zu betauern, daß ein Mann von solchen Talenten, der in der griechischen und lateinischen Litteratur so stark ist, der in allen schönen Wissenschaften sich so weit umgesehen; der so viele lebende Sprachen kennt; sich alle mögliche Mühe giebt, die deutsche Sprache, **seine eigene Muttersprache, zu verderben**, die er in ihrer

Würde und Schönheit schreiben konnte, wie er es sonst gethan hat, ihre ganze Zierde zu verstellen, und sie dadurch völlig unkenntlich zu machen. Es werde bald dahin kommen, meint Herr Tralles, daß ein Ausländer, ja die Deutschen selbst das alte gute reine Deutsch, das er aus Gottscheds Sprachlehre gelernt, nicht mehr verstehn können, und dazu führe Lessing an, denn er gebrauche in Abhandlungen, wo man die erhabensten Ausdrücke erwartete und fordere, die niedrigsten und pöpelhaftesten, und verschaffe ihnen durch sein Ansehn einen Werth und Gültigkeit.

Darauf folgt S. 12. ein langes Verzeichniß aller Sprachversündigungen, die Lessing im Nathan begangen. Darunter sind köstliche Dinge.

„Pag. 3 steht: Recha wäre bei einem Haare mit verbrannt, anstatt: es wäre leicht geschehn, oder es fehlte nicht viel, daß sie mit verbrannt wäre. Zugleich stehet die ganz neue Lieblings-Exclamation: Ha!

Pag. 9 vorgespreizter Mantel, anstatt vorgehaltener, vorgezogener, vorgespannter.

Pag. 20. Pah, eine ganz neue Exclamation, und Pag. 140 noch eine andere Hm! die sich nicht einmal aussprechen lässet, wenn nicht ein Vocalis dazu kommt.

Pag. 55. Kaufe nichts! es muß hier durchaus heißen: ich kaufe nichts, sonst ist es der Imperativus und nicht die erste Person im praesenti.

Pag. 68. Lustig nur so weiter, ihr Herrn! nur so weiter! Mir schon recht, ist sehr niedrig, wenn ein türkischer Kaiser sich dieser Sprache gegen die Tempelherrn bedienet.

Pag. 86. „Nathans Saumthier treibt auf allen Gassen, zieht durch alle Wüsten." Was ist dies vor ein Thier?

Pag. 92. Der Mann hat einen drallen Gang.

Pag. 129. An das Fenster, das auf die Palmen sieht, anstatt: aus dem man auf die Palmen sieht.

Pag. 231. Des Sclaven nicht, der auf des Lebens öden Strand den Block gestößt, ist gar nicht zu verstehn. Des Künstlers, der in dem herumgeworfenen Blocke die göttliche Gestalt sich dachte, auch nicht zu verstehen.

Pag. 238. Das ist erlogen. Eine Redensart des schmutzigsten Pöbels.

Dieser Sprachkritik entspricht auch die ästhetische des Herrn Tralles, er sieht hier Alles vom christlichen Standpunkte an, und bringt fortwährend den köstlichsten Unsinn zu Tage. An Emilia Galotti tadelt er den Schluß durchaus. Wenn der Selbstmord auf die Bühne gebracht werden soll, meint er, so müsse er als das schändlichste und unmenschlichste Laster vorgestellet werden. Der Vater hatte seine angenehme Tochter in den Lehren des christlichen Glaubens unterrichtet, sie hatte noch früh den öffentlichen Gottesdienst abgewartet, und unter demselben, als eine wahre Christin, unreinen Lockungen zur Sünde nachdrücklich widerstanden, und deshalb dürfe sie nachher keine solche Sünde begehen. — Herr Tralles erklärt darauf, er habe, ohnerachtet er sich die Fähigkeit niemals zugetraut, Schauspiele verfertigen zu können, gleichwohl einen Versuch gemacht, und den Schluß der Emilia Galotti völlig verändert, der würklichen Kennern nicht misfallen hat.

Würklich? O Schade, jammerschade, daß dieser Schluß nicht der Nachwelt aufbewahrt worden ist. Wie köstlich müßte eine Dichtung von Tralles sein, da er schon solch ein Kritiker ist.

Und doppelt Schade, daß Lessing nichts davon zu sehn bekommen. Wie würde er sich darüber gefreut haben! Aber so scheint ihm das ganze opus seines schrecklichen Gegners unbekannt geblieben zu sein, wenigstens thut er dessen nirgend in seinen Briefen Erwähnung.

Von seiner Polemik gegen den Nathan giebt folgende Stelle einen Begriff:

„Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen,
Ihr Stolz ist Christen sein, nicht Menschen.

Schwerlich wird Herr Lessing erweisen, daß ein Christ, weil er stolz ist, ein Christ zu sein, deswegen aufhörete, ein Mensch zu sein. Es ist unstreitig eine größere Ehre, ein Christ zu sein, als ein Mensch. So groß der Unterschied zwischen einem Thiere und einem Menschen ist, so groß ist er auch schier zwischen einem sich selbst gelaßnen Menschen und einem Christen. Will ein Mensch einmal aufhören, ein Mensch zu sein, so wird er es zu sein aufhören, er sei ein Christ, oder nicht, und ist er ein Christ, so wird er darum, weil er es ist, die Menschlichkeit nicht ablegen. Inzwischen muß man einen Unterschied machen zwischen Christen sein und Christen heißen. Herr Lessing ist wahrhaftig nicht rechtschaffen hold, ob er schon Gotthold heißet." — Man sieht, der Mann ist nicht nur ein fürchterlicher Kritiker, er kann sogar witzig sein. —

Die ganze Art der Polemik giebt ein lebendiges Bild von der Opposition, welche das Alte und Veraltete gegen das Neuaufstrebende und das ewige Recht des Genies ausübt. Es ist nicht nur die Zopfzeit, welche so verfahren ist, wir haben in späterer Zeit, ja in der jüngsten Gegenwart eine gleiche Art der Polemik erlebt. Wie ist es Göthe, Jean Paul, Beethoven ergangen, und welche Philisterhaftigkeit ist überall bei der Hand, wenn es sich um das kühne Erringen neuer Formen, um die Neubelebung einer Gattung der Poesie handelt! Die Kritik hat allerdings das Recht, zu tadeln, wo sie kann und darf, sie hat den Maßstab der Schönheit und des Geschmacks an jede Produktion zu legen, aber sie soll vor allen Dingen das Recht des Genies anerkennen, zu formen und zu bilden, sie soll nicht den thörichten Versuch machen, das Leben zu tödten, wo es in der Schöpferkraft sich regt und schafft. Was ist Wolfgang Menzel besseres als ein andrer Tralles?

E. M.

Die Getraidebill.

Von Julius Minding.

Glückselig Eiland, welchem der Winde Gunst
Und Meer und Küste wallende Schätze nährt,
Britannien, deß Schiffe rings wie
Föhrene Wälder die Salzfluth decken:

Wo wendet einst dein strahlendes Ruhmgestirn
Die Bahn nach abwärts? Völker um Völker sehn
Mit Staunen Deiner Herrschaft Obmacht,
Aber der Deutsche nur sieht sie neidlos.

Von Eis zu Eisfeld, welches die Pole deckt,
So weit ein frei Fahrwasser dem Kiele liegt,
An fernster Länder fernsten Gränzen
Flaggen die Farben des Seeleun siegreich.

Du schlingst die festen Ringe der Kette, ziehst
Als Midgårdsschlange Bänder der Felsen rings,
Gluthmäulige, mit Erz gestählte
Riesige Wächter der Meereshoheit.

Auf Calpe's Felsen oder auf Malta's Grund,
Auf Corfu's Zwingburg oder dem nackten Stein
Um den der Elbe letzte meerab-
Rinnende Fluth wallt, stehst Du trotzig.

Damit die Jungfrau wisse (Du sprachst es oft):
Theilt euch die Länder! Franken, Germanen theilt
Und Russen, Türken und Iberer,
Theilt die Länder; das Meer ist mein Land.

Das fest' ich mir mit Burgen, wie nimmer sie
Sesostris Größe, noch Alexanders Macht
Noch selbst der fünfte Karl auf seinem
Ewigbesonneten Erdkreis thürmte.

Zur Hochburg wähl' ich Brahmas geweihte Welt,
Die Erdenmitte; welcher vom weißen Haupt

Der heil'ge Berg zwei heil'ge Wasser,
Gürtende Gräben, herniedersendet.

Den frischen Boden, welcher zuletzt das Licht
Der Sonn' erblickt, besäm' ich mit kettenschwer
Herziehenden, verworfnen, blonden
Albionssöhnen, einst Völkervätern.

O schweige, Lied! Du zählest die Namen nicht,
Die jung' und alten, welche von Ophirs Land
Und Neu-Helena, schlimmern Ruhmes,
Bis zu den Fällen des Lorenz hingehn.

All dies gewonnen! Alles in Waffenkraft
Erhalten, Alles zinsbar dem Mutterland
Mit Ernten jeder Zone, Erzen
Jeglichen Bodens und Schweiß und Blute.

Indeß der Heimath nebelbedeckter Grund
In dichtre Wolken steigenden Dampfs sich hüllt,
In Gold Gedanken wandelt, Titanenkraft
Weckt aus begrabener Vorwelt Resten;

Und alle Hände wirken und Jeder fühlt
Wie reich — wie glücklich du deine Kinder machst,
Britannia! — Wie glücklich? — Weh! da
Fletschet der Hunger die nackten Zähne,

Und schreit um Brot! Die Herren der Erde schrein
Um Brot. Weit offen wallen Germaniens
Halmreiche Fluren, Polens Felder
Wogen: da schreiet um Brot der Britte!

Daß seine edlen Räuber, ein alt Geschlecht,
Aus grüner Triften sammtener Flur das Gold,
Die übermäß'ge, fluchbedeckte
Ernte des Schweißes der Armen schneiden.

Daß stolze Herren, Bürger, den Bürgern gleich
Und doch allmächtig, Priester, die Gottesland
Bebau'n und hungernd Elend zehnten,
Ueppig in Fülle des Reichthums schwelgen.

Daß nicht ein G'ringster, wenn er den kargen Lohn
Sechstäg'ger Arbeit unter der Kinder Schaar
Mit ungewohnten Händen nachzählt,
Heiter sich sagen mag: „Brot doch ist es!"

„Brot, Weib und Kinder! Morgen am Tag des Herrn
Laßt uns die Heimath segnen, die hartes Werk
Mit Brot und Freiheit uns vergütet;
Kaufet das Brot nun und eßt's und danket!"

Zuviel begehrst Du, Armer! Sie zeigen's Dir
Mit schlauer Kunst der Zahlen und spotten Dein
Und nennen Deinen Hunger Englands
Weisheitgeborene feste Stütze.

Und während Wölfe selber dem Wolf den Raub
(Falls sie nur satt sind), gönnen, erforschen kalt
Lords und Gemein' im hohen Rathe,
Ob und wie lang Du noch hungern könnest.

Chosru Nuschirwan.

1.

Es speiste einst Nuschirwan, der Gerechte,
Heimkehrend von der Jagd, auf freiem Feld,
Doch fehlte Salz dem Imbiß: „Geht, so sprach er,
Und holt's aus jenem Haus, doch nur für Geld!"
„Wie! fragten seine Diener, mächtger König,
Bezahlen sollen wir die Kleinigkeit?" —
Da rief der Fürst: „Aus solchen Kleinigkeiten
Entsprang der Völker Druck zu aller Zeit;
Wenn nur der König von dem Baum des Armen
Voll Willkühr pflückte einen Apfel kaum,
So hieben seine übermüth'gen Knechte
Bald bis zur Wurzel ab den ganzen Baum.
Nahm er dem Unterthan nur wen'ge Eier,
So raubten jene hundert Hühner bald, —

Und stirbt der König auch, doch bleibt die Sitte,
Wie sie einmal bei seinen Dienern galt."
Seht, wie Gewaltthat immerdar entstanden,
Nur winzig klein ist ihre erste Spur, —
Ja, alles Böse auf der weiten Erde,
Das Länder drückt, entsproß aus Kleinem nur! —

2.

„Baut mir dort am Tigris-Strande
Einen prächtigen Pallast,
Groß und weit, daß Tausend könnten
Kommen stets bei mir zu Gast,
Freundlich mög' er schon von Ferne
Jeden locken, ihm zu nahn."
Also sprach der Perserkönig,
Der gerechte Nuschirwan.

Und es bringt ihm bald der Meister,
Der das Werk vollführen soll,
Einen Plan, daß schon im Bilde
Es sich zeigt bewundernsvoll:
Herr, so, spricht er, könnte werden,
Wie Du wünschest, jener Bau,
Doch er wird durch eins gehindert,
Durch den Willen einer Frau.

Denn an jener Stelle eben,
Die Du für den Bau erwählt,
Wohnt ein Weib in dürftger Hütte,
Von der Armuth Noth gequält;
Dennoch will sie ihre Hütte
Lassen Dir um keinen Preis, —
Ob ein König, was er wünschet,
Leicht auch wohl zu nehmen weiß. —

„Nimmer, ruft Nuschirwan, nimmer
Soll darin bestehn mein Ruhm,
Daß gewaltsam ich dem Armen
Nehmen sollt' sein Eigenthum;
Geh, und biete drum dem Weibe
Tausend Rupien als Ersatz,
Daß der Hütte sie entsage,
Die mich stört auf jenem Platz." —

Doch gereizt nicht von dem Golde,
Und bewegt von keinem Wort,
Bleibt die Frau bei ihrer Antwort:
Nie geb' ich die Hütte fort;
Sie hat meiner Kindheit Freuden,
Meines Lebens Leid gesehn,
Drum will ich erst mit dem Tode
Aus der lieben Hütte gehn. —

Als der König dies vernommen
Spricht er: „wahrlich, sie hat Recht;
Nun, so mag der Bau beginnen,
Ganz, wie ich ihn haben möcht',
Doch, daß auch das Recht des Weibes
Möge wohl geachtet sein,
Schließt in des Palastes Mauern
Mitten ihre Hütte ein." —

Bald erhebt das Werk sich glänzend,
Königlich am Tigrisrand,
Und es wölben sich die Bogen
Weit berühmt im Morgenland,
Nicht des Marmors, nicht des Goldes,
Reich geschmückt, der Bau entbehrt,
Doch in des Palastes Mitte*)
Steht — die Hütte unversehrt. —

Schon enteilte ein Jahrtausend,
Seit das Meisterwerk vollbracht,
Und — Ruinen nur bezeugen
Noch die frühre Wunderpracht,
Längst auch schon zerfiel die Hütte,
Aber fort für alle Zeit
Lebt noch in des Volkes Munde
Nuschirwans Gerechtigkeit.

Ludwig Liber.

*) Tak Kosra war der Name des Palastes.

Oper und Concert.

Außer der italienischen Oper nimmt Dlle. Tuczek das musikalische Interesse zumeist in Anspruch. Die beiden Italienerinnen Ferlotti und Forconi stehen im Ganzen allerdings gegen die junge deutsche Sängerinn zurück. Sga. Ferlotti kann es weder in der äußern Persönlichkeit, noch im Triller (Passagen singt sie leicht und rein) noch im Spiel mit ihr aufnehmen, und die kleine Forconi singt weder rein, noch hat ihr, zwar lebhaftes, Spiel die weibliche Grazie und Politur, wodurch Frl. Tuczek sich so vortheilhaft auszeichnet; — sie würde den Gamin de Paris weit besser darstellen als die Rosine und die Adina. Mehr Innigkeit (keine deutsch-gemüthliche freilich) und Feuer haben aber die Italienerinnen allerdings, und immer singt Dlle. Tuczek nun eben auch nicht ganz rein, denn wir hörten sie, wie andre Musiker von Fach neben uns, in Nikolo Isouards Lottonummern, die am Dienstag den 18ten Mai neu einstudirt nach langer Ruhe aufgeführt wurden, mehrmals zu hoch singen. Im Ganzen war es indeß so unbedeutend, daß wir es gar nicht erwähnen würden, wenn nicht der bekannte unfehlbare Kritiker in der Voßischen Zeitung behauptet hätte, Dlle. T. sänge immer goldrein, wobei er jedoch sehr unzweideutig zwischen den Zeilen bemerkt: sowohl ihr, als Mad. Duflot-Maillard fehlte es doch hie und da, und einige Singestunden bei ihm dürften sehr nützlich sein. Das Spiel der Dlle. T., als Sängerin Adele in dieser Oper, fanden wir namentlich in der bekannten Arie: „Non, non je ne veux pas chanter!“ zu wenig degagirt; Sophie Löwe hätte das anders angefaßt. Ich weiß nicht, warum Berlioz, in No. 25 im XIV Bande der Schumannschen Musikzeitung, so sehr gegen diese Arie eifert und es einen Unsinn nennt, fortwährend singen zu lassen: „nein ich singe nicht“ 2c. Da Adele eine Sängerin von Fach ist, so scheint mir grade darin eine sehr hübsche Ironie zu liegen. Am interessantesten erschien mir an diesem Abend Hr Bader, den ich bei seinem ersten jugendlich-raschen Heraustreten gar nicht erkannte. Wenn man bedenkt, daß dieser unverwüstliche Künstler seit länger als zwanzig Jahren in allen Spontinischen Opernbataillen glorreich mitgefochten, außerdem in unzähligen Wiederholungen die anstrengendsten Parthieen z. B. Masaniello u. a. m. gesungen hat, so fühlt man sich gedrungen jede Scene, die dieser Mann spielt, jeden Ton den er singt, mit Bewunderung aufzunehmen, und zur Ehre muß es unserm Publikum nachgesagt werden, daß es diesen seltenen Künstler stets mit der gebührenden Dankbarkeit aufnimmt und behandelt. Organ und äußere Gestalt sind freilich den zerstörenden Einwirkungen der Zeit unterworfen, sie müssen endlich zu Grunde gehen: wir sehen das mit Bedauern an Bader, Wild, der Schröder-Devrient, der Schebest; allein die poetische Kraft, der geniale Schwung verläßt diese Geweihten nicht, und eine Heidelberger Schloßruine erfüllt unsere Seele mit anderen Vorstellungen und Empfindungen als das schönste neue Haus im Thiergarten.

So oft wir indeß Hrn. Bader hören, erfüllt uns ein inniges Bedauern, daß es vielleicht schon zu spät für ihn sei, noch einige Singestunden bei dem musikalischen Recensenten der Voß'schen Zeitung zu nehmen. Es ist gar nicht abzusehen, was Hr. B. dann erst leisten würde. Den Lottonummern folgte Boyeldieu's meisterlicher Jean de Paris, worin Hr. Bader mit der ihm eigenen chevaleresken Grazie die Hauptrolle und Dlle. Tuczek sehr beifallswerth die Prinzessin von Navarra sang, ohne indeß das unübertreffliche Bild, das Sophia gerade in dieser Rolle unserer Erinnerung hinterlassen hat, im geringsten in Schatten zu stellen.

Am Freitag sahen wir Dlle T. in Figaro's Hochzeit als Susanne. Hier übertraf sie ihre geniale Vorgängerin S. L. im Gesange an Reinheit und musikalischer Sicherheit, ohne im Spiel grade

weit hinter ihr zurück zu bleiben. Nächst ihr war Hr. Zschiesche in der Rolle des Bartolo der einzige, an dem wir, wie immer, eine richtige und schöne Tonbildung (Stimm-Ansatz) zu loben fanden. Alle übrigen — die Damen Lehmann und Schulze, die Hrn. Bötticher und Fischer — bilden den Ton zu tief in der Kehle und beeinträchtigen den Klang und das Ferntragen ihrer Stimmen. Es ist bemerkenswerth, daß alle die Italiener in der Königstadt, namentlich Vitali und die Ferlotti den Ton richtig und schön bilden. Man wird doch nicht zu stolz sein, dort etwas zu lernen? Den Basil sollte man endlich einem Tenor übertragen, Hrn. Schneiders Organ ist in diesen herrlichen Ensemblestücken widerlich und unausstehlich. Hr. Schneider hat so viel wirksame Rollen im Schau- und Lustspiel, daß er einen Beweis von Achtung für die Tonkunst ablegen würde, wenn er alle seine Opernrollen abgäbe. Dieses Tonquälen ist jedem musikalischen Ohr ein Greuel. Mit Vergnügen haben wir erfahren, daß der rühmlich bekannte Tenorist Schmetzer in Hamburg den Basil als Gast gesungen hat und wir sind überzeugt, daß sowohl Hr. Bader als Mantius Künstler sind, die keine Rolle in einem Mozartschen Meisterwerke zurückweisen würden, wenn dies überhaupt bei unserer energischen Königl. Theaterverwaltung möglich wäre. Ueberdies würden beide (Bader und Mantius) den Basil sehr gut spielen, wenn auch weniger outrirt als Hr. Schneider, der immer gewisse hochsitzende Lacher auf seiner Seite hat. Man versuche das einmal. Wenn Dlle. Lehmann, die sich nachgerade etwas grotesk in männlicher Kleidung ausnimmt, die erste Arie des Pagen gar nicht und die zweite nur in As-dur (auch nur sehr gequält) singen will, so thäte sie besser, ganz und gar auf diese reizende Rolle zu verzichten, die wir von Caroline Grünbaum so sehr beifallswerth gehört und gesehen haben. Mamsell Ferber als Marzelline ist aber ein wahrer Opernschrecken, sie keifte das allerliebste Duettino mit Susanne in einer Weise herunter, daß uns sowohl Frl. Tuczek, die es mit ihr sang, noch mehr der große Meister, der es schrieb, bedauernswerth erschien. O Mozart! povoro maëstro! Das Haus war übrigens nur spärlich besetzt, sehr voll dagegen eine „musikalisch-humoristische" Mittagsunterhaltung, die der Humorist des Berliner Figaro Hr. L. Weyl-Liew am Sonnabend den 22. Mai veranstaltet hatte. Hr. Weyl-Liew sang nicht, spielte nicht, deklamirte nicht, — ja er saß nicht einmal an der Kasse. Das war der Humor davon.

H. T.

Königliches Theater.

Donnerstag den 20 Mai: Wilhelm Tell v. Schiller. Ueber die Aufführung des Wilhelm Tell ist in diesen Blättern schon ausführlich gesprochen worden. Herr Grua wurde diesmal in der Rolle des Melchthal durch Herrn Selig als Gast ersetzt. Herr Selig hat eine jugendlich kräftige Gestalt, klangvolles Organ, überhaupt alle Mittel, welche zu dergleichen Rollen gehören. Aber es gehört auch noch etwas andres dazu: ein wenig Verständniß der Rolle und ein gesundes Gefühl. Von beidem zeigte Herr Selig so wenig als möglich. Ein Arnold Melchthal, der in der Scene, wo er das Schicksal seines Vaters erfährt, mit weinerlich singender Stimme, ohne alles Feuer, in langgezogenen Fermaten spricht; der gerührt ist, wo er ergrimmt sein sollte, muß jedenfalls zu den bedauerlichsten Erscheinungen gerechnet werden.

Dieser Melchthal hat keinen Knecht des Landvoigts geschlagen, das wäre unmöglich nach seinem sanften Charakter. Und dennoch hatte der Gast sich Beifalls zu erfreuen. Es ist eine merkwürdige Sache um die Dankbarkeit einiger Rollen, und ich glaube, man könnte es unternehmen, dergleichen Rollen tanzend zu spielen, sie würden doch applaudirt. —

Herr Seydelmann als Walther Fürst setzte

mich — und das ganze Publikum auch — in Erstaunen durch die Auffassung und Durchführung seiner Rolle; aber dies Erstaunen war ein sehr unangenehmes, das fast zum komischen geworden wäre.

Wie ist es möglich, daß ein Künstler, wie Seydelmann, sich so blosstellen kann? Es wäre traurig — und nach dieser Rolle könnte man sich leicht zu solchem Schlusse berechtigt fühlen — wenn Herr Seydelmann dort nichts vermöchte, wo es sich um einfache, natürliche Darstellung handelt, wo es ihm versagt ist, mit seinen künstlichen, bewunderungswürdigen Spielapparaten zu experimentiren. Wir wollen uns einem solchen Glauben nicht hingeben, können es aber nicht verhehlen, daß Herr Seydelmann in seinem Walther Fürst auf eine für seinen Ruhm sehr gefährliche Weise uns zur Grenze dessen hinleitet, was er nicht leisten kann, woraus sich manche beachtenswürdige Reflexion über die Art seiner Befähigung überhaupt herleiten lassen dürfte. L. E.

Feuilleton.

Die Leipziger Allgemeine Zeitung wird von Tag zu Tag abgeschmackter und boshafter. So nannte sie jüngst Rückert einen Pantheisten, Ernst Moritz Arndt einen Rationalisten, Männer, welche doch entschieden dem strengsten Dogma des christlichen Germanenthums angehören. Diese Herren, welche ohne Zweifel wissen, was es in unserer Zeit heißt, als ein Pantheist oder Rationalist zu gelten, werden sich bei der Leipziger Allgemeinen (Exclusiven?) schön bedanken. Schelling nennt sie einen Naturphilosophen, wahrscheinlich in der alten Bedeutung des Worts, da es mit Pantheist so ziemlich identisch war. Die Allgemeine sollte wenigstens aus Stahls Rechtsphilosophie erfahren haben, daß Schelling sein früheres pantheistisches System abgeschworen und dem Offenbarungsprincipe sich zugewandt hat. Und gesetzt auch, Rückert wäre Pantheist, Arndt Rationalist, Schelling Naturphilosoph, was würde das für die Behauptung der L. Allgemeinen beweisen? Entweder muß man alle Pantheisten, Rationalisten und Naturphilosophen, wie die Poeten aus dem platonischen Staate, proscribiren, oder man kann es nicht als sonderliches Verdienst anrechnen, wenn man diese Leute, die nach ihrer Façon spekuliren und sich mit der übersinnlichen Welt abfinden, ihr Stückchen Brot, wenn sie welches haben, in Ruhe verzehren läßt.

Im Hamburger Correspondenten taucht wieder ein Berichterstatter aus Berlin auf, dessen Erscheinen ein trauriges Zeichen für die Gegenwart ist, weil so viel Anderes sich daran knüpft. Dieser empört sich darüber, daß die Berliner jetzt wieder der That Tells zujauchzen dürfen, die doch nichts anderes sei, als ein „unerträglicher Meuchelmord.“ Außerdem finden sich niedrige Invektiven gegen Jakob Grimm und Werder in dem Artikel. — Bedenkt denn der Redakteur des Hamburger Correspondenten gar nicht, daß er durch die Aufnahme solcher fanatischen Artikel sich ganz auf die Seite der absolutistischen Ultras stellt, daß er sich dadurch um den Kredit aller Freigesinnten bringt? Schon jetzt hat die neue Hamburger Zeitung den Correspondenten weit überflügelt.

Das Morgenblatt vom Jahre 1808 enthält einen Brief von Schiller an einen ihm befreundeten Schauspieler, worin er sich über die Aufführung seines Wilhelm Tell, wie er sie wünscht, höchst sinnig und einfach ausspricht. Es erhellt daraus, daß übertriebner Prunk und der Aufwand einer Masse von mittelmäßigen Schauspielern, welche die Darstellung nur stören, nicht in seinem Sinne lag, und daß er darauf das Hauptgewicht legte, daß auch die kleineren Rollen tüchtig und dem Ganzen entsprechend ausgeführt würden.

Wir theilen diesen Brief, welcher Schillers Biographen bisher entgangen ist, mit:

Weimar, den 24. März 1804.

Hierbei erhalten Sie das Manuscript des Wilhelm Tell, so wie wir das Stück hier in Weimar gaben. Wir haben mit 17 männlichen Schauspielern 30 männliche einzeln sprechende Rollen besetzt, ohne daß es nöthig gewesen wäre, die Hauptrollen zu dupliren. Jedes Theater muß sich hierin nach seinem Personale richten; es kann im Ganzen nichts darüber bestimmt werden.

Auf ein geschicktes Arrangement bei den großen Volksscenen kommt Vieles an, und dieses kann durch keine schriftliche Vorschrift mitgetheilt werden. Eben so wenig brauch' ich Ihnen vorzuschreiben, wie die Rolle des Tell zu nehmen ist. Die Rolle erklärt sich selbst: eine edle Simplicität, eine ruhige gehaltne Kraft ist der Charakter; mithin wenige, aber bedeutende Gesticulation, ein gelassenes Spiel, Nachdruck ohne Heftigkeit, durchaus eine edle schlichte Manneswürde*) Daß die Rollen des Melchthal, W. Fürst, Stauffacher, Attinghausen, Rudenz, der Bertha und Hedwig, in die besten Hände zu geben sind, brauch' ich nicht zu sagen; aber auch die kleinern Rollen, wie Ruodi der Fischer, Baumgarten, Rösselmann, Reding, Johannes von Oestreich, Gertrud und Armgart, sind sorgfältig auszutheilen, und besonders ist die Rolle des Knaben Walter zu empfehlen. Uebrigens verlasse ich mich bei der theatralischen Aenderung des Stücks vollkommen auf Ihre Einsicht und Erfahrung.

Vom Kostüme leg' ich einige Zeichnungen bei. Uebrigens gilt bei diesem Stüke ganz das Kostüme des Mittlalters, und das Eigenthümliche der alten Schweizertracht ist besonders in den weiten Pumphosen; — die ganz gemeinen Landleute können zum Theil im Hemd, mit bunten Hosenträgern spielen, und viele Kleider erspart werden. Auf dem Kopf tragen einige Barette, Andere schwarze oder bunte Hüte.

Johann von Oestreich ist in weißer Mönchskutte; darunter kann er ein kostbares Ritterkleid und einen mit Edelsteinen besetzten Gürtel tragen, welches nach seiner Erkennung kann gesehen werden. Stier von Uri ist auf einer Seite gelb, auf der andern schwarz, und führt ein großes Kuhhorn mit Silber beschlagen.

Im Rütli sind es die Schauspieler und nicht die Statisten, welche die Fackeln tragen und den vordern Ring bilden. Tell schießt nicht wirklich, sondern schnellt nur ab, denn der Pfeil kann in der Luft nicht gesehen werden.

Ich setze nichts hinzu, als daß ich das Stück Ihrer Sorgfalt bestens empfehle. Hochachtungsvoll

der Ihrige v. Sch.

---

*) Wie würde sich Schiller gefreut haben, wenn er den berliner Darsteller des Tell hätte sehen können. Dieser würde ihm erst gezeigt haben, was es mit der Manneswürde, und mit der Gestikulation auf sich hat, was es heißt, ein wahrer Komödiant sein! Man erzählt sich von diesem Schauspieler folgende Anekdote: Die Armbrust, welche ihm als Requisit übergeben wurde, war dieselbe, welche Iffland einst gebraucht hatte, und ein älterer Schauspieler bemerkte ihm dies auf der Probe. „So? rief Jener erstaunt aus, dann begreif' ich nicht, wie Iffland mit dem kleinen Dinge hat spielen können. Ich habe mir wenigstens einen größeren Bogen dazu machen lassen.“ „Lieber Freund, erwiederte darauf der Andere, mit dem kleinen Bogen hat der große Iffland eine sehr bedeutende Wirkung hervorgebracht.“ Ein trauriger Abstich von damals und jetzt!

Gedruckt bei F. Nietack. Verlag von Carl F. Klemann.

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. **Karl Riedel.**

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend eine Lieferung zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an die Verlagshandlung von Carl J. Klemann, Burgstraße Nr. 8, zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden ebendaselbst angenommen. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 22. Berlin, den 5. Juni **1841.**

Inhalt: Gallerie deutscher Zeitgenossen, I. Leben des Freiherrn von und zum Stein; von E. Meyen. — Ueber die Stellung der Fabrikarbeiter; von Dr. Frantz. — Das Modejournal. — Der Tausch; Gedicht von K. — Theater. — Feuilleton.

Gallerie deutscher Zeitgenossen.

I. Leben des Freiherrn von und zum Stein.

2 Thle. Leipzig 1841. Friedrich Fleischer.

(Schluß.)

Großartig, wie in all' seinen Anschauungen, war Stein auch in seiner Hingebung an das preußische Staatsprincip.

„Mein Wunsch, Preußen vergrößert zu sehn, sagt er, floß nicht aus einer blinden Anhänglichkeit an diesen Staat selbst, dessen Fehler mir sehr wohl bekannt waren, sondern aus der Ueberzeugung, daß die Zerstücklung Deutschland schwächt, um Nationalehre und Nationalgefühl bringt, es unfähig macht zu einer staatswirthschaftlichen Verwaltung, und die Einzelnen, indem es ihm einen der Hauptträger der Sittlichkeit, die Vaterlandsliebe entzieht, herabwürdigt. Hierzu kam der dem reichsunmittelbaren Adel angeborne und aus seinem Kampf mit der Territorial-Hoheit fließende Haß gegen die Fürsten, die man als Unterdrücker und Usurpatoren ansah. So war es wohl natürlich, daß ich die Erhebung einer Macht wünschte, die einmal bestand, und die mit dem Glanz eines großen, politischen Ruhmes umgeben war." — „Die deutschen Fürsten sollten doch bedenken, daß Deutschlands Unabhängigkeit gegen Rußland und Frankreich hauptsächlich auf den moralischen und materiellen Kräften Preußens ruht, und die verderbliche Opposition, die sich überall zeigt, aufgeben." Beklagenswerth ist der maßlose Haß, den Stein gegen Hardenberg ausstößt. Wir mögen es gar nicht niederschreiben, was er Alles über ihn sagt. Von einem Aufsatz, den er ihm zuschreibt, sagt er, er sei „seicht, philosophisch, übelgelaunt, erbärmlich."

Und doch nennt die Geschichte Hardenberg als den Mann, der was Stein in den ersten, rohen Umrissen entwarf, ausführte, und erst wahrhaft begründete. Steins rücksichtsloser Haß gegen Hardenberg war vermuthlich die nächste Ursache, daß er sich von der Staatsverwaltung zurückzog.

Stein war ein entschiedner Feind der Büreaukratie.

„Eine Maschinerie, schreibt er, die militärische, sah ich fallen 1806 den 14. Oktober, vielleicht wird auch die Schreibmaschine ihren 14. Oktober haben. Wir werden von besoldeten Buchgelehrten und interesselosen, eigenthumslosen Büralisten regiert, das ist der Geist unsrer und ähnlicher geistloser Regierungsmaschinen. Besoldet, also Streben nach Vermehrung des Gehalts, buchgelehrt, also lebend in der Buchstabenwelt, und nicht in der wirklichen, interesselos, denn sie stehn mit keiner den Staat ausmachenden Bürgerklasse in Verbindung, sie sind

eine Kaste für sich, die Schreiberkaste; eigenthumlos, also alle Bewegungen des Eigenthums treffen sie nicht, es regne oder scheine die Sonne, die Abgaben steigen oder fallen, man zerstöre alle hergebrachten Rechte, oder lasse sie bestehn, man theoretisire alle Bauern zu Tagelöhnern, und substituire an die Stelle der Hörigkeit an die Gutsherrn die Hörigkeit an die Juden und Wucherer, alles das kümmert sie nicht. Sie erheben ihren Gehalt aus der Staatskasse, und schreiben; schreiben in stillen, mit wohlverschloßnen Thüren versehenen Bureaus unbekannt, unbemerkt, ungerühmt, und ziehen ihre Kinder wieder zu gleich brauchbaren Schreibmaschienen heran."

So viel Wahres, so viel Extremes ist wieder in diesem Ausspruch. Die Interesselosigkeit der Beamten aus der Eigenthumlosigkeit abzuleiten, ist eine abstrakte Vorstellung. Die Sache ist es, welche der Beamte vor sich hat, und diese hängt von keinem persönlichen Interesse ab. Die Bücherwelt und die Theorie sind ebenfalls von der Wirklichkeit gar nicht verschieden, sie sind nur der Ausdruck derselben. Stein trifft hier den Mittelpunkt der Sache nicht, er deutet ihn nur flüchtig an. Der Uebelstand der Büreaukratie beruht in der Abgeschlossenheit von der Nation, in dem Mangel an correspondirender Oeffentlichkeit, welche die Beamten in stets lebendigem Verkehr mit dem Publikum erhält, und ein freieres, humaneres Verhältniß beider zu einander begründet. Das Verdienst der ausgezeichneten Männer würde dadurch bei weitem mehr hervorgehoben, ihr Einfluß erhöht, und die Rohheit der Uebrigen paralysirt werden. Auch hörte dann die Interesselosigkeit der Beamten an dem Allgemeinwohl, das bei den minder Gebildeten allerdings wohl noch vorwaltet, auf, sie würden begreifen lernen, daß von der höheren oder niederen Stellung des Staates auch die der Beamten abhängt, und daß es ihnen nicht gleichgültig sein kann, ob der Staat viel oder wenig Einnahme hat, ob der Landbau gedeihe, und der Handel sich vermehre. Jeder würde an seiner Stelle mit allen Kräften sich bemühen, für die Verbesserung der Zustände zu denken und zu wirken.

Frappiren muß uns übrigens in jener Stelle Steins Vertheidigung der Hörigkeit, es könnte hiernach wirklich scheinen, was als Gerücht vielfach erzählt wird, daß er in späteren Jahren seine früheren Schritte bereut, und gegen die Ablösung der Frohndienste gestimmt habe. —

Am einseitigsten erscheint uns Stein aber in seiner religiösen Ueberzeugung. Als im Jahre 1829 die Denunciation der Halleschen Rationalisten von Hengstenberg ausging, erklärte sich Stein gegen Gesenius und Wegscheider, und für die Pietisten. „Gesenius und Wegscheider, sagt er, sind keine Arianer, sondern höchst freche Rationalisten, die Gottheit Christi, Auferstehung, Erlösung und Offenbarung leugnende Menschen, welches Alles die Arianer nicht thaten. Nun können Männer, welche die Grundwahrheiten des Christenthums leugnen, auf einem christlichen Lehrstuhl einer christlichen Universität so wenig geduldet werden, als man einen Quäker zum kommandirenden General macht."

Also die Freiheit des Denkens und der wissenschaftlichen Forschung, die Freiheit, welche Deutschland regenerirt hat, welche Lessing, Schiller, Göthe unsrer Nationalliteratur als unveräußerliches Eigenthum errungen haben, diese Freiheit erkennt Stein nicht an, und wir müssen den Mann tief beklagen, der so von seinem eignen Princip abfallen konnte.

Stein übt hier dieselbe Barbarei gegen den deutschen Geist, die er gegen den französischen bei der Julirevolution übte. Ebenso grausam sprach er früher schon über den Demagogismus, nachdem man auf ihn, als den Urheber dieser Bewegung, sich berufen hatte. „Ueber Jahn und Consorten, schreibt er, werden uns die Resultate der Untersuchung zu seiner Zeit bekannt werden. Unterdessen halte ich es für nöthig, daß unsre Professoren in Ordnung gehalten werden; ein hoffärtiger, unruhiger und seichter Geist beseelt sie; sie verbreiten gefährliche Grundsätze unter die Jugend. Die

Kanzel und der Lehrstuhl müssen keine Giftbude sein." Und doch billigt er zu gleicher Zeit folgende Worte von Görres: „Soll dies erbitternde Anfeinden, dies Verhetzen der Gemüther, dies feige vergiftende Mißtrauen zwischen Ständen, Klassen, und Individuen nimmer zu Maß und Ziel gelangen?" und als Langtagsmarschall spricht er von der „leeren Furcht vor revolutionären Gespenstern, die oft Feigheit hervorruft und Schlauheit benutzt."

An Niebuhrs Aussprüchen läßt sich dieser Dualismus, dieser so offne Widerspruch noch schlagender nachweisen. Sie wollen die Freiheit, und streben mit aller Kraft des Charakters danach, aber sobald diese in die Masse des Allgemeinen überzugehen beginnt, werden sie stutzig, die Geschichte überfluthet sie, sie verzagen kleinlich, und werfen sich in eine ganz falsche Opposition gegen die Geschichte.

Dies ist der Mangel der nur persönlichen Tüchtigkeit, welche noch nicht die Kraft hat, sich in den substantiellen Boden des Volkes einzupflanzen, der noch aristokratischen Individualität, welche es nicht vermag, den allgemeinen Geist frei zu machen, und sich in diesem Gemeingeist natürlich und einfach zu bewegen.

Schon Varnhagen warf, wie er erzählt, bei ihren Gesprächen in Prag im Jahre 1811 Stein vor, daß er zu häufig als Reichsfreiherr, als Adlicher und Vornehmer urtheile, worüber Stein selbst stutzte und zugab, daß dieser Vorwurf einigen „Schein" habe. Er hatte mehr als das, er war wahr. Auch Steins Devise lautete wie die Napoleons: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk," und wer weiß, ob er als Herrscher nicht tyrannischer geworden wär, als dieser. Ohne Preßfreiheit gewiß, doch er selbst würde diese gegeben haben, obwohl er in seinem Alter sich auch gegen diese ausspricht. Doch genug! Wir glauben unsre Ansicht über Stein hinlänglich mit Beweisen belegt zu haben, und glauben auch die Versicherung aussprechen zu können, daß sie die aller liberal Gesinnten und tiefer Gebildeten ist. Von dem einseitigen apotheosirenden Buch, dessen Titel wir zu Anfang genannt, das wir bei diesem Artikel aber gar nicht wieder zur Hand genommen haben, weil die Materialen zu Steins Charakteristik, welche wir uns aus Steins Briefen zusammengestellt, weit vollständiger sind, als die jenes Compilators, mögen wir nichts weiter erwähnen, als daß es Stein in verschiednen Capiteln noch als Westphälischen Landtagsmarschall, in seinem Konflikt mit Bourienne, und seinem Verhältniß zur Nassauischen Regierung darstellt, wobei aber überall wenig heraus kommt, da hierin nicht das Hauptinteresse Steins beruht. Ueberaus lächerlich ist das Capitel, worin der Verfasser seine eigne Ansicht über die Julirevolution zu Markte trägt.

E. Meyen.

Ueber
die Stellung der Fabrikarbeiter.

Von Dr. [Constantin] Frantz.

Ueber die Gefahren des Pauperismus, über die Noth der Armen, ist das Verschiedenste gesprochen und gerathen. Man hat eben über die Sache reflectirt, sie von verschiedenen Seiten betrachtet, und danach verschiedene Rathschläge gegeben. Man hat die Armuth aufgefaßt als eine Last für die Gesellschaft, so daß nur auf Mittel zu denken wäre, diese Last wegzuräumen, oder wenigstens zu verringern, man hat Armencolonien vorgeschlagen. Aber das ist kein Mittel gegen Verarmung; und wie Englands Verbrechercolonien dem Laster nicht gesteuert, die Sittlichkeit nicht befördert haben, so würden sich ähnliche Erfahrungeu zeigen, wenn jener Vorschlag in einem Staate allgemein angenommen würde, wie es bisher noch nicht geschehen. Man entferne tausend Arme, Zehntausend werden neu verarmen! Dazu mag es wohl erlaubt sein, Sträflinge zu deportiren aber unbescholtene Arme

mit Gewalt ihrer Heimath, ihrem Vaterlande, zu entreißen, das ist zum mindesten äußerste Härte, um nicht zu sagen eine Verhöhnung aller Menschenwürde. Wohlwollendere Gemüther sind vielmehr darauf bedacht gewesen, den Armen selbst zu helfen, und wie Wohlthätigkeitssinn täglich allgemeiner wird, so ist es ein schönes Zeichen der Zeit, daß der Begriff der Menschenwürde und Menschenrechte sich immer kräftiger geltend macht, — ein Zeichen ächter Religiösität, die nicht umsonst die Mahnung vernimmt:

„Gott will, daß Allen geholfen werde." Aber wie soll denn geholfen werden? Jede Gabe ehrt den Geber, und doch ist unbedingte Wohlthätigkeit sogar als schädlich anerkannt; sie kann die Verarmung befördern. Noch mehr ist dann zu sagen, daß Privatwohlthätigkeit, wobei die Unterstützung der Armen vom Belieben der Einzelnen abhängig bleibt, nicht nur die Lage der Armen selbst zweifelhaft läßt, sondern sogar eine Weise ist, welche immer noch die Menschenwürde der Unterstützten verletzt. Die Unterstützung muß auf eine allgemeine Weise, von Behörden, bestimmt und geleitet werden. Diese Nothwendigkeit ist in unsern Tagen immer deutlicher hervorgetreten und anerkannt.

Wir haben eine Armen-Polizei, eine Armen-Gesetzgebung. Was durch dieselbe im Einzelnen bestimmt sei, zu beurtheilen, ist hier nicht unsre Aufgabe. Sicher ist man mit Umsicht zu Werke gegangen, man hat präventive Gesetze als die heilsamsten anerkannt. Aber man ist nur von der Armuth als solcher ausgegangen, als einem Mangel an den nothwendigen Lebensbedürfnissen, so daß dann nur die Aufgabe wäre, der Bedürftigkeit zu steuern. Man hat die sittliche Bedeutung der Armuth nicht erfaßt, d. h. man hat wohl vielfällige Rücksicht darauf genommen, aber man hat sie nicht als die Sache erkannt, sie nicht zum Ausgangspunkte der ganzen Frage gemacht. Es ist wohl zugestanden, daß Armuth entsittliche, und Entsittlichung Armuth erzeuge, es ist gesagt: allzu große Entbehrung verhärte das Herz, errege Neid und Unzufriedenheit gegen die Gesetze, — die Abgeschlossenheit von der Gesellschaft, welche aus Armuth folgt, stumpfe das Ehrgefühl ab, — die Mittellosigkeit sich zu einem bessern Zustande zu erheben, ersticke allen innern Trieb, und befördere den Hang zum Müßiggang, und Müßiggang sei aller Laster Anfang. Dem stimmen wir vollkommen bei, aber wir gehen weiter und behaupten: daß, was so beiläufig gesagt ist, vielmehr die ganze Sache sei. Wir werden von philosophischen Principien ausgehn, wir werden dieser Sache auf den Grund sehn, und dann das Mittel gegen das Uebel angeben können. Wir werden aber nur die Lage der Fabrikarbeiter in Untersuchung ziehen, derjenigen Classe, aus welcher sich der Erfahrung gemäß die meiste, und namentlich die gefährliche Armuth entwickelt. Doch dürfte unsre Betrachtung auch einigen Aufschluß geben, über die Bedeutung der Armuth überhaupt. Wie dem aber auch sei, jedenfalls ist unser specieller Gegenstand wichtig genug, um in Berathung gezogen zu werden, und dürfen wir wohl um die Aufmerksamkeit unsrer Leser bitten, wenn wir, ehe wir an die concrete Sache kommen, zunächst unsre Principien in der Kürze zu entwickeln versuchen. Denn wenn wir auch unsern Standpunkt als allgemein bekannt und anerkannt voraussetzen dürften, so würden wir doch genöthigt sein, die Punkte, worauf es ankommt, besonders hervorzuheben, und ihren Sinn bestimmt auszudrücken, um unsre Folgerungen einsichtlich daraus herleiten zu können.

Ein alter Philosoph aus der pythagoräischen Schule antwortete auf die Frage eines Vaters: „wie er aus seinem Sohne einen tüchtigen Mann machen könne," er solle ihn Bürger werden lassen in einem wohl eingerichteten Staate. So galt ihm der Staat als das allerhöchste sittliche Institut, so daß in dem Leben im Staate an und für sich schon der mächtigste Antrieb, das kräftigste Stärkungsmittel zur Tugend und Tüchtigkeit läge. Bestimmter noch spricht Aristoteles, wenn er den Menschen nennt ein **zoon politicon**, ein Wesen,

das für den Staat bestimmt ist, und schlechthin nur im Staate seinen Begriff erfüllt. Ihm ist der Staat das prius der Individuen, so daß dieselben ihren Zweck im Staate haben, um des Staates willen sind, der gegen sie das höhere, und Selbstzweck ist. Jenes Bewußtsein der antiken Welt, wovon Aristoteles uns den getreuen Ausdruck giebt, ist untergegangen wie jene Welt selbst. Aus andern Principien haben sich die heutigen Staaten und Nationen entwickelt, und am Ende ist es geschehen, daß jener alte Satz gerade umgekehrt ausgesprochen wurde: daß nur die Individuen um ihrer selbst willen wären, dagegen der Staat nur ihretwegen, ein Contrakt der Einzelnen. So ist denn der Staat seiner Selbständigkeit schlechthin beraubt, als ein Nichtiges, der veränderlichen Laune Preis gegeben, somit ein Reich der Anarchie und Willkühr geworden, wie es sich in der Revolution dargestellt hat. Aber diese Krisis ist durchgekämpft, und so viel Anhänger auch noch die Contrakts-Theorie zählen möge, so Viele auch noch die platte Vorstellung haben mögen, daß der Staat nichts sei, als eine große Sicherheitsanstalt, für ihren Besitz, ihr Gewerbe, ihre Person, — diejenigen, welche so sprechen, wissen meistens nicht, was sie sagen, und sind trotz der schlechten Aussage gute Bürger, welche die Ordnung des Staates anerkennen, und wenn es Noth an Mann geht, durch die That bezeigen, daß ihnen der Staat und das Vaterland das höhere ist, wofür sie Gut und Blut dahingeben, aus Pflichtgefühl, aus Bürgersinn und Religion, aber nicht nach einer gemeinen Berechnung der Dividende, welche die große Assecuranzcompagnie etwa zahlen möchte.

Die Wirklichkeit, die Entwickelung des Staates, hat schon in Mitten der Revolution, einen jener Theorie ganz entgegengesetzten Weg eingeschlagen. So hat eben die Revolution die allgemeine Conskription hervorgerufen, d. h. sie hat es zum Gesetz gemacht, daß jeder Bürger dem Staate selbst mit seinem Leben verpflichtet ist, und zwar schlechthin verpflichtet ist, ohne alle Rücksicht auf den eigenen Vortheil, — weil der Staat das prius der Einzelnen ist. Aus diesem großen Gedanken ist unser Bewaffnungssystem hervorgegangen. So ist in neuerer und neuster Zeit, vor allen consequent in Preußen, der Schulzwang eingeführt: die Jugend soll zu Bürgern des Staats erzogen werden, dem sie angehört, und der daher ihre Erziehung nicht dem Belieben der Eltern überläßt. So sind allgemeine polizeiliche Verordnungen über alle Verhältnisse des Lebens festgestellt: es soll sich nichts hervorthun dürfen, was dem Besten, dem Zwecke des Staates zuwider wäre.

Die neue Philosophie hat in der Wirklichkeit die Vernunft, die Idee des Staates erkannt. Diese Idee enthält die antike Politik als ein Moment; aber die Härte des alten Staates ist erweicht, um die Individuen frei in sich bestehen zu lassen, das antike Princip der Substantialität ist mit dem christlichen der Subjectivität vereint. Näher stellt sich dies aber so dar:

1. Die Induvidueu vollbringen das Allgemeine, das Vernünftige, der Staat ist nur durch ihre Thätigkeit.
2. Das Vernünftige zu vollbringen ist schlechhin der Zweck der Individuen; sie sind für den Staat bestimmt.
3. Der Staat ist, als die vernünftige Welt des Geistes, selbständig für sich, das prius der Individuen, die durch ihn erst zur Vollbringung ihres Zweckes geführt werden, und geführt werden sollen.

Diesen letzten Punkt werden wir weiterhin besonders in's Auge fassen, zuvor aber müssen wir noch nähere Bestimmungen über den Staat angeben. Der Staat ist ein Organismus, ein in unterschiedene Theile gegliedertes Ganze, ein Kreis von Kreisen. So unterscheidet er zunächst seine Bürger in die Stände, den ackerbauenden, den gewerblichen, und in den Stand der Staatsdiener, derjenigen, die für das Allgemeine als solches arbeiten. Um im Staate zu leben, muß man sich

einem dieser Stände bestimmen. Ein allgemeiner Mensch, der alle besonderen Bestimmungen von sich abhielte, hätte keinen Inhalt, wäre nur ein individuell Lebendiges. So ist es ein richtiger Sprachgebrauch, wenn von einem Rentier, und von andern Müßiggängern gesagt wird, sie seien nichts. Der antike Staat kannte wohl keine Stände, der atheniſche Bürger lebte von der Arbeit seines Sclaven, er war eben nur Bürger; aber sein Leben hatte an den Staatsgeschäften den reichsten Inhalt. Er war in fortwährender Thätigkeit, sei es als Magistrat, oder als Richter in den Volksgerichten, oder in der Volksversammlung, oder als Soldat im Felde. Wir haben keine Sclaven, ein Jeder soll im Schweiße seines Angesichts sein Brod essen, ein besondres Geschäft betreiben, für die laufenden Staatsgeschäfte haben wir einen besonderen Stand. — Von jenen drei Ständen ist es namentlich der gewerbliche, der sich selbst wieder in sich unterscheidet, in Corporationen, Gilden und Innungen, die, wenn auch die starre, exclusive Form gebrochen ist, doch immer noch vorhanden und wirklich sind.

Zweitens unterscheidet sich dann der Staat in einzelne Kreise, die für sich selber Organismen sind, in städtische und ländliche Gemeinden. Die Gemeinde ist das Abbild und die Vorschule des Staates. Nur als Glied einer Gemeinde ist man Bürger und Staatsbürger. So sind die Individuen mit dem Staat vermittelt, kommen nur in den Staat, durch den Stand und durch die Gemeinde.

Fragen wir nun nach der Weise dieser Vermittlung, so haben wir nur auf die oben gegebenen Bestimmungen des Staates zu sehen. Danach soll das Individuum selbständig, und zugleich im Dienste des Allgemeinen sein. Beide Qualitäten sind nicht zu trennen, und machen zusammen erst den Bürger aus. Nur wer selbständig für sich einsteht, der kann auch für den Staat einstehn. So haben die antiken Staaten in normalen Zuständen keine Sclaven zum Kriegsdienst zugelassen. Diese Selbständigkeit wird nun errungen durch einen Besitz, vornehmlich aber, und in der Regel, durch eine Thätigkeit, welche dem Individuum fortwährend seine Existenz sichert, und indem sie auf einen, dem Allgemeinen nützlichen Gegenstand gerichtet ist, die Garantie gewährt, daß das Individuum wirklich dem Allgemeinen diene. Als selbständiges und thätiges Individuum tritt es dann in einen Stand und Gemeinde ein, nach freier Wahl; jedoch bedingt durch ein gewisses Vermögen, durch Geschicklichkeit und Bildung, deren Erwerbung selbst wieder durch Vermögen bedingt sein kann. So sind diese Bedingungen äußern Zufällen unterworfen, es ist möglich, daß ein Individuum der Bedingungen nicht Herr, daher nicht Bürger werden kann. In welchen Fällen dies eintrete, und wie dann zu helfen sei, darüber wollen wir uns jetzt nicht verbreiten, indem wir uns nun sogleich unserm eigentlichen Gegenstande zuwenden.

Durch die Entwicklung der Industrie ist es geschehen, daß verschiedene Gewerbe, die früherhin Handwerke waren, jetzt fabrikmäßig betrieben werden, daß neue Bedürfnisse eingeführt sind, die nur durch Fabriken zu beschaffen sind. Jene Handwerke sind fabrikmäßig geworden:

1. Durch die Theilung der Arbeit; so daß ein Arbeiter nicht mehr das ganze Produkt fertigt, sondern nur einzelne Theile, oder an dem Ganzen nur einige Manipulationen auszuführen hat.
2. Durch Einführung der Maschinen, welche die Arbeit der Menschenhand überhaupt entziehen.
3. Durch den Handel und namentlich durch den Welthandel, welcher der Arbeit über das unmittelbare Bedürfniß der Gegenwart und der nächsten Umgebung hinaus, einen unermeßlichen Markt eröffnet hat.

Diese drei Punkte unterscheiden mit hinlänglicher Bestimmtheit die Fabrik von dem Handwerk. Jeder Handwerker fertigt das ganze Produkt; und wenn auch der Meister den Gesellen

verschiedene Arbeiten aufträgt, so sind doch alle im Stande, das Ganze zu fertigen, die Theilung ist nicht bestimmt und überhaupt nicht vollständig.

Maschinen werden freilich wohl auch in mehreren Handwerken angewandt, aber doch nur in geringem Umfange. Denn indem das Handwerk auf Gegenstände des unmittelbaren Bedürfnisses gerichtet ist, deren Formen von den Consumenten bestellt sind, kann die Arbeit nicht durchaus mechanisch werden. Allerdings aber giebt es Handwerke, welche mehr zum Verkauf als auf Bestellung arbeiten, und für diese ist dann die Grenze, von wo an sie fabrikmäßige Gewerbe werden, am schwierigsten zu bestimmen. Denn der Handel ist es wesentlich, welcher die Fabriken hervorgerufen, und die frühere Stellung des Handwerks total verändert hat. Auf das unmittelbare Bedürfniß gerichtet, hat der Handwerker in diesem die Garantie stets beschäftigt zu sein, der Preis seiner Arbeit ist geringen Veränderungen unterworfen, welche außerdem mit dem Preise der Lebensmittel im Zusammenhange stehen. Aber was durch den Handel, und namentlich durch den Welthandel, den Markt findet, ist somit allen Wechselfällen des Handels selbst unterworfen, zumal wenn außerdem auch das Rohprodukt dem Welthandel angehört.

Sehen wir nun, wie sich die Stellung des Fabrikarbeiters von der des Handwerkers unterscheidet. Er fertigt nicht die ganze Sache, er fertigt für sich gar nichts, seine Arbeit macht ihn nicht selbständig, er ist von einem Einzelnen, von dem Fabrikherrn, abhängig. Dies ist das Besondre seiner Stellung, dies ist die Quelle seiner Noth. Denn der Mensch ist zur Freiheit bestimmt, oder in soweit er dient, nur dem Allgemeinen zu dienen, in welchem Dienste er eben frei ist. Weil der Fabrikarbeiter nicht selbständig ist, tritt er nicht ein in Stand, Corporation und Gemeinde, und mitten im Staate ist er dennoch außerhalb des Staates, außer dem Gesetze im eminenten Sinne. Wenn wir es nun als die Bestimmung des Menschen erkannt haben, im Staate zu leben, so erfüllt der Fabrikarbeiter seine Bestimmung nicht, seine Lage ist so schlechthin unwahr und unglücklich, nicht nur mangelhaft, sondern positiv bedrückt. Diese zwei Punkte:

1. Daß der Fabrikarbeiter nicht in den Staat eintritt,
2. daß er von einem Einzelnen abhängt,

sind demnach besonders zu betrachten, wenn es sich um eine radicale Verbesserung seiner Lage handelt. Alle andre Noth dieser Leute ist dagegen gering, oder folgt erst aus ihrer Unfreiheit.

Sie fertigen nur einen Theil der Arbeit, auf einige wenige mechanische Manipulationen sind sie eingeübt, die für sich keinen Werth haben, sie haben keine andere Geschicklichkeit erworben, sie können keine andre Thätigkeit ergreifen. Sie dürfen nicht hoffen, durch Fleiß und Sparsamkeit die Mittel zu erringen, dereinst ein eignes Geschäft zu errichten; dazu gehört ein bedeutendes Anlagecapital, um Materialen und Maschinen zu kaufen. Diese Maschinen sehen sie sich täglich vervielfältigen, und sich selbst dadurch außer Arbeit gesetzt. Ohne irgend einen Antheil an der Leitung des Geschäfts, sind sie Jahr aus Jahr ein zu einem ewigen mechanischen Einerlei bestimmt, nur zuweilen unterbrochen durch die traurige Veränderung ihres Lohnes, welche selbst ihre dürftige, vegetirende Existenz gefährdet. Denn der Fabrikherr kümmert sich nicht um seine Arbeiter, sorgt nicht für ihr gleichmäßiges Bestehen. Er ist den Chancen des Handels unterworfen, der Preis seiner Waare fällt plötzlich, er erniedrigt den Lohn, während vielleicht gerade der Preis der nothwendigsten Lebensbedürfnisse steigt. In dieser schwankenden Lage, dieser steten Sorge, verhärtet und verwildert das Gemüth der Arbeiter, sie ergeben sich einem liederlichen Leben, sie kommen zu desperaten Entschlüssen. Sie bilden keinen Stand, worin sie ihre Ehre und Zufriedenheit fänden, sie sind von der bürgerlichen Gesellschaft, vom Staate, ausgeschlossen: so lehnen sie sich gegen die gesetzliche Ordnung auf, sie corporiren sich selbst, und ihre Corporation wird dem

Staate furchtbar. Das sind die englischen Chartisten! Wir haben noch kein Birmingham, wir haben strengere Gesetze, eine strengere Polizei, welche Excesse schon im Keime unterdrückt; aber dennoch ist bei uns die Classe der Fabrikarbeiter schon zahlreich genug, in stetem Zunehmen begriffen, und Unordnungen sind nicht ohne Beispiel. Aus den Ereignissen in England aber mögen wir das Unwahre erkennen, was in der Stellung der Arbeiter liegt, und was nur dort in seiner ganzen Schrecklichkeit herausgetreten ist. Armuth ist allenthalben bei den Fabrikarbeitern zu Hause, aber Armuth macht nicht schlechthin unglücklich, macht nicht unsittlich. In Schweden giebt es Districte, deren Einwohner nur von Haferbrod Moos und Baumrinde ihr Leben fristen, und dennoch sind diese Leute zufrieden und sittlich; denn sie sind frei, sie sind Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft und des Staates. Unter Fabrikarbeitern herrscht meistens Unsittlichkeit, sie bilden in den Städten vornehmlich den Pöbel. Weil sie nicht Bürger sind, ist ihnen die bürgerliche Ordnung nur ein äußerer Zwang, sie hassen, sie verachten Gesetz und Sitte; und dies ist die Gesinnung des Pöbels. Denn der Mensch ist ein zoon politicon, und ist er nicht politicon, so ist er ein bloßes zoon, d. h. nicht sowohl ein Thier, als ein Unthier.

(Schluß folgt.)

Das Modejournal.

Ehedem begegneten sich der Orient und Occident nur in großen Massen. Beide Welttheile zürnten mit einander, und konnten sich nicht vereinigen. Während Abd'=el=Rhamen mit seinen afrikanischen Schaaren bis zu den Ufern der Loire vordrang, kämpften christliche Heere in den Kreuzzügen um Constantinopel, Egypten, und Syrien. Man könnte solche Bewegungen denen zweier Flüsse vergleichen, welche, so wie sie sich begegnen, wiederum zu ihren eignen Quellen zurückströmen, ohne jemals ihre Wellen mit einander zu vermischen.

Ebenso wie im Morgenlande die Kreuzfahrer, die Ritterorden, und die dort handeltreibenden Kaufleute, ganz von der muselmännischen Bevölkerung getrennt lebten, versprengt wie in einem eroberten Lande, in gleicher Art hielten sich die Sarazenen in Europa, fern von der christlichen Einwohnerschaft, eingeschlossen in ihre Burgen und festen Schlösser, deren Ueberreste man noch jetzt hier und da in Italien und dem südlichen Frankreich erblickt.

Heut zu Tage findet zwischen dem Morgen- und Abendlande ein persönlicher, friedlicher Verkehr statt. Hier werden Gewohnheiten, Gebräuche und Sitten ausgetauscht, und durch mannichfache nahe Berührungspunkte wird eine Vereinigung beider Länder bewirkt oder mindestens vorbereitet. Beide Bevölkerungen grollen nicht mehr mit einander, sie wollen sich gegenseitig durchschauen, verschmelzen, und würde dies wirklich erreicht, so wäre dann auch eine wahrhafte Vereinigung vorhanden, dergleichen man sich bis hierher nicht denken konnte. In neuester Zeit äußerte sich eimal ein Egypter in Cairo über diesen Gegenstand in folgender Art: Man spricht jetzt so viel über die orientalische Frage, und die europäischen Staatsmänner schreiben darüber ganz vortreffliche Dinge, aber — eben sowohl die Weisheit der Cabinette, als die großen Herrn und ihre Artillerie sind nichts als Ruhestörer; ein jeder Türke schaffe sich einen christlichen Freund; und eine christliche Freundin an, und umgekehrt, dann ist auf einmal die ganze Frage entschieden. Wenn man den Lauf der Angelegenheiten beobachtet, so fühlt man sich geneigt, jenem Egypter beizupflichten.

Wer sollte nicht damit einverstanden sein, daß die Vereinigung zweier, einander so ganz unähnlicher Elemente, die Annäherung zweier Nationen, deren Lebensweise so himmelweit von ein-

ander verschieden ist, ebenso ungewöhnliche als anziehende und ergötzliche Begebenheiten herbeiführen müssen, und hier öffnet sich ein weites Feld, sowohl der Belustigung, als der Betrachtung für den Dichter, Romantiker und Philosophen.

In Cairo bot der Reisediener eines Wiener Hauses, welches mit Seidenstoffen, Tüchern, und andern Modeartikeln handelte, (denn man muß wissen, daß jetzt, wo es Dampfschiffe giebt, dergleichen Personen überall zu finden sind, und sogar an den Pyramiden ihre Namen verewigen,) die Waaren seines Handelshauses aus, indem er sich zu dem Ende in die Häuser der Bey's und Pascha's begab und diesen für die Frauen ihres Harems alle jener tausenderlei Kleinigkeiten, die kunstreichen Schöpfungen deutschen, französischen und englischen Fleißes und Geschmacks, anprieß, nach denen, als Mittel zu Hebung der Schönheit, die orientalischen Frauen noch weit begieriger sind, als die Europäerinnen. Dies will viel sagen, aber doch ist es wahr. Unser Reisediener war, wenn er gleich, wie alle seine Kameraden, sich leicht an das Verständniß und das Sprechen fremder Sprachen gewöhnt, auch eine Menge türkischer und arabischer Worte auswendig gelernt hatte, doch in eben dem Grade den strengen Formen der muselmännischen Höflichkeit fremd, als er mit den Sitten und Gebräuchen des Abendlandes vertraut war. Dagegen besaß er eine ausgezeichnete Gewandtheit, sich bei denjenigen Personen, welchen er sich näherte, um die Zahl seiner Kunden zu vermehren, beliebt zu machen, und in ihnen die Kauflust zu wecken. Gehört übrigens diese herrliche Gabe zu den Eigenschaften, welche einem Reisecommis nicht fehlen dürfen, Roder besaß sie in der höchsten Vollkommenheit, und verdunkelte sie noch durch seine Sprachfertigkeit und seine leichten, angenehmen Umgangsformen; mit einem Worte: er war ein Mensch, der überall gefiel und Eingang fand.

Ermuthigt durch einige, ungemein einträglich gewesene Geschäfte, die er mit den reichsten Haremsbesitzern in Cairo gemacht hatte, tanzte Roder, mit sorgfältig gekräuseltem Haar, von den schönsten Pommaden duftend, mit einem geschmackvollen Halstuche, der feinsten weißen Wäsche, und einem wundervollen blauen Frack mit glänzenden Metallknöpfen, angethan, lachenden Muthes durch die besuchtesten Straßen Cairo's und klopfte an jedes anständige Haus, so, daß er selbst den so förmlichen, schwerfälligen und verschlossenen Eingebornen, die eigentlich über nichts staunen, auffiel, und sie bestimmte, im Vorübergehn ein menschliches Wesen zu betrachten, welches ihnen so einzig in seiner Art, ja fast übernatürlich vorkam.

Eines Tages hatte Roder von den Müßiggängern im Frankenviertel, deren Verbindungen sogar bis in die dicken Mauern des Harems dringen, vernommen, daß Abdallah-Pascha kürzlich eine der schönsten Frauen in Cairo geheirathet habe, in sie sterblich verliebt sei und die junge Frau den Putz leidenschaftlich liebe, vorzugsweise die Art, wie man sich in Europa zu schmücken pflege. Er hatte daher nichts Eiligeres zu thun, als nach Abdallah-Pascha's Pallaste zu gehen. Die vornehmen Muselmänner sind sehr leicht zugänglich, und selbst der geringste Wasserträger kann sich noch heute Mehemed Ali persönlich vorstellen, um ihm eine schriftliche oder mündliche Bitte vorzutragen. Roder durfte daher nur in Abdallah-Pascha's Saal eintreten, wo er denselben auf einem breiten, mit kostbarem Cachemir bedeckten, nur wenig über den Marmorfußboden erhabenen Polster sorglos ruhend und gemächlich seine Pfeife schmauchend, erblickte.

Ungeachtet einer großen Anzahl von Dienern, die sich hier befand, herrschte doch in dem Saale tiefes Schweigen, einzig von Zeit zu Zeit durch das Schnarren der Pfeife Abdallah's unterbrochen, ähnlich dem Geräusch, welches kochendes Wasser verursacht. Im Hintergrunde des Saales, in einer Ecke des Divans, zeigte sich Abdallahs schöner Kopf mit seinen stechenden Augen, die unter buschigen Brauen gleich Karfunkeln leuchteten, und einem dicken schwarzen Barte. Wer außer Abdallah

hätte es wohl wagen mögen die Stille zu unterbrechen, welche in dem Saale waltete? Roder ließ sich hierdurch nicht irre machen; hüpfend trat er ein, mit seinen zierlich anschließenden Pantalons und seinen feinen, ungezwungenen Bewegungen, und näherte sich, den feinen Castorhut unter dem linken Arme in der Nähe der Brust haltend, dem Herrn des Hauses eben so unbefangen und gemüthlich, als ginge er einem alten Bekannten und Gefährten entgegen.

Nach seinem Anstande, seinen Mienen und Gebehrden hätte man glauben mögen, er stehe im Begriff den Muselmann zu umarmen. Ohne abzuwarten, daß Abdallah ihn zum Sitzen nöthige, ließ er sich neben ihm auf das Polster nieder. Ein solches vertrauliches Benehmen von Europäern mißfällt übrigens den Orientalen nicht, sie finden selbst, daß es ihnen gut lasse, sobald es sich nur in gewissen Grenzen hält. Es liegt darin für sie eine Art von Zerstreuung und Erholung von dem ewigen Einerlei der orientalischen Begrüßungen und Verneigungen. Mit einem Worte, alles Neue und Auffallende gefällt überall, sowohl im Morgen- als im Abendlande. So sagte denn auch Roders heiteres, freies Wesen dem schwerfälligen, ernsten Abdallah-Pascha zu, und sie waren daher durch ein gewisses Etwas, das sich nicht leicht erklären läßt, so schnell mit einander bekannt, als hätten sie zeitlebens zusammen zugebracht. Roder wollte, als ein gewandter Mann, von dem günstigen Eindrucke, den er auf den Pascha gemacht, den möglichsten Nutzen ziehen, und beeilte sich, ihm seine Musterkarten vorzulegen; — allein — nachdem sie einige Worte darüber gewechselt hatten, überließ sich der reisende Kaufmann allzusehr seinen gewohnten europäischen Höflichkeitsformen, auch mochte ihm wohl der Gedanke vorschweben, daß er dadurch vielleicht ganz besonders gute Geschäfte machen könne, kurz, er richtete mit der größten Artigkeit auf einmal die Frage an den Muselmann:

„Wie befindet sich Ihre Frau Gemalin?"

Kaum waren diese unheilvollen Worte ausgesprochen, so verfinsterte sich plötzlich Abdallah-Pascha's bisher heiteres und ruhiges Gesicht; auf seiner gerunzelten Stirn begegneten sich die buschigen Augenbrauen; seine Augen schossen Blitze; seine Hände wühlten in den Kissen des Divans, als wollten sie solche zerreißen, und seinen zitternden Lippen entströmten alle Flüche und Verwünschungen des türkischen Wörterbuchs, welches, wie alle Muselmänner bezeugen können, in dieser Beziehung ungemein reich ist. Roder verlor die Fassung nicht, obgleich er über eine so unerwartete Wirkung seiner Frage überrascht war. Was ist hier geschehen? dachte er bei sich, während Abdallah-Pascha ihn mit Schimpfworten überhäufte; habe ich oder er den Verstand verloren? Dieser Ehemann scheint es nicht zu lieben, wenn man nach seiner Frau sich erkundigt; freilich, dies ist ein europäischer Gebrauch. Diesen Muselmännern ist der gute Ton und das Benehmen der feinen Welt ganz unbekannt. Als endlich Abdallah-Pascha, weil seine Lunge ihn verhinderte, seinem Zorne noch weiter Luft machen zu können, aufhörte zu schimpfen und zu toben, fragte Roder, der seinen Platz beibehalten hatte, mit honigsüßer Stimme und lächelnder Miene:

„Habe ich vielleicht eine Unbesonnenheit begangen?"

„Mich zu fragen, was meine Frau macht! Bei'm Propheten! wenn ich nicht die Rechte der Gastfreundschaft achtete!"....

„Verzeihen Sie mir, es ist nicht meine Absicht gewesen!"

„Aber du mußt sie doch kennen, da du dich nach ihrem Befinden erkundigest!"

„Ich war weit von der Absicht entfernt, Ihre Eifersucht erregen zu wollen!"

„Weshalb mischest du dich in Dinge, die dich gar nichts angehen? Ob meine Frau sich wohl oder schlecht befindet, kann dir ganz gleichgültig sein. Ich werde mich wohl hüten, dir über das Auskunft zu geben, was in meinem Harem vorgeht."

„Ich bitte nochmals um Verzeihung, und bemerke, daß dies ein europäischer Gebrauch ist."

„Ein abscheulicher Gebrauch ist es, der die Verderbtheit eurer Sitten recht eigentlich bezeichnet.“

„Es ist ein Ausdruck der Höflichkeit, und der, welcher ihn vernachlässigte, würde für einen schlecht erzogenen Menschen gelten.“

„Allah möge uns vor dergleichen schändlichen Gebräuchen bewahren! Begreifst du nicht, wie beleidigend eine solche Neugierde ist? Welche Unverschämtheit dazu gehört, sich in die Heimlichkeiten eines ehelichen Verhältnisses einzudrängen?“

„Diese Sitte ist ein Merkmal der Ehrerbietung und Rücksicht.“

„Die grausamste Beleidigung, welche man sich ausdenken kann!“

„Ich hoffe, Ihr Zorn wird sich bald legen, und Sie werden schnell das Vergangene vergessen, sobald Sie sich nur überzeugen, wie unschuldig und unverfänglich meine Frage war. Wohlan! lassen Sie uns Frieden schließen; betrachten Sie diese Stoffe; Alles, was ich Ihnen biete, ist das Neueste und Geschmackvollste, was es nur giebt.“

„Ich mag heute nichts mehr ansehen oder untersuchen. Ich bin heute nicht mehr aufgelegt zum Kaufen. Komm morgen wieder. Lebe für heute wohl!“ Mit diesen Worten hob Abdallah-Pascha die Sitzung auf, und bei der üblen Laune, die er nicht verhehlte, waren sie ein unzweideutiges Zeichen, das Roder zum Rückzug nöthigte.

Gar zu gern hätte er ein Geschäft gemacht, aber — so mußte er sich wohl entfernen.

Er verneigte sich vor dem Türken auf die anmuthigste Weise, ohne die Hoffnung aufzugeben, daß er ein anderes Mal glücklicher sein werde.

(Schluß folgt.)

Der Tausch.

An unfreundlich trüben Tagen
Sah ich Morgens dich zuweilen
Mit hervorgelehntem Köpfchen
In der Fensterbrüstung weilen.

Unter'm Shawle leicht umschlagen,
Aufgedrängt die Busenknöpfchen,
Schien die Sonn' emporzuleuchten,
Schien ein quellend Licht zu tagen.

Nebel die einander scheuchten,
Blühn vor rosigem Behagen;
Spielerglühte Mädchen däuchten
Mir die Wolken sich zu jagen.

Holden Frohsinns sel'ges Leuchten
Schien des alten, düstergrauen
Winters Auge zu befeuchten,
Dürft' er dir in's Antlitz schauen.

Nun des Lenzes goldne Augen
Blüthetrunknen Thaues strahlen,
Taumelfunken Balsam saugen
Aus der Thäler blauen Schalen;

Nun der Frühling, Blumumwunden,
Tanzt mit schimmernden Sandalen,
Gußgeneigt die länglich runden
Tulpen senkend, gleich Pokalen:

Nun bist du mir, meine Sonne,
Nun bist du, mein Licht, entschwunden:
Ach, für alle Frühlingswonne
Eine jener rauhen Stunden!

K.

Königliches Theater.

Am Freitag, den 28 Mai, gab uns Herr Schneider und die Ballettänzerin Dem. Polin nach der französischen Vorstellung drei lebende Bilder,

von denen das erste „Le contrebandier espagnol et sa maitresse“ durch glänzende pittoreske Färbung der Situation mir gefiel. Die beiden andern „Le Montaguard de Bigorre et la Beanaise“ und „Hans und Grete“ litten an einer gewissen Breite und Fadheit der Auffassung. Der Verfasser (Herr Schneider in höchst eigener Person) hatte, wie Elstern und Staaren, auch diesen lebenden Bildern die Zunge gelöst, daß sie spanisch, französisch und deutsch parlirten, wie geschmiert; beiläufig sprachen sie auch läppisch, worin unser Komiker so stark ist, daß er sich für einen gebornen Lappen ausgeben könnte; bekanntlich waren die alten Lappen unchristlicher Weise Fetischanbeter; wäre nun vielleicht Herr Schneider als letzter Urlappe zu betrachten? Wenigstens bringt er dem Fetisch Eitelkeit die kostbarsten Opfer! Wir haben allen Grund zu hoffen, daß er zum Nutzen und Frommen einiger Linguisten und Eiderdunenhändler in einer großartigen Leistung die verschiedenen Idiome des Läppischen nächstens uns vorführen wird! — Es ist ernstlich zu bedauern, daß ein unterrichteter Mann aus lauter lieber Selbstgefälligkeit zu solchen Mißgriffen geräth! Wenn er nicht für einen läppischen Gaukler gelten will, so halte er sich fern von linguistischer Renommisterei und gemeiner verzerrter Komik! Er zeige durch sein Spiel, daß er die hohe Aufgabe des Künstlers und der Bühne zu würdigen wisse! Die Bühne soll ein Tempel sein, und die Künstler Priester im höchsten und weitesten Sinne des Wortes. O, lächeln sie doch nicht so vornehm und achselzucken Sie nicht so dumm, meine Herrn Possenreißer, oder thun sie es immerhin! Ich frage Euch auf's Gewissen, wenn Ihr eins habt: ist es nicht eine Selbstentwürdigung, sich durch allerhand sinnlose Späßchen und Flausen dem pöbelhaften Gewieher preis zu geben? Haltet was Ihr wollt von der hausbackenen Moral der Philister, aber vergeßt nie, daß Ihr in Euerm Spiele uns und die Kunst zu ehren habt! Freilich kann sich ein Komiker nicht wie ein Kanzelredner gebehrden, wer verlangt denn das? Wollt Ihr ein Beispiel, so beobachtet Seydelmann als Baron Scarabäus, oder auch Francisque! Der letztere war gestern meisterhaft als Dorneval, Professor der Physik; nicht wenig unterstützte ihn das treffliche Stück, worin er auftrat: „Le tyran d'une femme, Vaudeville nouveau au 1 acte, du théâtre du Gymnase, par Mr. Bayard.“ Es ist voll feiner Komik, ohne störende Uebertreibung und Unwahrscheinlichkeit. Demoiselle Dechanel, welche diese und noch eine andere, weniger interessante, Neuigkeit zu ihrem Abgangsbenefice gab, verdient wegen ihres braven Spieles ein herzliches Lebewohl; beim Hervorruf warf man ihr Kränze und Sträuße in Menge zu.

Friedrich Radewell.

Sonnabend, den 20. Mai. Zum ersten Male: „Die Heimkehr des Sohnes,“ Schauspiel in 4 Abtheilungen, vom Verfasser von Lüge und Wahrheit. — Wenn ein Fremder, so hab' ich mir oft gedacht, eine Zeit lang unser Theater beobachtete, und die Vorliebe sähe, mit der wir immer wieder die einfachsten, interesselosesten bürgerlichen Moralien auf die Bühne, bringen und uns nach diesen nüchternen Genrebildern, denen alles Talent zur Komik, jeder Funke des Genies fehlt, beurtheilte, was würde er sagen? Daß wir höchst langweilige Menschen sind, die sich an solchen Simplicitäten erbauen können. Dazu, wird er sagen, braucht Ihr Euch Eurer Intelligenz, Eurer Kunstliebe und Poesie nicht zu rühmen. Das haben die Chinesen auch, sie haben grade ein so gutes Theater, als Ihr mir da vorführt. Und es ist wahr, der Mann hat Recht! Die chinesischen Dramen, die Abel-Remusat übersetzt hat, sind grade so gut und so schlecht, als diese neueren Familienstücke, welche die Nachahmer Ifflands mit so viel prosaischer Nüchternheit renovirt haben. Und Schiller hat es ihnen schon zugerufen: Was kann denn dieser Misere Großes begegnen! Er hat den moralischen Jammer persiflirt, und ein Schicksal verlangt, das den Men-

schen erhebt, wenn es ihn zermalmt, oder einen Humor, der auf substantiellem Boden beruht, und in seiner Heiterkeit dem düstern Affekt die Spitze zu bieten vermag. Aber sie hören nicht, hören Schiller so wenig, als sie ihre Politiker und Philosophen hören, es geht immer den alten Schlendrian fort! Aber das Volk geht nicht mit. Wer kümmert sich jetzt noch um die Moralien der Verfasserin von Lüge und Wahrheit? Nachdem die erste Neugier gestillt, die Modesucht befriedigt war, ist das Theater immer leer gewesen, wenn sie mit ihren Novitäten ankam, die in demselben Grade immer matter wurden, als Raupachs Tragödien. So war es auch am 20. Mai, nicht 200 Menschen waren im Theater, Niemand nahm Theil an dem Stück, zum Schluß wurde gezischt. Es war matt und langweilig. Ein höchst simpler Novellenstoff mit obligater Moralität, ohne Ziel und Zweck, das Ganze ein dramatisirtes Sprichwort, das höchstens für eine improvisirte Aufführung im Zimmer gut wäre, die Kräfte der Bühne aber ganz zwecklos in Anspruch nimmt. Der Inhalt ist kurz dieser: Ein Obrist außer Dienst, Seewald, hat einen Sohn, Georg, der wider seinen Willen sich verheirathet hat, und deshalb von ihm verstoßen worden ist. Georg ist darauf in Armuth gerathen, und zuletzt aus Verzweiflung nach Amerika gegangen. Er that dies um so lieber, da er seine Frau, Johanna, eigentlich doch nicht liebte, und sein Eifer für die Naturwissenschaften ihn nach den Tropenländern zog. In Amerika hat er das Glück, eine schöne, junge, reiche Erbin durch seine medicinischen Kenntnisse vom gelben Fieber zu retten, und diese reicht ihm aus Dankbarkeit die Hand, als er die Nachricht von dem Tode seiner Frau nebst Todtenschein erhält. Nun kommt er überglücklich und reich mit Adelen zurück, gern verzeihen ihm die Eltern, da sie ihn todt geglaubt, aber plötzlich erlischt die Freude, denn da ist noch eine Johanna, Georgs erste Frau, die nicht todt ist. Nun soll Georg natürlich diese wieder nehmen, Adele resignirt, und reist ab. Da entdeckt sich im 4. Akt das Mißverständniß, das der Zuschauer schon im zweiten ahnt, im dritten weiß — Johanna ist doch todt, und Dlle. Erck, die wir hier sehn, ist nur deren Schwester, hat sich aber für diese ausgegeben, weil sie so sehr in Noth war, als die Frau Obristin Georgs Frau aufsuchte. Da ist denn natürlich Alles gut, Adele kommt wieder, denn sie war erst am Gartenthor und Babett-Johanna kann den Förster heirathen, der längst um sie, als um Georgs vermeintliche Wittwe, geworben. Was ist die Moral davon? „Man soll sich nicht für einen Andern ausgeben“ oder: „Vorsicht ist zu allen Dingen gut.“ Wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch. Wünsche Ihnen wohl zu ruhen! Die Schauspieler erwarben sich das Verdienst, daß sie das Stück sehr schnell fortspielten, wahrscheinlich um es los zu werden. Ich konnte schon um halb 8 Uhr wieder im Lesekabinet sein, und eine Cigarre rauchen. Deshalb will ich auch aus Dankbarkeit noch ihre Namen herschreiben: es waren die Damen Schröck, Erck, A. v. Hagn, Dlle. Schulz und Dlle. Schön (eine neue Zofen-Größe), und H. Stawinsky, Wauer, Crüsemann, Müller und Wiehl.

E. M.

Feuilleton.

Eine Rüge für das Morgenblatt.

In No. 104 des Morgenblattes von 1841 wird uns ein Gedicht von Friedrich Schiller „An Freund Kaaz“ mitgetheilt mit folgender Nachschrift:

„Der Einsender des vorstehenden Gedichtes, das den großen Namen Schillers trägt, „verdankt dasselbe der Güte des Herrn Kirchenrath „Katz zu Karlsruhe, dessen Bruder der von Göthe „mehrmals erwähnte Landschaftmahler Kaaz war, „(aus Laune schrieb er seinen Geschlechtsnamen so) „welcher sich eine Zeit lang in Rom und in der „Umgegend aufhielt, und diese poetische Epistel ein„mal (über die Zeit wird nichts bestimmt) von „Schiller erhalten haben wollte.

„Nach dem Tode des Landschaftmahlers Kaaz „hat eine Tochter von ihm, die in Dresden noch „lebt, diese Abschrift dem Bruder in Karlsruhe „geschickt. Das Gedicht macht offenbar keinen „Anspruch auf Kunst und ist eine freundschaftliche „Herzensergießung. Die Kritik mag über seine „Aechtheit entscheiden.

„Einiges erinnert an Schiller, wie z. B. die „falsche und ungriechische Betonung des Hippo„dromos; der Sprung aus Italien nach dem Pi„räus steht eher Hölderlin gleich. Hier und da „verrathen seine Gedanken, Wendungen, Ausdrücke „den ächten Dichter, wer es auch gewesen. Of„fenbare Lücken hat der Einsender ergänzt."

G. S.

Journale werden vom Publikum nur gelesen, wenn sie neu sind, und man kann es nicht verlangen, daß Jemand weiß, was in früheren Jahrgängen gestanden. Darum kann man Herrn G. S. (Gustav Schwab?) nicht tadeln, wenn er nicht weiß, wo das von ihm mitgetheilte Gedicht zuerst gestanden.

Aber hübsch wäre es, wenn wenigsten die Redaktoren eines Journales auch zuweilen die früheren von ihnen nicht redigirten Jahrgänge desselben gelegentlich kennen lernten. Der Redakteur des Morgenblattes würde sich freuen, wenn er in einer freien Stunde einmal aus langer Weile das Morgenblatt Jahrgang 1810 No. 257 und 258 in die Hand nähme, denn da könnte es ihm passiren, daß er in No. 257 einen Nekrolog des Malers Carl Ludewig Katz von Böttiger und in No. 258 gar „An Carl Katz nach Subiacco, eine Elegie von Fr. Schiller," fände, dasselbe Gedicht, über dessen Entdeckung Herr G. S. so erfreut ist. Es ist vom 30ten August 1802 datirt, und lautet wörtlich so wie das von G. S. mitgetheilte. Was die offenbaren Lücken anbetrifft, so muß Herr G. S. sehr vortrefflich ergänzt haben, denn ich finde in seiner Lesart blos die Varianten „hin in das heilige Land" statt „hin in das schimmernde Land" und nur statt uns und „dem Volk irrender stygischer Macht" statt „irrend in stygischer Nacht" und „der Olympos blüht, er blüht in dem engeren Kreise," wo in dem älteren Morgenbl. „Doch ein Hellas besteht, es blüht rc. zu lesen ist.

Außerdem hat er folgendes Distichon weniger, das in der alten No. des Morgenblattes steht:

„Freund, es versiegte der Quell, der silbern am Pindus uns strömte,
Jons Sonne erlosch, Isthmus versank in die Nacht."

Uebrigens tröste sich Herr G. S. daß er das Gedicht entdeckt hat, ohne es im Morgenblatt gefunden zu haben, denn schon vor ihm hat auch Herr Carl Hoffmeister es kürzlich entdeckt, und ebenfalls nicht aus dem Morgenblatte; denn in den „Supplemente zu Schillers Werken„ lesen wir im dritten Bande S. 358 daß er dasselbe „wunderlicher Weise als Anhang des in Mainz bei Kupferberg 1819 erschienenen Raphael Sanzio von Urbino, ein dramatisches Spiel in 5 Akten von G. Chr. Braun S. 191" gefunden habe.

Herr G. S. macht zu dem 4ten Hexameter vom Anfang

„Aber mich fesselt die häßliche Noth an die römischen Mauern"

die Anmerkung:

„Wenn das Gedicht nicht pseudonym ist, so „muß hier im Original ein andres Wort stehen „heimischen Mauern" oder etwas Aehnliches.

Hofmeister erklärt das im Original wirklich befindliche Wort römischen sehr einfach „die römischen Mauern — Weimar." Auch giebt er das Datum 30. August 1802 ganz richtig wie im Morgenblatte an.

Diese Notiz widme ich freundlichst dem jetzigen Herrn Redakteur des Morgenblattes, und bin von seiner Dankbarkeit überzeugt. L. E.

Eine Menge Zeitungen sind voll von der Herrlichkeit, welche Berlin jetzt durch die Vereinigung so-

vieler berühmter Männer erwartet, und man thut so, als sei die Zeit schon da, in der Berlin zur Capitale von Deutschland werden soll. Auch wir glauben, daß eine solche Zeit bevorsteht, aber wir sehen sie erst in ferner Zukunst. Die berühmten Männer machen es nicht allein, sie stürzen nicht die Schranke des Kasten- und Ständegeistes, den Hochmuth der Aristokratie, und die kalte Indifferenz des Philisterthums, welche jetzt noch das große Wort führen, und jede freie Entwickelung der norddeutschen Charakterkraft, die Energie der Gesinnung, die Freude am Fortschreiten, die Bewährung des Bürgersinnes hemmen. Dies kann nur der allgemeine Geist thun. Berlin hat noch viele Prozesse der historischen Entwicklung durchzumachen, bis diese bessere Zeit herannaht.

Meyerbeer befindet sich seit einigen Tagen mit seiner Familie in unserer Stadt. Es sind mancherlei Vermuthungen dafür, daß er die erste Capellmeisterstelle bei der Hofbühne übernehmen werde. Im Hamburger Correspondenten spricht sich eine Stimme aus Dresden sehr scharf dagegen, und sehr enthusiastisch für Spontini aus. Meyerbeer und Mendelssohn meint der anonyme Referent wären doch nur reiche Amateurs in der Kunst, und als solche nicht geeignet an die Spitze der Berliner Musik gestellt zu werden. Diese Behauptung ist zu lächerlich, um einer Widerlegung zu bedürfen. Wenn der Componist der Hugenotten und der des Paulus Dilettanten sind, wer hat dann heutzutage noch mehr Anspruch auf den Namen eines Künstlers von Fach? Die öffentliche Schmach, die Spontini erlitten hat, verachtet jeder Gebildete, und jeder Künstler insbesondere; daß aber seine gegenwärtige musikalische Macht oder Ohnmacht einem Aufschwunge der Musik in Berlin nicht förderlich sei, wird jeder einsehen, der von der Sache etwas versteht und dem sie am Herzen liegt. Die drei trefflichen Opern Spontini's: Vestalin, Cortez, Olympia, die er in Paris componirte, hat er jetzt wohl hinlänglich oft sebst dirigirt, so daß jeder gute Musikdirector das fürder eben so gut machen kann. Es ist daher nicht nöthig, daß er diese Opern bis an sein Lebensende selbst taktirt. Als Componist dürfte für die Zukunst schwerlich viel von ihm zu erwarten sein, da er in dreißig Jahren nicht vermochte, seine Vestalin zu übertreffen. Daß er durchaus kein Lehrer in irgend einem Fache der Musik ist, wissen seine blindesten Verehrer, und die Erfahrung hat es bewiesen. Eine Aenderung der Dinge ist also wünschenswerth.

H. T.

Die Intendanz des königlichen Theaters schreibt einen Corcurrenzpreis von 100 Dukaten für ein gutes Lustspiel aus. Das ist schön, recht schön, das zeigt von dem Willen des Fortschreitens, der Hinwendung zu den Literaturinteressen. Aber wer sind die Preisrichter? „Die Dramaturgische Prüfungscommission," wird geantwortet.

Diese besteht, soviel wir wissen, aus dem Intendanten, den beiden Hofräthen Esperstedt und Teichmann, den Regisseuren Weiß und Stavinsky, und Herrn Spiker und Raupach. Werden diese dem Dichter und dem Publikum genügen? Wir zweifeln. Jedenfalls wäre es wünschenswerth, daß eine literaischer Notabilität, ein als Kritiker bewährter Mann diese Commission auch literarisch zu vertreten im Stande wäre. Auch hier zeigt sich, wie wesentlich nothwendig dem Theater ein Mann wie Rötscher ist.

Gutzkow stellt im Telegraphen die Meinung auf, die vielen Liebhabertheater Berlins brächten den großen Theatern Schaden, und wären überdieß den Sitten nachtheilig, da so viele junge Leute dadurch veranlaßt würden, zum Theater zu gehen. Er will sie aufgehoben wissen, und meint, man könne ihnen dazu eine Frist von einem Jahre stel-

len. Auch wir theilen deise Ansicht von der Schädlichkeit dieser, die Theaterlust zu sehr begünstigenden Gesellschaften, allein wir möchten nicht so grausam sein, sie ganz zu unterdrücken. Man lasse sie bestehn, aber regle ihr wüstes Treiben, und bringe sie mit der so nothwendigen Einrichtung einer Theaterschule in Verbindung. Man übergebe die Leitung derselben den Schauspielern der größeren Theater, welche der Theaterschule vorstehn, und diese mögen dann dafür sorgen, den unnützen Dilettantismus fern zu halten. Das Publikum dieser Theater würde gewiß damit zufrieden sein, statt der jetzt oft schrecklichen Vorstellungen gute von talentvollen jungen Leuten, welche zu Schauspielern bestimmt sind, dargestellte, zu sehen.

Die Hippophagen.

In Königsberg in Pr. war am 21. Mai eine Gesellschaft von 60 Personen zu einem Mittagsmahle versammelt, dessen Hauptgänge aus verschieden zubereitetem Pferdefleische bestanden. Die ungewöhnliche Speise schien allen Anwesenden sehr wohl zu munden. Dr. William Motherby, welcher durch Wort und That das bisher gegen den Genuß des Pferdefleisches herrschende Vorurtheil auf das glücklichste bekämpst hat, hielt dabei eine humoristische Rede, welche so anfing:

— „Tandem bona causa triumphat!“

„M. h. H. Unsere heutige Zusammenkunft ist eigenthümlich in ihrer Art und neu; ihre innere Bedeutung ist ernst und gewichtig, lachend aber und heiter ihr äußerer Anstrich. Fürwahr es ist nichts Eitles, einem mächtigen Feinde auf Tod und Leben den Fehdehandschuh hinzuwerfen — nicht leer und absichtlos ist unser Wirken, noch der Gedanke, der uns hier vereinigt. — Unser ernstes und redliches Ziel ist: dem bisher einerseits ungenügend, andrerseits über die Gebühr benutzten, treuen und unentbehrlichen Diener, dem edlen Roß, eine wohlberechnete, zweckmäßige und erweiterte Wirksamkeit zu eröffnen, sein hartes Loos zu unserm eignen Vortheil nach Kräften zu mildern, der Pferde-Quälerei ein Ende zu machen, und zuletzt noch dem Armen wie dem Reichen die Summe seiner gesunden Nahrungsmittel zu vermehren und zu vervielfältigen. Redlich geschlachtet und zierlich zerlegt, schmückt das junge Opferthier die Tafel unsers Festes — Rumohrs hochgebildeter Geist der Kochkunst umschwebt billigend und Beifall nickend unser Mahl — es hat die jugendliche Unschuld dem lockenden Siege über den grimmen Feind als Opfer bluten und fallen müssen, — der Bann des Vorurtheils ist gebrochen, und wir wandeln auf glänzender Siegesbahn dem fernen Ziele unsrer Bestrebungen mit Zuversicht entgegen!“ (Königsb. Zeitg.)

In Weimar ist ein Drama „Kaiser Rudolph in Worms“ von einem jungen Dichter, Alexander Rost, mit Beifall gegeben worden.

Lessing thut seines furchtbaren Kritikers Tralles, von dem wir in der letzten Nr. sprachen, doch Erwähnung, wie wir nachträglich gefunden. In einem seiner letzten Briefe an seinen Bruder vom 12. Dec. 1779 schreibt er: „Nur sein hohes Alter rettet den Mann von einem bunten Tanze, den ich sonst mit ihm verführen würde.“

Steubens „Schlacht bei Waterloo“ ist, wie die Oberdeutsche Zeitung meldet, für 4000 Thlr. von der Gräfin Potocka angekauft worden, welche beabsichtigt, es in das vom Grafen Raczynsky in Posen gestiftete Nationalmuseum zu geben. Das Bild hätte sollen in Berlin bleiben.

Gedruckt bei F. Nietack. Verlag von Carl J. Klemann.

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. **Karl Riedel.**

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend eine Lieferung zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an die Verlagshandlung von Carl J. Klemann, Burgstraße Nr. 8, zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden ebendaselbst angenommen. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 23. Berlin, den 12. Juni 1841.

Inhalt: Französisches Urtheil über Deutschland; von E. M. — Ueber die Stellung der Fabrikarbeiter; von Dr. Franz. — Das Modejournal. — Polemisches; von E. Meyen. — Athen; Gedicht von K. — Spanisches Kinderlied; Gedicht von L. Lieber. — Oper und Concert — Feuilleton.

Französisches Urtheil über Deutschland.

Das Maiheft der Revue de deux Mondes enthält einen Artikel von Marmier über neueste Erscheinungen der deutschen Literatur, auf den schon H. Lehmann im Magazin des Auslandes hingewiesen, und gegen den er eine sehr richtige Polemik in Bezug auf Venedey's Broschüre erhoben hat. Marmier verdankt bekanntlich seinen deutschen Studien, wie oberflächlich sie auch waren, sein Glück, er hat dadurch die Gunst der Regierung erworben, und sich selbst darauf zum Regierungsorgan hergegeben. Er ist Philippist, und Vertheidiger des Juste-Milieu, gleich Lherminier und St. Marc-Girardin. Jetzt spricht auch er für das französisch-deutsche Bündniß, aber er sieht sich auch zugleich genöthigt, gegen Venedey aufzutreten, weil dieser das Elsaß für Deutschland zurückverlangt. Erst kommt Louis Philipp, dann Deutschland, und zwar speciell Preußen, woher er sich seine Bildung geholt, und dessen Bedeutung er sehr wohl kennt. Die Art und Weise, wie Marmier sich ausspricht, ist sehr interessant, und für die gegenwärtige Stimmung Frankreichs bezeichnend. Wir glauben daher unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen die Hauptstellen dieses Artikels mittheilen.

„Da sind wir nun, beginnt Marmier, im Verlauf weniger Wochen, weit entfernt von den Kriegsgedanken, welche von dem Centrum Paris aus gleich eben soviel unheilschwangern Blitzen sich über ganz Europa verbreiteten. Der Blitz hat keinen Donner herbeigeführt. Die Kriegstrommele schweigt. Wir halten, wie jener römische Feldherr den Frieden oder den Krieg in den Falten unsres Mantels, und nachdem wir voll Stolz diese entscheidungsvolle Wahl dem Norden und dem Orient geboten, haben wir mit kluger Hand das bedeutsame Kleid entfaltet, und es ist, was Wenige hofften, daraus das Zeichen des Friedens und der Versöhnung hervorgegangen. Jetzt nehmen wir statt des Schwerdtes die Mauerkelle zur Hand, statt anzugreifen, arbeiten wir an unsrer Vertheidigung. Das ist viel klüger, sagen die Einen, das ist sehr traurig, denken die Andern. Fatale Vorsicht! ruft eine dritte Parthei." — Marmier hält mit seiner Meinung darüber zurück, und wendet sich einstweilen Deutschland und seiner Literatur zu.

„Deutschland mit seinem Eifer des Streites, erscheint in unsrer Zeit wie die Ritter des Mittelalters, die immer bereit waren, bei jedem Kampf Parthei zu ergreifen. Jetzt steht es da, zurückgezo-

gen in seine Universitätsmauern, beschützt von einem Bücherwall, die Feder in der Hand, das Tintenfaß im Gürtel. Man wirft ihm ein Wort, eine Idee hin, und es stürzt sich in die Schranken, erläßt eine Ausforderung, argumentirt, disputirt, vertheidigt sich mit Analysen, schleudert Synthesen zurück, und wenn man glaubt, es sei dieses langen Streites müde, erscheint es plötzlich, ausgerüstet mit Citaten, wie ein normännischer Ankläger, der seine Prozeßakten mit aufs Gericht bringt."

Nun geht Marmier auf die Rheinfrage und das Rheinlied von Becker ein. Dieser, meint er, sei jetzt der populärste Dichter in Deutschland. Vor seinen wenigen Strophen wären die Namen Theodor Körner's und des wilden Arndt erbleicht. Sein Lied wurde gesungen dans tous les „Lustgarten." Kurz, es fehlte Becker nichts an dem Ruhm eines rheinischen Rouget de l'Isle, des Dichters der Marseillaise, selbst das sei ihm begegnet, daß an einem schönen Morgen ein Mann zu dem jungen lorbeergekrönten Dichter gekommen sei, um ihn zu beschuldigen, daß er ihm sein Lied gestohlen habe.

Schriftsteller aller Partheien haben an dem Kampfe um die Rheinfrage Theil genommen. Es ist eine neue Ligue des öffentlichen Wohls, ein andrer Tugendbund entstanden, wo jeder gehalten ist, statt des scharfen Schwerdtes und der Eisenrüstung der alten Germanen seinen Beweis und sein Epigramm zur Hand zu haben. Die preußischen Schriftsteller zeichnen sich vorzüglich durch ihren schneidenden Ton und ihre hochtönenden Worte aus. Preußen ist von allen Staaten Deutschlands derjenige, welcher die meiste Lebenskraft und die größte Zukunft in sich trägt. Während Oesterreich sich in die traditionelle Achtung seiner aristokratischen Institutionen zurückzieht, und sich nur bemüht, seine Feudalburg vor den Berührungen des revolutionären Windes zu bewahren, schreitet Preußen kühn und dreist fort, es ist in beständiger Bewegung, forscht und unterrichtet sich. Für Preußen ist Alles ein Gegenstand des Studiums, der Beobachtung, der Versuche, und was seine Zukunft sichert, ist neben diesem Feuereifer der Geist der Prüfung, die Ruhe, das Nachdenken und die weise Zähigkeit, mit der es seine Gesetze und Institutionen nach den Zeitumständen modifizirt, daß es sich nur nach langer Prüfung der Folgen in eine Unternehmung einläßt, und daß es nicht ansteht, wenn es sein muß, das materielle Interesse den Chancen der Zukunft zu opfern. Seine geographische Lage, die für einen trägen, passiven Staat höchst gefährlich wäre, ist für dasselbe ein Grund des Fortschreitens. Wie ein langer Militärcordon von Norden nach Süden, von Polen nach Frankreich gebreitet, eingekeilt zwischen zwei Königreiche und zwei Principe, hat sehr gut gezeigt, daß es seine Lage versteht. Es wirkt aufalle Völkerschaften, die es umgeben, durch seine Regierungsmaßregeln, seine Verbesserungsversuche jeder Art, durch das Bild des Glückes und den Glanz seines litterarischen und wissenschaftlichen Unterrichts. Es vereinigt sie allmählig durch Versuche, deren Wichtigkeit man jetzt noch nicht einsieht, heut durch sein Münzsystem, morgen durch sein Douanennetz. Wir sprechen noch von dem Mangel der Einheit Deutschlands. Dieser Mangel ist mehr scheinbar, als wirklich. So wie ein Krieg kommt, besteht Deutschland nicht mehr aus kleinen Gebieten, deren jedes seine besondere Geschichte und sein besonderes Interesse hat, es wird eine große und starke Nation, versammelt sich mit demselben Ruf unter e i n Banner, und wer weiß, welche Frucht dann diese lange und ruhige Einwirkung der preußischen Idee tragen wird!

Preußen hat das Gefühl seiner Kraft und seiner Zukunft, und dies ist das Gefühl, welches mit stolzen Worten in allen Schriften und Reden der Preußen hervorbricht. Man muß sie sehen, wenn sie sich bei einer militairischen oder wissenschaftlichen Feierlichkeit vereinigen, mit welchem Eifer sie ihr Nationallied anstimmen, und mit welchem emphatischen Ausdruck Jeder singt: Ich bin ein Preuße. Man sollte meinen, vor diesem verschwänden alle Titel. Man sieht hier den stol-

zen Muth der Emporkömmlinge und die Befriedigung einer gränzenlosen Hoffnung. Sie erinnern sich wohl daran, daß ihr Land noch ein simples Churfürstenthum war, als Frankreich schon mächtig und glänzend war; aber sie sind überzeugt, daß das Churfürstenthum, welches schon eine Krone errungen hat, sich zum Rang der ersten Mächte erheben werde.

„Frankreich und Deutschland, (diese Worte Venedey's aus der Schrift: Frankreich, Deutschland und die heilige Allianz, citirt Marmier) sind berufen, die Säulen einer neuen heiligen Allianz zu werden, der Allianz der Völker, der Menschheit. Alle übrigen Bündnisse, welche sich Frankreich wie Deutschland darstellen, können nicht zu dem glücklichen Resultat führen, nach dem die Geschichte so offen strebt, und dem sich nur die Menschen so blind und leidenschaftlich widersetzen. Die englisch-französische Allianz hat nur fehlgeschlagne Hoffnungen und Feindschaft zwischen Frankreich und England hervorgerufen, die französisch-russische würde Frankreich zum Schweif von Rußland machen, und mit der Realisation der Pläne Rußlands enden. Für Deutschland würde England nur dann ein ergebner Alliirter sein, wenn Deutschland darauf verzichtete, sich in Englands Angelegenheiten zu mischen, ihm in seinen Projekten der Monopole, des Egoismus und der absoluten Meerherrschaft zu helfen. Eine deutsch-russische Allianz würde Deutschland zur Avantgarde der russischen Ideen des Absolutismus machen. Mithin finden beide Völker keine besondere Allianz, welche ihnen, selbst für ihren Egoismus die Hoffnung giebt, ihren materiellen Interessen ein genügendes Resultat zu erringen. Die Allianz zwischen Frankreich und Deutschland ist die einzige, welche beiden gebührt, denn sie ist nicht auf das egoistische Interesse des einen und andern gegründet. Frankreich kann nicht hoffen, Deutschland auszubeuten, noch Deutschland, sich an Frankreich zu bereichern, sie sind beide mächtig genug, um sich gegenseitig Achtung zu gebieten. Sie können sich gegenseitig nur Gerechtigkeit widerfahren lassen, deshalb können sie in Betracht der übrigen Völker nicht ungerecht sein. Die Basis ihrer Allianz ist die der Gerechtigkeit für alle übrigen Nationen, und auf dieser Basis beruht die Humanität.

Marmier geht nun zu seinem Literaturbericht über, und spricht von Heine's Buch über Börne, Niebuhr's Lebensnachrichten und Raumer's Taschenbuch. Marmier ist ein kluger Mann, er will es mit Niemand, mit keiner Parthei verderben, er hüthet sich ein Urtheil zu fällen, er stellt bloß dar, und befleißigt sich einer Objektivität, über die man in Deutschland selbst staunen könnte und die ihn vollkommen zum Mitarbeiter an den Brockhausischen Blättern für literarische Unterhaltung oder den Göttinger gelehrten Anzeigen qualifiziren würde. Ueber den Gesammtcharakter unsrer Literatur spricht er zuletzt folgendes Urtheil aus: „Nach unsrer Julirevolution sah man in Deutschland eine junge, strebsame, demokratische Parthei aufstehn, welche ein Siegeslied anstimmte. Diese Parthei, welche bald eine große Anzahl von Anhängern hatte, welche ihre Wurzeln in alle Handels- und Universitätsstädte trieb, und die, man muß es ihr zugestehn, hohe und edle Gedanken neben excentrischen Projekten hegte, wurde besiegt und proscribirt. Von den verschiedenen Leuten, welche sie leiteten oder welche die Bewegung hervorriefen, sind die Einen todt, die Andern verbannt, noch Andre haben, der gebietenden Nothwendigkeit weichend, ihren Frieden mit der Gewalt geschlossen, sind in ihre Heimath zurückgekehrt, und leben unter dem wachsamen Blicke der Polizei und der Annehmlichkeit der Censur. Nun ist das deutsche Volk in sein einsames und friedliches Leben zurückversunken, welches man ihm gönnt Der Kriegslärm aus Frankreich hat ihm neulich eine kleine Bewegung verursacht, aber kein Banner ist entfaltet worden, kein Schwerdt aus der Scheide gefahren, und die Bewegung ist unter den Schriftstellern und den Sprechern der Parthreien geblieben, welche daraus den bestmöglichen Vortheil zu ziehen suchten. In der Politik also herrscht tiefe Ruhe. In der Literatur dieselbe Ruhe, dieselbe Traurigkeit. Tausend

Köpfe denken freilich, wenn sie Abends sich schlafen legen, an die Idee eines neuen Buches. Wenn Fein-Ohr, diese phantastische Gestalt eines Feenmärchens, über die Grenze gebeugt, hörte, was in Deutschland geschieht, er würde uns sagen, dessen bin ich gewiß, daß er die abgebrochenen Strophen der elegischen Lieder hörte, die in der Luft schwirren, und die Federn der Prosaiker, welche über das Papier laufen. Aber was bleibt von dieser Arbeit des so großen Landes am Ende des Jahres? Ach, ich habe es schon so oft gesagt und muß es wiederholen, es bleibt gar wenig. Ich habe gut suchen und blättern in diesen Garben voll Büchern und Broschüren, die monatlich von Leipzig nach Paris kommen. Ein Paar Körner, meist alles leere Hülsen. Eine Volkssage erzählt, daß in den Feldern des Nordens, in stürmischen Winternächten, das Summen der Spinnerinnen gehört werde, welche das Todeslinnen spinnen. Sage uns, o Deutschland, unsre Schwester, spinnt Ihr in dem täglichen Lärm Eurer Bibliotheken und Schulen, das Grabgewand Eures Genius, oder seht Ihr in der Ferne des düstern Tages, der Euch umhüllt, das Leuchten eines neuen Ruhmes, die Morgenröthe eines neuen Lebens?"

— — Wir sehen die Blitze, wir sehen das Leuchten, so antworten wir Herrn Marmier. Eine neue Götterdämmerung ist über Deutschland gebreitet, ein neues Princip, eine freiere Geschichte will sich gebären. Daher diese dumpfe Schwüle, dies stille Brüten in unsrer Literatur. Marmier ist kein Deutscher, er versteht das Werden unsrer Geschichte nicht. Er weiß das Korn nicht von dem leeren Stroh zu unterscheiden, das ihm zufällig geschickt wird. Will er wissen, wie uns zu Muth ist, so blicke er unsre Lyrik und unsre Philosophie an, und dann möge er hintreten, und sagen, ob Deutschland noch seine alte Lebenskraft hat, oder nicht. Dann wollen wir ihm Rede stehn ausführlich, und ihm zeigen, daß Deutschlands Poesie hoch über der Frankreichs steht und daß wir Deutschen den wahren Prometheusfunken des denkenden Geistes trotz aller Verfinsterung unseres Völkerschicksals bewahrt haben. So ging auch 1813 die Lyrik und das Pathos der Philosophie dem Aufschwung des Volkes zur Freiheit voran. E. M.

Ueber
die Stellung der Fabrikarbeiter.

Von Dr. Frantz.

(Schluß.)

Haben wir nun als die eigenliche Noth der Fabrikarbeiter dies erkannt, daß sie von einem Einzelnen abhängen, daß sie nicht Bürger werden, so liegt es nahe, zu fragen, warum so viele Andre, die in demselben Falle sind, doch nicht in dieselbe Noth gerathen. Zunächst werden wir dabei die Unerwachsenen und die Frauen nicht zu berücksichtigen haben, deren Bestimmuug in der Familie beschlossen ist. Doch alle eigentlichen Diener sind nicht Bürger. Aber der Diener ist an die Herrschaft zugleich durch Bande des Vertrauens und der Pietät gebunden, er gehört zur Familie in weiterem Sinne, und findet so in derselben den Boden seiner Sittlichkeit, und seine Existenz ist gesichert. Die meisten kommen wohl in späterem Leben zu einer selbständigen Stellung. Ebenso hat der Gesell an dem Meister seinen Halt, er ist schon als Gesell in einer Corporation, er hat die sichre Aussicht, sich selbst besitzen zu können. Aehnlich verhält es sich mit den Gehülfen der höhern Gewerbe und mit den Handlungs-Commis. Nur die eigentlichen Tagelöhner sind ganz auf sich beschränkt; aber doch sind sie mit der Gesellschaft vertrauter als die Fabrikarbeiter. Sie haben ein gewisses Selbstgefühl, sie sind nicht so großer Noth ausgesetzt, weil sie für das unmittelbare Bedürfniß arbeiten, und endlich bilden sie nicht eine so zahlreiche Classe; sie werden daher eher durch die Ordnung der Gesellschaft getragen und bei Zucht und Sitte erhalten, gegen drückende Noth sind sie eher durch Privatwohlthätigkeit zu unterstützen. Denn

auf die Anzahl kommt es allerdings an, in diesem wie in allen anderen Verhältnissen. Darüber streiten sich nur diejenigen, welchen es überhaupt nicht recht ist, daß eine Bestimmung getroffen werde, die dann die sicherste Waffe zu haben vermeinen in der Vexier-Frage „wo die Grenze zu setzen sei," und welchen, wenn sie nicht wissen, oder wissen wollen, wie eine quantitative Veränderung eine qualitative nach sich ziehe, nur ein altes Histörchen, von dem Kahlkopf, in Erinnerung zu bringen wäre, welches ihnen aus der Logik bekannt sein muß. Und so wären also doch vornehmlich nur die Fabrikarbeiter zu berücksichtigen.

Wenn wir nun sorgen, daß diesen geholfen werden müsse, so könnte etwa eingewandt werden: daß sie ja nach freiem Willen ihre Beschäftigung gewählt, und sich daher über ihre Lage nicht zu beklagen hätten. Aber sie haben in der Regel wohl wählen müssen, weil sich kein anderer Verdienst fand, weil sie nicht Mittel hatten, sich zu einer andern Thätigkeit zu bilden, und noch weniger, ein eigenes Geschäft zu etabliren; ihr Unglück ist nicht zufällig, und so darf auch die Hülfe nicht zufällig sein. Privatwohlthätigkeit, wie wir schon bemerkten, läßt die Unterstützung zufällig, sie kann nicht der eigentlichen Noth abhelfen; und diese Sache wäre übel bestellt, wenn sie nur dem wohlwollenden Gemüthe überlassen würde. So ist ja der Philantropismus auch dazu gekommen, — aus reiner Theilnahme für die Noth der Arbeiter, aber in dem Unvermögen, die Sache zu erkennen, und wahrhaft zu helfen, — die Maschinen und Fabriken, als die nächsten Veranlassungen jener Noth, überhaupt zu verwünschen; ohne auch nur die geringe Reflexion zu machen, wie Tausende von Arbeitern ohne die fatalen Fabriken überhaupt unbeschäftigt sein würden. Das ist ein weibisches Geschwätz, was eben umsonst erhoben wird. Ob wohl die erste Presse nicht noch mehr Geschrei erregt hat, als die erste Spinnmaschine? Wir haben keine Sclaven mehr, wir bedürfen ihrer nicht mehr, weil wir Maschinen haben. Schon die erste Mühle hat Tausende zur Freiheit aufgerufen. Es muß dahin kommen, daß alle materiellen Bedürfnisse durch Maschinen beschafft werden, daß der Mensch nichts weiter zu thun hat, als Maschinen zu fertigen und zu leiten; um so freier wird er sich dann seiner eigensten Bestimmung, geistiger Thätigkeit hingeben können. Die Industrie hat die Starrheit des Besitzes flüssig gemacht, sie hat dem Grundbesitz ein Gegengewicht entgegengestellt; so hat sie die Fesseln der Hörigkeit mit brechen helfen. Indem sie zum Erwerb auffordert, hat sie den Erfindungsgeist geweckt, sie hat es dahin gebracht, daß ein Jeder seines Glückes Schmidt ist. So hat sie dem Menschen das Bewußtsein seiner Freiheit gegeben; und ob Tausende von Arbeitern die bitterste Noth leiden, dennoch ist gerade in unsern Zeiten Menschenwürde zu allgemeiner Anerkennung gelangt. Die Industrie gehört der Entwicklung der Geschichte, dem Leben des Staates an. Handel und Industrie zusammen, sind die reichsten Hülfsquellen des Staates geworden; so sind sie seine eigenen Angelegenheiten.

Hieraus ergiebt sich die Stellung der Fabrikarbeiter. Der Handwerker arbeitet für Einzelne, für seine unmittelbaren Mitbürger, aber der Fabrikant arbeitet zum Verkauf, für die ganze Gesellschaft, für den Handel, für den Staat. Der Fabrikarbeiter dient dem Staate; so gehört er auch dem Staate an, der, wie wir früher erkannten, die Pflicht hat, diejenigen, die nicht aus eigenen Kräften in ihn eintreten können, selbst in sich aufzunehmen, und um so mehr diejenigen, welche wirklich seine Diener sind. Sie müssen von der Abhängigkeit von einem Einzelnen befreit, müssen öffentliche Personen werden, damit sie, nur dem Allgemeinen unterthan, wahrhaft frei werden; sie müssen ein sittliches Gemeinwesen, eine Corporation bilden, worin sie die Anerkennung ihrer Person und ihre Ehre finden. Denn der Mensch verlangt seiner Natur nach schlechthin Vereinigung. Auch die allerbitterste Noth kann den eingebornen Trieb nicht unterdrücken. Die englischen Arbeiter vereinen sich,

sie haben ihre Charte, sie haben ihre Behörden, sie zahlen Steuern, — diese Leute, denen das tägliche Brod fehlt, — sie haben einen Staat, dessen Gesetzen sie gehorchen, für den sie einstehen Mann für Mann, bis zum Tode getreu. Organisirt diese Massen, oder sie organisiren sich selbst, — aber zum Sturm!

Sind das nur leere Worte, unpractische Theorien, weil sie in England nicht ausgeführt werden? Eben diese practischen Engländer sind nicht vermögend, Einrichtungen zu treffen, und sich Bestimmungen zu unterwerfen, welche, statt aller Verbriefung, keine andre Basis haben als die Vernunft der Sache. Sie haben ein schlechtes, oder vielmehr gar kein Gesetzbuch, weil es unerlaubt dünkt, alte verlegene Rechte zu ändern, und einem Principe unterzuordnen; sie haben schlechte Schuleinrichtungen, weil Schulzwang nach ihren Begriffen die persönliche Freiheit verletzt; sie haben ein schlechtes Bewaffnungssystem, weil ihnen Conscription eine Tyrannei wäre. Preußen ist der Staat der Intelligenz, der seit Friedrich II. vor allem andern den Begriff des Staates erfaßt hat. In seinen Bürgern lebt am meisten das Bewußtsein, daß Freiheit mehr ist als ein Belieben im Thuen und Lassen, mehr als ein unantastbares formales Recht, — daß Freiheit die erkannte Nothwendigkeit ist, daß man frei ist, indem man vernünftige Bestimmungen anerkennt, und danach handelt. Darum hat es der Staat vermocht, die Vernunft zur Basis seiner Einrichtung zu machen; er hat keine Schwierigkeiten zu überwinden, um Alles, was er als angemessen erkannt hat, ins Leben treten zu lassen. In Preußen finden wir Erfahrungen, welche es beweisen, daß unsre Theorien wohl nicht bloße Chimären sind.

Die Bergwerke und Hütten sind zum großen Theile nicht Eigenthum des Staates, aber dennoch ist ihre Leitung dem Staate unterworfen; sie muß durch Männer von Fach besorgt werden, die Arbeiter sind öffentliche Personen, durch allgemeine Bestimmungen vor der Willkühr der Eigenthümer jener Werke geschützt. Sie sind organisirt, sie bilden ihre Knappschaften, sie feiern ihre Feste, sie haben ihre Gesetze, ihre Kasse für Altersschwache und Kranke; das Maaß ihrer Arbeit ist fest bestimmt, ihr Lohn kann nicht erniedrigt werden, sie können nicht nach Belieben entlassen werden, sie sind zu einem ordentlichen Leben augehalten. So sind diese Leute gegen Noth geschützt, sie werden ihres Lebens froh, sie fühlen sich als freie Menschen, sie finden ihre Ehre und Zufriedenheit in ihrem Stande, sie leben in einem sittlichen Verein, der in der bürgerlichen Gesellschaft und im Staate berechtigt und anerkannt ist, es giebt unter ihnen keinen Pöbel. Denn so sehr ist das Allgemeine die Natur des Menschen, daß schon eine formale Allgemeinheit, eine äußerliche Ordnung, von unberechenbarem Einfluß auf seinen Charakter ist. Gewöhnt die Menschen an eine strenge, an eine militairische Ordnung, so werden sie ihr Hauswesen ordnen, sie werden ihre Begierden und Leidenschaften zügeln, sie werden ihr Gemüth ordnen, sie werden in bürgerlicher Ordnung, in Gesetz und Recht, dem Ausdruck ihres eigenen Ich erkennen, sie werden gute Bürger und rechtschaffne Männer werden! So also wären die Fabrikarbeiter zu organisiren, wie in der Verfassung der Bergleute ein Vorbild gegeben ist. Sie müßten von Staatswegen in Corporationen vereinigt werden, mit bestimmten Gesetzen und Rechten, mit einer militairischen Ordnung im eigentlichsten Sinne. Sehr viele von diesen Leuten, und von dem jüngeren Geschlechte sicher die meisten, sind Soldaten gewesen, was hindert, sie forwährend in militairischer Verfassung zu erhalten? Sie könnten von Zeit zu Zeit auf einige Tage zu Uebungen versammelt werden, so würden sie sich ihrer Vereinigung, ihrer Sellung als einer allgemeinen, noch mehr bewußt; den dumpfen Fabriksälen, und den häufig der Gesundheit nachtheiligen Beschäftigungen entzogen, würden sie sich in freier Luft neu kräftigen, und der Staat fände in ihnen eine nicht unbedeutende, stets fertige Kriegsreserve.

Welche Verpflichtungen entständen nun aus diesen Einrichtungnn für den Fabrikherrn? Aehnliche, als welche die Eigner von Bergwerken betreffen. Zunächst dürfte die Einrichtung seines Geschäftes nur nach obrigkeitlicher Genehmigung geschehen, welche dann aber eine größere Bedeutung erhalten würde, als die bloße Lösung eines Gewerbescheins. Es würde wünschenswerth sein, daß nicht an jedem beliebigen Orte Fabriken angelegt werden dürften; die Fabriken müßten sich mehr an einzelnen Punkten concentriren, damit die obrigkeitliche Controlle, die Organisirung der Arbeiter, sicherer und leichter zu bewirken wäre. Dagegen würde die innere Leitung des Geschäfts in technischer und finanzieller Hinsicht ganz dem Entrepreneur zu überlassen sein; nur dürften keine Einrichtungen getroffen werden, die schlechthin, ohne Gegenhülfe, der Gesundheit der Arbeiter nachtheilig wären, und müßte die Auszahlung des Lohnes für dieselben sicher gestellt sein: Für den Lohn wäre ein Mininum zu bestimmen, welches mit dem Preise der Lebensmittel im Zusammenhange stände, das Maaß und die Zeit der Arbeit müßte festgesetzt sein, es dürften keine notorisch unsittlichen Leute zur Arbeit angestellt, die Arbeiter nicht nach Belieben entlassen werden. Die Arbeiter müßten eine Corporation bilden, in der sie wo möglich lebenslänglich verbleiben, sie müßten einen Theil ihres Lohnes zu einem Unterstützungsfond für Kranke und Altersschwache abgeben. Indem dies Alles unter Oberleitung der Behörden stände, würden die Arbeiter eine gegen Noth gesicherte Existenz gewinnen, und bei Zucht und Sitte erhalten werden.

Wollte man dagegen einwenden, dies sei eine Beschränkung der Industrie und der persönlichen Freiheit, so wäre nur daran zu erinnern, wie eben jede öffentliche Einrichtung die persönliche Freiheit, als ein Belieben, beschränkt, und wie auch die Industrie wirklich schon ihre Beschränkungen hat. Sagte man aber, nur soweit dürfe die Beschränkung nicht gehen, so müßten dann die Gründe dafür angeführt werden; wogegen, wie gezeigt, dies die Vernunft der Sache ist, daß die Beschränkung soweit gehen **muß**. Allerdings würde hieraus einige Gêne für den Fabrikherrn hervorgehn, vielleicht auch einige Kosten, ja es könnte geschehen, daß Einige in wirkliche Verlegenheit kämen; aber das ist besser, als daß Tausende in Noth und Elend nnd Entsittlichung gerathen, in einem unglücklichen, unwahren, Zustande leben. Andrerseits jedoch könnte es sich ereignen, daß gerade durch diese Einrichtungen das Fabrikwesen wirklich gefördert würde, und daß auch die Fabrikherrn, wenn sie sich nur erst an das Neue gewöhnt hätten, dasselbe für sich selbst vortheilhaft fänden. Denn Alles was an sich vernünftig, und der Sache angemessen ist, muß nothwendig, früh und spät, die Sache selbst fördern. Jenem Sinne aber, der allgemeinen Bestimmungen, als Beschränkungen, überhaupt abhold ist, der den Staat anklagt, daß er sich in Alles mische, Alles an sich reiße und monopolisire, ist nur zu rathen, sich etwas gründlichere Ansichten vom Staate zu erwerben, um sich mit seiner Gesetzlichkeit und Strenge zu versöhnen. Jeder Besitz, jedes Geschäft, jede Einrichtung, die an und für sich von allgemeiner Bedeutung ist, gehört nothwendig dem Staate an, steht unter seiner Leitung und Controlle, und wie weit diese zu gehen habe, dieses ist aus der Natur des Einzelnen selbst zu erkennen

Was nun die Einführung solcher Bestimmungen betrifft, so wäre dabei zuerst festzustellen, was eine Fabrik sei? Die wesentlichen Merkmale derselben sind angegeben; hier aber wäre außerdem noch die Anzahl der Arbeiter zu berücksichtigen, worauf es, wie schon bemerkt, allerdings ankommt. Dazu giebt es Handwerke, die so ins Große betrieben werden können, daß sie unmittelbar den Charakter der Fabrik annehmen. Ob auch für diese dieselben Gesetze gelten sollten, könnte somit **nur** von der Anzahl der Arbeiter abhangen. Würde dann etwa der Entrepreneur diese Bestimmung für willkührlich halten, so wäre er nur auf

sein eigenes Gewissen zu verweisen, ob er sich nicht selbst für einen Fabrikanten, oder wenigstens nicht für einen Handwerker ansehe. Vornehmlich aber würden es bei uns die Webereien und Spinnereien und die Metallfabriken sein, wozu neuerdings noch die Zuckerfabriken hinzugekommen sind, welche wegen der Menge der Arbeiter, die jede einzelne beschäftigt, besonders zu berücksichtigen wären. Wo solche Fabriken bestehen, nehmen sie meistens einen bedeutenden Theil der Einwohner in Anspruch, der Zustand der Arbeiter hat in jeder Hinsicht Einfluß auf den Zustand des ganzen Ortes. Wie dann aber die Bestimmungen im Besonderen und Einzelnen auszuführen wären, darüber würde die Behörde zu entscheiden haben, und enthalten wir uns um so mehr darüber Vorschläge zu machen, als hier auch nur nach Kenntnißnahme des Einzelnen bestimmt werden kann. Würde die Sache als nothwendig anerkannt, so würde sich das Weitere von selbst ergeben, die Schwierigkeiten im Einzelnen wären bald zu überwinden, wenn nur einmal der Entschluß fest stände, und Einreden, woher sie kommen möchten, würden vor einem ernsten, ausgesprochenen, Willen ohne Wirkung verhallen.

Dies sind nun unsre Ansichten über die Stellung der Fabrikarbeiter, und über die Mittel ihre Lage zu verbessern. Wir haben zu zeigen gesucht, daß sie mehr als bloße Ansichten sind, daß sie aus der Natur der Sache folgen; wir haben eine große Erfahrung für uns. So halten wir unsre Vorschläge auch für practisch, im vollsten Sinne des Wortes, ob wir gleich nicht hoffen dürfen, daß jede Meinung, die sich selbst für sehr practisch halten mag, damit übereinstimmen werde. Wollte man aber nur die dabei Interessirten befragen, so würde man allermeist ein Verdammungsurtheil hören; — gerade so wie noch jetzt jeder Lohnkutscher nichts für unpractischer, unvernünftiger und tyrannischer, hält, als Posten und Eisenbahnen. Die Noth der Fabrikarbeiter, wir wiederholen es, besteht darin, daß sie von einem Einzelnen abhängen, daß sie in keinem bürgerlichem Vereine stehen; und nur der Staat kann helfen, indem er sie gegen Willkühr sichert, und sie zu Bürgern macht.

Das Modejournal.

(Schluß.)

Indeß — Abdallah-Pascha war und blieb mißtrauisch und bekümmert; nach der Frage des reisenden Kaufmannsdieners war ihm zu Muthe wie Einem, den der Alp drückt, und seine Glieder durchschauerte Fieberhitze. Vergebens sagte er sich, daß in derselben nichts liege, als eine herkömmliche Sitte, daß sie eine ganz bedeutungslose Höflichkeitsbezeugung wäre; umsonst suchte er sich zu überreden, daß der unbesonnene Frager unwillkührlich und maschinenmäßig nur den Gewohnheiten seiner Heimath gefolgt sei: das weibliche Wesen, welches er liebte, hatte, wenn auch nur einen Augenblick, die Gedanken eines fremden Mannes beschäftigt, und diese Vorstellung genügte, um ihn wüthend eifersüchtig zu machen. Er gab sich den abentheuerlichsten, ausschweifendsten Vermuthungen hin. Wer bürgt mir dafür, daß dieser europäische Kaufmann nicht einen Liebeshandel in meinem Harem angezettelt hat? Diese Leute sind so kühn, so unternehmend! Mich dünkt, er machte ein ganz eignes Gesicht dazu, als er jene unverschämte Frage an mich richtete. Bei dem Propheten! ich will der Wahrheit auf die Spur kommen....

Während dieses Selbstgesprächs, und indem er seiner Pfeife dicke Dampfwolken entlockte, erhob sich Abdallah-Pascha, fuhr in seine Pantoffeln, und begab sich auf der Stelle in den Harem. Seine Frauen erwarteten ihn nicht; sie waren mit Anfertigung weiblichen Putzes beschäftigt, und Abdallah's rechtmäßige Gemahlin führte in dem fröhlichen Verein den Vorsitz. Man lachte, sang, trieb allerhand Muthwillen, oder plauderte laut, so daß der Eintretende hätte glauben mögen, er gerathe in

einen Bienenschwarm. Aber — in dem Augenblicke, wo Abdallah sich in dem Saale blicken ließ, wo jene lustigen Weiber versammelt waren, verwandelte sich die lustige Freude in tiefes Schweigen; der finstre Blick des Herrn verjagte das Lächeln aus jenen zarten Gesichtern; nur Abdallah's Gemahlin zwang sich, heiter zu scheinen; sie ging unbefangen ihrem Herrn und Gebieter entgegen und fragte theilnehmend nach der Ursache seines finstren Mißmuthes, der seine, sonst so heitre und ruhige, Stirn verdüstere.

Ohne diese zärtliche Annäherung zu erwiedern, warf Abdallah-Pascha seinen Blick auf den Arbeitstisch der Frauen und bemerkte hier, mitten unter den unvollendeten Putzsachen womit er bedeckt war, ein gelb eingebundenes Büchelchen, das er für einen Liebesbrief des europäischen Kaufmannes hielt. Rasch bemächtigte er sich, wie der Adler seiner Beute, dieses Büchelchens, gewiß, dadurch den Beweis der Treulosigkeit, die er muthmaaßte, zu finden. Er öffnet das verrätherische Buch, und erblickt darin mit Staunen bunte Bilder, die theils weibliche, theils männliche, nach dem neusten Geschmack gebildete Gestalten darstellen. Mit jenem Erstaunen, welches alle Muselmänner bei dem Anblicke von Gemälden, die den Menschen versinnbilden, empfinden, betrachtete Abdallah diese Schildereien, und fand sie durchgehends sehr schön, obwohl etwas auffallend in ihrer Haltung. Dieses Büchelchen war ein Exemplar des Modejournals, welches der reisende Kaufmann durch eine Maltheserin, die auch mit Modensachen handelte, in den Harem eingeschwärzt hatte, in der Hoffnung, daß hierdurch der Wunsch nach dem Besitz europäischen Putzes, bei allen Bewohnerinnen desselben auf das Höchste sich steigern und er so Gelegenheit finden sollte, recht viel an Abdallah verkaufen zu können, von dem er voraussetzte, daß er nicht im Stande sein werde, seiner junge Gemalin irgend einen Wunsch abzuschlagen.

Durch einen sonderbaren Zufall befand sich in diesem Hefte des Modejournals, auch das Bild eines Mannes, welches Rodern so glich, als ob er dem Künstler bei dessen Zeichnung gesessen hätte. Es war die nämliche Gestalt, die nämliche Haltung, der nämliche Anzug. Von den Gesichtern dieser kleinen Bilder weiß man, daß sie in der Regel Jedermann ähnlich sind. Zum Ueberfluß hatte das Bild, von dem wir hier sprachen, eben solche kastanienbraune, sorgfältig gekräuselte Haare, wie Roder, die Wangen waren eben so roth gefärbt und der Kopf eben so keck in die Höhe gerichtet. Selbst das Kleid auf dem Bilde glich dem, welches Roder trug, auf ein Haar, eben so dessen Pantalons, und sogar die Kette war täuschend nachgeahmt, welche an Roder's Halse hing, und an der ein halb in der Westentasche verborgenes Augenglas befestigt war. Diese Aehnlichkeit verwirrte Abdallah's Geist aufs Höchste, der, wie alle Muselmänner, so sehr geneigt war, Vergleichungen anzustellen und Aehnlichkeiten zu finden; nach seiner Meinung war die schmerzliche Dunkelheit, in die ihn seine Vermuthungen und Befürchtungen versetzt hatten, jetzt plötzlich aufgeklärt. Aber die Helle, in der er sich nun befand, war fürchterlich! Sie überzeugte ihn von der Schuld einer Frau, die er anbetete. Er trug kein Bedenken, den Kupferstich, den er in seinen Händen hielt, für das Bild des reisenden Handelscommis anzunehmen, und den daneben befindlichen Text für eine leidenschaftliche Liebeserklärung, und indem er diese Thatsache mit Roders Frage in Verbindung brachte, der es gewagt hatte, von ihm selbst sich Nachrichten über seine Gemahlin auszubitten, zweifelte er keinen Augenblick mehr, daß sie es sei, welcher die Huldigungen des Fremdlings gälten, und daß sie diese Huldigung angenommen habe, weil sie sein Bild besäße.

Verloren in der finstren Wuth, die sich auf einem Punkt vereinigte, wies Abdallah die Liebkosungen und zärtlichen Bemühungen seiner Frau, die gern die Ursach seines Kummers ergründen wollte, hart und grausam zurück; schon hat er sie in seinem Innern dem Tode geweiht, und das

verhängnißvolle Modejournal in seinen Gürtel steckend, verläßt er den Harem und seine, über eine so fremdartige und ungewohnte Erscheinung bestürzten und erschreckten Weiber.

Sie waren überzeugt, daß eine von ihnen die schreckliche Strafe erwarte, welche muselmännische Grausamkeit für treulose Frauen ausgedacht hat. Sie hörten schon die Schlangen zischen und die Katzen schreien, die man solchen unglücklichen Opfern als Todesgefährten beigesellt. Das Gefühl, welches die Frauen so sicher leitet, betrog die Aermsten auch hier nicht. Denn kaum war Abdallah-Pascha wiederum in seinen Zimmern angelangt, so ließ er seine schwarzen Verschnittenen, die unerbittlichen Vollstrecker seiner Rachepläne, vor sich kommen. Ebenso kaltblütig, als ob er eine Pfeife begehrt hätte, befahl er ihnen, die nöthigen Vorkehrungen zu einer der grausamsten Todesstrafen, die es giebt, zu treffen. Doch, als es dahin kam, daß er den Namen der Verbrecherin, die dem Tode verfallen war, nennen sollte, entquoll eine heiße Thräne seinem Auge, und die Stimme versagte ihm den Dienst. Gewiß mußte noch immer seine Liebe zu der reizenden Schuldigen sehr heftig sein, und der Streich, den er eigentlich gegen sich selbst führen wollte, empfindlich schmerzen, sonst würde er, was die Muselmänner so angelegentlich zu vermeiden streben, in Gegenwart seiner Sklaven seine Schwäche nicht haben blicken lassen. Aber das Herz macht seine Rechte auch bei dem stärksten Gemüthe geltend. Abdallah-Pascha liebte seine Gemahlin wie sich selbst, ja mehr als sich selbst, und indem er sie tödten ließ, beging er einen Selbstmord. Es fehlte ihm daher in diesem Augenblicke der Muth, sich selbst den Dolch ins Herz zu stoßen, und so sagte er denn dem Anführer der Verschnittenen, der mit stumpfsinniger Unterwürfigkeit erwartete, wie sich der Seelenkampf seines Gebieters entwickeln würde: „Morgen werde ich Dir die Verbrecherin nennen.“

Schlaflos brachte Abdallah-Pascha die Nacht auf seinem einsamen Lager hin; aber selbst die grausame Pein einer so durchwachten Nacht erzeugte in ihm weder eine andere Meinung, noch machte sie ihn in seinem Entschlusse wankend. Vergebens übernahm die Liebe und die Erinnerung an die Seligkeit, die er in den Armen seiner schönen angebeteten Gemahlin genossen hatte, die Vertheidigung der Unglücklichen. Je lauter diese zu seinem Herzen sprachen, desto heftiger entbrannte in seiner muselmännischen Seele Zorn, Eifersucht und Rachedurst. Eben deshalb, weil er so heiß liebte, erschien ihm der Gegenstand seiner Liebe um so schuldiger; je lebhafter ihm seine erhitzte Einbildungskraft die Reize der Geliebten vorzauberte, desto wüthender ward er bei dem Gedanken, daß ein anderer in ihnen schwelgen sollte. Die Eifersucht, welche ihn aufrieb, fand ihre Nahrung in seiner Zärtlichkeit, die Beredsamkeit der Liebe blieb ohnmächtig, und, geleitet von einem unbestimmten Mitleidsgefühl, welches sich auch bei der heftigsten menschlichen Leidenschaft zu regen pflegt, beschloß er seinen Leiden dadurch ein Ende zu machen, daß er schnell die Treulose den Wellen übergeben ließe, in denen sie ihr Grab finden sollte.

Am andern Morgen war alles hierzu vorbereitet. Schon war der schreckliche Sack geöffnet, der die Unglückliche für immer von der Erde trennen sollte; Abdallah-Pascha rauchte, wie gestern, in die Ecke seines Divans gelehnt, seine Pfeife, und seine schwarzen Henkersknechte harrten ungeduldig darauf, daß ihr Gebieter ihnen das dem Tode geweihte Opfer bezeichnen solle; — da — erschien Roder; lustig und lachend, hüpfte oder tanzte er vielmehr in den Saal.

„Ich hoffe,“ rief er, indem er halb auf europäische, halb auf orientalische Weise sich verneigte, „heute mehr Glück zu machen; ich bringe ganz neue Muster.“

„Du bist ein Betrüger“ antwortete Abdallah-Pascha mit vor Zorn blitzenden Augen.....

„Auf mein Ehrenwort! ich biete Ihnen die allerbesten Waaren zu den billigsten Preisen an.“

„Du unterhältst Liebesverständnisse in meinem Harem!“.....

„Sie irren sich. Ich gehöre auch nicht zu jenen Schwindlern, die gern die ganze Welt betrügen möchten. Ich bin zuverlässig und sicher in meinen Geschäften, und alle die, welche mich in Egypten kennen, werden mir dies bezeugen.“....

„Sehr schön! gewiß auch meine Frau?“ unterbrach ihn Abdallah-Pascha, indem er schrecklich mit den Zähnen knirschte.

„Diesmal können Sie mir nicht vorwerfen, daß ich zuerst von ihr gesprochen.“

„Aber du hast ihr geschrieben, und das ist noch schlimmer!“

„Ich bin nie so glücklich gewesen, weder ihr schreiben noch sie sprechen zu können.“

„Du hast ihr dein Bild geschickt! du liebst sie!“ schrie der Muselmann und legte die Hand an den elfenbeinernen Griff seines Dolches.

„Wie meinen Sie das? Verständigen wir uns!“ rief Roder, erschreckt durch die Gefahr drohende Gebehrde und die finstre Miene Abdallah's.

„Hier!“ sprach dieser, und zog aus seinem Gürtel das Modejournal. „Hier ist der Beweis deiner Verrätherei. Ist dies nicht ein Brief von dir? Ist dies nicht dein Bild?“

„Ein Brief von mir! mein Bild!“ rief Roder bestürzt. „Dies ist nichts, als eine Zeitschrift mit Kupferstichen.“

„Wie, dieser Herr da stellt dich nicht vor? Ist er nicht frisirt und angezogen wie du? Trägt er sich nicht ganz so wie du?“

„Nein, vielmehr bin ich es, der nach dem Muster dieses Bildes seinen Kopfputz und seine Kleidung gewählt hat, und sich ebenso hält. Ich schwöre ihnen zu, alle diese Bilder sind nichts als Erzeugnisse der Einbildungskraft des Künstlers, der sie gezeichnet hat, die Niemanden vorstellen, obgleich Jedermann wünscht, ihnen zu gleichen.“

Roder hatte unsägliche Mühe, Abdallah-Pascha begreiflich zu machen, daß man eine menschliche Gestalt zeichnen könne, ohne daß solche eine bestimmte Person vorstellen solle, denn dergleichen ist im Morgenlande allerdings etwas ganz ungewöhnliches. Indeß hatte doch die Unterredung über diesen Kunstgegenstand dem unglücklichen Abdallah-Pascha die verlorne Ruhe wiedergegeben; da zeigte sich der Anführer der Verschnittenen.

„Nimm hin!“ sagte sein Herr, und bei diesen Worten zog er den unheilvollen Kupferstich hervor, den er für ein Portrait von Roder gehalten hatte, „dies ist die Person, die du in dem Nil ersäufen sollst.“

Dann wendete er sich zu dem reisenden Commis und sagte zu diesem: „bringe mir deinen ganzen Waarenvorrath, ich kaufe ihn, und du sollst den Preis dafür bestimmen.

Polemisches.

Im Hamburger Correspondenten reitet der Propagandist der Polizei-Anschauung, welcher Tell's That einen unerträglichen Meuchelmord nannte, (wovon wir schon sprachen) wieder auf den Plan, und häuft auf Bettina für ihren Brief über die Spontinische Angelegenheit so viel Schimpfreden, daß man ordentlich einen Schirm braucht, um unter diesem Platzregen von Gemeinheiten davon zu kommen. Es geht ins Weite, was unsre Partei-Helden schon schimpfen gelernt haben; dieser Hamburger strebt ersichtlich, es dem Baron Eckstein in Paris zuvorzuthun, schade nur, daß ihm der Geist dazu fehlt, denn wie absolutistisch-bornirt auch Eckstein erscheint, so viel esprit besitzt er doch, die Perfidie zu verdecken, und eine politisch-großartige, sittliche Tendenz vorzuschützen, und wenn er auch zuweilen geschmacklos ist, so zeigt er dafür doch ein ander Mal wieder wirklichen Humor. Der Berliner Eckstein aber häuft auf eine Frau, deren Genius Deutschland achtet, und welche auch in ihrem Privatleben so hoch verehrt ist, Schimpfreden, die nur aus der Gemeinschaft mit dem Pö-

bel erlernt sein können, und die auch nur zu wiederholen wir uns schämen würden. Pfui, gegen eine Frau so zu verfahren — das hätte Eckstein nicht gethan! Bettina mag sich leicht darüber hinwegsetzen, sie weiß es ja aus Göthe's Dichtung, sie ist es gewohnt,

„daß die Menschen verhöhnen, was sie nicht verstehn,"

sie schrieb für die Guten, nicht für die Schlechten. Sie ist auch hier des Beifalls der Vernünftigen gewiß, und sie kann verachten, was die Unvernunft ihr anhaben will. Es ist die Natur des Hundes, das edle Roß bellend anzufallen, der Fluch der Niedrigkeit. Aber sein Gekläff beweist eben, wie Göthe sagt, daß wir reiten. — Dies wollen wir auch dem Recensenten der Brockhausischen Blätter für literarische Unterhaltung entgegenhalten, welcher Klein's Maria von Medici so insipide angreift, während er H. Marggraff's Elsride so sehr erhebt, und mit so sichtbarem persönlichem Interesse bespricht. Sollten wir uns irren, wenn wir Marggraff's Art und Weise selbst in dieser Kritik zu erkennen glauben? Dann sollte es uns leid thun, wenn Marggraff noch so wenig von seiner kleinlichen Mäkelnatur geheilt ist, daß er den persönlichen Groll bei einer ernsten Sache nicht zu unterdrücken vermag, daß er dem Neide und der Eifersucht so offen Raum giebt. Ist es nicht knabenhaft, sich hinzustellen, und zu sagen: Ihr die Ihr in den Halleschen Jahrbüchern, der eleganten Zeitung und sonst Klein's Tragödie gelobt habt, müßt sie wohl gar nicht gelesen haben, er ist ja ein Confusionsrath, macht schlechte Verse und sollte deshalb lieber gar keine machen! Solche kindische Polemik schlägt offenbar gleich in das Lächerliche um, und kehrt den Stachel wider den Angreifer. Wie tief steht doch Marggraff hier unter Gutzkow, der seine Mißgunst und Eifersucht offen eingestand, auch heftig war, aber dem Feinde doch so viel Trefflichkeiten zugestand, daß diese allein schon Ausgezeichnetes verbürgten. Ihr Knaben in der Literatur, wann werdet ihr die Achtung vor dem Genius hegen lernen, daß ihr seine Thaten nicht mehr verketzert, wie man es in den ersten Anfängen der Geschichte zu sehn gewohnt ist, wann werdet ihr es einsehn, daß es einer kernhaften, in sich tüchtigen Gesinnung, welche nur der Sache dienen will, und der Kraft der principiellen Anschauung bedarf, um ein wahrhaft männliches Urtheil zu fällen? Noch ist es in Deutschland nicht wie in Frankreich dahin gekommen, daß es des Muthes der Bewunderung bedarf, wie Paul Smith unlängst sagte, um dem Genie Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, noch lebt in den Gebildeten wie in dem Volk die ungetrübte Kraft der Begeisterung für das Schöne und Gute. Ihr aber nagt an den Wurzeln dieser Kraft, wenn ihr dem schnöden Indifferentismus, der faden Blasirtheit das Wort redet, wenn ihr dem Ausgezeichneten den Weg versperrt, um ihn dem Mittelmäßigen und Schlechten zu eröffnen, und euch selbst durch kleinliche Intriguen und Lobpreisungen zu erheben!

E. Meyen.

Parmentier der Kartoffel-Heros.

Bei Gelegenheit der Statuen, welche bei der Heimführung der Asche Napoleons im Vorhof des Doms der Invaliden aufgestellt waren, und welche fast alle berühmte Namen Frankreichs repräsentiren, erinnerte Leon Gozlan in einem Aufsatze der **Revue de Paris**, welcher den Titel führt „**une statue oubliée aux obsèques de l'Empereur**" an **Parmentier**, dem Frankreich wesentlich die Kultur der Kartoffeln verdankt, indem er das Vorurtheil besiegte, welches zu Ende des vorigen Jahrhundert noch in ganz Europa gegen diese Frucht herrschte, welche die Weltgeschichte jetzt schon nicht mehr entbehren kann. „Ich allein, endet Leon Gozlan sein Elogium, „ich, ein Unbekannter, habe mich eines andern Unbekannten erinnert!" — Parmentier war es, der kurz vor dem Beginn der ersten französischen Revolution, die Kultur der Kartoffel, die bis dahin in Frankreich wild wachsend als „**diner des pour-**

ceaux" gedient hatte, zuerst in Anregung brachte. Protegirt von Ludwig XVI., aber verhöhnt und verlacht von der vornehmen wie von der gelehrten Welt Frankreichs, gelang es ihm, unter den unsäglichsten Schwierigkeiten, seiner Neuerung in so weit Eingang zu verschaffen, daß das Volk anfing, die „Parmentieres," wie man die Kartoffel Anfangs nannte, nach und nach zu pflanzen, zu cultiviren und zu essen. Ihnen allein hatte man während der Revolutions-Kriege von 1793 bis 1815 mehr als Einmal die Rettung aus den furchtbarsten Hungersnöthen zu verdanken; und doch verloren sie, wie die Schöpfungen eines Columbus, eines Jenner, eines Montgolfier und so vieler Anderer nur allzubald den Namen ihres Entdeckers, während todtbringende Raketen und Mörser in dem unangefochtenen Besitze der Namen ihrer Erfinder Congreve und Pairhans bleiben. — „Parmentier hat den Hunger besiegt, wie Jesus Christus den Tod besiegt hat."

Athen.

Am 1. Juni.

Sachte, sacht' ihr Paar Kanonen,
Schlagt mir nicht das Rohr zu Splittern;
Macht die Luft nicht um den Tubus,
Lachend über euch, erzittern.

Denn ich brauch' die Luft, die seine
Kupplerin auf allen Wegen,
Um mir jenes holde Antlitz
Mackellos in's Aug' zu prägen.

Mehr als hundert Schritt die Ferne
Nippt mein Aug' des Mundes Feuchte;
Seh' ich freundliches Geleuchte
Feuersel'ger Augensterne.

Wie sie rasch das Hälschen wendet,
Und zu der, die's Haar ihr löset,
Weiß' und schwarze Augenblitze
Schelmisch aus den Wimpern sendet.

Nicht so laut, ihr Paar Kanonen,
Mächtiger als ihr begrüßen,
Festlicher, die gluthvoll süßen
Augen Hellas und Ottonen.

Schmächt'ge Brau'n, zwei Neumondbogen,
Bis zum Schimmern tief verdunkelt,
Zart gespannet, fein gezogen,
Nur vom Auge überfunkelt.

Und die Brüstchen, knospenkräftig,
Lockenglanzes Wunderfülle;
Zittre Herz nur nicht so heftig,
Lausch' in andachtvoller Stille.

Stille, Mörser und Kanone:
Sie erhebt sich, zittert, zittert!
Nun erscheint sie am Balkone,
Und ihr zagt und schweigt erschüttert.

Goldnen Gürtel um die Hüften,
Rothen Fes auf dunklen Ranken;
Schönster Rose zärtlich Schwanken
In Achaja's sel'gen Lüften.

Wessen Lichtglanz, wessen Süße,
O Penthelikon, Hymettos,
Holder dufte, edler sprieße
Wessen, wessen, Lykabettos?

Dieser Glieder, dieses Busens,
Dieser reizend schwellen Lippen,
Oder eurer würzevollen,
Bienumkos'ten Marmorklippen? —

„Ach es wäre zum Entzücken"
— Ruft ein schallendes Gelächter —
Seh' mich um, und find' den Pächter
Popodopolo hinter'm Rücken.

„Ach es wäre zum Entzücken,
Taglang vor dem Glas zu sitzen,
Könnte man sie um des Tubus
Zehntelwerth nicht ganz besitzen!“

K.

Spanisches Kinderlied.

(Nach dem Romancero general.)

Bartolo mein Bruder
Zieht nach England hin,
Tödtet dort den Drachen,
Fängt die Königin,

Fängt die Lutheraner
Sammt und sonders dort,
Treibt die Ketzer alle
Mit dem Schwerdte fort.

Bringt mir aus dem Kriege
Allerliebst und klein
Einen Lutheraner
Mit am Kettelein;

Bringt auch, wie Toledo
Sie noch niemals sah,
Ein Luthranerinchen
Für die Großmama. —

Laß uns, Dorothea,
Auf den Altan gehn,
Dort ja kann man England
Und viel Länder sehn;

Viele Berge, Thäler
Die auf Erden sind:
Will Dir dort erzählen
Von dem frommen Kind.

Hab' auch Honig, Käse, —
Sprich, die liebst Du doch? —
Alicanter Kuchen,
Und ein Töpschen noch.

Komm mein Dorothechen
Dort zu spielen nun,
Sollst zum Kochen Alles,
In das Töpchen thun.

Du bist dann das Mädchen,
Ich Schulmeisterin.
Schau', ob Deine Arbeit
Ist nach meinem Sinn;

Mach' es dann bei dir so
Mit der Ruthe auch,
Wie es ist bei faulen,
Mädchen der Gebrauch.

In den kleinen Wagen
Mit vier Rädern dran,
Setzen wir die Puppen
So wie Frau und Mann,

Fahren rasch von dannen
Ueber Damm und Steg,
Nehmen zwei Citronen
Mit noch auf den Weg! —

Aber, wenn ich groß bin,
Fräulein Dorothee
Hab' ich auch ein Pferdchen,
Springend in die Höh;

Reite dann vorüber
Oft an dieser Stell,
Und Du kommst an's Fenster
Hinter'm Gitter schnell.

Grüßest mich recht freundlich
Bis es mir beliebt,
Dich zur Braut zu wählen
Und es Hochzeit giebt:

Schlafen dann zusammen
Auf den Kissen weich,
Haben kleine Kinder
Die uns beiden gleich.

Ei! die sehen aus dann,
Wie wir Beide hier,
Gehen in die Schule
Grade so wie wir!

Ludwig Liber.

Oper und Concert.

Mittwoch den 2ten wurde Bellinis letztes Werk „J Puritani“ zum Erstenmal von der italienischen Gesellschaft im Königstädtischen Theater aufgeführt. Diese Oper hat in Deutschland nicht das Glück gemacht, das den Montecchi e Capuleti, und der Norma desselben Componisten zu Theil wurde, und das mit Unrecht, denn an musikalischem Werth stehen die Montecchi den Puritani durchaus nach. Es liegt der Grund, wie nur zu oft, am Dichter: das Buch ist unklar für das Opernpublikum, das mit Recht eine höchst einfache und klare Handlung verlangt. Es ist in diesen Blättern nicht der Ort, uns näher auf die Oper selbst einzulassen, und wir gehen zur betreffenden Aufführung selbst über. Was uns zuerst auffiel war das spärlich besetzte Haus. Es herrscht zur Zeit eine auffallende Lauheit in unserm Publikum, es ist nicht einmal mehr neugierig, und doch war die Neugier sonst ein mächtiger Hebel für künstlerische Interessen. Es ist am Ende doch interessant genug, eine italienische Oper, die man auf der deutschen Opernbühne gehört und gesehen hat, nun einmal, gleichviel von welchem Sängerpersonale, im Originale kennen zu lernen.

Die Aufführung verdiente es, da sie in vielen Theilen als sehr gelungen anerkannt werden muß. Das erste Lob verdient Signor Paltrinieri in der Parthie des Riccardo Forth. In dem berühmten As-dur-Duo des zweiten Akts überraschte er uns am Schluß durch das eingestrichene As; eine seltene Höhe bei einem Baritono. Signor Zucconi spielte und sang in diesem Duett mit einer innern Wahrheit des Audrucks, daß uns zum Erstenmal der Mittelsatz im $\frac{2}{4}$ Tackt als etwas mehr, denn als bloße cantable Floskel erschien. Wären bei ihm Stimme und Gesten geschickter, er würde in dieser Scene eine außerordentliche Wirkung hervorgebracht haben. Signora Forconi sang vieles, namentlich die langsamen Sätze in der Wahnsinnscene des zweiten Acts ganz ausgezeichnet, einfach und schön, und machte eine eminente Athemkraft in gehaltenen, gut gebildeten Trillern geltend. In Passagen nimmt sie den Vocal oft zu grell und gellend, auch ist ihr Spiel in seriösen Partieen nicht ausreichend. Signor Vitali war im ersten Act schlecht disponirt, dagegen im letzten besser bei Stimme. Chöre und Orchester unter Signor Quattrini's geschickter Leitung leisteten ganz Tadelloses. Man versäume nicht die Oper bei einer Wiederholung zu hören.

Francois Prûme,

hatte am Sonnabend den 15. Abends 8 Uhr im Saal des **Hôtel de Russie** ein **Notturno musicale** veranstaltet, das so besucht war, als dieser treffliche Virtuose es in jeder Hinsicht verdient. Er spielte ein sehr hübsch gesetztes **Concertino** eigener Composition, namentlich das humoristische Rondo, vortrefflich. Die bekannte Mélancolie haben wir nachgerade oft genug gehört, er sollte sie seltener spielen, da er bereits manches, um es neu und pikannt darzustellen, verzerrt vorträgt. Mit ausgezeichneter Vollendung und spielender Leichtigkeit geigte er im zweiten Theil eine bekannte **A-dur-Polacca** von Mayseder. Am Schluß spielte er **pour le Violon seul** drei Capricen eigener Composition, von denen uns der Hexentanz, sowohl Composition als Ausführung, zumeist gefiel. Die leere

Chanterelle war von pikantem gutberechnetem Effeckt. Hr. Prûme wurde jedesmal mit lautem Applause empfangen und entlassen. Im Auditorium bemerkte man unter andern Künstlern auch Meyerbeer. Dlle. Tuczeck sang die Beriotsche Arie „Prendi" durchaus vollendeter als die des Pagen aus Figaro von Mozart. Ihre Trillerscalen mit ganzen und halben Tönen sind ausgezeichnet. Hr. Prûme trat zum letzten Male auf vor seiner Abreise von Berlin. H. T.

Feuilleton.

In Hamburg erscheint seit dem 1. Januar d. J. ein sehr beachtungswehrtes Journal „die Zeit," unter der Redaktion von Francois Wille, der auch die neue Hamburger Zeitung redigirt. Die „Zeit" entspricht ihrer Tendenz nach wesentlich dem Athenäum, indem sie politische, gesinnungsvoll kräftige Aufsätze neben poetischen Produktionen und literarischen Kritiken giebt, sie erscheint auch wöchentlich, giebt 1 Quartbogen von 16 Spalten (halb so viel, wie wir) und kostet 5 Thlr. Dr. Wille hätte, glauben wir, besser gethan, wenn er die Zeit als Beiblatt zur neuen Hamburger Zeitung, und für einen billigen Preis, etwa 2 Thlr. gäbe, dann würde er eine sehr schnelle Verbreitung des Blattes erzielt haben. Wir müssen, um unsre Journalistik zu heben, dahin streben, dem Privatmann die Zeitschriften wieder lieb zu machen, so daß er sich gern entschließt, ein Blatt zu halten und zu unterstützen. Dies kann aber für unsre jetzigen Verhälnisse nur dadurch erzielt werden, daß der Preis so billig als möglich gestellt wird.

Unsre politischen Zeitungen bieten jetzt ein sehr erfreuliches Bild dar. Es erheben sich viele freigesinnte und tüchtige Sprecher für und gegen den Handelstraktat der Vereinsstaaten mit England. Die Augsburger allg. Zeitung steht natürlich obenan, die Leipziger kommt gar nicht mehr in Betracht; sie ist von ihren besten Kräften verlassen. Die Preußische Staatszeitung bringt ebenfalls einen sehr gründlichen unterrichtenden Artikel, welcher die Besorgnisse fürs Erste zerstreut. Wir haben hier den Anblick einer freien, nationalen Debatte, eine leidenschaftlich, aber doch maßvoll geführten Discussion über eine Lebensfrage, die Existenz der materiellen Interessen. Sollte man nicht hierdurch zu der Ueberzeugung kommen, daß die deutschen Zeitungen eben so fähig und berufen sind, wie die französischen und englischen, die politischen Interessen durchzusprechen, und dem Volk die wahre Wohlfahrt der Nationaleinheit Deutschlands ans Herz zu legen? Wahrlich, wenn irgend ein Volk, so hat das deutsche durch sein stilles, eifriges Studium, durch seine treue Hingebung an alle Zweige des Wissens, die Freiheit der Presse verdient.

Lemberg. Agnes Schebest, die berühmte dramatische Sängerin, trat hier mit glänzendem Erfolge als Romeo in Bellini's Montecchi e Capuleti auf. Sie wurde fast nach jeder Scene gerufen, und mit reichstem Beifall entlassen. Man ist außerordentlich auf ihre fernern Gastspiele gespannt.

Durch einen Druckfehler haben wir zu einem Irrthum Veranlassung gegeben, den die Rosen wiederholt haben, und den wir daher hier verbessern müssen. Der Roman von Ingemann „Waldemar der Siegreiche" ist nicht neu erschienen, sondern nur neu herausgegeben worden; er existirt bereits seit 1824, und ist auch schon 1827 oder 28 in der deutschen Uebersetzung von Kruse in 4 Bdn. bekannt geworden.

Kuranda, der Verfasser der Tragödie: „die letzte weiße Rose" hält in Brüssel Vorlesungen über deutsche Literatur, welche Beifall finden.

Gedruckt bei F. Nietack. Verlag von Carl J. Klemann.

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. **Karl Riedel.**

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend eine Lieferung zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an die Verlagshandlung von Carl J. Klemann, Burgstraße Nr. 8, zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden ebendaselbst angenommen. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 24. Berlin, den 19. Juni 1841.

Inhalt: Göttinger Dichterbund; von Carriere. — Victor Hugo's Rede in der Akademie; von E. M. — Nochmals das Rheinlied! — Toussaint; von E. M. — Der zweite Mann; Novelle von E. Meyen. — Oper und Concert; von H. T. — Feuilleton. —

Der Göttinger Dichterbund.

Zur Geschichte der deutschen Literatur.

Von R. E. Prutz.

Es ist ein althergebrachter Vorwurf gegen jede neue Richtung und Entwicklung in Leben und Wissenschaft, daß sie sich über die Vergangenheit mit stolzer Verachtung wegsetze, und nur bei sich selber Heil suchen und finden will. Allerdings hat jedes Geschlecht in der eigenen Brust allein die Lösung für das Räthsel seiner Bestimmung, und kann sich nur durch eine eigenthümliche That bewähren, und dies wird ewig für heute und morgen gelten, wie es für gestern gegolten hat: wenn die Vorzeit dadurch groß war, daß sie das Ihrige that, so wären wir sehr klein und unwürdig der Ahnen, wollten wir bei dem bereits Vollbrachten stehn bleiben, und nicht auch das Unsrige thun. Daneben aber dürfen wir kühn behaupten, daß keine Zeit dankbarer für das Wirken und die Herrlichkeit früherer Tage ist, keine mit so weit umfassendem Blick und so anerkennendem Urtheil die Geschichte betrachtet hat, als die Gegenwart thut. Unser größter Dichter, auf dem der Genius so sichtbarlich ruhete und dem er die Macht ursprünglicher Schöpferwerke verlieh, legt das ehrende Bekenntniß ab, daß, wenn er Alles sagen könnte, was er großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden sei, nicht viel übrig bleiben würde, daß er nichts für sich in Anspruch nehme, als die Energie und den Willen, die offne Seele, die das Wahre sucht und sich gern anbildet*). Und seit Hegels Vorlesungen erschienen sind, und uns mit Staunen erfüllen über diesen wunderbaren Mann, wie er allen Philosophen ins Herz sah, sich in die Werke der Poeten vertiefte und die Helden der Staatengeschichte jeden in seiner Größe auffaßte, erscheint die Schmähung Schopenhauer's, daß er für nichts Hohes Sinn gehabt, als eine so erbärmliche Lüge, daß der Pilot, der sie mittheilte,

*) Vgl. die schöne Xenie:

Vom Vater hab' ich die Natur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust zum Fabuliren.

Uhrahnherr war der Schönsten hold,
Das zuckt mir durch die Glieder,
Uhrahnfrau liebte Schmuck und Gold
Das spukt so hin und wieder.

Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Complex zu trennen,
Was bleibt denn an dem armen Wicht
Original zu nennen?

auf sein Wissen oder Wollen ein schlechtes Licht wirft. Andre strebten den genannten Heroen nach. Was Varnhagen's rastlose Arbeit und biographische Kunst für unsre Literatur geleistet, ist bekannt; Strauß setzt selber sein Verdienst darin, die Leistungen der Vorzeit auf dem Gebiete der Dogmatik in einen Strom zusammenzufassen. Gervinus giebt uns eine Geschichte der deutschen Dichtung, in der er die historische Würdigung neben der ästhetischen durchführt. Einzelne Monographien haben Vortreffliches geleistet, wie die von Adolph Stahr über Merck und die vorliegende Schrift von Prutz.

Beide, durch die neuere Philosophie gebildet, und mit hinlänglichem Apparat von Kenntnissen ausgerüstet, haben Arbeiten geliefert, bei deren Lectüre es uns wohl wird, weil wir auf festem Boden stehn, und die Sicherheit eines gereiften ästhetischen Urtheils, einer speculativen Weltanschauung das Ganze trägt; Beide haben aus der Vergangenheit das Auge auf die Gegenwart gerichtet, in der Schilderung früherer Zustände Waffen zur Abwehr wie zum Angriff für die Lebenden geschmiedet; Beide haben gezeigt, wie sehr die alten Zöpfe irren, wenn sie Keckheit und übersprudelnden Drang, der nach Gestaltung sucht, nur bei der heutigen Jugend schmähsüchtig sehn wollen, da dies überall und immer vorkam; wie sie Unrecht thun, wenn sie Solches verfolgen, da nur aus voller Triebkraft Blüthe und Frucht hervorgeht; Beide haben mit muthigem freiem Sinn, mit inniger Liebe für unser Volk und seine zukunftreiche Bestimmung in der Weltgeschichte diesem Sinn und dieser Liebe Nahrung und Trost zu geben gesucht.

Prutz hat sein Buch in drei Capitel getheilt. Das erste ist die 184 Seiten lange Einleitung, die für seinen Zweck zu weit ausgeholt ist, und statt specieller Untersuchungen vielmehr kurzgedrängte Resultate geben sollte. Was aber das Künstlerische hier einbüßt, das ist für die Literaturgeschichte ein Gewinn: die Abschnitte über Aufklärung, über die Universitäten, über die Erschütterung der conventionellen Poesie durch die Naturkraft einzelner Dichter, durch den Pietismus wie das Wiederaufleben der Poesie sind so fleißig und kenntnißreich ausgeführt, daß sie eine wesentliche Ergänzung zum Werke von Gervinus bilden. Diesem „dem Mann der Wissenschaft, der Gesinnung und der That," hat Prutz seine Schrift gewidmet, und ihn nach Verdienst berücksichtigt; wo er ihm beistimmt, und wo er ihn bekämpft, wie z. B. durch die Vertheidigung Günther's, werden wir ihm in der Regel Recht geben. Denn zweierlei ist es, was außer einer philosophischen Bildung, dem vortrefflichen Mann abgeht: die Einsicht in die mystische Tiefe des Gemüths und das Verständniß der zu früh gebornen Genialiät, die, während ihre Prophetenstimme durch das Dunkel schallt, noch nicht am Stral des allerfreuenden Lichtes sich zur Schönheit entfalten kann. Die Gesundheit und nüchterne Klarheit der Alten hat ihn eingenommen, er vergißt es, daß sie uns nicht mehr naturwüchsig sind, sondern aus Kampf und Schmerz wiedergeboren und errungen werden müssen, und daß die Größe unsrer Heroen gerade darin besteht, daß sie jene Tiefe und jenen Sturm und Drang des offenbarungssüchtigen Herzens zur Voraussetzung haben, in sich tragen und im reinen Maße der Form zu gestalten wissen.

Das zweite Buch ist der Schilderung des Göttinger Dichterbundes und seiner Beziehung nach außen gewidmet, und läßt wenig oder nichts zu wünschen übrig. Hier ist nicht, wie man gewöhnlich meint, die Vossische Vorrede zu Hölty's Gedichten, sondern der Vossische Briefwechsel und die Gedichte selbst die wichtigste und lauterste Quelle. Man war in der Literatur dahin gekommen, daß der Dichter das selbst fühlen und sein sollte, was er sang, daß sein Pathos kein gemachtes, sondern ein empfundenes und erlebtes sein müsse; Klopstock, der von Empfindungen bewegt und erschüttert, ja in ihnen befangen, seine Dichtungen schuf, hatte das Gesetz gegeben daß der Dichter von seinem Gegenstande bewegt sein müsse,

und so das Göthische Evangelium vorbereitet, daß der innere Gehalt Anfang und Ende der Kunst sei, die das Durchlebte bewältigend abzuschließen, gestaltend zu verklären habe. Die Poesie des religiösen Gefühls hatte sich im Messias vollendet; bei dem Versuche aber, das sinnliche und persönliche Leben, Welt und Geschichte mit dem poetischen Subject zu vermitteln und diese Stoffe der Kunst zu vindiciren, war Klopstock abstract geblieben: nicht die lebendige That der Gegenwart, sondern die Tradition einer fabelhaften Vergangenheit hatte er ergriffen und sich in dem lähmenden Zwang conventioneller Form verloren. Statt Friedrich's des Großen feierte er den alten Hermann; die französische Revolution bekämpfte er, als sie die Redensarten von Freiheit und Gleichheit nun verwirklichte. Das lebendige Pathos der Gegenwart brach in den Stürmern und Drängern durch, blieb aber wild und regellos, bis Göthe, der Sohn der Grazien, Kunst und Wirklichkeit versöhnte. Zwischen Klopstock und der jüngern Generation stehn die Göttinger schwankend in der Mitte: sie sind reformatorisch, aber in der abstracten Klopstock'schen Weise. Aus freundschaftlichem Zusammensein angeregter Jünglinge für wechselseitige Ausbildung und Naturgenuß entspringt der Bund. Eines Abends im Mondschein unter einer Eiche wird er beschworen. Seine Grundelemente treten uns hier sogleich entgegen: Freundschaftsenthusiasmus, Deutschthum und Bardenwesen, Tyrannenhaß, sittlicher Rigorismus und Naturschwärmerei. Dies wird die Losung, mit der sie in die Literatur übergreifen. Klopstock wird abgöttisch verehrt, Wieland's Schriften werden verbrannt, weil Herz und Kunst bei ihm getrennt sind, und statt des Vaterländischen und der Tugend seine Schriften eine laxere Moral predigen, und nicht gegen die verhaßte Franzosen zu Felde ziehn. Klopstock will seine Gelehrtenrepublik durch die Göttinger ausführen, die halbspielerischen Formen ihres Bundes sollen sich zum Kastenwesen eines Literatenstaates abschließen; dadurch verlieren sie den Anklang in der überlebendigen Geisterbewegung jener Tage, und indem die meisten Mitglieder die Universität verlassen, löst der Bund sich auf. Man muß das reiche Detail, wodurch bei Prutz diese kurzgedrängte Skizze ausgeführt ist, das Werden und die Leistungen des Bundes und seiner Beziehungen nach außen, so wie die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Glieder charakterisirt sind, im Buche selber nachlesen; der Verfasser hat mit künstlerischem Bewußtsein gearbeitet, und ein durchaus anschauliches und richtiges Gemälde entworfen und mit dem ihm zukommenden Colorit belebt. Was wir anders wünschen möchten, das ist die durchgehende Spaltung in Text und Anmerkungen; die letzteren, theils Belege aus den Quellen, theils einzelne Ausführungen und Beiwerke, hätten mit dem ersten zu einem Ganzen verschmolzen werden müssen. Stoff und Darstellung würden sich dann noch inniger durchdringen, und die Abhandlung würde uns neben der reichen Belehrung einen ungetrübten Genuß gewähren.

Das dritte Capitel schildert die fernern Leistungen und Schicksale der einzelnen Mitglieder. Die Charakteristik von Hölty und Miller ist besonders gelungen; Bürger dagegen ist nicht genügend anerkannt. Er hat von Schiller an die Nation appellirt, und so viel Treffendes die bekannte Kritik enthält, das volle Leben und der freie Schwung im Inhalt und in der Sprache seiner Poesie hat ihm eine ruhmvolle Unsterblichkeit gesichert. Ueber Voß und die Stollberge ist das, was Prutz schreibt, durchaus anzuerkennen, aber in der Monographie erwartet man nicht blos eine ins Allgemeine gehende Entwickelung und die Angabe der Resultate, sondern die Geschichte des Besondern, und die wird zum Theil hier vermißt. Namentlich hätte eine genauere Schilderung des Streites derselben ein Interesse für die Gegegenwart gehabt. Auch die Wirkung des Vossischen Homer auf Göthe und Schiller ist ein wichtiges, hier übersehenes Moment unsrer Literatur.

Prutz schließt mit den hoffnungreichen Worten: „Seit zwei Jahrtausenden hat der deutsche Geist

ein eigenes Leben, eine selbständige Geschichte; wir sind nicht eines jener kleinern Völker, die sich an einen fremden Organismus anlehnen und mit der Summe ihrer Existenz in einem fremden höheren Princip aufgehn: wir sind fähig und berufen, unsern Inhalt rein und vollständig auszuleben. Der Inhalt des deutschen Geistes aber ist kein anderer, als die Freiheit, die er mit seinem Eintritt in die Geschichte, als die Praxis des Christenthums, über die Völker der Welt gebracht hat: die er erkämpft hat im Gebiete des Glaubens, im Reiche des Gedankens, und die er nun im Staat erkämpfen wird auf dem Boden seines Vaterlandes. Man kann dies dreist voraussagen, ohne darum den Seher oder Propheten spielen zu wollen: denn in tiefster Mitternacht, wo die Finsterniß am dichtesten, und kein Stern am Himmel leuchtet, wer wagt nicht vorherzusagen, daß am Morgen doch die Sonne aufgehn wird? Der Geist aber, die Geschichte, Gott sind mehr als zehntausend Sonnen, und die Wege, die sie gehn, sichrer und zuverlässiger, als alle Bahnen und Kreise der Gestirne, die unsre Sterngucker uns berechnen. Freilich, wie lange die Nacht noch dauern wird, wer kann es sagen? Nur das ist göttliche Gewißheit, daß sie ein Ende nimmt. Denn mit der Sonne unsrer Freiheit wird auch das schöne herzerfreuende Gestirn der neuen Poesie aufgehn, welches die Morgenröthe der Schiller'schen Dichtung verkündigt hat: wir werden ein Epos, wir werden ein Drama haben, das uns jetzt mangelt, und auch unsre Lyrik wird noch von Anderem singen, als von Herzen und Schmerzen allein. Also nicht Epigonen sind wir, die mit dem Nachlaß der Voreltern das eigene elende Dasein mäßig fristen; — sondern Progonen sind wir, die auf eine beßre Zeit wenigstens hindeuten wollen und sagen von ihr: — —

„Hail, holy light!“

Moriz Carriere.

Victor Hugo's Rede in der Akademie

verdient, die nationalen Einseitigkeiten abgerechnet, den Beifall Deutschlands, wie Frankreichs. Er konnte nicht nationaler beginnen, als mit dieser Lobrede Napoleons, welche doch wieder so höchst gemessen und gerecht ist. Victor Hugo stellt sich darin fast auf den deutschen Standpunkt, der Napoleon's Genie anerkennt, aber seinen Despotismus verwirft. Vortrefflich ist sodann der Uebergang zu Lemercier und den Interessen der Literatur, welche das eigentliche Thema der Rede bilden. „Napoleon, sagt Victor Hugo, war vom Schicksal berufen. Sein Glück hatte Alles übertroffen. Die berühmtesten Fürsten heischten seine Freundschaft, die ältesten Königsgeschlechter suchten seine Allianz, der Adel strebte nach seinem Dienste. Es gab kein Haupt, so hoch und so stolz es auch war, das sich nicht vor dieser Stirn beugte, auf welche Gott fast sichtbar zwei Kronen gesetzt hatte, die eine war von Gold, und sie war die des Königthums, die andere war von Licht gewoben, und sie war die des Genies. Alles, auf dem ganzen Continent, beugte sich vor Napoleon, Alles, — nur sechs Dichter nicht. — Gestatten Sie mir es zu sagen, und stolz darauf zu sein in diesen Räumen, sechs Denker blieben aufrecht stehn, während Alles umher auf die Knie fiel, — es waren Ducis, Delille, Frau von Staël, Benjamin Constant, Chateaubriand, Lemercier."

„Sie blendete des Kaisers Kriegsruhm nicht, ja nicht einmal sein Trachten, die Literatur zu beschützen, und ihr zu dem Glanz der Zeiten Ludwig XIV. zu verhelfen. Sie vergaßen es ihm nicht, daß er die Republik vernichtet hatte, daß er nicht die Tugend Washingtons besaß, der höchsten Gewalt, dem Despotismus zu entsagen.

Lemercier stand vor Allen unerschrocken da. Er war dem Strome der Revolution gefolgt, er hatte als Jüngling düster sinnend den Sitzungen des Nationalconvents beigewohnt, und in seinen Tragödien wehte der Geist und die republikanische

Begeisterung des Alterthums. Er war der Freund aller Bedeutenden seiner Zeitgenossen, Alle suchten seinen Umgang, auch Bonaparte. In der rue Chateraine las kurz vor der Expedition nach Egypten Lemercier seine egyptische Tragödie Ophis vor einem Auditorium, in dem sich Bonaparte, Kleber und Desaix befanden. Auch des Consuls Freund blieb Lemercier noch; als dieser sich aber die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt hatte, wandte er sich von ihm ab, er nannte ihn, als er an ihn schrieb, nur Bonaparte. Und dann gab er seine Ruhe, sein Glück, sein Vermögen hin, um gegen das Kaiserthum zu streiten. Er schickte seine Tragödien zur Censur, wie ein General seine Soldaten zum Sturm schickt. Wurde eine unterdrückt, so schickte er eine andre an ihre Stelle. Er stritt mit Napoleon offen um sein Recht, wenn er ihn traf. Eines Tages sagte ihm, während sie discurirten, der Kaiser barsch: „„Was haben Sie denn, Sie werden ja ganz roth!““ „„Und Sie ganz bleich, erwiderte Lemercier stolz, das ist unsrer Beider Art, wenn uns etwas irritirt, ich werde roth, Sie erbleichen.““ Dann vermied Lemercier den Kaiser. Einmal im Jahre 1812, zu der Zeit, als Lemercier seinen Camillus dichtete, hatte er die Pflicht, als Mitglied der Akademie in die Tuillerien zu gehn. Napoleon sah ihn, kam auf ihn zu, und sprach: „„Nun, Herr Lemercier, wann werden Sie uns eine recht schöne Tragödie geben?““ Lemercier sah dem Kaiser starr ins Auge und sprach: „„Bald. Ich warte!““ Ein schreckliches, prophetisches Wort des Dichters, dies Wort, zu Anfang des Jahres 1812 gesprochen, schloß Moskau, Waterloo und St. Helena in sich.“ —

„Als aber das Schicksal erfüllt, als der stolze Kaiser gestürzt war, da fühlte der Dichter den Schmerz über dieses grausame Geschick so heftig, wie nur ein Franzose ihn fühlen kann. Als Lemercier die Nachricht las, daß Napoleon nach St. Helena gebracht werden sollte, so erbleichte er, die Thränen stürzten ihm ins Auge, und als er hörte, daß der General Bertrand seinen kaiserlichen Herrn begleiten sollte, rief er mit zitternder Stimme: „„Und ich, — o ich sollte meinen Freund, den ersten Consul aufsuchen.““

„Nach acht Tagen reiste er ab, suchte, fand und versöhnte den alten Freund wieder.“

Wir wenden uns nun dem Interesse zu, welches Victor Hugo selbst uns bei dieser Rede einflößt. Wir wollen ihm die Ruhmredigkeit gern verzeihen, mit der er von der Oberherrschaft der französischen Literatur spricht, sie ist formell vorhanden, und wir können von den Franzosen noch nicht verlangen, daß sie ihres alten Bewußtseins sich dabei entschlagen, daß sie es erkennen, wie die deutsche Literatur diese Herrschaft gebrochen, wie sie dem Einfluß des nur verständigen, gallischen Geistes Halt geboten, und dem germanischen Geist die Mittelherrschaft in Europa errungen hat, welche ihm vom Schicksal angewiesen ist, und gebührt. Victor Hugo legt sodann ein politisches Glaubensbekenntniß ab, welches ihn als einen Mann der Mäßigung, des Constitutionalismus erscheinen läßt, und das für Frankreich äußerst wichtig ist. „Ich gehöre nicht zu denen, die verzweifeln, sagt er, ich glaube an den Fortschritt der Menschheit. Was Rom für die alte Welt, hat Paris für die Neuzeit vollbracht. Das ewige, überall sichtbare Recht bessert die Welt durch das Beispiel der berufenen Nationen, und diese durch die Arbeit der berufenen Intelligenz. Ich glaube an die Humanität, und vertraue meinem Zeitalter, ich glaube an Gott und die Vorsehung. Frankreich ist nicht entartet, es trägt noch immer die Fackel der Aufklärung den übrigen Nationen voran. Unsere Epoche ist groß durch die Wissenschaft, die Industrie, die Beredsamkeit, die Poesie und die Kunst.“ —

Deutschland, meint Victor Hugo darauf, sei in den Schatten gedrängt seit Göthe's, England seit Walter Scott's Tod. — Das ist eine Thorheit. Nicht in einem Manne beruht der Geist einer Nation, es concentrirt sich nur in ihm ein Strahl ihres Lichtes. Dem alten folgen neue Geschlechter,

und wahrlich, wenn irgendwo, ist in Deutschland Kraft der Zukunft, für die historische Entwicklung, wie für Kunst und Wissen. Victor Hugo hat zu wenig Kenntniß von der deutschen Bildung, um dies zu erkennen, wie es andere Franzosen, Cousin, St. Marc-Girardin, Marmier u. A. wissen und aussprechen.

„Der Dichter, fährt V. H. fort, soll sein Denken der steten Entwicklung der menschlichen Gesellschaft, widmen, er soll den Pöbel verachten und das Volk lieben, in den Parteien die ewigen Formen achten, welche das Recht haben, die Initiative für die Entfaltung der Freiheit zu ergreifen, aber sich selbst von ihnen zuweilen fern halten; in der Gewalt, auch wenn er ihr widersteht, wenn es sein muß, den Stützpunkt bewahren, welchen die Einen menschlich, die Andern göttlich nennen, der Allen schicksalsvoll und heilsam scheint, ohne den die gesellschaftliche Ordnung zusammenstürzt; er soll zuweilen die menschlichen Gesetze mit denen des Christenthums, und die Strafgesetzgebung mit dem Evangelium vergleichen, er soll durch seine Schriften der Presse helfen, sobald sie im wahren Sinne der Zeit arbeitet, er soll vorschauend ihre Kraft, ihren Muth und ihre Liebe für die künftigen Geschlechter verbreiten, mitten im Getümmel der Leidenschaften und ihrer Leiden ihre Ideen der Zukunft überliefern, durch das Theater auf die Menge wirken, indem er unter Thränen und Lachen, bei den Lehren der Geschichte und durch die hohen Bilder der Phantasie jene zarte und machtvolle Bewegung erweckt, welche sich in der Seele der Zuschauer in Mitleid für das Weib und in Verehrung für den Greis umwandelt, er soll die Natur in der Kunst aufgehen lassen, wie den Samen Gottes selbst; mit einem Wort: die Menschen bilden, durch den leuchtenden Strahl des Gedankens, das ist der Beruf und der Ruhm des Dichters."

Demgemäß schildert Victor Hugo auch die Aufgabe der Akademie, welche zwischen die großen Körper des Staates gestellt sei, um ihre Thaten zu ergänzen, das sociale Dunkel zu erhellen, und den Gedanken, diese seine und so zu sagen einathmenbare Macht dahin dringen zu lassen, wohin das Gesetz, dieser strenge und materielle Text, nicht zu dringen vermag. Die übrigen Gewalten sichern und regeln das äußere Leben der Nation, Ihr lenkt das innere Leben, sie machen die Gesetze, Ihr die Sitten. Aber Victor Hugo will nicht eine absolute Herrschaft; weder für die religiösen und socialen, noch für die politischen Fragen ist irgend wo die definitive Lösung gegeben. Die ganze Wahrheit ist nur bei Gott. Die Menschen können nur streben, die einzelnen Formen des Totalbildes, welches den Spiegel der Wahrheit in die Gesellschaft strahlt, herzustellen. — Als die entsprechendste und wohlthuendste Erscheinung in der Literatur für dies harmonische Streben führt Victor Hugo zuletzt Malesherbes an, den Mann, der ein großer Literat, ein bedeutendes Magistratsmitglied, ein großer Minister und ein großer Bürger war, und der nur zu früh kam. Er sah den Sturm der Revolution nahen, und hätte vermocht, ihn zu beschwören, wenn ihm Ludwig **XVI.** gefolgt wäre." —

Dies ist der hauptsächlichste Inhalt von Victor Hugo's Rede. Paris sieht darin den Beginn einer neuen Laufbahn des Dichters. Victor Hugo wird, wie er selbst es hier als höchstes Ziel des Wirkens aufstellt, die politische Laufbahn neben der literarischen verfolgen, er wird in die Deputirten- oder vielleicht gar in die Pairskammer eintreten.

Salvandy hatte das Amt, Victor Hugo zu antworten. Auch er sprach sehr bezeichnend — er, der Politiker, opponirte dem Dichter fast in allen Punkten, und führte vorzüglich den Gedanken durch, daß der Dichter sich nicht in die Sphäre der Politik drängen solle. Die Zuhörer waren mit dieser schulmeisterlichen Polemik sehr unzufrieden, und äußerten, wie die „Presse" erzählt, diesen Unwillen auch ziemlich laut. Victor Hugo, wird hier gesagt, nahte so offen und vertrauungsvoll,

und man empfing ihn mit Epigrammen. Victor Hugo hat Recht gegen Salvandy, seine Schilderung Lemercier's ist eine tiefere, wahrere, als die, welche der trockene Geschichtsforscher von ihm entwirft. Auch darin hat Victor Hugo Recht, daß dem Dichter der Welt die Politik nicht fremd, daß er auf seine Zeit in jeder ideellen Beziehung wirken müsse. Nur die Praxis ist dem Dichter nicht anzurathen, er würde von ihr erdrückt werden, in ihr seine Begeisterung verlieren. Die Stellung, welche Victor Hugo dem Akademiker anweist, und für die er Malesherbes als Beispiel anführt, kann daher nur dem Philosophen gebühren, und Victor Hugo, dem Dichter ist immer zu wünschen, daß er nicht zu weit von dem Getriebe des Staatslebens sich fortreißen lasse, und sich vielmehr eine eben so unabhängige Stellung, wie Lemercier, bewahren möge. E. M.

Nochmals das Rheinlied!

Lamartine, derselbe Lamartine, der auf der politischen Rednerbühne den Rhein wieder zum Stichwort der Franzosen gemacht, wußte, sobald er den poetischen Standpunkt einnahm, um Becker's Rheinlied mit einem Gedichte zu beantworten, eine unendlich höhere Anschauung zu Tage zu bringen; auf das einseitige Schibolethgeschrei Becker's bietet er in seiner **Marseillaise de la Paix** die Hand zum Frieden, er sagt das Wort Nation sei eine Barbarei, sobald es Anlaß giebt, sich abzuschließen, andern Nationen eifersüchtig entgegenzutreten. Des Franzosen Vaterland ist da, wo Französisches Wesen verstanden und anerkannt wird, und so sei es mit allen Nationen, mögen die beiden Völker friedlich aus dem Rheine ihr Wasser schöpfen, auf seinen Dampfschiffen begegnen sich die Nationen aller Theile der Erde, als Handeltreibende, als Reisende, mögen sie friedlich von einander Nutzen ziehen, und der Austausch der Nationalitäten das Wohlsein der einzelnen Nationen befördern.

Der Dichter apostrophirt dann uns Deutsche, und preist die Tiefe unsres Geistes, die Kälte hinter welcher ein warm Gefühl verborgen liegt, er charakterisirt mit tiefem poetischen Blick seine Landsleute, welche er l'avant-garde de Dieu nennt, qui devancent ses pas; qui vont semant la terre et ne moissonnent pas. Er beklagt, daß nur Neid und Eifersucht bei den Nationen eine Stätte finde, aber ächte Brüderlichkeit vergebens ein Vaterland suche.

So antwortet ein französischer Dichter großherzig genug, und wir können ihm unsre Sympathieen nicht versagen.

Auf andre Weise hat Alfred de Musset — und ächt französisch — den Beckerschen Fehdehandschuh aufgenommen.

Im Salon der Madame Girardin waren, wie das Feuilleton der Presse erzählt, viel geistreiche Männer und schöne Damen versammelt, welche über die Lamartinesche Marseillaise sprachen und eine solche Antwort für viel zu Schade auf das Beckersche Rheinlied hielten.

„Wir Frauen, sagte eine Dame, können uns „nicht leicht zu einem so großartigem Standpunkte „erheben, und ich meines Theils wollte, man hätte „dem Herrn unangenehmere Dinge gesagt, ich hätte „es vorgezogen, diesem Deutschen mit einigen bos„haften Versen zu antworten.

„Ich auch, rief Alfred de Musset."

„Nun so thun Sie's doch geschwind, riefen „alle Anwesenden. Man schloß ihn in ein an„stoßendes Zimmer, und gab ihm Alles, was „man zum Arbeiten braucht — Papier, Federn „Tinte? O bewahre, — zwei Cigarren. Nach „Verlauf einer Viertelstunde klopfte er an die Thür, „man öffnete. Die Cigarren waren zu Ende, das „Gedicht fertig.

Spaßes halber hat Schreiber dieses das Mussetsche Gedicht übersetzt, ist aber dabei nicht mit zwei Cigarren fertig geworden, obwohl er

mehr als eine Viertelstunde zur Uebersetzung gebraucht hat. Herr Alfred de Musset muß ein schlechter Raucher sein, und kann unmöglich den Geschmak einer guten Cigarre zu schätzen verstehen, wenn er in einer Viertelstunde deren zwei aufdampft. — Doch nun sein Rheinlied:

Wir hatten ihn ja schon, den deutschen, Euren Rhein!
Ein Liedchen macht Euch das wohl nicht so leicht vergessen.
In unserm Glase funkelte sein goldner Wein,
Und unsrer Rosse Huf trat seine Saaten ein,
Da er von Eurem Blute triefend sie durchmessen.

Wir hatten ihn ja schon, den deutschen, Euren Rhein!
Die alte Wund' ist noch seit jenem Tage offen,
Wo unser Condé einst im Siegesflammenschein
Hieb in „das grüne Kleid" 'nen argen Riß hinein!
Darf, was dem Ahn gelang, nicht auch der Enkel hoffen?

Und hatten wir ihn nicht, den deutschen, Euren Rhein?
Wo steckten dazumal die mannlich deutschen Gaben,
Als unsres Cäsars Schatten wie Gewitterdräu'n
In dunkle Nacht verkehrte Euren Sonnenschein,
Habt Ihr „des letzten Manns Gebein" damals begraben?

Wir hatten ihn ja schon, den deutschen, Euren Rhein!
Und ist's entfallen Euch, ihr starken deutschen Knaben,
O paukt Euch doch nochmal die Weltgeschichte ein:
„Den schlanken Dirnen" wird's noch im Gedächtniß sein,
Die damals uns den weißen Wein kredenzet haben.

Und ist er Euer nun, der freie deutsche Rhein,
So wascht darin geduldig Eure bunten Jacken;
Doch kommt auf den Besitz ein leerer Stolz Euch ein:
Bedenkt: bei jener Jagd, wie Viele mußten's sein,
Wieviel der Raben, einen Adler zu zerhacken?

Er rausch' in Frieden hin der alte, deutsche Rhein,
Sich spiegelnd mögen sich die hohen Dome neigen
Erinnrungsfroh und still in seine Flut hinein:
Doch Ihr, habt Acht, daß bei den schlechten Reimerei'n
Nicht aus den Gräbern Eure blut'gen Todten steigen!

Toussaint.

Ein Roman von Theodor Mügge. 4 Thle. Stuttg., Hoffmannsche Verlagshdlg. 1840.

Toussaint l'Ouverture ist der Napoleon von Saint-Domingo; sein großartiges Wirken, sein tragisches Schicksal während der Revolutionszeit dieser Insel sind bekannt. Er war der fähigste Kopf unter den freiheitdürstenden Negern, er hatte im Sclavenstande durch eifrige Studien sich im Stillen auf die Rolle vorbereitet, welche er nachher spielte. Das Volk verehrte ihn als Abkömmling eines alten Neger-Königsstammes, und um seiner Kunst der Thierbändigung und seiner Heilkunde willen, und den Europäern trat er keck entgegen, weil er ihre Kenntnisse für den Krieg wie für den Frieden besaß, und die Kraft in sich fühlte, die Freiheit nicht nur zu erringen, sonden auch zu bewahren, und seine Schwarzen der europäischen Bildung entgegenzuführen. Er focht zuerst unter spanischem dann unter englischem Schutz, bis er den Entschluß faßte, zu der französischen Armee sich zu gesellen, welche unterdeß die widerspenstigen Conventsmitglieder beseitigt hatte. Er wurde zum Obergeneral neben dem französischen General de la Veaux ernannt, und bald war er der eigentliche Beherrscher der Insel. Er bändigte den Aufstand der gelben Race, welche unter Rigaud die Fahne des Aufruhrs gegen die Regierung erhoben hatte,

und entwarf eine Constitution für die Insel. Diese aber erkannte Bonaparte, der erste Consul, nicht an, er schickte seinen Schwager Leclerc mit einer starken Flotte nach Haiti, um Toussaint das Commando abzunehmen. Dieser widerstand, und hätte noch lange widerstanden, wenn man ihn nicht plötzlich aufgehoben und nach Frankreich geschickt hätte. Es war ein Mißgriff, denn der Krieg entbrannte nun unter Dessalines und Christoph erst recht, um mit der Vertreibung der Franzosen zu enden, und eine unnütze Grausamkeit, denn Toussaint verschmachtete entweder oder starb an Gift in dem öden Kerker von Besançon. Wunderbar, daß Napoleon selbst den Mann vernichtete, der ihm so gleich war, der verhältnißmäßig gleich Großes vollbracht hatte, und nun durch ihn das Schicksal erlitt, was ihn selbst wenige Decennien später ereilte! Toussaint in Besancon ist der Prototyp Napoleons in St. Helena. —

Theodor Mügge ergänzt durch diesen Roman seinen Chevalier, welcher die ersten Anfänge des Aufstandes unter Mauduit behandelt, und mit dem er zuerst als Romandichter aufgetreten war; verschiedene Personen, wie Blanca von Blanchelande, die Marquise von Borel, treten hier wieder auf, indessen ist die Anknüpfung doch nicht von der Art, daß sie die Kenntniß des Frühern voraussetzte. Toussaint selbst ist durchaus der Mittelpunkt des Romans. Auf seine Charakteristik hat Mügge das meiste Gewicht gelegt, den meisten Fleiß verwandt. Er schildert ihn von Beginn bis an das Ende seiner Laufbahn; wir sehen ihn zuerst im Sclavenstande auf der Pflanzung Breda, dann als Stabsarzt der Negerarmee, als Brigadechef und zuletzt als Obergeneral. Er ist es, der für die Verpflegung der Armee sorgt, indem er die Pflanzungen bestellen läßt, der die Sache der Freiheit überall ordnet und regelt. Eine Idee: die der Erziehung seines Volkes schwebt ihm unablässig vor der Seele. Rührend ist es, ihn im Kreise seiner Familie, voll zarter Sorgfalt für seine Kinder zu sehn; bei ihrem Anblick erhebt ihn vorzüglich der Gedanke, daß seine Söhne der europäischen Bildung und der Wohlthaten der Kultur theilhaftig werden sollen. Die ältesten schickt er nach Frankreich, dort an der Quelle der Bildung zu schöpfen. Dies geistige Streben, welches nur einem edlen, tugendhaften Charakter angehören konnte, ist es, was Toussaint zu einem wahrhaften Helden stempelt, was ihn der Geschichte unvergeßlich machen wird, und die Dichter zu ihm hinzieht. Auf dem Gipfel seiner Macht sah Toussaint sich von den Europäern hoch geehrt, von dem Volke vergöttert; die schönsten Frauen der Capstadt buhlten um die Gunst des häßlichen, schon fünfzigjährigen Negers. Er verschmähte sie nicht, aber er ließ sich nicht von ihnen beherrschen. Wohl aber verblendete ihn der Ehrgeiz. Der Gedanke, sich zum Herrscher aufzuwerfen, die Republik in eine Monarchie zu verwandeln, entstand zu früh in seinem Kopfe, er maß seine Kräfte, Frankreich gegenüber, nicht richtig, und seine Freunde verließen ihn, weil er sich über sie erhoben hatte. Dessaline's und Christoph's Abfall wurde sein Verderben, sie gaben ihn auf, weil sie die Macht für sich gewinnen wollen. Um diesen inneren Kampf Toussaint's zu schildern, hat Mügge ihm einen Franzosen, Vincent, einen ächten Republikaner, zur Seite gestellt, der alle Gefahren mit ihm theilt, und wie das Gewissen seiner selbst ihm entgegentritt, als er von der Sache der Freiheit abfallen will. Diese Scenen gehören zu den schönsten des Romans, weil hier das geistige Interesse sich am reinsten und poesievollsten gestaltet. Sonst leidet die Dichtung an einer Ueberfülle des Stoffes, sowie an Ueberladung des Dialogischen, es ist Alles fast nur Bewegung, es fehlt die Ruhe, welche uns in die reine Sphäre des Poetischen führt.

Es ist dies der Fehler der Meisten unsrer Romanschriftsteller. Sie geben sich dem Stoffe zu unmittelbar hin, und lassen sich von ihm beherschen, anstatt ihn zu beherschen. Sie wissen nicht zu componiren, nicht das künstlerische Interesse zu wahren. Es entsteht eine Mischung von Geschichte und Poesie, welche von der wahren Kunst abirrt.

Die Poesie ist nicht um der Geschichte willen da, sondern umgekehrt; wenn man dichtend an die Geschichte treten will, soll man erst Poet sein, wie der Maler und Bildhauer seine Conceptionen von innen erzeugen muß, bevor er sie auf das Papier wirft oder in Thon bildet. Mügge's Romanen läßt sich ein solcher innerer Drang und Beruf allerdings nicht absprechen, er strebt dem Ideale der politischen Freiheit nach, deren Hervorbildung überall die Aufgabe unsrer Zeit ist, und er verweilt daher bei seinen Produktionen vorzugsweise bei jener Epoche der Revolution, welche den freien Geist schuf, und das Staatsleben des Alterthums in neuer, größerer Form wiedererweckte, aber es mangelt auch ihm die tiefere künstlerische Intention, welche die Massen sondert und ein rein poetisches Bild hervorzaubert. Es fehlt ihm nicht an Lebendigkeit und Kraft der Poesie, im Gegentheil, seine Schilderungen sind so belebt, wie möglich, die Tropennatur ist in diesem Roman so reich und köstlich dargestellt, wie man es nur wünschen mag, es treten ferner Menschen und Gruppen allerlei Art hervor, es ist ein Ueberfluß von Verwicklungen, Liebesgeschichten, Gefahren, Rettungen; dem gewöhnlichen Romanleser giebt Mügge immer viel, aber er genügt nicht den tieferen Anforderungen der Poesie, wir vermissen das künstlerische Bewußtsein, die Vollendung der Charakteristik. Mich verfolgte bei der Lesung des Toussaint unaufhörlich der Gedanke: warum dieser Aufwand von Romansituationen bei der doch überwiegenden Masse historischen Stoffes, warum nicht lieber gleich Geschichte? Ich bin überzeugt, Mügge würde, wenn er eine lebendige historische Schilderung der Revolution auf Haiti entworfen hätte, dieselbe Wirkung hervorgebracht, aber zugleich unendlich mehr geleistet haben, er hätte ein Werk geschaffen, das bleibend vom Volke, und gern von den Gebildeten gelesen würde, während jetzt die Romanwirkung zu schnell verrauscht. Der Mangel, den wir hier, wie bei fast allen Romanproduktionen der Gegenwart bemerken, beruht vorzüglich darauf, daß unsre Romanpoesie nicht auf nationalen Grund und Boden gepflanzt ist. Die Nachahmung Walter Scott's und Cooper's verführt zu glänzenden Schilderungen, zu einer Charakteristik, welche prunkend hingeworfen, mit leuchtenden Freskofarben ausgemalt werden, aber der tieferen Wahrheit entbehren. Es ist zehnmal leichter, einen mittelaltrigen Helden oder einen Negerhäuptling zu schildern, als einen deutschen Spießbürger, denn für dessen Charakteristik hat Jeder, auch der gewöhliche Leser einen Maßstab der Beurtheilung zur Hand, während dort die Phantasie sich maßlos ergeht. Dies fühlen wir recht, wenn wir die Dichtungen des transatlantischen Unbekannten mit denen unsrer Romanschriftsteller vergleichen. Hier ist Kern und Wahrheit, Tiefe und Charakteristik bei höchster Kraft der Poesie. Für den historischen Roman hat Tieck und nach ihm Willibald Alexis immer noch am wahrsten den Einigungspunkt des Individuellen und Allgemeinen, worin der Lebensnerv der poetischen Produktion besteht, getroffen. E. M.

Der zweite Mann.

Novelle nach Eugène Guinot.

Wie viele junge Leute rufen nicht, glücklich über ihre Freiheit, lustig aus: Sprecht mir nicht von Heirathen! Ich will erst daran denken, wenn ich vierzig alt bin. Ich will meine Jugend genießen, und mich erst zur Ehe bequemen, wenn jene vorüber ist, wenn die Alterschwächen nahen. Zum Glück für die bürgerliche Gesellschaft sind aber diese schönen Projekte unsicher und zerstörbar. Man ist im Junggesellenstand niemals so wohl verschanzt, daß der Feind sich nicht des Platzes bemächtigen könnte, indem er plötzlich durch eine Bresche eindringt.

Julius von Mersaint, ein reicher, eleganter und gut situirter junger Mann hatte das Gelübde

gethan, Junggeselle zu bleiben, so lange er jung und rührig sei. Tapfer widerstand er auch allen Angriffen. Die Mütter, welche Töchter zu verheirathen hatten, überhäuften ihn mit Zuvorkommenheiten, er nahm sie zerstreut hin, die Jungfrauen verschwendeten umsonst ihre ewigen Koketterien, der junge Löwe fand sie fade; aber er begegnete einer Wittwe, und die Sache nahm eine andere Gestalt an. Eine Wittwe ist eine Klinge mit zwei Schneiden. Nur die geschicktesten Jongleurs können mit dieser gefährlichen Waffe spielen, ohne sich zu verletzen. Julius glaubte zu scherzen, und er sah sich ernsthaft gefesselt. Als er sich in der Schlinge sah, reichte Madame Doligni ihm die Hand zum Zeichen der Versöhnung. — Ihre Gefühle rühren mich, sagte sie zu ihm, und ich will für Sie auf meine Wittwenschaft verzichten. Ich willige in die Heirath. Der Siegende war so in den Kampf verwickelt, daß er nicht mehr zurück konnte.

Endlich sagte er sich auch: warum nicht? Madame Doligni ist jung, hübsch und reich, ihr Ruf ist vortrefflich, es ist eine sehr annehmbare Parthie. Die Projekte der Junggesellenschaft fielen bei dieser Kapitulation weg.

Bald nach der Hochzeit empfing Julius den Besuch seines besten Freundes, Friedrich Derville, der aus Baden-Baden kam.

Du willst mir wohl Deinen Glückwunsch bringen? fragte der junge Ehemann. — Nein, erwiederte Friedrich; du kennst meine Freimüthigkeit, ich will dir alle Vorstellungen ersparen, die nichts mehr helfen, ich will nur sagen, daß du eine große Unbesonnenheit begangen hast. — Wie, rief Julius erschreckt, sollte man Dir irgend eine Verläumdung in Bezug auf Madame Doligni gesagt haben?

Nein, sagte Derville; während ihrer ersten Ehe hat Madame Doligni fast immer auf dem Lande gewohnt, man hat sie wenig in Paris gesehn, aber seit drei Jahren, wo sie Wittwe, und viel in Gesellschaft gesehn worden ist, hat sie nicht den geringsten Grund zu bösem Leumund gegeben. Diese Gerechtigkeit will ich ihr gern widerfahren lassen. Der einzige Vorwurf, den ich ihr machen kann, ist, daß sie schon einen zweiten Mann gehabt hat. Ja, lieber Freund, daß sie Wittwe ist, darin besteht deine Unvorsichtigkeit.

Aber, liebster Freund, sagte Julius lachend, ich hielt Dich für einen bessern Philosophen. Du klebst also an diesen Vorurtheilen, hältst an dieser Misere fest? — Nicht so, wie Du es meinst. Hast Du den seligen Herrn Doligni gekannt? — Nein. — Dann weißt Du nicht, wen Du geheirathet hast.

Eine Frau von 26 Jahren, die sehr liebenswürdig ist, und, ich bin überzeugt, Dir gefallen wird, trotz Deiner Ideen, und obwohl sie früher 4 Jahre verheirathet war. —

Ich bewundre den Leichtsinn, mit dem Du davon sprichst! Unbesonnener, Du hast eine Frau von ganz fertigem Charakter geheirathet, ohne zu wissen, welche Erziehung ihr erster Mann ihr gegeben, ohne Dich um die Schwierigkeiten und die Lasten zu kümmern, welche durch diese Herrschaft der vier Jahre, denen Du nachfolgst, Dir übermacht sind!

Oh, mein Freund, die Vergangenheit kümmert mich nicht.

Du hast also Nachricht von H. Doligni? — Weißt von seinem Charakter, seinen Gewohnheiten, seinen Launen, seinem Geist, seinen —

Nein, ich bin Niemand begegnet, der ihn speciell gekannt hat, aber hier ist sein Portrait, hier in diesem schönen Rahmen, nahe beim Fenster, sieh es an!

— Ich gestehe, daß der Verstorbene nicht schön war, und von dieser Seite hast Du einigen Vortheil über ihn, aber das ist nicht genug; es giebt Menschen, die ihre Häßlichkeit vergessen zu machen wissen. Dies Gesicht, das Dich sicher macht, hat ihm vielleicht Verpflichtungen auferlegt, welche Dir Schrecken verursachen werden, er hat Rücksicht nehmen müssen, Opfer bringen müssen, die man nun auch von Dir verlangen wird. —

Ich werde ein guter Ehemann sein, und mein Bestes thun, was kann man mehr verlangen?

Das kommt darauf an. Warum ist z. B. dieses Portrait nicht dort geblieben? Wenn das Reich und Zwischenreich beendigt sind, wenn man gesagt hat: „der König ist todt, es lebe der König!“ dann will es die Sitte, daß diese Zeichen und Bilder der Herrschaft in die Polterkammer oder in die Scheune gesetzt werden.

Ach, was Du redest! Dies Portrait ist von Amaury-Düval gemalt, und wir bewahren es als Kunstwerk auf, weil die Malerei es verdient, die sehr schön ist, ganz abstrahirt von dem Original, das todt ist, und nach dem Niemand fragt.

— Ich wünsche es recht sehr! — Glaubst Du an Geister?

Ja, ich glaube an Schatten, die man beschwört, ich glaube an das Gespenst des ersten Mannes, das sich plötzlich im Ehebett aufrichtet, und den unklugen Nachfolger bei den Füßen fortzieht. —

Am andern Morgen ritten die beiden Freunde zusammen spazieren.

Als sie aus dem bois de Boulogne zurückkamen, und an den letzten Boulevards vorbeiritten, lud Friedrich seinen Freund ein, in den Kirchhof Montmartre einzutreten.

Die Todten, sagte er, müssen die Lebenden belehren.

Als sie einige Alleen, die mit Marmorsteinen und Cypressen eingefaßt waren, durchschritten hatten, hielten sie vor einem Grabe still.

Weißt Du, wer hier ruht? fragte Friedrich.

Nein, erwiderte Julius. —

Schau und lies!

Julius las folgende Worte, die mit goldnen Buchstaben in den Marmor gegraben waren: „Hier ruht Johann Joseph Aristides Doligni. Er war der beste, ein Muster der Ehemänner. Seine untröstliche Wittwe hat ihm dies Denkmal errichtet.“

— „Untröstlich“ macht Dir alle Ehre, fuhr Friedrich fort, Du hast diesen Schmerz, der ewig sein sollte, besiegt! Aber die Lehre, von der ich sprach, liegt in der folgenden Zeile: Er war der beste, ein Muster der Ehemänner. Denke daran, was ich Dir hier sage: Du wirst dieses Epitaph in Deinem Hause wieder finden. Diese verhängnißvolle Lobrede wird Dir wie eine Regel vorgesprochen werden, der Du Dich fügen mußt, wenn Du nicht beleidigende Vorwürfe hören willst, und Du Deine Frau nicht für Dich wieder zur untröstlichen Wittwe willst werden sehn.

Statt der Antwort zuckte Julius mit den Achseln.

Du glaubst nicht daran? fragte Friedrich. — Wie sollte ich, bin ich nicht der glücklichste aller Ehemänner?

Das bezieht sich auf das Datum des Heirathscontraks. Du wirst deine Flitterwochen haben wie Jeder. — Wahrhaftig! — Nur, daß diese Flitterwochen mit einer Wittwe etwas kürzer dauern, höchstens 14 Tage bis drei Wochen.

Wenn ich dich nicht so lieb hätte, Friedrich, würde ich mich mit dir überwerfen. — Darauf bin ich gefaßt.

An diesem Tage aß Julius allein mit seiner Frau, und als er sie anblickte und anhörte, gedachte er der thörichten Befürchtungen des Freundes. Armer Friedrich, sagte er zu sich, gewiß hat er es recht gut gemeint, aber er täuscht sich gewaltig.

A propos, sagte Frau von Mersaint, Du rittest heut Morgen spazieren? — Ja, meine Theure, während Du bei Deiner Mutter warst. — Einer Deiner Freunde begleitete Dich, wenn ich nicht irre? — Ja, Friedrich Derville, ein sehr liebenswürdiger junger Mann.

Liebenswürdig; dagegen habe ich nichts; aber ich habe von diesem Herrn sprechen hören, und unter uns gesagt, ich glaube, daß er zu den Bekanntschaften gehört, welche Dir jetzt nicht mehr geziemen. — Warum nicht? — Begreifst Du nicht, daß man als unverheiratheter Mann gewisse Freunde haben kann, auf die man verzichtet, wenn man sich verheirathet. —

Aber Friedrich — Ist ein Sonderling, ein bizarrer Mensch, er ist ein Abentheurer. Er

hat mehrere Frauen compromittirt. — Das heißt mehrere Frauen, die nichts mehr zu verlieren hatten, haben sich zu seinen Gunsten und mit freiem Willen compromittirt. Uebrigens ist Friedrich ein ehrenwerther, freigesinnter, braver Mensch. — Die Welt hält sich nicht an verborgne Tugenden, aber die offnen Fehler treffen ihn, und begründen seine Ausschließung. Herr Friedrich Derville kann nicht zu unserm intimen Umgang gehören, und Du kannst nicht mit einem jungen Mann liirt bleiben, der bei mir nicht zugelassen wird. —

Liebes Kind, Du wirst Friedrich sehn und besser kennen lernen, Du wirst von Deinem ärgerlichen Pretentionen zurückkommen.

Ich werde ihn nicht sehen, das sag' ich Dir —

Aber, liebe Amalie, ein Jugendfreund? Bewahre ihm diesen Titel, setze Deine Bekanntschaft mit ihm fort, dagegen kann ich nichts haben, aber ich verbitte mir, daß Du mir diesen Freund, dessen Ruf mir nicht ansteht, vorstellst.

Wie! ein Zank zwischen uns! So bald...

An wem liegt die Schuld? Ich muß gestehn, daß ich diesen Widerspruch nicht erwartet hatte, Mir scheint, daß ich eine sehr vernünftige und einfache Forderung gestellt. Leider habe ich mich betrogen.

Was soll das heißen? — Ich will sagen, daß, als ich mich verheirathete, Herr Doligny nach meiner ersten Bemerkung, ohne Widerrede allen seiner früheren Genossen entsagte, und mit allen Freunden brach, die nicht die meinen sein konnten, und die mir mißfielen.

Julius hatte nicht die Kraft zu antworten. Der Name Doligny gab der Sittenpredigt Friedrichs Recht. Und doch waren die Flitterwochen noch nicht zur Hälfte vorüber. (Schluß folgt.)

Oper und Concert.

Mad. Duflot=Maillard gab am 8ten d. M. eine scenisch=musikalische Abendunterhaltung im Königl. Theater zu Potsdam. Ein orkanähnliches Regenwetter hatte den Tag über gewüthet, und so war das interessante Concert von Berlin aus sehr spärlich besucht, für das größere Potsdamer Publikum ist so etwas aber zu hoch und zu theuer, und dann dauert es auch zu lange, ehe man in Potsdam berühmt wird; Mad. Duflot hätte wenigstens noch zwei Jahr in Berlin mit demselben Beifall singen müssen, der ihr bei ihrem ersten Auftreten zu Theil ward, ehe sie in Potsdam sich ein Renommé gegründet. Man fährt jetzt zwar in 40 Minuten nach Potsdam, aber es liegt noch immer viele hundert Meilen von Berlin. So z. B. wollten die wenigen Berliner, die im Concert waren, die Künstlerin am Schlusse hervorrufen, eine Ehre, die jetzt so vielen Stümpern zu Theil wird, daß man eine Duflot=Maillard kaum noch dadurch ausgezeichnet, — aber man wollte die Künstlerin durch alle Zeichen des Beifalls und der Sensation ein wenig schadlos halten für den traurigen Anblick so vieler leeren Bänke und Logen. Und — die Potsdamer widersetzten sich diesem Hervorruf, die Potsdamer zischten. Es meinte Jemand neben mir, die Potsdamer zischten, weil J. J. M. M. in der Königl. Loge zugegen seien, und man es in Potsdam vielleicht für unehrerbietig halte, einen Künstler in Gegenwart der Allerhöchsten Herrschaften hervorzurufen. Darauf meinte ein Andrer: des Königs kunstliebende Majestät würden im Gegentheil höchst wahrscheinlich geruhen, die Zischer für unanständige Ignoranten in Kunstsachen zu halten. Diese Ansicht erschien auch uns als die möglichst richtige und wahrscheinliche. Das Concert zerfiel in einen gewöhnlichen Concert= und einen scenisch=dramatischen Theil. Im erstern sang Mad. Duflot das bekannte variirte Rondo aus der Cenerentola von Rossini, ein Duo aus Tankred mit Dlle. H. Schulze und ein Paar Tyroliennes zum Clavier, ganz reizend. Als Romeo im letzten Akt von Vaccaj's Montecchi zeigte sich Mad. D.=M. als Schauspielerin sehr schwach. Gefühl

und Leidenschaft sind schon recht, aber stehen und gehen muß man wenigstens können, wenn man auf der Bühne agiren will. Die ganze Scene machte einen sehr peinlichen Effekt, dagegen einen desto glänzendern die letzte, (aus dem 1sten Akt von Donizetti's Belisario) in der Hr. Zschiesche mitwirkte. Die Künstlerin machte in dieser sehr gut berechneten Effekt-Arie alle Vortheile ihrer trefflichen Gesangsschule geltend, und entwickelte ein Feuer der Leidenschaft, das zwar etwas über die Schönheitslinien emporflammte, aber durch sein wirkliches Leben und seine intensive Gluth dennoch enthusiasmirte und die Kritik verstummen machte.

H. T.

Feuilleton.

Das politische Wochenblatt macht den Vorschlag zu einer „Centralversammlung des deutschen Adels," um den traurigen Folgen der mehr und mehr ins Leben getretenen Nivellirungs-Theorien des Liberalismus entgegen zu arbeiten. Dort soll berathen werden: 1. eine Feststellung der Zwecke und Tendenzen, welche der Adelstand in Deutschland überhaupt, in Bezug auf das Ganze habe. 2. eine genaue Sonderung der, dem Adel in den letzten 3 Decennien entzogenen, und der ihm noch verbliebenen Standesvorrechte. 3. eine genaue Erörterung und Berathung über die Förderung der ihm zustehenden Mittel zur Erreichung seiner Zwecke. Diese Mittel sind doppelter Art: geistig und materiell. Zu den geistigen gehört: die Errichtung neuer adliger Erziehungsinstitute, Einrichtung competenter Ehrengerichte. Zu den materiellen: Unterstützung der verarmten Adels-Familien, Bildung einer constanten Association und Berathung über die Form, durch welche Fürst und Volk von der Adelsverbindung in Kenntniß gesetzt, und dafür interessirt werden können.

Das Interesse würde allerdings sehr groß sein, und es ist sehr zu wünschen, daß eine solche Adelsverbindung wirklich zu Stande käme. Man würde doch dann den Geist dieser Herrn kennen lernen. „Heil uns, der Unsinn hat seine höchste Staffel erreicht! ruft das politische Wochenblatt kurz vorher aus. Der Liberalismus hat sich selbst in seinen Forderungen überboten, und dadurch seinen Untergang bereitet! Der Tag bricht an, und bald wird sich im hellen Lichte zeigen, was der Welt zum Frieden dient!" — Ja wohl, so rufen auch wir, nur von der entgegengesetzten Seite. Les extrêmes se touchent.

„Das Opfer liegt, die Raben steigen nieder," an diesen Schillerschen Vers muß man jetzt unwillkührlich denken, wenn man die vielen Artikel in den verschiednen Zeitungen liest, welche der Hegelschen Philosophie das Todtenlied singen wollen. Selbst die Augsburger allg. Zeitg. hat sich dazu hergeben müssen. Unter einem Zeichen, das wie Stahl und Stein aussieht, welche zwei ganz kleine Fünkchen geschlagen haben, krächzt ein etwas heiserer Rabe die alten Klagen wieder, daß die Hegelsche Philosophie unchristlich sei, daß sie Alles aus dem Begriff entwickle, daß sie dem Denken widerspreche, welches der moralische Geist durch die Erfahrung von Jahrtausenden erworben habe; dies sei unser Herzblut, und wir sollten es nicht gegen ein wässriges, kaltes, lebloses, vertauschen, welches künstlich auf der Retorte abstrakter Religion hervorgebracht worden ist. „Das ist eine thörichte Figur, sie fahre hin," würde Polonius sagen — Aber weiter im Text! Der Verf. behauptet, Gans habe die Rechtsphilosophie verfälscht, das ist mit Gunst erlogen, selbst die Stelle, wegen des Punktes über dem J., welche er anführt, ist längst, als von Hegel herrührend, constatirt worden. Gans ist überall auf das gewissenhafteste bei der Reaktion der Rechtsphilosophie verfahren. Was Ranke betrifft, so hat Köppen ebenfalls mit Allem, was er von ihm behauptet hat, Recht, und der Verfasser, nicht Köppen ist ein leichtfertiger Scribent. Der Feuilleto-

nist des Athenäums bedankt sich übrigens für gütige Erwähnung. Das andre thörichte Zeug, welches der Verf. sonst noch über Werder vorbringt, können wir füglich auf sich beruhen lassen, es ist zu kläglich. Da hätte er auf Heinrich Leo sehen sollen, der versteht sein Handwerk besser. In der evangelischen Kirchenzeitung befindet sich ein Artikel von ihm über die Halleschen Jahrbücher, der packt ganz anders an, der setzt alle Register des Pathos in Bewegung, und endet damit: daß was die Halleschen Jahrbücher Protestantismus nennen, scheußlicher als Vatermord, schrecklicher als Sodomiterei sei, und alle Gräuel dieser Welt zugleich in sich schließe, die der Mensch ersinnen kann. Das ist noch eine Capuzinade, wie sie sein muß, sie hat uns viel Spaß gemacht, und der Augsburger Denunciant erschien uns gegen H. L. seicht und matt. Wir konnten uns um so mehr darüber freun, als wir an diesem Tage die Nachricht erhalten hatten, daß die Halleschen Jahrbücher nicht, wie ein voreiliges Gerücht gemeldet hatte, aufhören, sondern als deutsche Jahrbücher vom 1ten Juli ab in Dresden forterscheinen werden. H. L. muß auch wohl schon Witterung davon gehabt haben, denn zum Schluß stößt er in der Wuth die Drohung aus, es könne nöthig sein, daß er wiederkäme.

Von Karl Werder werden nächstens „logische Blätter" erscheinen, welche hoffentlich auch Trendelenburg's „logische Untersuchungen" berücksichtigen werden, auf welche der eben erwähnte Verfasser so sehr pocht, „daß sich noch kein absoluter Kritiker daran gewagt habe." Als wenn das solche Eile hätte!

„Literarischer Straßenjunge," „ungeschneuzter Junge" sind jetzt Heinrich Leo's Lieblingsausdrücke.

Wunderbar, daß H. Leo immer nur an die Katholiken denkt, wenn er die Protestanten beurtheilt!

Wie kommt's, daß H. Leo so lange mit der Fortsetzung seiner Universalgeschichte auf sich warten läßt? Wir haben uns schon so lange darauf gefreut.

So eben ist ein neuer Band von Dorows Briefen und Denkschriften ausgegeben worden, worin zwei Briefe vom Minister von Altenstein enthalten sind, in denen sich dieser über Hengstenberg dahin ausspricht, daß er dessen Richtung für eine vollkommen verfehlte erklärt. Ebenso giebt er seine Liebe und Achtung für Hegel unumwunden zu erkennen.

Unter dem Titel: „zur Literatur über den Königsberger Verfassungs-Antrag" ist in Leipzig bei Köhler eine sehr interessante Schrift erschienen, welche die Ansichten eines entschlossenen, in sich tüchtigen Royalisten mit seltner Offenheit und Rücksichtslosigkeit darstellt. Sie ist vorzüglich gegen die Ostpreußischen Liberalen, gegen den Verfasser des bekannten Briefes und gegen H. v. Auerswald gerichtet. Wir würden unsern Lesern sehr gern den näheren Inhalt der Schrift mittheilen, wenn wir nicht fürchteten, daß dies uns zu weit führen würde. Auch steht wohl zu erwarten, daß eine ausführliche Entgegnung derselben von Königsberg aus erfolgen werde, und es ist besser, daß die politische Polemik der Broschüren-Literatur aufbehalten werde, wo sich mehr Raum zu ausführlichen Besprechungen darbietet. Es wird den ostpreußischen Liberalen nicht schwer halten, den Verfasser in die Pfanne zu haun, da er weder vor dem älteren historischen Recht, noch vor dem neueren Staatsrecht bestehen kann. Seine Behauptung, daß die preußischen Unterthanen „Eigenthum" ihrer Beherrscher seien, ist ebenso falsch, als die Sophistik, mit der er nachzuweisen bemüht ist, daß die Diplomaten des Wiener Congresses fern gewesen seien von allen liberalen Ideen. Die Wiener Bundesakte widerlegt dies letztere so-

wohl, als auch die Gesinnungen und Thaten der preußischen Staatsmänner, Stein's, Hardenberg's und Humboldt's, welche das Princip des Liberalismus bei dem Wiener Congreß auf das Entschiedenste vertraten. Für die älteren ständischen Verhältnisse bietet Nauwerck's Zusammenstellung der betreffenden Aktenstücke ein vortreffliches Material dar, welches wie schweres Geschütz in den lockern Bau des Royalisten Bresche schießen würde.

Körte hat „Vater Gleims Zeitgedichte" herausgegeben, welche bisher nicht publicirt worden waren, weil sie zu schlecht sind. Jetzt hat Körte die Aufregung, welche Becker's Rheinlied verursacht hatte, benutzt, den alten Kram neu aufzustutzen. Vater Gleim wird aber seinem Schwiegersohn wenig dankbar sein, daß dieser so rücksichtslos in die Welt schickt, was er des Morgens im Schlafrock und in der Nachtmütze bei der Lectüre der Vossischen Zeitung, in Verse gebracht hat. Die Kraft des Grenadiers ist hier schon gichtbrüchig geworden, und leidet am Schwindel. Aeußerst selten bricht ein Blitz des alten Genius hervor: solche ordinäre, abstrakte Anschauung von der französischen Revolution hatten die übrigen, noch kräftigen deutschen Schriftsteller nicht. Selbst mit Klopstock steht hier Gleim in offnem Kampf. Die Aufraffung der Nationalkraft ist gut und tüchtig, wenn sie auf vernünftiger Basis sich erhebt. — —

In Nantes fand unlängst bei der Aufführung eines Dramas Masaniello, worin Mad. Saint-Charles als Leona debutirte, ein furchtbarer Kampf zwischen Zischenden und Applaudirenden statt. Sonst unterliegen gewöhnlich die Applaudirenden, weil die Zischer einen durchdringenderen Lärm zu machen verstehn, hier aber war es umgekehrt. Man erblickte nämlich mit Staunen einen Klatscher, welcher sich Brettchen an die Hände gebunden hatte, und damit einen furchtbaren Lärm vollführte. Die Polizei wollte einschreiten, er aber sagte: wenn man bei den Zischern die Instrumente dulde, müsse man auch ihm das seinige gestatten. Und mit diesem ganz richtigen Argumente siegte er und entschied den Sieg seiner Partei. Eine große Anzahl deutscher Enthusiasten sollen bereits nach Nantes geschrieben haben, um sich das Modell dieser so wichtigen und für das Wohl der Menschheit so wohlthätigen Erfindung kommen zu lassen. In Deutschland wird man sie erst recht zu würdigen wissen.

Mad. Crelinger hat in Leipzig im Ganzen sehr gefallen, doch will man sie auch dort lieber in pathetischen Rollen, denn als Salondame sehn, und über die Töchter urtheilt man grade so, wie in Berlin, daß sie an Manier leiden, und daß die Gleichförmigkeit derselben, sowie die Familienähnlichkeit bei dem Zusammenspiel störend wirkt. Man machte diese Bemerkung namentlich bei dem „Glas Wasser."

Man liest auf dem Schild eines Weinhändlers in London die Worte: dead drunk for six pence; fresh straw in the cellar (todtbesoffen für 6 Pence, frisches Stroh im Keller). Die Anziehungskraft dieser Ankündigung war so groß, daß die Coroners binnen 10 Tagen den Tod von 13 Menschen zu constatiren hatten.

Gedruckt bei F. Nietack. Verlag von Carl J. Klemann.

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. Karl Riedel.

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend eine Lieferung zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an die Verlagshandlung von Carl J. Klemann, Burgstraße Nr. 8, zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden ebendaselbst angenommen. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 25. Berlin, den 26. Juni 1841.

Inhalt: Urkundliches zur Geschichte und Verfassung der Provinz Preußen; von K. N. — Denkschriften und Briefe Erster Artikel. — Barbarei und Civilisation. — Der zweite Mann; Novelle von Eugène Guinot. — Irische Gesänge; nach Th. Moore von W. Cornelius. — Theater: Patkul; von E. Meyen. — Feuilleton.

Urkundliches zur Geschichte u. Verfassung der Provinz Preußen.

Berlin, Verlag von G. Eichler. 1841.

Es ist im hohen Grade erfreulich, daß das ständische Element immer lebendiger unter uns sich entwickelt, daß die Keime und Ansätze früherer Strebung und Arbeit des Volksgeistes nicht verloren sind, sondern grade in dieser Zeit, welcher die Lösung so mancher Frage vorbehalten scheint, der Blüthe und endlichen Reife entgegengehen.

Deßhalb machen wir auf eine kleine Schrift aufmerksam, welche unter obigem Titel so eben erschienen ist. Der Herausgeber, K. N. (Nauwerck), ging von der richtigen Ansicht aus, daß die Geschichte der Provinz Preußen durch Reichhaltigkeit politischen Lebens die nähere Kenntnißnahme des denkenden Staatsbürgers verdiene. Ein zweiter Beweggrund wird am Schlusse des Vorworts angegeben: „Da überdies ungeachtet und wegen gewisser Erörterungen in öffentlichen Blättern nicht selten noch auf einigen Standpunkten unklare und unvollständige Ansichten über das Königsberger Ereigniß vom 7.—9. Sept. 1840 gehegt worden, und da diese Erscheinung größtentheils aus der seit jenem Zeitpunkte blasser gewordenen Kenntniß der beiden betreffenden Urkunden selbst, so wie aus mangelhafter Bekanntschaft mit den älteren Preußischen Verfassungszuständen herrühren dürfte, so wird der Wiederabdruck der dahin gehörigen wichtigsten alten und neuen Aktenstücke vermuthlich mehrseitigen Wünschen entgegenkommen."

Die in der Schrift enthaltenen 88 längeren und kürzeren Aktenstücke geben ein anschauliches Bild von den staatsrechtlichen Verhältnissen der Provinz Preußen seit dem dreizehnten Jahrhundert. In gedrängter Fassung sind geschichtliche Angaben chronologisch eingefügt. Die Geschichte des Landes wird besonders anziehend mit und nach Gestaltung der ständischen Verfassung, die ihre bestimmtere Form im fünfzehnten Jahrhundert gewann. Dem denkwürdigen Kampfe des von Land und Städten gestifteten Preußischen Bundes gegen die Landeshoheit des deutschen Ordens im fünfzehnten Jahrhundert sind mehrere Denkschriften gewidmet. Darauf folgen die das weltliche Herzogthum Preußen betreffenden Staatsurkunden des fünfzehnten Jahrhunderts, nämlich die theils constituirenden, theils die alten Rechte bestätigenden Erlasse des Herzogs Albrecht (das Krakauische Privilegium, die Reversalverschreibungen über das Steuerbewilligungsrecht, die Regimentsnottel, das Testament des Herzogs, Landtagsverhandlungen u. a.). Im Jahre 1618 gelangte

das Kurhaus Brandenburg in den Besitz des Herzogthums, welches 1657 durch den großen Kurfürsten von der Polnischen Lehnshoheit befreit wurde. Ueber die im siebzehnten Jahrhundert zwischen den Kurfürsten und den Preußischen Ständen gepflogenen Verhandlungen sind zahlreiche Aktenstücke mitgetheilt. Der Streit zwischen dem großen Kurfürsten und den Ständen über die Souveränitätsrechte wurde durch die berühmte Assecuration von 1663 beendigt, die S. 130 ff. vollständig abgedruckt ist. Durch diese Urkunde bestätigte der Kurfürst die Landesprivilegien, namentlich das ständische Recht der Steuerbewilligung, und band sich, außer im dringendsten Nothfalle, für Preußische Kriegsunternehmungen an die Bewilligung der Stände. Seit der Erhebung Preußens zum Königreiche 1700 gerieth die ständische Verfassung in Unwirksamkeit, nachdem sie schon vorher erschüttert war.

Den Schluß der Sammlung bilden einige Aktenstücke aus den Jahren 1840—41, nämlich die „Denkschrift der Preußischen Ständeversammlung über eine reichsständische Verfassung, an Sr. Maj. den König gerichtet", der „Landtagsabschied an die zum Provinziallandtage dermalen versammelten Stände des Königreichs Preußen", die „Königl. Kabinetsordre" (über Veröffentlichung der vollständigen Verhandlungen) „an den Staatsminister von Rochow", endlich die „Verhandlung der Preußischen Ständeversammlung über Censur und Preßfreiheit, Danzig, 9. April 1841."

Der ganze Inhalt der beigebrachten Urkunden ist ein unzweideutiger Belag, daß das ständische Element in Preußen sich analog wie in anderen Gebieten der Germanischen Kultur entwickelt hat, jedoch vielfach schärfer und mit größerem Einflusse des Städtewesens.

Von der tüchtigen Gesinnung des Herrn Herausgebers eine Probe zu geben, lassen wir die Worte, mit denen er seine Schrift beschließt, hier folgen. „Geschichtliche Entwickelung, volksthümliche Begründung, organischer Staat sind Punkte, zu deren Beleuchtung die gegenwärtige Zeit sich häufig veranlaßt findet. Die Dreifüße der Orakel sind längst gestürzt. Ohne Gedanken ist keine Macht nachhaltig; der staatliche Gedanke aber muß das Universale, die Gerechtigkeit Aller gegen Alle, zu seinem heimathlichen Boden machen. Das subjektive Urtheil des Einzelnen geräth auf Abwege, wenn es das objektiv Gegebene, die kräftige Blüthe des nationalen Denkens aufgiebt. Die Beredtsamkeit der Thatsachen kommt Allen zu gute, welche sich nicht, vielleicht von einer Verdauungslaune, zu einseitigem Herausgreifen verführen lassen. Wer die Geschichte verläßt, den verläßt sie und schreitet fort auf ihrer ewigen Bahn.

Möge auch die obige Zusammenstellung für ihren Kreis diesem oder jenem über Lebensfragen Denkenden eine oder die andere brauchbare Thatsache an die Hand geben. Ding und Denken sind Stein und Stahl. —

Die ganze Entwickelung des neueren Staates (das „Moderne" ist wenigstens besser als das Modernde; war nicht auch das Christenthum, die Buchdruckerkunst, die Reformation einst das Allermodernste?) neigt sich entschieden diesem Schwerpunkte zu: die Intelligenz und Tugend des Staatsbürgers will eine Größe, eine Macht sein. Das Verdienst des Zufalls erbleicht immer mehr. Der bloße Polizeistaat bleibt unter der Höhe der Ideen, welche einem gebildeten Volke seine Würde und Kraft verleihen; der Staatsbürger muß seines Vaterlandes Sohn im Geist und in der Wahrheit sein. Von der Sonne seines Volkes werde Jedermann ein Strahl. Nur so kann ein Volk im Unglück sich ermannen, im Kriege siegen, im Frieden gedeihen. Unabhängigkeit nach außen, Freiheit im Innern — sind eines Volkes Leib und Seele.

K. R.

Denkschriften und Briefe,

zur Charakteristik der Welt und Litteratur.

5ter Bd. Berlin. Verlag von Alex. Dunker 1841.

Erster Artikel.

Das Handschriften-Sammeln gehört bekanntlich jetzt zu den Liebhabereien der haute volée. Mögen auch Viele darunter diesen Trieb nur als Modesucht empfinden und die Sache den Andern nachmachen, den Meisten schwebt dabei ein sehr bestimmter und vernünftiger Gedanke vor, der ganz auf der allgemeinen Richtung der Zeit beruht, daß nämlich auch für Deutschland die Epoche gekommen sei, wo die Subjektivität und der Charakter der Einzelnen für die Gesammtrichtungen der Geschichte ihre Geltung erhalten müssen, und daß hierzu eine specielle Kenntniß der Persönlichkeiten gehört, wie die Engländer und Franzosen diese längst in ihrer Memoirenliteratur besitzen, welche bei uns bis jetzt nur sehr dürftig bestellt ist. Bestrebungen, wie die Dorowschen, gehn daher dem Trachten nach einer Memoirenliteratur, wie es in Varnhagen's kunstreichen Schilderungen hervortritt, sehr natürlich zur Seite. Dorow hat sich ein wesentliches Verdienst hierbei erworben. Er hat einmal eine Sammlung von Facsimilen herausgegeben, welche eine interessante Anschauung der verschiednen Schreibweisen berühmter Männer darbieten, die für die Gesammterkenntniß ihres geistigen Charakters von wesentlichem Interesse ist. Und 2. hat er in der Sammlung, von der uns jetzt der 5te Band vorliegt, wichtige Briefe und Aktenstücke mitgetheilt, die für verschiedne Verhältnisse der letzt vergangnen Zeit von Bedeutung und daher auch von allgemeinem Interesse sind. Den thörichten Vorwurf der Indiskretion kann Dorow dabei vollkommen von sich ablehnen, er ist im Gegentheil sehr diskret verfahren, da er im Besitz von Briefen ist, deren Veröffentlichung manchen noch Lebenden in große Verlegenheit bringen würde.

Aus dem vorliegenden Bande heben wir das Interessanteste kurz hervor. Altenstein, der verstorbne preußische Kultusminister schreibt über Hengstenberg, als dieser in seine Versetzung nach Königsberg nicht willigte und erklärte: „daß er in Berlin seinen passenden Wirkungskreis und eignen Beruf habe": „Das Erste ist falsch, da er hier keinen Gehalt hat, und das Zweite erscheint mir problematisch. Es ist nicht ein Wissen, sondern eine Richtung, die er verfolgt — mit Andern verfolgt. — Dieses scheint mir im Anfang einer Laufbahn höchst mißlich. Das Wissen leidet sehr leicht, ordnet sich der Richtung unter, statt diese erst zu geben und zu schaffen, und wird abhängig von Andern. Der junge Mann soll frei von äußern Einwirkungen selbständig auftreten — aus dem Wissen die Richtung erhalten, und diese dann so schaffen, daß er auch Andere dahin zieht. So wird er wahrhaft und eminent wirksam." Dies Urtheil ist ein sehr wahres, und höchlichst zu billigendes, namentlich für die Theologie, wo es leider fast immer die Richtung der Autoritäten, und nicht der eigne Geist ist, welche das Studium der jungen Leute bestimmt. Dem Strome des Zeitgeistes kann sich Niemand entziehn, aber wer sich der willkührlichen, unnatürlichen Strömung desselben hingiebt, stößt auf Schwierigkeiten, welche ihn dem Fanatismus in die Arme führen. Auch auf die Philosophenschulen findet dies Anwendung, und es ist für eine Wendung ganz im Sinne Altensteins zu erachten, daß die Hegelsche Schule dies frühzeitig genug erkannt, und die Starrheit des Formalismus sowie die Tyrannei der Autorität gebrochen und der individuellen Kraft des Charakters ihr Recht zurückgegeben hat, um für die Gesammtrichtung der Literatur, nicht nur für die philosophische Scholastik, zu wirken.

Die Anhänger orthodoxer Richtungen dagegen, wie Hengstenberg und Leo, haben sich in die Einseitigkeit derselben so verloren, daß sie jetzt als reine Fanatiker dastehn. Altenstein sah dies sehr richtig voraus.

Bei Hegel's Tod schrieb er: „Kaum vermag ich noch die Wirklichkeit des unendlichen Verlustes zu fassen, welchen die Wissenschaft, der Preußische Staat und alle Verehrer und Freunde des Mannes erlitten haben, der gleich ausgezeichnet war als Gelehrter und in allen, dem Höheren zugewandten menschlichen Verhältnissen." Ein Brief von Varnhagen an Robert, der ebenfalls unmittelbar nach Hegel's Tod geschrieben ist, drückt dies Gefühl des Schmerzes noch tiefer aus: „Er war eigentlich der Eckstein der hiesigen Universität, auf ihm ruhte die Wissenschaftlichkeit des Ganzen, in ihm hatte das Ganze seine Festigkeit, seinen Anhalt, von allen Seiten droht jetzt der Einsturz; solche Verbindung des tiefsten allgemeinen Denkens und des ungeheuersten Wissens in allen empirischen Erkenntnißgebieten fehlt nun schlechterdings; was noch da ist, ist einzeln für sich, muß erst die höhere Beziehung aufsuchen, und wird sie selten finden. Seltsam, fährt darauf Varnhagen fort, Fichte starb hier am Typhus, Hegel an der Cholera, Beide auf großen politischen Wetterscheiden, deren bedenklichsten Prüfungen sie zu rechter Zeit entrückt wurden. Hegel stand wirklich in Gefahr, mit seiner Zeitgenossenschaft in großen Widerspruch zu gerathen, sich gegen die Wendung der Dinge arg zu verbittern, und selbst mit Freunden und Schülern in offne Feindseligkeit zu kommen." „Wen man an Hegels Stelle berufen wird, das ist jetzt auch eine große Sorge. Einen ihm Gleichen wird es noch lange nicht geben, solche Machtgeister finden sich selten in unmittelbarer Aufeinanderfolge. Schelling zu berufen wäre doch ein Rückschritt. Ein Naturphilosoph kann das Werk Hegels eben so wenig fortsetzen, als dasselbe, so wie es liegt, auch nur bewahren."

Von Gans sind Briefe mitgetheilt, welche den Raum von 52 Seiten füllen, sie sind meistentheils an Varnhagen gerichtet, und lassen Gans vollkommen so erscheinen, wie er im Leben war, in seiner natürlichen Lebendigkeit, die immer den Ausdruck des Geistreichen suchte und fand, und der selbst die völligste Rücksichtslosigkeit gut zu Gesicht stand. Gans war ein so vortrefflicher, ehrlicher, ganz der Sache sich hingebender Mensch, daß man selbst seine Fehler ihm zu Gute rechnen mußte, es war nicht möglich, ihm zu zürnen. Er war durch und durch eine Natur des Fortschrittes, die Unruhe des Geschichtsgeistes war in ihm personifizirt. Ein Brief vom Jahre 1824 sprudelt von dem ihm eignen Humor in fast jugendlichem Uebermuth. Er beschreibt Varnhagen die Promotion Michelet's, dem er opponirte. Michelet war bisher Jurist gewesen, und hatte auch eine juristische Dissertation geschrieben, in der er sich jedoch der Philosophie zuzuwenden begann. Diesen Zwiespalt griff Gans auf. „Für einen Juristen, sagte er, namentlich für einen eleganten und historischen, sei der Inhalt der Abhandlung ein viel zu leichtes Thema. Diese großen Juristen hätten jetzt andere Dinge zu thun, indem sie ausmitteln müßten, ob Susanna, die Tochter des Cujacius, wirklich eine Hure gewesen wäre, oder nicht; oder auch, ob die Professoren in Bologna ihre Honorare mit Strenge eintrieben, oder, wenn sie reich und großmüthig waren, mit Liberalität erlassen hätten."

1836 schreibt Gans: „Leo's Schrift gegen Diesterweg macht hier ein Mordaufsehn. Sie ist klotzgrob und in einen Teig von Gemeinheit und Laisser-aller gewälzt, daß man sie lesen, lachen und ausspucken muß."

Auf seiner Reise nach Frankreich im Jahre 1837 sagt er, nachdem er auf der Leipziger Eisenbahn bis Althen gefahren war: „der deutsche Geist wird wie eine Locomotive von dem Dampfe bewegt, der von andern Ländern herkommt, selbst kann er nicht gehen, aber auch, wenn er ruht, ist er doch stolz darauf, daß er in Bewegung gesetzt werden mag. Wie übrigens die Eisenbahnen, dieses umgekehrte Babel, auf Deutschland wirken werden, bin ich recht neugierig zu sehen; vielleicht erleben wir einmal die Freude, im eignen Dampfe zu athmen." Ein sehr richtiges Urtheil fällt Gans über Heine bei Gelegenheit seines Salons: „Ich

bin erstaunt über das Unzusammenhängende der ganzen Produktion, die doch nur durch stärkeren Humor eine Substanz hätte gewinnen können. Sporadische Witze sind nicht fähig, uns für die Langeweile eines durchaus mangelnden Totaleffekts, und ich möchte sagen, Totalzweckes zu entschädigen." — Im Departement de l'Ain fand Gans bei den Polizeicommissairen noch den schneidenden Ton, den lauschenden und mißtrauischen Blick der Napoleonischen Zeit. „Es ist merkwürdig, sagt er darauf, wie lange ein Weltgenie vorhält. Wir können mit allen Abwaschungen des Mittelmäßigkeitswassers doch die incisive Farbe Friedrich d. G. nicht los werden. Die Franzosen haben zwischen Napoleon und sich einen unglücklichen Krieg, eine Restauration, eine Revolution, zwei Charten, und doch steht der Kaiser an jedem Zollhause, steckt in jeder Uniform und sieht aus den Augen eines jeden Polizeibeamten." Durch die Reise in Südfrankreich ist Gans zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Vermittlung Frankreichs mit Deutschland noch eine sehr geringe ist. „Wenn man auch auf den Collèges deutsch lehrt, so ist es gerade so, als wenn die Jungen bei uns lateinisch lernen. Bei wie vielen bleibt es kleben? Nach einigen Jahren vergißt sich dasselbe wieder, und eine lebende Sprache noch weit rascher, als eine todte" „Deutsche werden in Paris entweder überschätzt, oder nicht beachtet. Für wahre Wissenschaft fehlt die Kenntniß der Sprache, der Literatur, wie wir z. B. von den Franzosen haben." — Aus Bordeaux schreibt Gans: „Die französischen Pyrenäen sind in Beziehung auf Trachten und Sitten das erste originelle Land, welches ich gesehn habe. Denken Sie sich die Frauen und Mädchen von der erstaunendsten Schönheit, mit südlich brennenden Augen, brauner Gesichtsfarbe, einen langen, schwarzen Mantel, der wie eine Kaputze aussieht, tragend, und dann auf dem Kopf ein rothes wollenes Tuch, das nirgend befestigt ist, und daß sie mit der Geschicklichkeit eines Balanciers bewegen; denken Sie sich einen Markt, wo lauter Weiber mit solchen Tüchern sitzen, dabei die Freude begafft zu werden, und die Bereitwilligkeit, sich beinahe auszuziehen, um zu zeigen, wie Alles sitzt, und Sie werden gestehn, daß, da wir dieses weder in Treuenbriezen noch in Müncheberg finden, solche ethnographische Seltenheiten Vergnügen erregen." Dem Fürsten Pückler, dem er ein Stück seines Semilassobuches nachreist, rühmt Gans nach, daß er scharf und richtig beobachtet, und Alles schlagend und treffend geschildert habe. Die Spanier will Gans aufgegeben wissen: „Ihre Knochen sind gebrochen, und ihr Mark ist von dem Pfaffenvolk ausgesogen. Sie können jetzt nur auswendig lernen, wenn sie früher schufen, und mag Christine oder Carlos Succeß haben, sie werden weder erhobner durch die Constitution, noch ausgemergelter von dem Despotismus. Nur als einzelne partikuläre Menschen kann man noch seine Freude an ihnen haben; der Maler sollte die schönen, großen, bedeutenden catalonischen Schmugglergestalten abconterfeien, der Ethnograph sollte sie betrachten und studieren, der Historiker kann sie für die Zukunft übergehn. Es ist merkwürdig, wie beides in dem Spanier zu finden ist, Muth und Niedergeschlagenheit; er hat physische Courage, aber keine moralische, könnte man sagen. Für ein Privatunternehmen, für das, was er edel nennt, für Vortheil und Privatehre schlägt er tausendmal sein Leben in die Schanze, für ein Allgemeines ist er indifferent, dafür hat er kein Blut und keine Hingebung zu spenden. Dafür nehmen diese tapfren Räuber, die auf dem Boden der Unsicherheit ihre Hütten errichten, eine so traurige Stellung ein, die kühnsten der Menschen sind auch die moralisch schlaffsten, weil zum wahren Muthe ein Geistiges das Bewegende sein muß."

„In Italien, schreibt Gans, ist das politische Leben und seine Aeußerung das Gespräch, auf einem Standpunkt, von dem wir uns eigentlich keine richtige Vorstellung machen. In England ist das Staatsleben in jedem Engländer eingehaust, und wenn sich die Einzelnen nicht viel darum

zu bekümmern scheinen, so kommt es daher, weil man dafür ein wachendes Parlament zu haben glaubt. In Frankreich spricht jeder Mensch aus den unteren Ständen, Weiber und Kinder, von Politik, wenn sich bisweilen auf einige Zeit auch andere Richtungen geltend machen; in Deutschland ist das politische Leben Null, oder vielmehr nullartig, aber das lesende Interesse ist politisch, man will Politik wissen, aber nicht thun. Die Kaffeehäuser müssen so viel Blätter halten, als sie halten dürfen, und sie dürfen wahrhaftig viel, wenn man den Sardinischen Maaßstab anlegt. Hier dagegen, wenn man das Aeußere betrachtet, scheint eine vollkommne Theilnahmlosigkeit eingetreten zu sein. Von französischen Blättern wird nur die Gazette de France, die Quotidienne, von englischen Galignani's Messenger, ein farbloses Klatschblatt, von deutschen die Frau Base getroffen. Die hiesigen Zeitungen enthalten das hohlste Zeug von der Welt. Man findet große Kaffeehäuser, wo gar kein Blatt ausliegt, andere, wo kein Gast darnach fragt. Das Volk läuft seinem Gewinn, dem Geschrei, dem Vergnügen nach, ohne daß auch die geringste politische Welle sich zu regen scheint. Die Lebendigkeit, welche nach außen führt, braucht bloß eine veränderte Direktion, eine Gelegenheit, um nach innen zu gehn, und, wie ein ruhig stehendes Haus in wenigen Minuten in Flammen stehen kann, so ist hier nur ein wenig Schwefel nöthig, um die Ruhe, die Gleichgültigkeit in politische Turbulenz umzuwandeln. Ob auch diese wieder real zu werden vermag, steht dahin. Meine Generalansicht ist auch hier wieder bestätigt, daß für alle politische Fortschritte die rein romanischen Völker, (Italiener, Spanier, Portugiesen) ausgebrannte Krater sind, die noch bisweilen rauchen, aber nicht mehr auswerfen." Diese Ansicht ist richtig für den gegenwärtigen, noch traurigen Zustand der romanischen Völker, aber nicht für die Zukunft derselben. Ein Volk ist, wie es auch sein mag, der Regeneration fähig. Wie war es zur Römischen Zeit? Wie selbst im 17ten und 18ten Jahrhundert? Die Völker waren verderbt, in Sinnlichkeit versunken, da erfrischte der Geist das Blut, und Europa sah neue Ideen und mit ihnen neue Sittlichkeit und neue Tugend keimen. Warum sollen nicht auch die romanischen Länder, namentlich durch den Einfluß des deutschen Geistes, neu erstehen? Spanien hat gewiß noch eine große Zukunft. Lassen wir nur erst die jetzige Epoche, welche die Pfaffenherrschaft bricht, vorübergehn. Noch fehlt ihnen allerdings, wie Gans richtig sagt, der geistige Muth, aber der Geist muß sich auch erst eine Stätte bauen, bevor er in die Gemüther der Einzelnen dringt, und dazu wird wohl jetzt der Anfang gemacht sein. Mit Italien sieht es übler aus, hier bedürfte es wohl einer gänzlichen Umwandlung, damit das Volk zur Idee des freien Staates gelange. Die Geschichte wird indessen auch hier schon Rath zu schaffen wissen. Ein Volk aufgeben, an seiner Zukunft verzweifeln, darf man unserer Ueberzeugung nach, niemals, das hieße der Geschichte vorgreifen.

Noch heben wir die schönen Worte hervor, welche Gans für Dorow's Facsimilensammlung niedergeschrieben hat. „Gewöhnlich, sagt er, versteht man heut zu Tage unter Opposition, namentlich in Deutschland, das feindliche Bestreben, einer Regierung sich entgegenzusetzen, sie in dem, was sie möchte, zu hemmen, und Anderes, zunächst gleichviel was, aufzubringen. Unterthänige Consequenzenmacher gehen so weit, Opposition mit Hochverrath und Opponenten mit Hochverräther für synonym zu erklären. Wie, wenn man aber beweist, daß das Moment der Opposition nicht sowohl in denen, welche opponiren, als in denen, welchen opponirt wird, liegt, daß dieses Moment ein nothwendiges ist, welches jedem gebildeten Menschen, jeder tüchtigen und über den Standpunkt des Patriarchalismus hinaus gehenden Familie und jedem civilisirten Staate wesentlich inwohnend ist, nämlich das Negative überhaupt."

„Ein Mensch, der ein Blumenleben führt, ist kein wahrer Mensch. Selbst in der Familie,

welche auf Liebe und Empfindung beruht, ist die Opposition nicht zu unterdrücken, weil sie aus verschiedenen Personen besteht, die sich gegenübertreten, und einen verschiedenen Willen haben. Eine Familie, in der der Mann wie die Frau, der Sohn wie die Tochter ist, in der keine Verschiedenartigkeit der Meinungen und Ansichten herrscht, würde schaal und langweilig sein."

„Der Staat nun vollends, wo das vollste Bewußtsein herrschen soll, kann ohne Opposition gar nicht bestehn. Der Widerstand gegen seine Fort- oder Rückschritte ist nichts anders, als die Seite des Negativen, die im Handeln wie im Denken immer auftritt, und nach deren Besiegung und Beseitigung erst die Wahrheit besteht. — Wenn die offene Opposition auf loyalem Wege in einem gebildeten Staate gehemmt und unterdrückt wird, so dürfte sie dennoch nicht verschwinden, sie wird sich aber als eiterndes Geschwür, als Intrigue constituiren. Die Intrigue ist die Opposition, welche heimlich schleicht, die Privatinteressen an die Stelle der öffentlichen setzt, und statt der reinen Luft des Kampfes und der streitenden Ansichten die Kabale der Ränkemacher substituirt. Wo der wahren, edlen und echten Opposition ein Organ zu Gebote steht, kann die Intrigue zu Schanden gemacht werden, denn sie verschwindet, wo sich Licht zeigt; fehlt die Möglichkeit einer solchen Aeußerung, so wird sie erst das Tüchtige annagen, dann sich selber anfallen, und Anarchie und Auflösung werden ihr Werk sein."

Barbarei und Civilisation.

Die Nummer der **Revue de Paris** vom 6. d. M. enthält einen Aufsatz von Léon Gozlan: **le barbare Abd-el-Kader et quelques autres barbares.** Gozlan ist nicht gewohnt, der National-Eitelkeit seiner Landsleute zu schmeicheln; in dem genannten Artikel aber geht er so weit, daß die Redaktion gleich zu der Ueberschrift eine **captatio benevolentiae** in Form einer Note hinzuzufügen für nöthig hält; sie sagt nämlich: „Herr Gozlan spricht hier seine individuellen Ansichten aus. Man wird es begreiflich finden, daß wir, ohne Rücksicht auf unsere eigene Ueberzeugung, unserm geistreichen Mittarbeiter volle Freiheit in seiner Art und Weise gelassen haben."

Léon Gozlan sucht die Meinung geltend zu machen, daß die größte Barbarei darin bestehe, das eigenthümliche nationelle Gepräge eines Volkes verwischen zu wollen, und daß diese Barbarei selbst dann nicht zu rechtfertigen sei, wenn man, wie dies bei Algerien der Fall, sogenannte Civilisation für gemeine Wildheit zu bieten habe. "Es ist eben so unthunlich, Menschen eines Climas in ein anderes zu verpflanzen, wie die Bauern eines Landes in das andere; denn auch der Mensch hat seine Wurzel, seinen Saft, seine Blüthe, seine Frucht; und mehr noch, er hat seine Gedanken, seine Ueberlieferungen, seine Religion: Alles in und an ihm steht im Connex mit Licht und Wärme des Himmls und der Erde; man soll ihm nicht ungestraft Schatten gegen Licht, Licht gegen Finsterniß vertauschen." — Gegen den Schluß sagt er: „Wir mißkennen nicht die Vortheile, die noch verborgen liegen in dem Schoos „„Fortschritt"" genannt. Ein wesentlicher Gewinn könnte allerdings aus der Masse unserer großartigen Erfindungen entsprießen, wenn man bei festem männlichen Willen dahin gelangte, sie zum Wohle des Einzelnen auszubeuten; wenn man etwas weniger daran dächte, durch sie die Anwendung der Zeit zu verringern, und etwas mehr damit umginge, die Mühe der Menschheit zu erleichtern: das Einzige, was den geistreichen Erfindern noch niemals eingefallen ist. — Dampf statt Segel und Pferd verwenden, heißt Experimental-Physik treiben, nicht mehr und nicht weniger. Wäre ich König, die Schöpfer jener beiden Erfindungen sollten mit einer Handvoll Thaler belohnt werden; aber fürsten wollte ich, mit dem

Zehnten meiner Einkünfte belohnen denjenigen, der mir diese beiden Spielereien also benutzte, daß jeder meiner Unterthanen Tag für Tag ein Brod mehr zur Nahrung gewönne." — „Weidet die Erde aus, entwindet ihr Metalle und Kohlen: verbrauchet in Minuten die bedächtigen Schöpfungen von Jahrhunderten; wagt euer Leben, um nur recht rasch vom Fleck zu kommen, als wenn der Tod, diese große Lokomotive, nicht schnell genug ginge! Ungeduldige Kranke, die ihr seid! — Ehe euer zweifelsüchtiges Herz das Gefängniß eures Körpers verlassen hat, wendet euch um und schauet dann vorwärts; Einer hat euch dennoch überholt: der nämlich, der ruhig stehen geblieben ist."

Der zweite Mann.

Novelle nach Eugène Guinot.

(Schluß.)

Es ist wahr, daß diese Wolke sich sehr bald unter dem Einfluß eines günstigen Sterns zerstreute. Bald nachher war Alles vergessen, und der Ehemann verlor sich wieder in die sanfte Extase seiner Hoffnungen, als seine Frau zu ihm sagte:

Nun kommt die Wintersaison. Hast Du an unsre Loge im Opernhause und bei den Italienern gedacht?

— Welche Loge, mein Kind?

Du weißt ja, daß ich die Musik liebe.

— O du singst, wie ein Engel!

Nun wohl! Soll man denn nicht einmal in der Woche seine Loge im Opernhause und in der komischen Oper haben?

Recht schön — aber ich weiß nicht, ob unser Vermögen diesen Aufwand zuläßt ....

Herr Doligny hatte grade dasselbe Einkommen wie Du, und zu seiner Zeit hatte ich alle Montag eine Loge im Opernhause, und bei den Italienern alle Sonnabend.

Also zum zweiten Mal tauchte das Gespenst des ersten Mannes auf, um sich zwischen die beiden Gatten zu stellen.

Julius wollte nicht weniger freigebig, als sein Vorfahr erscheinen. Er miethete die beiden Logen.

Friedrich sah er nur selten, und ins Geheim, ganz wie Herr Doligny.

Ich lade Dich nicht ein, sagte er zu ihm, weil mein Haus Dir wenig Amüsement bieten würde. Wir sehen wenig Gesellschaft! Wir leben so still! Du würdest Dich sehr bei uns ennüyiren.

Nicht an Dir liegt die Schuld hiervon, erwiederte Friedrich lächelnd, sie liegt an Jemand Anderem!

Frau von Mersaint war eine der elegantesten Frauen in Paris; sie machte einen großen Aufwand für ihre Toilette.

Immer neuer Putz! sagte ihr einmal ihr Mann mit einer halb verdrießlichen Miene.

Soll das ein Compliment oder ein Vorwurf sein? fragte Frau von Mersaint.

Der Ehemann antwortete nicht, und sie setzte hinzu: Herr Doligny fand ein Vergnügen darin, wenn ich die brillantesten Schönheiten ausstach. Er fand, daß sein Idol niemals reich genug geschmückt war.

Später kamen die Rechnungen. Furchtbare Rechnungen! Die Modehändlerin präsentirte eine erschreckliche Totalsumme. Julius gab seine Ueberraschung zu erkennen. Wie, sagte er, so viel Geld für Blumen, Federn, Bänder!

Du findest das so theuer, erwiederte man. — Urtheile selbst!

Was weiß ich?

Herr Doligny hat mich mit diesen Details niemals inkommodirt. Die Leute kamen zu ihm, und er bezahlte. Damit war es abgemacht.

Das Gespenst kam in verschiedenen Pausen wieder, dann verdoppelte es seine Besuche, und zuletzt schien es gar nicht wieder fortgehen zu wollen. Es war immer da, man ließ es ganz nach Gefallen, legte ihm alle schwierige Fälle zur Entschei-

dung vor, es herrschte über alle Entschlüsse, und hielt seinen Nachfolger unter dem Joch, es machte ihn geschmeidig und gehorsam, ruinirte ihn — ja es führte sogar in den intimen Umgang der beiden Gatten eine vierte Person ein, einen Husarenhauptmann und Cousin von Madame.

Ich hoffe, sagte Frau von Mersaint, daß Du Cousin Eduard denselben Empfang bereiten wirst, den er bei Herrn Doligny's Lebzeiten gewohnt war; er brachte immer seinen Urlaub bei uns zu.

Die Tyrannei des Gespenstes war unerträglich geworden. Julius hatte keinen andern Trost mehr, als heimlich dann und wann seinen Freund Friedrich zu sehn.

Ach, sagte er zu ihm, Du hast Recht gehabt. Herr Doligny verfolgt mich aufs schrecklichste. Seine Grabschrift ist ein böses Epigramm, und ich werde vielleicht an seinen Folgen zu Grunde gehen.

Dann wärst Du der Erste nicht. Ich habe mehr solche arme Teufel gekannt, die gleich Dir ebenso blind eine Wittwe geheirathet hatten, ohne sich nach der Vergangenheit zu erkundigen. Einige sind gestorben, und fast alle verwünschen ihr Leben. Ich habe sie oft klagen hören, daß nicht bei uns die heilsamen Sitten von Malabar gelten.

Wenn Julius irgendwie wagte, sich zu wider setzen, dann kehrte sich Frau von Mersaint dem Bilde des Verstorbenen zu und rief: O mein Aristides! Du hättest Deine Amalie nicht so betrübt, denn Du warst so gut, Du liebtest mich so sehr, machtest mich so glücklich! — Ein Mittel, ähnlichen Einsprüchen zu widerstreben.

Einmal begegnete Julius auf einem Ball einem alten Herrn, der seine Frau während ihrer ersten Ehe gekannt hatte, und dieser sagte zu ihm:

Der Himmel ist doch gerecht, daß er Madame Doligny einen zweiten Mann wie Sie gegeben hat, das ist eine Entschädigung, sie hat so viel gelitten.

Sie irren sich, erwiderte Julius. Der selige H. Doligny war ein Muster der Ehemänner. So lautet seine Grabschrift! Ich versuche es, ihn zu ersetzen, aber ich versichere Sie, es gelingt mir kaum! Er hat seine Sachen zu gut gemacht, er hat das Geschäft verdorben!

Ich sage Ihnen noch einmal, sagte der alte Herr, daß ich Herrn und Madame Doligny häufig in ihrem Landhause im Departement de l'Aube gesehn habe.

Eine herrliche Villa.

Sind Sie niemals hingereist?

Nein.

Das dachte ich mir!

Der Schleier sank von Julius Augen. Eine neue Welt that sich dem zweiten Ehemann auf; hier faßte er Fuß, er entdeckte Eins nach dem Andern. Bald darauf schützte er eine Reise für eine wichtige Angelegenheit vor.

Eine Angelegenheit, die ich nicht kenne, rief Frau von Mersaint, Herr Doligny hatte keine Geheimnisse vor mir!

Als Julius zurückkam, fand er seine Frau sehr übelgelaunt.

Wollen wir Frieden schließen, sagte sie zu ihm —

Unter welchen Bedingungen?

Führe mich nach Baden-Baden! Mit Doligny bin ich öfter dahin gereist.

Wenn Ihr nicht in Eurer köstlichen Villa waret. —

O ich liebe das Land so sehr!

Gut! Du sollst dahin. Ich habe Dir eine Ueberraschung bereitet. Laß uns in den Wagen steigen und reisen.

Ist es weit?

Du wirst sehen.

Frau von Mersaint war sehr überrascht, als sie auf ihrer alten Villa im Departement de l'Aube ankam.

Ich habe es gekauft, sagte ihr Julius, und führe Dich freudig als Herrin ein, denn Du weißt, daß ich nur das Glück haben will, Dein Leben ebenso zu verschönern, als H. Doligny es gethan haben würde, und wie Du selbst mir die Umrisse meiner Pflichten in diesem Tagebuch aufgezeichnet hast.

Ein Tagebuch, sagst Du?

Ganz von Deiner Hand geschrieben. Schau! Hier die Forderung einer Scheidung von Tisch und Bett, welche sich auf verschiedene Mißhandlungen, Beleidigungen und grobe Verletzungen gründet, weil H. Doligny Dich damit überschüttete.

Sein Tod hat den Prozeß in dem Augenblick unterdrückt, als er vor dem Gericht verhandelt werden sollte. Ich habe den Advokaten gesprochen, und er hat mir die Akten gezeigt.

Frau von Mersaint ließ den Kopf hängen, das Gespenst war für immer verschwunden. Als sie nach Paris zurückkamen, lud Julius seinen Freund Friedrich ein und sagte zu ihm: Darin beruht das ganze Geheimniß. Man muß wissen, wem man nachfolgt.

Irische Gesänge.

Nach Thomas Moore von W. Cornelius.

Schilt nicht den Sänger!

Schilt nicht den Sänger, daß Du ihn gefunden
Dort, wo sich's wonnig ruht, dem Ruhme sorglos lacht;
Daß schöner mein Beruf, ich hab's empfunden,
Wenn oft im Busen heil'ge Flamm' erwacht.
Die Saite, die an meiner Leier schwirret,
Die schnellte besser wohl des Krieges Pfeile,
Der Mund, der jetzt nur Liebeslieder girret,
Säng' besser wohl dem Vaterland zum Heile!

Doch weh! mein Vaterland! — gebeugt für immer!
Dein Stolz, Dein Geist geknickt, sonst nie gebeugt;
Aus Trümmern tönt der Söhne leis' Gewimmer,
Verbrecher ist ja, wer als Sohn sich zeigt.
Nichts sind die Söhne Dein, wenn nicht verbündet
Dir zum Verrath, bis Väter sie geschändet,
Bis sie die Fackeln ihres Ruhms entzündet
Am Holzstoß, drauf das Vaterland geendet.

Drum schilt mich nicht, wenn ich hier wonnig träume,
Und zu vergessen such', was ich nicht heilen kann.
O! gieb nur Hoffnung, zeig' nur Morgensäume
Dem armen Vaterland', und prüf', ob ich der Mann?
Ich opf're gleich dem Vaterlands-Altare
Jedwede Gluth und jegliches Entzücken,
Sollt' mit der Myrth', auch, statt der Liebsten Haare,
Ich, wie Harmodius, mein Schlachtschwerdt schmücken.

Doch, ob auch Glanz und Hoffnung jetzt entschwunden,
In Dichters Liedern glänzt mein Irisch Land,
Denn nie mir schwand, in keinen Wonnestunden,
Gedächtniß Deiner, Deiner grausen Schand'!
Ringsum die Welt sei Echo Deiner Klagen,
Der Harfe Ton soll mit dem Meer sich einen,
Daß, wenn Tyrannen neue Fesseln schlagen,
Sie hören des Gefang'nen Lied, und weinen.

Vergeßt nicht das Feld!

Vergeßt nicht das Feld, wo sie starben
Die treu'sten und letzten der Braven!
All' im Grab! — und die glänzenden Garben
Uns'rer Hoffnung mit ihnen dort schlafen!

O! könnten in's Leben wir schaffen
Die Herzen, wie sonst sie geschlagen,
Noch einmal vor Gott mit den Waffen
Den Kampf für die Freiheit zu wagen; —

Dann könnte die Kette noch fallen,
Mit der Tyrannei uns umwunden,
Ha! nicht Männern, noch Gott kann's gefallen,
So schmachvoll zu liegen gebunden!

Weh', zu spät! — doch es mög' die Geschichte
Den Namen des Siegers anbeten,

Der Fluch macht die Glorie zu nichte,
Die die Herzen der Freien zertreten!

Weit glänzender Kerker und Gruben
Der Freiheitsverfechter stets schienen,
Als all' die Trophäen der Buben
Gehäuft auf der Freiheit Ruinen.

Als einst an Boyne's Unglücksstrand.

Als einst an Boyne's Unglücksstrand
Gebeugtes Irland weinte,
Es tief der Zwietracht Köcher fand
Im Strom versenkt vom Feinde.
„Dort liegt! — rief Irland — gift'ge Pfeil'!
„Mög Euch kein Aug' erstreben!
„Denn Blut, das mir bestimmt zum Heil,
„Seh' ich an Euch noch kleben!"

Umsonst der Wunsch, umsonst die Zähr',
Wie Zeit zu bald das lehret,
Denn jährlich zieht der Feind daher,
Zum Grund des Stroms er kehret;
Und zieht sie höhnisch dann empor,
Schießt die verfluchten Pfeile
In's Volk, noch gift'ger als zuvor,
Daß es zum Abgrund eile.

Weh über Dich, die sitzt und weint
Noch jetzt an Boyne's Wogen! —
Denn unermüdet kömmt der Feind
Mit Giftgeschoß gezogen.
„Wann endet dies? Herr, groß und gut!"
Frägt Irland weinend immer;
Und dumpf dann hört man aus der Fluth
Den Dämon schreien: „nimmer!"

Irland! Dein Auge, das thränenschwer lacht!

Irland! Dein Auge, das thränenschwer lacht,
Gleichet der Iris bedenklicher Pracht!
Glänzend durch Gram und Leid,
Trübend die Fröhlichkeit,
Scheint Deine Sonn' entzweit,
Weinet und lacht!

Irland! nie trocknet im Aug' Dir die Zähr',
Irland! Dein Lächeln, es wächst nimmermehr,
Bis, wie der Iris Licht,
Einigkeit Bahn Dir bricht,
Freiheit empor Dich richt'
Friedlich und hehr!

Irland! o Irland!

Wie die heilige Lampe vor Kildare's Schrein,*)
Die durch Nacht und Stürme Jahrhunderte brennt,
Ist das Herz das vergebens trug Kummer und Pein,
Der Geist überlebt sie, kein Welken er kennt!
Irland! o Irland! so glänzt und so weint,
So durch Knechtschafts-Jammer Dein Geist erscheint!

Viele Völker schon schwanden, doch Jugend Dir lacht,
Deine Sonne erst steigt, die der Anderen sank;
Ob Dich Knechtsschaftswolken um's Frühroth gebracht,
Einst wird Dir der Freiheit Glanzmittag zum Dank.
Irland! o Irland! wie lang auch verkannt,
Dein Stern wird noch glänzen, wenn der glänzendste schwand.

*) Das unauslöschliche Feuer von St. Bridget zu Kildare, dessen Giraldus erwähnt.

Nicht erfrierend im Regen, nicht gestört vom Wind',
Liegt die Lilie schlummernd in Winterszeit,
Bis der Frühling sie weckt, sie berührend gelind,
Und die Blüth', dann des Lichtes, der Freiheit sich freut.
Irland! o Irland! Dein Winter ist hin,
Und durchwinterte Hoffnung bringt Blüthengewinn!

Königliches Theater.

Sonnabend den 19. Juni. Zum Erstenmale: Patkul. Politisches Trauerspiel in 5 Aufzügen von C. Gutzkow.

Der zweite Triumph, den Carl Gutzkow mit diesem Stück in seiner Vaterstadt erlangt hat, kann die Literatur und die Kritik nur freuen. Das Publikum wird dadurch empfänglich gemacht für das öffentliche Aussprechen neuerer Bestrebungen, und die Direktionen lernen einsehn, daß dem Drama wie dem Theater nur dann Heil zu entsprießen vermag, wenn sie den Ideen der Zeit dienen. Wir nehmen es als ein erfreuliches Zeichen der Annäherung an diese, daß man solche Aeußerungen, wie sie im Patkul vorkamen, und wie sie der Stoff mit sich brachte, ungehindert geschehen ließ. Für Gutzkow selbst ist in diesem Stücke gegen den Savage unstreitig ein Fortschritt enthalten, er hat kühneren Muthes sich dem Stoffe hingegeben, er zeigt ein tieferes Streben nach Charakteristik, es wird nicht so viel Komödie mit erheuchelten Gefühlen gespielt als dort, indessen ist die Geschicklichkeit und die verständige Berechnung der Effekte auch hier noch die Hauptsache, Gutzkow bringt es nur zu Situationen, er dichtet wie die französischen Dichter von außen nach innen, indem er sich gefällige Formen bildet, die er, wie es die Umstände erfordern, mit Gedanken ausfüllt, die aber für den tieferen deutschen Sinn hohl bleiben; denn wir sind es gewohnt, die ursprüngliche, begeisterte Dichterkraft sich dem Drama zuwenden zu sehen, wir denken an Shakspeare, Schiller und Goethe, nicht an Dumas und Scribe, wenn wir dramatische Produktionen schauen oder lesen. Und gewiß haben wir Recht. Denn nicht die Befriedigung des Moments, die Erregung des flüchtigen Interesses, sondern die nachhaltige Wirkung der psychologischen Wahrheit und der ideellen Begeisterung hat das Drama zu erstreben. Wir verlangen Charaktere, welche dem Boden des Substantiellen entsprossen sind, einen Organismus, der uns die Totalität des Geschichtsgeistes einer Epoche offenbart. Hier aber fehlt die Kraft, welche allein diese zu schaffen vermag, die Innerlichkeit. Wir sehen nirgend die Natur des Dichters, das Sprühen und Leuchten seiner eigenthümlichen Begeisterung, den Pulsschlag seines Herzens. Wir erkennen höchstens den Schriftsteller, der mit Sarkasmen streitet, wo es scharfe Antithesen gilt, und fühlen das Verfehlte des reflektirten Raisonnements statt des natürlichen Ausdrucks; das Pathos gehört nur diesen bestimmten Personen, und ist nur so stark und in solchem Maße, wie es der Effekt der Scene erfordert, ihnen beigegeben; Gutzkow hüthet sich wohl, weiter zu gehen, als der Bühnenzweck ihm gestattet.

Dennoch sind wir mit dem größten Interesse dem Stücke gefolgt, und wollen Gutzkow gern jedes Verdienst, das ihm zukommt, zugestehn, die Kritik legt uns aber zugleich auch die Pflicht auf, die Mängel seiner Richtung so scharf als möglich zu bezeichnen, um ihn selbst zu warnen, und das Publikum für seine zukünftigen Leistungen auf den richtigen Standpunkt der Beurtheilung zu führen. Es darf nicht vergessen, daß es nicht Gutzkow allein, sondern auch allen übrigen Talenten der Gegenwart, deren Produktionen die Bühne beschreiten werden, diesen Beifall und diesen Enthusiasmus entgegenzutragen habe. Es muß selbst erinnert werden, daß es bereits jenem Savage zugejauchzt hat, der von der Literatur nur als ein höchst fehlerhaftes und mittelmäßiges Werk anerkannt worden ist.

Patkul gehört zu jenen energievollen Geistern des siebzehnten Jahrhunderts, welche gegen die

neuerstehende souveräne Fürstengewalt die Berechtigung der ständischen Freiheit geltend machten, er ging zu Grunde, wie Kalkstein und Rhode in Preußen zu Grunde gingen. Er war, was man einen unruhigen Kopf nennt, den die Machthaber gern unschädlich machen. Gewaltstreiche waren damals nichts Ungewöhnliches. Die Fürsten versuchten, was die Souveränität vermochte. Kalkstein wurde in Warschau aufgegriffen, über die Grenze gebracht, und in Preußen ohne gehöriges Urtheil hingerichtet. Patkul war russischer Gesandter in Dresden, Friedrich August lieferte ihn bei dem Altranstädter Frieden an Karl XII. aus, und dieser ließ ihn auf eine so qualvolle Weise hinrichten, wie die Geschichte civilisirter Länder sie kaum noch einmal aufweist. Die Geschichte hat diesen Bruch des Völkerfriedens durch Friedrich August, diese abscheuliche Grausamkeit Karl XII, der dabei eigentlich nur den Haß seines Vaters sühnte, (denn dieser hatte Patkul zum Tode verurtheilt, weil er ihm gesagt, Liefland hätte lieber Alles versuchen, als das Joch Schwedens auf sich nehmen sollen) streng gerichtet, und auch der Dichtkunst steht es wohl an, den kühnen Freiheitshelden zu feiern, der so tragisch in der Blüthe seiner Jahre sein Leben um seines Denkens willen dahingeben mußte. Patkul war 47 Jahr alt, als er starb, und er feierte eben sein Verlobungsfest mit der Wittwe des dänischen Gesandten Rumohr, als er in Dresden verhaftet und nach dem Königstein geschleppt wurde. Friedrich August wollte ihn, so geht die Sage, entfliehen lassen — aber es ist nicht geschehen, und dies spricht zur Genüge gegen die Wahrheit derselben. Patkul ging eben so durch die Schlechtigkeit der Sachsen, wie durch die Grausamkeit der Schweden zu Grunde, und in dieser Doppelstellung beruht sein tragisches Geschick. Hier betrogen, dort mißhandelt, unterlag er, weil er den unerschrocknen Muth geistiger Freiheit in seiner Brust trug.

Gutzkow hat nun die Motive dieses Untergangs wesentlich auf ein Theaterinteresse gegründet. Patkul liebt das Fräulein Anna von Einsiedel am Hofe Friedrich Augusts, welche auch der Churfürst mit seiner Liebe beglückt, das Geheimniß wird entdeckt, grade, als Friedrich August den Frieden unterzeichnen will, und die Räthe, welche Patkul hassen, weil er ihnen überlegen ist, haben leichtes Spiel mit der Leidenschaft des Churfürsten, sie überreden ihn, daß Patkuls Auslieferung durchaus unabwendbar sei, er unterschreibt die Bedingung. Nachher aber kommt ihn die Reue an, und er verspricht Anna, nachdem Patkul gefangen genommen worden, dessen Befreiung, indem er Anna's Bruder den Kabinetsbefehl für den Kommandanten des Königsteins übergiebt, daß er Patkul augenblicklich frei lassen soll. Aber es geschieht nicht, der Kommandant will von Patkul erst Geld erpressen, und die Räthe beschleunigen die Auslieferung. Friedrich August eilt ins schwedische Lager, wirft sich Karl XII. zu Füßen, (dies wird erzählt) umsonst, Patkul wird abgeholt, um erschossen zu werden. Er fällt ein unschuldiges Opfer der Tyrannei, nachdem er vorher einen Freund, Alfred von Schlippenbach mit sich hinweggerissen, denn dieser erschießt sich kurz vor der Hinrichtung; Anna ist im Wahnsinn gestorben.

Wo bleibt hier, so müssen wir Gutzkow gleich zu Anfang fragen, die *tragische Schuld*, wo ist die Berechtigung zu diesem Leiden, wodurch werden wir schadlos gehalten für die Bitterkeit des Gefühls über diese Tyrannei, wo ist das Gegengewicht gegen das Unrecht? Friedrich August's Bekehrung kann uns nicht genügen. Er läßt zwar, als nichts mehr hilft, die treulosen Räthe verurtheilen — aber wir trauen dieser Besserung nicht recht, denn wer einmal so gewissenlos handeln, wer Europa gegenüber das Völkerrecht verletzen, seine fürstliche Würde so tief vergessen konnte, von dem haben wir nichts mehr zu erwarten — und die Geschichte weiß denn auch davon zu erzählen. Auch an dem Edelmuth seiner Liebe glauben wir nicht, die vielen Maitressen, welche der Königsmark folgten hindern uns daran. Nein, nicht hier ruht der tragische Schwer-

punkt, sondern bei den Schweden und Liefländern. Karl XII. ist Patkul's Feind, und wir halten es für einen unwiederbringlichen Fehler Gutzkow's, daß er diesen nicht mit ins Spiel gezogen hat. Hier ließ sich Patkul's tragische Schuld so leicht und schön motiviren — welche Konflikte entstanden nicht hier zwischen dem despotischen Eisenkopfe und dem Freiheitsverfechter Patkul! Karl hatte Recht für seine Zwecke, Patkul für Liefland; der minder mächtige, aber edlere Mann unterlag, aber er konnte auch Karl's Heldenruf mit in sein Grab ziehn, und Friedrich August's Schwäche, die Schlechtigkeit der sächsischen Staatswirthschaft gab das dritte ergänzende Element hierzu.

Wie ärmlich hat sich Gutzkow mit der Episode des Alfred von Schlippenbach beholfen, die hereinbricht, man weiß nicht wie, und verpufft, man begreift nicht, weßhalb, als um den Theatercoup! Gutzkow dichtet eine Soldatenscene, aber kein Soldatengeist entfaltet sich, hier ist Raum zu Shakespearscher Volkscharakteristik, es erfolgt nichts, als ein leerer Theaterenthusiasmus, ein hohles Pathos ohne Saft und Kern.

Und Patkul selbst — entschädigt uns diese Liebesgeschichte, die doch, bei Licht besehn, höchst gewöhnlich ist, für das, was wir einbüßen? Sehen wir in ihm diesen wilden Freiheitskämpfer, diesen Mann, der zwei Schwedenkönigen die Spitze bot, der es erlangte, daß in Petersburg die schwedischen Regierungsschriften gegen ihn verbrannt wurden, nachdem man die seinen in Stockholm verbrannt? Genügen uns diese wenigen Phrasen von Tyrannenhaß und künftiger Volksfreiheit? Auch sie sind hohl, wenn auch schön gesagt, denn sie beruhen auf keiner Charakterkraft, die auf Thaten sich gründete. Dieser Patkul, der in Liebe zerschmilzt wie ein Knabe, der einem Churfürsten vertraut, weil er ihn durch Memoiren zu bessern denkt, der schwatzt, statt zu handeln, wo es seine Rettung gilt — dieser ist der Patkul der Geschichte nicht. Er konnte geliebt werden, und selbst Neigung empfinden für ein schönes Weib — aber darin aufgehn, wie ein zwanzigjähriger Jüngling, schwärmen, durfte er nicht. Sein Herz mußten größere Gefühle erfüllen. Er mußte tiefer denken, energischer handeln — die liefländischen Regimenter von Karl abzureißen, das mußte sein Streben sein. Aus dem Uebermaaß seiner Kraft mußte seine Schuld quellen.

Freilich ist es zweifelhaft, ob dann Gutzkow ein so bühnengerechtes, so eben auf der Messerspitze der Zulässigkeit schwebendes Drama gedichtet haben würde — allein dies kann uns nicht irren; wir halten es dennoch für möglich. Wie dieser Patkul jetzt ist, hat Gutzkow seine Befähigung zum Tragödiendichter nicht nur nicht bewiesen, sondern aufs Neue in Frage gestellt. Er hat keinen Charakter geschaffen, er streift auch nicht am Entferntesten an die Wirkung, welche z. B. ein Stück Heinrich von Kleist's, ja selbst nicht an die, welche Beer's Struensee hervorbringt. Die Nebenpersonen der alten Churfürstin, des intriguirenden Rathes Pfingsten, was sind sie eben, als Figuren, welche die Scene füllen? — poetische Bedeutung, plastische Abrundung, einen innerlichen Zusammenhang mit dem Ganzen suchen wir vergebens bei ihnen. Iffland's Intriguanten sind besser durchgeführt, als dieser Pfingsten, sie sind wenigstens consequent in ihrer Abstraktion. Alfred von Schlippenbach ist ein Knabe ohne Individualität, eine Puppe. —

Sprechen wir somit Gutzkow den eigentlichen Beruf zum Tragödiendichter ab, so wollen wir dagegen gern sein Talent für Situationen-Dichtung anerkennen, das er hier bewährt. Der dritte Akt ist in dieser Beziehung ein Meisterstück, Scribe könnte ihn nicht besser gedichtet haben. Aeußerst mangelhaft ist dagegen die Exposition des ersten Aktes, welche beinahe ins Komische umschlägt, wir meinen das Vorlesen der Biographie Patkuls. Wie leicht war dies zu vermeiden!

Wir glauben daher, daß Gutzkow ungleich mehr für das Conversationsstück und das Lustspiel leisten werde, und sind begierig auf die schon vielfach gerühmten Stücke desselben, namentlich auf

die Schule der Reichen. In dieser Sphäre kann ihm sein scharfer Verstand, seine Combinationsgabe, selbst die Manier des sarkastischen und antithetischen Sprachausdrucks wesentlich zu Statten kommen. Nur den tieferen Humor, welcher die freie, wahrhaft kräftige Lebensanschauung in der Sphäre des Komischen producirt, werden wir auch hier nicht erwarten dürfen. Gutzkow wird von der Satire ausgehn, und die Kokelterie mit erkünstelten Gefühlen wird auch hier im Vordergrund stehn.

Von der Aufführung des Patkul haben wir wenig zu sagen. Hr. Devrient spielte den Patkul; durch die Monotonie und Hohlheit seines Organs verlor dieser vollends die wenige Frische und Energie, welche ihm der Dichter noch gelassen hatte, er machte nichts weniger als den Eindruck eines Helden. Der an und für sich schon schwache fünfte Akt, der wie eine dürftige Copie des Egmont aussieht, wurde uns fast zur Qual. Stimme wie Bewegung, namentlich die übergebeugte Haltung des Körpers erschienen in solchen Scenen bei H. Devrient wahrhaft kläglich. — H. Rott als Churfürst war in einigen Momenten gut, in andern so geziert und manierirt, (vorzüglich in den Handbewegungen) wie immer. Seine Freunde fanden für gut, ihn nach dem 3. Akt unter der Opposition von mindestens zwei Drittheilen des Publikums herauszurufen. Wir fordern diese ernstlich auf, zu bedenken, wie sehr sie H. Rott durch so unverdiente Anerkennung, von der jeder Gebildete sich unwillig abwendet, schaden, und wie sehr sie die Würde des königlichen Theaters beeinträchtigen, in dem doch nur der Geschmack der tiefer Gebildeten entscheiden sollte. Doch dahin wird es wohl nie in Deutschland kommen! Die Masse, auch bei den mittleren Ständen, bleibt immer roh, und die Rohheit hat keine Achtung vor der Bildung. H. Seydelmann gab sich alle mögliche Mühe, den Intriguanten Pfingsten so interessant darzustellen, als möglich, er machte einen gemüthlichen Bösewicht mit sächsisch accentuirter Sprache daraus, und die Intrigue erhielt so eine leidliche Folie, aber der tiefere Effekt fehlte dennoch. Mad. Wolf verdient für die Uebernahme der kleinen Rolle der Churfürstin vom Dichter und vom Publikum allen Dank; Dlle. Bertha Stich war eine Liebende, wie sie immer ist, sie sucht mit tiefem Athemholen eine Kraft des Gefühls, die sie nicht ursprünglich besitzt und nicht erreicht, sie kommt nicht über den Anflug des Sentimentalen hinaus. Clara Stich, sowie alle Uebrigen hatten unbedeutende Rollen. H. Krüger als Alfred würde gut thun, das forcirte und deshalb schwer zu reproducirende Pathos mehr crescendo zu entfalten, er fällt mit der Thür zu plump ins Haus. Beifall wurde auch ihm. Zum Schluß des Stückes erschien stürmisch gerufen, Gutzkow mit H. Devrient und H. Rott.

E. Meyen.

Feuilleton.

Es versteht sich wohl von selbst, daß wir das Lied von Musset nur mitgetheilt haben, um die Hohlheit seiner Renommagen mit dem „Gehabthaben", und unsre Gleichgültigkeit dagegen zu zeigen. Fürs Gehabt-haben giebt der Jude nichts, sagt ein altes Sprichwort. Wenn Musset es rühmt, daß die Franzosen unter Condé am Rhein gehaust, so haben sie dafür das Gewicht des Schwerdtes empfunden:

ob dessen Klang nicht Feinde lachten,
als sie bei Roßbach und bei Lissa lagen.

Hat Napoleon die Rheinprovinz französiren wollen, so hat sich diese Verletzung unsrer Nationalität schwer an ihm gerächt, und war er in Berlin, und Wien, so waren die Preußen dafür in Paris. Haben die Franzosen die Marseillaise, so haben wir Deutsche dafür die Lieder von Arndt, Körner und Schenkendorf. Daher wiegen die Schaalen auf beiden Seiten gleich, keine der beiden Nationen kann sich der andern überheben, sondern jede darf vernünftiger Weise nur auf Frieden, und ge-

genseitige Ausgleichung, die beiden Noth thut, bedacht sein. „Sie sollen ihn nicht haben", keinen Fuß breit Landes sollen sie haben, das versteht sich von selbst, das bedingt die einfache Bedeutung der Nationalität, und bleibt bestehn, aber auch wir sollen uns hüten, Franzosenfresser zu werden, französische Bildung und Staatsinteressen gering zu schätzen, und zu thun, als ob bei uns schon Alles besser wäre, als jenseit des Rheins. Dies ist zunächst unsers Amtes, wir sind die Besonneneren, die Franzosen werden schon nachfolgen, wenn sie sehen, daß wir ruhig bleiben.

Thiers wird im Lauf des Sommers nach Ems, und von da nach Berlin reisen. Er ist hier mit einem Gefolge von 30 Personen und mit ungemeßnen Kreditbriefen angemeldet. Er wird, wie man sagt, die Schlachtfelder Norddeutschlands für seine Geschichte des Kaiserreichs bereisen. Wir sind begierig, welche Wirkung der zum Minister emporgestiegene Journalist, der Sohn der neuesten Zeit, in Deutschland hervorbringen wird. Alle wahrhaft Gebildete werden ihn, deß sind wir gewiß, mit höchstem Interesse empfangen, und die Zeitungen, welche so thöricht auf ihn geschimpft, sich hoffentlich schämen, daß sie es gethan.

Dlle. Bertha und Clara Stich werden, dem Vernehmen nach, die königliche Bühne verlassen, und nach Breslau und Hannover gehn.

So ungern wir auch die anmuthige Erscheinung der beiden jungen Damen vermissen werden, so können wir doch nicht umhin, uns dahin auszusprechen, daß eine Entfernung von der Mutter, ein Freistehn, und die Erprobung eines neuen Publikums der nothwendigen freieren Entwicklung beider sehr zuträglich sein wird.

Antwort.

Die Berliner Zeitungen vom heutigen Tage — Dienstag den 15 Juni — bringen eine mit den Namen v. Cornelius, Wach und Begas unterzeichnete Erklärung, auf unsern Artikel im Hamburger Correspondenten bezüglich, in der, gewiß zur Freude aller wahren Kunstfreunde, sich eine vollkommne Harmonie des edelsten Kunststrebens der drei genannten Meister, und von Seiten der beiden letztern, eine willige Anerkennung des größern Verdienstes gegen den Alt- und Großmeister (Ritter von Cornelius) ausspricht. Wir irrten also nicht, indem wir annahmen, daß jene, von uns angezogne Notiz, im Hamburger Telegraphen, nach der ein Mißverhältniß in den Bestrebungen der genannten drei hochachtbaren Künstler obwalten sollte, in keiner Weise begründet sei, und freuen uns, die Veranlassung gegeben zu haben, daß die H. H. v. Cornelius, Wach und Begas sich vor dem ganzen deutschen Publikum in kunstbrüderlicher Eintracht die Hände reichen. Aus solchem Bunde kann nur Segen quellen.

Berlin, den 15. Juni 1841. H. T.

Berichtigung.

Durch einen Irrthum des Setzers ist im Inhaltsverzeichniß der vorigen Nummer der Name des Uebersetzers der Novelle: „der zweite Mann" statt des Verfassers genannt worden. Wir müssen dies um so mehr berichtigen, als es ganz gegen unsre Grundsätze ist, wie es wohl hier und da geschieht, französische Produktionen für eigne auszugeben. Wir nennen nicht einmal die Namen der Uebersetzer. Pag. 382, 2te Sp. Z. 9. v. u. ist Reflexion statt Religion und Z. 3. v. u. Redaktion statt Reaktion zu lesen.

Gedruckt bei F. Nietack. Verlag von Carl J. Klemann.

Inhalt.

Erster Jahrgang. 1841. Erstes Semester.

Nr. 1 — 25.

	Seite.
Vorwort	1.
K. Riebel, Rückblick auf den Quadrupelvertrag und Frankreichs Stellung zu ihm.	3.
Baron v. Schomberg-Gervasi, Handel, Industrie, Kommunikationsmittel.	8.
W. Alexis, einige Erinnerungen an Karl Immermann.	10 u. 21.
M. Carrière, Anschauungen aus Italien. Onofrio, Sicilien: a. die Seefahrt, b. Palermo, c. Reise nach d. Tempeln.	12, 89, 102 u. 114.
Fr. v. Gaudy, die Propagandisten zu Rom. (Gedicht).	13.
Theater. (Allgemeine Uebersicht)	14.
Feuilleton (Gaudy; Cornelius).	16.
K. Riebel, Deutschlands Genius im Falle einer europäischen Krise.	17.
Beethoven, drei Briefe an Bettina.	19.
E. Meyen, die neuste belletristische Literatur.	24.
Theater. (Racine's Athalja).	29.
Feuilleton.	31.
E. Meyen, ein Blick auf die jetzige Weltlage.	33.
E. M. Wolf, Recension von „Ueber Theaterschule. Eine Mittheilung an das Theaterpublikum von Eduard Devrient."	35.
Chamisso, ein Brief an Gaudy.	39.
L. Eichler, die Supplikanten. Novelle.	40, 51 u. 91.
L. Eichler, Sonnette.	44.
Theater. (Courcy und Dupenty, Engel und Dämon).	46.
Feuilleton. (General Hulin; Rosenkranz; Börne; Académie française; Daguerrotypportrait).	47.
K. Riebel, die jüngste Botschaft des nordamerikanischen Präsidenten.	49.
Aus Mailand. (Corresspondenz).	55 u. 70.
E. Kolloff, der Luxemburggarten in Paris.	57 u. 67.
W. Cornelius, Wittenberg (Gedicht).	59.
K. Marx, der Spielmann, Nachtliebe. (Gedicht).	59.
Theater. (Egmont).	60.
Feuilleton. (Liepmann; Mosen; Toussaint; Schmidt von Gretna-Green ꝛc.)	63.
E. M. Wolff, Ueber die Stände und deren Entwickelung in Preußen.	65, 97. u. 177.
Der blaue Domino. (Pariser Scene).	72.
Volkslieder.	74.
Theater. (Heyden, Geschäftsführer. Wer langsam geht ꝛc. a. d. Fr. v. Herrmann).	75.
Correspondenz aus Hamburg (Patkul von Gutzkow).	77.
Feuilleton (Jules Janin an die Berliner Studenten von E. Meyen).	78.
K. W. Kähne, Volkscharakter der Franzosen.	81.
E. Meyen, Neueste Literatur. Lyrik.	85.
Theater, (Romand, Herzog v. Alba).	94.
Feuilleton. (Holtei; W. Alexis; Schelling; Ozanan ꝛc.)	95.
Grabbe, Ein Brief.	104.
Fr. Coquille, die Todtenjagd. Nach einer Altschottischen Legende.	105. 116.
E. Ferrand, zwei Kaiser. Deutsche Sage.	108.
Theater. (Scribe, das Glas Wasser).	109.
Feuilleton. (Klein's Maria v. Medici ꝛc.).	112.
Fr. Schmidt, die Schweiz im Fall eines Kriegs zwischen Deutschland und Frankreich.	113.
J. Löwenberg, Gretna-Green.	119.
E. Ferrand, ein Begräbniß. (Gedicht).	124.
Die Nixe der Bode. (Gedicht).	124.
Der Berliner Karneval.	125.
Theater. (Tolb, die schlimmen Frauen).	126.
Feuilleton. (Pückler; Raczinski; Klein; Kästner ꝛc.)	129.
K. Riebel, deutsche Variationen über die Freisprechung des Lord Cardigan.	129.
Aus dem Tagebuche eines Narren. Mitgetheilt vor A. Erstes Blatt.	132.
Zweites Blatt.	184.
Drittes Blatt.	263.
Viertes Blatt.	267.
Eine Idyllische Bekanntschaft. (Correspondenz aus Bayonne).	134.
J. Minding, Gebet der Sachsen. (Gedicht).	136.
K. Beck, Bilder aus Ungarn. (Gedicht).	137.
M. Carrière, Recension von „Maria von Medici, Trauerspiel von J. L. Klein."	138.
W. Viol, musikalische Revue.	140.
Feuilleton. (Sophie Löwe; Franz. Ministerium; Söltl ꝛc.)	142.
An das Publikum.	144.
Rutenberg, der Pekinger Hof und die chinesische Staatshaushaltung.	145, 165 u. 181.
W. Nürnberger, Laokoontis, ein Plastikon aus der Jugend in 4 Fragmenten	150 u. 166.
J. Minding, der artesische Springbrunnen von Grenelle bei Paris.	155.
Theater. (Improvisation v. Mad. Lyser;) Scribe, Estelle oder Vater und Tochter.	156.
Feuilleton. (Marheineke, Vatke ꝛc.)	158.
Lucius, die europäische Triarchie.	161.
George Sand's neuster Roman: Le compagnon du tour de France. Von E. Meyen.	169.
Schlachtgesang, der Pilger, Kreuzritter nach Th. Moore von W. Cornelius.	174.
Theater. (Bauernfeld, Ernst und Humor; Neueste Vorstellungen im Königst. Theater).	174.
Feuilleton. (Zur Journalistik).	176.

Seite.
Die deutsch-spanische Akademie in Madrid. . 187.
Robert Bruce's Anrede an seine Armee. Nach Burns von W. Cornelius. . . . . . 189.
Die Castilische Maid, nach Th. Moore von W. Cornelius. . . . . 189.
Theater. (Göthe, Hermann und Dorothea; das Jubiläum der Mad. Wolf). . . . 189.
Feuilleton. . . . . 191.
J. Minding, vom Aeußersten im Staatsleben. 193.
G. Sand, die Cameradschaften in Blois. 196, 212 u. 229.
J. L. Klein, Steuben's Waterloo. . . . 201.
E. Sommer, der Invalide im Irrenhause. (Gedicht). . . . . 203.
Theater. (Schiller's Wilhelm Tell). . . . 205.
Feuilleton. (Aus Paris; Fanny Elsler 2c.) 207.
E. Meyen, Königsberg in Preußen. . . . 210.
Th. Mügge, ein Abentheuer in Holland. 217, 246 u. 258.
Scherenberg, Baumwaldesnacht. (Gedicht). 221.
Theater. (Nestroy, der Talisman). . . . 222.
Spontini und das berliner Publikum. . . 223.
Feuilleton. (Sallet, Opiumraucher). . . 223.
Scherenberg, Thier-Waldes-Nacht. (Gedicht). . . . . 235.
Feuilleton. (Meyen's Entgegnung auf Gutzkows Kritik von Klein's Maria v. Medici 2c.) 239.
Ein Brief aus London. . . . . 241.
v. Minutoli. Zur Geschichte der ägyptischen Reisen. . . . . 249 u. 268.
Theater. (Ein Wort des Fürsten). . . . 252.
Feuilleton. (Verre d'eau; Tiedge; Dumas; Arnim 2c.). . . . . 253.
Briefkasten. . . . . 255.
Schmidt, Nationalität und Stammgenossenschaft. . . . . 257.
L. Liber, des Gefangnen Lied. Altspanische Romanze. . . . . 270.
Theater. (Maria Stuart). . . . . . 270.
Feuilleton. (Tieck; Karr; Napoleon 2c.). 272.
P. Smith, Rechte und Pflichten der Kritik. Nach d. Fr. m. e. Nachwort v. E. Meyen. 274.
Varnhagen von Ense. Friedrich Wilhelm IV. — Göthe. Aus einem Briefe an die Gräfin von **. . . . . 277.
K. Nauwerck, Plänkeleien. . . . 279 u. 289.
Fr. v. Gaudy, Bericht des Prof. Dintelmaier, Vorsteher des Waisenhauses zu Schwarmeliß, an das Ministerium des Cultus. . . 280.
La Breschelle. Novelle von Isidorus orientalis. . . . . 283.
Jakob Grimm's erste Vorlesung in Berlin. 285.
E. Sommer. Sängers Liebe, Petrarka. (Gedichte). . . . . 286.
Feuilleton. (Leipz. Zeitung; Spontini; Bettina 2c.). . . . . 287.
E. Meyen, Immermann's Ansichten über das deutsche Theater. . . . . 296.
Theater. (Das Duell-Mandat, a. d. Fr. v. Vogel). . . . . 302.
Feuilleton. (Köppen über die berliner Historiker; Heine; H. v. Kleist; Neue liter. Erscheinungen 2c.) . . . . 303.
E. Meyen, die Kunst und das Publikum. . 305.
W. Alexis, eine Reisegesellschaft in der Mark im vierzehnten Jahrhundert. . . 307 u. 324.
Lucius, moderne Lyrik. Franz Kugler. Nikolaus Becker. Julius Minding. . . . 313.
Mondnacht. Gedicht von K. . . . . . . 316.
Die italienische Oper. . . . . 318.
Feuilleton. (Rötscher; W. Grimm; Gentz; Schubart; Mendelssohn; Gans 2c.) . . 319.
E. Meyen, Recension von Gallerie deutscher Zeitgenossen I. Leben des Freiherrn von und zum Stein. . . . . . . 321 u. 339.
E. Meyen, ein literarisches Curiosum. . . 328.
J. Minding, die Getraidebill. . . . . . 330.
L. Liber, Chosru Nuschirwan. (Gedicht). . 331.
Oper und Concert. . . . . 333.
Theater. (Schiller's Wilhelm Tell). . .
Feuilleton. (Leipz. Allg. Zeitung; Hamb. Correspondent. Schiller's Wilhelm Tell 2c.). 335.
Dr. Franz: Ueber die Stellung der Fabrikarbeiter. . . . . 339.
Das Modejournal. Novelle. . . . . 344.
Der Tausch, Gedicht von K. . . . . . 347.
Theater: (H. Schneider als Komiker von Friedrich Radewell. Die Heimkehr des Sohnes). . . . . 347.
Feuilleton. (Eine Rüge für das Morgenblatt. Die berühmten Männer in Berlin. Meyerbeer. Der Concurrenzpreis für ein neues Lustspiel. Die Liebhabertheater in Berlin Die Hippophagen in Königsberg 2c.) . . 349.
Französisches Urtheil über Deutschland. (Marmier). . . . . 353.
Polemisches (Hamburger Correspondent über Bettina. Blätter für literar. Unterhaltung über Klein). . . . . 363.
Parmentier, der Kartoffel-Heros. . . . 364.
Athen. Gedicht von K. Spanisches Kinderlied v. L. Liber. . . . . 366.
Oper und Concert. (I. Puritani. Prume). 397.
Feuilleton. („die Zeit". Engl.-deutscher Handelstraktat. Agnes Schebest. Kuranda). 368.
Prutz: der Göttinger Dichterbund von Carriere. . . . . 370 u. 372.
Victor Hugo's Rede in der Akademie. . . 375.
Nochmals das Rheinlied. (Lamartine. Musset). . . . . 375.
Toussaint. Roman von Th. Mügge von E. M. . . . . 376.
Der zweite Mann. Novelle nach Guinot. 378.
Oper und Concert. (Mad. Duflot-Maillard) 381.
Feuilleton. . . . . 382.
Urkundliches zur Gesch. und Verfassung der Provinz Preußen von K. Riedel. . . . . 383.
Dorow, Denkschriften und Briefe. Erster Artikel. . . . . 385.
Leon Gozlan, Barbarei und Humanität. 389.
Irische Gesänge. Nach Th. Moore von W. Cornelius. . . . . 392.
Patkul. Politische Tragödie von Gutzkow. Von E. Meyen. . . . . 394.
Feuilleton. Ueber Musset's Rheinlied. Thiers. Dlle. Bertha u. Clara Stich. Antwort von H. T. . . . . 397.

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Redigirt

von

Dr. Karl Riedel.

Erster Jahrgang. 1841. Zweites Semester.

Nr. 26 — 50.

Mit Beiträgen von:

Buhl, Budberg-Benninghausen, Blau, Eichler, Frantz, Freytag, Graff, Hess, Isidorus orientalis, Köppen, Liber, Meyen, Minding, W. Müller, Nauwerck, Oswald, Rutenberg, F. Schmidt, Scherenberg, Truhn, Valbert, J. W. Wolf, u. A.

Berlin, 1841.

Verlag von Karl J. Klemann.

Digitized by Google

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. **Karl Riedel.**

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend eine Lieferung zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an die Verlagshandlung von Carl J. Klemann, Burgstraße Nr. 8, zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden ebendaselbst angenommen. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 26. Berlin, den 3. Juli **1841.**

Inhalt: Berlins Gegenwart und Zukunft; von Frantz. — Plänkeleien von K. Nauwerk. — Denkschriften und Briefe. Zweiter Artikel. — Der Brasero; Novelle nach de Lavergne. — Oper und Concert. — Feuilleton.

Berlins Gegenwart und Zukunft.

Von Frantz.

Die Geschichte Berlins hat ihre Epochen, wie die Geschichte des preußischen Staats. Aber Preußen hat nicht wie das alte Rom seinen Ausgang von der Hauptstadt genommen, die vielmehr erst durch den Staat Bedeutung empfing. Wie die Hohenzollern an Macht gewannen, gaben sie ihrer Residenz eine großartigere Gestalt. Die Hauptstadt ist so zu sagen hinter dem Staate hergegangen, der immer den Vorsprung hatte.

Preußens erste Periode rechnen wir bis zum westphälischen Frieden. Der Staat war eine deutsche Mittelmacht; wohl mit der Anlage zu höherer, aber noch nicht von allgemeiner Geltung. Noch bestand das deutsche Reich, mit seinen vielen, sich gegenseitig beschränkenden Selbstständigkeiten, von altehrwürdigem Ansehn und ererbtem Reichthum. Noch waren jene Reichsstädte: Nürnberg, Augsburg, Straßburg u. s. w., die Hansestädte, die Sitze der Cultur und des Handels, die ansehnlichsten in deutschen Landen, denen sich Berlin, in der entlegnen Mark, bei weitem nicht gleichstellen konnte. Aber auch an dieser Mark sollte sich die Weissagung erfüllen, daß sie nicht die geringste sei im deutschen Lande; denn aus ihr sollte der Held hervorgehn, ein Rächer der Schmach des Gesammt-Vaterlandes. Und er erschien, Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst, der erste, ja der einzige von Deutschlands Fürsten, der sich den Feinden des Reichs, Schweden und Frankreich, männlich und sieghaft entgegen stellte. Was er für Preußen und Deutschland gethan, gehört der Weltgeschichte an.

Es sei uns vergönnt, einen Augenblick dabei zu verweilen, das Bild der Größe zu betrachten, in welchem schon alle Momente zu erkennen sind, die Preußen seine welthistorische Bedeutung gegeben haben. Friedrich Wilhelm fand beim Antritte seiner Regierung ein Land vor, durch die langen Drangsale des Krieges (gleicherweise von Schweden und von Kaiserlichen ausgegangen) verödet und verarmt, und durch die nachlässige Verwaltung des verrätherischen Schwarzenberg in totale Verwirrung, um nicht zu sagen in Anarchie, gestürzt. Wodurch hat er es aus diesem Zustande erhoben, und seine gerechten Ansprüche, trotz Neidern und Gegnern, geltend gemacht? Durch Ordnung und Energie, d. h. indem er die ganze Verwaltung einem allgemeinen Willen unterwarf, und die Gewißheit hatte, daß dieser Willen an und für sich wahr und berechtigt sei, sich verwirklichen werde und müsse. Im Verlaufe der Jahrhunderte hatte sich die deutsche Nation in unendliche Besonderheiten zersplittert, und diese Besonderheiten sich selbstständig gemacht. Es

war dahin gekommen, daß jede Grafschaft, ja jeder Ort seine besonderen Einrichtungen und Privilegien hatte. Alles schloß sich hartnäckig für sich ab, der Sinn für das Allgemeine war erstorben, es gab keinen eigentlichen Staat. In den Marken, als den erst später germanisirten Ländern, hatten sich diese Verhältnisse nicht ganz so zur vollen Verwirrung entwickeln können. Wie nun Brandenburg die jülichschen Lande und Preußen erwarb, so stellte sich die Aufgabe, die verschiedenen Theile zu einem Ganzen zu vereinigen, die starre Besonderheit zu vernichten, um das Höhere, die Einheit des Staats, hervorgehen zu lassen. Diese Aufgabe erfaßte der große Kurfürst. So hatte er seinen Willen, als den allgemeinen, allenthalben nachdrücklich durchgesetzt, und ihm die besonderen Rechte und Privilegien der einzelnen Landschaften unterworfen. Man hat wohl über Druck und Herrschsucht geklagt, aber man hat sich gefügt, und so ist das Große entstanden, dessen Anschauung jetzt wohl einen Jeden überzeugen wird, daß der Kurfürst das Rechte that. Hieraus folgte nun zunächst eine Vermehrung seiner materiellen Mittel, deren er allerdings bedurfte. Aber weiter erkannte er auch, daß seine Handlungsweise nicht nur nützlich, sondern auch an sich berechtigt sei, daß er die welthistorische Aufgabe der Zeit vollbringe. Und diese Ueberzeugung gab ihm den unerschütterlichen Muth, womit er sich gegen überlegene Feinde, Frankreich und Schweden, sieghaft behauptete. Er hat Deutschland den Staat gegeben, und in seiner Nation das Bewußtsein der unendlichen Bedeutung des Staates erweckt, indem er ihr den Particularismus, so zu sagen, austrieb, durch strenge Zucht. Die weitere politische Entwicklung Deutschlands hat sich dann gleichfalls in Preußen vollzogen, und Friedrich II. sprach zuerst als Princip des Staates aus: le salut du peuple. Er hat französisch gesprochen, er hat das Gebäude des Reichs zum Sturze vorbereitet, diese altehrwürdige Ueberkommenschaft, aber er hat dem deutschen Geiste, der unter den jämmerlichsten Formen verkümmerte, einen neuen Gehalt gegeben; er wurde als Feind des Reiches in die Acht gethan, und alle deutschen Herzen schlugen für ihn. Wie nun der Kurfürst die Bedeutung des Staates erkannte, so folgt von selbst, wie er allen einzelnen Zweigen der Verwaltung die höchste Sorgfalt zugewandt haben wird. Zunächst aber mußte der neue Staat, in der Gewißheit seines Werthes, sich behaupten und geltend machen, sich ein angemessenes Terrain erwerben, und dieses sichern, d. h. das Militairische mußte zunächst vorwalten. Es hieße aber die Dinge nur oberflächlich betrachten, darum Preußen für einen Militairstaat erklären zu wollen. Wäre der Kurfürst und seine erhabnen Nachfolger eben nur Eroberer gewesen: wie erklärt man sich denn das wunderbare Gedeihen aller ihrer Unternehmungen, während so viele andere Eroberer nach kurzem Glanze allzumal in Nichts zurückgesunken sind? Es muß wohl noch was hinzukommen, und dies ist nicht etwa das blinde Glück, es ist die innere Wahrheit der Sache, die Gott gesegnet hat, wie er sie immer segnet. Aber wir müssen der lockenden Versuchung, dies hier weiter auszuführen, widerstehen, um zu unserm eigentlichem Thema, der Geschichte Berlin's, zurückzukehren.

Der Held, der seinen Staat zur deutschen Großmacht erhob, gab auch der Residenz eine der Bedeutung des Staats würdige Gestalt und Größe. Er legte Neu-Cöln und den Werder an, vor allem aber die Neustadt, den großartigsten und glänzendsten Theil des heutigen Berlin's. Denn er ahnete schon die Zukunft seines Staates, nur Großartiges wollte er der Nachwelt hinterlassen, in dessen Anschauen sie die Aufforderung zu weiterem Streben finden möchte. Im Jahre 1640 betrug die Einwohnerzahl in Berlin gegen 6000, und am Ende seiner Regierung 20000. Jener hohe Sinn vererbte im vollen Maaße auf seinen Sohn Friedrich, als König der Erste. In der Anlage der Friedrichsstadt hat er sich sein Denkmal selbst gesetzt. Unter ihm hebt für Berlin die Epoche der Größe an; und erwägen wir die damals noch ge-

ringen Mittel des Staates und der Stadt, so werden wir die Regierung Friedrichs I. als die glänzendste Periode für Berlin anerkennen. Wie er zuerst Kunst und Wissenschaft in der Residenz heimisch machte, errichtete er auch die ersten Bauwerke von einem wahrhaft großartigen Charakter und ästhetischer Bedeutung, das Schloß und das Zeughaus, die höchsten Zierden der Residenz noch heute. Das Spandauer und Stralauer Viertel, so wie die Königsstadt, die damals noch Vorstädte waren, wurden bedeutend erweitert, und endlich erschien am 17ten Januar 1709 die für die Hauptstadt ewig denkwürdige Verordnuug, daß die bisher getrennten Stadttheile, dazu die Vorstädte, unter einer Administration zu einer Stadt, Berlin, vereinigt werden sollten. Was der große Kurfürst für den Staat that, hat sein Nachfolger für die Residenz vollbracht. Er erhob sie zu einer großen deutschen Stadt, und durch seine weiten Anlagen hat er schon ihre zukünftige höhere Bedeutung vorausbestimmt, daß sie mehr werden sollte, als die Hauptstadt einer deutschen Großmacht. Am Ende seiner Regierung betrug die Einwohnerzahl 50000; sie hatte sich also in kurzer Zeit mehr als verdoppelt, war aber doch lange nicht genügend, um die weiten Räume zu erfüllen und auszubauen. Daher erkannten es seine Nachfolger zunächst nur als ihre Aufgabe, das auszuführen, wozu bisher der Grund gelegt war. Friedrich Wilhelm I. veranlaßte den Ausbau der einzelnen Stadttheile, vornehmlich der Friedrichsstadt, und einzelne bedeutende Gebäude, wie die Garnisonkirche und das Kadettenhaus, rühren von ihm her. Die Anzahl der Häuser stieg unter ihm auf 4300 und die der Einwohner auf 90000. Friedrich II. erhob den Staat zur europäischen Großmacht, während er für die Residenz mehr wirkte durch Erweiterung der einzelnen Theile, und durch großartige Bauwerke, als daß er neue Stadttheile angelegt hätte. Die Bevölkerung der Stadt stieg mit Einschluß des Militairs auf 145000 Seelen. Friedrich Wilhelm II. u. III. haben Preußens Macht consolidirt, und im Innern neu organisirt. Wie den Staat, so haben sie auch die Residenz ausgebaut. Der erstere errichtete Berlins Propyläen, und was der hochselige König geschaffen, stellt sich auf den Hauptplätzen der Stadt zur erhebenden Anschauung dar. Aus der Feuertaufe des Unglücks ist der Staat neu gekräftigt hervorgegangen, den der Weltenstürmer nicht hatte vernichten können. Die Weltgeschichte hat Preußen als Großmacht bestätigt, und als solche hat sie Friedrich Wilhelm III. organisirt, ein Vater des Vaterlandrs, wie seine erhabnen Ahnen, der Kurfürst und Friedrich II. Unter seiner Regierung ist erst Berlin das geworden, was es jetzt ist, eine große Stadt, im eminenten Sinne des Wortes, das Centrum des Staates, dem er eine centrale Verwaltung gab, ein Hauptsitz des Verkehrs, ein Mittelpunkt für Kunst und Wissenschaft, die Stätte des Lebens und der Entwicklung des deutschen Geistes in seiner Ganzheit, und somit eine Weltstadt. Wozu Friedrich I. den Plan gelegt, was er gleichsam nur angedeutet, das ist nun vollkommen ausgeführt. Die Anlagen dieses Königs gingen in der That über die damaligen Mittel hinaus, sie waren erst auszuführen, wie der Staat an wirklicher Kraft gewann. Aber hierauf mußte man sich auch beschränken, man durfte sich nicht ins Maaßlose verlieren.

Wir entwickelten oben in einigen Zügen die Bedeutung unsres Staates, kehren wir einen Augenblick zu diesen Betrachtungen zurück, um dann auch die Bestimmung der Hauptstadt zu erkennen. Der große Kurfürst schuf einen deutschen Staat, oder richtiger, den deutschen Staat, d. h. der allein fähig ist, deutsches Staatsleben zu repräsentiren, und der das Centrum aller staatlichen Entwicklung in Deutschland ist. Wir dürfen dies sagen, ohne unser Vaterland zu überschätzen, ohne den übrigen Gliedern des Gesammt-Vaterlandes zu nahe zu treten. Denn wir betrachten die Dinge, wie sie sind, und wie sie nothwendig sind, und im Erkennen ist keine Leidenschaft noch Partheilichkeit.

Es gab früher eine Einheit deutscher Nation, und diese repräsentirte die Kaiserkrone in Oestreichs Besitz. Aber das Reich wurde zum todten Körper, und während sich die Kaiser „allezeit Mehrer des Reichs" nannten, erlitt dieses Reich seit dem 16ten Jahrhundert fortwährend Verluste. Oestreich ist eine große Macht, aber es ist keine rein deutsche Macht; von seinen verschiedenen Bestandtheilen sind die größten nicht deutsch. Die Geschichte hatte das Verschiedenste zusammengefügt, und es sollte als ein Ganzes erhalten werden. Aber die Interessen des Ganzen sind andre als die der Theile; und Oestreich, als Großmacht, mußte sich selbst zurückziehen, und eine Politik annehmen, die Deutschland nicht fördern konnte. Und doch bedurfte das Vaterland einer Hegemonie; es war in unendliche kleine Selbstständigkeiten zersplittert, die einzeln für sich zu Allem zu schwach waren. Wie nun das Kaiserthum in der That nicht die Einheit Deutschlands repräsentirte, so ist die Einheit erstorben, und die Selbstständigkeit der Glieder ist Selbstsucht geworden. In keinem Lande der Welt, selbst nicht in dem alten Griechenland, ist die Besonderung der Nation, und das Widerstreben der einzelnen Besonderheiten gegen allgemeine Zwecke so ungeheuer gewesen, als in Deutschland. Aber Griechenland ging unter, weil es sich nicht vereinigen konnte. Deutschland mußte sich vereinigen, es mußte eine wirkliche Hegemonie geschaffen werden. Zu dieser Ehre schienen, rücksichtlich der Macht, im 16ten Jahrhundert noch mehrere Fürstenthümer gleich berechtigt. Aber die Concentration, und das Aufgeben der Particularität hätte im eignen Lande beginnen müssen; und das ist nur in Brandenburg geschehen. Darum ist es erhoben, ist der deutsche Staat geworden. Wie nun der Reichsverband immer lockerer wurde, haben sich allerdings auch andre Fürstenthümer zu selbstständigen Staaten erhoben, aber sie haben nicht die Bedeutung des Staates erfassen, nicht die angemessenen Institutionen aus sich selbst erschaffen können. Und als Napoleon die gewaltigen Waffen nach Deutschland trug, erlag zwar auch Preußen, aber es behauptete doch seine Selbstständigkeit, während die übrigen deutschen Staaten (Oestreich schließen wir hier aus der Betrachtung aus) nicht nur von der Macht, sondern auch vom französischen Geiste überwältigt wurden. Sie haben sich später Verfassungen gegeben, welche nicht auf der deutschen Basis, der Gemeinde, beruhen. Preußen hat den Befreiungskampf eröffnet, und unbestritten das Meiste gethan. Deutschland ist neu vereinigt, und diese Einheit erhält und kräftigt Preußen. Der Zollverband, den man in Frankreich den deutschen Kaiser nennt, ist seine Schöpfung. Oestreich ist dem Vaterlande nicht beigetreten, es bleibt für sich, wie es die Nothwendigkeit fordert. Aber das übrige Deutschland wird sich immer enger vereinigen, zu einer geistigen Einheit, die auch bei politischer Trennung bestehen kann, und bestehen wird unter Preußens Aegide. Denn Preußen hat nur deutsche Interessen, seine Landschaften sind wesentlich von deutscher Bildung, wenn auch nicht alle zum Bunde gezählt werden. Das Ordensland gehörte zum Reiche, und auch das Erzbisthum Gnesen ist von einem deutschen Kaiser gestiftet, und die westlichen Theile Polens empfingen das Magdeburger Recht.

(Fortsetzung folgt.)

Plänkeleien.

III. Einheit und Mannigfaltigkeit, Ordnung und Freiheit.

Jedem, der hören will, ruft die Weltgeschichte mit tausendfachem Echo zu: die reichhaltigste Quelle der Kriege und des Elends ist die fixe Idee einer großen Menge von Köpfen, daß Jeder sein müsse wie sie, es ist die Wuth, Alles zu nivelliren und zu uniformiren. Durch die Geschichte laufen fortwährende Versuche einiger Menschen und Völ-

ker, alle anderen durch den Assimilationsproceß zu verschlingen.

Und doch ist das Grundgesetz nicht schwer zu erfassen, auf welchem der gesellschaftliche Zustand der Menschen ruht, nämlich, daß sie frei aus dem eigenen Innern heraus sich entwickeln; sie sind nicht da, daß sie Sclaven an Leib oder Seele seien, nicht, daß sie wie Leibsoldaten in eines Sultans Uniformen gesteckt werden. Bedauerliche Thatsache ist aber, daß gerade denen, welche von ihrer eigenen Person die höchsten Begriffe haben, welche ihren eigenen Meinungen die tiefste Bedeutung und allgemeingültige Nothwendigkeit beilegen, und welche für sich die ausgedehntesten Rechte und unbeschränkte Freiheit in Anspruch nehmen, es am schwersten fällt, die Würde der menschlichen Person auch in Anderen anzuerkennen. Sonst würde in der heutigen Gesellschaft das Recht des Individuums schon tiefere Wurzel geschlagen haben, und der Vorwurf des Dichters wäre unkräftig:

„Dich irret in der Welt die Vielgestaltigkeit,
Einfält'ger, dir mißfällt die Mannigfaltigkeit.
Dich aber möcht' ich nicht zum Gärtner meines Garten,
Da du nicht zugestehst den Blumen ihre Arten;
Doch stellte gar dich Gott in seinem Garten an,
Wie würde nicht zu Spott sein Plan vor deinem Plan!
Wie würde nicht genutzt die Scheer' und weggeputzt
Unnützer Putz, und fein gleichförmig zugestutzt:
In Unergötzlichkeit würd' Alles eingeschnürt,
So weit Gesetzlichkeit du hättest eingeführt."

— Die Menschheit entwickelt sich unter vielfachen Schwankungen aus der einförmigen Masse allmählig zu verschiedenartigen Gruppen und Einheiten. Im Naturzustande der Völker, so wie in despotisch regierten Ländern, sind bis auf Einen oder Wenige alle Menschen unbenannte Zahlen, eine Horde Vernunftthiere. Sie stellen sich dem Auge wie große Haiden dar, wo eine oder zwei dürftige Krautarten die einförmige Vegetation ausmachen. Im geschichtlichen Verlaufe jedoch entfaltet und erschließt sich die ungeschlachte, schwerfällige Masse zu kleineren eigenthümlichen Partheien und Gemeinschaften, und weiterhin zu Reihen von in sich kräftigen Individuen und lebendigen freien Personen, deren jede Namen und Charakter hat und eine Idee oder eine That ausdrückt; bis endlich eine reiche, üppige Tropenwelt menschlicher Geister und Charaktere uns das erhebende Gemälde einer civilisirten Nation darbietet. Der Volksembryo hat sich zur inhaltsvollen Person gegliedert. Und wie die Geister, so fällt alsdann auch die Physiognomie in reichere Mannigfaltigkeit auseinander, während ein wenig entwickeltes Volk auch im Gesichtsschnitte eine durchgehende Familienähnlichkeit hat. — — Schon in der vernunftlosen Natur gleicht kein Blatt dem anderen. Steine, Pflanzen, Thiere unterscheiden sich jedes vom anderen seiner Art durch ausschließliche Merkmale. In wie unberechenbar höherem Maße herrscht dies Grundgesetz der Bildung und Entwickelung in der vernunftbegabten Menschenwelt, wie viel höher als die Natur steht der Geist mit seinen unerschöpflichen Combinationselementen! Sollte das Haupt der irdischen Schöpfung sich nach gemeineren und kleinlicheren Gesetzen ausleben, als der Pilz und die Auster? Die Freunde aller Einförmigkeit in Staat und Kirche, die Absolutisten, die uneigentlichen Revolutionärs, welche alle Menschen unter Einen Hut, unter den Geßlerhut ihrer kleinen Gedanken und winzigen Formen bringen möchten, die, welchen jede Abweichung vom Hergebrachten und jeder freudigfreie Anwuchs von Eigenthümlichkeiten ein Dorn im Auge ist, führen die Behauptung im Munde, das System des Individualismus zerstöre allen gemeinsamen Glauben, alles historisch-Angestammte, und zersetze alle Elemente des Staates und der Kirche zu heilloser Anarchie. Mit Unrecht wirft jene Parthei ihren Gegnern „auflösende Ideen" und „revolutionäre Grundsätze" vor. Sie selbst unterhöhlt den Boden der Gesellschaft. Denn

auflösend und revolutionär ist das Beginnen derer, welche mit Gewalt einen Leichnam im Hause behalten und indem sie selbst den Schnupfen haben, gegen die Anderen hartnäckig behaupten, es stinke nicht. Diese Leute verschulden die Revolution, indem sie deren Präservative, die Reformen, von ihrem rechtmäßigen Platze drängen.

Zu den Anfangsgründen der geschichtlichen Moral gehört der Satz, daß tyrannischer Zwang die Quelle von Anarchie und Revolution ist, dagegen gesetzliche Freiheit die Mutter alles Großen, Edlen und Schönen. Die widernatürliche Ordnung ist desorganisirende Unordnung; die menschliche Vernunft ist einmal eine organisch-freie Kraft, keine willkührlich lenkbare Maschine. Die Ruhe und Ordnung ist in einem Staats- oder Kirchenbande um so verbürgter, als die unveräußerliche naturgemäße Freiheit der Einzelnen angemessene Kreise der Wirksamkeit, durch hochherzige Gesetze geregelt, und allen Grund und Vorwand zu unrechtmäßigen Ausschweifungen und anarchischen Bewegungen abgeschnitten findet.

Mögen sich die Feinde aller freieren Entfaltung des öffentlichen Lebens schon mit der eisernen Nothwendigkeit der Naturgesetze begnügen, mögen sie einsehen, daß Gott die Menschen zur Ausprägung von freien Persönlichkeiten, nicht zur plumpen, massenhaften Zusammenballung bestimmt hat, mögen sie im Buche der Weltgeschichte die Wahrheit besiegelt finden, daß gebildete Völker und Menschen nicht einer dem andern gleichend wie kopflose Nadeln per Tausend aus der Maschine fallen. Aber die Haller, die Adam Müller, die Görres und alle Stagnationsmänner, Erznivellirer und Le Nôtres in Staat und Kirche, welche theils die Menschen zum Stillstand oder Krebsgang verdammen, theils dahin arbeiten, daß allen Bäumen Eine Rinde wachse, und alle Personen und Zustände in mathematische Linien und Figuren eingezwängt werden, wälzen fortwährend ihre Sisyphossteine zur Aufheiterung der Völker, welche fort leben und weben, nicht nach launenhaften Exercirparolen und Fabrikschablonen, sondern nach den großen und ewigen Gesetzen der Menschheit. Die Weltgeschichte läßt sich nicht pensioniren. So haben sich Deutsche, Engländer (nebst Nordamerikanern), Franzosen zu dem unbestrittenen Rang der gebildetsten Völker der Gegenwart emporgeschwungen, und kein anderes Volk hat ihre Reichhaltigkeit gesellschaftlicher Zustände, ihre Mannigfaltigkeit von diagonal-entgegengesetzten Individualitäten aufzuweisen. Deshalb gerade sind sie auch die lebenskräftigsten, die mächtigsten und die schwersten in der Wagschale der Staaten. Auflösung und Anarchie, Erstarrung und Tod ist bei ihnen am wenigsten unter allen Völkern zu besorgen. Wer vermäße sich, sie zu erobern und zu verknechten? Wann aber hat ein Volk von Wilden oder von Sklaven der Gewalt und dem Stoße von Eroberern widerstanden? Ein unbehülflicher Rumpf, an Wissenschaft und Künsten arm, wird ein solches fast immer die Beute der Fremden. Dagegen ein civilisirtes reichgegliedertes Volk hat seine Macht nicht in der Zahl, sondern in der Art; fast Jedermann ist seine Nation im Kleinen, denn die große Idee des Vaterlandes strömt durch seine Adern. Daher sind die drei Vordernationen der neueren Zeit stark gegen innere und äußere Feinde. Sicherer als anderswo stehen in Deutschland, England und Frankreich die scheinbar auseinanderspringenden Stände und Individuen auf dem gemeinschaftlichen Boden der lebendigen, wenn auch höchst unvollkommen verwirklichten, Idee von Rechten und Pflichten. Die Idee der Gerechtigkeit in allseitiger Anwendung muß immer siegreicher werden; ohne sie ist den Völkern keine Zukunft vorbehalten. Gerechtigkeit für Alle ist der wahre Generalnenner, unter welchen unendliche Zähler einer großen, lebensvollen und an Eigenthümlichkeiten reichen Nation fallen können. Die Gerechtigkeit für Alle ist ihrem Wesen nach die gesetzmäßige Freiheit Aller; und diese Freiheit ist eben die Mutter eines reichen Lebens und einer Fülle von Kräften in Staat

und Kirche, so wie in jedem Kreise von Bestrebungen.

K. Nauwerck.

Denkschriften und Briefe,

zur Charakteristik der Welt und Litteratur.

5ter Bd. Berlin. Verlag von Alex. Duncker. 1841.

Zweiter Artikel.

Von Göthe finden wir einige Briefe an den Minister von Schuckmann über die rheinischen Alterthümer, namentlich Wallraf's und Boisseree's Sammlung, welche er in Kunst und Alterthum behandelt hat, und an Altenstein über Schubarth, den er dem preußischen Minister empfiehlt. Göthe ist „von der Tauglichkeit des Subjekts" überzeugt, er hat Ursach, ihn zu schätzen, (weil er das Buch über ihn geschrieben) und wünscht ihn daher in seinem Vaterlande angestellt zu sehen. Es geschah bekanntlich, Schubarth wurde Lehrer in Hirschberg und unlängst Professor in Breslau. Die Erwartungen, welche Göthe von diesem „Subjekte" hegte, scheinen eben nicht groß und daher richtig gewesen zu sein; außer seinem ersten, noch confusen Buche über Göthe hat Schubarth nichts geleistet, man müßte ihm denn die Denunciation der Hegelschen Philosophie als Verdienst anrechnen. — Börne schreibt an Ludwig Robert, mit dem er damals (1821) noch befreundet war, an Rahel und an Troxler. „Mir ist, sagt er zu Letzterem, philosophisches Wirken ganz fremd, so fremd nur Philosophie Deutschen sein kann, in welchen Allen das herbgewelkte Blut Hamlets und Fausts fließt." Er will sodann von dem Einfluß der Philosophie auf Geschichte und Kunst unterrichtet sein, und fordert Troxler zu einer Reihe von Briefen darüber auf, die er für die Balance schreiben soll. Börne verspricht für den Bogen deutsch 100 Fr., französisch 130 Fr. Honorar. — Immermann schreibt an Varnhagen: „In rascher, liebevoller Wechselwirkung zwischen Bühne und Dichter erzeugt sich allein das wahrhaft große und nationale Drama. Unser Theater gleicht aber einer alternden Coquette, welche zwar mit ihren geschminkten Wangen nach allerlei Gestalten umschaut, sie an sich zu fesseln, dagegen eine wahre, tiefe Neigung nicht versteht und noch viel weniger zu erwidern weiß. Die Ruhe der Eitelkeit ist so süß, es ist so unbehaglich, sich aus derselben zu edler Thätigkeit erheben zu müssen." — Nur zu wahr! —

Varnhagens Geschichtsschreibung preist Immermann sehr. „Ich finde, daß Sie in Ihren historischen Arbeiten denjenigen Weg einschlagen, der mir als der einzig richtige erscheint, nämlich die Geschichte zu individualisiren, zu beleben, und das Persönliche, Charakteristische durch die Darstellung darin hervortreten zu lassen." „Geschichte sollte immer von Kriegern oder Staatsmännern, welche zugleich die Weihe der Kunst empfangen haben, geschrieben werden; diese allein kennen die Gestalt der Gegenwart, nach deren eigenthümlicher Form aus praktischer Erfahrung." — Von Stägemann sind, außer einigen Briefen, Gedichte abgedruckt, welche höchst interessant sind: ein Kriegslied, das er auf dem Wiener Congreß gedichtet, und dessen schon Varnhagen erwähnt hat. Darin heißt es:

Auf! wieder auf, mein Kriegsgefährt',
Von Mägdleins weichem Schooß.

Die Fahnen Brandenburgs, mein Lied,
Die schwinge noch einmal,
Und noch einmal, erzürnt' Gemüth,
Ergreif den tapfern Stahl!

Denn dort ein feiger Mameluck,
Und hier ein Jesuit —
Das grinst uns an, weil uns ein Schmuck
Von Ehren reich umblüht.

Und stehn wir nur auf uns gelehnt — —
Ein Felsenphalanx steht!
Heran, ihr Wölfe, goldgezähnt!
Vorn Priester und Prophet!

Es war kühn von Stägemann, der doch auch als Staatsmann auf dem Congreß fungirte, dergleichen zu äußern. Was er mit dem Alleinstehen Preußens gemeint habe, wird man wissen. In dem Gedicht: Unsere Zeit. An Friedrich Schlegel, feiert Stägemann den schwer errungenen Sieg der Deutschen. Licht und Lied hätten sich entfaltet, singt er, aber noch sei die Zeit nicht vollbracht:

Uns zu Füßen legt ihr Schlingen,
Um die Häupter webt ihr Nacht,
Und der Hölle alt Gepolter,
Sporn und Ritter, Pfaff' und Folter
Zieht herauf zu neuer Schlacht.

Darum haltet Wacht, ihr Hüter!
Denn des Drachen junge Brut
Schleicht umher, besprüzt Gemüther,
Scheu nur vor der Geister Glut.

Haltet Wacht, denn Priesterfrevel
Ist unsterblichen Geschlechts,
Und noch heute glimmt der Schwefel,
Für die Husse links und rechts.
Aus versunknen Marterkammern
Warnt uns noch der Unschuld Jammern,
Noch der Märtyrer Geächz.

Man muß gestehn, besser und kühner konnte der mittelaltrigen Reaction nicht entgegengetreten werden, als hier von dem genannten Staatsmann geschieht, und wir müssen innig dieses Muthes und dieser Energie uns freuen.

In gleich freiem Geiste hat Stägemann später ein Lied gegen eine Kirchenzeitung gesungen, welche die Dichterin Karoline wegen eines Liedes im Musenalmanach verketzert hatte.

Unheiliges Geschlecht der Jünger
Des Loyola! wie wohl ihr schlecht
Euch evangelisch nennt; die Ringer
Der Wahrheit sind nur Licht und Recht.
Ihr leuchtet — mit der Feuerplage
Des tiefsten Höllenpfuhls. Ihr sprecht
Dem Sünder mit der scharfen Frage
Der Teufelskrallen ewig Recht —

ruft Stägemann aus, und in einem Gedicht zum 6ten April 1838 zur Feier der Rettung Baierns durch Friedrich d. G. singt er:

Mönche, weg! weg Undankbare,
Die des Unheils Samen streun,
Und, der Zwietracht Schlang' im Haare,
Weit umher Verderben dräun,
Um den Kampf der dreißig Jahre
Und der Tilly zu erneun.

Sammelt euch um Friedrichs Manen,
Söhne Preußens, fort und fort,
Hört das Rauschen seiner Fahnen,
Hört des Königs ernstes Wort!
Um den Thron der Helden-Ahnen
Sammelt euch, um euren Hort.

Und vor Allem ausgerüstet
Mit des Lichts Geschossen seid
Wider den, der antichristet,
Diesen finstren Geist der Zeit!
Wehe, wenn ihr, überlistet
Ihm die Waffen streckt, im Streit!

Daß Stägemann auch Lieder gegen die Polen im Jahre 1832 gesungen, wollen wir ihm, um seiner früheren Verdienste willen, gern verzeihn; er that es, wie er zu Dorow sagt, um dem seichten Liberalismus entgegenzutreten, welcher über die vaterländische Regierung Triumphe zu feiern trachtete. „Diesen Triumphen, nicht den Niederlagen der Polen habe ich mein Pereat gebracht.“ Dies Gefühl begreift sich bei dem Staatsmanne wohl, und ist in sich berechtigt, nur brauchten es die Polen nicht zu entgelten, und der Dichter mußte sein Lied nicht dazu leihen. Freilich ist Stägemann überhaupt nicht als Dichter, sondern als Staatsmann, der seine Gefühle in Verse bringt, zu betrachten, und er selbst will sich auch nicht anders betrachtet wissen.

Eine wichtige Aeußerung von Hardenberg findet sich in einem Briefe an den Regierungsrath Butte. Dieser hatte im Jahre 1815 eine Broschüre über die „unerläßlichen Bedingungen des Friedens mit Frankreich“ geschrieben, und darin die Einschränkung Frankreichs auf seine Sprach-

grenzen gefordert, so daß Elsaß und Lothringen, Metz, Toul und Verdun an Deutschland zurückgegeben werde, und Hardenberg schrieb an ihn, daß dies ganz seine Meinung sei, die er der Commission vorgeschlagen. „Wenn der Frieden dennoch nicht hiernach abgeschlossen wurde, so ist Preußen außer Schuld. Es stand allein, und konnte, erschöpft an Menschen und Mitteln, die Sache nicht gegen ganz Europa durchsetzen; es mußte der höhern Rücksicht, der Einigkeit mit seinen Verbündeten, der Ruhe seiner Völker — sei sie auch weniger dauernd — die bessere Ueberzeugung aufopfern!“

Preußen, so wie Hardenberg, stehn somit wegen jenes Friedensschlusses gerechtfertigt da. Daß aber nicht geschah, was Preußen wollte, lag in der natürlichen schwächeren Stellung des monarchischen gegen das französische Princip. Dies hatte eine feste Einheit durch die Revolution erlangt, die Verbündeten aber verfolgten noch ein verschiedenes, principiell nicht durchgebildetes Interesse, sie konnten ihre Völker nicht wie Frankreich Decennien lang für ein Princip in die Schlacht führen. — Nur Preußen hätte es gekonnt, darum suchte man es zu paralysiren.

Höchst kläglich läßt sich Iffland in einem Briefe an Forster vernehmen. Er fürchtet sich im Jahre 1790 wie ein kleines Kind vor der Revolution. Forster hatte geschrieben: „Unsre Freiheit ist nahe, ich bitte nicht mehr darum, sondern, daß das Volk dann die Barmherzigkeit üben möge, welche uns unsre Tyrannen so oft versagten,“ und Iffland schreibt: „Ich bekenne, daß ich auf diese Epoche mich nicht freue, daß ich mich betrübe, wenn sie eintritt. Die Gröblichkeit des Pariser tiers état mißfällt mir, was würde aber nicht erst der tiers état von Wien oder Bremen machen? Wer ist es, der zu Paris die Revolution vorbereitet und fast entworfen hat, als die Gelehrten? So würde es, und so müßte es auch in Deutchland sein. Nun aber — Allgütiger! bewahre Deutschland vor den deutschen Gelehrten! Ihre Despotie, die schon jetzt Menschenverstand und Menschengefühl so oft beleidigt, ihre Widersprüche, ihre Faustrechtschritte, womit die Meisten ihre übellaunigen Systeme etabliren etc. etc.“ Wir haben nicht Lust, weiter zu excerpiren. Es ist bekannt, daß die Schauspieler meistentheils keine Gesinnung haben, daß aber auch Iffland, der doch Dichter sein wollte, so dachte, ist traurig für ihn.

Sonst enthält die Sammlung noch Briefe von Autenrieth, der Herzogin von Broglie, Feßler, E. Th. A. Hoffmann, Kant, König Ludwig, Reinhold, Jean Paul, Elogius Schneider, August von Staël, Stein und Woltmann, die aber wenig Interesse darbieten. Unter den Denkschriften ist eine französische über die Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche aus dem Jahre 1801, für die französische Verwaltung von dem protestantischen Consistorium verfaßt, die sehr beachtungswerth und vernünftig ist. Sie enthält alle die Grundsätze, welche später in Preußen ins Leben traten. Sodann giebt Dorow einen Bericht über die Alterthümer der Stadt Köln am Rhein, und seine Mission zur Herstellung des Museums germanischer Alterthümer in Bonn. 3) finden wir einige Briefe des General von Lossau, woraus hervorgeht, daß dieser zuerst, im Jahre 1803, die Idee zu einer Nationalbewaffnung und zur Landwehr aufgestellt, und dem König ein Memoir darüber übergeben hat. Es wird darin der Grundsatz aufgestellt: „daß alle Mitglieder des Staats, wie an seiner Verwaltung, so auch an seiner Vertheidigung Theil nehmen müssen; Jedem, der die Pflicht der Landesvertheidigung auf sich hat, die höchste militairische Würde zu erreichen, offen stehen müsse, wenn derselbe sich der Beförderung werth zeige.“ —

Im Jahre 1808 wiederholte Lossau diese Ideen noch einmal ausführlich. Scharnhorst hat somit nur ausgeführt, was Lossau schon 1803 gedacht, und niedergeschrieben hat.

Der Brasero.

Novelle nach de Lavergne.

Es war im Frühjahr 1611 den 31. März Nachmittags. In dem Schlafzimmer des Königs Philipp III. im Palaste Buen Retiro war Reünion. Die Luft war noch kalt, wie sie es häufig zu Madrid um diese Jahreszeit ist. Ein Brasero von vergoldetem Kupfer befand sich mitten im Zimmer. Vor diesem Brasero und einem Fenster gegenüber, durch das man die Gärten des Palastes und die bronzene Reiterstatue Karls V. sehen konnte, saß in seinem Armsessel König Philipp III. An den drei Königlichen Orden, dem von St. Jakob, von Calatrava und von Alcantara, die auf seiner Brust glänzten, an der Bleiche seiner Farbe, dem sparsamen Haarwuchs von zweifelhaftem Blond, so wie an dem röthlichen gestutzten Bart, der den untern Theil seines Gesichtes begrenzte, mußte man in ihm sogleich einen Prinzen des Hauses Oestreich erkennen, einen der bleichen Abkömmlinge des ruhmreichen Monarchen, der jetzt nur noch als Bildsäule Buen Retiro bewohnte.

Philipp III. war damals erst von einer Krankheit erstanden, und sei es, daß seine Genesung sich noch nicht gehörig festgestellt hatte, oder war in seinem 43. Lebensjahre die Lebenskraft schon in ihm zu angegriffen, er trug in seinen Zügen und in seinem ganzen Aussehen alle Zeichen einer frühzeitigen Hinfälligkeit.

Den Kopf auf die Brust gesenkt, als könne er sein Gewicht nicht tragen, mit eingefallenen Wangen, mattem, ausdruckslosem Auge, die Hände — lange, magre, knochige Hände — kraftlos nachlässig auf die Knie gelegt, schien er in dieser Stellung mit seinen schwarzen Kleidern ein Sterbender zu sein, der um sich selbst im Voraus Trauer angelegt. Selbst das Zimmer der Scene war trotz der Anwesenheit vieler Personen still und dumpf wie eine Todtenkammer.

Neben dem Sessel des Königs zur Linken saß auf einem mit Sammet überzogenen Stuhle der Großmeister des Königlichen Hauses, leicht erkennbar an dem goldnen Schlüssel, welchen er auf seinem Kleide gestickt trug; ein wenig von ihm entfernt, doch auf derselben Seite stand der Herzog Medina Celi, der Groß-Leib-Mundschenk des Königs, der vermöge seines Amtes täglich zu der Ehre bestimmt war, den Monarchen aus und anzukleiden. Weiter davon zeigten sich auf Sesseln oder stehend, der Großstallmeister, der Majordomus, der Montero-mayor und mehrere andre hohe Würdenträger, Alle ernst, mit unbeweglichen Zügen, in schwarzen Kleidern mit weiten hängenden Aermeln, den Kopf nach spanischer Sitte bedeckt.

Der Anblick zur Rechten des Königs war von andrer Art. Es saßen dort nur zwei Frauen, die eine alt, die andre jung, die eine gefurchten Antlitzes und sorgenvoller Stirn, die andere roth und weiß, mit dem sieghaften Reiz und Glanz geschmückt, der zu zwanzig Jahren eine weibliche Stirn krönt.

Die Erstere war die Camerera-mayor, die andre die junge Prinzessin von Asturien, Schwiegertochter Philipp III., die liebenswürdige Elisabeth von Frankreich, welche erst seit Kurzem ein Leben voller Feste und Vergnügungen, und die liebliche Luft ihres Vaterlandes gegen die traurige einförmige fast klösterliche Existenz der Königinnen von Spanien vertauscht hatte, ein Tausch, der schon einer Prinzessin ihres Namens und vielen andern von ihrer Familie so unheilbringend gewesen war.

Das blonde, sorgenlose Köpfchen, dessen Farbe die kastilianische Sonne zu bräunen noch nicht Zeit gehabt, stand in wunderbarem Kontraste zu all' den anwesenden südlichen scharf geschnittenen Physiognomien, auf welche die Etiquette und die Langeweile ihr Siegel gedrückt. Philipp III. richtete sich auf seinem Sessel in die Höhe, und brach das Stillschweigen um ihn her, (denn die Etiquette am spanischen Hofe verbietet Jedem zu sprechen, wenn ihn der König nicht gefragt hat,) und sagte mit schwacher Stimme: — Diese Audienz, welche ich dem französischen Gesandten hatte geben müssen,

hat mich angestrengt. Was ist die Uhr? — Sire, rief die Prinzessin von Asturien lebhaft, es ist erst vier Uhr.

Bei diesen Worten wandten sich Aller Augen erstaunt auf Elisabeth von Frankreich, und der König furchte die Stirn. — Meine Tochter, sagte er schneidend, nachdem er der Camerera-mayor einen zornigen Blick zugeworfen, man hätte Sie belehrt haben müssen, daß es nur dem Großsommelier, dem Herzoge Medina Celi obliegt, zu antworten, wenn der König nach der Zeit fragt.

Die Prinzessin erröthete und eine Thräne stahl sich aus ihrem schönen Auge. Philipp III. schien es nicht zu bemerken und fuhr fort: — Ist heut nicht der 31. März?

Eine Stimme ließ sich vernehmen wie die Antwort auf eine Sterbelitanei: — Ja, Sire!

— Das war einst, fuhr Philipp III. fort, am Hofe Spaniens ein schöner Jahrestag, man feierte ihn mit einem Stiergefechte auf der Plaza Major und in Buen Retiro war feierlicher Handkuß; denn an dem Tage habe ich einst Margarethe von Oestreich geheirathet, Ihre Königin, meine Herren. Wer erinnert sich noch der Königin hier? Sie war schön, wie Sie, meine Tochter, aber ich weiß nicht, warum die Königinnen in Spanien nicht lange leben. Margarethe wurde mir in der Blüthe ihrer Schönheit entrissen, und nun erwartet sie mich schon zehn Jahre im Eskurial. Das ist betrübend. Sprechen wir nicht mehr davon. Wo ist der Infant Don Philipp?

Niemand antwortete dem Könige, der zweimal mit sichtbarer Ungeduld seine Frage wiederholte. Das erste Mal wandte er sich zur Infantin, welche traurig antwortete: — Sire, ich weiß es nicht.

Das zweite Mal wandte er sich an den Großmeister, der mit irgend einem banalen Vorwande die Abwesenheit des Prinzen zu entschuldigen suchte. Aber der König ohne Mitleid für die junge Frau, die ihm zur Seite saß, rief zornig: — Du irrst Dich, Großmeister, ich, ich weiß es wohl, wo Don Philipp ist. Er ist bei irgend einer vermaledeiten Schauspielerin. Weshalb zeigt er sich nicht, wie es seine Pflicht ist, bei meinem Lever?

— Sire, antwortete furchtsam der Montero Mayor, dem die Wache an der Thür des Zimmers während des Schlafes Seiner Majestät obliegt, der Prinz von Asturien ist diesen Morgen hier gewesen, aber Ew. Majestät schliefen noch, und ich mußte ihm daher den Zutritt versagen. Die Etiquette will, daß die Infanten von Spanien sich einmal Morgens und einmal Abends im Zimmer des Königs zeigen und nicht öfter, außer wenn sie gerufen werden. — Der König neigte das Haupt und nach langem Schweigen sagte er: — Man rufe den ehrwürdigen Fra Ambrosio!

Fra Ambrosio war einer von den 130 Hieronymitern des Klosters Sanct Laurentius von Eskurial, welche, wie bekannt, keine andere Pflichten haben als für die Ruhe der Seelen der Könige und Königinnen von Spanien zu beten. Dieser Mönch wußte zu Zeiten den König in seiner düstren Langenweile zu zerstreuen. Mit tiefem historischem und genealogischem Wissen verband er die Kenntniß der seltsamsten Chroniken, und hatte sich besonders beim Könige durch seine specielle Gelehrsamkeit in Betreff der Etiquette und alter Gebräuche beliebt gemacht. Man sagte, er sei aus einem berühmten spanischen Hause, dessen Namen er stets aus Demuth verschwiegen. Wie dem nun auch sei, Philipp III. hatte bei seinem jedesmaligen Aufenthalte im Eskurial den Fra Ambrosio stets ausgezeichnet und ihm zuletzt gar eine Wohnung in Buen Retiro gegeben, so daß der Mönch häufiger in Madrid als in seinem Kloster war. Man sagte, daß er dem Könige sehr zugethan sei, und hatte namentlich während der letzten Krankheit des Königs bemerkt, daß er sehr unruhig und aufgeregt war, daß er beständig die Aerzte über den Zustand des königlichen Kranken befragt, und sie dringend gebeten, ihn an das Krankenlager kommen zu lassen; denn er selbst, sagte er, würde vor Schmerz sterben, wenn der König stürbe ohne daß er ihn noch einmal gesehen. So zeigte er auch eine un-

gewöhnliche Freude, als der König seine Gesundheit wieder zu erlangen schien.

Nach einigen Minuten wurde Fra Ambrosio eingelassen. Es war ein schöner Greis, noch rüstig genug für sein Alter, wiewohl er schon ein Siebziger sein konnte; sein Gesicht, in welches die Leidenschaften vielleicht die vielen Falten gegraben, hatte Aehnlichkeit mit dem eines Löwen. Er schlug stets die Augen nieder, die ganz in ihre Höhle zurückgefallen schienen, aber zuweilen schossen stechende Flammen unter den dicken Augenbraunen hervor, welche sie bedeckten. Er verneigte sich tief vor dem Könige, der ihm ein Zeichen gab sich neben ihn zu setzen.

— Mein Ehrwürdiger, sagte Philipp III., verzeihen Sie mir, wenn ich Sie vielleicht in der Ausübung irgend einer frommen Pflicht gestört habe, aber ich konnte dem Wunsche nicht widerstehen von Ihrer Erleuchtung mir Raths zu erholen. Sie, deren Kenntniß so begründet ist, können Sie mir nicht sagen, ob ich eben Unrecht oder Recht gethan, und zwar bei folgender Gelegenheit:

Der Herr Ambassadeur von Frankreich kam, um mir seinen Besuch abzustatten; ich gab ihm Audienz, und als er sich zurückzog, gab ich ihm die Hand zum Kusse, und erhob mich dann, um ihn zu begrüßen. War das schicklich, oder hätte ich mich erst erheben sollen, und ihm dann die Hand zum Kusse reichen?

— Sire, erwiederte ernsthaft Fra Ambrosio, das ist in der That ein Fehler, den Ew. Majestät wider die Etiquette begangen, und der Herr Ambassadeur könnte mit gutem Rechte sich darüber beleidigt zeigen. Der Rang, welchen in Europa der König von Frankreich einnimmt, das doppelte Band der Verwandtschaft, welches ihn als Gatte Ihrer Tochter und als Bruder Ihrer Schwiegertochter mit Ew. Majestät vereint, erforderte, daß Sie sich zuerst erhoben hätten, und dann die Hand zum Kusse gereicht.

Und da ein unmerkliches Lächeln die Lippen Elisabeths von Frankreich umspielte, fügte der Mönch hinzu:

— Die Etiquette ist eine ernsthaftere Sache, als man denken mag, und in künftigen Tagen wird es der Ruhm des Hauses Oestreich sein, dieselbe in Spanien auf feste Grundsätze basirt zu haben, ein Ruhm der insbesondre der Regierung Seiner Majestät Philipp III. zufallen muß, der niemals die geringste Verletzung der Etiquette geduldet hat. Ich meines Theils, wenn mir Gott noch einige Jahre schenkt, was in meinem Alter ungewiß ist, so will ich sie dazu anwenden, ein Buch zu schreiben, worin ich Alles erzählen werde, was ich über dies Thema weiß. — Ich nehme im Voraus die Dedication davon an, sagte der König. — Fra Ambrosio verneigte sich.

— Ehrwürdiger Vater, fuhr Philipp III. fort, könnten Sie nicht, um uns die Zeit zu kürzen, irgend eine von den Begebenheiten erzählen, welche in dem Buche Platz finden werden?

Der Mönch konnte bei diesen Worten irgend eine gewaltige nervöse Aufregung nicht verbergen, welche seinen ganzen Körper ergriff, aber bald faßte er sich wieder, und antwortete mit vollkommen ruhigem Tone: — Sehr gern, Sire; aber welche soll ich wählen? — Welche Sie wollen.

Fra Ambrosio sammelte sich einige Augenblicke, dann begann er folgendermaßen:

— Sire, wenn Sie während Ihres Aufenthaltes im Escurial zufällig in den Bergen von Guadarrama gejagt haben, haben Sie nicht auf dem östlichen Bergrücken, von welchem aus man weithin den Thurm von Segovia erblicken kann, ein altes Schloß bemerkt, das heut zu Tage verlassen ist und in Trümmer fällt?

— In der That, sagte der König, ich tödtete noch vergangnen Herbst dicht bei diesem Schlosse einen Wolf. Ist es nicht die alte Burg der Grafen Penacerrada? — Ja, Sire! — Eins der edelsten und ältesten Häuser Castiliens, diese Penacerrada! — So sagt man.

— Mir ist erinnerlich, ehrwürdiger Vater, in

meiner Jugend von einem Grafen Penacerrada gehört zu haben. Er war ein tapfrer Capitän, der noch unter des Herzogs von Alba Heere den Krieg mitgemacht und sich bei allen Gelegenheiten ausgezeichnet hatte. Der verstorbene König hielt sehr viel von ihm. — Sire, Ihr Gedächtniß ist sehr treu, von diesem grade wollte ich sprechen. — Hatte er keine Kinder? — Sire, er hatte zwei, zwei Söhne. — Was ward aus ihnen? — Ist es Ew. Majestät genehm, ihre Geschichte zu vernehmen?

Der König gab ein Zeichen seiner Zustimmung.

(Fortsetzung folgt.)

Oper und Concert.

Signora Giuditta Pasta.

Ich erinnere mich vor langer Zeit, — zehn Jahre sind's wohl — in einem ausländischen Journal gelesen zu haben: „Signora Pasta! perché no basta?“ Damals glaubte wohl der, welcher dies Witzwort schrieb, nicht, daß die weltberühmte Sängerin im Jahre 1840 sich noch einmal aufmachen würde, um eine Kunstreise nach dem Norden zu unternehmen, daß sie in Wien, Warschau, Petersburg und Berlin singen würde. Ihr selbst wäre es auch gewiß niemals eingefallen, ihre freiwillig und zu rechter Zeit abgeschlossene Künstler-Laufbahn so spät noch einmal zu beginnen, wenn nicht der Verlust irdischer Güter sie dazu gezwungen hätte. Dies ist ein so tragisches Motiv, daß wir uns außer Stand gesetzt fühlen, die große und unglückliche Künstlerin und das was sie jetzt leistet einer scharfen Kritik zu unterwerfen; ein Motiv, welches selbst Rezensenten, wie Hrn. L. R. in der V.schen Zeitung und andere kritische Kläffer wenigstens in soweit zähmt, daß sie bloß, um ihre Wuth doch an irgend etwas auszulassen, einer berühmten deutschen Künstlerin einen boshaften Seitenbiß zu versetzen suchen, weil sie von derselben nicht genug kajolirt worden sind, oder weil sie von Freunden derselben einige literarische Fußtritte erhielten, die doch gerächt sein wollen. Ein eigenes Gefühl überkam uns, als wir den Namen Pasta am Dienstag den 22. Juni auf unsern Theateraffichen prangen sahen. Wir fanden das Opernhaus, namentlich den ersten Rang brillant besetzt. Die Ouvertüre zu Rossini's Semiramis eröffnete das „dramatische Conzert.“ Der Vorhang flog auf, und wir sollten zunächst die Sortita der Semiramis hören. Erst als der Chor geendet, trat Mad. Pasta aus der Coulisse und wurde, sehr artig wenigstens, mit Applaus begrüßt. Ein vollendeter Berliner Philister vor uns meinte zu seinem Nachbar: „ich weiß gar nicht, warum sie „applaudiren .... mir gefällt sie nicht .... hören „Sie doch den tiefen Ton .... na, ich freue mir „blos auf die Rezension von Rellstab, der wird's „ihr geben. Warum ist sie auch nicht früher her„gekommen? Hier kommen sie man immer erst her, „wenn sie schon alt sind.“ Diese letztere Meinung wurde noch von vielen anderen Seiten laut, und ist sehr charakteristisch für Berlin. Der Berliner ist nämlich überzeugt, daß er für seine 20 Silbergroschen eben so viel verlangen kann, wie der Engländer für seine Guinee in der italienischen Oper zu London. Es fällt ihm keineswegs ein, daß wir ganz außer Stande sind, Künstler vom ersten Range nach Verdienst zu bezahlen. Ueberdem weiß er nicht, wie sehr Berlin bei fremden Künstlern im Ausland, ja selbst in Süddeutschland verrufen ist, nicht bloß durch seine Geldlosigkeit, sondern noch viel mehr durch seine eben so abgeschmackte als sachunkundige und arrogante Kritik, wie sie sich namentlich in der Voßischen Zeitung geltend macht. Die Schröder-Devrient z. B. beschloß schon vor sieben Jahren nie wieder in Berlin zu singen, weil sie erstens das Haus zu wiederholten Malen kaum halb gefüllt sah, und ihr noch nebenbei in der Voßischen Zeitung allerlei gute Lehren gegeben wurden, wie sie dies und je-

nes im Fidelio anders spielen müsse. Die Novello wurde angegriffen, weil sie dem jungen Eckert nicht umsonst ein volles Conzert machen wollte. Gegen Thalberg war vieles einzuwenden, weil er auf keinem Kistingschen Flügel und keine Compositionen von L. Berger spielen wollte. Beriot und Ole Bull wurden getadelt, weil sie immer ihre eigenen Compositionen spielten, u. s. f. Wir wissen, daß z. B. Liszt, Servais und Vieuxtemps aus diesen kritischen und finanziellen Gründen Anstand nehmen Berlin zu besuchen. Der letztgenannte hat bereits vor ein Paar Jahren die bittersten Erfahrungen hier gemacht. Clara Wieck wurde bei ihrem letzten Hiersein in der Rellstabschen Iris als Virtuosin das „fünfte Rad am Wagen" genannt; — eine kolossale Rohheit gegen eine Dame, ganz abgesehen von der genialen Künstlerin. Wird diesem Treiben nicht auf irgend eine Weise ein Ende gemacht, so werden bald alle wahren Künstler Berlin fliehen.

Gegen Mad. Pasta benimmt man sich ein wenig menschlicher, weil man doch einsieht, wie unglücklich sich die große Künstlerin fühlen muß, indem sie durch Verhältnisse gezwungen wird, bei einer italienischen Operntruppe dritten Ranges mitzuspielen. Unser Urtheil über Mad. Pasta können wir sehr kurz fassen. In den drei Scenen aus Semiramis, und als Desdemona im III. Act des Othello zeigte sie, daß eine vollendete Virtuosität über ein, zum großen Theil, zerstörtes Material triumphiren könne. Daß Mad. Pasta zuweilen arg detonirt, ist keineswegs Schwäche des Organs, sondern ein Fehler, den die große Künstlerin selbst in ihrer Glanzperiode nie ganz ablegen konnte, der sich aber damals nur immer in den ersten Scenen einer Oper gezeigt hat. Die untere Hälfte der eingestrichenen Octave sollte die Künstlerin so wenig als möglich berühren. Die Kopfstimme, jetzt ihre eigentliche Stimme, ist bewunderungswürdig ausgebildet. Wie vollendet brachte sie z. B. das zweimalige „Isaura" (D-a und fis-D.) ohne grade den Ton bis zur natürlichen Stärke wachsen zu lassen, was sie überhaupt niemals wagt. Die Vorsicht und Berechnung, mit der die Künstlerin jetzt singen muß, mag auch ihr Spiel beeinträchtigen, das früher ebenfalls so sehr gefeiert wurde, obwohl uns ein berühmter Künstler, der Mad. Pasta in ihrer besten Zeit gehört, sagt: sie habe in dieser Hinsicht zur Malibran stets etwa in dem Verhältniß gestanden, wie Seydelmann zu Ludwig Devrient. Die Gastrollen der Mad. Pasta werden wir besonders besprechen.

H. T.

Golo und Genovefa, eine neue Oper von Görner, Musik von L. Huth, wurde am Freitag den 25. Juni zum ersten Male im Opernhause, vor einem ziemlich zahlreichen Auditorium aufgeführt. Der Componist, früher Violoncellspieler im Königstädtschen Theaterorchester, hat sich durch einige recht gelungene Lieder bekannt gemacht, auch fanden wir in dieser seiner Oper das lyrische Element durchaus auf Kosten des Dramatischen vorherrschend. Seltnerweise bietet diese Oper im Verhältniß des Textes zur Musik einen sichern Standpunkt der Beurtheilung selbst für den Nichtmusiker. Der bekannte Stoff der Genovefa findet unstreitig seine entsprechendste Form im einfachen Gewande der Volkssage, höchstens ließe er sich mit Erfolg in einem Romanzencyclus behandeln. Jeder Art von dramatischer Bearbeitung widerstrebt der Stoff aber durch sein vorherrschend lyrisch-episches Element. Dies bewahrheiten sowohl Tiecks als Raupachs in verschiedner Weise verunglückte Versuche. Hrn. Görners Versuch einen Operntext daraus zu bilden, finden wir nun nicht eben glücklicher. Es entwickelt sich weder irgend einer der Charaktere auf natürlichem Wege, noch eine Scene aus der andern. Die Personen sind alle fertige Marionetten und die Scenen reihen sich tableauartig und ziemlich willkührlich aneinander. Daß es schwer, ja unmög-

lich ist, durch die Macht der Töne ein ganz verunglücktes Textbuch vergessen zu machen, beweist z. B. Mozart's herrliche Musik zu Cosi fan tutte, die sich wegen des albernen Süjets auf keinem Theater zu halten vermag. Daß Hr. Huth kein Mozart ist, brauchen wir wohl nicht erst zu sagen. Seine Musik zeigt indeß von Ernst, gutem Willen und nicht unbedeutendem lyrischen Talent, das nur zu oft in den Ton einer etwas weinerlichen Sentimentalität fällt. Jedenfalls erregt der noch junge Componist gute Hoffnungen für die Zukunst. Mögen ihm bessere Textbücher beschert werden.

Dr. Lucius.

Feuilleton.

Während das: „Sie sollen ihn nicht haben!“ und: „Wir haben ihn gehabt“ bis zum Ueberdruß den Rhein hinüber und herübertönt, wäre zu wünschen, daß die deutsche Literatur von den Productionen unserer überrheinischen Nachbarn sagte: „Wir wollen sie nicht haben,“ oder wenn sie derselben nicht entbehren kann, sie doch nicht als herrenlose Beute betrachtete und sich nicht berechtigt glaubte, den Namen des Eigenthümers zu verschweigen. Diese Bemerkung gilt speciell der „Zeitung für die elegante Welt,“ die in ihren letzten Nummern eine Erzählung von Wollheim: der Abendstern, brachte. Diese Erzählung ist aber eine Uebersetzung aus dem Französischen und als solche schon vor einem Jahre in den Novellengeistern von Fr. Adami gedruckt erschienen. — l.

Die Spenersche Zeitung vom 18. Juni enthält unter ihren wissenschaftlichen und Kunst-Nachrichten in der Beilage einen kleinen Artikel, betitelt „die Theorie der Parallelen,“ worin gesagt wird: „Der Geheimerath Bessel ist, seinen bisherigen Ruhm überstrahlend, in seinen Untersuchungen über diesen Gegenstand, zu dem Resultat gekommen, daß die Summe der 3 Winkel eines geradlinigen Dreiecks nicht, wie es bis jetzt gelehrt wurde, 2 Rechte betrage, sondern um etwas kleiner sei; auch ist dies bereits von dem Professor Jacobi bestätigt worden. Der geistreiche Verfasser der „Gesetze der menschlichen Lebensdauer,“ der uns diese Entdeckung mitgebracht hat, fügt die Bemerkung hinzu, daß man wohl eine unrichtige Vorstellung von der Beschaffenheit der geraden Linie gehabt haben müsse, und daß 2 Gerade, wider die hergebrachte Meinung, sich einander nähern können, ohne sich zu schneiden.“ Die Mathematiker wollten ihren Augen nicht trauen, als sie dies lasen, bis es ihnen klar wurde, daß dies ein Puff sei, den man Herrn Spiker zugesendet, und den dieser ohne Arg aufgenommen hatte. Alle Anfragen wegen des gelehrten Verfassers jenes Artikels blieben fruchtlos. Wir hatten bereits einmal Gelegenheit, Herrn Spiker wegen eines gewissen Densamme zu befragen, und wiederholen hier die Bitte um gütige Belehrung wegen jener Entdeckung, welche, wie der Artikel sagt, „eine völlige Umwälzung in der Geometrie hervorbringen wird.“ O alter Spener, was würdest Du dazu sagen?

Die Badische Zeitung, welche seit dem 1. Juli Nationalzeitung heißt, nimmt einen immer erfreulicheren Aufschwung, und gehört zu den entschiedensten Organen des Liberalismus. Auch die norddeutschen Interessen finden darin ihre Vertretung. Ein Aufsatz über die Halleschen Jahrbücher besprach das Verhältniß derselben zu den Regierungselementen in sehr vernünftiger und zugleich gemäßigter Weise. Nur war dabei ein kleiner Irrthum begangen. Der Hirschberger Schubarth war mit dem Königsberger Schubert verwechselt, und ihm ein Verdienst um Kant zugeschrieben, das diesem gebührt. — Die Oberdeutsche Zeitung dagegen, welche ebenfalls in Carlsruhe erscheint, hat den Erwartungen, die man von ihr und ihrem Redacteur Giehne hegte, nicht entspro-

chen. Der Franzosenhaß, den er fortwährend zur Schau trägt, scheint uns durchaus unnöthig, und unmotivirt, und ebenso werden ihm die Badener für seine Parteinahme in der Urlaubs-Frage nicht eben günstig sein. Man glaubt, daß Giehne sich wesentlich zu den Ansichten des Ministers von Blittersdorf hinneige.

Wie doch die Kultur fortschreitet! Bald, bald werden wir so weit sein, wie die Griechen, daß sich Jeder, wie die Hökerinnen in Athen, auf „jutes, reenes Deutsch" und auf's Versemachen versteht. Wir sind im Stande, unsern Lesern ein eclatantes Beispiel von dem reißenden Fortschritt der poetischen Kultur unsrer Nation zu geben, welches beweist, wie unsre Jungfrauen bereits das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden verstehn. Uns ist das Mindner Sonntagsblatt vom 13. Juni zugeschickt worden, worin der Mädchen-Verein einen Bericht über seine Wirksamkeit ablegt, der in Versen geschrieben ist, so schön und rührend, wie sie Frd. Aug. Wolf nie geahnt, Joh. Heinrich Voß nie geschrieben hat. Hier ist eine Probe davon:

Vier und vierzig der Kinder, sie lernen nähen und stricken,
Fühlen, was einbringt, was heißt benutze die fliehende Zeit,
Lernen sauber zu sein, in lieben Weihnachtsgaben,
Mit welchen die Güte sie an jeglichem Feste bedenkt.
Erbarmt Euch auch künftig ihrer! Steht bei den verlaß'nen Kindern,
Seh't, sie bedürfen so viel, und die Zeiten sind schlecht.
14 Thaler und 18 Groschen Armen und Kranken wir gaben,
20 Thaler der Preis für die Schulstube war,
100 Thaler für das mühvolle Amt des Lehrens,
11 Thaler 5 Groschen 6 Pfennig für Feurung und auch für Licht,
131 Thaler 12 Groschen 3 Pfennig für Kleidung der Kinder,
10 Thaler 16 Groschen 3 Pfennig für Weißen, für Zwirn und für Band,
7 Thaler beim Concert und der Verloosung die Kosten,
9 Thaler 1 Groschen 6 Pfennig den Kindern an Arbeitslohn;
Rechnet man diese Ausgaben nun alle hübsch zusammen:
303 Thaler 23 Groschen 6 Pfennig es sind.
Empfangen haben dagegen wir im vergangenen Jahre:
212 Thaler 25 Groschen 6 Pfennig Bestand,
17 Thaler wir zum Geschenk von mildthätigen Seelen erhielten,
29 Thaler 4 Groschen 3 Pfennig die Kinder ernäht,
60 Thaler 10 Groschen für ein Conzert erhalten wir haben,
200 Thaler brachten 600 Loose uns ein;
Wollen bestehn wir, 600 Loose sein müssen,
Bringen wir alle nicht an, halten wir zweimal Lott'rie.
Alles zusammengerechnet wir eingenommen nun haben:
519 Thaler 19 Groschen 8 Pfennig, nicht mehr.
215 Thaler 26 Groschen 2 Pfennig sind übrig,
Uebrig? es ist zur Kleidung der Kinder aufs künftige Jahr.
Wir müssen uns oft so behelfen, vergrößerten gern die Schule;
So viele Kinder umsonst zu uns um Aufnahme flehn.
Wir bitten freundlich daher, wollt ferner unsrer gedenken,
Wir nehmen alles an, was Mitleid den Kindern gewährt.
Und will jemand vielleicht der Schule etwas vermachen,
Ueber jegliche Summe werden wir dankbar uns freun.

Alexander Jung hat in Königsberg Vorlesungen über die neueste Literatur gehalten, welche viel Beifall gefunden haben, und nächstens im Druck erscheinen werden. Er geht auch damit um, mit Rosenkranz zusammen eine belletristische Zeitschrift in Königsberg zu begründen.

Rosenkranz schreibt ein „Leben Hegels."

Die Kölner Zeitung enthält folgende nicht üble Replik von Kessels gegen Musset:

Nous l'avons eu — mot de misère!
Nous l'aurions — grand mot de sots!
Nous l'aurons — ne console guère!
Nous l'avons — c'est le mot des mots!
Gardez modestement votre part retenue,
Gardez! ou elle s'en va la voie de l'avoir eu.

Druckfehler: In der vorigen No. Pag. 389 Sp 2 Z. 15 ist genuine statt gemeine; ebendas. Z. 17 Bäume statt Bauern; Z. 26 Chaos statt Schoos; Z. 34 Mühen statt Mühe zu lesen.

Gedruckt bei F. Rietack. Verlag von Carl J. Klemann.

Digitized by Google

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. **Karl Riedel.**

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend eine Lieferung zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an die Verlagshandlung von Carl J. Klemann, Burgstraße Nr. 8, zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden ebendaselbst angenommen. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 27. Berlin, den 10. Juli **1841.**

Inhalt: Berlins Gegenwart und Zukunft; von Frantz. — Die Kartoffel in ihrer politischen Wichtigkeit; von Dr. Rutenberg. — Streit und Friede oder einige Scenen in Norwegen; von Frederika Bremer. (Recension von L. Buhl). — Der Bravo; Novelle nach de Lavergne. — Verständniß; Gedicht von K. — Wozu ein Lied? Gedicht von Minding. — Feuilleton.

Berlins Gegenwart und Zukunft.

Von Frantz.

(Fortsetzung.)

So wie nun Preußen der deutsche Staat par excellence ist, ist Berlin die deutsche Stadt. Wien ist die Hauptstadt des östreichischen Staates, das Centrum für Verwaltung, Militairwesen, gewerblichen Verkehr und allgemeine Bildung, das aber, wie der Staat selbst, aus verschiedenen Bestandtheilen besteht. Es ist hier kein aus einer Nation hervorgetretenes Leben. Wien ist wohl deutsch, aber das Deutsche kann sich hier nicht entfalten, es bleibt als unentwickelte Grundlage, Sprache und Sitte, deren weitere Bestimmungen von der höchsten Gewalt gesetzt werden, die über dem Ganzen schwebt, aber nicht daraus hervorgeht. Die größten deutschen Musiker haben in Wien gewirkt; aber die Kunst, und vornehmlich die Musik, ist mehr die Energie des Individuums für sich; die Musik bildet sich nicht aus dem Leben heraus, und so ist ihr der Ort fast gleichgültig. Große Dichter hat Wien nicht hervorgebracht, und wird es nie haben. Auch Berlin hat von den Heroen des vorigen Jahrhunderts keinen auf die Dauer zu seinen Bürgern gezählt. Aber die Spree wird noch ihre Sänger finden, und allem Spotte zum Trotz wird es sich ereignen, daß der deutsche Parnaß in die ebene, sandige Mark rückt. Denn hier ist der Herd der geistigen Entwicklung für Deutschland und die Poesie ist Werk des Geistes. Das wären auch nur matte Dichter, die sich ohne schöne Gegenden nicht begeistern könnten. Wenn wir nun wohl zugestehen, daß in ästhetischer Beziehung Berlin noch nicht der Mittelpunkt ist, so ist er doch auch nicht anderswo; und hier sind die Elemente, die ihn sicher einst bilden werden. Um so mehr hat Berlin in der Wissenschaft seine Aufgabe schon erreicht.

Als Friedrich Wilhelm III. die hiesige Universität stiftete, galt es eben nur, den Mangel, der durch den Verlust von Halle entstanden war, zu ersetzen. Es war die Zeit des Druckes und der Noth, wo die Zukunft noch zweifelhaft erscheinen konnte, und man hat damals wohl nicht gedacht, daß Berlin mehr werden würde als Halle, daß man eine Universität für Deutschland, für Europa gegründet. Doch dies ist schon bald nach beendigtem Kriege deutlich hervorgetreten. Die größten deutschen Geister haben in Berlin gelehrt, und lehren noch. Ganz Deutschland hat dazu gesteuert, aber für reichen Gewinn, denn neue Lehrer hat es von Berlin empfangen. Es ist hier der große Markt der Wissenschaft, auf den Alle ihre Waaren senden, und von dem Alle kaufen, und der, wie

er für sich selbst das würdigste Leben ist, so auch dem Ganzen dient. Paris ist das geistige Centrum Frankreichs, aber ein Centrum, das alle anderen Selbstständigkeiten aufgehoben hat, und außer welchem überhaupt nichts ist. Aber in dem wissenschaftlichen Verkehr Deutschlands zeigt sich die Tiefe des deutschen Geistes überhaupt in schönster Entfaltung, Einheit, die die Besonderheit frei bestehen läßt. Berlin ist eine Universität und die Universität zugleich. Preußen, seitdem es durch Friedrich II. zu seiner hohen Stellung erhoben ist, hat stets den freien wissenschaftlichen Verkehr innerhalb seiner Grenzen und mit dem gesammten Deutschland, erhalten und unterstützt. Und selbst als die Censur für nothwendig erachtete, einzelne Zeitschriften und Bücher aus dem Auslande zu verbieten, hat sich doch solches Verbot nie auf Blätter von wissenschaftlicher Bedeutung erstreckt. Freilich zeigte sich einmal unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. eine Unsicherheit des Princips, man beschränkte die damalige neue Philosophie; aber es war der erste Akt der Regierung unsers letztverstorbenen unvergeßlichen Königs, alle Beschränkungen ganz wieder aufzuheben, und die Lehrfreiheit in vollem Umfange wieder herzustellen. Preußen ist immer der Wissenschaft hold gewesen, und darum hat diese dies Land zu ihrer liebsten Stätte gewählt. Die Wissenschaft ist der allgemeine Geist, sie kann sich nur vollkommen entwickeln aus einem Leben, das von Gesetzlichkeit durchdrungen ist, aus einem entfalteten Ganzen, das seine unendliche Bedeutung erkennt, — aus dem Staate. Die deutsche Wissenschaft hat so ihren eignen Heerd in dem deutschen Staate. Und dies ist wohl im Auge zu halten, und die Wissenschaftlichkeit Preußens zu begreifen. Man hat hier nicht etwa bloß größere Mittel, und die Gelehrten durch hohe Gehalte aus dem Auslande angelockt. Die Gelehrten kommen von selbst, und die Sache macht sich aus ihrer eignen Nothwendigkeit; was wir hier sagen, ohne damit im mindesten der großen Thätigkeit, welche die Regierung den wissenschaftlichen Anstalten zuwendet, die wohlverdienten Lorbeeren bestreiten zu wollen. Sorgfältig gepflegt, erfreuen sich alle diese Anstalten, auch welche nicht die Wissenschaft an und für sich betreffen, Schulen aller Art, des schönsten Gedeihens, und sind durch ihre Einrichtungen und ihre Großartigkeit Muster und Zierden unsrer Stadt. Als für Berlin eigenthümlich, mögen wir die militairischen Bildungsanstalten besonders hervorheben; wie denn überhaupt das militairische Moment hier seine vollkommne Entwicklung, und die angemessene Bedeutung hat. Preußen ist in der Reorganisation des Militairwesens dem ganzen Deutschland vorangegangen, seine Einrichtungen sind für Europa mustergültig. Und eben das gilt von der Organisation der Behörden; und insbesondre zeichnet sich der Beamtenstand aus durch Ordnung und Gesetzlichkeit, welche auf einen klaren und kräftigen Sinn für das Allgemeine hindeutet, und durch Humanität, die sich auf wissenschaftliche Bildung gründet. So hat hier der Beamtenstand eine Stellung, die seiner selbst würdig, und für die übrige Gesellschaft erfreulich und förderlich ist. Endlich haben Handel und Gewerbe hier eine solche Bedeutung gewonnen, wie es nach der besonderen Sorgfalt, welche man höhern Orts auf diese Quellen des Nationalreichthums wendet, zu erwarten ist. Unsre Fabriken liefern in verschiedenen Zweigen Produkte, die auf allen deutschen Messen anerkannt sind. Und wenn auch Berlin noch nicht zu den ersten deutschen Handelsplätzen gehören sollte, so sind doch wohl die Aussichten dazu schon vorhanden, und durch seine Eisenbahnen muß es der erste Platz Norddeutschlands werden.

Sollen wir nun von dem Leben Berlins als einem Ganzen und überhaupt sprechen, so wird dessen Bedeutung, nachdem wir die einzelnen Seiten betrachteten, von selbst erhellen: daß es ein allseitig und großartig entfaltetes Leben ist, in welchem alle Momente deutscher Nationalität, als eines Organismus der Bildung, ihren vollkommensten Ausdruck finden. Berlin ist die Stätte des Deutsch-

thums, wo es allein sich läutern, und erst zu sich selbst kommen kann. Das oftmals besprochene deutsche Philisterthum, welches eben auf einer Bornirtheit des Geistes, auf einer engen selbstgefälligen Particularität beruht, findet hier in einem großen, allseitigen Leben den gründlichen Untergang. Schon der Ursprung der hiesigen Bevölkerung hat die Landsmannschafterei und locale Befangenheit vernichtet. Aus aller Herren Ländern haben sich hier Colonisten niedergelassen, und ihre Individualitäten an einander gerieben; sie haben ihre Vereinigung nur in einer allgemeinen gesetzlichen Ordnung gefunden, d. h. in einem geistigen Verbande. Die Natur bietet hier wenig, die Anbauer waren auf sich selbst angewiesen, im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod zu essen, sich ihre Existenz selbst zu schaffen; so ist hier der Geist zum Bewußtsein gekommen. Das Wesen des Berliners ist: Sinn für Gesetzlichkeit und Reflexion. Er hat das Bewußtsein seines Werthes, er läßt sich nicht imponiren, indem er an Alles mit seinem Denken geht, und sich durch Witz über die Befangenheit erhebt, der, wenn auch nicht gerade attisch, wozu auch schon unser Klima zu rauh, doch das Gegentheil von böotischer Indolenz ist. Man hat den Berlinern vorgeworfen, daß sie nicht Autochthonen seien, daß ihr Reflectiren Vornehmthuerei sei, ein Surrogat für reellere Genüsse, die das Land nicht bietet, und die Consequenz eben dieses Mangels. Aber man mag sich an gewissen Orten auf Natürlichkeit, auf Mehlspeisen oder Bier was zu Gute thun, — man wird Gott zu danken haben, wenn man nur erst einmal zur Reflexion kommt, die nichts Geringeres ist, als der Anfang aller Bildung und Humanität, indem sie den Geist herausreißt aus der dumpfen Versenkung in die Natur und in eine gemeine Sinnlichkeit. Unsre Lebensverhältnisse sind aus dem Geiste geboren, wir haben auch einen Charakter, den des Selbstbewußtseins, dem es an einem reichen, großen Inhalt nicht fehlt. Dieser ist die geistige Entwickelung, die sich hier vollzogen hat. Doch Berlins Größe ist noch nicht alt, das Bewußtsein seiner Bedeutung kann sich dem Berliner noch trüben, er kann in Nachahmerei und Ausländerei verfallen. Aber das wird aufhören, je mehr sich Berlins Bedeutung entfaltet und consolidirt; man wird einsehen, daß man in Berlin so gut die Moden erfinden kann als in Paris, daß man zu Allem den geistigen Fond bei sich selbst hat, und sich zur höchsten Entwicklung fähig halten muß. Und dazu ist wenigstens ein großer Anfang gemacht, der sich in der Gegenwart schon als wirklich zeigt. In Berlin ist die Kleinstädterei untergegangen in einem allgemeinen Geiste, und in der Großstädtigkeit überhaupt. Denn eine freie Entwickelung erfordert auch weite Räume, und das Hohe weilt nur gern in hohen Umgebungen. Und auch in dieser Hinsicht ist Berlin Deutschlands erste Stadt. Es ist die Hauptstadt einer Großmacht, und wird sich einst auch den europäischen Residenzen, Paris und London, an die Seite stellen können, selbst nach extensiver Größe.

Wir sagten zu Anfang, die Geschichte Berlins habe ihre Epochen, wie die des Staates, daß aber die ersteren den letzteren nachfolgten. Die Bedeutung, die Friedrich II. dem Staate gab, hat der hochselige König der Residenz gegeben. Aber ihre Anlagen waren nicht vom Standpunkt der Großmacht aus projectirt. In diesem Sinne wird nun die Gegenwart und Zukunft schaffen. Berlin wird neue Anlagen erhalten im großartigsten Style, es wird sich verschönern und erweitern, und nach einem neuen Jahrhundert sich eben so sehr verändert haben, als in dem letztverflossenen. Wie wir uns nun diese Zukunft denken, davon wollen wir dem geneigten Leser einige Skizzen zur Betrachtung vorlegen, die ein kommendes Geschlecht vielleicht verwirklicht sieht.

(Schluß folgt.)

Die Kartoffel in ihrer politischen Wichtigkeit.

Von Dr. Rutenberg.

Es existiren Zeitfragen, beantwortet von einem Dr. Drinhaus (man verzeihe mir den unbestimmten Artikel), die eben alle mögliche Probleme der Politik, Religion, Kunst, Wissenschaft, insgemein unsers socialen Daseins kurzweilig und zeitersparend theils auflösen, theils es unterlassen. Wer sie aber dennoch nicht kennen sollte, und die Zahl der Unwissenden mag wohl größer sein als die Masse derjenigen, welche wissen, was Dr. Drinhaus will, für den setze ich ein Paar Stellen zur Probe her, wie ein Weinreisender, natürlich die besten, an denen man sogleich die Solidität des Hauses gewahr werden kann. Der besagte Drinhaus kennt aus dem Grunde den seit 1831 neugeformten Staat Belgien. Er spricht darüber seine Ansicht, wie folgt, aus: „Ich bin fest überzeugt, daß nie ein Land weniger reif für eine Constitution gewesen ist, als grade Belgien. Es sind ganz gewöhnliche Erscheinungen, daß Officiere mit den gemeinen Soldaten Arm in Arm über die Straße gehen, und im Estaminet zusammensitzen; ja, was man in Deutschland kaum glauben wird, der Präsident der Deputirten-Kammer setzt sich des Abends im Bierhause zu Schuster und Schneider, trinkt sein Litre de Faro und politisirt mit seinen Genossen! Ich verbürge die Thatsache und füge nur noch hinzu, daß das hier gar nicht im Geringsten auffällt. Weiß man denn da am Ende noch, was Freiheit ist?" apostrophirt der Herr Verfasser.

Aber das war eigentlich gar nicht meine Absicht, auf die temperirten (hier zu Deutsch: aus Wasser und Wein gemischten) Zeitfragen hinzuweisen, sondern ich wollte nur dem Verfasser derselben zuvorkommen in der Abhandlung eines mir liebgewordenen Gegenstandes. Denn ich möchte fast wetten, er wird vielleicht schon im nächsten Heft seiner zwanglosen Abhandlungen auf die Kartoffel-Frage verfallen, und dann hätte ich das Nachsehen, und wie ich es auch anstellen möchte, ich würde mich nicht losmachen können aus der umstrickenden Beweiskraft seiner Argumente; ich hätte von da ab kein freies Urtheil mehr in einer der wichtigsten Angelegenheiten unserer Gegenwart. So aber gehe ich voran, der Andere denkt: die Sache ist nicht mehr neu, hat ihr Pikantes verloren, und schweigt. Oder stachelt ihn der Kitzel der Opposition, und tritt er mit seiner Weisheit hervor, nun so tröstet man sich mit dem billigsten Mittel von der Welt: schon dagewesen, längst bekannt, abgemachte Dinge. Mit solchen Redensarten werden aber noch ganz andere Fragen, als die von der politischen Wichtigkeit der Kartoffel, und von ganz andern Leuten, als von einem quiescirten Civil-Marsdiener nicht allein beantwortet, sondern auch radical niedergeschlagen, oder in sibirische Schnee- und Eisfelder vergraben. Dort aber kann keine Kartoffel, so lange die Erdaxe zu ihrer Bahn dieselbe Stellung wie bis heute beibehält, fortkommen oder vegetiren.

Doch zur Sache. Dr. Drinhaus wird ein Einsehen haben, und wenn er auf seiner politischen Promenade zur Kartoffel gelangt, sie entweder ganz übergehen oder mir den Gefallen thun, und um Collisionen zu vermeiden, statt ihrer politischen Seite andere Beziehungen derselben erörtern. Sie ist ja in so verschiedenen Verhältnissen, unter den mannigfaltigsten Gesichtspunkten zu betrachten: warum denn immer die leidige Politik aufs Tapet bringen? Sehen Sie einmal, Herr Doktor, da hat ein Pastor, sein Name ist mir entfallen, ein allerliebstes Büchelchen geschrieben, eine Art Kartoffel-Kochkunst, oder wieder zu Deutsch, auf wie verschiedene Weise man die edle Kartoffel genießbar für den Magen zubereiten könne. Ich glaube funfzig Manieren reichten schon damals nicht aus. Jetzt sind es gewiß über hundert, bei den reißenden Fortschritten der neueren Zeit für materielle Genüsse, nicht zu verschweigen die geistigen. Oder sind Sie, lieber

Doktor, verzeihen Sie die Zutraulichkeit, nicht poetisch, nur, was man heutzutage so nennt, ein leidliches Versmaas, das keine Aushülfe verschmäht, die technisch gewordene Phraseologie, so singen Sie doch das Lob der Kartoffel. Sie machen sich dadurch um Irland verdient, und leiten Ihre Leser bequem und sachgemäß über zu der Insel der Heiligen, wenn dieß sonst in Ihrer Absicht liegt. Sie würden zwar auch hierin, nämlich in der Anfertigung eines Kartoffel-Lobliedes, schon Ihren Vorgänger haben. Doch darf Solches ja nicht einen Zeitfragen-Sammler abschrecken. Wählen Sie aber meinetwegen die ökonomische, merkantilische, historische, geographische, klimatische, medicinische, chemische Seite der Kartoffel, betrachten Sie dieselbe aus dem Standpunkte des Producenten oder Cosumenten, des Gastwirthes oder der Köchin: hier beginnt meine Darstellung der Kartoffel in ihrer politischen Wichtigkeit.

Amerika hat gleichsam im Voraus Kapital und Zinsen für alle Freuden und Leiden, die es von Europa aus empfangen sollte, durch die Verpflanzung der Kartoffel nach der alten Welt getilgt. Das Wohl und Wehe der zahlreichsten Völker Europas ist von Amerika aus an die Kartoffel geknüpft worden. Amerikas einheimische Bevölkerung ist vor den Feuerwaffen und dem Feuerwasser der Europäer dahin geschmolzen; diese selbst haben sich zum größten Theile der amerikanischen Pflanze, der Kartoffel unterwerfen müssen. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß hier nur die Rede sein kann von den kartoffelverzehrenden Völkern Europa's, und somit der eigentliche Süden unsers Erdtheils, wie die pyrenäische Halbinsel, Italien und Griechenland, unberührt bleibt.

Der Stammbaum der Kartoffel reicht nur drei Jahrhunderte zurück, und dennoch ist sie nicht allein hoffähig geworden, sondern hat sich schon längst auf Dächern und in Kellern eingebürgert. Ueber ihr eigentliches Herkommen ist die Welt bis jetzt trotz sehr gelehrter Forschungen noch nicht so recht aufgeklärt, ein Schicksal, was wohl noch die Genealogie manches andern Geschlechts, als das der Kartoffeln trifft. Ob diese schon im Paradiese zu Hause waren, ließe sich allenfalls aus ihrer Trefflichkeit vermuthen. Ob aber irgend eine theologische Untersuchung über die Beschaffenheit des verhängnißvollen Apfels auch auf die Vermuthung gerathen ist, die Kartoffel könnte es gewesen sein, weiß ich weder zu bejahen noch zu verneinen.

Man hat ferner die Frage aufgeworfen, ob die Kartoffel wild in Peru und Chile, Landschaften Amerika's, aus denen sie nach Europa gebracht worden ist, sich fände. A. v. Humboldt hat dieß verneint; ein anderer trefflicher, nur nicht so berühmter Naturforscher, der Professor Pöppig hat sie in wildem Zustande gefunden, aber nie höher als 400 Fuß über dem Meere, und hat ihr den Namen einer Seestrandpflanze beigelegt, deren ursprüngliche Heimath Chile sei. Ob die Wahrheit dieser Behauptung unumstößlich sei, oder ob dieselbe noch Anlaß zu grundgelehrten Streitschriften geben wird, ebenso ob der Ruhm, sie der alten Welt zugeführt zu haben, dem Erdumsegler Franz Drake gebühre oder nicht, soll mich hier nichts kümmern. Der Kartoffel erste große und politische That scheint die Gründung der Inka-Herrschaft im südlichen Amerika gewesen zu sein. Wie schöne Vergleichungen könnten sich hier anknüpfen an die Redensart: Gold der Kartoffel und an Glanz des wirklichen Goldes, an dem jene Herrscher einen so großen Ueberfluß hatten, daß er die Ursache ihres Untergangs wurde, weil sie die erfahrenen Spanier wohl nicht so leicht mit dem Golde der Kartoffeln abspeisen konnten, wie die vor ihrem sagenhaft göttlichen Ursprunge niedergedrückten Peruaner. Wahrscheinlich weniger mit Hilfe des Goldes als der Kartoffel war von ihnen jene jetzt noch das Staunen der Europäer erregende Kunststraße auf den Abhängen des Cordillerengebirgs länger als durch zweihundert Meilen angelegt, auf der sie einher fuhren oder getragen wurden, um die Anbetung des gläubigen Volkes zu genießen. Es mag dies eine Vermuthung sein, deren Widerlegung aber

selbst dem quellenreichsten Forscher nicht leicht werden möchte, eben weil die Quellen darüber fehlen. Und die Vergleichung, wie andere großartige Werke der Baukunst zu Stande gebracht wurden, berechtigt zu solcher Annahme. Einförmigkeit und Billigkeit der Nahrungsmittel war eine Hauptbedingung zur Ausführung von Anlagen, die noch in ihren Trümmern heute die Aufmerksamkeit des Reisenden fesseln, zumal in einer Zeit, in der die Menschenkraft, nicht wie jetzt durch Maschinen unterstützt, mehr auf sich allein angewiesen war. Bei der Construction der ägyptischen Pyramiden soll die Zwiebel als Nahrungsmittel der Arbeiter eine Hauptrolle gespielt haben. In China begnügen sich Millionen Menschen mit einer täglichen Portion Reis in Wasser gekocht, und haben den Kaiserkanal gegraben, und die Grenzmauer aufgeführt. In Irland leben Millionen von dem Genuß der bloßen Kartoffel, viele von ihnen können sich diesen Genuß nur Tag um Tag gönnen, und sehen jedes Jahr mit Schrecken die Zeit nahen, wo ihre Kartoffelvorräthe aufhören, ehe die neue Frucht reif geworden ist. Und doch, glaube ich, danken sie mit dem bewegtesten Herzen dem Entdecker dieser Frucht, welche ihr Leben auf die kümmerlichste Weise fristet. Denn Noth lehrt beten. Lange Zeit aber haben sich die Völker Europa's gesperrt, jene Wohlthat des amerikanischen Bodens bei sich aufzunehmen. Lag darin ein Instinkt, wie der scheinbare Kartoffelsegen in irländisches Kartoffelelend umschlagen könnte; oder war es bloße oberflächliche Scheu vor Neuerungen? Die allgemeine Verbreitung dieser Nahrungspflanze ist, mit Ausschluß von England, im übrigen Europa kaum ein Jahrhundert alt. Ihre Unentbehrlichkeit ja erst schreibt sich aus der Zeit der französischen Revolution. Es liegt somit die Schwierigkeit auf der Hand, ein statistisches d. h. durch Zahlen und positive Data bestätigtes Urtheil über den schädlichen oder vortheilhaften Einfluß der Kartoffel für die sie verzehrenden Europäer abzugeben, zumal da die Vergleichungen aus der Vor-Kartoffelzeit fehlen, anderer Einwirkungen nicht zu gedenken, welche eine solche Vergleichung unmöglich machen.

Es ist zwar irgendwo die Behauptung aufgestellt, daß die Kartoffel die Menschen auch freier gemacht habe, und daß man sehr Unrecht thue, wenn man bei der Aufzählung der Institutionen, denen Europa die größere Freiheit verdankt, den Anbau der Kartoffel mit Geringschätzung übergehe. Aber da wäre wohl zuerst die Frage zu stellen, was man unter der von Kartoffeln herrührenden Freiheit verstehe? Doch, weil diese Frage zu sehr ins Politische schlägt, unterdrücke ich sie lieber, und bemerke nur noch, daß als Frankreich seine alte Freiheit verlor, die vor dem Jahre 1789, mit diesem Verlust fast gleichzeitig die Einführung der Kartoffel durchgesetzt wurde. Denn derselbe Parmentier, der in N. 23 dieser Zeitschrift als französischer Kartoffel-Heros erwähnt wird, überreichte König Ludwig XVI. im Jahre 1785 einen Blumenstrauß aus Kartoffelblüthen, der beifällig aufgenommen wurde. Seitdem war das Schicksal der Kartoffeln in Frankreich entschieden. Sie wurden hier, wie überall, wo sie Eingang fanden „die Säugamme der vermehrten Population. Nur, wo Hitze und Dürre ausdauernd ist, müssen sie dem Mais und der Baumfrucht als Nahrungsmittel weichen." Und darin möchte wohl zuletzt die größte politische Bedeutung der Kartoffel liegen, daß z. B. von zwei Morgen Kartoffeln ebenso viel Menschen leben können, als von neun Morgen, die mit Roggen bestellt sind; oder, wenn von dem Ertrage eines Morgens Roggen ein Mann etwa über ein Jahr leben kann, so können auf zehn Morgen, die statt mit Roggen mit Kartoffeln bepflanzt werden, statt zehn Menschen fünf und vierzig ihren Unterhalt finden. Welch ein Gewinn für die menschliche Gesellschaft, für die einzelnen Staaten und jede Familie! wird jeder Menschenfreund hier ausrufen müssen, wenn ihm die möglichst große Ausbreitung seines Geschlechts am Herzen liegt. Er darf dabei freilich nicht an das Elend Irlands denken, von dem ein großer Theil

auf die souveraine Herrschaft der Kartoffel daselbst nach meiner Ansicht zu setzen ist, wenn auch G. v. Beaumont meint, daß eine schlecht organisirte und drückende, das Mark des Volkes aussaugende Aristokratie das Hauptgebrechen Irlands sei. Die Vermehrung unsers Geschlechts hält im Großen und Ganzen Schritt mit der möglichen Herbeischaffung der Erhaltungsmittel. Mit der Verbreitung der Kartoffel hat die Bevölkerung Europas ihre schnelle Zunahme erlangt, an die sich von selbst eine größere Demoralisation, und nicht bloß im einfachen Verhältniß schließen mußte — man denke nur allein an die durch allgemeinen Kartoffelanbau möglich gemachten Fuselwirthschaften an allen Wohnplätzen der Menschen. Die Zahl der Proletarier, wie man gewöhnlich auf technische Weise die Eigenthumslosen zu nennen beliebt, ist aber vorzüglich durch die Kartoffel vermehrt, und nicht veredelt. Mit der nackten Fristung des kümmerlichen Daseins von Millionen Menschen kann aber keinem Staate gedient sein; denn so erwartet er täglich seinen Einsturz. — Die schnelle Vermehrung unsers Geschlechts, woran jeder Freund desselben seine Freude haben mag, die von dem Finanzmann eifrig berechnet wird, und worüber auch der Geistliche ein stilles Lächeln nicht verbergen kann, ist also durch die Kartoffel zum großen Theile möglich geworden. Aber das ist grade die politische Bedeutung der Kartoffel, daß bei der durch sie bewirkten Zunahme an Menschenvorrath die Staaten, die solches gewünscht und erreicht haben, nun auch gezwungen sind, andere Räder in ihre Maschinen zu setzen, damit diese bei der vermehrten Last und dem Druck im Staats-Dampfschiff nicht ins Stocken und Zertrümmern gerathen. Die Macht des öffentlichen Geistes, der in seiner Unterdrückung nur von der ohnmächtigen Angst und dem schattenscheuen Verzagen der Unterdrücker Zeugniß ablegt, muß bei solcher Lage der zunehmenden Staatsangehörigen in ihrer ganzen Federkraft entwickelt werden, um jede Verirrung des Egoismus zu zügeln, jeden Fortschritt des öffentlichen Wohles in sich aufzunehmen.

Eine andere Seite der Betrachtung, die gegenwärtige Wohlfahrt der Menschen aus dem Kartoffelanbau abzuleiten, ist aber häufig genug angestellt worden, so daß es hier genügen mag, nur die Resultate derselben anzugeben. Demgemäß dient die Kartoffel nicht blos der Vermehrung des Menschengeschlechts, sondern sie trägt auch zur leichter gewordenen Ernährung wesentlich bei. Sie verschafft den Menschen auch mehr Zeit ihre Kraft anwenden zu können. Denn nach Besorgung seiner physischen Bedürfnisse wendet sich der Mensch, so lautet hier die Meinung, aus Langeweile zu den geistigen, und erübrigt aus der durch den Kartoffelbau gewonnenen Zeit so viel Muße, um sich Kenntnisse aller Art zu verschaffen. Der Anbau der Kartoffel vermehrt den Besuch der Schulen und erhöht die Einkünfte des Lehrstandes. So werden die Kartoffeln endlich eine Quelle des wissenschaftlichen Reichthums.

So hat alles auf dieser Erde seinen zureichenden Grund und schönsten Zusammenhang. Leiden und Freuden der Völker, Kunstblüthe und Wissenschaftstrieb, Dr. Drinhaus und die Kartoffeln. —

Streit und Frieden oder einige Scenen in Norwegen von Frederika Bremer.

Aus dem Schwedischen. Berlin 1841.

Die Verfasserin der „Töchter des Präsidenten" und die Dichterin von „Lüge und Wahrheit" können in gewisser Beziehung als Gesinnungsverwandte betrachtet werden, nämlich in dem Bestreben des Diderotismus und Ifflandismus, das Familiendrama und den Familienroman wieder zu Ehren zu bringen. Beide führen uns vom Schlachtfelde der großen Leiden-

schaften und vom blutigen Kampfplatze der Tendenzen in den engen Kreis der kleinen Empfindungen, des stillen und langweiligen Glücks der Häuslichkeit und der hausbackenen Tugend zurück. In dem Glück, welches beide gemacht haben, liegt etwas Ueberraschendes, da man die Richtung, welche beide repräsentiren und welche im achtzehnten Jahrhunderte in ihrer höchsten Blüthe stand, und da auch ihre historische Berechtigung hatte, beseitigt glauben konnte. Bemerkenswerth und vielleicht auch tröstlich ist es, daß beide Repräsentanten dieser Familienpoesie, bei der man unwillkührlich immer an Strickstrümpfe und Butterbrodte denkt, Damen sind. Beide erscheinen so recht als Wortführerinnen ihres Geschlechts, in dessen Namen sie einen Kampf pro aris et focis führen. Die Deutsche will uns zu der ordinären Tugend zurücklocken, indem sie uns angst und bange vor allen höhern Empfindungen und jedem freieren Aufschwunge macht, die Schwedin zu den idyllischen Empfindungen, indem sie uns den Mund nach den Fleischtöpfen der Häuslichkeit wässerig macht, während anderwärts gar die Frauen sich wieder den Männern zu nähern suchen, indem sie sich in Hosen stecken, Cigarren rauchen und steeple-chases mitmachen. Das Eine zeigt so gut wie das Andere, wie verzweifelt die Sachen des schönen Geschlechts stehn und wie sehr ihre Stellung bedroht ist.

Wie verschieden gehen aber beide zu Werke! Die moralisirende und dogmatisirende Verf. von „Lüge und Wahrheit" wird keine Proselyten machen; Frederika Bremer kann höchst gefährlich werden; jene schreckt uns durch duennenhafte Strenge, durch ihre übertriebene Sprödigkeit ab, diese tritt im reinsten Gewande anspruchsloser Weiblichkeit vor uns hin; jene erscheint als eine hofmeisternde alte Gouvernante, diese als eine liebenswürdige Dame. Bei jener schlägt gewöhnlich die von ihr gepredigte Moralität in das Gegentheil um; diese rettet ihr feines Gefühl vor dieser Gefahr; jene stellt uns ein langweiliges Tugend-Ideal hin, diese schildert uns einfache gute Menschen.

Dazu ist Frederika Bremer noch Meisterin in der Behandlung, wahrhafte Virtuosin in der Kleinmalerei, welche die feinsten Pinselstriche nicht spart. Mit dieser Eigenschaft verbindet sie eine sehr liebenswürdige Schalkhaftigkeit und einen Anflug jenes mädchenhaften Humors, der es nie bis zum Aeußersten kommen läßt, der aber kleine Fehler und Lächerlichkeiten aufs Glücklichste verspottet. Und doch hat sie ein so ausgezeichnetes Talent nicht vor der Monotonie bewahren können, welche von dem Genre unzertrennlich zu sein scheint. Nicht nur, daß wir überall dieselbe Manier wiederfinden, nicht nur, daß sie sich in dem Kreise derselben Anschauungen bewegt, sondern wir stoßen auch unter den Gestalten schon meistens auf alte Bekannte.

Eine heitere sonnenglänzende Landschaft, im Hintergrunde einige trübe Wolken, welche aber die Sonne verscheucht, das ist das Bild, welches uns alle ihre Dichtungen gewähren. Die Verf. protestirt gegen die Zumuthung, daß sie ihre Dichtungen für Romane ausgeben wollte, und darin hat sie recht; es sind idyllische Bilder mit romantischem Hintergrunde. Hierbei darf man indeß nicht an jene moschusduftende schönrednerische Hirten und Hirtinnen der Geßnerischen Idyllenwelt denken; nein, sie zeichnet uns gute, anspruchslose, einfache, liebenswürdige Menschen. Wo aber lauter gute Menschen zusammenhausen, da kommt nichts heraus und ist kein Conflikt möglich; einen solchen braucht sie freilich zur Fortbewegung der Handlung, aber wenn sie sich darauf einließe, würde sie die Ungebrochenheit des Familienlebens aufheben und dasselbe in seiner Auflösung darstellen müssen, was durchaus gegen ihre Absicht läuft; sie müßte sodann allen Leidenschaften Thür und Thor öffnen, und wer weiß, wozu das führen würde. In dieser Verlegenheit ergreift sie den Ausweg, irgend ein furchtbares Ereigniß, das der Vergangenheit angehört, als dunklen Schatten in die heitere Gegenwart hineinragen zu lassen. So liegt der Conflikt jenseits, und wir haben nur die Freude, ihn gelöset zu sehen.

Suchen wir die Bestätigung in der gegenwärtigen Dichtung. Wir brauchen zunächst ein paar gute, schlichte Menschen. Da haben wir zuerst eine ganz gewöhnliche Person, Susanna heißt sie; sie ist nicht schön, nicht einmal hübsch, etwas groß und derb, auch nicht gebildet, mit einem Worte, ein ganz gewöhnliches, schlichtes Mädchen. Ihre blauen Augen blicken zwar recht offen und redlich in die Welt hinein, und wenn ihr frischer Mund sich zu einem herzlichen Lachen öffnet, so kann man rein durch ihren Anblick zur Heiterkeit gestimmt werden; aber unglücklicherweise giebt sie selten dazu Veranlassung. Denn das gute Mädchen hat das Unglück häufig übler Laune zu sein, unbeschadet jedoch ihres guten Herzens, das allen diesen Mängeln und Fehlern die Waage halten muß. Neben ihr erscheint Harold Bergmann, ein artiger und angenehmer junger Mann. Die Beziehung zwischen beiden giebt die streitsüchtige Laune der guten Susanna ab, denn wenn diese gern streitet, so macht sich Harold das größte Vergnügen daraus, sie zu reizen. Diesen beiden folgen wir nun in die verschiedenen Departements der ländlichen Wirthschaft, in die Milchkammer, in den Obstgarten, auf den Hühnerhof und hören sie sich streiten, daß es eine wahre Lust ist. Wenn Harold A sagt, so sagt Susanna B, wenn Harold schwarz sagt, so sagt sie weiß, wenn er behauptet, Norwegen sei das schönste Land in der Welt, so behauptet sie, Schweden sei doch noch viel schöner, denn sie ist eine Schwedin. Diese Partieen sind mit großem Geschick ausgeführt. Nun kommen wir zu dem romantischen Element, das in der Oberstin Hjelm repräsentirt wird. Den harmlosen unbefangnen Leuten tritt eine ehrwürdige alte Dame gegenüber, auf der ein tiefer Gram lastet, den keine Bemühung der guten Susanna verscheuchen kann. Die Oberstin hatte ein Kind einer Schwester zu sich genommen, das während einer kurzen Entfernung von ihrer Seite plötzlich verschwand; sie glaubte ihr Mann habe dasselbe umbringen lassen, um sich der Erbschaft desselben zu bemächtigen. Daher ihr Kummer. Auf eine unerwartete Weise wird indeß derselbe gelöst, die Oberstin dem Leben und der Freude wiedergeschenkt, und auch der Streit zwischen Susanna und Harold gestaltet sich zur schönsten Harmonie, zur Ehe. Die Welt zählt ein glückliches Ehepaar und die Leihbibliotheken einen Roman mehr.

L. Buhl.

Der Brasero.

Novelle nach de Lavergne.

(Fortsetzung).

— So hören Sie, sagte der Mönch. Der ältere der beiden jungen Leute hieß Sancho, er war ein schöner Cavalier, leibhaftes Ebenbild seines Vaters, mit schwarzem Haar, braunen Wangen, lebhaftem, stolzem Auge, von hoher schlanker Gestalt..... O hätte Gott ihm ein längeres Leben geschenkt, er hätte die Welt noch von sich reden gemacht, dieser Don Sancho de Penacerrada! Schon im zweiundzwanzigsten Jahre hatte er alle Eigenschaften, welche den Krieger zieren. Er diente unter Ambrosius Spinola in Flandern, und war bei der Heeresabtheilung, welche nach einer Belagerung von drei Jahren und drei Monaten Ostende, das bisher unüberwindliche, einnahm. Das war im Jahre 1604.

Welche Freude für den Grafen Penacerrada, für die Gräfin (denn Don Sancho's Mutter lebte noch), als ihr Sohn wieder zum heimischen Heerde zurückkehrte nach so langer Abwesenheit! Aber ach, die Freude währte nicht lange; eines Tages langten Gerichtspersonen und Alguazils im Schlosse Penacerrada an, in dem Schlosse, wo Alphons der Weise einst geruht hatte, und bemächtigten sich Don Sancho's. Er war beschuldigt, — er, ein Penacerrada beschuldigt, während der Belagerung von Ostende mit den Befehlshabern der belagerten

Stadt ein strafbares Verständniß unterhalten zu haben. Man hatte einen Brief aufgefangen, der zwar ohne Unterschrift war, aber die Schriftzüge Don Sancho's trug. Bei dieser traurigen Botschaft überfiel den alten Grafen Verzweiflung, denn die Ehre seines edlen Hauses war fortan befleckt. Ungeachtet Don Sancho beharrlich leugnete, schien sein Verbrechen erwiesen: Don Sancho wurde zum Tode verurtheilt.

An dem Tage, welcher zur Vollstreckung des Urtheils bestimmt war, hatte sich der Graf in seinem Pallaste in Madrid eingeschlossen, als er von einem der Offiziere der Wallonen-Regimenter einen Brief empfing, worin dieser, der Stimme seines Gewissens nachgebend, sich selbst des Verbrechens anschuldigte, welches man Don Sancho zugeschrieben, und sich dafür zu bestrafen erklärte, daß er beim Empfange des Briefes sich erschossen haben werde.

Bestürzt, außer sich läuft der Graf nach dem Palaste und mit fieberhafter Eile, zu welcher in einem solchen Augenblicke wohl der Schmerz der Vaterliebe treibt, dringt er durch die Wachen bis in's Zimmer des Königs. Sie waren der König, Sire, erinnern Sie sich noch? Der König saß, wie heute in seinem Lehnsessel an derselben Stelle. Der Cardinal, Herzog von Lerma saß neben ihm und in einiger Entfernung stand dessen erster Sekretär, Don Rodriguez de Calderone.

Der Graf stürzte dem Könige zu Füßen, doch war seine Bewegung so groß, daß er kein Wort hervorbringen konnte. Da war es, Sire, als Sie mit strenger Kälte und voller Majestät ihn fragten, wer er sei, und wie er sich erlauben dürfe, einzutreten ohne gemeldet zu sein, was ein schweres Verbrechen gegen die Etiquette war.

„Sire, rief Penacerrada in Thränen ausbrechend, haben Sie Mitleid mit einem Vater, der im Begriff ist, sein Kind zu verlieren! Man will meinen Sohn tödten, Sire! Mein Sohn ist unschuldig, hier ist der Beweis".

Und der Graf reichte mit zitternder Hand dem Könige den Brief des Offiziers von der Wallonen-Garde. Aber der König immer unbeweglich antwortete: „Der Großmeister des Palastes empfängt alle Bittschriften für den König, ziehen Sie sich zurück und wenden Sie sich an den Großmeister. Ich werde die Sache dann später einsehen!"

Später! Man muß glauben, daß der Graf Penacerrada, dieser loyale Unterthan, in diesem Augenblicke seiner Sinne beraubt war, denn er wagte zum König zu sagen: — Jetzt gleich, Sire, müssen Sie die Sache einsehen, denn hören Sie die Glocke? (Und die Glocke fing wirklich an zu läuten) Diese Glocke läutet meinem Sohne zum Tode! Hören Sie die Sterbegesänge? (und man unterschied schon von ferne Stimmen, welche ein düstres de profundis anstimmten). Es sind die Stimmen der Büßer, welche meinen unglücklichen Sohn begleiten, den man zum Schaffot schleppt und der unschuldig ist, Sire!

So sprechend umfaßte der Graf des Königs Knie, Sire, und er warf sich vor dem Cardinal Herzog Lerma nieder, er bat Don Rodriguez de Calderone, einen elenden Emporkömmling, und er sagte zu Beiden:

— Meine gütigen Herren, vereinigen Sie ihre Bitten mit den meinigen, damit der König die Begnadigung meines Sohnes unterzeichne. Eine Feder! Dinte! denn in einigen Minuten wird es nicht mehr Zeit sein.

Der Cardinal und der Secretär blieben stumm, wie Sie, Sire; doch schienen Sie bewegt, und der Graf Penacerrada benutzte diesen Augenblick, um den Brief in Ihre Königlichen Hände zu geben, welcher die Unschuld seines Sohnes erwies, er wagte es von Ihrem Tische eine Feder zu nehmen und sie Ihnen zu reichen. Da aber sagte Don Rodriguez de Calderone, derselbe Rodriguez, den Ew. Majestät kürzlich in den Thurm von Segovia hat sperren lassen, mit leiser Stimme: — Sire, dem Präsidenten der Castilianischen Kammer gebührt es, die Gnade eines Verurtheilten unterzeichnen zu lassen und Seiner Majestät die Feder dazu zu überreichen.

— Und der König, was sagte er? unterbrach Elisabeth von Frankreich athemlos und in der höchsten Aufregung.

— Mein Gott! rief zu gleicher Zeit Philipp III., wie wird mir plötzlich? Finden Sie nicht, meine Herren, daß es in diesem Zimmer sehr kalt ist?

Da Keiner antwortete, fügte der König hinzu:

— Der Märzwind weht zum Fenster herein, und mir ist ganz eisig. Der Brasero ist im Begriff zu verlöschen. Medina Celi, befiehl, daß man die Gluth wieder anfache. Und nun, Ehrwürdiger, können Sie in Ihrer Erzählung fortfahren.

— Ich bin bereit, antwortete Fra Ambrosio; aber Ew. Majestät scheint leidender, und vielleicht halten Sie es für angemessener eine Unterhaltung abzubrechen, welche Sie ohne Zweifel ermüdet und die wir ein ander Mal wieder aufnehmen können.

— Bewahre, sagte der König, blos die Kälte. ... Fahren Sie fort.

— O Ja, fügte die Infantin hinzu, fahren Sie fort. Was sagte der König, als Don Rodriguez de Calderone so sprach?

Fra Ambrosio ließ einen Augenblick über die Züge Philipps seinen Blick gleiten, als suchte er die Spur irgend einer Bewegung darauf zu finden; dann sagte er mit dem Tone eines Menschen, der die einfachste natürlichste Geschichte erzählt:

— Der König, an die Beobachtung einer Regel erinnert, welche er vielleicht im Begriff war, zu vergessen, dankte mit einer Neigung des Kopfes dem Don Rodriguez und sagte:

„Es ist wahr. Man schicke nach Don Vincente Gonzaga.“

Schwer ist der Eindruck zu beschreiben, welcher bei allen Anwesenden sichtbar war. Der Mönch machte eine Pause von einigen Minuten, während welcher es schien, als könne man in seiner Brust das Herz klopfen hören. Dann fuhr er fort:

— Als der Präsident der Kastilianischen Kammer erschien, tönte noch in der Ferne die Glocke und der Sterbegesang, aber Don Sancho de Penacerrada vernahm sie nicht mehr... Der König in seiner Milde befahl seine Unschuldserklärung, denn er bedurfte keiner Begnadigung mehr. Jetzt Sire, werde ich Ihnen die Geschichte des zweiten Sohnes des Grafen Penacerrada erzählen.

— Halten Sie ein, sagte der König. Das ist zu traurig. Wissen Sie nichts Andres uns zu erzählen, ehrwürdiger Vater?

— Ach, rief die junge Prinzessin von Asturien mit jenem Tone, den eine junge schöne Frau nie vergeblich anwendet, erlauben Sie, Sire, daß der Ehrwürdige seine Erzählung beendet. Es interessirt mich im höchsten Grade, und dann, wie Sie wissen, thut es mir Noth, mich in der Geschichte von Spanien und über die Gebräuche des Hofes belehren zu lassen.

Der König ergab sich mit einem Winke darein, und Fra Ambrosio fuhr fort:

— Nach dem Tode seines Sohnes Sancho beschloß der Graf, den Rest seiner Tage auf seinem Schlosse in den Gebirgen von Guadarrama allein mit seinem Sohne Fernando zu verleben: denn die Gräfin war vor Schreck gestorben, als sie das Ende ihres Erstgebornen erfahren. Fernando war noch ein Knabe von zwölf Jahren, als sein Bruder starb. Und der Graf, der alt wurde, wünschte mindestens, daß ihm ein Sohn bleibe, ihn in seinem Schmerze zu trösten und dereinst ihm die Augen zu schließen. Deshalb hatte der Graf ein Gelübde gethan (entschuldigen Sie, Sire, ein solches Gelübde), daß niemals, so lange er lebe, ein Penacerrada bei Hofe erscheinen noch in den Armeen des Königs dienen solle. Ueberdies hatte er den Knaben bei der Leiche seines verstümmelten Sohnes Sancho schwören lassen, daß er jedes Amt, jede Gnade, wie klein oder wie groß sie sei, ausschlagen möge, die ihm etwa von Seiner Katholischen Majestät Philipp III. jemals würde angeboten worden; und der Knabe war fest entschlossen, seinen Schwur zu halten.

Mehrere Jahre vergingen, während welcher Fernando zum Manne heranreifte. Im Jahre 1611 — heut vor zehn Jahren — hatte er sein neunzehntes Jahr begonnen und war schön, wie es einst sein Bruder gewesen.

Zu dieser Zeit und ohne bekannte Ursache überfiel Fernando plötzlich eine große Traurigkeit. Das alte Schloß, in dem seine Jugendjahre verflossen waren, verlor allen Reiz für ihn, und mehr als einmal traf man ihn mitten in den Bergen von Guadarrama auf einer einzelnen Felsenspitze sitzend, den Blick nach Mittag hingerichtet in die Gegend des Eskurials und von Madrid. Sein Vater, der ihn liebte, wie man im sechzigsten Jahre sein einziges Kind liebt, die Hoffnung und der Trost des Alters, den Erhalter seines Namens, den letzten Sproß einer edlen Familie, sein Vater wurde durch diese unerwartete Umwandlung beunruhigt und that Alles um die Ursache zu entdecken; aber Fernando blieb unergründlich.

Eines Tages kam der Jüngling mit minder düstren Zügen als gewöhnlich zu seinem Vater, und hatte eine Bitte an ihn. Noch niemals hatte er in seinem Leben ein Stiergefecht mit angesehen, und bis zu seiner Einsamkeit hatte der Ruf die Kunde verbreitet, daß ein solches Fest am 31. März 1611 in Madrid auf der Plaça Mayor statthaben sollte, zur Feier des Jahrestages Ihrer Vermählung, Sire. Hätte es nicht Don Fernando sollen erlaubt sein, diesem Volksfeste beizuwohnen? Aber der Graf, als er die Bitte seines Sohnes hörte, seufzte tief auf und sagte: Kind, Du willst Deinen alten Vater verlassen, um in die Stadt des Königs zu gehen. O, ich bitte Dich, entsage solchem Vorsatz. Denn weißt Du nicht, daß Du nicht einen Schritt in Madrid wirst thun können, ohne daß vielleicht Dein Fuß dieselbe Stelle wird betreten, welche unser arme Sancho betreten, als man ihn zum Schaffot geführt? Werden nicht die alten Frauen Madrids, wenn Du vorübergehst, in Deinen Zügen die Mienen Deines Bruders erkennen und rings um Dich her sich Jedermann zuraunen: „Das ist der Bruder des Don Sancho de Penacerrada, des jungen Hidalgo, der von der Hand des Henkers gestorben ist?" Kind, ich bitte Dich, gehe nicht nach Madrid, Madrid ist eine Unglücksstadt für unser Haus, und wer weiß, ob Du jemals zurückkehren wirst.

Aber die Jugend ist manchmal so beharrlich als thöricht in ihren Plänen, und Don Fernando antwortete daher dem Grafen von Pernacerrada:

— Mein Vater, wenn Ihr mich zum Stiergefechte gehen laßt, so will ich Euch das sagen, was Ihr zu wissen wünscht, und was ich bisher verborgen habe. Mein Vater, es ist ein großes Geheimniß. — Nun, sagte der Graf, wenn Du mir jetzt das Geheimniß Deiner Traurigkeit mittheilen willst, so kann ich mich entschließen, Dich nach Madrid zum Stiergefecht zu lassen.

— Gewiß, mein Vater? fragte Fernando freudig. Dann will ich Alles erzählen.

Das Erzählte war folgendes....

Bei dieser Stelle seiner Erzählung hielt Fra Ambrosio einen Augenblick inne, als wäre er ungewiß, ob er fortfahren solle. Aber auf einen Wink des Königs redete er weiter:

Eines Tages war Fernando auf der Jagd von einem heftigen Unwetter überrascht worden und hatte eben nur noch Zeit gehabt, sich unter einen mächtigen Baum in dem dichten Gehölze zu flüchten, weches den Jägern jener Gegend wohlbekannt ist. Es breitet sich amphitheatralisch auf einem Bergrücken aus, welcher an der Stelle von einer Reihe Felsspitzen eingekeilt ist, an deren Fuße das schmale aber tiefe Bett des Manzanares sich befindet.

Kaum hatte Fernando sich geschützt, als er aus der Tiefe des Holzes Schreckensrufe von einer weiblichen Stimme vernahm, und bald hörte er auch den taktartigen Galopp eines Pferdes sich damit vermischen. Fernando ging auf den Schall zu, und ein trauriges Schauspiel bot sich seinen Blicken dar.

Etwa funfzig Schritte vor sich sah er mit der rastlosen Schnelligkeit eines ungezügelten Lau-

ses ein weißes, reich gezäumtes Maulthier kommen, das, Schaumbedeckt, mit blutigen Nüstern einen steilen Abhang hinab nach dem Flusse zurannte, und mit sich eine ohnmächtige Dame schleifte. Die Unglückliche hatte ohne Zweifel versucht, sich herabzuwerfen, aber ihr Reitkleid hatte sich im Bügel verwickelt und so war sie im Sattel hängen geblieben. In diesem Zustande schleppte sie das empörte Thier dem Abgrunde zu, in dessen Tiefe vom Sturme gepeitscht die stürzenden Wogen des Manzanares schäumten. Nur noch ein kleiner Raum war zu durchlaufen und die Reiterin mit ihrem durchgehenden Thiere stürzten unfehlbar in den Fluß, in ein gähnendes Grab, wo sie beide den sichern Tod finden mußten.

Beim Anblicke der von einem so furchtbaren Tode bedrohten Frau fühlte Don Fernando de Penacerrada einen Schauer, der durch Mark und Bein ging. Ohne die Gefahr zu bedenken, welche er selbst lief, stieg er von seinem Pferde, und sich dem Maulthiere in den Weg entgegenwerfend, ergriff er mit kräftiger Hand die kostbare Bürde, welche es trug, und umschlang sie mit der verzweifeltsten Kraftanstrengung.

Das Thier machte einen gewaltigen Sprung, das Kleid der Dame riß entzwei und drei Schritte von dem Felskegel, welcher über den Abgrund hing, hielt er den Körper der reizendsten Frau, vor Schreck halbtodt, in seinen Armen, während mit fürchterlichem Gebrause das Maulthier in den Schlund stürzte und sein letztes Wiehern mit dem Lärm des Sturmes und der Wogen mischte.

Sobald sie wieder zu Sinnen gekommen war und sich wohlbehalten sah, kniete die Unbekannte nieder, Gott zu danken, dann reichte sie ihrem Retter mit der lebhaftesten Dankbarkeit ihre Hand. Aber in diesem Augenblicke ließen sich in der Nähe Hifthorntöne vernehmen, sie schrak zusammen, wie von einer unangenehmen Erinnerung getroffen, entzog ihm rasch ihre Hand, und sagte mit halbleiser Stimme:

— Wer Ihr auch sein mögt, Sennor, verweilt nicht einen Augenblick länger in meiner Nähe. Flieht, flieht, so schnell als möglich, ich beschwöre Euch, damit Niemand erfahre, was hier geschehen ist, was Ihr für mich gethan habt. O mein Gott, ich zittre, daß man Euch schon gesehen haben mag! Man kommt; hört Ihr nicht Stimmen, den Hufschlag der Pferde? Flieht, Sennor! Adieu, Adieu! Vergeßt mich!

— O, ehrwürdiger Vater, unterbrach hier unbefangen die Infantin, das ist eine Geschichte, die interessant ist, und ich glaube alle Anwesenden sind meiner Meinung. Dann fügte sie leise hinzu: Sehen Sie, wie aufmerksam der König ist.

— Hoheit, erwiederte ernst Fra Ambrosio, ich bin noch nicht zu Ende. In dem Augenblicke, da Don Fernando seinem Vater erzählte, wie ihm die schöne Unbekannte, der er so wunderbarerweise das Leben gerettet, entschwunden sei, wie er in dem Adel ihres Betragens und nicht minder in dem Reichthum ihrer Kleidung Grund finde zu glauben, daß sie eine Dame von hoher Abkunft sei, wie seit der Zeit nur sie der Gegenstand aller seiner Gedanken, seiner Träume gewesen sei, wie er endlich den Plan gefaßt, sich nach Madrid zum Stiergefechte zu begeben, weil er glaubte sie dort wiederzufinden, — da klopfte es an die Thür des Zimmers, und einer der Alcalden des Hofes, gefolgt von einer Schaar Alguazils trat ein, näherte sich Don Fernando, berührte ihn mit seinem weißen Ringstabe, und sagte:

— Im Namen des Königs, ich verhafte Dich Don Fernanda de Penacerrada als des Hochverrathes schuldig!

— Sennor Alcalde, stotterte der Graf, was hat er verbrochen, was wirft man ihm vor? Der Alcalde antwortete: — Er hat die Königin berührt!

Der Greis vergoß nicht eine Thräne; aber als Fernando sich ihm näherte, um ihn zum letzten Male vor ihrer Trennung zu umarmen, sagte er zu ihm:

— Nun, mein armer Fernando, nun kannst

Du Madrid sehen, die königliche Stadt! In diesem Augenblicke rief der König fröstelnd:

— Die Luft dieses Zimmers ist eisig. Medina Celi, ich hatte Dir befohlen den Brasero anschüren zu lassen.

Der Großmundschenk antwortete: — Es ist geschehen, Sire!

— Madame, sagte Elisabeth von Frankreich zur Camerera-mayor, sehen Sie, wie der König bleich ist.

— Wirklich, antwortete die Camerera, Seine Majestät hat sich von der letzten Krankheit noch nicht recht erholt, und sollte nicht so lange aufbleiben. Aber der ehrwürdige Vater beginnt weiter zu erzählen.

— Das Tribunal der Alkalden des Hofes, fuhr Fra Ambrosio fort, ist streng, wenn es sich darum handelt, die Gesetze zu vollziehen, welche königliche Personen gegen jede selbst unfreiwillige Entweihung schützen, selbst wenn diese Entweihung in loyaler Absicht, oder zu ihrem Heile geschieht. Das Tribunal hat Recht, ist es nicht wahr? Außerdem ist das Gesetz deutlich genug: Es ist verboten die Königin anzurühren bei Todesstrafe; und Don Fernando de Penacerrada hatte die Königin berührt. Don Fernando wurde zum Tode verurtheilt. Als die Nachricht zum Grafen gelangte, fiel er mit dem Antlitz zu Boden und rief: Herr, mein Gott, habe Erbarmen mit mir!"

Noch benetzte er mit seinen Thränen die Erde, da wurde ein Bote von der Königin hereingeführt, der sprach zu ihm: „Graf, Ihr Sohn hat die Königin vom Tode gerettet, und der Königin ziemt es, ihn wieder zu retten. Ihre Majestät beauftragt mich, Ihnen zu sagen, daß sie Nichts unversucht lassen und Don Fernando von dem Schicksal, das ihn bedroht, retten oder selber sterben wird."

(Schluß folgt.)

Verständniß.

In des Teiches Dunkelfluthen
Tauchen Schatten aus dem Thale,
Dämmrung halbt sie, goldner Schaale,
Mit dem Balsam ihrer Gluthen.

Schwäne auf dem Wasserspiegel
Horchen still dem Sang der Sterne;
Regen leis die Silberflügel,
Ahnungsvoll, nach heil'ger Ferne.

Ueber sie sein Neulicht senkend
Gießt der Mond Weissagung nieder,
Nun begreifen, tief bedenkend,
Sie den Geist der Himmelslieder.

Nicht vernehmbar Menschenseelen,
Nur von Engeln zu belauschen,
Dürfen ihre süßen Kehlen
Sänge mit den Sternen tauschen.

Uns allein, die gluthumfangen
Seel' in Seele überflossen,
Hatte tiefster Kuß erschlossen,
Was die Schwän' und Sterne sangen.

K.

Wozu ein Lied?

Was kann ein Lied Dir sagen,
Du reiner Himmelsgeist;
Nie wird es lächeln und klagen,
Wie Du zu thun es weißt.

Nie wird es färben und malen,
Wie Dein Erröthen malt;
Nie wird es flimmern und strahlen,
So wie Dein Auge strahlt.

Nie wird es wallen und fließen,
Wie Dein Gewand im Wind;
Nie wird es knospen und sprießen
So hold wie Du, mein Kind.

Nie wird es tönen und klingen
Wie Deine Stimme klingt,
Nie so zum Herzen dringen,
Als dieser Wohllaut dringt.

Was soll ich Dir noch sagen,
Das Du nicht längst gewußt,
In Lächeln oder Klagen
Du meiner Seele Lust.

Julius Minding.

Feuilleton.

Dingelstedt's „Salon," von dem uns jetzt 12 Nummern, vom 3. April bis 19. Juni vorliegen, will uns noch nicht recht gefallen. Von Dingelstedt selbst lesen wir keine poetischen Productionen, die wir doch erwarten konnten, sondern nur zwei Literaturartikel über Tiecks Accorombona und St. Roche, die recht hübsch geschrieben und für ein Salon-Publikum gewiß sehr geeignet sind. Sonst finden wir wenig Bemerkenswerthes. Daumer hat Gedichte nach dem Koran beigesteuert. Correspondenzen aus Braunschweig, Dresden, Berlin ꝛc. und Theaterartikel aus Kassel füllen den meisten Raum. In dem Feuilleton, das „Konversation" betitelt ist, sich aber in einem sehr engen Kreise kleinlicher Literaturinteressen bewegt, finden wir eine hervorstechende Vorliebe für das junge Deutschland, namentlich für Gutzkow. Wir machen Dingelstedt darauf aufmerksam, daß dies ein ganz veralteter Standpunkt ist, und daß er auf diese Weise die junge Literatur wenig zu fördern vermag. Es handelt sich jetzt um eine scharfe, rücksichtslose Kritik, um jene Schriftsteller aus der Versumpfung ihres Egoismus und ihrer Eitelkeit, ihres verhätschelten Wesens zu retten, ihren thörigten Weltschmerz zu besiegen, und sie zu einer freieren Weltanschauung zu führen, welche das reine Ideal und den gesunden Humor zu erzeugen vermag. Die Zeit der Koketterie ist zu Ende, die Nation verlangt nachhaltigere Productionen. Dingelstedt verspricht größere Artikel über Gutzkow ꝛc. Wir werden ihm hierbei aufmerksam folgen, da auch wir solche zu geben gesonnen sind. Der Salon erscheint als Wochenschrift, 1 — 1½ Bogen stark, ist sehr elegant ausgestattet und kostet jährlich 5 Thlr. Für Kassel ist er jedenfalls eine Zierde.

Unter den uns zugesandten Zeitschriften befindet sich auch der „Rheinische Telegraph," der in Mainz erscheint und von Dr. Reis redigirt wird. In diesem fanden wir außer mehreren pikanten Notizen auch einen größeren Artikel aus dem Athenäum ohne Angabe der Quelle nachgedruckt. Es ist die so hübsch geschriebene „Idyllische Bekanntschaft," welche, wie wir hier nachträglich bemerken wollen, aus dem Nachlaß von Traxel (Victor Lenz) herrührt, und wo bei der Ueberschrift 1837 statt 1840 zu lesen ist. Wir machen Hrn. Dr. Reis darauf aufmerksam, daß wir uns dergleichen Nachdruck, der wie Diebstahl aussieht, für die Zukunft höflichst verbitten.

Den Franzosen hat die Romantik des Freischützen nicht behagen wollen. In der Revue de deux Mondes theilt die Dudevant ein Gespräch mit, das sie bei der Vorstellung belauscht hat. „Was müssen diese Deutschen simpel sein, rief ein Franzose, um an solche Dummheiten zu glauben! — Die Franzosen sind zu skeptisch, sagte darauf ein Deutscher, sie verstehn das Wunderbare nicht. — Die Deutschen haben keinen Geschmack, fuhr der Pariser Philister fort. — Und die Franzosen verstehen nichts von Poesie, replicirte der Deutsche." — Die Dudevant theilt darauf, nachdem sie Einiges über

die unzulängliche Darstellung der Wolfschluchtsscene, welche nicht reich genug gewesen sei, gesagt, eine französische Volkssage, Mouny-Robin, mit, welche an die des Freischützen erinnert, um zu zeigen, daß im Herzen der Völker derselbe Sinn für Poesie und die Wunder der Phantasie herrsche. „Ich habe, sagt sie bei dieser Gelegenheit noch, die Erzählungen von Hoffmann mit vielem Vergnügen gelesen, aber der Eindruck, den ich davon getragen, hat unsre logischen Gewohnheiten, das Bedürfniß, den Ursachen der Dinge nachzuforschen, nicht verdrängt. Ich gestehe, daß mir nichts lächerlicher scheint, als die Sucht, Alles zu erklären, ohne etwas davon zu verstehn, aber es ist auch eine Schwäche, sich jede Erklärung versagen zu wollen. Darin sehe ich den Unterschied der beiden Nationen. Der Franzose leugnet oder verkennt jede neue Wahrheit aus Liebe zur Wahrheit, der Deutsche weigert sich, aus Liebe zum Fabelhaften, die Wahrheit anzuerkennen, welche seinen Chimären entgegentritt."

Diese Gegenüberstellung der beiden Nationalelemente wäre wohl etwas schärfer zu fassen. Den Franzosen beherrscht der abstracte Verstand, daher ist ihm die Romantik zuwider, und beherrscht ihn so leicht der steife Styl des Klassischen. Die Deutschen sind von ihrem Gemüth abhängig, daher fallen sie so leicht der Romantik anheim. Beide sehn wir jetzt auf dem Wege, aus dieser Einseitigkeit sich herauszuarbeiten. Die Franzosen haben der Romantik Raum gegeben, und wenn auch diese jener abstracten Natur gemäß zunächst als Reiz des Interessanten, in ihrer crassen und unschönen Erscheinung hervortrat, so ist doch auch eine tiefere Production daraus entsprossen, welche dem wahren Ideal, wie es in Goethes Dichtungen sich offenbart, zustrebt. Namentlich in den Dichtungen der Dudevant. In Deutschland dagegen hat sich eine heftige Polemik gegen den Romanticismus erhoben, und die romantische Schule hat den Credit verloren. Man wendet sich der socialen Weltanschauung Frankreichs oder dem natürlichen Humor Englands zu, um das richtige Maaß für die Einigung der Poesie mit der Wirklichkeit zu finden. Göthe's Production wird auch hier wieder der Mittelpunkt, um den sich Alles reiht, ohne jedoch seiner absoluten Herrschaft zu huldigen. So finden wir, wie auf dem politischen, so auch auf dem literarischen Gebiet die Nothwendigkeit der nationalen Ausgleichung. Die Erzählung der Dudevant Mouny-Robin ist übrigens bedeutend matter als die deutsche vom Freischützen. Die Motive treten hier zu rationalistisch hervor. Das Uebernatürliche wird zur ordinären Hexerei, während es in der deutschen Sage nur das Symbol der inneren, psychologischen Elemente ist.

Freiligrath hat jetzt eine sehr schöne Uebersetzung von Lamartine's Rheinlied geliefert, welche die Kölnische Zeitung, das Magazin des Auslandes und das Morgenblatt mittheilen. Die Herrn Gubitz und Spiker hätten sich somit die Mühe, im Schweiße ihres Angesichts jene Ode in holprige Verse zu bringen, und uns die Qual, sie zu lesen, ersparen können.

Der Baron James von Rothschild hatte eines Tages eine Jagdparthie nach seinem Landgut in Ferrières veranstaltet. Hier sagte er den Freunden, daß sie so viel Hasen schießen könnten, als sie wollten. Die Häsinnen aber bat er zu verschonen; und damit sie diese erkennen könnten, hätte er den Hasen die Löffel abschneiden lassen. Als nun die Jagd begann, kamen lauter langgelöffelte Thiere zum Vorschein, und Niemand traute sich zu schießen. Endlich riß Einem der Jäger die Geduld, er schoß und traf einen allerliebsten fetten Rammler. Er nahm sofort sein Messer, schnitt die Löffel ab, und wiederholte das Manöver bei jeder neuen Beute. Als er darauf Abends nach Paris zurückgekommen war, packte er die Löffel in eine Schachtel, und schrieb an Hrn. v. Rothschild: „Hier ist meine Jagdbeute. Ich will von Ihnen nichts haben, und als Ersatz für das Vergnügen, das ich gehabt, will ich Ihnen, wenn sie wollen, zeigen, wie man Ohren abschneidet, was man bei Ihnen nicht kann."

Gedruckt bei F. Nietack. Verlag von Carl J. Klemann.

Athenäum.
Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. Karl Riedel.

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend eine Lieferung zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an die Verlagshandlung von Carl J. Klemann, Burgstraße Nr. 8, zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden ebendaselbst angenommen. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 28. Berlin, den 17. Juli 1841.

Inhalt: Berlins Gegenwart und Zukunft; von Franz. — Scholastica; von K. F. Köppen. — Der Brasero; Novelle nach de Lavergne. — Neueste Lyrik; von E. M. — Feuilleton.

Berlins Gegenwart und Zukunft.

Von Franz.

(Schluß.)

Friedrich I. vereinigte die getrennten Stadttheile, die Wälle, welche der Große Kurfürst errichtet, ließen seine Nachfolger wieder abtragen; der lebendige Trieb der Stadt duldete diese Einschränkungen nicht, über welche hinaus er neue Anlagen schuf. Das Princip der Neuzeit ist das der freien Bewegung, der Offenheit. Die Städte reißen ihre Mauern nieder, und dehnen sich heiter in's weite Feld aus, und nur die Festungen bleiben mit Wall und Graben umgeben. Frankreich will sich isoliren, Paris umwallt sich, denn Paris ist Frankreich! Aber was sollen die Mauern Berlins? Sie sind nicht zur Befestigung errichtet, aber sie sind errichtet, als es noch Mode war, daß die Städte Mauern haben. Berlin ist eine neue Stadt und eine große Stadt, so mag es für alle den Ton angeben, und sich eröffnen. Wozu diese traurigen Mauern, die nur den Geist abhalten vom Freien und Grünen? Dieser Geist ist, wie einst Remus, spottend herüber gesprungen, und hat sich in Vorstädten etablirt. Schon sehen wir vor dem Potsdamer Thore zahlreiche schöne Gebäude und grüne Straßen, eine elegante und heitere Anlage, die Gartenstadt. Denn was fehlt ihr noch zur Stadt als eine engere Vereinigung des Einzelnen, ein weiterer Ausbau, der ja schon rüstig vorwärts schreitet. Und wenn, wie es im Plane sein soll, der Landwehrgraben schiffbar gemacht würde, so könnten hier schöne Kais entstehen, Handlung und Gewerbe würden auch hier ihren Sitz aufschlagen. Warum trennt eine Mauer die Gartenstadt von Berlin? Man breche diese Mauer, und in wenigen Jahren wird eine schöne breite Straße, vom Brandenburger bis zum Anhaltschen Thore, den Anfang eines neuen Stadttheiles bilden, dem zwei Bahnhöfe, und die Nähe des Thiergartens ein reges Leben sichern. Noch ist hier freier Raum, um Anlagen im großartigsten Style machen zu können, deren Ausbau die Zukunft übernehmen wird.

Und ferner vom Schönhauser Thore bis zum Neuen erstreckt sich in ununterbrochenem Zusammenhange eine weite Vorstadt, deren bereits abgesteckte Straßen rüstig angebaut werden. Hier sind vorzugsweise gewerbliche Etablissements, und die Wohnungen der Arbeiter sind allerdings, im Vergleich mit den Gebäuden der eigentlichen Stadt, nur dürftig; und somit würde diese Anlage an und für sich selbst von der Stadt unterschieden sein. Aber wie man jetzt schöne Kasernen und Hospitäler baut, so können auch die Fabrikgebäude eine

gefällige Form annehmen, und auch die Armuth kann gefällige Häuser bewohnen. Allerdings würde durch eine strengere Ordnung das Belieben der Bauenden etwas beschränkt werden, und man könnte diese Beschränkung vielleicht unbillig finden. Nur muß man fragen, kann nicht alles Große nur dadurch hervorgehen, daß die Einzelnen sich unterordnen, und sich beschränken lassen? Die Geschichte Preußens und seiner Hauptstadt zeigt es in's besondere, wie aus Geringem Großes wird, wo ein fester einiger Wille waltet, und daß nur durch diesen festen Willen das Großartige erreicht ist. Friedrich Wilhelm I. mag zuweilen wohl nicht freizusprechen sein von Härte, aber seine Strenge hat den Ausbau Berlins in seiner Regelmäßigkeit bewirkt. Eine weise Strenge wird fort und fort das Tüchtige fördern; und der Einzelne, der sich genirt fühlt, mag sich dafür am Gedeihen des Ganzen erfreuen. Aber sagt man vielleicht, für jede große Stadt ist ein Schmutzwinkel ein nothwendiges Uebel, — und man wird keine Mühe haben Beispiele dafür anzuführen, — und so würde es wohl am zweckmäßigsten sein, dazu eine Vorstadt zu haben. Nur eben diese Nothwendigkeit ist zu bezweifeln. Physische Unreinigkeiten sind immer zu entfernen, und wo sich moralischer Schmutz ansammeln kann, ist ein Mangel in der bürgerlichen Ordnung, welcher allermeist darin bestehen wird, daß dem Belieben zu viel Recht bleibt, das Treiben der Individuen zu wenig überwacht wird. Wenn nun durchgreifende Gesetzlichkeit das Princip unsers Staates ist, so sehe ich nicht ein, was in der Hauptstadt diesem Principe im Wege stehen sollte. In England und Frankreich ist es ein nothwendiges Uebel, daß der größte Theil der Nation ohne Schulbildung ist, man hat dagegen keine durchgreifenden Mittel, weil man keinen Schulzwang hat. Das Uebel ist so nothwendig, weil man es nicht ernstlich heilen will. Es mag freilich bequem sein, einen Schmutzwinkel zu haben, aber es wäre doch besser darauf zu sehen, daß kein Schmutz entstehen, zum wenigsten sich nicht ansammeln könnte, damit man keines Winkels benöthigt wäre. Eben daß diese Anlage nur als Vorstadt gilt, macht hier den Bau lässiger, und bewirkt hier einen Consluz von Armuth und selbst von Unsittlichkeit; in der vernachlässigten Vorstadt vernachlässigen sich die Einwohner. Fällt nur erst einmal die Scheidewand, so wird die Vorstadt schon städtischer werden. Der Platz vor dem Neuen Thore würde, mit dem an dem Thore vereinigt, einen der großartigsten der ganzen Stadt bilden. Die Kirchhöfe zunächst dem Oranienburger Thore würden dann eingehen, und sich in einen Park verwandeln; was geschehen könnte ohne den Anstand und das Zartgefühl zu verletzen. Mit dem neuen Stadttheile wäre dann auch noch der Raum vor dem Unterbaum, wo jetzt die Pulverfabrik steht, zu vereinen, wodurch man ein weites Feld eröffnet würde zu großartigen und heiteren Anlagen.

Die so entstehenden neuen Stadttheile würde man mit einer Hecke und Allee umschließen, welche zugleich eine angenehme Promenade um die Stadt darböte. Sie würde fast alle bisherigen Etablissements vor dem Thore umfassen, und mit der Stadt vereinigen. Wer sich dann aber doch der Stadt entziehen, und ein Landhaus ganz im Freien errichten möchte, dem würden die vielen Landstraßen zu beiden Seiten den angemessensten Raum darbieten. Diese würden dadurch verschönert und belebt, — Strahlen, von der Sonne in's weite Feld ausgesandt. Da wo diese Straßen die Stadtgrenze treffen, würden sich die Schlagbäume erheben; denn auch ohne Mauern würde die Stadt steuerbar sein. Berlins Bedürfnisse sind groß, und kommen im Großen an, und was etwa herbeigetragen wird, ist eben für nichts zu achten. Daß nun solche Kleinigkeiten nicht zuweilen die Controlle umgingen, möchte wohl nicht ganz zu vermeiden sein, wogegen aber auch kaum eine Mauer schützt. Und der große Gewinn, den die Mitbesteurung der Vorstädte brächte, würde den Verlust überreichlich decken. Es wohnen dort auch wohlhabende Leute, warum sollten sie im Vortheil sein?

Nun ist noch das weite Feld vom Frankfurter bis zum Hallischen Thore zu betrachten. Es ist einmal zum Anbau bestimmt, und wird die Stadt arrondiren. Hier könnte eine neue Friedrich-Wilhelmsstadt entstehen, würdig ihres Namens. Der geringe Verkehr hat diese Gegend bisher öde und unbebaut gelassen. Aber schon wird eine Eisenbahn auf der rechten Seite der Spree ein neues Leben hervorrufen, und wer weiß, ob nicht bald vom Kottbusser Thore aus eine Bahn nach Dresden und Breslau führt. Dazu sage ich, könnten zu beiden Seiten der Spree Bassins gegraben werden, zu Häfen für Bau- und Brennmaterial und für Landesproducte; und wenn dann, wie es doch Plan sein soll, ein Canal nach dem Landwehrgraben das Köpnicker Feld durchzöge, so könnte dieses verlaßne Feld wohl einer der lebhaftesten Stadttheile werden.

Berlins Schönheiten liegen eng zusammen, die entfernteren Stadtviertel haben keinen Theil daran; und daß an einem Punkte Alles ist, macht eine Stadt einförmig. Zum Charakter einer wahrhaft großen Stadt gehört es, daß sie Alles mehrfach besitzt, daß sie mehrere Centra hat, wo sich ihre Größe und Schönheit gleichsam in einen Punkt zusammennimmt, und sich in einem würdigen Bau ausspricht. Schöne Anlagen erfordern einen weiten Raum, denn nur im Ensemble der Umgebungen kann die vollendete architektonische Schönheit bestehen. Dort wäre nun Raum zu einem preußischen und deutschen Nationalplatze, wo sich die Hoheit des Staates, wo sich alle Momente deutschen Geistes verkörpert darstellten: die Gleichheit und der Friede der Confessionen in zwei Tempeln der Gottesverehrung, würdig um als Mittelpuncte der evangelischen und katholischen Landeskirche zu gelten; zur Seite die Gebäude der höchsten Landescollegien, und gegenüber die Repräsentanten der Kunst und Wissenschaft, ein Nationaltheater, eine deutsche Akademie, ein deutsches Museum, während den inneren Raum die Statuen von Deutschlands Heroen umschlössen, — eine würdige Schöpfung für einen kunstliebenden König, das Maifeld deutscher Nation! Sollte die alte Stadt dem verlassenen Köpnicker Felde diese hohe Ehre mißgönnen? Sie hat der Zierden schon viele, sie darf nicht Alles in Anspruch nehmen, sie ist eine fertige Stadt, die zu solchen Anlagen keinen Raum mehr bietet.

Das sind nun wohl Phantasien, die dem geneigten Leser ins weite Blaue zu schweifen scheinen. Wohl sie schweifen ins Weite, aber Raum und Zeit sind auch weit. Rom ist nicht an einem Tage gebaut, und auch Berlin nicht. Es ist wohl zu glauben, daß ein Jahrhundert verfließen wird, ehe die Stadt nach den Grenzen, wie wir sie uns denken, ausgebaut sein wird; sollen wir darum verzagen? Ein großer Staat, und eine große Stadt, darf wohl auf längere Dauer rechnen. Preußens Kräfte sind in kurzer Zeit so wunderbar gewachsen, Berlins Bevölkerung hat sich in einem Jahrhundert verdreifacht, — das deutet auf einen inneren Trieb, auf eine Energie der Entwicklung, die sich zum Höchsten erheben will, und zum Höchsten das Vermögen hat. Wenn Berlin fast von Tag zu Tag sich weiter ausdehnt, wenn die Gewerbe, die Basis des Wohlstandes, sich ausbreiten und kräftigen, wenn die neuen Straßen des Verkehrs in wenigen Jahren schon Berlin zum Mittelpunkt Norddeutschlands machen werden, dürfen wir dann nicht mit Sicherheit an eine große Zukunft denken, und Pläne auf ein Jahrhundert entwerfen? Als Friedrich I. fast zu der ganzen heutigen Stadt die Anlagen machte, durfte er wohl nicht hoffen, die Ausführung derselben zu erleben; und doch hat ein Jahrhundert sie alle ausgeführt, und wir verdanken jener großartigen Voraussicht die heutige Regelmäßigkeit und Schönheit der Stadt.

So wäre nun auch jetzt durch Feststellung eines durchgreifenden Planes schon viel gewonnen, dessen Ausfühung freilich nur allmählig von Statten gehen könnte. Doch erfordert auch dies schon bedeutende Mittel; und sollte einmal etwas entstehen, so müßte auch wirklich schon Hand an's Werk ge-

legt werden. Aber was vermag nicht ein großsinniger König, für welchen großartige Umgebungen der würdigste Hofstaat sind; welche Mittel bietet eine große und reiche Stadt, eine große Nation? Denn in der That, was Großes in der Residenz geschieht, ist auch Staats- und Nationalangelegenheit. Die Hauptstadt ist der Vereinigungspunkt der Nation, das Herz, das pulsirend dem ganzen Lande Leben zuführt, dem alle Säfte zufließen, um geläutert und gekräftigt wieder auszufließen. In diesem großartigen Leben, das sich im Mittelpunkte entfaltet, erkennt die Nation sich selbst, erkennt sich ganz und eins. Hierher kommen die Söhne aller Provinzen, und kehren in die Heimath zurück, mit dem Streben das Schöne und Nützliche nachzubilden. Berlin ist für Preußen mehr als Wien für Oestreich. Es ist nicht bloß der Sitz der höchsten Behörden, es ist in Wahrheit unser Paris, nur daß es nicht wie jenes alle Besonderheiten in sich verschlingt; denn es ist die deutsche Stadt. Aber doch ist es die Stätte der innersten Entwicklung preußischer Nationalität, als eines einigen Geistes. Schon wird diese Bedeutung Berlin's anerkannt, schon übt es mächtige Wirkung; diese Wirkung wird sich erhöhen, sich allgemeiner ausbreiten. Schon sind vier Eisenbahnen für Berlin gesichert, und wir hoffen es noch zu erleben, daß unser Staat nach allen Richtungen, nach Königsberg, Posen, Breslau und Kölln, nur ein oder zwei Tagereisen ausgedehnt ist. Dann wird Berlin erst in Wahrheit eine große Akademie, ein großer Schauplatz für die Nation sein; es wird sich erfüllen, es wird sich erheben und ausdehnen, daß auch der großartigste Plan vollführt wird.

Scholastica.

Von Karl Franz Köppen.

Es war an einem heißen, sehr heißen, zum Tollwerden heißen Sommertage, Morgens zwischen zehn und elf Uhr, als ich von jugendlicher Kehle Freiligraths „Löwenritt" rezitiren ließ. Mit offizieller Seelenruhe hörte ich zu, aber schon bei der zweiten Zeile bekam ich einen Stoß „am Rand der Lache," so daß ich fast hineingefallen wäre. Ich hörte weiter, wie der Löwe „des Raubes lauert," wie „das Dach des dichten Laubes" über ihn rauscht; ich fragte mich: ist das Freiligraths „Löwenritt," oder reitet der Geist der Hundstage den Schlingel? Steht das so im Buche? Ich warf einen Blick hinein, und — mir schwindelte, es ward mir schwarz vor den Augen, meine Haare sträubten sich, mir war, als ob der Löwe auf meinem eigenen Nacken säße, ich fühlte die scharfe Klaue des Wüstenkönigs; vergebens hoffte ich „mit Schönheit Schnelle, fliehend, ach umsonst! zu vereinigen," ich durfte nicht davon laufen, ich mußte ruhig ausharren bis ans Ende, denn

> Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen, hilft kein Schlagen;

aber ich hörte und sah nicht mehr, selbst nicht die „Flamme," die sich

> durch das dürre Gras ergießt,
> Und vom Winde fortgetragen, lodernd in die Weite fließt,

bis endlich der Augenblick der Erlösung kam:

> Ueber Madagaskar ferne sieht man schon das Frühlicht glänzen, —

Gott sei Dank!

Nachdem ich mich einigermaßen erholt, schlug ich den Titel des Buches auf und las:

Deutsches Lesebuch von Ernst Wilhelm Kalisch. Berlin, 1836 u. f. Verlag von Duncker und Humblot.

Ich steckte es sofort in die Tasche, um den status causae zu Haus mit ruhigem Blute zu untersuchen.

Ruhig! sagte ich zu mir selbst, als ich zu

Hause ankam, Ruhe ist, wie Börne sagt, die erste Bürgerpflicht. Zum Ueberfluß rezitirte ich noch dreimal das A B C mit gehörigen Pausen und schlug auf —

Ein Gedicht von Heine, liebe, wohlbekannte Klänge. Aber ist das Heine? Der muß jetzt sehr heruntergekommen sein; er sieht so langweilig ernsthaft aus und gähnt uns halb moralisch ins Gesicht. Vermuthlich bereut er seine vielen Sünden und „duldet, was soll und muß." Fort mit ihm! Da ist Uhland: „Ich bin vom Berg der Hirtenknab!" Ja, wenn das nicht dastände, man glaubte den leibhaftigen „Alten vom Berge" vor sich zu haben. Freilich, wenn man schon seit zwanzig Jahren ein großer Junge ist, so kommt man allmählig in die Jahre, in denen man alt und steif wird. Weiter also! Da läßt sich Hagedorns „muntrer Seifensieder" hören, aber er macht ein Gesicht dabei, als ob er eben ein Stück Seife hinuntergeschluckt hätte; da erscheint unser liebenswürdiger alter Freund, Gellerts „Tanzbär," dieses Prachtstück der Cultur, der gewiß jedem Ballet Ehre machen würde,

Seht, wie er schwebend jetzt mit abgemeßnem Tritt
Bald vorwärts, bald im Kreis sich drehend, schritt!

Doch wie ist der arme Teufel zugerichtet worden! Haben das die „Brüder" gethan, oder leidet er, wie manches andre Genie, an dem überhand nehmenden Pauperismus? Da kommt auch „Phylax" angewedelt, das getreue Hausthier, dessen Tod wir in unschuldiger Kindheit so aufrichtig beweint haben, er ist wieder auferstanden von den Todten, er hat einen neuen Menschen oder vielmehr einen neuen Hund angezogen; aber was hilft das Alles? er ist ein anderer geworden, er ist nicht mehr der alte, treue Phylax, wir können kein Vertrauen zu ihm fassen, er ist die Hundesteuer nicht mehr werth. Was ist das? Immer mehr! Thiere und Menschen bunt durch einander im tollsten Gewimmel, alle umgeschaffen und mißgestaltet, wie von Circes Ruthe berührt, alle gen Himmel schreiend über die ihnen angethane Gewalt: hier ein Fuchs, der fast aussieht wie ein Schaaf, dort ein Wolf, der solid geworden ist, hier Pfeffel, schmählig zugerichtet zwischen „Ochs und Esel," — auch Du, mein Sohn Brutus? — dort Claudius, dem man wahrhaftig nicht ansieht, daß er einmal Wansbecker Bote gewesen ist, dort Bürger, der bürgerliche „brave Mann," — er ist unterdeß geadelt worden, er spricht nicht mehr im „herzlichen Biederton," sondern im „adlich biedern Ton," — hinterher in langer Reihe unsre ganze schöne Litteratur „so alt und so jung und so arm und so reich," lauter verwünschte Prinzen, Chamisso, Rückert, Schwab, Grün, Hoffmann, Tieck, Jean Paul, Schiller, Göthe. Excellenz sehen außerordentlich leidend aus! Selbst den Damen ist Gewalt angethan, der alten Rahel wie dem Kinde Bettina. Schändlich!

Mir wird von all' dem Zeug so dumm,
Als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Wo bin ich? in einem Irrenhause, oder in Faust's Hexenküche? Oder ist das alles nur ein verwünschter Spuk? Doch ich kenne eine kräftige Formel, der selbst der Zauberstab eines Schulmeisters nicht widerstehen kann. Also — die Hände über die Brust gekreuzt! — „Es ist nur ein Gott und Muhammed ist sein Prophet" — Lessing! — Da ist er, Er selbst. Nein, er ist es nicht,

Das ist der löwenkühne Jüngling nicht,
Der in Alkala von mir Abschied nahm. —

Auch Er also verzaubert. Seht, wie jammervoll er einherschleicht, gerade wie sein „böser Wolf," der bei den Schäfern um eine Pension auf seine alten Tage bettelt! Auch ihm sind Ohrfeigen gegeben, weil er einst die Schulmeister so reichlich damit regalirt.

Nun, was zu toll ist, ist zu toll! Fahre hin männliche Gelassenheit! Verwildere zum Tiger sanftmüthiges Lamm! Werde zur Megäre —

Ruhig! Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! Wozu der Schillersche Galimathias? Es ist ja vielleicht Alles nur Spaß. Herr Kalisch hat möglicherweise die ganze deutsche Litteratur in nuce travestiren wollen, — ein großartiger Gedanke! — er steht vermuthlich auf dem Standpunkte der Ironie, obgleich derselbe jedem Angestellten bei zwei Thaler Ordnungsstrafe untersagt sein sollte. Aber das kann auch wieder nicht sein, denn das ganze Buch ist ja Herrn Director Spillecke poetisch dedizirt. Oder ist das auch Ironie? Nein, es ist Ernst, fürchterlicher Ernst.

Also ernsthaft! Glaubt Herr Ernst Wilhelm Kalisch im Ernst, daß alle diese bei Johann Friedrich Starke gedruckten Travestien, oder richtiger Parodien, wirklich von Freiligrath, Heine, Uhland, Claudius, Göthe, Lessing u. s. w. herrühren? Schlagen wir das Inhaltsverzeichniß nach! Da steht freilich nicht von Freiligrath, von Heine, von Uhland u. s. w., sondern nach Freiligrath nach Heine, nach Uhland. Was soll dieses Nach heißen? Erklären Sie mir dieses Nach! Geben Sie mir eine Definition, deduziren Sie die Bedingungen der Möglichkeit von diesem Nach! Lesen wir die Vorrede, wozu wir bis jetzt noch nicht Zeit gehabt! Vorreden werden ja geschrieben, damit man Nachreden vermeidet. Hier findet sich folgende denkwürdige Stelle:

„Der Herausgeber hat jedes Stück dieser Sammlung sich durch die Feder gehen lassen, und sich bei dieser Arbeit nicht gescheut vor dem Vorwurf der Anmaßung, als wolle er verbessern, da es ja hier nur auf die Einheit des Zweckes ankam, aus welcher die einzelnen Stücke im Geiste ihrer Verfasser zu reproduziren waren, um sie in Ton und Gehalt mit dem Ganzen in Uebereinstimmung zu bringen. Er hat verkürzt und erweitert; er hat den Gegenstand, da, wo dieser aus einem zu hohen oder zu entfernten Gesichtspunkt gefaßt war, dem Gesichtskreise des Schülers und seinem Interesse näher zu rücken, in andern Fällen hingegen, wo der Stoff und die Behandlungsweise zu flach und zu bedeutungslos erschien, den Gesichtspunkt höher zu nehmen gesucht, um den Schüler daran heraufzubilden, und ihm das Buch durch Ansätze einer tieferen Auffassung auch für die Folge, wenn ich so sagen darf, **nachhaltig** zu machen."

Also — im Geiste der Verfasser reproduziren — dem Gesichtskreise der Schüler näher rücken — Gesichtspunkt höher nehmen — tiefere Auffassung — **nachhaltig** machen, gut gesagt, sehr gut gesagt, ganz ungemein gut gesagt, würde der Friedensrichter Schaal behaupten, und es giebt unter unsern Pädagogen viele schaale Friedensrichter. Aber, was sagt Hamlet? Worte, Worte, nichts als Worte. Hätte H. Kalisch geradezu gesagt: Uhland und Heine, Lessing und Göthe sind in ihrer Art ganz gut, sie verstehen etwas von der deutschen Prosa und Poesie, aber Wir müssen das noch besser verstehen; Wir corrigiren alle Tage unsern Schülern die Aufsätze, Wir wollen jetzt auch einmal unsere Classiker ein wenig corrigiren; das ist für Uns bei unserer Einsicht und unserem Talent keine Anmaßung, — dann könnten wir ihm glauben, er hätte auf seine Art die Wahrheit geredet, er hätte gesprochen, wie er gedacht.

Das wird uns an dem ersten, besten Beispiele klar werden; wir werden sehen, wie es mit der angeblichen Reproduction im Geiste der Verfasser, mit dem höheren oder minderen Gesichtspunkte, der tieferen Auffassung, der Nachhaltigkeit u. s. w. bestellt ist. Kehren wir zu diesem Ende in den Anfang, d. h. zu Freiligraths „Löwenritt" zurück, da uns dieser das Vergnügen verschafft hat, H. Kalisch's Bekanntschaft zu machen. Hier heißt es bekanntlich Str. 1:

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre,
Zitternd über den Gewalt'gen rauscht das Laub der Sykomore.

Dies hat H. Kalisch im Geiste des Verfassers also reproduzirt:

Wüstenkönig ist der Löwe! — Will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er zum Rand der Lache, in dem hohen Schilf zu liegen,
Wo Gazellen und Giraffen trinken lauert er des Raubes;
Zitternd über den Gewalt'gen, rauscht das Dach des dichten Laubes.

Offenbar ist das Ganze „dem Gesichtskreise der Schüler" mit pädagogischem Tacte „näher gerückt" worden; denn „Lachen" und „Dächer des dichten Laubes" giebt es auch in der Mark, aber keine Lagunen und Sykomoren. Und welche anderen Schönheiten sind dadurch gewonnen, die freilich in bescheidener Zurückhaltung nur dem geübten Auge erkennbar sind! „Lauert er des Raubes," O! Sie Schalk, wie fein und pfiffig! wie lauert so heimlich schlau dahinter die wohlthuende Erinnrung, daß lauern auch den Genitiv regiert! Man kann unmöglich Anflüge einer grammatischen Rührung unterdrücken. Und nun vollends „das Dach des dichten Laubes!" Köstliche Alliteration! Nur muß man sie bedächtig langsam aussprechen: das — Dach — des — dichten Laubes. Welcher Zauber in dem vierfachen D! Doch wo sollten wir die Zeit hernehmen, wenn wir bei solchen subtilen Schönheiten verweilen wollten! Also weiter:

Abends wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkraale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift auf der Karroo,
Wenn im Busch die Antilope schlummert und am Strom das Gnu. —

Auch diese Strophe ist „näher gerückt" worden:

Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkrahle,
Wenn des jähen Tafelberges Felsen, von dem letzten Strahle
Bunt erglänzend, aus dem dunklen Schooß des Meeres sich erheben,
Wenn des Kaffern scheue Tritte einsam durch die Büsche schweben.

Es ist, beiläufig gesagt, ganz richtig, daß Freiligrath manchmal mit fremden Ausdrücken und Namen zu viel Staat macht; hier aber doch wahrhaftig nicht. In einem Thierstück aus der südafrikanischen Wüste paßt doch wohl Karroo und Antilope und Gnu. Auch dem kleinsten Kinde ist leicht begreiflich zu machen, was eine Antilope ist, und was die Karroo betrifft, so hätte ja H. Kalisch nur Lichtensteins Beschreibung derselben nachzulesen und allenfalls abzudrucken brauchen. Er hat ja doch sonst so vieles nach Lichtenstein erzählt und geschildert.

Ausgezeichnetes ist freilich durch die Vermeidung dieser Fremdartigkeiten gewonnen, z. B. die wohlklingenden „jähen Tafelberges Felsen," die schöne Participialconstruction, der „dunkle Schooß des Meeres" u. s. w. Wie neu, wie spezifisch, wie poetisch! Was ist „das grüne Gras," der „blaue Himmel," die „schwarze Nacht," der „silberne Mond" gegen den „dunklen Schooß des Meeres?"

In den folgenden Zeilen:

Sieh! dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluthen sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle u. s. w.

ist nun für das „Flache" und „Bedeutungslose" ein „höherer Gesichtspunkt" genommen worden:

Sieh! dann schreitet, hoch erhaben, durch die Wüste die Giraffe,
Daß sie mit der Lache trüben Fluthen sich die heiße, schlaffe
Zunge kühle u. s. w.

denn was kann höher sein als „hoch erhaben." Ueberdies muß man es patriotisch anerkennen, daß wir endlich einmal für die wälsche „Majestät" einen passenden deutschen Ausdruck gefunden haben.

Wie würde der seelige Wolke jubeln, wenn er das noch erlebt hätte! Dabei fällt mir unwillkührlich eine Verbesserung ein, welche ein Schulmeister früherer Tage an Klopstock begangen hatte. Des Letzteren „Hermann und Thusnelda" fängt nämlich, wenn ich nicht irre, folgendermaaßen an:

Ha! da kommt er bedeckt mit Römerblut
Aus der donnernden Schlacht!

Was thut der Schulmeister? Um seine Zöglinge vor dem lebensgefährlichen Irrthume zu bewahren, als hätten die alten Cherusker das Pulver erfunden, was ihnen schwerlich jemand zutrauen wird, macht er aus der „donnernden Schlacht" eine „sehr schreckliche." Bravo! Hätte übrigens Longinus eine Ahnung von jener „hohen Erhabenheit" und den damit zusammenhängenden Sublimitäten gehabt, er würde seine Abhandlung über das Erhabene nicht geschrieben, Boileau sie nicht ins Französische übersetzt haben, und dann hätte das ganze Zeitalter Ludwigs XIV eine andre Wendung genommen. So knüpfen sich große Folgen an kleine Ursachen!

(Schluß folgt.)

Der Brasero.

Novelle nach de Lavergne.

(Schluß.)

Die Königinn hielt Wort, denn kurze Zeit darauf, am 3ten October 1611, starb sie plötzlich in der Blüthe des Alters und in vollem Glanze ihrer Schönheit. Don Fernand de Penacerrada war ihr vorangegangen. Auch er starb, wie sein älterer Bruder, von der Hand des Henkers, er, der letzte Sproß des Hauses Penacerrada. Sire, Sie hätten ihn retten können, aber Sie haben es nicht gewollt; Sie haben die Begnadigung des Schuldigen verweigert, obwohl die Königinn auf ihren Knieen Sie darum bat, und das war wohlgethan von Ihnen, Sire, denn Sie gaben bei dieser Gelegenheit ein hohes Beispiel von Ehrfurcht vor den Gesetzen der Etiquette, welche die Gesetze des Königreichs sind. Ew. Majestät erinnerte sich, daß Sie selbst einst, da Sie schuldig waren, über das Schicksal der Opfer eines Autodafé geweint zu haben, nicht fürchteten, von Ihrem eignen Blute dem Großinquisitor zu überliefern, damit es vom Henker verbrannt werde zur Sühnung jener lästerlichen Thränen; Sie dachten, daß man auf einem so edel verfolgten Pfade weiter gehen müsse, wie man begonnen, treu bleibend den Gebräuchen Ihrer Väter, deren Beobachtung Ihnen anvertraut ist. Sire, das ist eine erhabene Lehre für Ihre Nachfolger, und ich bedaure, daß der nächste, der Prinz von Asturien nicht hier ist, um meine Worte zu beherzigen, und zu lernen, wie er zukünftig die hohen Lehren nützen müsse, welche Sie den kommenden Geschlechtern überweisen.

— Ehrwürdiger Vater, rief die Infantin, Sie haben uns nicht gesagt, was aus dem alten Grafen von Penacerrada geworden, dem beklagenswerthen Vater der Jünglinge, deren tragisches Ende Sie uns erzählt?

— Sie beklagen den Grafen, antwortete der Mönch mit strengem Tone. Hoheit, Sie haben Unrecht. Der alte Mann hatte gemeint, es genüge, seine Kinder dazu anzuleiten, daß sie stets den Pfad der Tugend, der Frömmigkeit, der Ehre wandelten, und daß, wenn sie außerdem die Jagd des Hirsches und Ebers, ein mächtiges Roß zu bändigen, den Degen zu führen verständen, sie jede einem edlen Castilianer nöthige Kenntniß besäßen; aber das genügt nicht, nicht wahr, Sire? Ein edler Castilianer muß auch noch die Etiquette verstehen, diesen strengen Coder, der Jedermann in den engen Grenzen seines Rechts und seiner Pflicht erhält und Königlichen Personen die Ehrfurcht sichert, welche man ihnen in allen Lagen des Lebens schuldig ist. Deshalb wurde der Graf Penacerrada damit gezüchtigt, womit er gesündigt

hatte. Wie Rahel wollte er von keinem Troste wissen, da seine Kinder nicht mehr am Leben waren; er verabschiedete alle seine Diener, schloß sich allein in seine Burg ein, und starb dort vor Gram. Das ist der Grund, weßhalb in den Gebirgen von Guadarrama das alte Schloß unbewohnt ist, und in Trümmer fällt. Gott erbarme sich der Seelen der ehemaligen Bewohner, der Seele des Grafen de Penacerrada und Don Sancho's, Don Fernando's, seiner Söhne.

— Amen! riefen die Anwesenden.

— Amen! rief auch Philipp III. mit heiserer Stimme.

Fra Ambrosio schwieg, und es war eine unheimliche Stille in der Versammlung. Aller Blicke hafteten an dem Könige, welcher sich auf seinem Sessel hin und herwendete, als wollte er sprechen, doch die Zunge war ihm erstarrt und die zitternden Lippen versagten ihm den Dienst. Der Tag neigte sich merklich und die Vorhänge von Damast ließen nur ein bleiches Licht ins Zimmer dringen, das sich auf gespenstische Weise mit dem röthlichen Scheine des Brasero mischte. Bei dieser Doppelbeleuchtung nahmen sich alle diese spanischen Granden mit ihren schwarzen Kleidern, mit den regungslosen Gesichtern, der alte Mönch mit dem gefurchten, strengen Antlitz, alle um den Sessel des Königs gruppirt, wie eine Versammlung von Geistern aus, die einen Sterbenden umstehen.

Plötzlich erklang die Glocke der Kapelle.

— Das ist die Stunde des Angelus, sagte Fra Ambrosio. Die Etiquette will, daß zu dieser Zeit sich alle Personen, welche sich in des Königs Zimmer befinden, zurückziehen, ausgenommen die eine geistliche Würde bekleiden, damit der König sein Gebet verrichte.

Der Großmeister gab das Zeichen, indem er selbst sich zuerst von seinem Sessel erhob, alle Anwesenden folgten seinem Beispiele und gingen schweigend zum Zimmer hinaus. Die Infantin Elisabeth war die Einzige, welche bevor sie sich zurückzog, sich dem König näherte und ihm die Hand küßte. Es kam ihr vor, als hätte die Hand des Königs die ihrige gesucht, um sie zurückzuhalten. Als Alle sich entfernt hatten, trat einer der Unterbeamten des Palastes ein, und zündete über dem Betstuhl des Königs die Wachslichte eines silbernen Armleuchters an und ging dann wieder hinaus; und als die Thür geschlossen war, befand sich Fra Ambrosio, der niedrige Hieronymitermönch allein mit dem mächtigen Könige Spaniens und beider Indien.

— Sire, sagte ehrfurchtsvoll Ambrosio, und zog sein Missale aus dem Busen, gefällt es Eurer Majestät auf Ihrem Betstuhle das Knie zu beugen? ich werde mit lauter Stimme die Gebete lesen.

— Mein ehrwürdiger Vater, erwiderte Philipp III., sich mit Mühe vom Sessel erhebend, leihen Sie mir Ihre Hülfe, daß ich mich der frommen Pflicht entledigen kann, denn ich bin sehr schwach.

— Sire, das ist eine große Ehre, die Ew. Majestät einem armen Hieronymitermönche angedeihen läßt, aber es steht in der Macht Ew. Majestät. Als der König Philipp II., Ihr höchstseliger Vater glorreichen Andenkens, sein Ende nahe fühlte, und die Zelle in unserm armen Kloster Sankt Laurentius im Eskurial bezog, welche seit der Zeit das Sterbezimmer des Königs genannt wird, hatte er immer neben seinem Sessel oder Lager einen unsrer Brüder Hieronymiter, um ihn in Vollziehung seiner religiösen Pflichten zu unterstützen.

— Aber, rief der König aus und hielt in seinem mühseligen Gange nach dem Betstuhl inne, ich bin noch nicht wie mein Vater, ich bin erst drei und vierzig Jahr, man ist in diesem Alter noch jung, und wenn die Hand Gottes schwer auf mir gelegen hat und mich in diesem Winter mit Krankheit geschlagen, so bin ich doch jetzt bedeutend besser; meine Aerzte haben mir gesagt, daß ich in voller Besserung bin. Der Frühling kommt, der Frühling ist die Gesundheit für mich, das neue Leben. Schon sind die Gärten von Aranjuez in Blüthe, wie man mir berichtet; die Gärten von Aranjuez erwarten mich. Glauben Sie wohl, Ehr-

würdiger, daß wenn es mir beliebte, ich schon morgen dorthin abreisen könnte?

— Sire, Ew. Majestät ist allmächtig, und ist nur Gott von ihren Handlungen Rechenschaft schuldig; aber der Palast von Aranjuez ist sehr weit von Madrid, die Reise würde Ew. Majestät ermüden. Der Palast des Eskurial ist viel näher, und auch dort sind sehr schöne Gärten.

— Das Eskurial! rief der König mit instinktmäßiger Furcht, es giebt dort nichts als Gräber.

— Die Zeit verrinnt, sagte kalt der Mönch, schon seit lange hat das Angelus geläutet. Majestät, ist es gefällig niederzuknieen? Hier ist das Betpult.

— Ehrwürdiger, helfen Sie mir.

Der König, von Fra Ambrosio unterstützt, hatte sich nicht ohne Schmerz niedergeworfen auf das Sammetkissen; der Mönch fragte ihn, welches Gebet er vorlesen solle.

— Oeffnen Sie Ihr Missale nach Gutdünken, sagte der König; jede Bitte ist Gott gefällig, hat gestern mein Beichtvater gesagt.

— Es ist ein Psalm, sagte Ambrosio, sein Missal öffnend. Ich werde den ersten Vers vorlesen, und Sie mögen ihn nachsprechen, Sire!

Nun begann mit feierlicher Stimme der Mönch den ersten Vers des funfzigsten Psalms anzustimmen:

— **Miserere mei, Domine, secundum magnam misericordiam tuam.**

Der König richtete auf den Mönch einen erstaunten Blick, dann wiederholte er die heiligen Worte mit einem leichten Zittern der Stimme. Der Mönch ging sogleich zum zweiten Verse über, den er noch mit mehr Kraft betonte:

— **Et secundum multitudinem miserationum tuarum dele iniquitatem meam.**

— Aber, sagte der König ihn unterbrechend, dieser Psalm ist ja einer von den sieben Bußpsalmen, welche man gewöhnlich am Bette der Sterbenden recitirt.

— Sire, antwortete Fra Ambrosio, ich habe nach dem Befehle Ew. Majestät gethan, ich habe mein Missale aufs Gerathewohl geöffnet. Wenn ich in dieser Beziehung gefehlt habe, so bitte ich unterwürfigst um Entschuldigung, in Erwägung dessen, daß die Mönche unsres Ordens nicht an die Ehre gewöhnt sind, lebenden Königen gegenüber zu stehen, sondern nur den todten oder sterbenden.

— Gut, sagte Philipp III. kurz, es mag dabei sein Bewenden haben. Meine Füße sind noch nicht stark genug, um lange Zeit in dieser Stellung bleiben zu können. Helfen Sie mir mich erheben, und führen Sie mich zum Sessel zurück.

Einige Augenblicke herrschte Schweigen. Während der König nach dem Sessel zurückging, konnte er sich nicht enthalten, auf den Greis, der ihm so den Beistand seines Armes und Körpers lieh, zum ersten Male voll Verdacht und Furcht seine Blicke zu richten, und offenbar suchte er in den Zügen des Mönches eine entfernte Erinnerung, ein flüchtiges Merkmal des Erkennens, auf das er nicht wieder kommen konnte.

Als er wieder saß, neigte sich Fra Ambrosio mit allen Zeichen der tiefsten Unterthänigkeit vor ihm, und schickte sich an, hinauszugehen.

— Bleiben Sie, rief der König lebhaft, wohin gehen Sie?

— Majestät, erlauben Sie, daß ich mich aus Ihrer Gegenwart zurückziehe, sagte ehrfurchtsvoll der Mönch; nur zu gut glaube ich bemerkt zu haben, daß ich so unglücklich gewesen bin, Ew. Majestät Mißfallen zu erregen.

— Bleiben Sie! Sind Sie schon lange Zeit im Kloster St. Laurentius vom Eskurial?

— Ja, Sire, schon lange Zeit.

— Haben Sie vielleicht einst den Grafen von Penacerrada gekannt? waren Sie sein Freund, sein Verwandter vielleicht?

— Sire, der Graf von Penacerrada war ein Feind des Königs, ein verwegner Verächter der Gesetze der Etiquette. Gott schütze mich vor aller Berührung mit den Feinden des Königs, mit denen, welche die Etiquette verletzen.

Philipp III. fuhr mit der Hand über die Stirn, wie Jemand, der von einem beängstigenden Traume gequält, plötzlich erwacht, und sieht, daß es nur ein Traum war.

— Ehrwürdiger, sagte er sanft, fast furchtsam, glauben Sie, daß der höchste Richter dereinst Rechenschaft von mir fordern wird wegen des Blutes der beiden Jünglinge?

— Sire, diese Frage zu lösen, liegt nur dem ehrwürdigen Vater Aliaga ob, Ihrem Beichtvater.

— Ich werde den Vater Aliaga darum befragen, sagte der König. Dann einige Augenblicke darauf setzte er hinzu: das befremdet mich, der kurze Weg bis zu meinem Betstuhl muß mich angestrengt haben, denn noch eben war ich erstarrt vor Frost, und jetzt scheint es mir, daß ich brenne. Sehen Sie, wie die Kohlen im Brasero aufflackern, finden Sie nicht, daß es anfängt in diesem Zimmer sehr heiß zu werden?

— Sire, ich bin alt, antwortete der Mönch, in meinen Jahren ist das Blut in den Adern schon wie zu Eis geronnen; ich empfinde nicht, was Sie sagen.

— Das ist eigen! murmelte der König, und neigte das Haupt, als empfände er jene Unbestimmtheit des Gefühls, die dem Schlafe vorhergeht.

Unterdeß sah man das Kohlenfeuer in dem kupfernen Gefäße, in dem es sich befand, immer röther werden und die Pfanne wandelte sich in einen Glühofen um. Schon ward von der Kraft des Feuers die Luft im Zimmer verzehrt, und die Lichter am Betstuhle hatten nur noch spärliche düstere Flammen. — Draußen aber war der Mond über dem Horizonte der Gärten von Buen-Retiro aufgegangen, und durch die Fensterscheiben des königlichen Zimmers bemerkte man deutlich die Equesterstatue Karls V. im Panzerhemde, die mit düstrem Blicke dem Todeskampfe des Enkels zuzusehen schien. Es lag in diesem Augenblick etwas Symbolisches im Anblicke dieser beiden Königsgestalten, der einen von Bronze und Erz, der anderen von Fleisch und Bein, die eine aufrecht und stolz von dem edlen Gestirne der Nacht, dem Reflex der Sonne von Pavia und Cerisole beschienen, die andere schlafend, erstickend von der künstlichen Hitze ihrer Sonne — des Brasero!

Plötzlich schien der König zu erwachen, er raffte sich auf, wischte schwere Tropfen Schweißes von der Stirn, und stammelte dann kaum verständlich:

— Lassen Sie den Brasero wegnehmen.

— Sire, antwortete der Mönch, ich werde den zu diesem Dienste bestimmten Beamten davon benachrichtigen.

— Machen Sie schnell! rief der König.

Fra Ambrosio ging hinaus, und kam nach einer halben Minute wieder. Der König war ausnehmend bleich und schien kaum Athem holen zu können.

— Sire, der Bediente war abwesend, aber man wird ihn rufen, er wird kommen.

Der König antwortete nicht, aber bald darauf rief er:

— Ich bin nahe daran, umzukommen; Ehrwürdiger, öffnen Sie mir mein Kleid.

— Majestät, sagte der Mönch, ich bin unwürdig einer solchen Ehre. Die Etiquette erlaubt einem armen Hieronymitermönch nicht, die Kleidung des Königs zu berühren. Diese Sorge liegt Seiner Herrlichkeit dem Herzoge Medina Celi, dem Großsommelier ob.

— Mein Gott, das ist wahr, aber ich ersticke. Luft! Luft! Ehrwürdiger, öffnen Sie das Fenster.

— Sire, das kann ich nicht, ich habe dazu nicht den Rang. Es ist jedem andern als dem Großmeister des Palastes oder dem Montero-mayor untersagt, die Fenster des Zimmers des Königs in Gegenwart des Königs zu öffnen.

So sprechend konnte Ambrosio selbst kaum mehr Athem holen und seine Augen waren unstät.

Der König nahm sich zusammen, und machte den Versuch sich vom Sessel zu erheben, aber er fiel sogleich zurück.

— Ach, rief er mit tonloser Stimme, das ist eine fürchterliche Qual. Mönch, Mönch, siehst Du nicht, daß ich sterben werde, wenn ich keine Luft bekomme, wenn man nicht den Brasero wegnimmt, diesen Brasero, der mich erstickt, der mich tödtet.

Da neigte sich Fra Ambrosio zum Ohre Philipps III. und sagte mit einer Stimme, die den sterbenden König mit eisigem Schauder durchdrang, indem er zur körperlichen noch die entsetzlichere Seelenqual hinzufügte:

— Erinnern Sie sich, Sire, daß Don Sancho de Penacerrada von der Hand des Henkers sterben mußte, weil der Präsident der Castilianischen Kammer nicht da war, um dem Könige die Feder zu präsentiren. Erinnern Sie sich, daß Don Fernando de Penacerrada durch Henkers Hand gestorben ist, weil er es gewagt hatte, die Königinn zu berühren, als es sich darum handelte, der Königinn Leben zu retten?

— Penacerrada! Penacerrada! schrie der König, und sein Haar sträubte sich vor Schrecken, immer Penacerrada!

Und er betrachtete den Mönch, der unbeweglich neben dem Sessel stand, den Kopf halb in den Falten seiner Capuze verborgen, in der Stellung des Nachdenkens und der Aufmerksamkeit.

— Erbarmen, fügte er hinzu, Mönch, warte nicht, bis der Offizier des Palastes kommt, und den Brasero wegnimmt. Ich gebe Dir mein königliches Wort, daß Du wegen dieses Vergehens gegen die Etiquette nicht bestraft werden sollst. Mönch, ich will noch mehr thun, die erste Stelle, die vacant ist, und Dir convenirt, soll Dein sein. Ehrwürdiger Vater, sprechen Sie, antworten Sie mir, was verlangen Sie mehr? O Gnade, Gnade! Erbarmen, mein Gott!

Aber Fra Ambrosio blieb unbeweglich:

— Es ward keine Gnade für Don Sancho de Penacerrada, weder für ihn noch für seinen Bruder Fernando.

In diesem Augenblicke stieß Philipp III. einen letzten Schrei aus, einen Schrei des Schmerzes und der Verzweiflung.

— Ach Mönch, rief er, jetzt erkenne ich Dich; Du bist der alte Penacerrada!

Und er sank besinnungslos auf die Armlehne des Sessels.

Da öffnete sich die Thür des Königlichen Zimmers und der Offizier, der für die Unterhaltung des Brasero angestellt war, und der Arzt des Königs traten ein.

— Sie kommen zu rechter Zeit, Sennores, sagte der Mönch. Ihre Majestät sind in Ohnmacht gefallen, weil sie die Hitze des Brasero nicht ertragen konnten.

Der Brasero wurde weggenommen, der Arzt eilte zum Könige, und beobachtete ihn mit Zeichen der höchsten Unruhe. Während seiner Untersuchung, deren Resultat Fra Ambrosio mit unerschütterlicher Ruhe erwartete, öffnete sich die Thür von Neuem, und ein Offizier trat ein und rief auf der Schwelle:

— Seine Hoheit der Prinz von Asturien fragt, ob er eintreten darf, Seiner Majestät die Aufwartung zu machen.

Fra Ambrosio warf einen fragenden Blick auf den Arzt; dann wandte er sich zu dem Offizier und sagte:

— Sennor, es giebt keinen Prinzen von Asturien mehr. Melden Sie Seine Majestät Philipp IV., König von Spanien und beider Indien. Die Etiquette befiehlt, daß vor Beginn seiner Regierung der neue König der erste von Allen sei, der dem verstorbenen König seinen Besuch macht.

Neueste Lyrik.

Junge Lieder. Von Wolfgang Müller.

Düsseldorf, Verlag von Schreiner. 1841.

Wolfgang Müller gehört zu den Dichtern, welche sich in den letzten zwei Jahren in dem Mu-

senalmanach und in den lyrischen Beiträgen zum Rheinischen Jahrbuch am meisten ausgezeichnet haben, und mit Freuden begrüßen wir daher die Sammlung dieser Lieder, welche uns alle wie alte, liebe Bekannte entgegenlächeln. Aber wir finden sie nicht einmal alle, wir vermissen viele, namentlich die schönen Balladen aus dem Rheinischen Jahrbuch, welche der Dichter vermuthlich einer eignen Sammlung vorbehalten hat.

Müller thut sich uns sehr bald als Rheinländer kund. Die grünen Berge und die duftigen Rebenlauben mit ihrer frischen, freien Lebenslust winken uns gleich in dem ersten Liede entgegen. Und bald sehen wir den Dichter mit seiner Geliebten Arm in Arm darin wallen. Das träumende Kinderleben, die erwachenden Jünglingsgefühle, die ewige Liebesseligkeit, dann die Trennung, der Ernst und die Entsagung des Mannes treten uns vor die Seele. Wir jubeln und freuen uns mit ihm, denn es ist ein ganzes volles, freudiges Menschenleben, das sich uns hier offenbart. Selten war eines Dichters Empfindung so rein und keusch, und doch so ohne Hehl, so offen und wahr, wie Wolfgang Müller's. Er muß Jedem lieb werden, der ihn kennt. Seinen wahrhaften Beruf zum Dichter bewährt er auch über das Liebesgefühl hinaus; er geht nicht darin unter, sein Liebesschmerz wird nicht zum Weltschmerz. Er behält den Muth und die Lust, sich am Rhein zu freuen, der schönen Vergangenheit zu denken, und in die Gegenwart zu schauen. Gerade da entquellen ihm die schönsten Lieder, voll objectiver Anschauung, welche den besten Liedern der Schwaben gleich kommen, und zuweilen auch an Burns erinnern, der wohl nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben ist, da er sich viel mit ihm beschäftigt hat.

Lieder wie der Soldatenabschied, der so beginnt:

Weine nicht, mein süßes Leben,
Reiche heiter Kuß und Hand;
Ewig bleib ich dir ergeben,
Doch jetzt muß ich fürder streben:
Denn mich ruft das Vaterland.

Sieh die weißen Fahnen wallen
Und die Trommel wirbelt schon,
Helle Siegesweisen schallen;
Vaterland es ruft vor allen:
Freudig folget jeder Sohn. &c.

oder das Lied des Handwerksburschen:

Die Luft wird warm, der Himmel blau,
Mich hälts nicht mehr im Haus.
Herr Meister und Frau Meisterin
Ade, ich zieh hinaus!

oder eine Weise, wie die:

Den Zweig an den Hut,
In die Kehle das Lied,
In's Herz frischen Muth:
Denn der Tag verglüht.

sind so einfach-schön, so natürlich und wahr, daß man sie nicht besser wünschen kann.

An Burns erinnert vorzüglich das Lied:

Mein Herz ist am Rheine, im heimischen Land.

Trefflich ist das Bürgerlied (X.), das dem Adelsstolz gegenübertritt. Der zweite Vers davon lautet:

Behaltet Wappen und Geschlecht,
Der Namen hohen Schall,
Doch fordert nicht ein größres Recht,
Als wie wir andern all';
Ihr thut nicht mehr mit Herz und Hand,
Wie wir für Reich und Kron';
Dem Vaterland gilt nur ein Stand:
Bürger ist jeder Sohn.

Von hoher poetischer Schönheit ist ferner das Lied des alten Zechers: „Laß schäumen, laß fließen die goldene Fluth.“ Müller's Talent ist wesentlich auf das Lied gerichtet, und bei der erotischen Ausartung unsrer jetzigen Lyrik von hohem Werthe. Namentlich mag sich Freiligrath an dem Freunde ein Beispiel nehmen, indem er sieht, welche schöne und tiefe Wirkungen der einfache Gefühlsausdruck, der dem reichen Herzen entquillt, hervorzubringen vermag. Von Müller, der als praktischer Arzt in Düsseldorf, und noch in der

ersten Blüthe des Mannesalters steht, hat die Literatur gewiß noch viel zu erwarten.

Tscherkessenlieder.

Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1841.

In eine ganz andre Sphäre führen uns diese Dichtungen. Auch hier spricht sich eine starke Subjectivität des Dichters aus, auch hier schenken wir unsre volle Theilnahme, aber sie ist doch nicht nachhaltig, sie verfliegt. Denn hier ist nicht wie bei Wolfgang Müller der natürliche Ausdruck unsers Gefühls, unsers Nationalgeistes, der feste Mittelpunkt, der uns bannt, und der verzweifelnde Ton, den der Dichter uns von Weitem zuruft, schreckt uns nur noch mehr zurück. Der Dichter singt zuerst „den Fluch des Vaterlandes.“ „Des Volkes ächte Lebensgluth sei erloschen, meint er, die Herzen seien vereiset, die besten Söhne verbannt, die Dichter sängen das Fremde, den Orient, Polen oder Griechenland. Deßhalb habe auch er der Dichtung goldenes Vlies an Kolchis Strand gesucht.“ Thorheit! Deutschland ist so zukunftsvoll, wie kein anderes Land, es kommt nur darauf an, nicht zu verzweifeln, und den festen Muth der Hoffnung im Busen zu tragen. Die Herzen sind noch frisch, das Lied ist noch so frei wie sonst, verbannt ist Niemand, als wer es selbst gethan, wir brauchen nicht nach dem Kaukasus zu wandern, um die Poesie zu suchen. Aber wir sind auch nicht böse, daß der Verf. es gethan, seine Lieder sind höchst lebendige, frische und energievolle Abbilder des Tscherkessenkampfes. Von wirklichen Liedern der Tscherkessen ist hier keine Rede, es sind episch-lyrische Schilderungen, die in moderner Form, theils trochäisch, theils jambisch und in Alexandrinern sich bewegen. Voran steht der Kampf des Tscherkessenhelden Ali-Charzi mit dem Russengeneral Saß. Hier tönt das Schlachtengewühl, Rossestampfen, Kartätschenfeuer. Das Naturvolk weicht dem geregelten Militärwesen, aber es unterliegt nicht. Dann folgen allgemeine Schilderungen: der Sturm am Kaukasus, der Donische Kosack auf der Wacht, Tscherkessenliebe, Ammenlied, der Pole am Kaukasus rc. Der Dichter ruft auch die Völker Europas zum Beistand der Tscherkessen auf, und stellt die Kraft des Naturvolkes dem Verderben unsrer Civilisation entgegen: dies ist aber ebenso thöricht, wie sein Weltschmerz. Als ob unsre Zustände nicht zehntausendmal größer wären, als die aller Naturvölker zusammengenommen, und als ob diese nicht denselben Prozeß der Civilisation durchzumachen hätten, wie wir, wenn sie nur überhaupt zur Geschichte gelangen wollen! Die Tscherkessen befinden sich höchstens auf dem Standpunkt der alten Germanen, und wie diese können sie von der Berührung mit den civilisirten Völkern nicht verschont bleiben, ja ist sie ihnen gerade um ihrer Energie willen zu wünschen. Selbst die momentane Unterwerfung würde ihnen zum Heil ausschlagen; daß sie Sclaven der Russen werden, haben wir nicht zu befürchten. Die angeborne Tapferkeit wird ihnen schon aufhelfen, und vielleicht will das Schicksal diesen Conflict mit Rußland, um eine schnellere und größere Erhebung der asiatischen Völker durch sie zu bewerkstelligen. Von diesem Irrthume abgesehen, verdienen die Tscherkessenlieder es sehr wohl, daß das Publikum Kenntniß von ihnen nehme. Warum verschwieg der Dichter seinen Namen?

Gedichte von Dr. Mises.

Leipzig, 1841. Breitkopf und Härtel.

Mises (Professor Fechner in Leipzig) ist als humoristischer Schriftsteller bekannt, hier lernen wir ihn als Lyriker kennen, seine Natur und Begabung finden wir indessen auch hier wieder. Wie er als Humorist nicht eigentlich subjectiv producirend ist, sondern mehr den Humor der objectiven Anschauung entfaltet, so ist auch hier nicht die Ursprünglichkeit des Subjects, sondern eine reiche Anschauung, welche dem Naiven zustrebt, der Mittelpunkt der Dichtung. Balladen bilden den Beginn der Sammlung, theils ernste, theils komische wie „die Nacht im Ahnensaale,“ wo ein armer

Graf vor der Hochzeit von seinen alten ritterlichen Ahnen und dann von der Sippschaft der Banquierstochter träumt, die er heirathen muß. Allerliebst ist ferner „die Kanne," welche an Göthe's schalkhafte Müllerlieder erinnert. Jungfer Anne hat im Bach die Kanne verloren, die Mutter schilt: seit das Mühlrad da unten gehe, sei es ihr im Kopf nicht mehr richtig. Da kommt der Müller, und bringt die Kanne, er trägt an der Brust den Rosenstrauch, den Anne Morgens gepflückt,

Und die Myrte dafür in der Kanne,
Was heißt denn das, Jungfer Anne?

Dann stoßen wir auf Gedichte, die uns tief gerührt haben, denn sie schildern das Gefühl des unglücklichen Dichters, der, wie wir unlängst erfuhren, halb erblindet ist, und seine Augen mit Nacht muß beziehen sehen, bevor er Heilung findet. Er vergleicht sich dem geblendeten Vogel, der schmerzlich singt, was er in den grünen Räumen, als er noch über Wiesen und über Wellen flog, erlebt hat. Der Trost, den sich der Dichter ersingt, ist groß und schön. Er freut sich der inneren Sonne, des geistigen Lichtes, und sieht es als Beruf an, daß er sich ganz nach innen vertiefen soll. Unter den Liedern sind die Berglieder, welche früher schon im Freihafen standen, die vorzüglichsten. Sie sind frisch und frei, und auch an lustigen Einfällen fehlt es nicht.

Recht hübsch sind ferner die Kinderlieder: „der Mäusehimmel, Möpschen und Aeffchen" und der Schwank: „die sechs Kleckse."

E. M.

Feuilleton.

Am 6. Juli verschied zu Stralsund im 61ten Lebensjahre einer der thätigsten und würdigsten Gelehrten unserer Zeit der Consistorial-Rath und Stadt-Superintendent Dr. Gottlieb Mohnike. In der engern Gelehrtenwelt durch seine historischen, literarischen und hymnologischen Forschungen schon frühe geschätzt und mit den höchsten Würden und Auszeichnungen geschmückt, ward sein Name später auch durch seine glücklichen Uebertragungen scandinavischer Poesie in der schönen Literatur allbeliebt. Mit besonderer Liebe umfaßte er die Dichtungen seines Freundes Tegner, der noch kurz vor seinem Tode mehrere Wochen in seinem gastlichen Hause sehr heiter verlebte. Mohnikes Uebersetzung der Frithjofs-Sage, in vier Auflagen erschienen, ist fast in Jedermanns Händen und hat sich unserer classischen National-Literatur aufs engste angereiht. Die vielfachen Verdienste dieses Mannes um die Literatur im allgemeinen und besonders um die Provinz Pommern werden gewiß bald eine anerkennende Feder finden. Mohnike hinterläßt eine der größten und reichhaltigsten Privatbibliotheken und es wäre zumal im Interesse der pommerschen Geschichte zu wünschen, daß dieselbe ungetheilt, wenn nicht dem Staate, dann doch der Stadt Stralsund erhalten würde, wozu für die reiche Stadt Stralsund sich die Mittel gewiß leicht finden würden. Unter Mohnikes literarischem Nachlasse ist sicher viel Schätzenswerthes zu erwarten, namentlich befindet sich darunter ein zum Druck geordnetes Manuscript: „Zu Lessings Leben und Schriften" in einzelnen Abhandlungen, die nächstens hier in Berlin erscheinen werden.

In der Neuen Zeitschrift für Musik von Robert Schumann lesen wir folgende sehr zu billigende Notiz aus Berlin: Herr W. Taubert wird vom 1. Juli ab für den verreisenden Kapellmeister H. Henning interimistisch das Amt eines Dirigenten der Kgl. Oper und Capelle verwalten. Auf diese Weise würde das Königl. Theater wieder endlich zu einem Musikdirector gelangen, der im Stande ist, fertig Partituren zu lesen und zu spielen. Die nöthige Dirigenten-Routine wird sich ein fermer Musikus wie H. Taubert gewiß sehr schnell erwerben. Man hofft daher, daß die Ge-

neralintendanz diesen Schritt nicht halb thun, sondern H. Taubert nach diesem Interregnum ganz beim Theater fesseln werde. H. Möser könnte sich ja immer noch als Lehrer und Leiter der sogenannten Musikklasse (Accessisten der Capelle) nützlich machen. Auch für den thätigen und eifrigen H. Henning würde sich gewiß ein Amt finden lassen, wozu er sich besser qualifizirte, als zum Operndirigenten.

Bei der Aufführung des Freischützen in Paris wurde für die Wolfsschluchtsscene ein Skelett gebraucht, dessen Erscheinen viel Sensation erregte, weil es ein bestimmtes war, dessen Geschichte man kannte. Im Jahre 1786 war ein junger Mann, Boismaison, Eleve bei der Tanzschule der Oper, sterblich in Dlle. Nanine Dorival verliebt. Diese zog aber den Sergeant-Mayor Mazurier vor, und der unglückliche Liebhaber lechzte nach Rache. Er überfiel Mazurier, wurde aber von diesem überwältigt, auf dessen Geheiß an einer Säule vor dem Opernhause festgebunden, und mußte hier die Nacht zubringen. Der Zorn über diese Schmach zog ihm ein Fieber zu, das tödtlich wurde. In seinem Testamente vermachte er darauf seinen Cadaver dem Arzt des Opernhauses, damit dieser ihn aufbewahre, und er somit der Geliebten noch im Tode nahe sei. Dies Skelett nun hat sich bis jetzt erhalten, und ein neues Leben auf den Brettern begonnen.

Prutz richtet in dem Göttinger Dichterbund folgende treffliche und höchlichst zu billigende Anrede an unsre jungen Dichter, indem er den Erfolg des älteren Musenalmanachs mit dem Aufhören des jetzigen vergleicht: „Wir sind weit davon entfernt, denjenigen beizustimmen, welche mit Klagen und Anklagen eine Zeit zurücksehnen, wo unser ganzes Dasein aufzugehen schien in der Kunst, und wo wir kein andres volksthümliches Leben, kein andres gemeinsames Interesse hatten, oder doch keines andern uns bewußt waren, als desjenigen, welches in und an den Entwicklungen unsrer Literatur sich offenbarte. Wir hatten keine Geschichte, nur Literatur, keine Thaten, nur Gedichte. Das Gefühl, daß dies anders werden muß, und daher anders werden wird, ist seit Langem verbreitet, und eben jetzt lebendiger, denn je. Wenn nun in der gegenwärtigen Krisis die Sehnsucht nach dem, was in der Historie uns mangelt, mitunter auch das geringschätzt, was in der Poesie unser edles und unvergängliches Besitzthum ist, so hat das in der That nicht viel zu bedeuten: die Poesie wird auch uns bleiben, was sie immer und überall gewesen, die ideelle Geschichte nämlich unsers Volks, aber wir werden nun eine thatsächliche dazu bekommen, wir werden Verse machen und Schlachten schlagen und das Eine nicht aufheben gegen das Andere. Möchten diese veränderte Geltung der Kunst, das Recht dieser Aenderung und die Zukunft, die sich daraus entwickeln muß, doch namentlich unsre jungen Dichter erwägen, die es jetzt so oft verstimmt und niederbeugt, daß ihre redlichsten Bemühungen, sogar ihre glücklichsten Erfolge dennoch niemals an jene Erfolge reichen, welche die Dichter unsrer früheren Zeit, zum Theil sogar mit viel kleineren Mitteln, dennoch gehabt haben; ja möchten sie, statt Entmuthigung und Ueberdruß, hierin vielmehr die Mahnung finden, mit Herz und Hand, mit Lied und That sich dieser neuen Zukunft zu weihen, welche noch einmal, so Gott will, Leier und Schwerdt vereinigt zeigen wird.“

Druckfehler. No. 27 p. 428 2te Sp. 3te Z. v. o. ist salbt statt halbt zu lesen.

Gedruckt bei F. Nietack. Verlag von Carl J. Klemann.

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. Karl Riedel.

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend eine Lieferung zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an die Verlagshandlung von Carl J. Klemann, Burgstraße Nr. 8, zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden ebendaselbst angenommen. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 29. Berlin, den 24. Juli 1841.

Inhalt: Ueber die Hegelsche Philosophie und Hegelsche Schule. — Scholastika; von K. F. Köppen. — Die Macht des Blutes; eine Anekdote. — Die deutsche und italienische Oper von H. T. — Feuilleton.

Ueber die Hegelsche Philosophie und Hegelsche Schule.

In der Beilage zu No. 162 der Augsburger Allg. Zeitung findet sich ein dem größeren Publikum „über die Hegelsche Philosophie und den jetzigen Zustand der Schule" Auskunft geben sollender, sehr wortreicher aber gedankenarmer, wahrheitswidriger Bericht, auf welchen eine zurechtweisende Erwiderung vielleicht um deßwillen nicht überflüssig sein möchte, weil der unberufene Berichterstatter die Impotenz seines philosophischen Denkens durch dreistes Absprechen zu verdecken und durch Mittheilung von allerlei die hegelsche Schule betreffenden Notizchen sich das Ansehen des Unterrichtetseins, theilsweise sogar den Schein zu geben sucht, als habe er Gelegenheit gefunden, an der Thüre der Schule zu horchen. Schon jene kleinen, den fraglichen Bericht anschwellenden Notizen sind mehr oder weniger unrichtig; über die Hauptsache aber, über das Wesen der hegelschen Philosophie das Publikum aufzuklären, dazu ist der auf die geistlose Wiederholung abgedroschener Meinungen Anderer bornirte Berichterstatter durch seine vermeintliche, für die christliche Religion zum Kampfe hervortretende Frömmigkeit nicht im Mindesten befähigt. Das Publikum kann daher aus dem kritischen Herzenserguß dieses Glaubenshelden nichts kennen lernen, als die krankhafte Stimmung eines Unglücklichen, dessen Unfähigkeit zum Eindringen in wahrhaft speculative Philosophie in ihm einen, seine ganze Seele ausfüllenden Widerwillen und Haß gegen die hegelsche Philosophie erzeugt hat. Mitleiderregend komisch ist in dem fraglichen Herzenserguß besonders der unglückliche Versuch unseres kritischen Helden, seine nichtsweniger als kolossale Gestalt durch martervolle Anstrengung zu einer Höhe herauf zu recken, von welcher er auf ein solches Riesenwerk wie die hegelsche Philosophie in stolzer Selbstgefälligkeit mit ironischer Verachtung herabschauen könne. In der Blindheit seines frommen Eifers bemerkt der Vortreffliche nicht, daß er selber im Voraus über seine eigene Gesinnung den Stab gebrochen hat, indem er in Bezug auf die Hallischen Jahrbücher sagt: „der deutsche Sinn hat doch sonst Ehrfurcht vor dem Höheren," (zum Beispiel vor Männern wie Hegel, erlauben wir uns hinzuzufügen) „vor der Autorität, die auf Verdienst ruht:" „hier — (vorzüglich in dem besagten Aufsatz des gewiß von deutschem Sinn beseelt zu sein vermeinenden Berichterstatters) „ist davon keine Spur." Ja, die vom blinden Haß erzeugte Besinnungslosigkeit unseres kritischen Kreuzritters geht so weit, daß er, der den Hegelianer „in Journalen geheime Opposition"

zu machen vorwirft, nicht nur selbst seinerseits gegen die hegelsche Philosophie in einem politischen Journal „geheime Opposition“ macht, sondern in dem nämlichen Augenblicke, wo er dies thut, doch die Ueberzeugung ausspricht: „Jeder Ehrenmann“ (also auch er, unser hochgeehrter Gegner) „werde bei der in der heutigen Kritik herrschenden parteisüchtigen Taktik lieber auf seinem Platze das Seinige thun, als sich in bedenkliche journalistische Kämpfe einlassen wollen.“ Nun, wenn dies die Ansicht des bedenklichen Ehrenmannes ist, so beschränke er sich doch darauf, das Seinige auf seinem Platze zu thun, oder mache er nirgends, weder in Journalen noch sonst wo, „geheime Opposition“ gegen eine Philosophie, zu deren Beurtheilung Gott ihm die Kräfte versagt hat. Langweilen wir aber das Publikum nicht länger mit Besprechung der unwichtigen Person des unbefugten Berichterstatters, sondern schreiten wir zur Sache.

Was nun zunächst die hegelsche Schule betrifft, so schmerzt es uns nicht wenig, den im Lager derselben herumspähenden, aber mit offnen Augen schlafenden Berichterstatter aus seinen süßesten Träumen aufrütteln zu müssen. Der in einem so christlichen Gemüthe natürliche Wunsch nach Vertilgung einer für unchristlich gehaltenen Philosophie versetzt die Phantasie des hochherzigen Spähers in solche Fieberhitze, daß er sich einbildet, er höre, „die hegelsche Schule (das heißt doch wohl, die große Mehrzahl der echten Schüler Hegels?) „über Rückschritte der Intelligenz in Preußen,“ sowie darüber sich „ärgern und seufzen, daß sie, die bisher im Staat als die erste herrschende Richtung bevorzugt worden sei, jetzt andere nicht nur unter sondern auch neben sich dulden solle.“ Leider hat jedoch dieser seufzende Aerger nirgends Realität als in dem frommen Wunsche des auf den Genuß der Schadenfreude vergeblich sich spitzenden edelen Berichterstatters. Die hegelsche Schule ist niemals im preußische Staate so bevorzugt worden, daß andere Richtungen neben ihr keine Berücksichtigung gefunden hätten. Die von unserem Gegner gehoffte Neuerung ist daher keine Neuerung. Ob anderes Philosophiren in der Republik der Wissenschaft mit der hegelschen Philosophie zu gleicher Geltung kommen soll, das hängt nirgends vom Belieben der Regierung ab. Die hegelsche Philosophie hat sich bisher gegen alle ihre Gegner durch ihre eigene alleinige Kraft als die herrschende behauptet, und diese selbständige Kraft ist mehr als genügend, um den von geistloser Empirie und todter Gelehrsamkeit mit abgestorbenen Philosophien und knechtischem Pietismus gegen die hegelsche Philosophie geschlossenen Bund in seinen Angriffen gegen dieselbe zu keinem andern Resultate als zu dem Genuß seiner ohnmächtigen Wuth gelangen zu lassen. Im Geist und Gemüth aller wahrhaft Lebendigen der Nation fest gegründet, ist die Herrschaft der hegelschen Philosophie gegen die Angriffe jener Todten vollkommen gesichert. Anderes Philosophiren könnte eben so gut, oder würde vielmehr besser nicht sein als sein. Die Existenz der hegelschen Philosophie wird aber um deßwillen als nothwendig anerkannt werden müssen, weil diese Philosophie, und zwar sie allein, auf der gegenwärtigen Höhe des Weltgeistes steht und nichts ist als die ideale, im Element des reinen Denkens ausgeprägte gegenwärtige Form dieses allgemeinen freien und vernünftigen Geistes. Mit diesem zugleich wird sich die hegelsche Philosophie entwickeln. Von einem „Rückwärtsschreiten der Intelligenz“ können nur die zum Schritthalten mit dem Weltgeist unfähigen, in todter Gelehrsamkeit und im Sumpf heuchlerischer Pietisterei stecken gebliebenen Nachzügler träumen. Der Weltgeist läßt sich durch dies Gewürm in seiner fortschreitenden Verwirklichung nicht aufhalten; vor seiner allein unumschränkten Macht muß jede geistverlassene Wirklichkeit erbeben und zusammenstürzen. Wenn daher unser ironisch zu sein sich sehnender Gegner an die Schüler Hegels die Frage richtet, ob sie jetzt an der Wirklichkeit des Vernünftigen zu verzweifeln anfangen, so dürfte Mancher fürchten, daß diese lahme, duselige Ironie Gefahr laufe, rückwärts

stolpernd dasjenige zu treffen, was ihr wie Wirklichkeit vorkommt.

Als eine der hegelschen Philosophie den Untergang drohende und die Schüler Hegels schon mit dem Schrecken des jüngsten Gerichts erfüllende baldige Wirklichkeit scheint unser nach Hilfe verlangender Gegner aber besonders die von ihm in seiner Eigenschaft „eines Freundes realer und christlicher Wissenschaftlichkeit“ heiß ersehnte Ankunft Schellings in Berlin anzusehen. Auch diese Hoffnung unseres hülfsbedürftigen Gegners dürfte zu Wasser werden. Wer bei dem öffentlichen Auftreten Schellings in Berlin zufürchten hätte, das wäre — wenn überhaupt Jemand — ausschließlich er selber und die Seinigen. Wir wollen von einem Manne, der zu seiner Zeit, das heißt, vor vierzig Jahren, ein Heros in der Philosophie gewesen ist, mit der ihm für seine unsterblichen Verdienste schuldigen Hochachtung sprechen, zugleich aber mit Offenheit die Stellung bezeichnen, in welche er sich in Berlin versetzt sehen würde. Bereits vor dreißig Jahren ist bekanntlich Schelling von Hegel mit allen einem Fürsten der Philosophie gebührenden Ehren zu Grabe getragen worden. Seit jener Zeit bis zu Hegels Tode hat Schelling niemals auf die einzig giltige und einzig beachtenswerthe Weise, nämlich durch Bekanntmachung polemischer Schriften, gegen seine Entthronung und Bestattung protestirt, nie sich dem lebenden Hegel mit der Herausforderung zu öffentlichem Kampfe zu nahen gewünscht. Die schon vor drei Decennien von Schelling verheißene Schrift „die Weltalter“ ist bis jetzt der Bosheit des öffentlichen Urtheils nicht preisgegeben worden. Schelling ruhte, wie ein unfreiwilliger Karl V, im Grabe der Vergessenheit; alle wahrhaft lebendigen philosophischen Geister hatten sich dem die Herrschaft innehabenden Hegel zugewandt. Erst nach des Letzteren Tode brachte es die ursprünglich so überreiche, aber durch den selbständig gewordenen Hegel wie mit Einem Schlage vernichtete Productivität Schellings bis zur Geburt einer — Vorrede vor einem Broschürchen, eine Lebensregung, die für uns nur die Bedeutung eines Sichumkehrens im Sarge hat. Nachdem nun Schelling so lange für die philosophische Litteratur völlig todt bleibend, durch dies sein Schweigen die Rechtmäßigkeit seiner Entthronung anerkannt zu haben scheint, ist die Frage sehr natürlich, welchen Grund er zu der Hoffnung haben soll, das ihm von Hegel entrissene Scepter wiederergreifen zu können. Wenn hierauf geantwortet wird, Schelling sei aus dem Grabe seiner alten Lehre zu einem völlig neuen und verklärten philosophischen Leben auferstanden, so bekennen wir offen, an der Wahrheit eines solchen bisher in der Geschichte der Philosophie noch niemals vorgekommenen Wunders gänzlich zu zweifeln. Ueber das gewiß sehr interessante Detail der neuen schellingschen Lehre können wir nicht urtheilen, da uns vom Urheber derselben noch nichts Gedrucktes darüber gegönnt worden ist. Wenigstens diese Zurückhaltung muß jedenfalls als etwas Neues an Schelling anerkannt werden; einst kühn die Oeffentlichkeit der Journale und Zeitschriften für seine Naturphilosophie suchend und wie ein Mahomed der Philosophie in raschem Siegeslaufe die Geister erobernd und zur Verkündigung seiner Lehre entflammend, hat der wiedererstanden sein sollende Schelling, eingedenk, wie es scheint, des erlittenen Todes und auf die Sicherheit seines neuen Lebens wenig bauend, das volle Tageslicht der Oeffentlichkeit mit seiner im Reich der Schatten gesammelten Geheimweisheit weislich vermieden. Obgleich aber, wie gesagt, das Detail der neuen Lehre unserem Urtheil nicht überantwortet ist, so erhalten wir doch über das Princip derselben aus schon erwähnter Vorrede genügende Aufklärung. Wir sehen aus dieser Production Schellings, daß seine sogenannte neue Lehre nur in sofern neu ist, als dieselbe aus der Einseitigkeit der früheren Lehre in die entgegengesetzte Einseitigkeit verfällt. Die frühere Lehre hatte einen einseitig subjectiven, die jetzige einen einseitig objectiven Charakter. Früher philosophirte Schelling aus seiner intellectuellen Anschauung

heraus, verkündete, wie ein Seher, was er in philosophischer Inspiration zu schauen glaubte, und brachte die Dinge gewaltsam unter ein vom subjectiven Denken unterworfenes Schema. Durch diese Gewalt der Subjectivität hatte Schellings Naturphilosophie etwas jugendlich Frisches und bis zur Verwegenheit Kühnes. — Jetzt dagegen im Alter erscheint Schelling, den Gegenständen gegenüber, in unterwürfiger Stellung, die Gegenständen imponiren ihm, er nimmt sie ehrerbietig auf, wie sie ihm von der Erfahrung und Geschichte in mehr oder weniger zufälliger Form geboten werden; die Visionen der intellectuellen Anschauung sind nicht mehr der Inhalt, der Orakelton nicht mehr den Ton des schellingschen Philosophirens; die philosophische Thätigkeit hat den Schein der Selbständigkeit verloren, die Macht der Gegenstände tritt vielmehr mit überwiegender Autorität auf; was wahr sein soll, steht jetzt für Schelling von Hause aus unabänderlich fest; seine Philosophie wagt nicht, eine absolute Selbständigkeit, gegenüber der durch Autorität festgestellten Wahrheit, zu erstreben, sie hat zu derselben — wie im Mittelalter die scholastische Philosophie — nur das Verhältniß einer Dienenden.

Bei aller dieser Verschiedenheit der beiden schellingischen Philosophien sind sie jedoch darin einander vollkommen gleich und eins, daß in der einen sowohl wie in der andern der Stoff des Erkennens die Gestalt des Gegebenseins, der Aeußerlichkeit und Zufälligkeit nicht verliert. Von dieser Gestalt den gegebenen Stoff zu befreien und ihn in die Form der absoluten Nothwendigkeit und Vernünftigkeit zu erheben, ist nur die dialektische Thätigkeit des reinen Denkens im Stande. Zu einer wahrhaften Dialektik, zu einer durchgebildeten, vollkommen entwickelten speculativen Logik hat aber Schelling niemals zu gelangen vermocht, ja diese seine Schwäche sowie den von Hegel durch die wahrhaft dialektische Methode bewirkten wesentlichen Fortschrift der Philosophie so wenig erkannt, daß er in dem Wahn lebt, die Philosophie könne nichts Vernünftigeres thun, als von der in der hegelschen Philosophie herrschenden dialektischen Form des Entwickelns und Beweisens zu seiner unphilosophischen Manier des Versicherns und äußerlichen Zusammenstellens so schnell wie möglich zurückkehren. Man kann daher von Schelling sagen, er habe seit seinem Sturze nichts gelernt und nichts vergessen; ähnlich dem achtzehnten Ludwig, bildet er sich ein, seine Herrschaft sei nie unterbrochen worden, und sein ancien régime bestehe noch immer, wenn auch in neuer Form. Aus allen diesen Gründen kann aber Schelling der hegelschen Schule ebensowenig gefährlich, wie unmittelbar nützlich werden. In jedem Falle wird er uns jedoch herzlich willkommen sein. Der Kampf mit einem so hochstehenden Gegner wird die hegelsche Schule zu noch lebendigerer Thätigkeit anspornen. Um die Möglichkeit dieser lebendigeren Productivetät zu bezweifeln und der alle Gebiete der Wissenschaft durchdringenden, allein wirklich productiven hegelschen Philosophie den Vorwurf der Improductivität zu machen, dagegen dem sich auf die beständige Reproduction der einen einzigen Disciplin der Religionsphilosophie beschränkenden neuen Schelling eine unvergleichliche Productivität zuzutrauen, — dazu gehört, daß man, wie unser das Publikum belehrender Gegner, vom hellen lichten Tage nichts wisse. Es würde eitel scheinen, wenn wir uns auf eine lobende Anführung des von der hegelschen Schule Geleisteten einlassen wollten. Was aber die Productivität der Gegner betrifft, so besteht dieselbe in der üppigen Hervorbringung todtgeborner, mit einer abgelebten Philosophie erzeugter Kinder. In völliger Bewußtlosigkeit über das Unfruchtbare dieser Fruchtbarkeit geht namentlich unser in Rede stehender Gegner mit der Hoffnung schwanger, daß aus der von Seinesgleichen mit Schelling einzugehenden Ehe „ein bestimmtes positives philosophisches System,“ das „noch fehle,“ und zwar ein von „realer und christlicher Wissenschaftlichkeit“ beseeltes System hervorsprossen werde, zu welchem „noch fehlenden

Werke Hegel besonders deßhalb nicht habe kommen können, weil dessen Methode zu unbestimmt bleibe, um Realprincipien zu weiterer Ausführung zu gewähren.“ Ueber die Grundlosigkeit dieser sinnlosen Behauptung möge die Bemerkung genügen, daß die in der hegelschen Philosophie herrschende Methode die bestimmteste und vollkommenste ist, die jemals in irgend einem philosophischen System geherrscht hat. Nicht zufrieden aber, solchen Unsinn über diese Methode zu schreiben, entdeckt unser Gegner in jener vorgeblichen Unvollkommenheit der hegelschen Philosophie die Quelle nicht nur „eines gänzlichen Mangels an Forschungsgeist und Begeisterung“ sondern auch „des höchsten Dünkels und Hochmuths.“ Nein, mein Theurer, wären wir hochmüthig, so würde einzig und allein die Erbärmlichkeit unseres Gegner daran Schuld sein; durch Ihr bettelstolzes Pochen auf geistlose Gelehrsamkeit, auf verdrehte Originalität, auf leineweberische Frömmelei, durch Ihre niedrige Servilität, durch Ihr nichtswürdiges Denunziiren, durch Ihre Erboßtheit gegen freies Denken zwingen Sie selber uns, Sie aufs Tiefste zu verachten.

Nachdem wir nun so eben gesehen haben, wie lebhaft unser demüthiger Ritter „von der christlichen Wissenschaftlichkeit“ sich gegen den in den Hegelianern steckenden Hochmuthsteufel ereifert, und nachdem schon zu Anfang bemerkt worden, wie sehr unser bescheidener Gegner sich gegen diejenigen empört fühlt, die keine „Ehrfurcht vor dem Höheren“ haben, wollen wir uns jetzt an der Gewissenhaftigkeit erfreuen, mit welcher dieser würdige Streiter Gottes den von ihm an Anderen gerügten Fehler in seinem Angriff auf Hegel zu vermeiden sich beflissen zeigt. Wir lesen den langen Artikel noch einmal durch; — von Anerkennung der Verdienste Hegels nirgends die leiseste Spur, viel wenigrr von „Ehrfurcht.“ Offenbar ist also unser riesiger Ritter nicht in dem Fall, Hegeln als einen „Höheren“ anerkennen zu müssen, sondern Hegel steht tief unter ihm. Er hat daher das das Recht, Hegeln cavaliérement zu behandeln. So wirft er denn der hegelschen Philosophie sans façon vor, „Erschleichungen zu begehen, „Ausflüchte“ zu machen, „die entweder von kurzsichtiger Beschränkung und Halbheit oder von Heuchelei zeugen,“ „abgenutzt“ sind und die hegelsche Ppilosophie „beflecken.“ Man muß dem fleckenlosen Ritter zugestehen, daß ihn dies schmähsüchtige Geschwätz nicht „befleckt,“ sondern vortrefflich ziert. Die geistlose Gottseligkeit „emancipirt“ — um des Ritters eigene Worte zu gebrauchen — „von gar Vielem,“ z. B. von der Nothwendigkeit des absolut freien Denkens und von der Pflicht des faktisch treuen Berichtens. Vom erhabenen Standpunkt der Gottseligkeit auf wirkliche Philosophie tief herabsehend berichtet unser wahrheitliebender Ritter, „durch die hegelsche Grundansicht werde alle eigentliche Religion aufgehoben,“ und es handelt sich darum, „ob unsere ganze christliche Bildung einer von ihr grundverschiedenen Bildung des reinen abstracten Denkens weichen solle oder umgekehrt diese jener.“ Die Wahrheit ist aber, daß es sich von Seiten der Philosophie keinesweges um eine Verdrängung der christlichen Religion, sondern einzig und allein um eine, den Inhalt nicht verfälschende Erhebung der christlichen Vorstellungen in die Form des freien Gedankens handelt und handeln kann.

1. Die von unserem Gegner gegen Hegel in Betreff der christlichen Religion vorgebrachte Beschuldigung ist nun näher die, daß Hegel eine ketzerische Ansicht von der Persönlichkeit Gottes habe, weil er Gott nicht absolut vom Menschen trennt, nicht zu etwas absolut Außerweltlichem macht. Gerade umgekehrt würde Hegel etwas Unchristliches lehren, wenn er Gott so, wie der Gegner, von der Welt und vom Menschen trennte. Nach christlicher Lehre sind nicht nur alle Dinge, also auch der Mensch, von Ewigkeit her in Gott, machen den Inhalt des göttlichen Denkens aus, sondern Gott seinerseits hat als heiliger Geist seine wesentliche Wirklichkeit im Geist der christlichen Gemeine. Nach dem echten christlichen Glaubens-

Digitized by Google

bekenntniß ist Gott nicht eine nur außerweltliche, nur abstract einfache, sondern eine die versöhnte Menschheit in sich fassende Persönlichkeit. Er muß nicht bloß als Gott der Vater, sondern zugleich als sein eigener Sohn und als heiliger Geist, mithin als eine dreieinige Persönlichkeit gefaßt werden. Der heilige Geist aber, in Gott dem Vater und Gott dem Sohne enthalten und von ihnen ausgehend, hat, wie eben gesagt, seine wesentliche Wirklichkeit in der von ihm durchdrungenen Gemeine. Das Christenthum betrachtet also das Sein des Menschen in Gott und Gottes im Menschen als zur Natur Gottes gehörig. Dies und nichts Anderes ist aber auch der Sinn der hegelschen Lehre von Gott. Die Form des Gedankens kann den Schein der Verschiedenheit der hegelschen Lehre von dem Inhalt der christlichen Vorstellungen erzeugen, aber diese Verschiedenheit ist eben nur eine scheinbare. Wenn daher, wie unser allerchristlichster Gegner fürchtet, — die hegelsche Philosophie durch ihr Verwerfen einer absoluten Außerweltlichkeit Gottes das Beten unmöglich machte, so würde derselbe Vorwurf auch das Christenthum treffen. Aber unser betender Gegner möge sich beruhigen. Indem die hegelsche Philosophie und das Christenthum die Einheit Gottes und des Menschen, das Sein Gottes im Menschen behaupten, leugnen sie damit keinesweges den Unterschied Gottes und des Menschen, das Getrenntsein des natürlichen Menschen von Gott und die Nothwendigkeit der Erhebung des in der Endlichkeit befangenen Menschen zu der über ihm stehenden unendlichen göttlichen Vernunft. Durch diese Trennung wird das Leben zu etwas Nothwendigem, durch jene Einheit zu etwas Vernünftigem.

Soviel über unseres religiösen Gegners ersten Hauptvorwurf.

2. Ebenso grund- und bodenlos, wie jener, ist auch der zweite Hauptvorwurf, nämlich der, daß die hegelsche Philosophie mit ihrem „einseitigen abstracten Denken nur Einzelnes aus der Erfahrung aufnehme, aber nicht die ganze Erfahrung umfasse, und dadurch mit derselben in directen Widerspruch trete." Auch hier stellt der treue und ehrliche Berichterstatter die Wahrheit auf den Kopf. Das in der hegelschen Philosophie herrschende speculative Denken ist gerade ein solches, das zur vollständigen Auffassung der Natur, des durch die Erfahrung gegebenen Stoffes befähigt und nichts bei Seite läßt als was in der That zufällig und nichtig ist; während dagegen diejenigen, welche sich auf die bloße Erfahrung zu stützen vermeinen, bewußtlos von einer einseitigen, in untergeordneten Kategorien befangenen Metaphysik beherrscht werden, welche ihnen das Auffassen der Wahrheit erschwert oder unmöglich macht. „Aus dem bloßen nackten Begriffe," ohne gründliche Kenntniß der Erfahrung, „Alles begreifen zu wollen, von dieser Hegeln von unserem Gegner schuldgegebenen Thorheit ist Hegel so entfernt, daß er vielmehr die Nothwendigkeit des Vorangehens der Erfahrung vor dem philosophischen Geschäft mit eben der Bestimmtheit anerkennt, mit welcher er anderseits für die Philosophie die Nothwendigkeit des Hinausgehens über das bloß äußerliche Ordnen der Erfahrungen darthut, weil die Philosophie nur dadurch Philosophie ist, daß sie nicht ruht, bis sie den Stoff der Erfahrung, die Form der Aeußerlichkeit und des Gegebenseins gänzlich abgestreift und ihn in die Form der Nothwendigkeit und Vernünftigkeit erhoben hat.

Nachdem nun unser geistreicher Kreuz- und Quer-Ritter sich von der christlichen Religion auf die Form oder das Princip der Wissenschaft verirrt hat, und um sich zu seinem dritten und letzten Angriff gegen Hegel zu stärken, für einen Augenblick zur Religion umgekehrt ist, greift er endlich in die Rüstung aller seiner christlichen Tugenden gehüllt und wie Cäsar sich des Siegs gewiß, Hegeln auf dem Felde der Moral, wenn auch nicht mit Verstande doch mit zutappender Dreistigkeit an. Auf diesem Felde hat Hegel dem tugendsamen aber etwas argwöhnichen Ritter dadurch ein Aergerniß gegeben, daß er unter der Recht-

schaffenheit die Gesammtheit aller Tugenden, eine Gesinnung versteht, die gewohnt und bereit ist alles dasjenige zu thun, was Recht und Sittlichkeit von uns fordere. Der tugendhafte Mann ist, der irrigen Meinung, daß bei der Zusammenfassung aller Tugenden in den einen Begriff der Rechtschaffenheit den einzelnen Tugenden Abbruch geschehen müsse. Zugleich widerstrebt es dem freien Sinne des Ritters, seine Pflichten sich nicht selber nach eigenstem Gewissen auferlegen zu dürfen, sondern sich dieselben von einem sittlichen Gemeinwesen vorzeichnen zu lassen, das nöthigenfalls die Erfüllung jener Pflichten zu erzwingen vermag und für diese Erfüllung nicht wie für ein von ritterlicher Generosität dargebrachtes don gratuit zu danken braucht. Durch jene Vorzeichnung der Pflichten wird die Berufung auf ein angeblich vortreffliches Gewissen allerdings zu etwas Nichtigem gemacht, dem schlechten Gewissen die Ausrede der Unwissenheit genommen; aber eben deßhalb erscheint diese Vorzeichnung den Rechtschaffenen als nothwendig und wird bei reiferem Nachdenken auch unserem Ritter so erscheinen. Ebenso wird derselbe sich wohl darüber belehren lassen, wie ungegründet seine Besorgniß ist, daß ein wahrhaft sittliches Gemeinwesen nur zu „oberflächlicher und äußerlicher Maaßbestimmung der Pflicht gelange und daß ein solches Gemeinwesen zu eng sei, um ihn mit samt allen seinen „christlichen Tugenden" aufnehmen zu können. Der Mann der „positiven und realen christlichen Wissenschaft" irrt, wie bisher überall, so auch darin, daß er glaubt, der vollkommene Staat, — der eben ein christlicher ist, — lasse irgend eine christliche Tugend draußen stehen.

Hiermit glauben wir zur Genüge gezeigt zu haben, wie sehr unser Gegner berechtigt ist, sich für dreifachen Sieg dreifachen Lorbeer um die Heldenstirn zu flechten. Schon ehe unser Held auf dem Kampfplatz erschienen ist, haben etliche, vor aller und jeder wahren Philosophie scheue Bebauer des Feldes der „Erfahrungswissenschaften," nach unseres Gegners Ansicht, Hegeln durch ihre gewichtvolle Verachtung zu Boden schlagen. Außerdem ist Hegel, wiewohl die bedeutendsten und geistreichsten Theologen ihn als ihren Meister verehren, doch wegen seines — wie unser Gegner sagt — „das Heiligste nicht anerkennenden Denkens" von den pietistischen Theologen gleichsam zur Thüre der Theologie hinausgeworfen worden. Die Simsonskraft eines schlesischen Schulmeisters hat das ganze Gebäude der hegelschen Rechtsphilosophie aus den Fugen gerissen. Ja, wie unser Gegner weiß, ist Hegel sogar in „seinem logischen Centrum bereits von vielen Seiten geschlagen." Den Gnadenstoß hat aber die hegelsche Philosophie von unserem nach langer Zurückhaltung erst jetzt am Kampfe theilnehmenden Achill erhalten. Nun ist sie völlig todt, die verhaßte Philosophie, und unser Gegner kann, ungestört von der todten, im Bette der „positiven und realen christlichen Wissenschaft" — wenn dies „noch fehlende" Bett erst gemacht sein wird — gottselig schlafen. Gute Nacht, glücklicher Träumer.

Scholastica.

Von K. F. Köppen.

(Schluß.)

Es würde unsere Kräfte und die Geduld der Leser übersteigen, wollten wir H. Kalisch noch ferner Schritt vor Schritt bei seiner Herkulesarbeit folgen; nur einige Blicke der Bewunderung können wir noch auf ihn werfen. Freiligrath sagt von der Giraffe, dem Riesenpferde, das der Thiere Fürst bestiegen hat:

> Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
> Sieh! wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt!

Das wird folgendermaaßen emendirt:

> Mit dem dumpfen Schrei des Schreckens springt es auf, von Schmerz gepeinigt,

Sieh! wie es mit Schönheit Schnelle, fliehend, ach umsonst! vereinigt.

Der H. Emendator muß schlechterdings die altnordische Poetik studirt haben. Denn wiederum, welche Alliteration: Schrei — Schrecken — springt — Schmerz — Schönheit — Schnelle! Und, abgesehn von dieser Zierlichkeit, wie kräftig und voll macht sich das „von Schmerz gepeinigt!" Die Giraffe hätte ja auch von ganz etwas Anderem gepeinigt werden können, zumal da von der „Schnelle" hier so viel die Rede ist; das hat Freiligrath ganz übersehen. Wie schön und schnell ist ferner die Schnelle hinter der Schönheit her! Wie mild und menschenfreundlich endlich das „ach umsonst!" Man möchte Mitleidsthränen weinen. Ja, es ist schön, daß der gerechte Dichter sich auch seines Viehes erbarmt. Was hat übrigens auch der Camelopardus auf einer Realschule zu thun?

Ohne Zweifel hat H. Kalisch bei der Verbesserung dieser beiden Zeilen folgende Stelle aus Shakspeare vor Augen gehabt:

Nathanel. Perge, werther Meister Holofernes, perge, dafern es euch beliebt, alle Scurrilität abzustellen.

Holofernes. Ich werde die Alliteration in etwas vorwalten lassen, denn das zeuget von Leichtigkeit:

Straff spannt die Schöne, schnellt und schießt ein Spießthier schlank und schmächtig;
Man nennt es Spießhirsch, denn am Spieß spießt ihn der Speisemeister u. s. w.

und wir müssen gestehen, Shakspeare ist fast übertroffen worden.

Wie unpädagogisch ist nun endlich folgende Stelle bei Freiligrath:

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Die Potsdamer in ihrem „Lesebuch für preussische Schulen" haben vermuthlich nicht gewußt, was eine „Trombe" ist und „Traube" dafür gesetzt. Auch gut! Nur sieht man nicht ein, was die Traube im Meere zu thun hat. Indeß liegt sie wenigstens „dem Gesichtskreise des Schülers näher." Wieviel „tiefere Auffassung" aber, welche „Nachhaltigkeit" in H. Kalisch's Gleichnisse, das wir schon oben angeführt:

Gleich dem Rauch, wenn sich die Flamme durch das dürre Gras ergießt
Und vom Winde fortgetragen lodernd in die Weite fließt u. s. w.

Doch genug, und vielleicht mehr als genug!

So ist Freiligrath behandelt worden, so — um von Homer, Herodot, Cäsar, Livius, Shakspeare gänzlich zu schweigen — mehr oder weniger alle Heroen unserer Litteratur. Man schlage auf, wo man wolle, auf jeder Seite Veränderungen, Auslassungen, Zusätze, Willkührlichkeiten, Abgeschmacktheiten, mit einem Worte — Verbesserungen. Aber „es kam ja hier nur auf Einheit des Zweckes an." Schön! Es gehört also z. B. zur Einheit des Zweckes, daß Uhlands Refrain: „Ich bin der Knab' vom Berge" bocksteif abdeclinirt wird: „der Knabe von dem Berge, des Knaben von dem Berge, dem Knaben von dem Berge" u. s. w. Es gehört zur Einheit des Zweckes, daß man für:

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all' herab.
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir —

verbessert:

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die stolzen Schlösser hinab;
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Und bleibt am längsten auch bei mir,

oder daß man statt:

Herr Lambert sprach, ein Jüngling frisch:
„Gott woll' uns nicht vergessen.
Äß lieber selbst 'nen guten Fisch,
Statt daß mich Fische fressen,"

schulmeisterisch liest:

Herr Lambert sprach, ein Jüngling frisch:
„Daß Gott uns nicht vergesse!
Äß lieber selbst den guten Fisch,
Als daß der Fisch mich fresse.“

Es gehört zur Einheit des Zweckes, daß man den Helden der deutschen Prosa wie einen Schulknaben tractirt, daß man ihm Sätze, Worte und Sylben ohne allen erdenklichen Grund wegnimmt oder unterschiebt, daß man dessen Constructionen verdreht, dessen Ausdrucksweisen corrigirt, mögen sie so deutsch, so einfach und classisch sein, als sie wollen, daß man ihm, um nur Kleinigkeiten anzuführen, ein „gütlich“ in „friedlich,“ ein „aber“ in „auch,“ „rüsten“ in „bewaffnen“ „es entstand“ in „es war entstanden“ u. s. w. ballhornisirt, daß man dessen schöne Fabel „der Löwe und der Haase“ mit langen Saalbadereien verbrämt, aus denen sich noch dazu auf die allernaivste Weise ergiebt, daß H. Kalisch dieselbe gar nicht verstanden hat. Also darum hat Lachmanns Famulus sich so viel Mühe mit der Wiederherstellung des Lessingschen Textes gegeben, und selbst offenbare Schreibfehler und Druckfehler gewissenhaft als Lesearten aufgenannt, damit H. Kalisch aus demselben etwas mache? Also darum sind wir so scrupulös, so religiös gegen die Alten, damit unsere eigene Litteratur nicht blos auf todtem Papier, sondern im lebendigen Geist und Bewußtsein der Jugend um so schmähliger verhunzt werde? Und da soll man denn doch nicht von „Anmaßung“ reden. Freilich, Anmaßung sagt viel zu wenig; man müßte noch ganz andre Ausdrücke gebrauchen.

Zum Beweise dessen nur noch ein paar schlagende Beispiele.

Aus Chamisso's schönem Gedichte „der Bettler und sein Hund“ wird mit Hülfe einer andern bekannten Fabel ein ganz neues gemacht, nämlich „der Bettler und der Tod,“ in welchem denn natürlich die beiden Elemente, aus denen es hergestellt ist, zu einander passen, wie die Faust auf's Auge. Jean Paul's „Traum in der Neujahrsnacht“ wird gleicherweise nicht blos durch und durch verbessert, sondern auch zum Ueberfluß mit den, wie sich von selbst versteht, ebenfalls verbesserten Auferstehungsgesängen aus dem Faust verziert:

Christ ist geboren!
Freude dem Strebenden,
Reuelos Lebenden,
Der den erhebenden
Stern sich erkoren u. s. w.

Noch schlechter geht H. Kalisch mit Schiller um. Ganz verschiedene Scenen des „Tell“ zieht er nämlich zu einem Trio zwischen Vater, Mutter und Knaben zusammen und überschreibt es „der Gemsenjäger.“ Die Mutter sitzt neben der Thür des Hauses und singt:

Ihr Matten lebt wohl,
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin u. s. w.

Und der Vater, an den Pfosten der Hausthür mit der Zimmeraxt beschäftigt, replicirt:

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Jäger auf schwindligem Weg u. s. w.

Am Tollsten aber macht er es mit Göthe, dessen „Sänger“ nicht blos durchgehends verbessert, sondern sogar dramatisirt wird. Wir wollen diesen umgesungenen Sänger den Verehrern Göthes nicht vorenthalten. Also hört!

Der König.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laßt den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Macht auf die Pforten, hoch und weit!
Herein, herein! In Lust und Leid
Ist Sängers Lied willkommen.

Der Sänger.

Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr schönen Damen! u. s. w.
Und wie aus dunklem Schacht der Quell

Entström' in vollen Tönen
Des Liedes Fülle, Well an Well,
Zu edlem Preis der Schönen.

Der König.

Dein Lied, es tönt so hehr und hold;
Drum laß ich Dir zum Ehrensold
Eine goldne Kette reichen.

Der Sänger.

Die goldne Kette gieb mir nicht u. s. w.

Der König.

Der Sänger, Königen verwandt,
Er herrscht in Aethers Räumen!
Drum soll im Golde dir zum Rand
Die goldne Welle schäumen.
Auf, Schenke füll' den Becher mein!
Der Sänger, soll des Königs Wein
Aus Königs Becher trinken.

Der Sänger.

Du giebst, o Herr! so trink ich aus.
O Trank voll süßer Labe! u. s. w.

Und nun frage ich jeden vernünftigen Menschen, ob mit diesen Verbesserungen irgend etwas gewonnen ist, ob sie nicht vielmehr mit manchen unserer Besserungsanstalten die auffallendste Aehnlichkeit haben?

Uebrigens zeigt sich des Herausgebers liebenswürdige Bescheidenheit noch auf andre Art. Er hat nämlich eine Reihe von poetischen und prosaischen Stücken aufgenommen, deren Verfasser im Inhaltsverzeichniß nicht genannt wird. Von diesen heißt es in der Vorrede: „die Lesestücke, bei welchen die Nachweisung (des Verfassers) fehlt, sind Versuche, die der Herausgeber der nachsichtigen Beurtheilung empfiehlt.“ Wie anspruchslos das klingt! Und doch steckt die ungemessenste Eitelkeit hinter dieser sein sollenden Bescheidenheit. Denn was haben sonst „Versuche“ in einem deutschen Lesebuche zu thun? Oder veranstaltet man deshalb Mustersammlungen, um „Versuche“ in dieselbe aufzunehmen?

Doch zurück zu den Verbesserungen, die keinesweges die Anmaßung haben, sich für Verbesserungen auszugeben! In der guten, alten Zeit, als die Moral noch ihre schützenden Fittiche über die ganze Weltgeschichte ausbreitete, als der Unterricht durch den Kreissteuereinnehmer Weiße kinderfreundlich ward, als Salzmann die Schnepfenthalsche Jugend mit ungesalzenen „Krebsbüchlein,“ aber wahrhaftig nicht mit gesalzenen Schnepfen und Krebsen tractirte; als es später durch Wilmsen und Zerenner Hauptgegenstand des Unterrichts ward, die Kinder vor tollen Hunden, frischgebackenen Kuchen und Pelzmützen zu warnen, — damals wagte man ebenfalls nicht, die Litteratur in ihrer natürlichen Nacktheit und Unschuld dem heranwachsenden Geschlechte zu übergeben. Man zog ihr also Hosen an, um sie moralisch zu machen; man desinfizirte die Dichter; man strich aus, was man für zweideutig und unmoralisch hielt, kurz man verbesserte, aber doch nur aus einer ganz bestimmten Rücksicht. Wer erinnert sich z. B. nicht jener Schulausgaben der Metamorphosen, in welchen alle Stellen gestrichen waren, wo etwa ein entblößter Busen oder eine nackte Lende zum Vorschein kam! In dieser Beziehung ist man jetzt nicht so unendlich scrupulös mehr, als ehemals, denn man hat endlich einsehen gelernt, daß verbotene Früchte am meisten locken. Nur bei den Potsdamern ist mir in ihrem schon genannten „Lesebuche“ ein interessanter Fall der Art vorgekommen. In „des Sängers Fluch“ von Uhland heißt es Nr. 7 bekanntlich:

Sie singen von Lenz und Liebe, von seeliger goldner Zeit,

was machen die Potsdamer daraus?

Sie singen von Lenz und Freundschaft u. s. w.

Das ist doch mal wieder was für's Herz. Daran erkenn' ich meine Pappenheimer. O! über das Zartgefühl der Pädagogen! Freilich ein Satyr hat, wie Heine sagt, allemal gute Gründe, wenn er Hosen anzieht, und wer weiß, ob diese

moralischen Freundschaftshosen nicht auch einen satyrartigen Zuschnitt haben. In dieser Hinsicht können wir H. Kalisch nichts Besonderes vorwerfen, höchstens daß er den Teufel nicht dulden will, was ihm aus Rücksichten der Aufklärung und Moral zur Ehre gereicht, daß er also nicht mit Uhland sagt:

Möcht Euch der Teufel holen!

sondern:

Möcht Euch der Henker holen!

und dergleichen Kleinigkeiten. Dadurch aber unterscheidet er sich eben von den guten, moralischen Schulmeistern alten Styls, daß er Veränderungen des Textes zum Nutzen und Frommen der Jugend nicht, wie jene, für ein nothwendiges Uebel hält, sondern für etwas Lobenswerthes, für ein Gut, mit welchem man die lieben Kinder, und die Alles leicht hinwerfenden Poeten selbst, nicht oft genug beglücken könne, daß er sich rühmt, „er habe jedes Stück der Sammlung sich durch die Feder gehen,“ er habe, mit andern Worten, die Litteratur Spießruthen laufen lassen.

Ich muß schließlich noch einmal an den großen Schulmann und Dichter Holofernes erinnern, als welcher da sagt: „Ich abscheue dergleichen adrogante Phantasmen, solche Folterknechte Ortographiä, als die da sagen: „kein“ statt „nicht ein;“ „Harfe“ statt „Harpfe;“ er spricht statt: er scheußet, er schießt; ich verleure vocatur verliere; er benamset einen Nachbauer Nachbar; Viech, abreviiret, Vieh; Psui! (welches er verunstalten würde in fi!) solches ist ein Scheuel und Greuel; es reget in mir auf Ingrimmigkeit, machet mich fast gallenerbittert, ja aberfinnig.“ Aus dieser pädagogischen und ästhetischen Ansicht sind auch H. Kalisch's Verbesserungen hervorgegangen. Was hat er z. B. nicht Alles blos mit dem Artikel aufgestellt, nur um überall sein geliebtes Der — Die — Das abzudecliniren! Er scheint gar keine Ahnung davon zu haben, daß derselbe nichts weiter als eine Krücke, ein Nothbehelf ist, dessen wir gern entbehren möchten, wenn wir nur könnten, ein grammatisches und phonetisches Unglück, das selbst in der Prosa dem Wohlklange oft unübersteigliche Hindernisse in den Weg setzt. Freilich kann man, wie nun einmal die Sprache ist, in der Vermeidung desselben zu weit gehen, wie z. B. die Nachahmer des Götheschen Curialstyls und der „Burgsche Courier;“ aber ein absonderliches Wohlbehagen an ihm zu haben und eine förmliche Hecke von demselben anzulegen, um ihn auf allen Wegen und Stegen verspeisen zu können, ist wirklich eine Katzenbergersche Liebhaberei.

Es wäre ein höchst tragischer Anblick, wenn er nicht noch unendlich komischer wäre, H. Kalisch zu betrachten, wie er, auf seinem Throne sitzend, das ganze Heer unserer Poeten und Prosaiker an sich vorüberdefiliren läßt, mit „einem edlen Hohne“ auf sie herunterblickt, wie der Löwe auf Ochs und Esel, und endlich, seiner Verbesserung des Pfeffelschen Textes zufolge, majestätisch oder vielmehr hoch erhaben ausruft:

Ihr seid alle — alle Narren!

Doch hat die Sache wirklich auch ihre ernsthafte Seite. Wir könnten nämlich H. Kalisch sehr gern gestatten, zu seinem Privatvergnügen aus der Litteratur zu machen, was er will; aber sein Buch ist vielfach auf Schulen eingeführt, Tausende von Kindern müssen seine Verfälschungen im Schweiße ihres Angesichts auswendig lernen, und werden sich vielleicht später vergebens bemühen, dieselben aus ihrem Gedächtnisse los zu werden und mit dem ursprünglichen Texte zu vertauschen.

In Griechenland wurde einmal, so viel ich weiß, Todesstrafe auf die Verfälschung alter Orakel gesetzt, und in unsrer götterlosen Zeit sind die Dichter und Heroen der Litteratur die Einzigen, durch deren Mund die Götter noch reden. Folglich!

Die Macht des Blutes.

Eine Anekdote.

Der Abbé von Espagnac, der zur Zeit des Herzogs Louis Philipp von Orleans (später Egalité) lebte, und zu dessen Gesellschaft gehörte, hatte ein sehr langweiliges Buch über die Macht des Blutes in den Familien geschrieben. Er selbst war schmutzig geizig, und hatte früher als Vormund seiner Neffen wichtige Familienpapiere derselben verkauft. Die Gesellschaft des Herzogs beschloß, als jenes Buch erschienen war, eine eklatante Rache an ihm zu nehmen. Herr von Tymbrune lud den Abbé zu einem Souper in sein Haus, und es fanden sich dort auch der Herzog von Orleans, Mylord Hamilton, Herr du Crest, Herr von Lauzun und viele Andere ein. Der Abbé fragte sogleich nach dem Namen des alten Engländers, den er nicht kannte, und der mit einer höchst betrübten Miene im Winkel des Kamins saß. Man sagte ihm, das sei der Herzog von Hamilton, erster Pair von Schottland und Ritter des Distelordens. Voll Neugier fragte er darauf weiter, ob er reich sei, und Lauzun erwiderte ihm: Das wissen Sie nicht? Er ist reicher als der König von England. Dann sprach er von etwas Anderem, aber der Herzog von Orleans, der dazu kam, fing wieder davon an, und sagte, dieser alberne Hamilton habe keine Philosophie, er sei ein Tropf, denn er wolle sich durch Hunger tödten, weil er seine Frau und sämmtliche Kinder verloren habe. — Ah, sehen Sie die Milde und die Kraft der Bande des Blutes, rief der Abbé. — Sie sprechen ganz nach Ihrem System, sagte hier Herr von Boisgeslin, ganz, als wären Sie in derselben Lage, wie der unglückliche Engländer. — Wie kann man nur so unglücklich sein, wenn man so viel Geld hat, rief darauf der Abbé. — Mein Gott, erwiderte nun Boisgeslin, wie können Sie so reden, Sie, der Sie über die Macht des Blutes geschrieben haben! Ja, aber... Schon gut... Und doch... Nein, gehn Sie nur, wie kann man so wie Sie darüber staunen, wenn Einer so viel Kummer hat!... Von welcher Art ist dieser? fragte jetzt der neugierige Abbé. — Ach, denken Sie nur, erwiderte man ihm nun, welche Bande des Blutes ihm vom Schicksal zerrissen wurden. Er ist der Letzte seines Stammes, er hat keinen Verwandten seines Namens mehr, und die Söhne seiner einzigen Schwester sind Taugenichtse. Was soll er da mit seinem Gelde anfangen? Soll er Kirchen bauen?

Der Abbé ging fort, ohne ein Wort zu sagen, und suchte nun nach einigen raffinirten Umwegen dem alten reichen Engländer nahe zu kommen. Dieser aber saß stumm in sich versunken, wie vorher, da, und gab kein Lebenszeichen von sich. Als nun der Abbé staunend über ihn dastand, rief plötzlich Einer der Anwesenden: Herr von Espagnac, der Prinz will Sie sprechen, Herr von Espagnac!... und so wie dieser Name genannt war, sprang der Herzog von Hamilton sogleich von seinem Sitze auf. Der Abbé mußte wider seinen Willen von ihm fortgehn, und nun wußte man die Sache so zu wenden, daß er erst, als das Souper anfing, nach dem Kamin zurückgelangen konnte.

Man hatte Herrn von Espagnac dem schottischen Herrn gegenübergesetzt. Dieser aß nichts, und heftete fortwährend starre, forschende Blicke auf den Abbé. Anfangs war man davon überrascht, dann entstand Verlegenheit, Zwang, Furcht und zuletzt tiefes Stillschweigen trotz aller Anstrengungen des Herrn von Tymbrune, das Gespräch zu beleben. Der Herzog von Orleans aß und trank, ohne zu sprechen, und sah die Gesellschaft mit finstern Blicken an. Es ist nicht auszuhalten, murmelte er nach einer Stunde, was ist das für ein verteufeltes Souper! Der Herzog von Hamilton begann darauf zu husten, um seine Sprachwerkzeuge in Ordnung zu bringen, und dann in gebrochnem Englisch mit schottischem Dialekt zu dem Herzog zu sprechen, das Herr von Boisgeslin übersetzte.

„Mylord wünscht zu wissen, ob der Abbé von

Espagnac von derselben Familie ist, wie die Baronin von Espagnac, welche in Straßburg während des Winters 1744—1745 lebte."

— Das ist meine Mutter, meine leibliche Mutter!

„Mylord erlaubt sich zu fragen, ob Frau von Espagnac zu ihrem Sohne wohl von einem jungen englischen Edelmanne, Namens Arthur Scott gesprochen habe?"

— Nein, daß ich nicht wüßte. Aber doch, ja es schwant mir etwas. Ja, wahrhaftig. Meine Mutter sprach von einem Mylord Artusco; dieses Namens erinnere ich mich sehr lebhaft, sie hat mir von ihm in den zartesten Beziehungen gesprochen. Ja wohl, von Mylord Artusco.

„Mylord, der Herzog von Hamilton, früher Sir Arthur Scott, wünscht in Betreff des Abbé von Espagnac eine Sache von der höchsten Wichtigkeit zu wissen. Sie möchten ihm aufrichtig, gewissenhaft, frei und ungezwungen auf die Frage antworten: Wie alt sind Sie?"

— Ich — 44 Jahr alt, erwiderte Herr von Espagnac mit stets gesteigerter Unruhe, indem er die Hand auf sein edles Herz legte, um sein Klopfen zu besänftigen, und ganz sanft und gerührt nach dem englischen Edelmann blickte, der seine Mutter anno 1744 gekannt hatte.

„Würde Herr von Espagnac keinen Anstand nehmen, darauf sein Ehrenwort vor Seiner Hoheit zu geben?"

— Ich will es geben, Mylord, ich bin 44 Jahr alt — 44 Jahr. — Da begann der Engländer zu rufen: „O Sie seien der wahrhaftigen Sohn und Erben von mir, welcher soll haben mein ganzes Vermögen!!!" Und sie stürzten einander in die Arme, erkannten sich, herzten und küßten sich.

O über die Macht des Blutes, rief der Abbé von Espagnac — was thut sie nicht! Wir haben uns doch noch nie gesehn, und sehn Sie diese Bewegung, in der ich bin. O meine Herrn, es geht nichts über die Empfindungen der Natur, sie sind die einzig wahren und großen, nur sie erkenne ich an. Sehen Sie, wie ein Blitzstrahl des Himmels durchzuckte es mich, als ich hörte, daß dieser herrliche, verehrungswürdige Mylord Artusco, welcher der Freund meiner Mutter war, und der gewiß... der das Unglück gehabt hat, seine ganze Familie zu verlieren, ausgenommen die zwei Bösewichter...

Hier fiel der Abbé zuletzt in Ohnmacht, man mußte ihn mit kaltem Wasser besprengen. Als er wieder zu sich kam, vernahm er mit einigem Befremden, daß sein Herr Vater in einem benachbarten Hotel schlafen gegangen wäre, wohin er seinen natürlichen Sohn für den andern Morgen bestellt hätte. Herr du Crest stellte ihm eine kleine Schachtel zu, die Mylord zufällig in seiner Tasche gehabt, und auf dem Tisch als Anfang der Erbschaft für den theuren Abbé gelassen hatte, indem er sagt, daß sie voll Diamanten wäre. Herr von Espagnac hatte große Lust, das Kästchen, dem der Schlüssel fehlte, sogleich mit Gewalt zu erbrechen, aber man machte ihm Vorwürfe oder gab ihm Gründe an, die ihn bestimmten, zu warten, und Herr du Crest geleitete ihn in einem Wonnetaumel nach Hause. — Sie wissen, sagte er beim Abschiede zu ihm, was Sie morgen zum Frühstück erwartet, finden Sie sich ja vor 10 Uhr ein!

Am nächsten Morgen, gegen Mittag ließ er sich beim Herzog von Orleans melden, der ihn erst zwei Stunden warten ließ, und dann durch eine andere Thür entschlüpfte. Allmählig ging er so zu den Uebrigen, fand sie aber sämmtlich drei Wochen lang nicht zu Hause, bis er Herrn von Lauzun auf der Promenade traf. Wie geht es zu, sagte er zu ihm, daß ich Sie noch nicht habe treffen können? Herr du Crest muß die Adresse des Herzogs von Hamilton nicht richtig behalten haben, denn man kannte ihn dort in der **Rue du Colombier** gar nicht. Und wissen Sie, was in der kleinen Schachtel war? — Nun, Edelsteine, oder Perlen. — O nicht die Spur! Rhabarber- und Schwefelpillen waren es, sie stanken infernalisch. — Ja, dann muß ich Ihnen ernsthaft sagen, nahm Herr von Lauzun das Wort, daß mich das

nicht wundert. Ich rathe Ihnen, nicht mehr nach diesem Menschen zu fragen. Er war ein Betrüger, und man hat noch nicht erfahren können, was aus ihm geworden ist.

Die deutsche und italienische Oper.

Tragödie, Schauspiel, Lustspiel und Posse sind zur Zeit bei uns ganz und gar vor dem Interesse, das man nothwendig an der Oper nehmen muß, in Schatten gestellt, weshalb wir auch vorzugsweise jetzt nur von dieser zu sprechen und zu berichten haben. In der italienischen Oper gastirt Mad. Pasta, in der deutschen (Königl. Oper) die Geschwister Spazzer und jetzt Dlle. Penz. Das größere Interesse zieht natürlich Mad. Pasta auf sich. Sie hat außer jenem Auftreten im Opernhause, worüber wir schon berichteten, nun bereits viermal (wir schreiben dies am Montag den 19.) im Königstädt. Theater bei der italienischen Oper gesungen, und zwar die Anna Bolena und die Norma, jede Parthie einmal wiederholt. Die erste Vorstellung dieser Oper mit Mad. Pasta war jedesmal, bei doppelt erhöhten Preisen, stark besucht, die Reprise jedesmal nur sehr geringe; — ein Beweis, daß es nur das Interesse der Neugier ist, was das Publikum an diese Leistungen fesselt: man will doch gerne mitreden und sagen können, ich habe die berühmte Pasta als Anna Bolena, als Norma, als Tancredi gesehen und gehört, jetzt kann ich alles andere, was deutsche Sängerinnen leisten, mit vornehmem Lächeln übersehen und verachten.

Ich glaube Henrich Steffens ist's, der einmal irgendwo sagt: „Jeder Mensch schwebt zwischen seinem Ideal und seiner Carrikatur, keins von beiden tritt bestimmt und einseitig heraus." Wir müssen, der Wahrheit getreu, gestehen, daß bei den Gesangleistungen der Mad. Pasta das Ideal von den Wellen der Zeit verschlungen wurde, und wir haben fast durchweg nur noch die Charge der großen Künstlerin vor uns. Die bekannte weise Berliner Kritik, welche in der Iris meint, das ungebildetste Ohr sei im Stande zu bemerken, was Mad. Pasta als Sängerin jetzt abgehe, hätte nur hinzufügen sollen, daß nur solche wie seine Ohren im Stande sein könnten, ein solches gründliche und eine ganze Oper dauernde Detoniren, wie es Mad. Pasta in der Anna Bolena und Norma hören ließ, auszuhalten. Wir rufen alle Musiker auf, die diesen beiden Vorstellungen beiwohnten, ob so etwas möglicherweise zu ertragen sei. In der Anna Bolena wußte die arme Ferlotti, die immer rein singt (Duo mit Mad. Pasta im II. Akt) vor Angst gar nicht mehr, wo sie beim à duo hinsingen sollte, und lief immer ganz hart ans Dirigentenpult zum Maestro Quattrini, gleichsam Hilfe suchend vor diesen schreckhaften Detonationen. Ein Paar Mal war die Gängstele ganz still, und das war das Gescheidtste, denn sonst wäre aus dem Terzengang, den sie mit Mad. Pasta zu machen hatte, eine gräßliche Secundenpassage geworden, denn Mad. Pasta war bereits, wie in dem Trio der Norma (1 Final, $\frac{2}{8}$ Bdur), einen ganzen Ton unter der Stimmung; ein halber ist gewöhnlich. Daß Mad. Pasta eine sehr große Gesangskünstlerin war, ja es gewissermaßen jetzt noch ist, beweist sie an jenen Stellen, die sie mit ihrer höchst kunstvoll ausgebildeten Kopfstimme singt, z. B. in der letzen großen Scene der Anna Bolena, Fdur $\frac{3}{4}$ Takt. Solche Stelle dürfen bei ihr vom G. der eingestrichenen Octave bis ins A, ja C der zweigestrichenen reichen, und sie wird sie ganz rein, fertig und geschmackvoll vortragen, d. h. ganz Pianissimo, denn diese Stimme hat gar keinen natürlichen Körper, sondern ist nur ein sehr künstliches Präparat, was als solches bewundert zu werden verdient. Jeder Ton nun aber, den die Künstlerin mit natürlicher Kraft nur mezzo forte nehmen will, schwebt abwärts und hat meistens einen schrillenden, altersschwachen Klang. Je mehr indeß Mad. P. detonirt, je mehr die Stimme schrillt und in den tiefern Chorden poltert, desto mehr applaudiren jene großen

Musikkenner, die ihr musikal. Wissen und ihren Geschmack aus der Vossischen Zeitung und der Iris herleiten. Wir sehen es kommen, daß man wie in Petersburg dem Orchester vorwerfen wird, es spiele aus Malice immer zu hoch und Mad. Pasta könne deshalb nicht rein singen.

Was das Spiel anlangt, so verräth Mad. Pasta allerdings noch immer eine seltene Gabe, menschliche Leidenschaften und Gemüthszustände höchst bezeichnend und lebhaft anzudeuten, aber in die Illusion, als stände eine Bolena oder Norma vor uns, versetzt sie uns keineswegs; sie markirt einzelne Scenen und Momente bewundrungswürdig, aber wir haben nicht bemerkt, daß sie im Stande wäre ein festes, sprechendes Charakterbild durch den ganzen Verlauf des Stückes in jedem Moment der Handlung festzuhalten. Mad. Pasta ist eine große Darstellerin einzelner Scenen gewesen — (jetzt erscheint uns die kleine alte Frau, mit dem kurzen protzigen Schritt manchmal ganz komisch und wehmüthig zugleich) — wer es versteht, die charakteristische Durchführung einer ganzen Rolle zu würdigen, der wird nicht so thöricht sein „allen unsern Künstlern und Künstlerinnen Mad. Pasta als Muster aufzustellen," sondern auf die Meisterleistungen z. B. der Mad. Crelinger als Donna Mencia im Arzt seiner Ehre, der Mad. Schröder-Devrient als Fidelio u. s. w. hinweisen. Da der Vorwand, als hätte Mad. Pasta aus heller Noth ums liebe Leben wieder die Bühne betreten, ganz grundlos ist, so nehmen wir um so weniger Rücksicht uns offen und frei über ihre jetzigen Leistungen auszusprechen, als es jedem Gebildeten Aergerniß geben muß, ein ganzes Publikum durch falsche Recensionen irregeleitet und im Auslande als geschmack- und urtheillos verlacht zu sehen. Ueber die Damen Spazzer, für die das Interesse ihrer sehr monotonen, geisttödtenden Leistungen wegen bedeutend im Sinken ist, wie über Dlle. Penz das nächste Mal ein Wort mehr.

H. T.

Feuilleton.

Aus Hamburg.

H. Hansen aus Eckernförde, rühmlich bekannt durch seine Bemühungen um die Erhaltung der deutschen Interessen in Schleswig-Holstein, läßt im August d. J. eine Geschichte Schleswig-Holsteins für Schule, Volk und Haus erscheinen, der sich später eine kleine Geschichte Dänemarks anreihen wird. Ende Juli erscheint von ihm das erste Heft seiner nordalbingischen Blätter für Schleswig-Holstein, Launburg und die Hansestädte, die vielleicht im künftigen Jahre den Namen „norddeutsche Blätter" mit erweiterter Tendenz erhalten werden.

Die Redaction der Hamburger Neuen Zeitung ist, wie schon hier und da berichtet wurde, wirklich ins Stocken gerathen, indem der bisherige Redacteur Dr. Fr. Wille seit dem 1. Juli ausgetreten ist, und seitdem die Besorgung der engl. Artikel dem Dr. Saß (Alex. Soltwedel) die französischen und deutschen aber an L. Lenz übertragen wurden. Aber auch dies Verhältniß hat sich nicht dauerhaft bewiesen, indem Dr. Saß die Gemeinschaft mit Lud. Lenz abzulehnen nicht beanstanden konnte. Im Interesse der bisher von der H. N. Zeitung vertretenen Zeitrichtung wäre nun zu wünschen, das die Redaction derselben einem gesinnungsreinen und einer solchen Aufgabe gewachsenen Charakter anvertraut würde, da sie nur als Organ des constitutionellen Fortschritts und der geistigen Regsamkeit ihre wahre Bedeutung behalten kann.

Die Kriminalistische Zeitung, welche seit dem 1. Juli in Berlin erscheint, verspricht sehr interessant zu werden, namentlich durch die Mittheilungen des Polizeiraths Duncker. Wir lernen auf diese Weise den moralischen oder vielmehr unmoralischen Zustand unsrer Gesellschaft doch einmal gründlich kennen, und die Ideen der socialen Reformen gewinnen dadurch endlich das ihr so noth-

wendige Terrain. Auch Berlin hat seine Proletarier, seinen zu fürchtenden Pöbel, aber noch ist es Zeit, die völlige Entmenschung desselben zu verhindern, und in gleicher Weise, wie den Schulunterricht, auch die Lehre von den menschlichen Rechten und Pflichten auf alle Volksklassen gradatim zu erstrecken. Die deutsche Natur würde hier bald zu sich selbst kommen, wenn man ihr nur die Hand böte. Vorschläge, wie Diesterweg sie in seinen Fragen zur Civilisation, Dr. Frantz unlängst in diesen Blättern für die Fabrikarbeiter machte, sind nicht genug zu beachten, und unsre Philosophen könnten nichts besseres thun, als eine Zeit lang sich einmal mit der von Franzosen und Engländern schon so weit ausgebildeten Wissenschaft des Socialismus zu beschäftigen. Die Zeit ist da, wo die Philosophie, wie sie es in England längst gethan, ganz in die Praxis sich vertiefen, und für diese wirken muß. —

Die Kriminalistische Zeitung hat sich übrigens auf sehr komische Weise in die Conditorei von Stehely einzuführen gewußt. Es erschien ein Mensch mit Probeblatt und Quittung, und ließ sich für ein Quartal bezahlen. Man that es ohne Arg, weil man ihn für den Boten der Buchhandlung hielt, erfuhr aber nachher, daß ein Betrüger sich auf die Weise über die Kriminalisten, welche das Treiben der Verbrecher — der Oeffentlichkeit anheimgeben wollen, lustig zu machen gewußt hatte.

Marheineke sagt in seiner Vorrede zu Daub's Dogmatik: „Ein öffentlicher Lehrer der Theologie gereicht heutigen Tages schon Jedermann zum Gelächter oder Mitleid, wenn er gegen eine so ernste Gestalt des Geistes (die Philosophie) nichts weiter aufzubringen —, als nur ein Pereat auszubringen weiß.

Alphons Karr macht über die Aufführung des Freischützen in Paris einen vortrefflichen Witz. Die Agathe sang nämlich Dlle. Stolz, eine Sängerin dritten Ranges, für welche die Parthie transponirt werden mußte, und die Sänger taugten auch nicht viel. Dlle. Stolz, sagt nun Karr, sang in ihren Busen, Herr Bouché in seinen Bart und Herr Marié in seine Stiefel. —

Gustav Schwab hat von dem Besuche Tegner's die Nachricht mit nach Deutschland gebracht, daß dieser wieder in seinen alten Zustand zurückverfallen sei. Das ist sehr begreiflich, er ist nicht wohl mehr zu heilen, denn sein Leiden ist — das Delirium, eine Folge starken Trinkens, das schon Hamlet der Däne als Laster der Nordländer rügt. Mohnike's Tod soll wesentlich durch Tegner's Besuch bei ihm herbeigeführt worden sein. Tegner trank von früh an starke und schwere Weine, und ging von einer Gesellschaft in die andere. Mohnike begleitete ihn aus Freundschaft überall hin, trank auch mit ihm, und zog sich dadurch die tödtliche Krankheit zu.

Ein englisches Journal enthält folgende Anzeige: An die conservativen Candidaten: Ein wohlerzogener Mann, der 200 Pf. auf Interessen zu entleihen wünscht, bietet seine Dienste für die Wahlen gratis an. Dieser Mann ist gewohnt, öffentlich zu sprechen, und kennt vollkommen die Sitten aller Klassen der Gesellschaft in Stadt und Land. Er würde einen Candidaten auf seinem Wahlumzuge begleiten, in den Meetings heranguiren, Briefe schreiben — kurz sich ganz dem Erfolg der Wahl widmen. Man adressire sich ꝛc

---

Ein Schuster in Huissean kaufte plötzlich von einem Tischler 100 Särge. Er behauptet, nächstens werde eine Epidemie ausbrechen, und er sehr gute Geschäfte machen. Sonderbare Manie!

Gedruckt bei F. Nietack. Verlag von Carl J. Klemann.

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. Karl Riedel.

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend eine Lieferung zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an die Verlagshandlung von Carl J. Klemann, Burgstraße Nr. 8, zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden ebendaselbst angenommen. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 30. Berlin, den 31. Juli 1841.

Inhalt: Die Weltstellung der Revolution; von L. Buhl. — Hoffnungen. Eine Skizze aus dem Alltagsleben, nach Frederika Bremer vom Freiherrn Budberg-Benninghausen. — Der Priester von Marienburg; Gedicht von W. Müller. — Theater. — Feuilleton. — Erklärung des Dr. Meyen.

Die Weltstellung der Revolution.

Von Ludwig Buhl.

Es gehört ein gewisser Muth dazu, noch etwas über die Revolution zu sagen. Es soll indeß nur gefragt werden, welche Bedeutung sie im Conflicte der Zeitinteressen hat, und welche moralische Kraft ihr noch geblieben ist. Noch immer tönt das bluttränkte Wort als Nothschrei und Schreckensruf an unser Ohr. Schlägt einmal aus einem Kamin die harmlose Flamme etwas höher auf, gleich wird die große Sturmglocke gezogen; die bestellten Spritzenleute eilen von allen Seiten herbei, und Prof. J. und Prof. St. und Prof. L. und Herr von *** werfen so lange Broschüren, politische Wochenblätter, Bücher von unter und über zwanzig Bogen in die Flamme, bis sie erlischt. Es wäre vielleicht auch ohne dieß geschehn, allein Vorsicht schadet nie, und man hat zu schreckliche Beispiele erlebt, daß der kleinste Funke sich zum Weltbrande entzündet hat. Es geht hier anders wie in der Fabel vom Schäfer und vom Wolfe. Dieser rief so lange: der Wolf! der Wolf! bis die Schäfer es ihm nicht mehr glaubten. Die Schäfer hatten Unrecht; sie hätten herbei eilen sollen, und wenn ein Schaf: der Wolf! geblökt hätte.

Gewiß, die Vorsicht ist nicht zu schelten, denn in den Tagen ihrer Jugend hat die Revolution es nicht allzu glimpflich getrieben. Wenn sie auch nicht immer in sansculottischer Ungenirtheit auftrat, wenn sie auch nicht immer mit den Damen der Halle verkehrte, so war sie doch immer ungeberdig und rücksichtslos, von den Thronen, die sie stürzte, von den Köpfen, die sie fällte, von den Fesseln, die sie sprengte, gar nicht zu reden. Der Druck der Hand, die sie zum Freundschaftsbunde reichte, war rauh und hart, noch härter die Schläge, die sie führte.

Ja, sie war groß und gewaltig, als sie das neue politische Evangelium proclamirte, sie war erhaben wie der Tod, als sie unter dem Gesange der Marseillaise den heimischen Herd vertheidigte und Klopstock ihr seinen Fluch zuschleuderte. Mit dem: „Où peut-on être mieux“ trat sie welterobernd auf. Wahrhaftig, sie hat das Ihrige gethan, und wenn ihr funfzigjähriges Jubiläum gefeiert worden wäre, hätte sie auf eine Rede des Prof. F. oder eines andern Festredners Anspruch machen können.

Aber nun? die Revolution selbst hat eine solche Schnelligkeit in die Geschichte gebracht, daß zehn Jahre jetzt die Resultate eines Jahrhunderts haben. Sie hat das an sich selbst erfahren. Auch ihre jugendliche Kraft, auch ihr erster Ungestüm ist geschwächt. Eine Idee, die so viele Stadien

durchlaufen hat, langt endlich an einem Ruhepunkte an. Es wäre zu viel gesagt, wenn wir ihr die bewegende Kraft absprechen wollten, aber jedenfalls sind ihr die Fangzähne ausgebrochen. Wer's nicht glaubt, mag sie sich im naturhistorischen Museum zu W. ansehn, wo sie unter Glas aufbewahrt werden.

Die Revolution hat ihren systematischen Kreisgang durchlaufen, das Princip ist erschöpft. Von abstracten Gedanken ging sie aus, und ihr Fortschritt ist ein systematischer. Jede große geschichtliche Umwälzung ist allerdings zuerst in den Geistern vorhanden, ehe sie zur That wird, allein in der französischen Revolution waren die Theorien bis ins Einzelne schon von vornherein fertig da, und die Entwickelung derselben lieferte eigentlich nur Beispiele zu denselben. Die verschiedenen Verfassungen, die auf einander folgten, lehnten sich nicht an das Gegebene an, entsprangen nicht aus den vorhandenen Verhältnissen, sondern wurden theoretisch gemacht. Theils gaben ideologische Grübeleien und Klügeleien, theils die Vorliebe für den antiken Staat, den man den französischen Zuständen anpassen zu können glaubte, die Richtung. Mit der Freiheit fing es an; diese Freiheit war eine formelle, die keinen Unterschied duldet. Sie führte consequenterweise zur Gleichheit. Nun ging das Nivelliren an, alles Bestehende wurde zertrümmert, das Wankende vollends eingerissen. Im Gefolge der Gleichheit zieht aber der Tod einher, denn er bleibt doch immer der größte Nivelleur.

Dieß Werk der Zerstörung war nothwendig, um den Boden für den Aufbau des neuen Staatsgebäudes vorzubereiten. Eine Ausgleichung und Vermittlung des Alten und Neuen ward erst dann möglich, als der eine Gegensatz zu seiner vollen Entwickelung gelangt war. Das war aber geschehn. Die Revolution hatte ihren Höhepunkt erreicht und einen vollständigen Triumph davongetragen. Es ist kein Gegenstand mehr, gegen den sie ihre Energie kehren kann; in den Gladiatorenkämpfen der Parteien, deren Schauplatz der National-Convent war, wendet sie dieselbe gegen sich selbst. Hat ein Princip gesiegt, so beginnt auch seine Entkräftung, denn die Kraft wächst am Widerstande. So beginnt allmählig das Einlenken und die Zähmung der Revolution. Im Innern war ihre Kraft gebrochen.

Noch blieb aber eins übrig. Die französische Revolution war nicht, wie die englische, bloß eine Staatsumwälzung, sondern mit ihr trat ein neues Princip in die Geschichte, das nicht auf seine Wiege beschränkt bleiben konnte, sondern den Zug durch die Welt machen mußte. Dazu genügt aber nicht demokratische Kraftentwicklung, sondern zur Welteroberung mußte die Macht in der Hand eines Einzelnen vereinigt sein. Hiedurch wird Napoleons Auftreten bedingt, und noch durch etwas Anderes. Mit der bloßen Gleichheit und Tugend konnte man am Ende doch nicht auskommen. Nachdem Alles niedergerissen worden und man unter freiem Himmel lagerte, regte sich doch wieder das Bedürfniß nach einem festen und sichern Wohnsitze. Es ging der Revolution wie der Ironie, die auf den Trümmern der Zerstörung, die sie lächelnd vollbracht hat, sich unheimlich fühlt und sich wieder nach dem Positiven zurücksehnt. So ging es in Frankreich; auf den Freiheitsrausch folgte nüchternes Erwachen. Alle Parteien, oder eigentlich gab es keine Parteien mehr, fühlten das Bedürfniß nach Ruhe und Ordnung, und Napoleon war der Mann diesem Bedürfnisse zu genügen: die wüthendsten Jacobiner fielen ihm zu. Er baute wieder auf, gleichviel was; er gab dem Staate einen festen Halt. Nun beginnt der Eroberungskrieg, die Propaganda der Revolution. Allein nicht bloß das. Niedergehalten von der Riesenfaust des Gewaltmanns flüchtete gar die Freiheit ins feindliche Lager; sie war es, welche die Völker zum Kampfe gegen den militärischen Despotismus aufrief. Seine Stunde hatte geschlagen, seine Aufgabe war gelöst.

So konnte die Revolution nicht enden. Ihr Ziel war die Gründung eines vernunftgemäßen Staatsgebäudes gewesen, und für dieses war doch

nur der Boden geebnet worden. Es erheben sich die alten Ideen wieder, aber nicht mehr in ihrer wilden Einseitigkeit, sondern in einer abgeklärten Gestalt. Nun beginnt eine neue Gestaltung der Dinge, und die Gegensätze werden wieder an ihre ursprünglichen Inhaber vertheilt, die im Drange der Umstände ihre Rollen gewechselt hatten. Der Sieg gegen den Despotismus war im Namen der Freiheit erfochten worden, aber doch erinnerten sich die Sieger, daß sie in Napoleon die in einem Individuum verkörperte Revolution bekämpft hatten. Der Kampf war zugleich gegen den Despotismus und gegen die Revolution geführt worden. Andererseits schien die Unruhe, welche in Frankreich aus augenblicklichen Mißstimmungen entsprang, wie sie ein neuer Zustand immer herbeiführt, und die freiere Bewegung, welche darauf die neue Verfassung den Parteien gestattete, anzudeuten, daß der Vulkan der Revolution noch nicht ausgetobt: man fürchtete neue Eruptionen.

Die Stimmung in Frankreich und in andern Ländern, die sich in beunruhigenden Symptomen kund gab, schien diese Furcht zu bestätigen. In Frankreich selbst erheben sich die alten Gegensätze noch einmal; sowohl die reactionaire in der Vergangenheit fußende Partei, von der Napoleons Ausspruch, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen habe, mit vollem Rechte galt, als die Ultra-Liberalen, von denen sich nicht viel Besseres sagen ließ, arbeiteten sich einander zum Umsturz der bestehenden Verfassung in die Hände. Frankreich ist seit funfzig Jahren der politische Mikrokosmus; in die Gegensätze, die sich hier bekämpfen, ist das ganze europäische Staatensystem gespalten. Auch hier stehn sich das revolutionaire und contrerevolutionaire Princip, oder wie man sie sonst nennen will, gegenüber, denn auch das letztere war durch die Wiedererhebung des ersten ins Leben gerufen worden. Es hatte sich aus dem Princip der Legilimität, die das Recht des Bestehens gegen den raisonnirenden Verstand geltend macht, hervorgebildet. Es war zum deutlichen Bewußtsein seiner selbst und seines Gegensatzes gekommen. Die spätern Ereignisse in Spanien und die Revolutionen in Italien machten die Scheidung noch schroffer. Die spanische Revolution war eine zurückgehaltene Krankheit, die jetzt zum Ausbruch kam; die französische Invasion hatte nicht in Spanien wie in anderen Ländern gewirkt, wo sie die Folgen einer Revolution gehabt hatte. Nun kamen hier plötzlich alle die französischen Ideen in ihrer abstractesten Gestalt zum Vorschein. Die Revolutionen in Neapel und Piemont wurden durch die spanische hervorgerufen. Auch in Deutschland gährten die Gemüther und die Fragen der Zeit theilten die Ansichten und Meinungen, ohne daß es zu etwas Weiterem gekommen wäre. Bei so drohender Gefahr, die der bestehenden Gewalt, der heiligen Sache der Legitimität, von dem unruhigen Zeitgeiste drohte, erhob sich diese mit ihrer ganzen Macht. Die Niederlage der Revolution in Spanien und Italien traf die Revolution überhaupt. Doch war diese Niederlage eher im Vortheil für sie, denn sie führte sie auf den richtigen Weg und zu der Einsicht zurück, daß die Zeit ein offenes Hervortreten nicht dulde. Sie minirte und machinirte nun einstweilen im Stillen.

Dadurch daß die andere Seite zu einem eben so bestimmten Bewußtsein ihres Wesens und des ihr gegenüberstehenden Gegensatzes gekommen war, wurde die Versöhnung und Ausgleichung, welche die noch fortdauernde Epoche der Restauration charakterisirt, erst möglich gemacht. Um transigiren zu können, müssen die Principien erst alle Consequenzen durchlaufen haben. Ehe dieß nicht geschehen ist, sind sie widerhaarig und untraitabel. Etwas Anderes ist es, wenn beide ihre Kräfte gegen einander erprobt haben, wie dieß hier der Fall war. Die Revolution hatte über die Legitimität triumphirt, die Legitimität die Revolution zu ihren Füßen gesehn. Beide fühlten wohl, daß sie sich so ziemlich gewachsen seien, und daß sie, um einen Friedenszustand herbeizuführen,

wäre es auch nur ein einstweiliger, wäre es auch nur um sich kräftiger zum Krige zu rüsten, etwas von ihren Ansprüchen nachlassen müßten. Die hieraus hervorgehende Richtung, die Restauration, hat manchen herben Tadel erfahren müssen, und denselben auch wohl durch die Art, wie die Vermittelung betrieben wurde, verdient, indessen müssen wir doch am Ende gestehn, daß sie das allein Mögliche und Thunliche war. Denn es läßt sich doch nicht gut verkennen, daß jedem der beiden Principien eine gewisse Wahrheit zu Grunde lag, und daß keines in der Verfassung war, den entscheidenden Schlag zu führen, ja daß nicht einmal der vollständige Sieg des einen oder des andern wünschenswerth gewesen wäre. Wie die Sachen jetzt stehn und so lange die beiden feindlichen Principien eine Bedeutung für die Gegenwart behalten, ist das Gleichgewicht zwischen ihnen erforderlich. Der vollständige Sieg des einen würde nicht nur es selbst, sondern auch das andere vernichten. Mit der Unterdrückung des conservativen Princips würde der Strom der Revolution wieder schrankenlos dahin brausen und alle Saaten der Cultur fortspülen. Der Conservatismus würde dagegen, wenn ihm die Herrschaft zufiele, zur Stagnation und Verknöcherung führen, die jeden Fortschritt unmöglich machen müßte. Dieser muß durch die Revolution incitirt, die Revolution durch ihn ermäßigt werden, wenn wir nicht auf alle geschichtliche Entwickelung verzichten sollen. Liegt nicht hierin die Nothwendigkeit und die Berechtigung der beiden Principien?

Wie sehr nun diese Nothwendigkeit aus der ganzen vermittelnden Richtung der Zeit hervorleuchtet, so sehr wird dieselbe von den Parteien verkannt. Wer in der Hitze des Gefechts steht, blickt nicht rechts noch links, sondern nach vorn. Die Parteien müssen eine abgeschlossene Einseitigkeit bewahren, und man darf von ihnen nicht fordern, daß sie die Berechtigung ihrer Gegner prüfen. Aber es fragt sich: ist denn diese schroffe Einseitigkeit noch vorhanden? Wir haben die Parteien in ihrer Gegenüberstellung betrachtet, sehen wir jetzt, wie sie in einander überspielen.

Weder die Revolution noch die Legitimität haben sich rein zu erhalten gewußt, wie das allen großen geschichtlichen Gegensätzen auf die Dauer begegnet. Beide haben auf einander zurückgewirkt. Der Krieg wird durch Zeiten der Ruhe unterbrochen; während des Waffenstillstandes lernt man sich kennen und sieht am Ende, daß der Feind gar nicht so arg ist, wie man ihn sich gedacht hat, ja man nimmt am Ende wohl gar etwas von ihm an. Dies ist auch den beiden Gegensätzen begegnet. Der Riesenkampf der Revolution gegen die Legitimität zerfällt in verschiedene Acte. Es fanden Annäherungen und Friedensschlüsse statt, die auch die Herbigkeit der Principien mäßigten. Vor allem aber wurde der Ungestüm der Revolution durch ihren eigenen Fortschritt gemildert. Sie hatte in dem Schreckens-Systeme einen Punkt erreicht, vor dem sie nur herabsteigen konnte.

Es war ein großartiger Fieber-Paroxysmus oder wenn man will, eine Consequenz des Systems, das alle Stadien durchlaufen hatte. Auf die ungeheure Anspannung folgte Erschöpfung; damals verrauchte die furchtbarste Wuth der Revolution und es wird ihr nie gelingen, sich zu einer ähnlichen aufzustacheln, weil nie wieder dieselben Bedingungen eintreten können. Ein neues Princip war in die Welt getreten, das sich Bahn brechen mußte; es war ein Kampf der neuen Zeit gegen die alte, ein Kampf auf Tod und Leben. Von einer Vermischung und Verständigung konnte damals noch keine Rede sein: Sieg oder Tod, war die Devise. Der eine Gegensatz, der äußerlich noch in seiner ganzen Kraft bestand, forderte den andern, der nur noch einen innerlichen Bestand hatte, zur furchtbarsten, allmählig zur Wuth gesteigerten Energie heraus. Damals war die Zeit des Nivellirens, jetzt nicht, wo die Revolution selbst einen sichern Besitzstand errungen und ihre Penaten zu vertheidigen hat. Der Besitz macht vorsichtig. Ja, in ihrem Schooße selbst hat sich

der Gegensatz festgestellt: auch die Partei der Revolution zählt Conservative, welche das Erworbene bewahren wollen, welche den Ungestüm der überfluthenden Extreme in Schranken halten. Dahin muß es mit jedem Princip kommen, daß es den Gegensatz sich nicht bloß gegenüber hat, sondern als Moment in sich aufnimmt. Diese Bahn durchläuft jede historische Idee. Ihr erstes Auftreten ist negativ; sie wirkt anfangs gewaltsam und zerstörend; hat sie sich zur Anerkennung gebracht, so tritt auch die Beruhigung ein. Die Gegensätze behalten ihre Bedeutung und Wirkung, aber sie geben ihre Angriffsstellung auf. Wenn das Neue sich festgesetzt hat, so ist es unvermeidlich, daß es von der Negation zur positiven Entwickelung fortgetrieben wird. Halten wir uns an die Reformation, welche immer noch die meisten Analogien mit der Revolution bietet. Sie war eine Erhebung der geistigen Freiheit gegen die Autorität. Aber am Ende führten die Consequenzen, welche aus diesem Princip gezogen wurden, sie zu dem Bedürfniß, in den symbolischen Büchern eine feste Norm hinzustellen. Nicht minder empfand der Katholicismus den Einfluß des Protestantismus. Dieser störte ihn aus seiner Ruhe auf, trieb ihn zu einer Selbstbespiegelung, zu einer Prüfung seines Wesens und seiner Kräfte; der neuen religiösen Bewegung verdankte er seine Regeneration. Und keins der beiden Principien gelangte zu einer ausschließenden Herrschaft, nach mancherlei Angriffen trat endlich ein Gleichgewicht ein, jedes behauptete ein gewisses Gebiet; dies Beispiel scheint vielbedeutend. (Schluß folgt.)

Hoffnungen.

Eine Skizze aus dem Alltagsleben*)

von

Roman Freiherrn Budberg-Benninghausen.

Ich hatte mir eine eigene Methode ausgesonnen, um ohne viel Beschwerde den steinigten Pfad des Lebens zu wandeln, obgleich ich ihn, sowohl in physischer als moralischer Hinsicht, barfuß betrat: — ich hoffte! hoffte von Tag zu Tag, vom Morgen auf den Abend, im Frühjahr auf den Herbst, von dem einen Jahr zum nächsten, und so hatte ich unter Hoffnungen fast dreißig Jahre meiner Lebenswanderung zurückgelegt, ohne einen andern Mangel tief zu fühlen, als den an — heilen Stiefeln. Draußen freilich, in der freien Luft, tröstete ich mich auch über diese Entbehrung leicht, aber in einem Saale betrübte sie mich stets, weil ich dort die Hacken, als den am wenigsten geschlissenen Theil meiner Stiefel, nach vorne herausdrehen mußte.

Kurz, wie so viele Andere, tröstete auch mich ein hoffender Blick auf Fortunas rollendes Rad und die philosophische Bemerkung: „Kommt Zeit, kommt Rath!“

Armer Adjunct bei einem Landpfarrer, — so sprach ich eines Abends zu mir, — mit knapper Besoldung und magerer Kost! Fühlst Du denn nicht, wie Du moralisch verschimmelst zwischen der zänkischen Hausfrau und dem trunksüchtigen Pastor, zwischen dem patzigen Junker und den Mamsellen Töchtern, die mit hohen Schultern und einwärts gekehrten Füßen vom Morgen bis zum späten Abend Visiten machen? — Da wurde ich in meinen traurigen Betrachtungen angenehm durch einen Brief gestört, der mir meldete, daß mein mir persönlich unbekannter Oheim, der Kaufmann P.... in Stockholm in den letzten Zügen läge, und in einem Anfall von Verwandtenliebe nach seinem Taugenichts von Neffen gefragt habe.

Auf einem mehr als gewöhnlich hartnäckigen Bauerkarren rollte nun obengenannter Taugenichts mit einem dünnen, schmächtigen Bündelchen und einer Million reicher Hoffnungen ohne Säumen der Hauptstadt zu.

---

*) Diese harmlose Erzählung ist — mit Ausnahme der Lebensgeschichte des Vaters von unserem Helden — nach dem Schwedischen der Frederika Bremer copirt. R. B

Endlich war ich in Stockholm angelangt und bestellte mir in dem Gasthause ein kleines Frühstück, das aus Eiern und Butterbrod bestand.

Der Wirth und ein dicker Herr gingen im eifrigen Gespräche auf und nieder.

Ich muß gestehen, sagte der Erstere, der Kaufmann P. ..., der da vorgestern starb, war ein ganzer Mann, der —

Da tüchtig Geld hatte, interpretirte ich, und auf meine eigene Erklärung hin, bestellte ich mir etwas festere Speise; einen Rostboeuf und eine Tasse Bouillon.

Wahrhaftig, entgegnete mein Wirth, das war stark. Dreißigtausend Reichsthaler. Wer, in der ganzen Stadt, hätte sich das träumen lassen. Dreißigtausend —

Dreißigtausend, wiederhallte es in meiner jubelnden Seele, und ich rief mit zitternden Lippen: Eine Flasche Wein, Marqueur, eine Flasche Wein; dazwischen aber klang es vom Kopf bis zum Herzen unter den Paukenschlägen aller Pulse, im wechselnden Echo: dreißigtausend, dreißigtausend!

Ja, versetzte der Dicke, und stellen Sie sich vor, daß in dieser Masse für 900 Reichsthaler an Cotteletts und für 5000 an Champagner sind. Jetzt stehn seine Gläubiger mit offenem Munde da, und gaffen; im Hause jedoch befindet sich kaum der Werth von zwei Schillingen und draußen, im Hofe, steht der einzige Vorrath — eine Kalesche.

Bei diesen Worten aber, die so anders, die so ganz anders klangen, fliegen all meine stolzen Hoffnungen schamroth von der Kalesche. — Marqueur, rief ich, und nahm all meinen Muth zusammen, trage das Frühstück fort; mir fehlt der Appetit, habe ich doch den lieben langen Tag nichts gethan, als gegessen, (eine schreckliche Lüge!) und behalte es nur, damit ich nicht umsonst dafür zu zahlen habe.

Aber, mein Herr, sprach der Aufwärter —

Mein Freund, unterbrach ich ihn, und fuhr mit der Hand hinter das Ohr — eine Stelle, von der sich Personen, die in Verlegenheit sind, gewöhnlich nothdürftige Concepte holen — mein Freund, es war ein Mißverständniß, wofür ich nicht zahlen werde. Denn es ist nicht meine Schuld, daß ein reicher Erbe, für den ich dieses Frühstück bestellte, in aller Eile arm wurde, und ärmer als mancher Arme, weil er mehr als die Hälfte seiner Creditoren für die Zukunft verlor. Wenn ich nun in so bedrängten Umständen kein so theures Frühstück bezahlen kann, so hindert mich das jeden Falls nicht, die verzehrten Eier zu bezahlen, und Euch für Eure Mühe ein gutes Trinkgeld zu geben, denn — Geschäfte nöthigen mich, sogleich von hier auszuziehen.

Mit meiner vortrefflichen Logik und einem guten Trinkgelde entkam ich blutenden Herzens und mit wässrigem Munde meinem theuern Frühstücke, und wanderte, das Bündelchen unter dem Arm, in der Stadt umher, theils eine Wohnung suchend, die nicht viel Geld kostete, theils darüber nachsinnend, wie ich Geld bekommen sollte, dieselbe zu bezahlen.

Ich hatte mir ein wenig Kopfschmerzen zugezogen von dem Stoße zwischen Hoffnung und Wirklichkeit. Doch als ich auf meinem Spaziergange einem Herrn mit Ordensband und Sterne begegnete, der mit krankhafter Gesichtsfarbe übellaunig aus einer prächtigen Equipage stieg, — als ich einen jungen Grafen erblickte, den ich auf der Universität ein wenig kennen gelernt hatte, der aber jetzt schon vor Alter und Lebensmüdigkeit einherwankte, als müßte er jeden Augenblick auf die Nase fallen: — da richtete ich mich stolz auf, und sog mit vollen Zügen die Luft ein, die unglücklicher Weise an dieser Stelle gerade einen — Mettwurst-Wohlgeruch hatte und — pries die Armuth und ein reines Herz.

In einer entlegenen Gasse fand ich endlich ein kleines Zimmer, passender für meine verfinsterten Aussichten, als für die hellen Hoffnungen, die ich noch vor zwei Stunden hegte.

O wie ganz anders hatte ich mir meinen Aufenthalt in Stockholm ausgemalt! Doch was

war zu thun? Den Muth sinken lassen, war das Schlimmste, die Arme kreuzen und in den Schooß legen, nicht viel besser. „Der Sonne Glanz bricht, unvermuthet, oft hervor,“ dachte ich, während sich schwere Herbstwolken auf die Stadt herabsenkten. Ich beschloß Alles anzuwenden, um mir ein erträgliches Auskommen zu verschaffen, mit einer bessern Aussicht auf die Zukunft, als die war, welche sich mir unter dem traurigen Schutze des Propstes G.... darbot. Bis dahin jedoch, wollte ich mir den täglichen Unterhalt durch Reinschreiben zu verdienen suchen. Ein schlimmer Ausweg in einer schlimmen Lage.

So lebte ich nun unter fruchtlosen Bemühungen, Ohren ohne Baumwollzapfen zu finden, unter brustangreifendem Reinschreiben von leeren Meinungen leerer Köpfe, unter magern Mittagen und steigenden Hoffnungen, bis zu dem Abend, dessen Datum ich später in meinem Kalender mit einem Kreuz bezeichnet habe.

Mein Wirth hatte mich so eben mit der freundlichen Mahnung verlassen, am morgenden Tage die Miethe für das erste Vierteljahr zu entrichten, so fern ich es nicht preferirte (die Artigkeit ist französisch) von neuem eine Entdeckungsreise auf den Gassen der Stadt zu machen.

Ein unbeschreiblich kühler Novemberabend hatte die achte Stunde erreicht, als ich, von einem Krankenbesuche zurückkehrend, wo ich vielleicht etwas unbedachtsam meinen Beutel geleert hatte, von diesem zarten Gruße bewillkommnet wurde.

Ich putzte mein schläfrig dünnes Licht mit den Fingern und warf einen Blick in der kleinen dunklen Stube umher, für deren Genuß ich mich bald umsehen mußte, wie mir Geld zu verschaffen.

Diogenes wohnte schlechter, seufzte ich mit ergebenem Muthe, indem ich einen hinkenden Tisch vom Fenster zog, weil Regen und Sturm es nicht für gut hielten, draußen zu bleiben. Da fielen meine Blicke auf ein prachtvolles Feuer, das drüben in der Küche flammte, die leider meinem bescheidenen Stübchen gegenüber lag. Und ach! gerade der Ofen war die dunkelste Stelle in ihm! Köchinnen und Köche haben doch das glücklichste Loos der dienenden Sterblichen! dachte ich, während ich mit heimlicher Begier, mir Feuer zu leihen, die stolze Dame betrachtete, die, zwischen Kesseln und Kasserollen in der Glorie der Flamme dastand, wie eine Herrscherin, mit der Feuergabel majestätisch wühlend in dem glühenden Reiche.

Ein Stockwerk höher, hatte ich durch ein Fenster, das durch einen neidischen Schleier verfinstert wurde, die Aussicht auf ein gutbeleuchtetes Gemach, in dem sich eine zahlreiche Familie an einem mit Tassen und Körben besetzten Tische versammelt hatte.

Ich zitterte an allen Gliedern vor Kälte und Feuchtigkeit, und wie leer es in dem Theile war, der Magazin genannt wird, kann ich füglich verschweigen. Guter Gott, seufzte ich, wenn doch das hübsche Mädchen, das dort dem dicken Herrn, der sich kaum vom Sopha erheben kann, den Thee-Nektar und das herrliche Backwerk reicht, seine schöne Hand nur etwas weiter strecken wollte,... mit tausend Küssen würde ich...... vergebens! Der satte Herr nimmt die Tasse; er tunkt und tunkt seinen Kuchen so ewig langsam hinein — es ist zum Tollwerden. Jetzt schmeichelt ihm das süße Kind. Sollte es etwa der Papa oder der Onkel sein.... oder gar..... beneidenswerther Sterblicher!.... Doch nein, es ist unmöglich, er ist wenigstens vierzig Jahre älter, als sie. Sie, diese da muß seine Frau sein, eine ältere Dame, welche auf dem Sopha sitzt, und der das Fräulein eben den Korb hinreicht. Die Frau könnte mir gefallen.... Doch zu wem geht sie jetzt? Ich kann ihn leider nicht sehen, ein Ohr und ein Schulterstück ist Alles, was hinter dem Fensterrahmen hervorragt. Daß mir die werthe Person den Rücken zukehrt, kann ich ihr nicht verdenken, daß sie aber das liebe Mädchen eine Viertelstunde vor sich stehn läßt, gefällt mir durchaus nicht; sie muß ein Frauenzimme sein, denn ein Mann könnte sich nicht gegen dieses himmlische Wesen so un-

höflich betragen oder er müßte ihr — — Gatte sein...... Jetzt nimmt sie die Tasse entgegen, und jetzt — o weh! greift eine große Mannshand in den Korb;..... ein Tölpel... und wie er zugreift.... sollte es ihr Bruder sein?.... Der arme Junge war vielleicht hungrig. — Jetzt trifft die Reihe zwei kleine Kinder, der Schwester ähnlich. Ob der Herr mit dem einen Ohr noch was übrig gelassen hat?.... Das prächtige Mädchen! Wie es die Kleinen liebkost und küßt, und ihnen alle Kuchen giebt, die den langen Fingern des eßlustigen Herrn entkommen sind! Jetzt hat der Engel von all den schönen Dingen nichts mehr — als ich.

Doch welche Bewegung entsteht plötzlich in dem Zimmer? Der alte Herr erhebt sich von dem Sopha; der Herr mit dem einen Ohr tritt hervor und stößt das Mädchen, so das dieses den Theetisch umwirft, der die eben aufstehende Frau auf den Divan zurückschleudert; die Kinder hüpfen umher und klatschen in die Händchen,... die Thüre fliegt auf.... ein junger Officier tritt herein, — das Fräulein — um Gottes Willen — wirft sich in seine Arme. — Ja so! Ach so! und krachend werfe ich mein Fenster zu, und setzte mich, vom Regen ganz durchnäßt, in die Ruine eines Stuhles.

Was hatte ich an dem Fenster zu schaffen? So bestraft sich Neugierde.

Vor acht Tagen zog diese Familie vom Lande in das gegenüberliegende hübsche Haus, und es war mir noch nie eingefallen, mich zu erkundigen, wer sie sei und woher sie käme? Weßhalb suchte ich heute auf eine unerlaubte Weise mit ihren häuslichen Verhältnissen bekannt zu werden? Was konnte mich das interessiren? Ich war verstimmt, — vielleicht fühlte ich auch einigen Schmerz im Herzen, — doch gleichviel! Meinem Vorsatz getreu, mich nie traurigen Gedanken zu überlassen, wenn sie zu nichts frommen, ergriff ich mit steifen Fingern die Feder, und um meinen Aerger zu vergessen, wollte ich eine Schilderung des häuslichen Glückes versuchen, ein Glück, das ich nie gekannt. Uebrigens, so philosophirte ich, in meine kalten Hände hauchend: Bin ich denn der Erste, der im Treibhause der Einbildung eine Wärme sucht, welche die rauhe Welt der Wirklichkeit ihm versagt. Sechs Reichsthaler für eine Klafter Holz! — Wo denkst Du hin? Nicht früher als im December! — Ich schreibe:

Glücklich, dreifach glücklich die innig vereinte Familie, in deren geschlossenem Kreise kein Herz blutet oder allein sich freut; kein Blick, kein Lächeln bleibt unbeantwortet, und die Freunde sagen sich täglich, nicht mit Worten, sondern mit der That: „Deine Sorge, Deine Freude, Dein Glück ist auch das meine."

„Schön ist die friedliche Heimath, die den liebenswürdigen Pilger schützend umschließt, die um ihren freundlich versammelten Heerd alle zur Ruhe versammelt: den schwachen Greis, den kraftvollen Mann, die liebende Gattin und glückliche Kinder, die in dem irdischen Himmel jubelnd umherhüpfen und einen in Unschuld verspielten Tag beschließen, um, das Gebet der Dankbarkeit auf den lächelnden Lippen, an der Eltern Brust zu entschlummern, während der Mutter sanfte Stimme ein Wiegenlied flüstert.

Und wie in goldnen Träumen
Geht linder Frühlingswind
Rings in den stillen Bäumen —
Schlaf wohl! mein süßes Kind. *)

So summte ich vor mich hin, und mußte innehalten, denn ich fühlte etwas, einem Regentropfen gleich meinem Auge entrollen. Wie viele, dachte ich, indem meine Gedanken wider Willen eine wehmüthige Wendung nahmen, wie viele müssen nicht mit Schmerzen das höchste Glück dieses irdischen Lebens, das häusliche Glück entbehren! Ich betrachtete mich eine Weile, in dem einzigen heilen Spiegel, der in meiner Wohnung hing, in dem

*) Eichendorf.

der Wahrheit, und schrieb weiter und mein Herz war schwer: „Unglücklich kann man mit Recht den Verlassenen nennen, der in den düstern, kalten Stunden des Lebens sich nicht an einem treuen, warmen Herzen betten kann, dessen Seufzer niemand beantwortet, dessen stillen Kummer keiner versteht, keiner mitfühlt. Er ist muthlos; niemand ermuntert ihn. Er weint; niemand sieht, niemand will es sehn. Er geht; niemand folgt ihm. Er kommt; niemand geht ihm entgegen. Er ruht; niemand wacht über ihm. Er ist allein! — Furchtbares Geschick!“ Warum stirbt er nicht? Ach, wer würde ihn beweinen? Ein Grab, das nicht von warmen Thränen befeuchtet wird, ist so kalt. — Er ist allein in der Winternacht; für ihn hat die Erde keine Blumen und finster scheint ihm der Sonne Licht. Weßhalb wartet er, der Verlassene, weßhalb säumt er länger, weßhalb flieht er nicht, der Schatten, in sein Reich? — Ach, er hofft noch, der Arme, bettelt noch Freude, harret noch in der eilften Stunde, daß ihm jemand ein Almosen reiche. Er will nur eine einzige kleine Erdenblume pflücken, sie an seinem Herzen tragen, um nicht so allein in die Stille hinüber zu wandern.“

Es war mein eigenes Geschick, das ich schilderte. —

Mein Vater war ein herrlicher Mann, schlicht und gradherzig und seinem Gott vertrauend. Aber sein rechtschaffener, frommer Sinn, sein tadelloser Wandel, vermochten es dennoch nicht, einen muntren Studenteneinfall vergessen zu machen, zu dem ihn sein heitres Jugendblut verleitet hatte. An einem Abende nämlich hatte sich eine muntere Gesellschaft bei einem seiner Freunde versammelt. Wer, der einmal so glücklich war, Student zu sein, sollte nicht wissen, wie es da herzugehen pflegt? Volle Gläser stehen dampfend auf dem Tische, blaue, dunkle Rauchwolken ziehen gewitterschwül durch das niedrige Zimmer, bis ein heller, scharfer Witz die dichten Massen zertheilt und ein donnerndes Gelächter ihm nachfolgt. So war es auch an diesem Abende. Die lustigen, orginellen Einfälle jagten einander, und es war schon spät geworden, als plötzlich die laute Fröhlichkeit, durch einen eigenthümlichen weinerlichen Ton unterbrochen wurde, der hinter dem Ofen herzukommen schien. Die Freunde blickten sich verwundert an. Man untersuchte das Zimmer, aber ohne Erfolg; man horchte — aber alles bieb still. Ein blutjunger Student, mit hübschen, feinen Zügen und langen Absalon-Locken rückte einem bärtigen Senior mit einer tüchtigen Schmarre über dem weinrothen Gesichte näher nnd fragte schüchtern: Bruderherz, was kann das sein? Ein Geisterspuk, hohnlachte der Bärtige, und jetzt — hörte man wieder den feinen wimmernden Schrei, draußen aber schlug der Wind heulend an die Fenster. Der Wirth jedoch, dem plötzlich die Auflösung des Räthsels zu ahnen schien, erhob sich lachend und leuchtete mit dem Lichte in einen fast gänzlich versteckten Winkel hinter dem Ofen. Das Räthsel ist gelöst, rief er triumphirend, kommt, o kommt, und seht die weiße Dame! Alle liefen herbei und brachen plötzlich in ein unmäßiges Gelächter aus: die weißlockige Diana, der Liebling aller Studenten, hatte die Welt so eben mit einer Anzahl kleiner hungriger Bürger beschenkt, die an den Brüsten der Mutter in malerischer Unordnung lagen. Während der Jubel noch fortdauerte und der Fuchs Diana nicht hinlänglich preisen konnte, daß sie bloß die Rolle eines Geistes gespielt hätte, trat mein Vater in's Zimmer.

Woher so spät, Bonze? Wieder Predigten geschrieben? rief und schrie man durcheinander.

Nun, unterbrach der Wirth lachend das Lärmen, zur Strafe, daß Du die bestimmte Stunde versäumt, und zum Beweise, wie weit Du es im freien Vortrage gebracht, sollst Du uns hier zur Stelle gleich eine Rede halten.

Etwa eine Bußpredigt gegen Völlerei und Trunkenheit? fragte mein Vater.

Nein! die Aufgabe wäre zu arm an Stoff. Aber was denn gleich? Er sann einen Augenblick nach und plötzlich rief er, wie erleuchtet:

Ich hab's, ich hab's! Siehe, hier sehen mehre Kosmopoliten verlangend der heiligen Taufe entgegen; und mit diesen Worten ergreift er meinen Vater bei der Hand und zog ihn zu Diana's Wochenbett. Predigen, predigen, wiederhallte es donnernd im Zimmer.

Mein Vater sah sich lächelnd um und sprach: Ich widersetze mich nicht Eurem Verlangen und sehe darin keinen Mißbrauch meines Berufs. Uebt sich doch der Scharfrichter am Kohlkopfe, bevor er das Schwert des Gerichtes an den Menschenkopf legt. Warum soll nicht der Redner das Schwert seines Wortes am Hunde prüfen, bevor er mit dem Menschen beginnt? Sprach doch Demosthenes zur Uebung in den Wind, — warum dürfte meine Rede nicht auf den Hund kommen? Und dann: bedenkt die Lehre von der Seelenwanderung! Weiß ich, wißt Ihr, wie nahe Diana der Umgestaltung zum menschlichen Wesen sei? Wie glücklich, wenn mein Wort vielleicht die Entwickelung ihrer Menschwerdung befördert, wenn ich, ein zweiter, moderner Faust, aus dem Hunde, anstatt die Gestalt des Teufels — die des Menschen citire. — Doch bevor ich zur Taufe schreite, reicht mir einen Becher wärmenden Weines, denn — Wasser allein thut's freilich nicht.

Die Freunde lachten. Diana wedelte freundlich und sah den Theologen mit den klugen, braunen Augen verständig an. Die Wölpen verließen auf einen Augenblick die nährende Brust und legten sich instinktmäßig in Reih und Glied, als lauschten sie aufmerksam. Mein Vater begann.

Er pries zuvörderst das Loos der kleinen Geschöpfe, die, blindgeboren, doch schon nach neun kurzen Tagen zur klaren Anschauung gelangten, während der Mensch, sehend geboren, ach nur zu bald die helle Sehkraft verliert, und, geblendet von dem Glanze des Lebens, in den Abgrund des Verderbens stürzt. Er lobte sie ferner um ihrer Treue willen, die trotz der größten Strenge und der ärgsten Mißhandlung des Herren, sie diesen nur noch mehr lieben lehrt, und zum größten Gehorsam antreibt, während der Mensch schon kleinmüthig geworden durch unbedeutende Schläge des Schicksals, die Kraft seines Willens verkennt, allen edlen Regungen des Herzens entsagt und selbst seinen Glauben einbüßt. Und weiter sprach er, wie der Hund in dunkler Nacht ruhelos das Eigenthum seines Herren schützt nicht vor Seinesgleichen, sondern vor Menschen, und wie er endlich bei des Gebieters Tode, sich auf keine Erbschaft freuend, sein treues Haupt klagend auf dessen Grab legt, und nicht früher weicht, bis auch ihn der Tod erlöst. Endlich gelangte mein Vater zu der eigentlichen Aufgabe, der er sich mit wenigen Worten entledigte, indem er jedes der Hündchen — und seine Freunde wollen ihm dabei eine gewisse Rührung angesehen haben — mit einigen Tropfen Wassers besprengte und sie zum treuesten Freunde des Menschen einweihte.

Diese Rede, die Alle anfänglich so heiter gestimmt, hatte doch unwillkührlich eine ernstere Färbung angenommen, und erst eine neue dampfende Bowle vermochte es, den heitern Ton wieder einzuführen. Erst spät in der Nacht trennte man sich.

Dieser fröhliche Abend jedoch wurde von der traurigsten Bedeutung für meinen armen Vater. Seine Commilitonen, die schlimmen Folgen nicht ahnend, erzählten in ihren Philisterien von der Hundepredigt, wie sie es scherzhaft nannten, und bald war der ganze Vorgang überall in der Stadt bekannt. Leider gelangte auch die unangenehme Geschichte nur zu bald zu den Ohren eines reichen Oheims von meinem Vater, welcher letztere, selbst gänzlich mittellos, spärlich genug auf dessen Kosten studirte. Der Onkel, ein Pietist im abschreckendsten Sinne des Wortes, gerieth in die furchtbarste Wuth, als er von der Profanation der heil'gen Handlung hörte, und das Ende vom Liede war, daß er sich von meinem Vater lossagte und ihm die ohnehin schon kärgliche Unterstützung gänzlich entzog. Mein Vater suchte zwar durch Privatunterricht sein Fortkommen zu sichern, aber in einer Universitätsstadt giebt es leider so viele arme Stu-

dirende, die auf eine ähnliche Weise ihr Leben zu fristen suchen, daß ihm nur wenig übrig blieb. Dennoch gelang es ihm, sich bis zum Kandidaten-Examen durchzuschlagen, und jetzt, mit seinem Zeugniß in der Tasche glaubte er aller Noth abgeholfen. Doch ach! gerade jetzt erst begannen für ihn die Tage der Sorge und der schlaflos durchwachten Nächte! Wohl mehre Pfarrstellen waren vacant, aber alle Patrone, alle Bauernschaften in dem pietistischen Lande wiesen den ketzerischen Hundeprediger, — denn diesen Namen hatte er behalten — mit Hohn und Verachtung zurück und selbst zum Hauslehrer hielt man ihn, seiner Ansichten wegen, für untauglich. Mein Vater war in Verzweiflung, denn, um seine Leiden zu vermehren, hatte sich die Liebe zu einem braven, einfachen Mädchen seines Herzens bemächtigt. Nach fünf Jahre langem Suchen sah er sich endlich genöthigt, bei einem ungebildeten Landpfarrer die vacante Stelle eines Küsters anzunehmen. Sein treues Mädchen, meine Mutter, ließ sich durch diese untergeordnete Stellung des Geliebten nicht abschrecken und reichte ihm ihre Hand. Jetzt folgte eine Zeit der Leiden und Entbehrungen, und nur die Liebe seines angebeteten Weibes vermochte ihm die bitteren Stunden zu versüßen, die in's Besondere durch die Rohheit des Predigers vermehrt wurden, der keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, ohne ihm seinen unbesonnenen Jugendstreich in den kränkendsten Ausdrücken vorzuhalten. Und doch war dieser Pfarrer nicht einmal Pietist, was ihn vielleicht hätte entschuldigen können, nein, er war ein Heuchler, und diese, seine Heuchelei vollständig aufzudecken, war ich selbst die unschuldige Veranlassung.

Ich war das einzige Kind meiner Aeltern, und im Kämpfen und Weitrennen mit der lieben Dorfjugend war ich ein kräftiger Bursche von 11 Jahren geworden, mit einigen lateinischen Wörtern im Kopfe, aber mit viel mehr Aepfeln in der Tasche, die ich mir heimlich aus dem Garten des Pfarrers zu holen pflegte. Man denke sich daher meinen Schreck, als mich dieser eines Morgens zu sich bescheiden ließ. Blaß und zitternd trat ich vor ihn hin, in der furchtbaren Gewißheit, mein Diebstahl sei entdeckt. Zu meiner größten Verwunderung aber trat er freundlich, wie nie, auf mich zu und sprach: „Du bist ein verständiger Junge und wirst, wie ich hoffe, mich verstehn. Siehe, morgen ist Pfingsten, und da möcht' ich mein liebes Bauernvolk recht überraschen. Zu dem Ende habe ich mir ein Paar schöner Tauben angeschafft, und diese so abgerichtet, daß sie, wenn sie mich nur erblicken, sich vertraulich auf meine Schultern herablassen. Diese nun will ich Dir geben, und wenn morgen die Gemeinde in der Kirche versammelt ist, und auf meine Rede vom heiligen Geiste lauscht, da schleiche Du mit den Tauben heimlich auf den Kirchthurm, bis zur Luke, die gerade über der Kanzel ist. Höre mir ja recht aufmerksam, doch unbemerkt zu, bei den Worten aber: „die Taube, das Sinnbild des heiligen Geistes kam herab und setzte sich auf die Schulter des frommen Mannes," da öffne ganz leise die Klappe, und gieb die Thierchen durch dieselbe frei, die dann schon ihr Uebriges thun werden. Aber reinen Mund mußt Du halten, hörst Du; kein Mensch darf davon etwas wissen, weder früher, noch später. Wenn Du schweigst, so verspreche ich Dir einen großen Korb voll Aepfel, aber wenn Du plauderst, — und hier erhob er furchtbar seine Stimme, — dann sollst Du mir für die gestohlnen doppelt büßen, und Dein Vater auch. — Ich wurde leichenblaß vor Schreck. — So wissen Sie Alles, stöhnte ich mühsam hervor, um Gottes willen — Er ließ mich nicht ausreden, sondern sprach: — Sei nur ruhig; es kommt ja Alles auf Dich selbst an; wenn Du schweigst, so bleiben wir gute Freunde. — In meiner Todesangst versprach ich Alles, was der Pfarrer verlangte, und dankte meinem Gotte, als ich die Thür hinter mir hatte.

(Schluß folgt.)

Der Priester von Marienburg.

Vor Marienburg, der Feste,
Liegt der Polen Kriegesmacht;
Schon in zwanzig Stürmen haben
Treu die Deutschherrn sie bewacht,
Und es fehlt dem kleinen Haufen
Nicht der Muth zu längerm Strauß,
Doch in der Belagrung Dauer
Ging des Vorraths Fülle aus.

Da versammelt in der Kirche
Nachts der Meister seinen Staat,
Fraget jeden um die Meinung,
Fraget jeden um den Rath;
Doch mit lang gesenkten Blicken
Schweiget rings der Ritterkreis,
Sieh, da tritt in ihre Mitte
Würdig ernst ein Priestergreis.

Und er spricht: „Es ist nicht Polen,
Dessen Macht ihr unterliegt,
Nein, es ist die Qual des Hungers,
Der die Kräfte euch besiegt.
Solchem Feind mag Niemand stehen
Nur die Flucht kann ihm entziehn;
Darum folget meinem Worte,
Das euch räth hinweg zu fliehn.

Fliehet auf verborgnen Wegen
Bei des Mondes erstem Schein;
Daß ich täusche eure Feinde,
Bleib' ich auf der Burg allein.
Während ich die Glocken läute
Morgen an dem Tag des Herrn,
Messe singe, Orgel spiele,
Zieht von diesem Orte fern.

Sprecht dem Greise nicht entgegen,
Der die letzte Ehre bat,
Thatenlos war stets mein Leben,
Lasset drum mir diese That.

An ein künftig Heldenstreben
Bindet euch noch manches Band;
Denket, Brüder, an den Orden,
Denket an das Vaterland.

Und die Ritter schweigen alle,
Ueberredet ist die Schaar;
Knieend im Gebet verlassen
Sie den Alten am Altar,
Kleiden sich in blanke Panzer
Rüsten Speer und Schild sofort,
Und auf unterirdschen Wegen
Lassen Morgens sie den Ort.

Horch, da bieten alle Glocken
Rings dem Land den Morgengruß,
Laut erklinget dann die Orgel
Ihrer Lieder mächt'gen Fluß,
Und des Alten Stimme tönet
Jugendvoll und jugendklar,
An den Mauern feiert betend
Selbst der Polen wilde Schaar.

Schon verglühet fern der Abend,
Da bemerkt es erst der Feind,
Daß zu wachen und zu wehren
Niemand auf der Burg erscheint.
Und mit Stricken und mit Leitern
Klimmen sie die Mau'r hinan,
Suchen durch des Schlosses Hallen;
Aber finden keinen Mann.

Horch, da tönt das Läuten wieder,
Grüßend in das Abendroth!
Und sie stürmen zu den Glocken,
Finden dort den Alten todt;
Mit dem letzten Ton entflogen
War sein Geist zum ew'gen Licht,
Und sie schweigen um den Todten,
Der so treu erlag der Pflicht.

Wolfgang Müller.

Königstädter Theater.

Das Königsstädtische Theater suchte kürzlich Holbergs „politischem Kannengießer“ durch eine neue Bearbeitung wieder ein neues Interesse zu verleihn. Solche Wiederbelebungsversuche älterer Stücke sind im Allgemeinen recht löblich, indem sie Gelegenheit geben, die Fortschritte oder Rückschritte des ästhetischen Geschmacks zu controliren. Doch scheint der Versuch, Holberg wieder auf die Bühne zu bringen, verunglückt zu sein. Es ist überhaupt wohl nicht zu bezweifeln, daß Holberg von manchen Seiten viel zu sehr überschätzt worden ist, und wenn man ihn so häufig in neuster Zeit als ein bedeutendes komisches Talent vorgeschoben hat, so zeugt dies nur von unserer Armuth im Gebiete der komischen Poesie. Hat man ihn doch gar Molière an die Seite stellen wollen; wozu ihm nicht viel weniger als Alles fehlt. Eine gewisse komische Anlage ist Holberg nicht abzusprechen, aber wie roh und massiv, wie ganz und gar der Durchbildung entbehrend! Und genügt denn eine gewisse Anlage allein schon, um einen komischen Dichter zu bilden? Es sei fern von uns, ihn deshalb für roh auszuschreien, weil er sich meistentheils in den niedern Sphären der Gesellschaft bewegt, und sich nicht immer der allerzartesten Ausdrücke bedient. O, nein; wir wissen sehr wohl, daß der Poesie kein Stoff zu gemein ist. Im Gegentheil ist er uns noch lange nicht frei genug. Wenn er nur alle Rücksichten von sich werfen und sich mit mit Shakspearischem Humor und Aristophanischer Ausgelassenheit dem Spiele des Zufalls und der Willkühr, das uns die komische Welt eröffnet, überlassen wollte! Aber Holberg schleppt noch, wie ein entlaufener Sträfling, die abgerissene Kette einer engherzigen Moral hinter sich her. Darum bringt er es nicht zur freien poetischen Gestaltung, darum kommt er nur bis zum ordinairen Witze und zu einer schulmeisterlichen, kleinbürgerlichen Lebensanschauung. Holberg vermag uns nicht auf den Flügeln des Humors bis zu jenem Punkte emporzutragen, wo wir aus der Auflösung des Scheines und des Nichtigen eine gediegene und positive Weltordnung hervorgehn sehn. Holberg hat nur Derbheit und eine Art plumpkräftiger Natürlichkeit; allein Derbheit finden wir bei jedem Bauer, und wenn dieselbe auch der charakteristische Ausdruck ächter komischer Kraft zu sein pflegt, so construirt sie allein doch diese noch nicht. Das sicherste Zeichen übrigens, daß Holberg der wahre komische Beruf abgeht, ist, daß er sich längst überlebt hat, und daß trotz aller Mühe es nicht gelingen will, ihn wieder auf die Bühne zu bringen. Seine Figuren sind durchaus veraltet, und erscheinen uns jetzt im höchsten Grade manierirt und ausgeblaßt.

Dieß findet nun durchaus auf den „politischen Kannengießer“, eins der bekanntesten Lustspiele Holbergs, seine Anwendung. Doch hier scheint wenigstens der Stoff ein äußerst glücklich gewählter und zum Vorwurfe für eine Aristophanische Komödie geeignet; ja, man würde sogar in der Idee eine gewisse Verwandtschaft mit den Ecclesiazusen erkennen können. Wo der komische Dichter frei seine Geißel schwingen darf, da wird das politische Treiben ihm immer die reichste Ausbeute geben. Bekanntlich sind indeß die Verkehrtheiten des staatlichen und politischen Lebens längst den Angriffen der Komödie entzogen; wir sind nicht mehr naiv genug, um an etwas glauben zu können, was wir im Theater verspottet gesehn haben. Höchstens giebt man der öffentlichen Lachlust einige unschuldige Hofräthe oder Geheim-Sekretaire preis, ganz unschädliche und höchst achtbare Personen, die dem eingezwängten satirischen Kitzel als Stichblatt dienen müssen, weil er sich nicht höher hinauf wagen darf; ein Polizei-Kommissarius ist schon eine geheiligte Person, die auf der Bühne lächerlich zu machen, die Theater-Censur unter keiner Bedingung dulden würde. Damit ist der politischen Komödie schon alles Terrain genommen, und wo sie dennoch hervortreten will, da kann sie eben nur ganz kleinliche Thorheiten geißeln. Das sehen

wir denn auch in dem „politischen Kannengießer," der uns nichts als die dürftige Moral zu bieten vermag: „Schuster bleib bei deinem Leisten," oder anders ausgedrückt:

„Man meistert seine Obrigkeit,
Schwer ist es, selbst zu wachen."

Ja, wohl, das ist die rechte Höhe, die Spinnstuben-und Nachtwächterweisheit, ein Seitenstück zu: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht." Es gieße ein Jeder seine Kannen und für das Uebrige lasse er die Obrigkeit sorgen; dabei werden wir uns sehr wohl befinden, und die Obrigkeit nebenbei noch besser. Wir glauben es.

Schön, es soll eine Verkehrtheit sein, daß der Privatmann seine eigene Angelegenheiten versäumt, um sich mit den allgemeinen Angelegenheiten zu beschäftigen. Aber ist es nicht noch eine größere und tausendmal tadelnswürdigere Verkehrtheit, wenn das Allgemeine sich in sich abschließt, wenn der Staat, welcher doch das Allgemeine repräsentiren soll, als Privatbesitz erscheint, an dem der Bürger keinen Antheil hat? Sind Gewaltmißbräuche, Minister-Despotismus, u. s. w. nicht ein ergiebigerer Stoff als eine kleinliche Narrheit? Weil der Dichter sich aber an jene nicht wagen darf, muß der arme Kannengießer herhalten. Dagegen erscheint die Ifflandische Richtung, welche die moralische Welt in zwei Hemisphären theilt, eine der Tugend und eine des Lasters, deren Gränzscheide ungefähr der Geheimrathsrang bildet, wie abstract sie auch sein mag, doch immer noch als ungleich wahrer und gerechter. Wohl mag die Kannengießerei eine Abnormität sein, eine Entartung, aber eine Entartung des edelsten Triebes, denn edel ist, wer sich selbst über das Allgemeine vergißt. Und wie Don Quixote trotz seiner Narrheit einen edlen Grundzug hat, so auch der Kannengießer, dem das Wohl der Menschen wichtiger ist als sein häuslicher Kram. Und soll nicht in jedem gesunden Staatswesen der Einzelne sich mit dem Allgemeinen identificiren? Und wird nicht der Kannengießer bloß darum Kannengießer, irrt er nicht bloß darum ins schrankenlose Weite, weil er in der Nähe keinen Halt hat?

Eine eigentliche Analyse des Stücks würde zu weit führen, doch kann nicht übersehn werden, daß dasselbe äußerst lose angelegt ist und daß der Dichter sich durchaus unfähig gezeigt hat, den Plan festzuhalten. Das Ende fällt gegen den Anfang, der noch immer einige glückliche Züge zeigt, durchaus ab. Besonders entspringen dieselben aus der Gegenüberstellung der lächerlichen Ueberspanntheit Hermanns von Bremen zur nüchternen Verständigkeit der Getsche, die indeß der Dichter auch wieder fallen läßt. Derselbe zeigt sich überhaupt unfähig einen lebenswahren Charakter zu zeichnen; und nur höchst selten gelingt es ihm, die richtige Mitte zwischen Karrikatur und Trivialität zu finden.

Wir kommen nun zu der Auffrischung des Kannengießers, die Herr Birnbaum vom Hoftheater zu Kassel versucht hat, und fragen uns dabei zunächst, ob dieselbe eine zeitgemäße ist. Vor hundert Jahren ist der Kannengießer eine reale Figur gewesen, das leidet keinen Zweifel, die besonders in Deutschland ihre Heimath hatte. Jetzt existirt diese Species der politischen Thierwelt kaum, oder höchstens noch in den Zeitungen. Unsere wahren Kannengießer sind die Zeitungen, die uns so viel von England und Frankreich zu erzählen wissen, dagegen in ihren Mittheilungen über die Heimath so außerordentlich karg sind. Natürlich ohne ihre Schuld. Sonst läßt sich aber behaupten, daß sich ein bedeutender Fortschritt der öffentlichen Meinung, bis in die niedersten Sphären, geltend gemacht hat, und wenn in den öffentlichen Berichten das Beste zwischen den Zeilen gelesen werden muß, so hat die mündliche Debatte im Allgemeinen eine recht erfreuliche Form angenommen. Der „Kannengießer" hat also keine Zeitwahrheit und kein Zeitinteresse mehr; es ist eine abgestorbene Figur. Allein auch abgesehn davon, können wir die Bearbeitung keine glückliche nennen. Daß nur die allgemeinen Umrisse des Stückes beibehalten worden,

finden wir ganz in der Ordnung, dieselben hätten mit zeitgemäßen Anspielungen und Witzen ausgefüllt werden können. Diese scheinen indeß dem Bearbeiter nicht zu Gebote gestanden zu haben. Noch weniger ist es zu billigen, daß derselbe den Stoff ganz ins Burleske herabgezogen hat. Von der Aufführung zu berichten, wird man uns wohl erlassen. L. B.

Feuilleton.

Die Augsburger allg. Ztg. enthält in No. 199 und 200 nun auch einen Artikel zur Widerlegung des früheren über die Hegelsche Philosophie und den jetzigen Zustand der Hegelschen Schule, gegen welchen sich das Athenäum in seiner vorigen No. aussprach. Dieser ist von einem Anhänger Schellings verfaßt, und will uns die Aussicht auf eine Vereinigung der Neu-Hegelianer mit den Schellingianern und auf eine ganz neue Philosophie eröffnen. Der Verfasser nimmt die Deutschen Jahrbücher offen in Schutz, rühmt es, daß sie den Formalismus des Althegelianismus zu überwinden und ein freies Urtheil zu begründen gestrebt haben, welches die Wissenschaft dem Nationalleben nahe zu führen vermag. „Wir müssen ihnen Dank wissen, sagt er, für alle die wahrhaft künstlerischen Charakteristiken und Biographien, an die sie die Würdigung einzelner Bücher oder Vorträge zu knüpfen und das Werk durch den Mann wie den Mann durch das Werk gegenseitig zu erklären gewußt haben. Doppelter Dank aber gebührt ihnen, weil sie diesen ihren Oeffentlichkeitssinn in Beurtheilung deutscher Gelehrten nun auch mit einer unerschrocknen Sicherheit und Klarheit in Entlarvung falschen gelehrten Ansehens und Ruhms zu verbinden vermag. Welchem andern Blatt als den Halleschen Jahrbüchern verdanken wir z. B. einen so vollständigen Angriff auf die zusammengefaßten Religions- und Kunsttendenzen jener frömmelnden, mittelaltrig modernen altromantischen Schule, deren giftiger Einfluß nun seit 30 Jahren wie ein Krebsschaden an unsrer Literatur haftet? Und welchem andern Blatte daneben zugleich (trotz gewisser politischer Sympathien der Halleschen Jahrbücher mit dieser Partei) eine so gerecht begründete künstlerische Verurtheilung vieler Werke jener für unsre Literatur und Sitte nicht minder verderblichen, freigeisterisch lockern, phantastisch modernen neuromantischen Schule des sogenannten jungen Deutschlands? In welcher andern Zeitschrift finden sich sowohl die Seichtigkeiten eines Leipziger Rationalismus, als die Trübheiten des Berliner Pietismus von einem so gleichmäßig scharfen kritischen Auge beleuchtet? Welche andre hat, unbestochen vom Confessionsgeist, nur im Sinne der Kunst und Wissenschaft, hier ultramontane, dort protestantische Werke mit so ruhigem unbefangenen Blick gewürdigt?" Auch den Vorwurf der Unchristlichkeit gesteht der Verfasser nicht zu, erklärt jedoch Ruges Glaubensbekenntniß, Gott sei nur innerhalb der Menschheit offenbar, und alle Theologie nichts als Anthropologie, für eine Einseitigkeit, wenn auch als den Anfang eines wirklich erkennenden und geschichtlich thätigen Glaubens. Dieser soll in Schellings neuer Lehre enthalten sein, wo das Platonische Weltgebäude eines philosophischen Christianismus noch von demselben weiten Naturgefühl durchathmet wird, das die frühere Naturphilosophie hervorbrachte. In der Berufung Schellings sieht er das Werden dieser neuen Epoche; dadurch werde, meint er, eine neue dritte Philosophie entstehn, welche dem preußischen Staat in der patriarchalischen Stellung, die er heute bekleidet, die politisch-kritische und ideale Kraft einzuflößen vermögen werde, nicht nur um in der Lösung der schwebenden Entwicklungsfragen unsrer deutschen Geschichte, im Sinn des Zollvereines, mit Entschlossenheit und Begeisterung fortzufahren, sondern auch um bei der Behandlung der großen außereuropäischen Fragen, die sich jetzt unter den Händen einer egoistischen engl. oder franz. Politik von Tag zu Tag

mehr zu verwirren scheinen, im christlichen d. h. weltgeschichtlichen Sinn einzugreifen, und durch ein solches Eingreifen dem deutschen Genius und zugleich dem Genius der Menschheit in dem diplomatischen Entscheidungsspiele der Weltgeschichte seine halbverlorne leitende Stellung und unmittelbare Wirksamkeit wiederzuverschaffen."

So schön dies klingt, so ungläubig schauen wir dennoch dieser Herrlichkeit einer „dritten" Philosophie entgegen. Wir schütteln das Haupt bei diesem „geschichtlich thätigen Glauben." Der Standpunkt der Neu-Hegelianer ist es eben, daß sie sich von dem Glauben und der Theologie gänzlich emancipirt haben, um das freie Reich des Gedankens, welcher nur die Vernunft als Basis anerkennt, zu begründen. Daß Schelling, der sich gegen die Herrschaft der Hegelschen Kategorien und damit gegen den philosophischen Verstand aufgelegt, mit seiner dichterisch-pantheistischen Anschauungsweise, und seinem Trachten nach dem Positiven eine fortschreitende Bewegung in der Philosophie hervorrufe, können wir nimmer glauben. Wir sehen es an seinen Schülern, wohin dieses Positive führt, zur Rechtfertigung des historisch Vergangnen, des Unwesens, zur Beraubung der Freiheit. Schelling wird, wie es der Ruhm seiner Vergangenheit heischt, in Berlin empfangen werden, aber es wird darauf sich der Kampf, nicht die Versöhnung mit seiner neuen Lehre entspinnen. Wie wir hören, ist bereits eine Schrift unter der Presse, welche Schellings religions-philosophische Ansicht sowie die Geschichte seiner literarischen Kämpfe darstellen soll.

Die Redactionsangelegenheit der Neuen Hamburger Zeitung hat sich dahin erledigt, daß Dr. Fr. Wille in seine alte Stellung wieder eingetreten, und Ludwig Lenz beseitigt worden ist.

Aus Hof Glanzau in Mecklenburg-Schwerin berichteten die Zeitungen unlängst, daß dort ein Candidat der Theologie, Picht, 71 Jahr alt, gestorben sei.

In Modena hat ein Pater Jesuit falsche österreichische Staatspapiere machen helfen, und mußte eingezogen werden. Der Herzog war über diese verfehlte speculative Richtung seiner Jesuiten sehr betrübt.

Vom Verfasser der transatlantischen Reiseskizzen ist ein neuer Roman: „das Cajütenbuch" erschienen. Wir werden baldigst darüber berichten.

Von der Gräfin Hahn-Hahn sind „Reiseskizzen aus Spanien" in 2 Bdn. und ein neuer Roman „Ulrich" in 2 Bdn. unter der Presse.

Erklärung.

So eben wird mir Nr. 29. des Athenäums gebracht und ich ersehe daraus, daß eine mir mündlich mitgetheilte Notiz über Tegner, die ich mir aus rein literarischem Interesse niedergeschrieben, aus Versehn mit in die Druckerei gewandert und so zum Abdruck gelangt ist. Indem ich dies Versehn augenblicklich und freiwillig berichtige, darf ich von den wohllöbl. Redaktionen erwarten, daß sie diese Notiz nicht weiter verbreiten werden.

Berlin, den 24. Juli 1841. Dr. E. Meyen.

Gedruckt bei F. Nietack. Verlag von Carl J. Klemann.

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. Karl Riedel.

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend eine Lieferung zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an die Verlagshandlung von Carl J. Klemann, Burgstraße Nr. 8, zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden ebendaselbst angenommen. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 31. Berlin, den 7. August 1841.

Inhalt: Die Weltstellung der Revolution; von L. Buhl. — Hoffnungen. Eine Skizze aus dem Alltagsleben, nach Frederika Bremer vom Freiherrn Budberg-Benninghausen. — Die verschiedenen Eisenbahnpläne zur Verbindung der Städte an dem obern Theile der Mittelelbe, der Spree und der Mitteloder; von Dr. F. Schmidt. — Ueber italienische Musik und italienischen Gesang; von R. — Mittheilung aus Paris über Mickiewicz; von A. M. — Feuilleton. —

Die Weltstellung der Revolution.

Von Ludwig Buhl.

(Schluß.)

Durch den natürlichen Lauf der Ereignisse hat die Revolution ihren vulkanischen Charakter eingebüßt. Der Krater ist für immer ausgebrannt. Napoleon war es, der die Revolution vollends zähmte. Er war der Van Amburgh, welcher ihr die Hand in den Rachen steckte und sie zu seinen Zwecken abrichtete. Freilich lehnte sie sich gegen seine Fascinationsgabe wieder auf, aber die Dressur konnte sie doch nicht wieder vergessen. Das überzeugendste Beispiel liefert die Juli-Revolution, wie überhaupt der neuste Verlauf der Dinge in Frankreich, das doch als das eigentliche Gebiet der Revolution betrachtet wird. Endlich waren die Minen gesprungen, welche die von der Restauration aufgeführten Werke untergraben hatten. Der Platz war offen, für Jeden, der den Muth hatte, ihn einzunehmen und die Kraft ihn zu behaupten. Wo war die Demokratie, als er vergeben wurde? Warum meldete sich die Republik nicht? Erst hinterher fiel es ihnen ein, daß sie wohl eine günstige Gelegenheit hätten vorübergehn lassen, und die Emeuten erscheinen als Ausbrüche des Aergers des dupirten Republikanismus. Man glaubte anfangs, die Juli-Revolution werde die Revolution fortsetzen; bald genug stellte sich die Wahrheit ein, daß sie keine allgemeine und sociale Umwälzung sei, sondern ein Dynastienwechsel, welcher nur die Stellung der Parteien etwas verrückte. Im Wesentlichen war nichts geändert, die Restauration nicht gestürzt, sondern vielmehr befestigt. Denn da die Gegensätze sich jetzt weniger schroff und erbittert gegenüberstanden und die Seite der Revolution doch einige Zugeständnisse erhalten hatte, so konnte die Vermittelung der Parteien nun weit erfolgreicher betrieben werden. Die Ereignisse in Belgien und Polen waren ebenfalls keine principiellen Revolutionen; sie bezweckten keinen Umsturz der allgemeinen gesellschaftlichen Ordnung.

Im Grunde hatte die Revolution nur Terrain durch die Juli-Revolution verloren. Früher lieferte der Ursprung der Restauration, die Ansprüche der extremen Partei, welche sich in dieser selbst geltend machten, die Pfaffenherrschaft die fruchtbarsten Themata. Durch die Juli-Revolution gerieth sie in eine üble Lage; sie verlor einen ergiebigen Stoff, der nicht so leicht zu ersetzen war. Sie mußte nun ihre Angriffe gegen die Person und die Persönlichkeit des Monarchen richten. So zeigte sichs auch hier, daß der eine Gegensatz sich nur an dem andern erhält. Die Juli-Revolution hatte noch eine andere Folge. Sie lösete die alten Parteien

auf, ohne an deren Stelle andere zu setzen. Die Unterscheidung der Kammer in rechte und linke Seite, so wie die Abstufungen derselben, hatte unter der Restauration eine bestimmte Bedeutung, und das ganze Land war in diese Unterschiede getheilt. Auch die jetzige Kammer zerfällt in diese Nuancirungen, aber die politischen Ansichten, welche dadurch angedeutet werden sollen, und die sogenannten Parteien haben keinen bestimmten Inhalt mehr. Sie verschwimmen in einander, und den meisten Staatsmännern ist es begegnet, aus einer Schattirung in die andere überzugehn, ohne daß ihnen dieß als Abfall und Verrath ausgelegt würde. Unter der Restauration war es anders; da standen sich die Parteien mit deutlich ausgesprochenen Ansichten und verschiedenen Zwecken gegenüber. Es ist die Desorganisation im Lager der Revolution eingerissen; die Parteien haben sich vermischt, und keine hat ein bestimmtes Feldgeschrei, eine bestimmte Devise. Die alten Phrasen sind abgenützt und neue noch nicht gefunden. Es muß abgewartet werden, ob dieß geschehen wird, und ob die Parteien wieder einen bestimmten Inhalt erhalten werden. Die sogenannte demokratische Partei ist bedeutungslos; sie ist ohne Bildung und rekrutirt sich aus der Hefe des Volkes.

Und doch ragt immer noch die Demokratie wie ein düsterer Schatten in die Gegenwart hinein, und es wird noch oft genug die Furcht ausgesprochen, daß derselbe nur mit Blut getränkt zu werden brauche, um zu neuem Leben zu erwachen. Diese Furcht ist unnütz, es ist die Furcht vor einem — Schatten. Allerdings muß für das Volk, in dessen Namen so viele Revolutionen gemacht sind und dem so wenig davon zu Gute gekommen ist, etwas gethan werden. Das ist die Aufgabe der Zukunft, nach der Organisation des Staats auch an eine bessere Organisation der Gesellschaft zu denken. Das Christenthum und die Revolution haben dieß Princip der Gleichheit sanctionirt. Dasselbe darf keine theoretische Wahrheit bleiben, sondern muß ins Leben treten. Aber nicht indem die Pöbelherrschaft auf den Thron erhoben und die rohe Gewalt proclamirt wird. Die Durchführung des Princips der Gleichheit soll nicht in der Erniedrigung des Hohen, sondern in der sittlichen und geistigen Erhöhung des Niedrigen bestehn. Der Pöbel soll aufhören Pöbel zu sein; die Bildung soll die Schranken zwischen ihm und den höhern Klassen niederreißen. Doch scheint die Zeit für diese Bestrebungen noch nicht reif zu sein, und was die St. Simonisten in diesem Sinne voreilig und im ersten umgeregelten Drange unternahmen, hat sie fallen lassen. Doch jedem Messias in der Geschichte geht ja ein Johannes voraus, der ihm die Wege bahnt. Auch die Zeit des Volkes und der Demokratie wird kommen, aber nie wieder die der wilden, bluttriefenden.

Unsere Zeit hat überhaupt keine bestimmte Tendenz d. h. keine einseitige. Sie schimmert im clair-obscur der Vermittelung. Diese Farblosigkeit und Mattigkeit ist oft genug beklagt worden, oft genug ist es bedauert worden, daß man sich für keine Idee mehr begeistere, sich keiner von ganzem Herzen anschließen könne. Es ist dies das Unglük solcher Uebergangs- und Abschleifungs-Epochen wie diejenige, in welcher wir leben. Am härtesten hat Louis-Philipp dafür büßen müssen; ihm hat man den ganzen Jammer der Zeit aufgebürdet. Und doch ist er unschuldig daran. Er gab der Zeit keinen neuen Anstoß, sondern wurde selbst vom Strome getragen: er setzte die Restauration fort, die ihm überliefert wurde. Man hat es ihm oft zum Vorwurfe gemacht, daß er den Strom der Revolution wieder in seine ruhigen Ufer gelenkt. Allein wäre die Strömung wirklich so gewaltig gewesen, ihn hätte sie zuerst mit fortgerissen. Er war klug genug, einzusehn, daß er mit einem Principe, das seine ursprüngliche Energie eingebüßt hatte und das seiner innersten Natur nach desorganisirend ist, den Kampf auf Leben und Tod nicht bestehn konnte.

Jeder Druck, der die eine Schaale in die Höhe schnellt, hebt auch die andere, wie aber der

Anstoß aufhört, tritt auch allmählig wieder das Gleichgewicht ein. Die Revolution hat ihren Höhepunkt erreicht, hat den Kampf mit dem feindlichen Princip bestanden und ist am Ende von demselben inficirt worden. Dadurch ist ihre Kraft gebrochen. Nicht anders ist es der entgegengesetzten Seite ergangen; auch sie ist mit der Revolution in Berührung gekommen und hat aus dieser Berührung nicht rein hervorgehen können. Sie hat sich zu einer theilweisen Anerkennung der Grundsätze der Revolution verstehn müssen. Die schreiendsten Mißbräuche, gegen welche sich die französische Revolution erhob, sind am Ende überall abgeschafft. Auch der Absolutismus hat sich entschließen müssen, den Grundsatz auszusprechen, daß das Wohl der Unterthanen seine Aufgabe sei, nur wollte er dieses Ziel nicht durch Mitwirkung derselben erreichen. Der unbeschränkte Staat überhebt das Volk der Mühe, die Frucht selbst zu pflücken, aber sie soll ihm doch zu gute kommen. Auch die unbeschränkte Monarchie proklamirt den Fortschritt, aber sie bleibt eingedenk des Wahlspruchs, daß jede gute Gabe von oben komme. Freilich ist dieser Fortschritt oft so langsam, daß er wie ein Rückschritt aussieht, aber die Nothwendigkeit desselben wird doch zugestanden. Auch der reine Absolutismus ist nicht mehr vorhanden. Doch ja, er ist noch vorhanden — in den Tiraden der französischen Journale. Nur dort fristet noch der unverfälschte Despotismus und der reine Absolutismus sein kümmerliches Dasein. Auch die Revolution existirt noch in den Traumgesichtern des „politischen Wochenblattes" als blutbefleckte Hyäne, als furchtbare Lawine, die jeden Augenblick droht, in die Ebene niederzustürzen.

In der Wirklichkeit stellt sich die Sache anders. Die Revolution hat ihre Stadien durchlaufen; sie hat die Grundlagen des modernen Staates, welcher die ideale Einheit aller einseitigen Staatsformen ist, aufgerichtet. Sie hat jetzt die Aufgabe, auf diesen Grundlagen weiter zu bauen, die Revolution ist zum constitutionellen Staate gelangt, und dadurch aus ihrer angreifenden Position herausgeworfen. Sie kann jetzt nicht mehr so leichten Herzens in den Eroberungskrieg ausziehn, weil sie hinter sich etwas zurückläßt, dessen Erhaltung ihr doch zuerst und zumeist am Herzen liegen muß. Sie muß auch auf Vertheidigung bedacht sein, und dadurch werden ihre Kräfte zersplittert.

Es ist jetzt der Zeitpunkt eingetreten, wo beide Principien neben einander existiren. Die Revolution hat ein bestimmtes Gebiet erworben, sie hat einen Staat aufgebaut. Ihr gegenüber behauptet der Absolutismus eine feste Stellung. Es können oder werden noch mancherlei Schwankungen eintreten, aber keinem Principe wird es gelingen das andere ganz aus seinem Besitzstande zu verdrängen, und es ist um so unwahrscheinlicher, daß es noch einmal zum Entscheidungskampfe zwischen ihnen kommen werde, da sie nicht mehr in unmittelbarer Berührung stehn. Im Westen hat die Revolution ihre Herrschaft aufgerichtet, im Osten der Absolutismus in seiner reinsten Gestalt. Aber zwischen dem revolutionairen Frankreich und dem absoluten Rußland liegt Deutschland, welches das Schicksal gehabt hat, wie religiös, so auch politisch zerspalten zu werden. Deutschland bildet den Uebergang; hier sind alle Gegensätze vertreten. Hier finden sich die unbeschränkte Monarchie und der constitutionelle Staat in ihren verschiedensten Nuancen und Abstufungen. Die politische Reform hat denselben Ausgang genommen, wie die religiöse: keine von beiden hat sich ganz durchsetzen können.

Könnte die Revolution durchaus nicht wieder in die Höhe kommen? Ja! die beiden Principien sind jetzt in eine so eigenthümliche Stellung getreten, daß der Vortheil nicht auf Seite des angreifenden Theils, sondern des angegriffenen sein würde. Eine Schilderhebung des Absolutismus gegen die Revolution würde dieser wieder zu Kräften helfen, im Kampfe für die Penaten würde sie neue Energie entfalten. Wenn aber die Revolution ihre Stellung verkennen sollte, und zum Erobe-

rungskrieg ausziehn wollte, so würde sie bald zu ihrem Schaden belehrt werden, daß ihre Waffen stumpf geworden sind. Die Sachen stehn jetzt so, daß jede Partei nicht sowohl ihren Feind als sich selbst zu fürchten hat. Ein jeder Sieg auf der einen Seite müßte eine Reaktion und neue Kraftentwicklung auf der andern hervorrufen. Nur da, wo die Bedeutung der Gegensätze verkannt würde, wo der eine sich ausschließlich geltend machen wollte, wäre wirklich zu fürchten. [Am geringsten ist die Gefahr vor der Revolution, wo beide sich schon vermittelt haben: die constitutionelle Staatsform ist der Revolutionsableiter.]

Dieß Verhältniß wird auf beiden Seiten verkannt. Die französischen Blätter pochen auf die Propaganda der revolutionairen Grundsätze. Man sollte meinen, sie hätten die Revolution in Schläuche gefüllt, und dürften diese nur öffnen, um den Orkan über ganz Europa hinzuschleudern. Sie wissen nicht, daß die Schläuche durchlöchert und die Winde längst herausgefahren sind. Merkwürdigerweise stimmen die Schilderungen, welche uns die Wortführer der reaktionären Partei von der Furchtbarkeit der Revolution geben, ganz mit denen der Revolutionsmänner überein. Sie sagen uns, daß der Abgrund der Revolution noch nicht geschlossen sei und daß das wilde Ungeheuer ungeduldig an seiner Kette reiße. Soll uns das irre machen? Wir wissen ja, daß es Leute giebt, welche die Geschichte der letzten funfzig Jahre ignoriren, und daß es in deren Interesse liegt, die Revolution mit recht gräßlichen Farben auszumalen: da sie ihnen in der Wirklichkeit nicht furchtbar genug ist, so machen sie sich einen Popanz zurecht. Aber der helle Tag der Geschichte ist angebrochen, und wir fürchten uns vor keinen Wahngebilden.

Hoffnungen.

Eine Skizze aus dem Alltagsleben

von

Roman Freiherrn Budberg-Benninghausen.

(Schluß.)

Der verhängnißvolle Morgen kam. Eine unzählige Menschenmenge hatte sich zu dem heiligen Feste in der Kirche versammelt und horchte andächtig auf die salbungsvolle Rede ihres Pfarrers. Leise hatte ich mich mit meinen beiden Tauben die enge hölzerne Wendeltreppe bis zum Kirchthurme heraufgeschlichen, und saß schon eine Weile in der größten Spannung an der Luke. Aber die bezeichnete Stelle ließ sich nicht hören; der Pfarrer sprach über dies und jenes, es wollte gar kein Ende nehmen. Drüben, vom Kirchthurme aus, glänzten die Wiesen so frisch und grün im Morgenthau, die Bäume schwankten träumerisch unter der weißen Blüthenlast, und die Lerchen blitzten wie „klingende Raketten" hinein in die reine, blaue Morgenluft. Die Predigt, die mir hier oben der liebe Gott hielt, dünkte mich viel schöner, als die da unten vom Pastor. Ich vergaß gänzlich, was ich dem Prediger versprochen, und mit den Lerchen zugleich versenkte meine Seele sich in den durchsichtig blauen Kelch des Himmels. In dem Augenblicke hörte ich es von unten heraufdonnern: „Und die Taube, das Sinnbild des heiligen Geistes, kam herab und setzte sich auf die Schulter des frommen Mannes!" Ich stürzte zur Luke hin. Da stand der Pastor, und blickte begeistert nach oben, und schaute und schaute, und die ganze Gemeinde schaute mit ihm hinauf. Mir aber verging Hören und Sehen. Die Tauben waren — fort! Die Thüre des Käfig's, in dem ich sie herauf gebracht, und den ich neben mich hingestellt hatte, war offen. Wahrscheinlich hatten die klugen Thierchen sich unbeobachtet gesehen und das Weite gesucht. Mir blieb keine Wahl; verzweiflungsvoll klammerte ich mich an die

Lukenthür und rief: „Ach Herr Je, Herr Pastor, sein Sie nicht böse; die Tauben sind davon geflogen!"

Man denke sich das Entsetzen und die Verwirrung, die diese Worte in der andächtigen Gemeinde hervorbrachten. „Das ist ja Küsters Gottlieb," riefen endlich ein Paar Kampfgenossen mir ganz verwundert entgegen, der ich noch immer blaß und verblüfft auf den verworrenen Knäuel zu meinen Füßen herabsah. Der Pfarrer aber stand da, ein Bild des Jammers; Wuth und Beschämung wechselten in furchtbarer Schnelle auf seinem Antlitz. Das heilige Buch war ihm entfallen und krampfhaft packte seine Hand die Kanzel, um nicht in die Erde zu sinken. Ein schrecklicher Tumult brach jetzt los. Geschrei und Schimpfreden hallten furchtbar wieder, und selbst die Heiligkeit des Ortes vermochte dem wüsten Lärmen keinen Einhalt zu thun. Der Pastor und ich kamen endlich zu gleicher Zeit zur Besinnung. Heimlich schlich er von der Kanzel, heimlich ich von meinem Kirchthurme herab. In dem Gange begegneten wir uns beide: ein furchtbarer Blick und ein noch furchtbarerer Fußtritt waren die ersten Vorboten seines Zornes. Weinend kam ich nach Hause; dort hatten geschäftige Zungen schon den ganzen Vorfall erzählt. Der Vater schalt mich nicht, ja, einmal zuckte sogar ein schwaches Lächeln bei meiner Erzählung um die blassen, eingefallenen Lippen; die Mutter aber weinte und sagte, dabei wird es nicht bleiben.

Und wirklich blieb es nicht dabei. — Der Pfarrer legte die ganze Geschichte von den Tauben meinem Vater zur Last, der mich in seinem ketzerischen Glauben erzogen, mich zum Diebstahl und tausend andern Schlechtigkeiten angeleitet haben sollte, und wiederum war das Ende vom Liede, daß mein Vater seine Stelle verlor, und sich endlich noch glücklich schätzen mußte, daß er eine Anstellung als Dorfschulmeister fand. Aber die Kraft seines Geistes war gebrochen; noch einige Jahre gingen so kümmerlich hin, da trug man ihn hinaus auf die ewig grüne Insel des Friedens, an der sich ringsum vergeblich die sturmbewegten Fluthen des Lebens brechen. Nach einigen Monden folgte ihm meine theure Mutter.

So stand ich denn allein in der Welt, ohne Schutz und Liebe, und wäre mir vom Himmel kein heiteres Gemüth verliehen worden, ich hätte schon lange wünschen sollen, diese Erde zu verlassen. Aber bis jetzt hatte ich fast immer auf die Zukunft gehofft und dabei — mehr durch ein instinktmäßiges Gefühl, daß es so am besten sei, als durch die Philosophie — alle zu lebhaften Wünsche für das Glück der Gegenwart unterdrückt, da sie so ganz mit der Möglichkeit in Widerspruch lagen. Seit einiger Zeit jedoch war leider eine Veränderung mit mir vorgegangen; ich fühlte, und besonders diesen Abend fühlte ich sie mehr, als je, eine unaussprechliche Sehnsucht, etwas zu lieben, ... einen Freund bei mir zu haben, der meine — Gattin, meine geliebte, angebetete Gattin wäre. O, sie würde mich trösten und erheitern! Ihre Liebe würde mich auch in der ärmsten Hütte einem Könige gleich machen! Daß jedoch die zarte Flamme meines Herzens das treue Wesen nicht verhindern würde, zu erfrieren, wurde mir leider unter unwillkührlichem Schauer klar und fühlbar. Niedergebeugter, als je, erhob ich mich und lavirte ein wenig in meinem Zimmer, nämlich zwei Schritt vorwärts und dann einen rechts um. Das Gefühl meiner Lage folgte mir wie der Schatten an der Wand; ich fühlte mich zum ersten Male in meinem Leben entmuthigt und warf einen finstern Blick in meine dunkle Zukunft. Ich hatte keinen Gönner, konnte daher noch lange keine Beförderung erwarten, folglich kein eigenes Brod, ergo keinen Freund — eine Gattin, meine ich.

Aber was, in aller Welt Namen, sprach ich noch einmal zu mir, hilft das Grübeln? und wiederum bemühte ich mich alle trüben Gedanken zu verscheuchen. — Wenn doch eine Christenseele heute Abend zu mir kommen wollte! Wer es auch sei, Freund oder Feind, Alles würd' ich dieser Einsamkeit vorziehn; und sollte es selbst ein

Bewohner der Geisterwelt sein, er wäre — willkommen. Doch was war das? Dreimal klopfte es an die Thüre. Ich will doch nicht glauben.... Wiederum dreimal! Ich ging und öffnete. Niemand war zu sehen, nur der Wind zog heulend in den Treppen umher. Eilig verschloß ich die Thür, steckte die Hände in die Taschen und ging eine Weile auf und nieder. Da schien es mir, einige Augenblicke darauf, als hörte ich einen Seufzer. Ich lauschte; wiederum seufzte es, ganz deutlich, und noch einmal, so tief und klagend, daß ich in heimlicher Angst ausrief: „Wer da?" Keine Antwort.

Ich sann noch über den sonderbaren Ton nach, als ein schrecklicher Lärm, der sich, wie es mir schien, von dem Boden bis in den Keller verzog und mit einem fürchterlichen Stoß an meiner Thür endigte, meiner Unentschlossenheit ein Ende machte. Ich nahm das Licht, einen Stock und ging hinaus. Eine weiße riesenhafte Gestalt schwebte vor mir: plötzlich fühlte ich mich von ein Paar starken Armen heftig gepackt. Ich rief um Hilfe und wehrte mich so tapfer, daß sowohl ich als mein Gegner zu Boden stürzten, doch so, daß ich oben zu liegen kam. Wie ein Pfeil erhob ich mich um Licht herbeizuschaffen, als ich über irgend einen Gegenstand strauchelte. Ich glaube, daß mich jemand an den Beinen faßte, genug ich fiel zum zweiten Male, stieß mit dem Kopf an die Ecke des Tisches und verlor das Bewußtsein, während ich noch ein ärgerliches Geräusch zu vernehmen glaubte, das einem Gelächter sehr ähnlich kam.

Als ich die Augen aufschlug, begegnete ihnen ein blendender Lichtschein. Ich schloß sie wieder, lauschte einem unverständlichen Geflüster, öffnete sie von Neuem ein wenig, und versuchte, die mich umgebenden Gegenstände zu unterscheiden. Diese aber erschienen mir so räthselhaft und sonderbar, daß ich zu befürchten anfing, mein Verstand hätte durch den Fall gelitten. Ich lag auf einem Sopha, und — nein! ich täuschte mich wirklich nicht, das holde Mädchen, dessen Bild unaufhörlich meinem Geiste vorschwebte, stand wirklich vor mir, und legte mit einem rührenden Ausdrucke von Theilnahme Essigumschläge um meinen Kopf. Ein junger Mann, dessen Züge mir bekannt schienen, hatte meine Hand erfaßt. Ich bemerkte nun auch einen dicken Herrn, einen dito magern, die Frau, die Kinder, und in einem fernen Schimmer sah ich das Paradies des Theetisches; kurz ich befand mich durch einen Geniestreich des Schicksals mitten im Kreise der Familie, die ich vor einer Stunde noch mit so lebhafter Theilnahme betrachtet hatte.

Als ich vollends zur Besinnung gelangt war, umarmte mich der junge Mann mehrmals mit soldatischer Heftigkeit.

Erkennst Du mich denn durchaus nicht mehr? rief er aus, verdrießlich, mich an Leib und Seele wie eine Statue zu sehen. Hast Du denn so ganz August D. vergessen, dessen Leben Du jüngst mit der Gefahr Deines eigenen gerettet? Sieh hier meinen Vater, meine Mutter und meine Schwester Wilhelmine!

August's Vater aber, mit einem dröhnenden Faustschlage auf den Tisch, rief dazwischen:

Und deßhalb, weil Sie das Leben meines Sohnes gerettet, weil Sie ein von Grund aus braver, tüchtiger Kerl sind, weil Sie selbst hungern, um Andere zu speisen, deßhalb sollen Sie das Pastorat in H. haben. Doch nein, nicht deßhalb allein, unterbrach er sich selbst und meine beiden Hände in seiner mächtigen einen fassend rief er seelenvergnügt: „Herzensjunge — denn jetzt muß ich Dich dutzen — hat denn Dein Papa Dir nie von dem Leichfuß D. erzählt, dessen Tollheiten er sein ganzes, späteres Mißgeschick zuzuschreiben hat? Ich bin's ja, der seiner Diana Nachkommenschaft von ihm taufen ließ. Komm, Kassandra, Enkelin meiner Diana, komm, schrie er, und zog einen schönen Pudel bei den langen, zottigen Ohren hervor, und bedanke dich bei dem Herrn, dessen Vater sich so ehrenwerth Deines Geschlechtes angenommen." Cassandra jedoch, mit einem propheti-

schen Blicke auf die Liebkosungen ihres Gebieters, zog sich scheu unter den Sopha zurück, und wirklich erreichte sie noch ein kräftiger Fußtritt auf ihrem Rückzuge. „Ja, ja, ich war's, wiederholte der alte Herr mit einem gewissen Stolze; doch ich hätte Alles wieder gut gemacht, wenn nur Dein Papa nicht den vertrakten Eigensinn besessen hätte, niemanden seine Noth zu klagen. Ich zog hierhin, er dorthin; wir blieben gute Freunde, aber wußten nichts von einander, und so bin ich bis zum heutigen Tage in seiner Schuld geblieben, aber ich will sie mit Wucher abtragen, — wenn ichs kann, sprach er leiser und seine Stimme klang bewegt — und darum sollst Du für's Erste Prediger in H. werden, denn das jus patronatus ist mein, mußt Du wissen!"

Eine geraume Zeit vermochte ich weder zu denken, noch zu sprechen, und bevor durch tausend Erklärungen Alles zur Erklärung kam, hatte ich noch nichts Anderes gefaßt, als daß Wilhelmine nicht August's..... daß Wilhelmine August's Schwester war.

Letzterer war diesen Abend von einer Reise in Angelegenheiten des Seemessungs-Corps nach Hause zurückgekehrt. Das Schicksal hatte mir im vorigen Sommer das Glück gewährt, ihn aus einer Gefahr zu retten, in welche ihn Jugendhitze und Uebermuth gestürzt hatten. Seitdem hatte ich ihn nicht gesehen, und auch früher nur flüchtig seine Bekanntschaft gemacht, auf der Universität mit ihm ein Schmollis getrunken und dann meinen lieben Confrater vergessen.

Er hatte jetzt mit dem leicht erregten Enthusiasmus der Jugend seiner Familie diesen Umstand erzählt, nebst manchem andern, was er von mir wußte und nicht wußte. Der Vater stutzte bei Nennung meines Namens, erfuhr durch August meine ziemlich bekannte Lebensgeschichte, und im Eifer der Wiedervergeltung beschloß er, (nachdem er schon früher — wie ich später erfuhr — aus seinem Fenster einige barmherzige Anmerkungen über meine mageren Diners gemacht hatte,) mich aus dem Schooße der Armuth auf die höchsten Gipfel des Glückes zu erheben. Der entzückte August wollte mir auf der Stelle dieses Glück verkünden, und um zugleich seine Lieblingsneigung, Allarm zu machen, zu befriedigen, verwandelt er sich auf meiner Treppe in ein Gespenst. Diese Liebhaberei hatte zwar für mich eine starke, wenn auch nicht gefährliche Verletzung am Kopfe zur Folge, versetzte mich aber zugleich, wie mit einem Zauberschlage, über die Straße, aus der tiefsten Finsterniß, in das hellste Licht. Tausend Mal bat mich der gute Junge, ihm seine Unbedachtsamkeit zu vergeben, und tausend Mal versicherte ich ihn, die Sache sei nicht der Rede werth, und wahrlich, das Pastorat war ein Balsam, der eine noch größere Verwundung hätte unfühlbar machen können.

Erstaunt, und ein wenig verlegen erkannte ich jetzt, daß das Ohr und die Schulter, deren Besitzer so schrecklich in den Brodkorb gegriffen und über den ich meine Galle ausgelassen hatte, gerade August's Vater und meinem Patrone angehörten. Der dicke Herr, der auf dem Sopha saß, war Fräulein Wilhelminens Oheim.

Durch das zuvorkommende Betragen meiner neuen Freunde fühlte ich mich bald in ihrem lieben Kreise glücklich und heimisch. Die alten Herrschaften behandelten mich wie einen Sohn, die jungen wie einen Bruder und die Kleinen schienen in mir einen zukünftigen Pfefferkuchen-Freund zu ahnen.

Nachdem ich aus Wilhelminens schöner Hand zwei Tassen Thee erhalten, wobei ich beinah fürchte, noch mehr Zwiebacken genommen zu haben, als mein vortrefflicher Patron, erhob ich mich um Abschied zu nehmen. Man wollte mich durchaus zur Nacht behalten, aber ich blieb meinem Vorsatz getreu: die erste glückliche Nacht im dankbaren Gebet zu dem Lenker meines Schicksals in meiner eignen Wohnung zu verbringen.

Alle umarmten mich auf's Neue, und auch ich thats mit Allen, selbst mit Wilhelminen, obgleich mit gnädiger Erlaubniß. — „Hättest Du

es lieber bleiben gelassen, da es doch wohl das erste und letzte Mal gewesen sein wird!" dachte ich gleich darauf. August folgte mir.

In meinem Zimmer fand ich meinen Wirth vor, zwischen umgeworfnen Stühlen und Tischen; auf der einen Seite verzog sich sein Mund mit einem schrecklichen Lächeln bis zum Ohr, auf der andern Seite kroch er (der Mund) vor Aerger bis zum fetten Kinn herab; die Augen folgten denselben Richtungen, und das ganze, liebe Antlitz nahm sich wie eine großartige Zuckung aus, bis der Ton, in welchem ihm August gebot, uns zu verlassen, alles in die freundlichsten Mienen verwandelte, deren Autor unter unzähligen Verbeugungen endlich hinter der Thüre verschwand.

August war über Tisch, Stuhl und Bett in Verzweiflung. Ich hatte Mühe, ihn von der Züchtigung des Wirthes abzuhalten, der für solch elendes Nest noch obendrein Geld verlangen konnte, und nur mein bestimmtes Versprechen, mir morgen eine andere Wohnung zu suchen, konnte ihn beruhigen. — Aber sage ihm doch, bat August, ehe Du ihn bezahlst, daß er ein Schurke, ein Wuchrer, ein Betrüger ist, oder — wenn Du willst, so werde ich..... O nein, behüte, fiel ich ihm in die Rede, laß mich nur machen. — Nachdem mich mein junger Freund verlassen hatte, verbrachte ich glückliche Stunden mit den Gedanken meiner veränderten Lage zu, und dankte meinem Gott aus ganzer Seele.

Zu dem Pastorate versetzte ich mich im Geiste und fette Rinderheerden, schöne Gärten, mit Blumen, Früchten und tausend Gemüsearten sah ich in meinem herrlichen Paradiese, wo meine Eva mir zur Seite ging. Und dann: die unzählige Menge glücklicher Menschen, die, von meiner Rede erbaut, aus der Kirche strömten! Ich taufte, confirmirte, traute die geliebten Brüder meiner Gemeinde mit dem Eifer und der Freude meines Herzens und vergaß nur die — Beerdigungen.

Ein jeder brodlose Prediger, der eine Pfarre erhalten, ein jeder Sterbliche, der unvermuthet einen langersehnten Wunsch erfüllt sieht, kann sich leicht mein Entzücken vorstellen!

Mit all diesen reizenden Vorstellungen beschäftigt, schlummerte ich ein und der Traum führte meiner verwirrten Phantasie die buntesten Bilder und sonderbarsten Gestalten vor:

Ich predigte mit lauter Stimme und meine Gemeinde — schlief. Nach dem Gottesdienste drängten sich die Menschen wie Heerden aus der Kirche, und stießen mich, wenn ich sie ermahnen wollte. So mag ich wohl den ganzen übrigen Theil der Nacht gepredigt haben, denn am andern Morgen erwachte ich von dem Schall meiner eigenen Stimme, die da laut ausrief: „Amen!"

Kaum hatte ich mich angekleidet, als schon August in mein Zimmer trat, mit der Einladung, heute Mittag bei seinen Eltern zu speisen. Das Pastorat, Wilhelmine, der Mittag, die neue Kette zukünftiger Hoffnungen, beleuchtet von der klaren Sonne der Zukunft, Alles bestürmte mich von Neuem mit einer Freude, die man nur fühlen, nicht schildern kann.

Zwei Jahre darauf, an einem Herbstabende, saß ich am lodernden Kamine, in meinem eigenen Pfarrhause. Mir zur Seite saß spinnend meine kleine, geliebte Gattin, meine Wilhelmine. Ich wollte ihr eben meine nächste Sonntagspredigt vorlesen, von der ich für sie sowohl als für meine Gemeinde eine große Erbauung hoffte. Als ich nun so in dem Hefte blätterte, fiel ein loses Blatt heraus. Es war das Papier, auf welchem ich vor zwei Jahren, an demselben Abende, in ganz anderen Verhältnissen, meine trüben Gedanken niedergeschrieben hatte. Ich zeigte es meiner Gattin; sie las es, lächelte mit einer Thräne im Auge und ergriff schalkhaft die Feder und schrieb auf der Rückseite des Blattes: „Der Autor kann, — dem Himmel sei gedankt! — von seiner Lage jetzt das entgegengesetzte Bild entwerfen.

Er ist nicht mehr allein und sich selbst über-

lassen; sein stiller Seufzer findet Antwort; seine Leiden werden jetzt mit einer treuen Gattin getheilt; er geht, ihr Herz folgt ihm; er kommt, sie tritt ihm lächelnd entgegen; seine Thräne fließt nicht ungesehen, ihre Hand trocknet sie und seine Freude spiegelt sich in ihrem Blick; für ihn pflückt sie Blumen, um sein Haupt zu bekränzen, und seinen Pfad zu schmücken. Er liebt, er wird geliebt; er kann glücklich machen, er ist glücklich." —

Meine Wilhelmine hatte treu die schöne Gegenwart geschildert. Ich bin glücklich, ganz glücklich, und nimmer will ich verzagen, will jetzt, wie früher, mit einer Menge schöner Hoffnungen in die Zukunft voltigiren:

Ich hoffe also, daß meine Predigt am nächsten Sonntag meinen Zuhörern von Nutzen sein wird, und sollten die Verstockten schlafen, so hoffe ich, daß dieser Aerger meine Ruhe nicht stört.

Ich kenne meine Wilhelmine, und glaube, mich selbst eben so gut zu kennen, um nicht mit Gewißheit zu hoffen, sie stets glücklich zu machen.

Der holde Engel hat mir Hoffnungen gegeben, bald ein kleines Wesen zu meiner Wirthschaft addiren zu können.

Ich hoffe in der Zukunft zu multipliciren.

Von meinen Kindern habe ich allerlei Hoffnungen in petto. Bekomme ich einen Sohn, so hoffe ich, daß er mein Nachfolger wird...... ist's eine Tochter so.... wenn August warten wollte .... doch ich glaube, daß er schon auf Freiersfüßen geht.

Ich hoffe, mit der Zeit einen Verleger für meine Predigten zu finden.

Ich hoffe mit meiner Gattin bis in's hundertste Jahr zu leben.

Wir hoffen, meine Wilhelmine und ich, während unserers Lebens, die Thränen mancher Unglücklichen trocknen zu können. Wir hoffen einander nicht zu überleben.

Endlich hoffen wir, stets hoffen zu können; und wenn die Stunde kommt, wo die Hoffnungen der grünenden Erde bei dem klaren Lichte der ewigen Gewißheit schwinden, so hoffen wir, daß der allgütige Vater ein milder Richter sein wird seinen dankbaren hoffnungsvollen Kindern.

Die verschiedenen Eisenbahnpläne

zu Verbindung der Städte an dem obern Theile der Mittelelbe, der Spree und der Mitteloder.

Das erste Netz der Eisenbahnen, welche in nicht ferner Zukunft Deutschland überziehen werden, hat sich auf dem linken Ufer der Elbe geflochten, auf welchem bereits drei Eisenbahnen zusammenstoßen, und der Bau einer vierten, der Leipzig-Hofer, mit der Leipzig-Dresdner, Leipzig-Magdeburger und Berlin-Anhaltschen Bahn zusammenhangenden Eisenbahn ist definitiv beschlossen. Die erforderliche Anzahl der Actien ist untergebracht, und sie wird innerhalb der nächsten 6 Jahre vollendet sein.

Mit diesem Netze stehen zwar einige Städte auf dem rechten Elbufer, wie Berlin und Dresden, in unmittelbarer Verbindung, aber noch immer ermangeln die bedeutendsten Städte der zwischen dem oberen Theile der Mittelelbe und der mitteren Oder liegenden Gegenden, von denen wir nur die vier Endpuncte Berlin, Dresden, Breslau und Frankfurt an der Oder nennen wollen, der zu ihrer Vebindung unter einander erforderlichen Eisenbahnen. Doch werden sich auch diese finden. Die Verbindung zwischen Berlin und Dresden über Köthen und Leipzig ist eine unnatürliche; der Umweg ist zu groß, als daß man nicht die nur etwa halb solange Verbindung über Jüterbock und Riesa suchen sollte, zumal es dafür preußischer Seits nur einer Zweigbahn von Jüterbock nach Rießka bedürfte, und solchen Falles der Bau einer Zweigbahn von der Leipzig-Dresdner Eisenbahn nach Rießka bereits definitiv beschlossen worden ist. Daher darf man wohl erwarten, daß in nächster Zeit diese Verbindung zwischen Berlin

und Dresden, als ein Zweigunternehmen der Berlin-Anhaltschen Eisenbahngesellschaft, in das Leben treten werde.

Für die übrigen Verbindungen existiren vier verschiedene Comitee's bereits seit längerer Zeit. Es existirt ein Comitee für eine Eisenbahnverbindung zwischen Berlin und Frankfurt; die Arbeiten haben begonnen und die Bahn soll 1843 fertig sein; ein Comitee für die Eisenbahnverbindung zwischen Frankfurt a. d. O. und Breslau, ein Comitee für eine Eisenbahnverbindung zwischen Breslau, Leipzig und Berlin, und ein Comitee für die Erbauung einer Dresden-Oberlausitzer Eisenbahn hat sich bereits gebildet. Die ersten Elemente zu einer näheren Verbindung der hauptsächlichsten in der von den oben benannten vier Städten eingeschlossenen Gegend liegenden kleineren Handelsstädte mit diesen vier Hauptpuncten, so wie zu einer Verbindung der letzteren unter sich, sind also vorhanden, und die verschiedenen Eisenbahnentwürfe an sich dürften sämmtlich rationell sein. Eine Eisenbahnverbindung zwischen Frankfurt und Breslau wird durch die stets zunehmende Versandung der Oder zur unabweislichen Nothwendigkeit; dadurch allerdings erlangt Breslau indirect auch eine Eisenbahnverbindung mit Berlin, mittelst der Berlin-Frankfurter Eisenbahn. Aber Breslau bedarf eben so unabweislich einer directen Eisenbahnverbindung mit Leipzig; der Umweg über Frankfurt a. d. O., Berlin, Cöthen und Halle, nach Leipzig ist so groß, daß er alle den Eisenbahnen eigenthümlichen Vortheile aufhebt, und somit nicht benutzt werden kann. Dadurch ist zugleich die Erbauung einer Bahn von Breslau in der Richtung nach Leipzig nicht nur gerechtfertigt, sondern unabweislich bedingt.

Ist indessen auch die Richtung aller dieser Bahnen im allgemeinen gegeben, so sind doch die Ansichten über die wirkliche Wahl der Bahnlinien sehr verschieden.

Einerseits geht man von dem Grundsatze aus, die Verbindung zwischen Breslau einerseits, und Leipzig und Berlin anderseits, sobald die Zweigbahn Jüterbock-Riesa fertig ist, direct über Liegnitz und durch das Thal der schwarzen Elster, oder vielleicht gar über Sonnenwalde zu suchen und einen Anschluß an die Jüterbock-Riesaer Bahn zu erreichen, um mittelst der letzteren rechts nach Berlin, links nach Dresden und Leipzig gelangen zu können, und will von Breslau-Frankfurt, wie es scheint, keine Notiz nehmen. Anderseits herrscht die Ansicht vor, die Breslau-Frankfurter und Breslau-Leipziger Bahn eine Strecke weit, etwa bis Liegnitz, zusammmen zu führen, dort aber dieselbe in zwei Arme zu theilen, um auf der einen Seite Frankfurt a. d. O., auf der andern Seite die Dresden-Oberlausitzer Eisenbahn zu erreichen. Die sofortige Ausführung der letzteren ist für diesen Fall zugesichert, die eventuelle Erlaubniß der sächsischen Regierung bereits gegeben, und alle Vorarbeiten und Anschläge sind beendigt. Mittelst dieser letzteren Bahn wäre dann Leipzig, so wie mittelst der in beiden Fällen vorausgesetzten Zweigbahn Jüterbock-Riesa, auch Berlin zu erreichen.

Vergleicht man beide Entwürfe mit einander, so dürften die überwiegenden Gründe für die Ausführung des zweiten Entwurfs sprechen. Allerdings kommt auf diese Weise die Strecke Eisenbahn von Liegnitz bis Frankfurt an der Oder zu der nach der ersten Ansicht beliebten Eisenbahn zwischen Breslau und Riesa-Jüterbock dazu. Dagegen aber würde auch durch einen Anschluß an die Dresden-Oberlausitzer Eisenbahn, etwa bei Goerlitz, die ganze zu Ausführung des ersten Planes noch erforderliche Strecke Eisenbahn von Rothenburg bis zum Anschlusse an die Jüterbock-Riesaer Bahn erspart; diese Strecke ist nicht viel kürzer, als die zwischen Liegnitz und Frankfurt a. d. O. Das Terrain aber ist auf derselben ungleich schwieriger als auf der andern. Die Kosten würden sich daher auch auf diese Art gewiß nicht höher stellen. Dagegen würden folgende unbezweifelte Vortheile für Breslau hervorgehen:

1. Es bekäme über Frankfurt eine directe Ei-

senbahnverbindung mit Berlin, so gut wie nach dem ersten Plane, und hätte die Eisenbahnverbindung mit Frankfurt a. d. O., die wegen der Messen allein schon von großer Wichtigkeit ist, auf dem directesten und nächsten Wege ohnedieß voraus.

2. Es käme, unerwartet der Erbauung der Zweigbahn Riesa-Jüterbock, mit Leipzig und Dresden in eine jedenfalls viel nähere directe Verbindung.

3. Die Eisenbahn würde besser rentiren, weil ihr die bedeutenden Güterzüge aus Dresden, dem Erzgebirge, und aus den starkbevölkerten und fabrikreichen Gegenden und Städten der Oberlausitz der ganzen Länge nach zu Gute kommen würden.

4. Sie würde leichter zu Stande kommen, weil diesem Unternehmen die Unterstützung der zahlreichen und reichen niederschlesischen Oderstädte zu Theil werden würde.

So viele und so wichtige Gründe sollten allein schon hinreichend sein, den zweiten Plan allgemein annehmlich zu machen. Noch mehr aber dürfte dies geschehen, wenn man, ihnen gegenüber, die Nachtheile in Betracht zieht, welche von der Ausführung des ersten unzertrennlich sind.

Sehen wir auf das Terrain, so führt die bezeichnete Bahnlinie von Rothenburg aus längs der schwarzen Elster bis zum Anschlusse fast ohne Ausnahme durch sumpfige, sandige und von Tausenden von Teichen übersäte Gegenden; selbst von letzteren wird man eine sehr bedeutende Anzahl bei der Bahnlinie auf keine Weise vermeiden können. Die Ueberwindung aller dieser Schwierigkeiten, welche bei dem zweiten Plane wegfallen, dürfte sehr bedeutende Kosten verursachen.

Die Bahnlinie würde ferner, so wie sie Schlesien verläßt, fast nur durch arme, wenig bevölkerte Gegenden ohne alle Industrie sich hinziehen. Sie würde nur einige wenige kleine Städte berühren und auf der einen Seite die reichen niederschlesischen Oderstädte, auf der andern Seite die nicht minder wohlhabenden und bevölkerten Städte der Oberlausitz, Lauban, Görlitz, Loebau und Bautzen, in weiter Entfernung liegen lassen.

Daraus ergeben sich zwei nothwendige Folgen ganz unvermeidlich. Zuerst werden alle diese Städte einer so weit abliegenden Bahn, die ihnen nichts nutzen kann, natürlich ihre Unterstützung versagen, und es wird demnach, da die Gegenden, durch die sie, so wie sie Schlesien verläßt, ziehen soll, durchaus nichts für sie zu thun im Stande sind, große Schwierigkeiten haben, die dafür erforderlichen Gelder aufzubringen. Sodann werden derselben die wenig bevölkerten und armen Landstriche, durch die sie großentheils führt, weit nicht eine solche Anzahl von Reisenden und Gütern liefern, als dies von den Gegenden, welche der zweite Plan umfaßt, mit der vollesten Gewißheit zu erwarten ist. Daraus folgt nothwendig, daß sie bei gleichen, oder größeren Unkosten viel geringeren Ertrag liefern wird, als eine nach dem zweiten Entwurfe ausgeführte Eisenbahn abzuwerfen vermöchte.

So viele Gründe für den ersten und für den zweiten Entwurf, für die Führung der Bahnen über Liegnitz nach Frankfurt auf der einen und nach Görlitz auf der andern Seite, sollten die Entscheidung nicht zweifelhaft lassen. Der Einwurf, daß dann die Eisenbahnverbindung zwischen Breslau und Berlin mittelst der Eisenbahn eines fremden Staates statt habe, paßt aus doppelten Gründen nicht. Zuerst nicht, weil Breslau eine directe Verbindung mit Berlin im Inlande über Frankfurt a. d. O. erhalten würde; sodann nicht, weil Sachsen dem Zollverband angehört, mithin in Bezug auf den Transport der Güter vollkommen als Inland zu betrachten ist, da derselbe überall nicht auf die allergeringsten Hindernisse stoßen kann.

Sonach stellt sich als Resultat der ganzen Betrachtung heraus, daß man vorzugsweise den zweiten Plan befolgen sollte, und daß jedenfalls dieser am besten geeignet ist, den künftigen Actionairs Vortheile zu gewähren.

Dr. F. Schmidt in Zittau.

Ueber italienische Musik und italienischen Gesang.

Der immer wiederkehrende Streit für und wider die neuere italienische Musik, welcher neuerdings durch die Vorstellungen der auf der Königsstadt gastirenden Operngesellschaft auch hier lebhafter angeregt ist, gab Veranlassung die nachstehenden Zeilen niederzuschreiben.

Die italienische Opernmusik — denn von dieser allein ist hier die Rede — kann und darf nur im Zusammenhange mit dem Gesange, nur als gesungene Musik beurtheilt werden. Das Wesen der Oper ist eben, daß sie gesungen werde. Die Instrumentation und die Worte zu derselben sind begleitend, sie stehen im Dienste des Gesanges und dürfen für sich ein Wesentliches nicht ausmachen. Von diesem in der Sache selbst liegenden und somit allein richtigen Gesichtspunkte sind die Compositionen der Italiener überhaupt zu betrachten; von diesem Gesichtspunkte gehen insbesondere aber auch die angefeindeten neueren italienischen Componisten aus, als deren Repräsentanten Bellini und Donizetti anzusehen sind: sie ordnen daher dem Gesange mit Recht alles Uebrige unter.

Der Gesang, als der Ausdruck der inneren Empfindungen der Seele, verlangt in dieser Ausdrucksweise vor Allem Melodie, auf deren Schwingen die Stimme des Sängers sich ungehindert, in voller Freiheit ergehen kann und so ihre ganze Fülle und Kraft zur Geltung bringt. Alles, was diese freie Bewegung hemmen kann, als: schroffe harmonische Gegensätze, das Hervortreten der Instrumentalbegleitung, schwer zu treffende Intervalle und alle der Mechanik der menschlichen Stimme entgegenstehende Behandlung, gehört in keine Musik, welche gesungen werden soll; dies muß auf das Feld der Instrumentalmusik verwiesen werden. Hierbei, wird man uns einwenden, läßt sich dem Gesangsstück eine den untergelegten Worten und der in der Oper dem Sänger gegebenen Situation entsprechende charakteristische Färbung geben. Darin stimmen wir mit den Gegnern der italienischen Oper überein, doch nur, wenn sie eine über einen bestimmten Grad nicht hinausgehende Charakterfärbung verlangen. Auch hierin haben wieder die Italiener die richtigere Grenze gehalten und niemals auf Kosten des Melodischen charakterisirt. Auf der höchsten Spitze der Leidenschaft hören wir bei ihnen noch immer die freie Bewegung der Melodie, den freien Erguß dieser Seelensprache. Da ist kein ängstliches Klebenbleiben an den Worten. Der Italiener färbt mehr durch Tempis, Rhythmus und überläßt hauptsächlich dem Sänger die weitere und bestimmtere Ausführung. Bei den neueren deutschen Componisten, unter Vortritt von Weber, ist dagegen eine musikalische Malerei Methode geworden, welche — an und für sich vortrefflich — nur zu oft auf Kosten des Ausdrucks der inneren Empfindungen Geltung gewinnt; das Heulen des Sturmes, das Flüstern in den Bäumen, das Rieseln eines Bach's und andere Andeutungen äußerer, gleichgültigerer Umstände finden wir beinahe in jeder Oper Weber's wieder. Hierzu kommt aber noch, daß die Deutschen, als Schöpfer der Instrumentalmusik, es nicht überwinden können, derselben eine zu große Bedeutung in der Oper einzuräumen, und nur zu oft der menschlichen Stimme etwas zuzutrauen, was irgend einem Instrumente anheimfallen müßte. Der Sänger wird hierdurch dergestalt beschränkt, daß er gut thut, die vorgeschriebenen Noten nur richtig zu singen, wenn er bei einiger Selbständigkeit nicht gleich fühlen will, daß der Gesang hier nicht auf seinem naturgemäßen Felde ist. Der Gesang erscheint uns hier, wie eine in den Netzen einer Spinne gefangene Fliege; er versucht aus der Umgarnung der Begleitung sich loszuwinden, aber es gelingt ihm selten. Dies beengende Gefühl ist uns bei der italienischen Musik niemals überkommen.

Der größte Operncomponist, Mozart, hatte wohl richtig erkannt, daß die italienische Anschau-

ungsweise die allein richtige und wahre sei, und bildete sich ganz in derselben, so weit es auf die Behandlung des Gesanges ankam. Wie könnten wir uns auch sonst die Compositionen seiner Arien der Königin der Nacht, der Constanze und Donna Anna erklären, wie ließe es sich rechtfertigen, wenn er in den herrlichen Duetten aus Don Juan zwischen Donna Anna und Don Ottavio und aus der Entführung zwischen Constanze und Belmonte die Worte: „tra cento affetti e cento“ und „morir con te mio speme“ in der Art gleichsam zersetzt, daß er zwischen jede Silbe eine Pause setzt. Es beweist, wie weit der Operncomponist gehen darf, wenn es darauf ankommt, dem Gesange seine freie melodische Bewegung und seine Herrschaft zu erhalten.

Wir kommen nun wieder auf das zurück, was wir schon oben angedeutet haben, daß nämlich der italienische Componist dem Sänger die bestimmtere Färbung des Gesangsstücks durch seinen Vortrag überläßt. Hier tritt insbesondere der innere Zusammenhang des Gesanges mit der italienischen Methode hervor. Gesangsstücke von unseren besten Sängern vorgetragen und in dieser Weise als Maßstab für die Musik selbst genommen, sind oft genug als kraft- und saftlos, als triviale Virtuosenstückchen verschrien worden; von unseren Gästen, welchen doch nur ein zweiter und dritter Rang unter ihren Landsleuten zugestanden werden darf, gesungen, — nicht der Vortragsweise der großen Pasta zu gedenken — erscheinen uns dieselben Gesangstücke ausdrucksvoller, wir finden nichts Mattes, Schlaffes, nichts Erkünsteltes darin. Es ist hier jenes Wort eines berühmten Philosophen, Hegels, zu wiederholen, welcher, nachdem er italienische Sänger in Wien gehört, hierher schrieb: er begreife nun, wie die Rossini'sche Musik in Berlin so viele Widersacher finde; diese Musik sei nur für italienische Kehlen geschrieben, sie habe nur Bedeutung als so gesungene Musik.

Schließen wir mit dem historischen Beweise unsrer Ansicht. In beiden Weltstädten Paris und London ist in der letzten Zeit der Freischütz von Weber aufgeführt worden. Alle Berichte, welche wir darüber gelesen, sprechen insbesondre von dem großen Beifall, welchen Ouverture und Chöre hervorgebracht haben. Es beweist, wie richtig im Allgemeinen das musikalische Urtheil des Pariser und Londoner Publikums ist, welches durch das langjährige Hören der besten italienischen Oper einen allgemeineren Standpunkt in der Beurtheilung, als das unsrige, gewonnen hat. Ouverture und Chöre sind gerade diejenigen Musikstücke, welche einerseits ganz dem Gebiete der Instrumentalmusik, anderseits mehr dem Gebiete des strengeren, den Deutschen eigenthümlichen, musikalischen Verstandes angehören und in welcher Gattung den Deutschen vor den Italienern unbedingt der Vorrang einzuräumen ist.

Es ließe sich endlich noch Vieles über das nationelle Treiben eines italienischen Theaterpublikums sagen, woher noch manches Eigenthümliche der italienischen Musik zu erklären ist; allein dies würde für den Zweck dieser Zeilen, nur allgemeine Gesichtspunkte herauszuheben, zu weit führen. —

R.

Mittheilung aus Paris über Mickiewicz.

Vor einiger Zeit brachte der National eine Kritik über die Literaturvorträge dieses Dichters, die voll Leidenschaft und Befangenheit strotzte. Der Pfeil gegen den allverehrten Menschen und Gelehrten war jedoch sehr ungeschickt abgeschossen und erreichte vor Mattigkeit sein Ziel so wenig, daß er schon auf halbem Wege liegen blieb. Man dachte jenes Angriffs nicht mehr, bis sich das Posener Literarische Wochenblatt aus guter Landsmannschaft bewogen fühlte, ihn in seinen Kolumnen aufzufrischen. Deshalb geben wir der Wahrheit die Ehre.

Der Cursus der Vorlesungen über Slawische Literatur braucht Zeit, um sich ruhig zu entwickeln; er muß von dem Hauptheerde der Gedanken in das Einzelne hineindringen, die Gränze berühren, seine Richtung erkennen lassen, eine gewisse Gestalt annehmen, und das geschieht Alles nicht in einer Vorlesung. Der Gewissenhafte wartet daher mit seinem Urtheile, bis er eine Ganzheit vor sich hat, es ist kindisch nach einzelnen Worten aus abgerissenen Gedanken zu greifen, und noch verdammenswerther, daraus Schlüsse und Anklagen zu ziehen. Der National hatte noch vier oder fünf Vorlesungen ab iralo ein donnerndes Manifest gegen Mickiewicz erlassen. —

Der Hauptvorwurf des National betrifft die Definition des Wortes Vaterland. Mickiewicz hatte nach jenem Anklagartikel das polnische Vaterland ein unsichtbares genannt, das nur in der Idee existire, und mehr eine Sache des Herzens als des Verstandes sei. In der That waren das mehr oder weniger die Worte des Verfassers, die in mancher Hinsicht vielleicht zu nachdrücklich sein möchten. Die Eile der Improvisation erklärt ihren schwachen Zusammenhang — in gewisser Rücksicht geben sie einen wahren Gedanken. Solchen Gedanken faßt nicht Jeder, es gehört gewisser Muth dazu, ihn auszusprechen; denn in ihm liegt der Keim nothwendiger Aenderung unseres Volkscharakters. Nun — das Wort Vaterland hat nicht für alle Völker dieselbe Bedeutung. Zwar beweißt uns der National durch die Dictionaire Linde's und der französischen Akademie: Vaterland sei das Land, worin man geboren sei; zwar unterstützt er seine Meinung mit der pedantischen Formel des Professors Lenormant, doch wir erwarten, daß die Bedeutung gewisser Worte, die etwas Umfassendes bezeichnen, nicht in Dictionärs und Encyklopädieen, sondern in der höhern Begriffssphäre, in der historischen Erfahrung zu suchen ist. Polen fiel; für sein Volk war das Land wahrscheinlich etwas Schönes, Poetisches, aber ohne einen deutlichen, kräftigen Gedanken. Die dadurch herbeigeführte weinerliche Sentimentalität, manchmal ein herrliches Gefühl, hat uns viel Unheil gebracht. Wir wollen eine liebende Sehnsucht erhalten und darin leben, wir müssen es in Allem, was nationell ist, aber es bedarf hier mehr praktischer, mehr bündiger Ansichten.

Es ist leicht, wenn man einmal zugegeben hat, Mickiewicz habe das Vaterland geopfert, über Koszciuszko und die andern Helden des Vaterlandes zu verhandeln. Es sind wahrlich heilige Namen, und um so heiliger sie sind, desto größer ist die Sünde, ihren Verdiensten etwas abziehen zu wollen... Der Ankläger giebt ferner an, Mickiewicz habe, als er von der Bewegung im Slawenthume gesprochen, den Vergleich aufgestellt, diese Bewegung geschehe, wie der Lauf der Himmelskörper. Wer wisse nicht, daß dieser Lauf um den größten Planeten, die Sonne vollendet werde? wer könne sich nicht denken, daß das größte Stück im Slaventhume Rußland sei?"

Wozu dieser verrätherische Anfall? warum hat der Schreiber sich nicht klar ausgelassen? Aber vorher fragen wir ihn, wer ihm das Recht gab, den Gedanken des Professors zu verdrehen und falsche Schlüsse daraus zu ziehen? Mickiewicz hat nicht so gesagt.

Daß er auch Rußland Gerechtigkeit widerfahren läßt, daß er zu schätzen weiß, was in der Vergangenheit der Russischen Nation groß war und in der Gegenwart bewundernswürdig ist, darin hat er unsern Beifall. Eine Nation, die zu solcher Macht gekommen ist, hat sich nicht bloß durch Raub erhoben; im Gange der historischen Entwickelung mußte der Saame zu Größe und Kraft liegen. Einen zu engen Patriotismus mögen wir nicht; er führt zu schiefen Urtheilen; wir müssen auch den Feinden Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Sehr wohl wissen wir, daß es Leute giebt, welche die Politik überall hineinführen, die Alles auf der Welt nach demselben Maaßstabe beurtheilen, ob es ihren Ansichten anpaßt oder nicht. Diese möchten aus dem Katheder der slawischen Literatur

eine Tribüne der Propaganda machen. Mickiewicz faßt seine Pflicht besser und richtiger auf. Die Wissenschaft muß immer so hoch stehen, daß sie menschliche Leidenschaft und momentane Interessen, wie schätzbar diese auch sein mögen, nicht erreichen. Was Mickiewicz heute sagt, ist ganz übereinstimmend mit dem, was er vor Jahren sagte; als Lehrer nimmt er die Vergangenheit partheilos, als Mensch theilt er alle Gefühle, alle Hoffnungen seiner Landsleute.

Lächerlicher ist von dem Ankläger nichts, als die Hinzufügung seiner Bemerkungen: der dem Mickiewicz gegebene Rath zu lesen, ist wenigstens nicht uneigentlich; aber die statistischen und geographischen Verbesserungen, worunter z. B. steht, Böhmen seie kein Carré, sondern ein quadrilatère régulière waren äußerst überflüssig.

Die Rücksicht auf den großen Nationalruhm des vor Ausländern auftretenden Poeten befahl allen Polen, sich um ihn zu häufen, und dies geschah ohne Fanatismus, ohne geräuschvolle Lobpreisungen, aber im starken Gefühle der Zuneigung und der Einheit der Verehrung; solcher Anblick müßte die Ausländer staunen machen — aber unsere polnische Natur muß sich überall zeigen. Ein Pole spricht öffentlich — der Andere hört in der Einfalt des Geistes; aber sein Ohr ist nur mit Unwillen gespannt; er hörte recht, oder hörte vielleicht noch nicht ganz, aber er ruft so schnell als möglich: veto. Zwar ruft ers polnisch, aber etwas leiser wiederholt ers französisch, und wenn er's nicht wiederholt, so schnappt ein Anderer seinen Witz weg, und das ganze Geschnatter geht endlich durch alle Tageblätter von Paris.

Was der National über die Vergangenheit Mickiewicz sagt, fühlen wir noch heute eben so sehr und behaupten, daß er einen Standpunkt eingenommen hat, wie er es mußte. Sein Vortrag ist voller Nationalgefühl, belehrend, schön und einfach; vielleicht ist das System nicht klar genug gezeigt; das Unsystematische läßt sich beim Dichter eher als beim Professor rechtfertigen, aber immer ist seine Rede ungetrübt und frei von kleinlichen Leidenschaften. A. M.

Feuilleton.

Das Journal des Debats erzählt uns, Berlin werde jetzt eine stehende italienische Oper, und Herr Cerf dafür 25,000 Thlr. Subventionsgelder erhalten; er sei im Begriff, ein neues Personal zu diesem Zweck zusammenzubringen, und habe bereits die junge und schöne Sängerin, Dlle. Hähnel, welche bisher bei der Königlichen Oper engagirt gewesen (!), gewonnen. Eine köstliche Verdrehung! Dlle. Hähnel ist kaum vom Königstädter zum Königlichen Theater übergegangen, so engagirt sie das Journal des Debats wieder für jenes. Es ist ein wahrer Fluch der französischen Blätter, daß sie auch bei den einfachsten deutschen Verhältnissen Confusion machen müssen. Die Nachricht über die italienische Oper ist übrigens richtig. Diese wird beibehalten, und die Mitglieder der deutschen Oper, selbst der so talentvolle H. v. Kaler sind entlassen. Negri, der Direktor der italienischen Truppe, ist nach Mailand gereist, um neue Mitglieder zu engagiren. Denn wie sie jetzt ist, möchte sie schwerlich den dauernden Beifall des Publikums sich erhalten. Ueberhaupt müssen wir das Gelingen der Spekulation sehr in Zweifel ziehn. Das Verhältniß der Musik in Italien ist ein andres als in Deutschland. Uns beherrscht nicht so ausschließlich der musikalische Sinn, wie die Italiener, welche darin ihr Nationalinteresse finden, und wir halten auch nicht unsre Gesellschaften im Theater ab, wie jene. Es wäre uns unerträglich, alle Abend ins Theater zu gehn, und den ganzen Winter über die zwei oder drei Opern der Saison zu hören. Es ist uns auch höchst gleichgültig, ob Donizetti eine neue mittelmäßige Oper geschrieben hat, wir fühlen uns nicht gezwungen, darum ins Theater zu gehen.

Nur wenn es der deutschen Kunst in wahrem und vollem Sinne diente, würde unser Nationalinteresse dafür wach sein. Das Ausländische mögen wir wohl kennen lernen und unter uns dulden, aber nicht uns davon beherrschen lassen. Spekulationen, welche hierauf berechnet sind, bieten einen Reiz für den Moment, nicht mehr; wenn die Neugier erschöpft ist, geht auch das Interesse verloren. Man gebe uns eine deutsche Oper, in der Leben und Bewegung ist, d. h. man setze unsre jungen Componisten in den Stand, nach einem guten Libretto ihre Opern in Muße und sorgenlos schreiben zu können; lasse Einen nach dem Andern zum Wettkampf um den Preis der höchsten Kunst gelangen, und suche die heimischen Gesangstalente auf: dann wird man sehen, ob die Nation nachhaltige Theilnahme für das Theater, das so zur wirklichen Kunstanstalt wird, zeigt, oder nicht. Als das Schauspiel eine solche Epoche im vorigen Jahrhundert durchlebte, fehlte es wahrlich nicht an Dichtern, Künstlern und an der Begeisterung des Volkes: warum sollte es jetzt nicht noch so sein, da doch der Kunstsinn um so viel mehr ins Volk gedrungen ist? Aber noch hat man dem Nationalgeist nicht gegeben, was er fordern soll und darf.

Mad. Schröder-Devrient wird zu Gastrollen erwartet. Schwerlich werden wir aber deßhalb die Hugenotten zu hören bekommen. Sophie Löwe, welche sich in England sehr unglücklich gefühlt hat, wird wahrscheinlich zum Herbst nach Berlin zurückkehren. Auch eine junge Sängerin, Dlle. Clara Krüger, die Tochter des unlängst verstorbnen Schauspielers Wilhelm Krüger, welche ihre Gesangsstudien in Mailand vollendet hat, ist hier angekommen, und man hofft, sie bald zu hören. Ihre Stimme wird sehr gerühmt. —

Berlin wird nun bald auch mit Omnibus versehn sein. H. Claudius, der Erbauer der patentirten sechsrädrigen Wagen, wird einen solchen als Omnibus für die Anhalter Bahn aufstellen, und dieser dann bestimmte Linien befahren und Passagiere unterwegs aufnehmen. Gewiß werden dann diesem Beispiele andre Unternehmer nachfolgen.

Gutzkow hat im Telegraphen Xenien drucken lassen, die, in der Form zwar vernachlässigt, den Einfällen nach aber recht gut waren. Es sollten sich mehrere von unsern Dichtern auf diese Form legen; die Zeit ist ganz danach angethan.

In den Liedern der Zeit, einer empfehlungswerthen Sammlung neuster Gedichte, ist als Anhang ein vortrefflicher Aufsatz aus der Augsburger allg. Ztg.: Pia vota für Deutschland abgedruckt. Der Verfasser desselben ist einer unsrer talentvollsten jüngeren Dichter, der sich als Lyriker und Kritiker bekannt gemacht hat. Jener Aufsatz verräth ein nicht minder bedeutendes Talent für die publicistische Debatte.

Einem leugnenden Diebe wurde die geständige Aussage einer Mitschuldigen vorgehalten. Er behauptete, daß diese todt sei, und blieb hartnäckig dabei. Sie wurde ihm unvermuthet aus dem Gefängnisse vorgestellt. Im Eifer sagte er jetzt: die Person ist todt, Herr Criminalrath, glauben sie ihr nicht, sie ist ihr Lebelang eine arge Schwindlerin gewesen, sie schwindelt auch jetzt wieder.

(Kriminalistische Zeitung)

Der Baron de la Motte Fouqué wird sich mit dem 1. Oktober gänzlich von Halle nach Berlin übersiedeln, und hier, wie dort, Vorlesungen über Literatur für Damen und andere empfindsame Seelen halten. Somit hätten wir, den einen Clemens Brentano ausgenommen, die Ueberbleibsel der romantischen Schule in Berlin beisammen. Ob wohl das junge Deutschland sich noch einmal so zusammen finden wird? Wir zweifeln.

Gedruckt bei F. Nietack. Verlag von Carl J. Klemann.

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. **Karl Riedel.**

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend eine Lieferung zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an die Verlagshandlung von Carl J. Klemann, Burgstraße Nr. 8, zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden ebendaselbst angenommen. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 32. Berlin, den 14. August 1841.

Inhalt: Ueber Handelstraktate; von Dr. F. Schmidt. — Lenore; eine Skizze von Joh. Blau. — Riemer's Mittheilungen über Goethe; von E. Meyen. — Feuilleton.

Ueber Handelstractate.

So allgemein auch immer der Nutzen und die Wohlthätigkeit des deutschen Zollverbandes anerkannt wird, so sehr gegenwärtig die industriellen Klassen die Fürsorge der hohen Staatsregierungen für Befreiung und Erweiterung des innern Marktes dankend rühmen, so wenig haben sich die Bemühungen derselben für weitere Ausdehnung des Verkehrs der Zollvereinsstaaten mit dem Auslande, obwohl sie auf gleicher Basis beruhen, eines ähnlichen Beifalls zu erfreuen.

Als Beleg dazu können die Handels- und Schifffahrtsverträge mit dem Königreiche der Niederlande, und mit England, dienen. Von beiden war kaum die erste Kunde erschollen, als sich schon in deutschen Zeitschriften, zum Theil ehe man noch nähere Kenntniß von dem Inhalte derselben hatte, ein allgemeines mißbilligendes, und man darf wohl sagen blindes, Geschrei gegen dieselben erhob, welches überall nur den höchsten Nachtheil, wo nicht den Untergang, für die deutsche Schiffahrt, wie für einzelne deutsche Gewerbszweige erblickte, und den ganzen Vortheil derselben auf Seiten des Auslandes sehen wollte. Laut und unumwunden wurde das Verlangen ausgesprochen, daß die deutsche Industrie vor Abschluß jedes Handelstractats gehört werden müsse, wie dieß auch in England der Fall sei; es herrschte die freieste Discussion, und doch ist immer noch jeder Stein ruhig auf dem andern liegen geblieben. Wohl wurden auch vertheidigende Stimmen laut, doch die mißbilligenden befanden sich in der Mehrzahl. Indessen sind die Ratificationen des Tractates mit England abgeschlossen, und er ist eine Thatsache, die sich bis 1848, als wo die Kündigung erst möglich ist, wohl geltend machen, und eben so gut sich Anerkennung verschaffen wird, wie sich der, anfangs ebenmäßig hart angefochtene, Zollverein selbst dieselbe bereits längst erwirkt hat. Die Frage über die Erneuerung des Vertrages mit dem Königreiche der Niederlande, so über etwanige Modificationen desselben, ist noch schwebend. Wir werden daher hier weder über den einen, noch über den andern dieser Tractate sprechen; jener ist eine Thatsache, über welche die Erfahrung am besten entscheiden wird, dieser kann theils als schwebende Frage nicht füglich ein Gegenstand der Discussion sein, theils hat die preußische Staatszeitung, so wie einige andere geachtete öffentliche Organe, denselben, wie er zeither war, in jeder Richtung besprochen, so daß überflüssig erscheinet dem noch etwas beizufügen. Aber wir wollen uns einige allgemeine Bemerkungen über Handelstractate, sowie über die Gründe, warum sich gewöhnlich über-

all mehr tadelnde Stimmen gegen dieselben hören lassen, erlauben, um daraus zu bemessen, welches Gewicht denselben beizumessen sei, und welche Folgen dadurch entstehen dürften, wenn die Ansichten der Betheiligten vor dem Abschlusse gehört, und sofort buchstäblich beachtet würden.

Alle Handelsverträge zwischen zwei abgeschlossenen Zollsystemen sind nur auf der Basis der Reciprocität der Bewilligungen möglich; d. h. jeder Theil muß dem andern einige Concessionen machen, welche, gegen die zeitherige Lage der Dinge, als Begünstigungen erscheinen, außerdem, und auf einseitige Begünstigung, ist kein Handelsvertrag möglich, und es ist vollkommen absurd, obwohl es häufig genug geschieht, zuerst von den Regierungen Verträge mit dem Auslande zu verlangen, damit die inländischen Erzeugnisse auf den ausländischen Märkten zu günstigeren Bedingungen Absatz finden können, und dann, wenn sie diesem Begehren nachkommen, sich darüber zu beschweren, daß auch dem Auslande Begünstigungen auf den Märkten des Inlandes gestattet werden mußten, um andere Begünstigungen für inländische Erzeugnisse auf den Märkten des Auslandes dafür zu erhalten.

So wie die Productionsfähigkeiten und die Absatzwege jedes Landes von dem eines anderen mehr oder weniger verschieden sind, so ist es auch natürlich, daß die bei Handelsverträgen gegenseitig bewilligten Begünstigungen selten ein und dasselbe Erzeugniß betreffen können, sondern daß sie in der Regel verschiedenartigen Producten beider Länder zutheilwerden. Freilich bleibt dann nicht so genau zu bemessen, ob das eine Land für die seinerseits gewährte Begünstigung von der ihm zugestandenen Begünstigung genau eben so vielen Vortheil ziehen werde, wie der andere contrahirende Theil von der ihm zu theilgewordenen Begünstigung. Indessen eine solche Berechnung gehört ebenso in das Reich der Unmöglichkeiten, als, wenn sie jedem Handelstractate vorher gehen müßte, jeder Handelsvertrag dadurch allein unmöglich werden würde.

Im allgemeinen muß man annehmen, daß jeder Handelstractat, der auf gegenseitigen Concessionen beruht, auch für beide Theile Vortheile gewähre, weil jede Erleichterung des Verkehrs zugleich eine Beförderung desselben, und der Industrie überhaupt ist. Ob daraus für einzelne Gewerbszweige der Betheiligten auch Nachtheile entstehen, ob dieselben größer sind, als die erlangten Vortheile auf der andern Seite, ob sie dauerhaft sind, oder sich am Ende ausgleichen, darüber muß erst die Erfahrung abgewartet werden, und es möchte daher leicht jedes aprioristische Urtheil als ein voreiliges erscheinen. Der contrahirende Staat hat daher seinerseits genug gethan, wenn er

1. sich nur sorgfältig hütet, die einer anderen Nation zugestandene Begünstigung auf dieselbe zu beschränken, sondern sich die Freiheit vorbehält beliebig alle anderen Nationen gleichmäßig begünstigen zu dürfen,

und

2. die Tractate nicht auf eine allzulange Frist abschließt. Durch das erstere wird jeder Ausartung der Begünstigung in das Monopolartige vorgebeugt, durch das zweite ist dem Staate die Macht gegeben, die Begünstigung, wenn sie sich ihm im Laufe der Zeit als zu sehr benachtheiligend darstellt, nach Ablauf einer nicht langen Frist wieder einziehen zu können.

Beide Rücksichten sind in den Tractaten mit Holland und England sorgfältig beobachtet; darum auch müssen jedem unbefangenen Beobachter die zahlreichen und heftigen Vorwürfe, welche den Staatsmännern wegen dieser Verträge gemacht worden sind, als eben so unbegründet, wie ungerecht erscheinen.

An der so nöthigen Unbefangenheit fehlt es indessen bei Beurtheilung solcher Verträge nur allzugewöhnlich. Wir haben bereits bemerkt, daß die Begünstigungen zwischen zwei abgeschlossenen Zollsystemen nur gegenseitig sein können, und insgemein verschiedenartige Erzeugnisse der beiden

contrahirenden Staaten betreffen. Es ist daher natürlich, daß die dabei interessirten Industriezweige in den betheiligten Staaten verschiedenartig und anfänglich ganz auf entgegengesetzte Weise berührt werden. Die Gewerbtreibenden des Staates **A.**, deren Erzeugnisse in dem Staate **B.** mittelst des Handelstractates eine Begünstigung erhalten, werden durch den erweiterten Markt für den Augenblick gewinnen, die des Gewerbszweiges, in welchem der Staat **A.** den gleichartigen Gewerbtreibenden des Staates **B.** eine Erleichterung verschafft, werden durch die hinzutretende ausländische Concurrenz auf den innern Märkten für den Augenblick bedrängt werden, und umgekehrt.

Es ist daher ziemlich natürlich, daß die letzteren sofort in Klagen ausbrechen und diese laut werden lassen, daß sie den Handelsvertrag für nachtheilig erklären, ohne ihrerseits zu erwähnen, daß, wenn auch ihr Gewerbszweig unangenehm berührt wird, andere Gewerbszweige unbezweifelte Vortheile davon beziehen, und ohne zu bedenken, daß sich der anfängliche Nachtheil mit der Zeit ausgleichen kann. Ganz dieselbe Erscheinung tritt auch in dem anderen contrahirenden Staate ein. Die Gewerbtreibenden beider Staaten, welche Vortheil von dem Handelstractate beziehen, erfreuen sich dagegen desselben, ohne erst Lärm davon zu machen. Auf solche Art erklärt sich, warum fast bei jedem Handelsvertrage sich gleich von vorn herein mißbilligende Stimmen in beiden contrahirenden Länden erheben, warum sie stets das Uebergewicht behalten, und warum ein und derselbe Handelsvertrag, der öffentlichen Stimme nach, in beiden Ländern auf ganz entgegengesetzte Art angesehen wird, warum man in jedem Lande den Vertrag für das eigene Land, nach den öffentlichen Blättern, nur nachtheilig, für das gegenüberstehende nur vortheilhaft hält, warum also die öffentliche Stimme in beiden Ländern nur die Nachtheile des Tractates heraushebt, während die Vortheile desselben mehr unberührt gelassen werden.

Daraus aber dürfte sich auch zugleich das etwanige Gewicht ergeben, welches auf dergleichen, unmittelbar nach dem Abschlusse eines Handelstractates auftauchende, Ansichten zu legen sein möchte. Man kann sie ruhig gewähren lassen, und es der Zeit anheimgeben, dieselben zu berichtigen, oder zu bestätigen. In der Regel wird wahrscheinlich das erstere erfolgen, weil sich anfängliche Unbequemlichkeiten gewöhnlich bald ausgleichen, und zuletzt in dem vermehrten Verkehre beider Völker auch beide Theile gleichmäßig gewinnen.

Gewiß ist wahr, und nicht im geringsten ist es zu bezweifeln, daß, als sich der Zollverein nach und nach bildete, die Gewerbtreibenden der verschiedenen früher isolirten Staaten nicht alle gleich vortheilhaft davon berührt wurden; vielmehr wurden für den ersten Augenblick viele einzelne Gewerbszweige von der neu hinzutretenden Concurrenz der anderen Staaten unangenehm berührt. Aber mit der Zeit glich der befreite Verkehr, und der erweiterte Markt, alle diese Unebenheiten aus, und vereinigte alle Stimmen in der Anerkennung und dem Lobe der wohlthätigen Folgen dieser Maßregel.

Begünstigungen durch Handelsverträge, wenn sie gegenseitig sind, beruhen im ganzen genommen auf demselben Principe, und haben denselben Zweck, wie der Zollverband: Erweiterung des Marktes, und Erleichterung des Verkehrs. Sollten sie daher nicht auch in der Regel, wenn man ihnen anders nur Zeit zur Entwickelung geben will, zu ähnlichen Resultaten führen? Sollte man nicht zu diesem Glauben um so mehr berechtiget sein, als sie vor dem Abschlusse von Staatsbeamteten auf das reiflichste erwogen werden, deren höherer und unbefangener Standpunkt eine partheilosere und allgemeinere Uebersicht erlaubt, als man sie bei dem einzelnen dabei speciell interessirten und benachtheiligten Ankläger aus mehr als einer Rücksicht voraussetzen darf?

Gewiß könnte man noch vor Abschluß eines jeden Handelsvertrages die Stimme der Betheilig-

ten anhören, aber sie, wie verlangt wird, auch stets und unbedingt beachten zu wollen, würde eben so viel sein, als jeden Handelsvertrag von vorn herein unmöglich machen.

Immerhin würde auch gar nichts wesentliches dabei heraus kommen, und der von dem klagenden Theile beabsichtigte Zweck gar nicht erreicht werden. Es würden solchen Falls nämlich nicht nur die präsumtiv Benachtheiligten, die jetzt allein ihren Klagen Luft machen, sondern es müßten auch alle diejenigen gehört werden, welche von dem abzuschließenden Tractate Vortheile zu hoffen haben. Die Letzteren schweigen jetzt, und dieß ist es, was ihren Gegnern allezeit ein scheinbares Uebergewicht zu verleihen scheint. Aufgefordert würden sie sprechen, und, da es sich um ihre Interessen und um ein Gegengewicht gegen etwanige Klagen der Benachtheiligten handelt, ihre Vortheile gewiß eben so sehr, wie die Letzteren ihre Klagen, übertreiben. Dann hielten sich beide das Gleichgewicht, und die Sachen würden eben so wie jetzt der endlichen Entscheidung der Staatsregierungen anheim gestellt bleiben, zu deren Weisheit man wohl ohnedieß das Zutrauen fassen darf, daß sie überall ausgezeichnete Sachverständige zu Rathe ziehen, wenn es ihnen auch der Natur der Sache nach unmöglich bleibt, bei jedem Betheiligten vorherige Umfrage zu halten.

Dr. F. Schmidt in Zittau.

Lenore.

Eine Skizze von Johannes Blau.

Mitternacht war vorüber. Der Mond brach zuweilen aus dunklen Wolken und warf die langen Schatten der alterthümlichen Kirche unheimlich über den stillen Markt. Zwei Nachtschwärmer kamen trällernd aus einer Seitengasse und blieben auf dem Platze stehn.

Wo nun hin, Roth? sagte Richard.

Ich gehe nach Hause.

Was, jetzt nach Hause, nachdem wir in verschiedenen Schenken des süßen Weines genossen, jetzt da wir einmal über die Gewöhnlichkeit hinausgekommen, jetzt da uns der Geist der Nacht wunderbare Märchen flüstert, jetzt schlafen?

Ich bin müde.

So geh, fahr' hin — ich werde jetzt auf den Thurm hinaufsteigen und des Thürmers Töchterlein küssen. Siehe, sie hat noch Licht. Jetzt steht sie vor dem Spiegel und strählt ihr langes, blondes Haar; ihr süß bescheidnes Antlitz ist zauberhaft von der Lampe erhellt, ihr dunkelblaues Auge ist feucht von Thränen der Liebe. — —

Der Thürmer hat keine Tochter, sagte Roth. Dort oben wacht sein altes runzliches Weib und strickt Strümpfe. Adieu.

Lebewohl, ich möchte Dir schöne Träume wünschen, aber Du kannst ja nicht träumen.

Die beiden Freunde schieden. Freunde? Nein, es waren gute Bekannte, Hausgenossen, durch Nichts verbunden als durch gemeinschaftliche Genüsse des Lebens. Richard knöpfte seinen Rock zu und sann nach, wohin er nun seine einsamen Schritte wenden sollte. Der Nachtwächter kam eben über den Platz mit Laterne und Pike.

Holla, Nachtwächter!

Was giebts? Ei, Sie sind es schon wieder, Herr Doctor!

Ich bins, mein alter Freund; Ihr habt Durst, denke ich?

Kommt, wir suchen noch irgend ein Haus, wo man eine Stunde fröhlich verzechen kann. — Ist nirgend mehr offen, fürchte ich, Herr Doctor, aber wir wollen sehen.

Richard ging mit dem Nachwächter in brüderlicher Gemeinschaft durch die stillen Straßen. Mit der Pike ward an viele Thüren gedonnert, doch kein Lebenslaut erscholl in den Häusern. Endlich trafen sie auf ein Gasthaus, aus dessen oberen Fenstern noch Licht schimmerte und Lärmen tönte.

Die Pike polterte, der Wirth kam verschlafen herunter. Als er den feingekleideten späten Gast sah, zog er seine Mütze und hieß ihn höflichst willkommen. Er führte ihn die Treppe hinauf in die leere Gaststube. Richard setzte sich in einen mächtigen Lehnstuhl, verlangte Wein für sich und Rum für den Nachtwächter, und horchte auf das Geräusch, das aus einer erhellten Nebenstube drang.

Hier im Nebenzimmer ist eine Gesellschaft junger Bürger, sagte der Wirth; wenn Sie daran Theil nehmen wollen, man wird Sie willkommen heißen. „Warum nicht!" antwortete Richard, verabschiedete den Nachtwächter, nahm seine Flasche und folgte dem Wirthe. Die Stube, in welche ihn dieser führte, war klein, sehr besetzt, und mit Tabaksqualm, mit Bier- und Branntweindunst erfüllt. Die Gesellschaft befand sich größtentheils im zänkischen Stadium der Trunkenheit, sie disputirte eifrig, und lärmte ziemlich polizeiwidrig. Richard stand beobachtend an der Thüre. Seine Blicke fielen auf einen erfreulichen Gegenstand, ein hübsches junges Weib, das in einem Fenster saß und in einem lebhaften Gespräch mit einem schwarzgekleideten, großen und sehr häßlichen Herrn begriffen war. Richard rückte sich einen Stuhl neben die junge Frau, brannte eine Cigarre an, und begann die Conversation. Er erfuhr: sie sei die Frau des Wirthes und heiße Amalie. Da er leider wenig Furcht hatte vor Ehemännern im Allgemeinen und vor Gastwirthen insbesondere, da ihm Amaliens hübsche schwarze Augen und küßliche Lippen gefielen, so küßte er sie ohne Weiteres.

Mittlerweile war ein ärgerlicher Zwist unter den Gästen entstanden. Einem selig entschlafenen jungen Mann hatte ein böser Nachbar einen gewaltigen Schnurrbart mit angebranntem Kork gemalt, der Erwachte besah sich im Spiegel, ergrimmte sehr, und applicirte dem Schänder seines Antlitzes einige wohlgemeinte Hiebe. Dieser nahm das seinerseits übel, und die Prügelei war bald im schönsten Gange. Der Wirth riß die Parteien auseinander, die Wirthin sprang auf und schrie beständig: Schämt euch, schämt euch! Richard lehnte sich an die Wand und lachte fürchterlich über die sich offenbarende Bestialität. Bald aber wurde er ernst und starrte düster in das Gewirre. Das Widerliche der deutschen Debauche ergriff seine Seele. Rings Tabaksqualm und Fusel, rings von Branntwein und vom Laster verzerrte Gesichter; nicht ein einziges liebenswürdiges Antlitz begegnete seinem suchenden Auge, außer etwa das der jungen Wirthin, und das war leider etwas dumm.

Seine Träumereien unterbrach die Anrede des vorhererwähnten, schwarzen Herren, der ihm eine Prise anbot. Richard nahm sie und kam bald in ein Gespräch mit dem Fremden. Derselbe sprach ein gebrochenes, schlechtes Deutsch; es ergab sich, daß er ein geborner Franzose, Namens Dubois war, und die Unterhaltung wurde somit französisch weiter geführt. Man redete über unterschiedliche interessante Gegenstände, über Tabak zum Beispiel, Wein und Prügel; zuletzt kam man auf die Mädchen, und der Franzose fragte etwas scheu:

Sie scheinen die Frauen sehr zu lieben, mein Herr?

Das versteht sich, sagte Richard.

So kommen Sie jetzt mit mir; Sie können bei mir eine sehr interessante Bekanntschaft machen.

Ich gehe mit, sagte Richard schnell entschlossen. — Nicht das Laster trieb ihn, sondern sein Drang, die Menschen kennen zu lernen.

Der Fremde faßte Richard unter den Arm und führte ihn durch die noch immer kämpfenden Gäste. Sie kamen glücklich ins Freie, die Nacht war ganz dunkel geworden, der Regen fiel in großen Tropfen. Der schwarze Herr schlug ein schmutziges, enges Gäßchen ein, und führte den Jüngling durch das Gewirr mehrerer Querstraßen nach einem kleinen, einstöckigen Hause, worin noch Licht brannte. Der Fremde klopfte, ein altes häßli-

ches Weib, in der Hand eine Lampe, öffnete die Thüre.

II.

Richard hatte erwartet, die Sünde in ihrer abschreckenden Gestalt zu finden, in zerknittertem schmutzigem Kleide, mit geschminkten Wangen, mit frechem Antlitz. Er hatte sich geirrt. Das Zimmer, in welches ihn der Fremde führte, war reinlich und sogar elegant. Die angedeutete Schönheit ruhte auf einem seidnen Sopha, sie war eingeschlafen, ihr Kopf ruhte im Schatten, und ihre Gesichtszüge waren nicht sogleich zu erkennen. Ihr Anzug bestand in einem dunklen Ueberrock, der vorn auseinander fiel und das weiße, gestickte Unterkleid sehen ließ, ihre Hände waren zart und weiß, aber ohne Ringe; ihr Fuß glänzte im durchbrochnen Strumpf und im engen, schwarzseidnen Schuh. Neben der Lampe auf dem Mahagonytische lagen einige sauber eingebundene Bücher, und ein Taschentuch mit feiner, halbvollendeter Stickerei, an dem die Dame gearbeitet haben mußte, bevor der Schlaf sie überfiel. Der schwarze Herr wollte die Schläferin aufwecken, Richard hinderte ihn daran und bat um Thee. Dubois besorgte die Maschine, zündete den Spiritus an und zog sich unvermerkt zurück. Der Doctor befand sich plötzlich allein mit einer fremden und, wie es schien, sehr schönen Dame. Er betrachtete die kleine, zierliche Gestalt der Schlafenden, dann saß er lange Zeit in tiefe Träumerei versunken. Draußen rauschte der Regen und heulte der Wind, innen war eine behagliche Wärme nud das verschlossene Wasser begann zu summen. An dem Jüngling gingen die vergangnen Tage vorüber. Er dachte an alte Freundschaft, an verlorne Liebe, er dachte an die ferne, stille Heimath und sein Herz ward voll Wehmuth. Hier saß er in der fremden Ferne, mit einsamer Seele, während daheim ihm vielleicht noch das Letzte zu Grunde ging, woran seine Liebe haftete. Das Antlitz seiner Mutter erschien ihm mit seinen greisen Locken, mit seinem ruhigen, schmerzlichen Lächeln. Mit Schaudern dachte er an jenes tiefe Märchen, das die Amme dem Kinde erzählt hatte. Ein frischer Jüngling ruht auf der Wanderschaft in einer Zauberhöle aus, ein tiefer Schlaf schließt seine Augen, er schlief lange, lange Jahre. Als er erwacht, ist die Kraft seiner Jugend dahin, fahl sein Gesicht und ein weißer Bart wallt auf die eingesunkne Brust. Er aber weiß es nicht. Er sucht zitternd die Stadt seiner Kindheit, er findet sie, aber Alles ist verändert; kein bekanntes Haus, kein bekanntes Gesicht begrüßt ihn. Die Wohnung seines Vaters ist verfallen, Gras wächst auf der Schwelle, der Garten ist verwildert. Auf dem Friedhofe an halbverwilderten Kreuzen findet er die Namen seiner Lieben — —

Die Schöne erwachte, sie rieb sich die Augen, schüttelte die langen blonden Locken und sah dem Fremden groß und starr ins Gesicht. „Heiliger Gott, Richard!“ kreischte sie auf. Richard kannte diese blauen Augen, diese blonden Locken, er kannte diese Stimme und seine Seele zitterte. „Lenore!“ rief er.

Du, der du diese Blätter durchfliegst, vielleicht fandest du, als du noch sehr jung warst, ein Mädchen, das dir ein Engel schien. Du bebtest, wenn du ihre Hand berührtest, wenn ihr Gewand dich streifte. Am Abend eines schönen Tages batest du sie geheimnißvoll um den ersten Kuß, sie versagte ihn erst, dann gewährte sie ihn. Du schlichst von ihr, du schlossest dich ein in deine Kammer, du öffnetest die Fenster und schautest empor zu den Sternen; du wachtest noch lange, und als du endlich einschliefest, träumtest du so rein, so selig.

Nun siehe, du mußt fort von deinem Engel, später findest du ihn wieder. Vielleicht ist sie die Gattin eines Andern. Der Glanz ihres Auges ist verglommen, ihre Lippen, von denen du die ersten Rosen gepflückt hast, sind welk, die Noth des Lebens hat ihr blühendes Antlitz gebleicht. Oder du findest sie wieder noch immer schön, noch immer reizend, aber die Sünde hat ihren Stempel auf

die hohe Stirn gedrückt, sie ist eine Tochter der Schande. Das ist das Loos der jungen Liebe.

Sie verlangen vielleicht, Richard, sagte Lenore, und ein häßlicher Spott zuckte um ihre Lippen, daß ich ihnen erzähle, wie ich eigentlich hieherkomme und wie ich gar so schlecht geworden. Vor fünf Jahren freilich — da war es anders. Als Sie damals auf Ihrer Ferien-Reise durch unser Städtchen kamen, fanden Sie in mir ein weiches und zärtliches Herz, Sie lasen den guten Hölty mit mir — wir schwärmten. Aber gleich nach Ihrer Abreise starb meine Mutter, die alte Krämerfrau, bei der Sie so oft Pfefferkuchen kauften, um mich zu sehen. Ich war jung und stand allein in der Welt, ich brauchte eine Stütze. Dubois war in unsrem Städtchen bei der Post angestellt, er heirathete mich, ich brachte ihm ein kleines Vermögen zu. Er war damals noch nicht schlecht, aber er war träge und den Karten und dem Trunk ergeben; er hatte das bisher verheimlicht, bald zeigte sichs. Nach einem Jahre ward ihm sein Posten genommen, wir zogen hieher, wo uns Niemand kannte; Dubois spielte und trank fort, so war unser kleines Vermögen bald verzehrt und ich mußte uns durch Sticken ernähren. Aber die Arbeit wird schlecht bezahlt, kennen Sie vielleicht den Hunger? Dubois führte die reichsten seiner schlechten Genossen hier ein, und mißhandelte mich, wenn ich diesen Lüstlingen mit Kälte oder wohl gar mit Verachtung begegnete. — Lassen wir das Uebrige, mein Herr, es ist zu traurig. Denken wir ein wenig an die Kindereien unsrer Jugend. Richard sagte leise: „Und Du erinnerst Dich noch zuweilen mit Liebe jener Tage, armes, armes Weib?!"

Eine volle Thräne blitzte in dem Auge der Unglücklichen. Wohl könnt Ihr Männer vergessen, sagte sie, vergessen und wieder lieben, und wieder vergessen; wir Frauen können es nicht. Wem sich unser Herz zuerst ergeben hat, dessen ist es auf ewig. Eure Erinnerungen erfüllen Euch mit Stolz, und Eure Seele schwillt von Eitelkeit. Ihr sprecht gerne von Euren Triumphen, Ihr prahlt mit Locken und Schleifen; sehet, sagt Ihr zu Euren Freunden, ich war liebenswürdig, und so hat man mich geliebt. Wir aber tragen das theure Bild schweigend im Herzen: in stillen Abendstunden, in schlaflosen Nächten sprechen wir mit ihm, wir bewahren uns Blumen aus den schönsten Tagen des Lebens, wir legen sie in unsere Lieblingsbücher, und wenn wir darin blättern und die verwelkten betrachten, dann weinen wir — haben Sie zuweilen meiner gedacht, Richard?

Richard antwortete nicht, er spielte mit ihren Locken, er nahm ihre weiche weiße Hand und drückte sie leise.

Sie sprach fort, ihre Stimme war sanft und lieblich, aber zuweilen erstickt von Thränen. Darin sind die Frauen glücklicher, daß sie sprechen und weinen können, wenn sie leiden. Das wunde Herz des Mannes aber öffnet sich auch dem vertrautesten Freunde niemals ganz, verschlossen quält es sich, bis es die milde Erde kühlt.

In unsrem schönen Sommer, sagte Lenore, wenn wir des Abends auf der Bank vor der Hausthür unter der alten Linde saßen, dann deuteten Sie mir das reiche Leben der Liebe an. Dazu blinkte der Abendstern durch das dunkle Gezweig des Baumes, die hohen Stockrosen an den Häusern der Nachbarn wiegten sich geheimnißvoll, und der Mond tauchte hinter den waldigen Hügeln empor. Wenn Sie mich dann verlassen hatten, wenn ich meine Mutter zur guten Nacht geküßt, dann saß ich noch lange einsam in meiner Kammer, und malte mir das Leben aus. Etwa so träumte ich: des Morgens sehr früh, wenn die Wolken im Osten purpurn anglimmen, stehe ich auf. Der Geliebte schläft noch sanft, ich betrachte ihn, er lächelt im Traume. Dann gehe ich in sein Arbeitszimmer, kein Stäubchen darf auf Tisch und Schrank bleiben; ich ordne die Bücher, das Papier, die Federn, und bin ganz fertig, bevor er aufwacht. Dann eile ich in die Küche und bereite das Frühstück. Wenn ich ihm den Kaffee bringe,

sitzt er schon am Tische und schreibt sehr fleißig. Er setzt aber doch ab, dreht sich um und sieht mich liebevoll an. Wir küssen uns zum guten Morgen. Bis Mittag darf ich ihn nicht stören, er hat zu viel zu arbeiten. Um Ein Uhr aber rufe ich ihn zum Essen. Im Sommer wird unter der Linde im Garten gedeckt, denn einen Garten haben wir, den ich selbst besorge. Ich pflanze Blumen und binde sie an Stöcke, ich begieße und reinige die Beete, ich harke die Stege — Alles muß hübsch sein und zierlich. Wir essen allein und einfach. Nach Tische bleiben wir noch ein wenig zusammen. Am Himmel steht weißes Gewölk, die Schatten des Mittags zittern an der Wand des Hauses. Er spricht mit mir, von seinen Geschäften, und seinen Plänen von unsrer Zukunft, von unsrem Kinde. —

O ein Kind, schrie die Unglückliche fast jauchzend, ein Kind muß ich haben. Es wird ein Mädchen sein. Wie will ich es pflegen! In der Frühe wasch' ich es, ich kämme ihm die weichen, seidnen Haare, ich ziehe es weiß an. Alle Morgen muß es seinem Vater einen frischen Blüthenstrauß bringen, er küßt es, und mit welchem Jubel empfange ich es dann zurück, wie drücke ich es an mein Herz! — —

Sie besann sich plötzlich und schwieg. Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn, dann schlug sie mit dem Kopf auf den Tisch, daß es dröhnte, und fing an bitterlich zu weinen.

Eine Gefangne ist mühsam hinaufgeklettert an ihr hohes kleines Fenster, ihre schwachen Hände umklammern die dicken Eisenstäbe — so lauscht sie hinaus. Sie sieht den blauen Himmel, mit seinen schönen Wolken, sie sieht sanfte Hügel und friedlich wogende Saaten, Blumen und blühende Bäume, sie sieht gesellige glückliche Menschen, und unter ihnen wandelt der Geliebte ihrer Unschuld. Und dann sinkt sie zurück in ihre dunkle Zelle mit blutenden Händen, mit blutender Seele — Arme Lenore!

Aber bin ich nicht recht kindisch? sagte sie nach einer Pause, und trocknete ihre Thränen. Ich weiß es ja lange, das ist für mich Alles vorüber — vorüber. Ich unterhalte Sie schlecht, verzeihen Sie mir, ich bin recht krank. Warten Sie, ich will Ihnen etwas singen, ein einfaches Lied; Sie liebten ja sonst die einfachen Lieder.

Eine Guitarre hing an der Wand, Lenore nahm sie und begann eines jener Volkslieder, in denen der ganze Himmel der Liebe lächelt und weint.

So viel Stern' am Himmel stehen,
So viel Schäflein, als da gehen
In dem grünen Feld;

So viel Vögel, als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So viel mal sei Du gegrüßt.

Und ich darf Dich nimmer sehen,
Denn ich muß von hinnen gehen,
Ja, ich gehe bald.

Doch zuletzt noch will ich sprechen:
Wenn mir meine Augen brechen,
Liebstes Herz, gedenk an mich.

Auf dem Kirchhof will ich liegen,
Wie das Kindlein in der Wiegen,
Das die Liebe wieget ein.

Richard hatte das Lied in den wenigen Wochen ihrer jugendlichen Bekanntschaft oft von ihr gehört. Sie sang es mit der alten, weichen Stimme, die von Herzen kam.

Er ertrug es nicht, er legte seine Börse auf den Tisch und stürzte hinaus.

III.

Die Sterne standen noch am Himmel, die Luft war kühl und klar. Hie und da leuchtete eine einsame Laterne, hie und da blickte durch die Fensterladen das Licht eines fleißigen Studenten, oder eines arbeitsamen Handwerkers. Allein mit dem Unendlichen fieberte die Seele Richards. O du mein Gott, sagte er, Wesen geboren zur Liebe, zur Freude, zur Ehre, du stößt sie hinein in den

wirren Jammer, in den Schmutz des Lebens. Und wenn sie nun schuldig geworden sind und so recht einsam, dann zeigst du ihrem armen Herzen den leuchtenden Frühling der Reinen, läßt ihm von ferne die holden Lieder der Unschuld tönen — und zerquetschest es gar.

Er ging auf den Markt, auf dem er sich gestern von Roth getrennt hatte; dicht an der Kirche war das Haus eines andern seiner Freunde. Anton Holm hatte ein gutes, empfängliches Herz, und viel Zuneigung für Richard. Dabei war er reich, hatte keine Verwandten, also wenig Rücksichten zu nehmen, und war zu allen tollen Streichen brauchbar. Richard beherrschte ihn und ritt zuweilen seine Pferde. Das war ihr Verhältniß.

Der Thorweg stand offen, Richard ging hinein, stürmte die Treppe hinauf und trat in das Schlafzimmer Holms. Der junge Mann schlief süß in einem Bette mit Vorhängen. Richard tappte nach dem Feuerzeug, fand es, zündete Licht an, ergriff eine lange Pfeife aus dem Vorrathe seines Freundes, setzte sich auf einen Stuhl, dem Bette gegenüber und rauchte ruhig.

„Anton!“ rief er zu wiederholten Malen. Es dauerte lange, ehe Holm sich ermunterte, sein unordentlich umhergeworfener Ballanzug zeigte, daß er die Nacht durchschwärmt habe. Endlich schlug er die Augen auf, und sah verwundert das Licht und die befreundete Gestalt.

„Der Teufel, Richard, so früh!“

Steh auf, Anton, laß uns einen Ritt machen.

„Bist Du toll? laß mich schlafen. Es kann kaum fünf sein, und bis drei Uhr habe ich getanzt.“

Ich bedarf Deines Pferdes und Deiner Gesellschaft.

„Zum Henker, bin ich Deinetwegen auf der Welt? Ich stehe nicht auf.“

Du willst also nicht aufstehn? Anton antwortete nicht, Richard nahm ruhig das Licht vom Tisch und hielt es an die Vorhänge, sie brannten im Augenblick lichterloh. Mit gleichen Füßen sprang Holm aus dem Bette, riß die Vorhänge herab und drückte und stampfte das Feuer aus.

„Das ist einer von Deinen wahnsinnigen Streichen! Wirst Du denn niemals vernünftig werden?“

Laß gut sein, da ich Dich einmal so schön munter gemacht habe, so dächte ich, Du ziehest Dich an und reitest mit mir.

Seis denn. — Holm fuhr in den Schlafrock und klingelte.

In einer Viertelstunde saßen die Freunde zu Pferde und ritten schweigend in den klaren Herbstmorgen hinein. Unter Richards kräftigen Schenkeln tanzte eine feurige, schwarze Stute, die er mit Leichtigkeit zügelte. Vor dem Thore angelangt, gab er ihr die Sporen und ließ sie in voller Carriere laufen, Holm folgte fluchend. Eine Stunde vor der Stadt lag an dem Ufer eines kleinen See's ein gutes Wirthshaus. Dies war das gewöhnliche Ziel ihrer gemeinsamen Spazierritte, so auch des heutigen. Sie brachten die Pferde unter, traten in das Haus und fanden die hübschen Töchter des Wirthes im Negligee beim Kaffeetische. Richard verlangte Wein. Er stürzte einige Gläser hinunter, dann ging er hinaus an das waldige Ufer des See's. Der Morgenwind flüsterte in den Binsen und rauschte durch die langen Locken der Weiden, er spielte mit Richards feuchten Haaren und kühlte seine heiße Stirn. Die Sonne war aufgegangen, und vergoldete die noch grünen Blätter der Uferbäume, ihr schönes Bild schwamm in den blauen Wogen. Hie und da zwitscherte ein Vogel, weiße Schwäne zogen im See. O wie contrastirte die schöne Ruhe der Natur mit den Stürmen in Richards Seele! Er dachte an alte Kränkungen, an alte Schuld, er dachte an Lenore. Daß ich dir nicht helfen kann, unseliges Kind, sagte er, daß ich so arm bin!

Aus dem nahen Waldhäuschen sang eine Flöte wehmüthige gedehnte Töne. Sie verhallte. Mit den letzten Klängen war es dem Jüngling, als glitte der Friede seiner Kindheit noch einmal

über sein Herz und schwände dahin — auf immer. Er warf sich auf den Boden und drückte sein glühendes Antlitz in das hohe, feuchte Gras.

Als er zurückkehrte, hörte er schon vor der Thür die jubelnde Stimme Antons. Er sang ein Lied, dessen Refrain so lautete:

Es lebe, was da lieben kann,
Die Welt ist wunderschön.

Die Cigarre im Munde, das schäumende Champagnerglas vor sich, saß er am Fenster und tändelte mit der ältesten Wirthstochter. Juchhe, rief er dem Eintretenden entgegen, heute Abend ist hier Ball, und morgen beginnt hier Schützenfest im nahen Städtchen. Hier tanzen wir heute, morgen reiten wir hinüber und verjubeln einige Tage und Nächte. — — Dann sang er wieder sein Lied mit dem jubelnden Refrain. Richard begann gleichfalls eine tolle Lustigkeit zu zeigen. Er trank Champagner und gab davon der jüngeren Wirthstochter, dann ergriff er sie und walzte mit ihr im Saale herum, bis er sie wirklich ermüdete. —

Am fünften Tage nach diesem Morgen fand sich Richard wieder in seinem ärmlichen Arbeitszimmer, das nur mit Büchern sehr reichlich versehn war. Er war bleich und abgespannt. Er wollte arbeiten, aber die Bücher schmeckten ihm nicht; wenn er eine Seite gelesen hatte, so träumte er darüber hin. Er dachte beständig an das unglückliche Weib, das er gekannt hatte in ihrer Schönheit, in ihrer Unschuld. Zuletzt sprang er auf, ergriff seinen Hut und eilte hinaus nach ihrer Wohnung. Auf dem Markt begegnete ihm Dubois. Was macht Lenore? fragte er ihn hastig.

Sie wird heute begraben, sagte der Schurke ruhig. Gott weiß, was Sie mit ihr gemacht haben. Den ganzen Morgen nach jener Nacht hat sie geweint, am Abend bekam sie einen Blutsturz. Ich rief den Arzt, aber er konnte nicht mehr helfen. Gut für uns beide, daß sie todt ist. Sie war immer kränklich und melancholisch und nützte wenig.

Die starke Hand Richards zuckte nach der Kehle des Schuftes. Er besann sich und ging weiter; er wollte die Leiche sehn.

In dem kleinen Hause war es still, die Stubenthüre stand offen. Lenore lag im Sarge. Eine mitleidige Nachbarin hatte sie angekleidet und war noch jetzt um sie beschäftigt.

Ihr Kleid war weiß und schmucklos, ihre zarten Hände waren gefaltet und ihr blondes Haar ringelte sich schön um das bleiche Gesicht. Um ihre welken Lippen spielte noch ein freundliches Lächeln. Der Tod hatte sie entsündigt. Richard heiligte seinen Mund an dem ihrigen. An diesem Sarge schwor er sich ein eingezogenes, arbeitsames Leben zu führen.

Abends wurde sie von Handwerkern zu Grabe getragen. Richard folgte in seinen Mantel gehüllt. Eine Hand voll Rosen und die erste Erde warf er auf den hinabgelassenen Sarg.

Als die Todtengräber längst ihr Geschäft beendet hatten, stand Richard noch gelehnt an eine welkende Linde. Auf dem Friedhofe war es still, Spätrosen zitterten auf den Gräbern, hohe Malven und bunte Georginen schwankten im Abendwinde, und die Hügel überglänzte gar freundlich der frühe Mond. — Richard weinte bitterlich.

Mittheilungen über Goethe.

Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen.

Von

Dr. F. W. Riemer,

Großherzoglich Sächsischem Hofrath und Ober-Bibliothekar.

2 Bde. Berlin, Verlag von Duncker u. Humblot, 1841.

Wenn die schaffende Kraft einer Epoche sich verlebt hat, dann folgen die Erinnerungen der Zeitgenossen, die Memoiren. Die Geschichte zeichnet auf, was ihr anheimgefallen ist, und die Geister zweiten und dritten Ranges finden hier reiche Sammelarbeit, sie sind die Rhapsoden, welche die

Heroen besingen, wenn der Kriegssturm schweigt, und die Geister jener längst im Hades ruhn. So ist es jetzt mit der Kunstepoche des vorigen Jahrhunderts, und Deutschland bietet hier ein interessantes Gegenbild zu Frankreich dar. Wie dort sich Alles um Napoleon, das größte Individuum der Revolutionszeit schaart, so klammern sich bei uns die Erinnerungen an Goethe, den größten Dichter der Vergangenheit. Dort politische Bildung, Thatkraft der Idee, hier inneres Leben, geistige Anschauung, Kunstbildung. Ein Kultus des Genius, wie er beiden Nationen ihrer innern Natur nach eigenthümlich ist. Wie aber jeder Kultus, wenn er stereotyp wird, und in Formen erstarren will, schädlich wirkt, und den protestirenden Geist hervorruft, so ist auch hier die Opposition lebendig geworden, und hat in Frankreich wie in Deutschland siegreich dargethan, daß nicht in einem Individuum die geistige Kraft der Nation sich erschöpft, daß eine unbedingt gläubige, anbetende Verehrung Götzendienst ist. Der freie Mann will wohl bewundern, anerkennen, lieben, aber er will sich nicht beherrschen und niederdrücken lassen von einer ihm aufgedrungenen Glorie. Napoleon hat man die früheren Revolutionsmänner gegenübergestellt, und gegen Goethe hat man Schiller's höher flammende Begeisterung für die ethische Kraft der Geschichte, und Jean Pauls liebende Hinneigung zu dem Volksgeist, der in den Hütten wohnt, erhoben. In Börne's Haß schwillt die Zornader dieser Gesinnung, ballt sich die demokratische Faust gegen den vornehm Gewordenen, den Minister, der kein Herz mehr für sein Volk hatte, dem die leblose Natur höher stand, als die schaffende Kraft der Menschheit, und der den warmen Pulsschlag der Kunst erstarren ließ unter den todten Formen abstrakter Symbolik.

Dieser zürnende Geist hat Recht, wie jeder Fortschritt der Geschichte Recht hat, wenn er die Mängel der Vorfahren verurtheilt, und zu neuer Thatkraft hinstürmt. Weder Bettina's himmelhochjauchzende Anbetung, noch Eckermann's unterwürfige Verehrung, noch Zelter's derbe Vertraulichkeit haben der Nation imponirt, und die Vorwürfe entkräftet, welche die neue Zeit dem alten Dichter zu machen hatte, nur bei Schiller's Briefwechsel ist sie mit Liebe verweilt, und hat sich hier der schönen Begeisterung gefreut, welche damals beide Männer auf dem Höhepunkt ihres männlichen Alters zu gleichem Streben für den Idealismus der Kunst beseelte. Die Bücher von Falk, Müller, Vogel gehen in zweiter Rangordnung beiher, und machen keine anderen Ansprüche als die der Tradition. Böttiger's Geklätschigkeit wurde theils mit Unwillen, theils mit Schadenfreude vernommen, der ideale Nimbus, der sich um die Kunstepoche Weimars gebreitet hatte, wurde durch die schlechte Realität, wenn auch nicht vernichtet, doch gestört.

Am schlechtesten aber wird Riemers Buch hierbei wegkommen. Er hat die unglückliche Idee gehabt, als reiner Apologet Goethes aufzutreten, und im Sturm all' die entrissene Verehrung wiedererobern zu wollen. Aber wie in der Wissenschaft, so verliert auch im Leben die Apologetik ihre Bedeutung. Es ist nichts vollkommen unter der Sonne, lautet eine alte Weisheit, und der freie Geist der Neuzeit übt ein strenges Gericht über jede Erscheinung der Geschichte, er will Alles in seinem wahren Lichte sehn. Wenn selbst das höchste und reinste Individuum, von dem die Tradition meldet, der Kritik anheimfallen muß, wie mag ein Dichter, dessen Leben uns so nahe liegt, und dessen Fehler nicht verschwiegen werden können, sich ihr entziehen, wie will man unsrer Zeit Heilige aufdringen, die kein absolutes Heiligthum mehr anerkennt, als das Unendliche, die Idee? Das ist der wahre Zustand der geistigen Freiheit.

Riemer hat sein Werk in zwei dicken, unendlich langweiligen Bänden zu vollbringen gesucht. Er schildert uns Goethe zuerst im Allgemeinen nach seinen Eigenschaften mit dem wunderbarsten, oft höchst lächerlichen Schematismus. Bei „Gesinnung" z. B. haben wir folgende Kategorien: a. Sensibilität, b. Ruhe, c. Un-

eigennützigkeit, d. Dankbarkeit, e. Wohlthätigkeit, f. Aberglaube, g. Religiosität, h. Aristokratismus, i. Deutschheit. Es ist ein unerträglicher Widerspruch, der uns hierbei verfolgt. Goethe, der so künstlerisch harmonisch in seinem Dichten und Trachten war, der selbst einen Theil seines Lebens so vollendet geschildert hat, diesen müssen wir hier nach einer durchaus dürftigen Psychologie zerstückt und zerhackt sehn, damit ein Famulus ihn rechtfertige.

Eine wahrhafte Kammerdienervertheidigung! Wir müssen Riemer für durchaus unfähig erklären, ein künstlerisches Totalbild zu entwerfen, dazu ist er zu philologisch-pedantisch, zu wenig modern gebildet, zu befangen in der verkümmerten Weimarschen Welt, die nur von Erinnerungen zehrt, und längst zum ästhetischen Krähwinkel geworden ist. Aber er ist nicht nur das, er ist auch unerträglich grob und roh, er hält Arroganz für Muth, plumpes Absprechen für Urtheil, er glaubt Wunder was gethan zu haben, wenn er Jedem Grobheiten ins Gesicht sagt. Aber er sollte wissen, wie es solchem Thun im Leben geht. Man weist es zur Thür hinaus.

Gleich zu Anfang nimmt er die Miene an, als sei er der Einzige, der über Goethe zu reden wisse, denn er habe ihn seit 30 Jahren gekannt; Bettina habe gelogen, und über Goethe's Sonnette ihre Briefe gemacht, während sie sich rühme, daß Goethe sie nach diesen gedichtet habe; Falk sei ein Schwätzer, der zwar Einiges durch „Autopsie und Otakustie“ richtig aufgeschnappt habe, aber doch eigentlich nichts Rechtes wisse. Dann wendet er sich wie ein bissiger Spitz gegen Alle, die jemals etwas gegen Goethe gesagt haben. Selbst Lessing ist ihm nicht ehrwürdig genug, daß er sich nicht an ihm vergriffe, er ist ihm „ein wahrer Merkutio als literarischer Renommist, und kritischer Klopffechter und stehendes Vorbild unsrer sarcastischen Recensenten, die den Ton seiner Kritik zu ihrem Canon gemacht.“ Das ist eine Rohheit des Urtheils, die für einen Gelehrten unverzeihlich ist, und die Herrn Riemer genugsam charakterisirt. So dürfen wir uns auch nicht wundern, daß er selbst Schiller neben Goethe wie einen Schulknaben, der Jenem das Beste aus seinen Arbeiten abgesehn, und Börne wie einen Narren und gemeinen Juden behandelt. Anderen, die Goethe befreundet waren, aber von ihm abgestoßen wurden, heftet er allerlei Lächerlichkeiten auf. Von Oehlenschläger z. B. erzählt er, daß er die Gewohnheit gehabt, mit den Fingern zu knacken, worauf ihm Goethe dann gesagt: „Laßt mir das unterwegs, Ihr wißt, daß mir das fatal ist;“ er aber habe es nicht lassen können, und sei Goethe lästig geworden. F. A. Wolf rührte mit den Fingern fortwährend in der Tabacksdose, und J. H. Voß zitterte beständig mit dem einen Fuß. Goethe hatte sehr Recht, wenn er bei solchen Veranlassungen sagte: Man dürfe Gewohnheiten haben, aber keine Gewohnheit; er selbst macht sich jedoch der Pedanterei schuldig, wenn er es z. B. nicht leiden konnte, daß man mit der Brille zu ihm trat. Ein Herr von K., der sehr kurzsichtig war, und dem dies gesagt wurde, nahm, als er bei Göthe war, die Brille aus Respekt ab, und so geschah es ihm, daß, als er Göthe, der in einiger Entfernung stand, vorgestellt wurde, diesen gar nicht zu sehen bekam, und fortgehn mußte, ohne zu wissen, wie er eigentlich aussah. Goethe bediente sich nur einer Lorgnette. Er konnte auch keinen Taback leiden. Riemer versichert aber sehr ernsthaft, daß er sich vom Herzog, von Schiller ganz ruhig habe einräuchern lassen, nur zuweilen sei er bei Andern darüber unwirsch geworden.

Wenn Bettina Goethen von ihrer Liebe zu ihm vorschwatzte, habe Goethe, erzählt er ferner, ganz ruhig sein Fernrohr genommen, und über die Schönheiten der Gestirne gesprochen, die er beobachten wollte, worüber dann Bettina in nicht geringe Verzweiflung gerathen mochte.

Der zweite Theil des Riemerschen Buches besteht aus Zusammenstellungen von Bruchstücken aus Goethe's Briefen und Tagebüchern. Er ist wo möglich noch steriler, als der erste. Statt diesen Stoff zu verarbeiten, und eine Charakteristik der

verschiedenen Personen, mit denen Goethe verkehrte, zu entwerfen, sehen wir Citate auf Citate gehäuft, und es wird Einem ganz übel und weh, wenn man bei diesem so lebenvollen Stoffe die philologische Manie der Citation, die vielen römischen und arabischen Ziffern zwischen dem Text erblickt.

Wie kann man im 19ten Jahrhundert so geschmacklos sein? Und noch dazu, wenn man 30 Jahre lang mit Goethe verkehrt hat! Riemer hat seinem Herrn und Meister einen schlechten Dienst damit geleistet. Niemals trat die Kälte jener objektiven Götheschen Ruhe krasser hervor, als in der nackten Aufzählung der Gedanken und Forschungen, welche Göthe in den einzelnen Jahren verfolgte. Während der Sturm der Revolution Europa durchbraust, sammelt Göthe Steine und Conchylien, und vergißt sogar seiner Dichtkunst. Schon Herder hat sich damals sehr ernst über diese Richtung ausgesprochen. Er fragt, ob diese Maxime, sich zu isoliren, nicht zu einer allgemeinen Charakterlosigkeit führen würde? „Den Göttern, sagte er, wollen wir immerhin den Standpunkt ihrer ewigen Ruhe nicht streitig machen. Mögen Sie Alles auf dieser Erde wie ein von ihnen absichtlich geordnetes Spiel betrachten! Uns aber, die wir als Menschen menschlichen Bedürfnissen anheimgegeben sind, soll man keinen bunt-gemalten Theatervorhang hinhalten, man soll uns den heiligen Ernst lassen, ohne welchen alle Kunst doch zuletzt nur in leere Gaukelei ausartet. Spiel und immer nur Spiel! Sophokles ist kein Spielmann gewesen, Aeschylus noch weniger. Das sind alles Erfindungen neuer Zeit, die wenig oder nichts taugen. David sang Hymnen, kühner als Pindar, und nebenbei regierte er ein Königreich. Was regiert Ihr? Es ist gut und löblich, daß Ihr den Isop bis zur Ceder auf dem Libanon, die Natur in allen ihren Erscheinungen erforscht, oder, wie Euch zu sagen beliebt, in Euch aufnehmt, nur sollt Ihr mir dabei die Krone der Erscheinungen, den Menschen in seiner sittlich angebornen Größe nicht aus den Augen rücken. Wenn ich mir Nero denke, wie er Rom ansteckt, und indeß die Leier dazu rührt — ja der spielt auch! Es ist ein prächtiges Bild. Was geht es Nero's Baumeister an, ob Weiber und Kinder in eine brennende Stadt ihre Thränen schütten mußten! Das ist eine Geschichte von gestern. Er seinerseits entwirst den Riß zu dem neu zu erbauenden Rom, und wenn nur die Zeichnung auf dem Papier sich gut ausnimmt oder nicht verläuft, so ist er völlig zufrieden. Am Ende wird Alles durch einen verbesserten Geschmack ausgeführt, und man muß dem Herrn der Welt noch Dank dazu wissen, daß er diese Reformen veranlaßte. Hier haben wir denn ein gemaltes und ein wirkliches Rom. Der Unterschied ist so groß nicht. Wir sind Künstler, Götter, Neronen, und wie wir sind, und was wir sind, so ist es jedesmal das Rechte."

Dieser Zorn Herder's, in dem schon der Börnes vorleuchtet, ist ein wahrer und gerechter. Goethe ist durch das „Herumscherwenzen bei Hofe," wie es Merck nennt, durch das Komödienspielen und Komödiantenwesen, durch die kleinlichen Verhältnisse Weimars aus seiner ursprünglichen Bahn gerückt und in seiner wahren Entwicklung gehemmt worden. Die Kraft der politischen Anschauung, welche in Götz und Egmont lebt, verlischt, und es bleibt dafür nur ein Niederschlag socialer Ideen zurück, welcher keinen tieferen Inhalt als die Kunstbegeisterung kennt. An den Wanderjahren sieht man es nur zu deutlich, wei weit Goethe in dieser Richtung vorzudringen vermochte, die schöpferische Kraft versagt, das Genie stockt, er verliert sich in allgemeine allegorische Anschauungen, grade wie er den zweiten Faust mühsam zurechtsymbolisirt.

Warum stockte sein Genie, warum versagte ihm die Kraft der Dichtung? Weil er die Idee des Staates nicht in sich aufgenommen, oder vielmehr nicht in sich fortgebildet hatte, weil er in dem engen Kreise des Kunstideals sich im Zirkel bewegte. Die nur ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts ist eine einseitige, ungenügende, welche das Leben nicht bewältigen lehrt, keinen

Halt für die Sittlichkeit giebt, der Nation ihre Existenz und ihr historisches Leben nicht verbürgt. Und die Kunst selbst kann durch die bloße Kunstbegeisterung nicht gedeihn, sie muß organisch aus dem Leben einer Nation hervorgehn. Es giebt keine Kunst, die isolirt für sich bestände, und sich künstlich erzeugen ließe. Die griechische, an die man doch immer denkt, und auf die man sich beruft, entwickelte sich ganz und gar, epochenweise aus dem politischen Leben, und nur etwa die spätere römische Poesie, und die französische Tragödie der klassischen Zeit sind solche abstrakte Producte unlebendigen Dichtens, sie sind gemacht, erkünstelt, unwahr. Und so sind auch Goethe's natürliche Tochter, der zweite Faust, die Wanderjahre erkünstelt. Tasso bildet den Uebergang hierzu, die reiche poetische Kraft und die Energie der Lebensanschauung wird schon von einem Hauche jenes künstelnden Geistes angeweht. Es ist auch bezeichnend für Goethe, daß er Voltaire's Mahomet übersetzt hat. Herder hat daher Recht: ohne historische Kraft keine wahre Poesie, die Abstraktion vom Leben erzeugt auch abstrakte Formen.

Daher nun wird uns Goethe der Greis ebenso ein warnendes Beispiel für die Schädlichkeit des Isolirens von den Nationalinteressen sein, als uns Goethe in seinen Jünglings- und Mannesjahren mit Begeisterung erfüllt, wo wir das wallende Herzblut der Nationalempfindung in seinen Dichtungen pulsiren sehn, und er wird uns so lange als der Erste unsrer Dichter gelten, bis eine neue Epoche, welche wir jetzt sich hervorbilden sehn, eine gleiche Kraft und Begeisterung für ihren Inhalt in den Geistern erweckt, und ein höherer Kunstidealismus, welcher zugleich den politischen Stoff bewältigt, sich erzeugt. Jenes greisenhafte Verleben Goethes absolut zu bewundern, Alles, was er gedichtet, für unübertrefflich, jeden Ausspruch, den er gethan, für ein Orakel zu halten, ist das Thun der Bornirtheit, und die Zeit ist längst darüber hinaus.

Daher wollen wir uns auch bei Hrn. Riemer nicht länger aufhalten. Wir schieben sein dickes Buch bei Seite, um es nie wieder anzusehn. —

E. Meyen.

Feuilleton.

Vater Noah und der König von Thule.

Jedesmal wenn ein zu feiernder Fremder nach Berlin kommt, ergreift mich eine behagliche Neugier, welchem Festdichter er wohl in die Hände fallen wird, dem Dr. Förster oder A. Kopisch? Das ist die Scylla und Charybdis, welche jede Celebrität zu passiren hat, die in Berlin einrückt. Beide Dichter besitzen das schöne Talent, mit wenig Mitteln viel herzustellen, und dabei hat jeder seinen eigenthümlichen Handgriff.

Kommt Fr. Förster an die Reihe, so muß der alte König von Thule heran und die Honneurs machen, ist's Kopisch, so ist Vater Noah — der ihm einst sein schönes Trinklied inspirirte — der Auserwählte, aber ohne König von Thule und Noah geht es in Berlin bei keinem Begrüßungsfeste ab.

Der König von Thule besonders war in letzter Zeit sehr zu bedauern, was hatte der alte Mann nicht Geschäfte; nicht blos, daß er seinen Landsmann Thorwaldsen durch ganz Deutschland bei allen Toasts und Festessen, ja sogar in Opernepilogen verfolgen mußte, so wurde er außerdem von F. Förster auch noch zum Kavalleristen gemacht, denn das Festspiel zur Feier der Vermählung in Strelitz beginnt (ich citire aus dem Gedächniß:)

Wer reitet auf öder Haide
Am einsamen Meeresgestad?
Es ist der König von Thule u. s. w.

Herr F. Förster, lassen Sie doch den alten Mann in Ruhe und muthen Sie ihm nicht so ungewohnte Anstrengungen zu, Goethe hat ihn so schön sterben lassen, und Sie spielen den grausamen Resurrektionsmann, ist das christlich?

Vater Noah würd's auch nicht übel nehmen, wenn Herr Kopisch ihn einmal entließe; bei Tieck's Begrüßungsfeste hat der Stammvater dem Festdichter die Weinkarte vorhalten müssen, und dieser war unermüdlich genug, alle Sorten der Reihe nach abzulesen, um durch einen Vergleich das Gedicht zu Ehren Tieck's fertig zu bekommen.

Wenn Friedrich Rückert nach Berlin kommt, giebt es was zu wetten. Ich parire auf Vater Noah, wer auf den König Thule?

L. E.

Heine's Sache ist eine verlorne. Wer nicht so viel persönlichen Muth besitzt, um dem Gegner, dessen Ehre er gekränkt hat, Genugthuung zu geben, und dann noch so frech ist, die empfangene, wohlverdiente Mißhandlung mit öffentlicher Lüge zu leugnen, der verdient die Verachtung der Mitwelt im vollsten Maße. Man erzählt es sich jetzt auf allen Gassen, wie feige Heine früher gewesen, welchen Hohn man in Göttingen mit ihm getrieben, wie er in Hamburg schon Ohrfeigen bekommen. Alles das hat er verdient, denn er hat es hervorgerufen. Rießer sagt es ganz richtig, daß das Widerwärtige der Mißhandlung, welche an einem Ehrlosen verübt wird, auf diesen zurückfällt, nicht auf den, der sie ausübt. Es ist das böse Blut der Frivolität, das jetzt in Heine zum Aussatz ausschlägt, die Sünden seiner Vergangenheit werden jetzt an ihm heimgesucht doppelt und dreifach. Man sagt es wohl noch: er ist ein Genie, und einem Genie muß alles erlaubt sein. Aber wo hat sich das wahre Genie je als zügellose Frechheit gezeigt, und kann es überhaupt nur seinem Begriff nach zügellos sein? Goethe war auch übermüthig in seiner Jugend, auch er schrieb tolle Satiren: aber wo war er je unsittlich und nur frivol? Aristophanes ferner, der „ungezogne Liebling der Grazien," übte den persönlichen Spott in reichem Maaße, aber nie um der absoluten Frivolität willen, sondern um sittlich zu wirken. Er gab seine Verhöhnungen nur als solche und sie blieben unschuldig und wirkungslos, wenn sie verfehlt waren. Als er den Sokrates auf die Bühne brachte, stand dieser ruhig auf im Theater, die Griechen riefen ihm Beifall, und ließen des Aristophanes Stück, so gut es war, durchfallen. Dieser sittliche Hintergrund fehlt Heine, und darum ist aus ihm nicht mehr geworden, als wir jetzt in ihm sehn, ein geschickter Ironiker, der aber weder zu dem wahren Humor, noch zur geschlossenen Kunstform gelangen kann, und der immer mehr der nur äußerlichen Witzproduction anheimfällt. Heine mußte, wenn Genie in ihm war, der moderne Aristophanes werden: er ist es nicht geworden, seine Lyrik wie seine Prosa ist immer schlaffer, markloser, zerfahrener geworden, und er hat zuletzt den Unwillen der Nation mit jenen Schmähungen erregt, welche ihr Heiligstes, den Idealismus ihrer Freiheit, antasteten. Hier ist er nicht mehr komischer Dichter, hier ist er Pasquillant, und als solcher hat er sein Schicksal erfüllt. — Möge die jüngere Generation unsrer Schriftsteller ein ernstes Beispiel daran nehmen, möge sie einsehn lernen, daß Sittlichkeit und Charakter auch für den Humoristen die Grundlage seines geistigen Strebens bilden müssen, und daß ohne diese kein wahrer Ruhm und keine wahre Ehre zu erlangen sind.

E. M.

In den Deutschen Jahrbüchern wird Bacherer von H. Lentz als „Berliner Doktor" behandelt, und dessen verzerrtes Wesen, seine fade Kulturinteressenformalisterei aus dem Berliner Charakter abgeleitet. Diese Ehre muß sich Berlin höflichst verbitten, Bacherer ist aus Baden, und zeigt somit, daß auch Süddeutschland solche Gestalten der Hyperkultur hervorzubringen vermag. In Berlin hat sich Bacherer nur kurze Zeit aufgehalten, und wenig Glück gemacht. Studiert hat er in München. Uebrigens wird, unserer Meinung nach, bei der Beurtheilung

Wucherers immer nur seine schlechte Seite hervorgekehrt, er hat auch eine gute, welche das Ziel verfolgt, das constitutionelle Wesen so scharf wie möglich in seiner gegenwärtigen Gestalt der Oeffentlichkeit anheimzugeben, und alle schlechten Individuen, welche der Entwicklung desselben im Wege stehn, schonungslos zu verfolgen. Er hat dafür manches Gute erwirkt, und seine Schilderungen der Badischen und Würtemberger Kammern sind für die Gegenwart immer von Nutzen. Seine jüngste Buchmacherei ist freilich ein Gräuel.

H. Truhn erzählt in seinen musikalischen Reiseblättern (in Schumann's Neuer musikalischen Zeitung) daß es in Rußland sehr schwer hält, Concerte zu geben. „Es bedarf dazu einer besonderen Erlaubniß des Generalgouverneurs, der das Concert, wenn er es nicht haben will, verbieten kann. Dann darf es nicht während der Theaterzeit statt finden, und es besteht für fremde Concertgeber die Abgabe von 10 Procent an die Armenkasse, also von 1000 Thlr. 100 Thlr. Dieser Gebrauch, dem auch gastirende Schauspieler und Sänger, Kunstreiter, Seiltänzer, und Taschenspieler unterworfen sind, besteht noch nicht lange, und man hat die Einführung desselben einer bekannten, ausgezeichneten Berliner Schauspielerin, und einem berühmten, vor Kurzen noch in Petersburg engagirten deutschen Tenoristen zu danken. Diese gaben im Verhältniß zu ihren Einnahmen ein solches Lumpengeld, daß die Direktion der Armenkasse in Riga, die schaamlos spärliche Gabe zurückwieß, und darauf die Erlaubniß der Regierung für jenes Gesetz nachsuchte. In Warschau existirt dasselbe in bequemerer Form, das Publikum muß nämlich auf jedes Theater- oder Concertbillet, der Preis sei welcher er wolle, ein Aufgeld von 20 polnischen Groschen (etwa 2 g. Gr.) zahlen, welches Geld an die Armen- oder Findelhauskasse abgeliefert wird. Außerdem hat der Concertgeber daran noch einen Theil der Einnahme, ich glaube ½ oder ¼ derselben an das Nationaltheater abzugeben."

Das politische Wochenblatt, bringt in seinen letzten Nr. einen Aufsatz über „Hegels wohlconstruirten Staat," in welchem es darthut, daß Hegels Staatstheorie direkt zur Anarchie führt, weil sie dem constitutionellen Unwesen fröhnt, und die monarchische Gewalt als eine durch Gesetz und Kammern beschränkte darstellt.

Wenn man, sagt das politische Wochenblatt zum Schluß, diesen Mann, der solche Entwürdigung der geheiligten Person des Fürsten verlangt, so hoch stellt, daß er alle übrigen Philosophen überragen soll, dann kann es uns nicht befremden, daß man auch Rotteck und Consorten Denkmäler setzt."

Kuranda wird in Brüssel eine Monatsschrift unter dem Titel „die Grenzbrüder" herausgeben, welche sich in Form und Inhalt den französischen **Revues** anschließen, und einen ehrenvollen Wettkampf mit diesen beginnen soll. Kuranda hat alle namhaften deutschen Schriftsteller zur Theilnahme an diesem Unternehmen aufgefordert, und viele, unter Andern auch Tieck, haben ihm bereits Beiträge gesandt. Im September soll das erste Heft erscheinen.

Gedruckt bei F. Nietack. Verlag von Carl J. Klemann.

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. Karl Riedel.

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend eine Lieferung zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an die Verlagshandlung von Carl J. Klemann, Burgstraße Nr. 8, zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden ebendaselbst angenommen. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 33. Berlin, den 21. August 1841.

Inhalt: v. Schellings religionsgeschichtliche Ansicht, von E. M — Ueber das Reaktionsbestreben berühmter Männer, von F. Schmidt. — Glücklicher Irrthum. Ein Schwank. — Venedig, Gedicht von L. Liber. — Ueber den Sänger Moriani. — Theater. — Feuilleton.

v. Schellings religionsgeschichtliche Ansicht.

Nach Briefen aus München.

Berlin 1841. Verlag von Rücker und Pichler.

Welche Stimmung Schelling bei seiner Ankunft in Berlin erwartet, hat das Athenäum bereits ausgesprochen, und die Zeitungen haben es vielfältig wiederholt. Sie ist sehr natürlich. Die Schüler Hegels können gegen einen Mann nur erbittert sein, der über den einstigen Freund und Studiengenossen, weil er ihn überholt, so sich ausgesprochen hat, wie es Schelling gethan hat. Leider ist dies nicht das einzige Beispiel seines unseligen Hingebens an die cholerische Gemüthsart, welche bei ihm fast krankhaft geworden zu sein scheint. In der Vorrede zur obigen Broschüre ist eine andre Streitsache, welche Schelling mit Kapp gehabt, mitgetheilt, welche nichts weniger als zu Schellings Gunsten ausfällt. Kapp sandte ihm seine Schrift über den Ursprung der Menschen und Völker, welche er ihm dedicirt hatte. Als Antwort erhielt er darauf einen furchtbar groben Brief von Schelling, worin dieser über „schändliche Gedankenräuberei" klagt und Kapp, dessen Talent er früher rühmend anerkannt hatte, als Stümper bezeichnet. Die Dedication nannte er „hündisches Schönthun und Schweifwedeln, um die wohlverdienten Fußtritte von sich abzuwenden." Kapp antwortete darauf sehr geschickt: „Ein vermeßner Mensch hat mir die Beilage gesendet. Er vergaß, daß ich wisse, was eines Schelling würdig sei. Für Pflicht aber halte ich, Ew. Hochwolgeb. von diesem Attentat gegen Ihren Namen in Kenntniß zu setzen. Möchten Sie auch diesen Proteus zwingen, vor Ihnen selbst zu Rede zu stehen," u. s. w. und als dieser Brief von Schelling nicht angenommen worden war, blieb ihm nichts anderes übrig, als die ganze Streitsache drucken zu lassen. Die Broschüre theilt sie fast ganz mit. Man lernt diese unglückliche Gemüthsstimmung Schellings einiger Maßen begreifen, wenn man einen Blick in seine Productionen wirft. An Geist hat es ihm nie gefehlt, aber wohl an Methode. Selbst in seiner Blüthezeit, in der Jenenser Epoche hat er zwei, dreimal mit dieser gewechselt, um zuletzt sich mit der sogenannten „positiven Philosophie" zu beschränken. Lange hat man nicht gewußt, was darunter zu verstehen sei, bis mehrere angebliche Schüler derselben, wie Stahl, und ganz kürzlich Ringseis, der Stahl der Medicin auftraten, und der Welt zeigten, daß sie dem besten Obscurantismus huldigten. Schelling selbst aber konnte sich nicht so borniren, die alten Lorbeern ließen ihn nicht schlafen, er suchte das Positive immer

noch positiver zu machen, desavouirte alle Schüler, legte immer aufs Neue Hand an das Werk, ließ den Druck der vier Weltalter viermal beginnen und zurückziehn und verlor sich so in eine Sisyphusarbeit, die ihm und der Welt Qual verursachte. Denn sie wußte nicht, woran sie mit ihm war. Ein Bild dieses Hin- und Herschwankens, dieser Unruhe des Producirens geben uns die Vorlesungen über Philosophie der Mythologie, von denen uns die Broschüre einen Theil in Form eines Berichtes mittheilt. — Da lesen wir Folgendes:

„Wie überhaupt Philosophie ihren ersten Impuls durch unmittelbare Thatsachen erhält, die sich eben dem menschlichen Bewußtsein zum Nachdenken aufdrängen, so kann es auch kein positives, kein vollständiges System der Philosophie geben, das nicht auf alle Thatsachen, die einen entscheidenden Einfluß auf die Menschheit haben, einginge. Es kann daher das System der Philosophie nicht vollständig sein, das noch nicht eine solche Thatsache, wie Mythologie ist, in Betrachtung gezogen hat. Jener große Complex von Thatsachen, welche die Mythologie darbietet, sowohl in ihrer Entstehung, als in ihrer unerschütterlichen Beständigkeit, mit der sie sich jetzt noch in dem größten Theil der Welt behauptet hat, ist wohl wichtig genug, um Gegenstand einer philosophischen Forschung zu sein. Nicht weniger ist hieher die große Thatsache der Offenbarung zu rechnen, die man bis jetzt ganz zu ignoriren oder bei Seite zu schaffen suchte. Wie also früher vor ungefähr 40 Jahren, schon dadurch, daß die Philosophie der Natur zu den bisherigen hinzukam, die ganze Philosophie verändert, und ihr Standpunkt ein ganz andrer wurde, so muß auch eine Untersuchung über die verfälschte Thatsachen der Mythologie und Offenbarung, die sich aus der bisherigen Philosophie nicht erklären lassen, diese nicht nur auf das Bestimmteste erweitern, sondern auch so verändern, daß sie ganz verschieden von der bisherigen sein wird.“ — Wie wird uns? Eine Philosophie der Mythologie und der Offenbarung soll die ganze Philosophie verändern, sie, die nur das Produkt der einen menschlichen Geistesthätigkeit sind, und nichts weniger als auf absolute Vernunft Anspruch machen können. Und das sagt uns der Philosoph, der einst die Idee des Absoluten ins Leben rief, und dieses in die Gesammtheit der Natur- und Geistes-Potenzen setzte; dieser spricht jetzt wie die katholische Kirche, welche nur eine Seligkeit kennt, die übersinnliche, welche sie den Menschen erfindet. „Dies System ist das positive, das System der von aller Subjectivität befreiten Wissenschaft, das System des wirklich objectiven Hergangs, und gegen dieses sind alle andern Systeme künstliche.“ Also keine Subjectivität mehr, reine Objectivität: grade wie sie Goethe als Greis anrieth und selbst trieb, und worin er seine Poesie erstarren ließ. Ebenso läßt Schelling die Philosophie erstarren, während wir bei Hegel den ewigen lebendigen Prozeß des subjectiven Geistes zur objectiven Wahrheit in seiner unverrückbaren logischen Basirung erblicken, und die ewig neu sich erzeugende Schöpferkraft des Genies als Product der Zeiten auf das Glänzendste von ihm anerkannt wird, so daß niemals ein Stillstand oder Rückschritt, niemals ein unfreier Zustand in dem Bildungsgange des Geistes eintreten kann. Nein, Schelling ist es nicht, der Hegels Philosophie zu stürzen vermag, wenn dieses überhaupt nöthig wäre. Nicht er, sondern Hegel war das philosophische Genie seiner Epoche, und die Welt hat dies längst anerkannt.

„Das ist der Fortschritt des Hegelschen Systems gegen das Schellingsche, sagt der Verfasser der vorliegenden Broschüre, daß es die Idee gewonnen hat, die organisirte Geisteswelt, nicht die abstracte Idealität Schellings, das Licht, in dem vor lauter Licht Nichts zu schauen ist. Dies ist das logische Sein Hegels in seiner härtesten Abstraction. Er konnte aus dem reinen Lichte, das eben auch die Nacht ist, an den Tag der concreten Welt nichts an sich Gegliedertes und

Vollendetes gestalten. Die Idee aber, das in sich gegliederte Universum, muß sich in dem Andern, in der sinnlichen Welt der Natur und Geschichte anschauen."

Der Verfasser läßt sich auf diese Frage noch weiter ein, und stellt den Unterschied des Hegelschen und Schellingschen Systems nach allen Seiten hin dar. Er hätte nur noch genauer auf Schellings einzelne Schriften eingehn sollen. Allein dann hätte er den Raum einer Broschüre überschreiten müssen, und er hätte sich den Effect für fernere Erörterungen verdorben. Den Zweck, welchen er jetzt verfolgt, das größere Publicum, das begierig der Ankunft Schellings harrt, von dem, was er zu erwarten hat, in Kenntniß zu setzen, hat er vollkommen erreicht. Völlig müssen wir ihm beistimmen, wenn er es ausspricht, daß Stuhr in seinen älteren und neueren Schriften über Mythologie schon Besseres und Tieferes, als Schelling, den Ideen wie der Ausführung nach, geleistet habe. Er hat zu diesem Zweck als Anhang mehrere prägnante Stellen aus Stuhrs Schriften zusammengestellt. Die Einleitung schließt er mit den geharnischten Worten: „Mögen einzelne Schwächlinge, die, wie sie früher auf Hegels Worte schworen, so jedes andre Pensum der Philosophie auswendig gelernt hätten und noch auswendig zu lernen bereit sind, dem Tage entgegenjubeln, wo sie von ihrer totalen Unselbstständigkeit erlöst, den Anlehnungspunkt an einen „glänzenden Namen" — wiederfinden, — Alle, die den Geist der neueren Wissenschaft in ihr Blut eingesogen haben, werden stehen und nicht wanken; sie werden sich von keiner gleisnerischen Rede, von keinem süßen Autoritätsglauben berücken lassen. Jene Schwächlinge — Cicaden, nicht solche, die Tithonos zu ihrem Urahn haben, sondern gemeine gesinnungslose Cicaden von Hause aus — werden im Frühlingsgrase der neuen philosophischen Aera vielleicht noch — ihren philosophischen Schwanengesang zirpen. Die alte Garde aber ergiebt sich nicht. Und wenn sie sich nicht selbst verläßt, wird sie weder von Gott noch Menschen verlassen sein."

Das ist ein freudiger, kühn sich selbst vertrauender Kampfruf. Uns gefällt er wohl, denn er ertönt für die Freiheit des philosophischen Geistes. Wie schwer aber diese für das gesammte Nationalbewußtsein und das Schicksal der Nation in die Wagschaale fällt, davon legt, möchte man sagen, fast jeder Tag Zeugniß ab.

E. M.

Woher kommt es, daß so Viele, die in ihrer Jugend selbst die Männer des Fortschrittes waren, im reiferen Alter denselben auf alle Weise zu hemmen sich bestreben?

Werfen wir einen aufmerksamen Blick auf die Ereignisse um uns her, auf die Vergangenheit, und auf die Notabilitäten der Zeit, so stoßen wir nur zu häufig auf die Erscheinung, daß Männer, die in der Kraft ihrer Jugend rüstig den Massen vorangeschritten sind, die rührig die Hand an eingewurzelte und veraltete Vorurtheile gelegt haben, in ihrem reiferen Alter in einen Zustand des Stillstandes gerathen, der, wie aller Stillstand, bald in ein vollkommnes Zurückbleiben hinter der Zeit übergeht. Sie begnügen sich dann nicht bloß mit dem persönlichen Zurückbleiben, sondern sie tragen entweder eine stolze Verachtung der Fortschritte der neueren Zeit zur Schau, oder sprechen wohl gar das unbedingte Verdammungsurtheil über dieselben aus, und arbeiten ihnen auf alle Weise, und aus allen Kräften entgegen.

Auch in Deutschland fehlt es an solchen Erscheinungen nicht, vielmehr treten sie uns in allen Richtungen des literarischen Gebietes häufig genug entgegen. Welches ist nun die Ursache dieser Erscheinung? Wie geschieht, daß sie über dasjenige, was sie in der Kraft ihrer Jugend selbst gethan,

wozu sie aufgemuntert haben, worin sie selbst vorangegangen sind, im reiferen Alter rücksichtslos den Stab brechen? daß sie als ziel- und maßlose Bestrebungen betrachten, was sie selbst früher mit Lust gethan, und wozu sie Andere ermuntert haben? Ist es, weil gereiftere Ansichten ihnen das Irrthümliche ihrer früheren Bestrebungen nachgewiesen haben? oder ist es, weil die Erfahrung sie über das Erfolglose derselben hinreichend aufgeklärt hat? oder ist es endlich, weil sich ihnen alle solche Bestrebungen im Laufe der Zeit als unbedingt Gefahr drohend erwiesen haben? Nichts von allen dem ist die Ursache dieser Erscheinung.

Immer noch erscheint ihnen, was sie gethan, wahr, gerecht und lobenswürdig; immer noch glauben sie Erfolge gehabt zu haben; immer noch halten sie streng an dem früheren Glaubensbekenntnisse; immer noch sind sie der Ansicht, daß ihre Bestrebungen keinesweges gefährlich gewesen wären, obwohl sie die gleichen Bestrebungen der Gegenwart für gefährlich halten, und sich ihnen eben deswegen auf das hartnäckigste widersetzen. Der Grund dieser Erscheinung ist vielweniger darin zu suchen, daß reifere Jahre auch eine weisere Ansicht herbeigeführt haben, als in dem allgemeinen Gesetze der menschlichen Natur, von welchem nur wenige feurige Geister eine Ausnahme zu machen bestimmt zu sein scheinen.

In dem ersten Brausen der Jugend schnellt der kräftige Geist, dem Pfeile gleich, vorwärts, voran, einem sich selbst gesteckten Ziele zu, und muntert die trägeren Massen zu schneller Nachfolge auf. An vieles legt er die Hand, was früher durch gemeinsame Uebereinstimmung das Ansehen der Gewohnheit erhalten hatte, stürzt muthig die angestaunte Größe von dem usurpirten Throne, den sie nicht verdient hat, und strebt neuen und besseren Ansichten durch Wort und That die Bahn zu brechen.

Aber der strenge Widerstand zehrt an der Kraft, das Feuer der Jugend verglüht, und der Pfeil kommt gewöhnlich nur noch ermattet an dem selbstgesteckten Ziele an, ohne die erforderliche Schnellkraft, den Flug von neuem zu beginnen; er kommt an das Ziel, ehe die keuchende Menge folgen kann, und sieht sie noch auf allen Seiten hinter sich zurück. Alles erheischt demnach Stillstand, und der, der früher vorangegangen ist, der *sein* Ziel erreicht hat, hält mit sich selbst und mit seinem Streben Abrechnung und Abschluß.

Aber nicht so die ihm folgende und gleichfalls zwar langsam, aber stets vorschreitende Menge. Andere Führer mit ungeschwächten Kräften und mit neuen Ansichten und Bestrebungen fliegen ermunternd und ermuthigend voran, und die Menge folgt von da an ihren Fußtapfen nach. Sie erreicht endlich den früheren Vorfechter, sie rauscht an ihm vorüber, immer weiter vorwärts, und läßt ihn am Wege stehen, weil seine Kraft erschöpft ist, ein versteinertes Bild, welches ein Stadium des zurückgelegten Fortschritts abgiebt, mit rückwärts gewendetem Blicke den zurückgelegten Raum überschauend, besten Falles mit einem erhobenen Arm den ferneren Weg des Fortschritts, als Wegweiser bezeichend, ohne die erforderliche Kraft, noch selbstthätig fernerhin an den weiteren Fortschritten Theil nehmen zu können, oder zu wollen.

Mit solchem Zustand ist gekränktes oder verletztes Selbstgefühl, Unmuth und Eigensinn leicht gepaart, und das Zusammentreffen aller der dadurch aufgeregten Empfindungen und Gefühle geht dann leicht in Selbstgenügsamkeit und Härte, in Verachtung ja Verfolgung aller derer über, die jugendlich weiter strebend den grollenden Alten mehr und mehr hinter sich zurücklassen, der dann natürlich seinem mehr und mehr gereizten Unmuthe auf alle Weise Luft zu machen bemüht ist. Sich selbst als Individuum ein Maß setzend, glaubt er auch, der Fortschritt überhaupt habe ein Maß, und zeiht dann, weil dieser unendlich ist, die späteren Leiter desselben um so leichter ziel- und maßloser Bestrebungen, die ihm nun gefährlich dünken.

In allen dem unterliegt er aber nur dem ge-

wöhnlichen Loose der Menschheit; auch in seiner jetzigen Richtung verdient er noch Anerkenntniß und Achtung, nicht nur für das, was er früher gethan, sondern auch weil seine gegenwärtigen Reactionen, wenn auch die menschliche Schwäche ihren Antheil daran haben mag, doch auf an sich ehrenhaften Gesinnungen beruhen.

Nur Wenigen ward jene stete Jugendlichkeit des Geistes verliehen, welche allein sie in den Stand setzt, den regelmäßigen Gesetzen der Natur sich zu entziehen, und selbst dem Anziehenden zu widerstreben, was gesicherter Besitz und ruhiger Genuß der einmal erworbenen sicheren und anerkannten öffentlichen Stellung, für alternde und daher der Ruhe und dem Stillleben sich zuneigende Gemüther immerhin und nothwendig haben muß, um sich fort und fort in den stets sich erneuenden Strudel des Widerstreites der alten und neuen Zeit zu werfen, und sich so wenigstens eines vollkommen abgeschlossenen und für die Zukunft todten Wesens zu erwehren. Darum soll Niemand einen Stein gegen Diejenigen erheben, denen die Natur diese Gunst versagt hat. Wollten sie auch, sie können einmal nicht anders.

Dr. F. Schmidt in Zittau.

Glücklicher Irrthum.

Ein Schwank.

In einer schöngestirnten Juninacht des Jahres 1698 verließ ein junger Kaufmann in der kleinen Hauptstadt des kleinen Fürstenthums Monaco*), heimlich seine Wohnung, und sprengte mit verhängten Zügeln der französischen Grenze zu.

Dieser junge, von Natur eigentlich furchtsame, schüchterne Mann wollte durch seine schnelle Flucht zwei Klippen vermeiden, die ihm den Untergang droheten: einmal einen schmählichen Banqueroute, die nothwendige Folge des Mißlingens seiner kaufmännischen Unternehmungen, und dann, einen schnellen, gewaltsamen Tod, den ihm der furchtbare Ritter Casablanca, wegen eines Liebeshandels, welchen er mit seiner Schwester Rosaura angesponnen, geschworen hatte. Der Ritter war arm und konnte keine Bravi's bezahlen, aber bei dem ersten Zusammentreffen mit dem gefürchteten Edelmanne würde der arme Krämer Casablanca's Dolch gewiß in seiner Brust gefühlt haben, der wüthend über die Kühnheit war, mit der sich der niedrig Geborne der schönen Rosaura zu nähern gewagt, und deren Herz zu rühren gewußt hatte. Die Gefahr, in welcher sich der Jüngling befand, war um so größer, als bei dem geringen Umfang der kleinen Hauptstadt des Fürstenthums Monaco, ein Zusammentreffen, sowohl mit seinen Gläubigern, als seinem Todfeinde, nur schwer zu vermeiden gewesen sein würde, und so hielt es unser Handelsmann, der keineswegs auf den Kopf gefallen war, für das beste Auskunftsmittel einer doppelten Gefahr zu entgehen, wenn er sich eilends auf die Flucht begäbe. Gleichzeitig wollte er sein ganz besonderes Unglück als einen Entschuldigungsgrund für sein Verfahren benutzen. Er schrieb deshalb seinen Gläubigern: „Ich fliehe die Rache Casablanca's; aber — ich werde bald wieder kommen und Ihr sollt durch Eure Geduld nichts verlieren.“ — Dem Ritter dagegen schrieb er: „Ich entziehe mich den Verfolgungen meiner Gläubiger, aber — bald werde ich mich wieder zeigen, und dann so handeln, wie es mir mein Ehrgefühl gebietet.“

Dieser zweite Brief enthielt einen Doppelsinn. Allerdings gebot ihm die Ehre die schöne Rosaura zu heirathen; aber der Ritter, verblendet durch seinen Adelsstolz, hatte laut erklärt, er werde einen

*) Das Fürstenthum Monaco liegt in der sardinischen Herrschaft Nizza, hat einen Umfang von 2¼ Quadratmeilen und circa 8000 Einwohner. Die befestigte Hauptstadt dieses allerdings sehr kleinen Staates, welcher ehedem und namentlich zu der Zeit, wo unsre Erzählung spielt, ein Eigenthum der Fürsten Grimaldi war, enthält 200 Häuser mit 1130 Einwohnern.

so elenden Menschen nie in seine Familie aufnehmen, und, so lange er lebe, nicht dulden, daß eine solche Raupe den reinen Stammbaum des Hauses Casablanca vergifte.

Sogar dem Fürsten von Monaco war diese Angelegenheit nicht fremd geblieben, er hatte ihr seine besondere Theinahme zugewendet, und unter dem Vorwande, daß er Blutvergießen verhindern wolle, Befehl gegeben, den jungen Kaufmann zu verhaften, und in die Citadelle einzuschließen. Glücklicherweise war die Polizei von Monaco nicht schneller in ihren Executionen, als es ein altes Sprüchwort von der Weisheit begehrt; und so sicherte ein gutes Pferd unsern Helden gegen die Verfolgungen seiner Feinde, die ihn von drei Seiten bedroheten. Ohne Unfall erreichte er die französische Grenze, und einmal in dem Reiche Ludwigs XIV. angekommen, machte er sich weder über den Fürsten, noch den Ritter und seine Gläubiger weitere Sorge. Unaufgehalten setzte er seine Reise in einer Landkutsche fort.

Unser, so vielseitg bedrängter, von dem Schicksale hart verfolgter Flüchtling, war ein junger Mann von ungefähr zwei und dreißig Jahren, schlank, hochgewachsen, sehr brünett und von einnehmendem Wesen. Die Betriebsamkeit hatte sich aller seiner geistigen Fähigkeiten bemächtigt, und außerhalb des Kreises, worin sich diese bewegte, hätte er leicht für beschränkt gelten können; denn selten beschäftigten seinen Geist recht eigentlich Gedanken, und selten gab er sich die Mühe, Gegenstände näher zu untersuchen und zu erforschen, welche nicht in unmittelbarer Verbindung mit seinen Neigungen und Leidenschaften standen. Die ersten Jahre seiner Jugend waren ihm in jener Trägheit hingeschwunden, die in so hohem Grade reizend und gefährlich ist, und, als er ein wenig zu Verstande gekommen war, und der Ehrgeiz in ihm zu erwachen anfing, hatte er ein kaufmännisches Geschäft begonnen, welches ihm die Mittel gewähren sollte, nicht allein anständig zu leben, sondern auch soviel zurücklegen zu können, um sich späterhin der Ruhe wieder hingeben zu dürfen, die für den Greis als gar erwünschtes Ziel erscheint. Er schmeichelte sich, daß er bald zu diesem Ziele seines Strebens gelangen würde, und der Anfang seiner kaufmännischen Thätigkeit schien diese Vermuthung zu rechtfertigen. Sein Geschäft nahm einen ganz guten, erfreulichen Fortgang; da machte plötzlich seine Liebe zu der schönen Rosaura einen gewaltigen Strich durch seine Berechnungen. Die Betriebsamkeit des Kaufmanns unterlag den Leidenschaften des Liebhabers, und mit je schöneren Erfolgen seine Liebe gekrönt wurde, in desto Gefahr drohendere Unordnung gerieth sein Handelsgeschäft. Zu seinem Lobe muß gesagt werden, daß der Gedanke an die geliebte Rosaura den Unglücklichen auf seiner Flucht ungleich mehr beschäftigte und betrübte, als der Verlust seines kleinen Vermögens, das unwiederbringlich verloren war. Eben so ehrlich, als unglücklich, hatte der flüchtige Kaufmann nur zwanzig Louisd'or zu sich gesteckt, und seine ganze, mehr als das Vierfache dieser Summe enthaltende Kasse und einen ziemlich großen Waaren-Vorrath in seinen Speichern, den Gläubigern zurückgelassen.

Mag der Mensch von der harten Hand des Schicksals, auch noch so tief gebeugt und niedergeworfen sein, nicht leicht wird es Gefühle geben, welche so bitter wären, daß sie nicht in irgend einer Art durch die Zerstreuungen des Reisens gemildert werden sollten. Nächst der Zeit, ist das Reisen von jeher der beste Tröster gewesen.

Auch der arme Teufel, den wir hier begleiten, erfuhr dieß im reichen Maaße. Niemals hatte der junge Mann seine Vaterstadt verlassen! es war ihm also Alles, was er auf seinem Wege erblickte, neu und anziehend. Allmählich verwischte sich das niederbeugende Gefühl seines Unglücks, und das Erstaunen und die Ueberraschungen, die sich ihm boten, versüßten den Wermuth, welchen das Nachdenken über seinen Unstern in sein bekümmertes Herz ausgegossen hatte. Bei den Wunderdingen, die sich jeden Augenblick seinen

Augen darboten, regten sich wiederum Hoffnung und Vertrauen in seiner Seele. „Frankreich," sagte er sich, „das herrliche Frankreich, ist ja ein, in seinen Hülfsquellen unerschöpfliches Land, warum sollte es nicht auch mir Rettung aus meinem Elend gewähren? Wer weiß, was meiner in Paris wartet!"

Die Hoffnung zieht eben so leicht in unschuldige Seelen ein, als in ungebildete Geister. Unser Reisender hatte nicht die mindeste Kenntniß von dem Lande, welches er so eben betreten hatte, es war für ihn eine ganz neue, unbekannte Welt, die er jetzt zum erstenmale durch die kleinen Fenster der Landkutsche anstaunte. Alles erschien ihm schön und reizend. Zugleich frohlockte er darüber, daß der Zufall ihm die Kenntniß der französischen Sprache verschafft hatte, in welcher er sehr fertig und rein sich auszudrücken vermochte. Dieser Umstand erschien ihm jetzt ganz vorzüglich wichtig und nützlich, weil unter seinen Reisegefährten in der Landkutsche eben davon die Rede gewesen war, daß es dem Fürsten von Monaco nicht schwer werden würde, in Frankreich einen flüchtigen Unterthan, oder Rebellen zu erreichen und dessen Auslieferung auszuwirken. „Dieser Gefahr werde ich zu entgehen wissen," dachte er bei sich, „denn ich werde mich wohl hüten zu sagen, daß ich aus Monaco sei. Jedermann wird mich für einen gebornen Franzosen halten, um so leichter, als auch mein Name dieses Maskenspiel begünstigt."

Wäre der arme, vertriebene Bürger aus Monaco nicht verliebt gewesen, so hätte er sich gewiß bei dem Gedanken ganz glücklich gefühlt, daß er sich nun in Frankreich, auf fremdem Grund und Boden befinde. Er hatte den Beschluß gefaßt, ohne allen Aufenthalt seine Reise nach Paris fortzusetzen; indeß fühlte er doch nach einer vierzehntägigen mühseligen Reise das Bedürfniß der Ruhe, und so machte er denn in Auxerre Halt. Der Führer der Landkutsche hatte ihm den Gasthof zum weißen Roß empfohlen, als den besten in dem Orte, und unser Wanderer, ermüdet und erschöpft von den Beschwerden einer ganz ungewohnten Reise, begab sich eiligst zur Ruhe, ohne irgend etwas Anderes vorzunehmen, als daß er seinen Namen und Stand in das ihm vorgelegte Fremdenbuch einzeichnete.

Kaum hatte er zwei Stunden geschlafen, als er von einer herrlichen rauschenden Musik geweckt wurde, und das Schnattern der Trompeten bis in seine Schlafkammer drang. Er stand auf und öffnete das Fenster; kaum hatte er sich an demselben gezeigt, so ertönten von der Menge, die den Hof des Gasthauses füllte, laute Freudenbezeugungen, und deutlich hörte er seinen Namen nennen. Er glaubte zu träumen, er rieb sich die Augen; aber er mußte sich überzeugen, daß er wache, daß er wirklich höre, wie man ihn hoch leben lasse, daß in der That alle diese Aufmerksamkeiten ihm gälten. „So überaus große Ueberraschungen mir auch bereits dieses herrliche Land bereitet hat," sprach er zu sich, „so ist doch diese Erscheinung mir völlig unerklärlich. Was wollen diese braven Leute mit ihrer Nachtmusik? Man hat mir wohl gesagt, daß die Franzosen von Natur ein eben so fröhliches, als höfliches Volk wären, aber — woher kennen sie mich? wodurch habe ich eine solche Ehrenbezeugung verdient? oder, was habe ich gethan, daß man sich herausnimmt, mich auf solche auffallende Weise zu verspotten?"

Ein Mensch, dessen Gewissen nicht ganz rein ist, ein Flüchtling, welcher sich von einem Fürsten, und einem ergrimmten Feinde verfolgt weiß, wird auch durch die kleinsten, bedeutungslosesten Ereignisse beunruhigt; so erging es auch dem Geliebten Rosaura's, unserm aus Monaco entwichenen Handelsmann. Die Furcht bemächtigte sich seiner Seele; zitternd schloß er das Fenster und war nicht übel Willens, sogleich sein Bündel zu schnüren, um noch diese Nacht Auxerre wieder zu verlassen, in der Ueberzeugung, daß es ihm in Paris leichter gelingen werde, sich vor seinen Verfolgern verbergen zu können. Bald verstummte die Musik; allein die nun eintretende Ruhe steigerte nur die

heftige innere Bewegung und Beklommenheit, die sich seiner bemächtigt hatte. Da ergriff ihn ein neuer Schrecken; er hörte leise an seine Thür klopfen! Wer konnte ihn wohl noch so spät in der Nacht sprechen wollen? Er hatte nicht die Kraft, einen Laut von sich zu geben. Die Thür öffnete sich jetzt, und ein Unbekannter trat in das Zimmer. Ohne Zweifel mußte dieß ein Abgesandter des Fürsten von Monaco sein, der sich hierher verfügt hatte, um ihn zu verhaften. Im Geiste sah er schon die Thore der Festung sich vor ihm öffnen, und die riesige Kälte des Gefängnisses wehete ihn an.

„Mein Herr!" sprach nun der Unbekannte, „entschuldigen Sie die Freiheit, die ich mir nehme, indem ich mich Ihnen zu einer so ganz ungewöhnlichen Stunde vorstelle. Ich hoffe, Sie nicht mehr im Schlafe zu stören, in der Voraussetzung, daß die Musik Sie schon längst geweckt haben müsse. Ueberdem war ich der Meinung, daß ein Mann wie Sie, dessen große Thätigkeit so überall bekannt ist, nicht abgeneigt sein werde, einen Theil seiner Ruhe dem Drang der Geschäfte zu opfern. In der That, die Augenblicke sind kostbar, wir dürfen keine Zeit verlieren, es muß schnell und auf der Stelle gehandelt werden."

„Will man denn fortgesetzt mit mir ein Possenspiel treiben, oder verkennt man mich und sucht in mir einen Andern als ich bin?" fragte sich der erschrockene Reisende.

„Ich vermuthete es wohl, daß Sie nach Auxerre kommen würden" fuhr der Unbekannte fort, „das Geschäft, welches sich Ihnen hier darbietet, ist Ihrer ganz würdig, und konnte unmöglich Ihrer Aufmerksamkeit entschlüpfen."

„Gott sei Dank!" dachte der Kaufmann aus Monaco, „hier waltet ein Mißverständniß, und meine Freiheit ist nicht in Gefahr."

„Die Ungewißheit, in welcher ich mich noch vor wenig Minuten hierüber befand, wich sogleich der freudigsten Ueberzeugung, als mir der Gastwirth Ihre Ankunft gemeldet und ich in dem Fremdenbuche Ihren Namen gelesen hatte."

„Meinen Namen?"

„Ja, mein Herr, Ihren Namen. Vielleicht war dieß eine Unbesonnenheit des Gastwirthes; Sie wollten wahrscheinlich Ihre Ankunft geheim halten?"

„Sie irren sich; weshalb sollte ich mich wohl verbergen?" „Ei nun, der Grund hierzu ist wohl sehr einfach." „Ich sehe, ich bin verrathen!"

„Mit nichten, mein Herr! Alles wird sich noch auf das Beste einrichten lassen. Mit Geld lassen sich ja so viel Dinge zwingen."

„Ich verstehe Sie vollkommen; aber vielleicht ist gar zu viel Geld dazu nöthig, und ich fürchte fast, daß die Summe, über welche ich jetzt verfügen kann, Ihnen allzugering erscheinen möchte."

„Sie scherzen ohne Zweifel. Viermalhunderttausend Thaler werden vollständig ausreichen." „Viermalhunderttausend Thaler? Großer Gott! wo sollte ich sie auftreiben?"

„Sie scheinen ein Lächeln unterdrücken zu wollen, oder vielmehr Ihr gezwungenes, anscheinend bekümmertes Benehmen gewährt mir die Ueberzeugung, daß Sie Ihren Plan ganz geheim halten wollen, und zum Ueberfluß läßt das unbedeutende Reisegepäck, womit Sie angekommen sind, und der bescheidene Gasthof, in welchem Sie einkehrten, darüber keinen Zweifel weiter aufkommen, daß Sie ganz unerkannt zu bleiben wünschen. Aber, weshalb haben Sie Sich, in diesem Falle, nicht einen andern Namen gegeben?"

„Sie haben Recht, das war ein Fehler von mir." „Nichts desto weniger können Sie, obgleich Ihre Ankunft bekannt geworden ist, und zu allerlei Vermuthungen Anlaß geben wird, doch noch leicht die Aufmerksamkeit wieder von Sich ablenken, und zugleich morgen nach Paris zurückgehen, sobald Sie Ihre Vollmacht zurücklassen. Man wird dann bald glauben, Sie hätten an die ganze Sache keinen Augenblick gedacht, oder den gefaßten Plan wieder aufgegeben. Gewiß, die Gebote würden sicher, wenn Sie Sich öffentlich gezeigt hätten, sogleich gewaltig in die Höhe gegangen sein,

und man würde Sie auf diesem Wege genöthigt haben, den wirklichen Werth für den Wald von Chantry zu bezahlen, der sich mindestens auf zwei Millionen beläuft. So wie indeß die Sachen jetzt stehen, wird man, weil es an Käufern fehlt, und man baares Geld, oder ganz unverwerfliche Sicherheit dafür verlangt, sich wohl entschließen müssen, diese herrliche Besitzung für höchstens eine Million und zweimalhunderttausend Franken hinzugeben, denn ich weiß auf zuverläßigem Wege, daß die Gebote nicht höher hinauf gehen werden. Ich werde gegenwärtig sein, und bieten, und verlange von Ihnen nichts, als Ihren Auftrag und ein Mäcklergeld von zwei Prozent. Ich heiße Grondort und bin Mäckler. Sie können mir ihr volles Vertrauen schenken, und wenn Sie über mich Erkundigungen einziehen wollen, so werden Sie nur Gutes von mir vernehmen. Wenn der Wald in einzelnen Loosen wieder verkauft wird, eine Maaßregel, welche die jetzigen Besitzer nicht ergreifen können, weil damit ein allzugroßer Zeitaufwand verknüpft ist, und sie wegen des Geldes preßirt sind, so kommen ganz gewiß zwei Millionen heraus: behalten Sie ihn aber, so dürfen Sie auf eine sichere Einnahme von jährlich hunderttausend Franken Rechnung machen. Indeß, Sie wissen dieß gewiß Alles besser als ich es Ihnen auseinandersetzen kann. Uebrigens bin ich bereit, für Sie das ganze Geschäft abzumachen, und, um einen in der That ungeheuren Gewinn zu ziehen, bedarf es für jetzt weiter nichts, als Ihrer Unterschrift."

„Meine Unterschrift verlangen Sie?"

„Allerdings bedarf ich derselben und fürchte nicht, daß Sie Anstand nehmen sollten mich mit Auftrag zu versehen."

Der Mäckler verbreitete sich aufs Neue über die großen Vortheile, welche die, von ihm vorgeschlagene Speculation gewähre, und ging in die kleinsten Einzelheiten ein. Zugleich wiederholte er seine Anerbietungen so angelegentlich und dringend, daß sich seinen Anträgen nicht füglich etwas Erhebliches entgegensetzen ließ. Hierzu kam, daß der Flüchtling von Monaco noch immer nicht recht wußte, was denn eigentlich mit ihm vorgehe, und ob man mit ihm Kurzweil treibe, oder ihn mit einer andern Person verwechsele. Um dieses mögliche Mißverständniß zu benutzen und sich nicht verdächtig zu machen, entschloß er sich endlich dazu, den Herrn Grondort zu bevollmächtigen, daß er für seine Rechnung den Wald von Chantry erstehe, und bis auf eine Million und zweimalhunderttausend Franken biete; ein Auftrag, der ihm in seiner Lage ziemlich unverfänglich erschien, und so schrieb er denn schließlich unter die, ihm vorgelegte Vollmacht, den Namen: „Samuel Bernard."

In der That trieb hier der Zufall, wie so oft in der Welt, sein mächtiges Spiel, und brachte den armen Flüchtling aus Monaco in eine Lage, von der er keine Ahnung hatte und haben konnte. In der Zeit nämlich, in welcher unsere Geschichte spielt, lebte in Paris ein reicher Banquier, Namens Samuel Bernard, der auf den damaligen großen Geldmarkt in Europa fast denselben allmächtigen Einfluß übte, wie jetzt die Gebrüder Rothschild. Dieser Samuel Bernard war durch seinen Reichthum dergestalt mächtig, daß sich vor ihm selbst der unbeugsame Stolz Ludwigs XIV. demüthigen mußte, und er erlebte eines Tages in Versailles, im Mittelpunkte des unendlichen Glanzes, den er um sich verbreitete, die unerhörte Erniedrigung, sich, dem Wechsel Bernards gegenüber, gestehen zu müssen, es gebe in seinem weiten Reiche eine Macht, die höher sei, als die seinige, — die Geldherrschaft. Der große König mußte einmal in Bezug auf Samuel Bernard die Rolle eines Höflings übernehmen und jenem Geldmann schmeicheln, weil er des Geldes benöthigt war; eine Rolle, welche einzustudiren, ihm wohl viel Zeit und Mühe gekostet haben mochte.

Der Banquier Samuel Bernard, dieser kaufmännische Cröfus, welcher, mit seinem ungeheurem Vermögen von eilf Millionen Thalern, jezuweilen seinem gekrönten Collegen aus der Noth half, sollte jetzt

die Folgen eines Mißverständnisses erfahren, welches sich in Auxerre zugetragen hatte. Eines schönen Tages erhielt er nämlich einen, aus Auxerre datirten, und „Grondort" unterzeichneten Brief, der ihn benachrichtigte, daß er rechtmäßiger Besitzer des Waldes von Chantry sei, und in welchem ihm zugleich die Frage vorgelegt wurde, ob er, gegen ein, auf der Stelle zu zahlendes Abstandsgeld von viermalhunderttausend Franken, ohne den Beutel ziehen zu dürfen, diese Besitzung wiederum abtreten wolle. Vergebens zerbrach er sich den Kopf, um den Schlüssel zu diesem Räthsel zu finden; da erbrach er einen zweiten, gleichzeitig eingegangenen Brief aus Monaco, unterzeichnet: „Rosaura Casablanca." Dieser Brief enthielt auf vier enggeschriebenen Seiten die glühendsten Liebesversicherungen, welche mit zärtlichen Vorwürfen abwechselten. Am Schlusse befanden sich folgende Worte: „Mein Bruder, der Ritter, hat sich auf den Weg gemacht, um Dich, mein Geliebter, zu verfolgen; auch ich reise von hier ab, und werde bald in Deinen Armen liegen."

In der That hatte der Ritter Casablanca die Spur des beglückten Liebhabers seiner Schwester, dem er den Tod geschworen, entdeckt. Kaum in Paris angekommen, erkundigte er sich sogleich nach der Wohnung eines gewissen Samuel Bernard, und erhielt auf seine Frage die Adresse des Banquiers. Er stürmte dahin, und war nicht wenig überrascht, als er hier eine Masse reich galonirter Bedienten vorfand. „Herr Samuel Bernard, unser Herr," sagte ihm einer derselben, „ist in diesem Augenblicke in Versailles, indeß lassen Sie nur Ihre Karte hier, und morgen wird es wohl möglich sein, daß Sie bei ihm vorgelassen werden können." Höchlich erstaunt und betreten über das, was er gesehen und gehört, zog sich der Ritter zurück. „Wohl wußte ich von Paris," dachte er bei sich, „daß dieß eine gar merkwürdige Stadt sei, wo das Glück in seiner Unerschöpflichkeit die außerordentlichsten und sonderbarsten Launen, entwickelt, und selbst italienische Abentheurer, namentlich Mazarin, haben in diesem Wunderlande eine große Rolle gespielt, aber — das waren doch ganz andere Männer, als mein sauberer Herr Bernard! und noch überdieß in einer so kurzen Zeit solchen Reichthum zu erwerben, eine so glänzende Lage sich zu verschaffen, von der hier Alles, was ich sehe, Zeugniß ablegt. Das ist doch in der That rein unmöglich und grenzt an das Fabelhafte!"

Am andern Morgen fand sich der Ritter bei guter Zeit wieder in dem Pallaste ein; als er aber wieder abgewiesen wurde, und man sich weigerte, ihn bei Herrn Bernard einzuführen, gebehrdete er sich gleich einem Wahnsinnigen, schrie und tobte, in der Meinung, Bernard wäre in diesem Hause, wo er Schutz gefunden, nur versteckt, und erklärte laut, er werde ihn schon zu finden wissen und ihn dann ohne alle Schonung in die andere Welt senden.

Die Bedienten hielten den Fremden für verrückt, und entsetzt über sein Benehmen, ließen sie ihn verhaften und nach dem Gefängniß abführen.

Zwei Stunden später erschien Rosaura, welche den nämlichen Spuren gefolgt war, die ihren Bruder geleitet hatten. Als sie in Bernards Hause ankam, ergriff auch sie ein namenloses Erstaunen; tausendmal mußte man es ihr wiederhohlen, daß dieser prächtige Pallast ein Eigenthum Samuel Bernards sei, daß diese Menge von Wagen und Pferden, welche sie auf den Höfen erblickte, ihm gehörten. Zuerst erstaunt, bemächtigte sich bald Eifersucht und Verzweiflung ihres zerrissenen Herzens. Das arme Kind war überzeugt, nur die Liebe allein könne ein solches Wunder hervorgebracht haben; ihr Geliebter müsse ihr untreu geworden sein, sie grausam verlassen haben.

Es muß hier ergänzend bemerkt werden, daß dem Flüchtling aus Monaco auf seinem Wege von Auxerre nach Paris ein Unfall zustieß, der auch heut zu Tage den Reisenden zuweilen zu begegnen pflegt; die Landkutsche nämlich, in der er saß, ward umgeworfen, und eine Quetschung nö-

thigte ihn acht Tage in einer elenden Dorfschenke verweilen zu müssen. Hier hatte er vielleicht Muße seiner Liebe zu gedenken, und sich seines sonderbaren Zusammentreffens mit dem Mäckler Grondort zu erinnern. Der Wald von Chantry ward bei diesen Phantasiespielen natürlich nicht vergessen. So wie er nur einigermaßen wieder hergestellt war, beeilte er sich nach Möglichkeit, sein Reiseziel, Paris, zu erreichen, und stieg in der Straße St. Martin in dem Kreuz von Maltha ab. Hier empfing ihn keine Abendmusik wie in dem weiten Hof in Auxerre, aber ebenfalls erhielt er, kaum eine Stunde nach seiner Ankunft, den Besuch eines Unbekanntn, der ihn, auf Befehl des Polizeilieutenants, aufforderte, ihm ungesäumt zu folgen.

„O! mein Gott!“ seufzte der arme Teufel, „ich Unglücklicher leide, schon im Hafen angekommen, noch Schiffbruch!“ Der Unbekannte nöthigte ihn einen Wagen zu besteigen, welcher vor dem Gasthofe wartete, und dann vor einem großen, schönen Hause hielt.

„Ohne Zweifel befinde ich mich jetzt vor dem Stadthause, wo man mich verhören will?“ fragte Bernard. „Mit nichten, mein Herr“ erwiderte sein Begleiter, „Sie sind bei Herrn Samuel Bernard.“

„Die Franzosen sind doch, ohne Ausnahme, schlechte Spaßmacher!“ dachte empört über diesen unzeitigen Scherz, in seinem bekümmerten Herzen der Gefangene. Man führte ihn unterdessen in einen prachtvollen Saal, der von Vergoldungen strotzte. Ein Mann von ungefähr fünf und vierzig Jahren, in einem schwarzen Sammetkleide und mit einer ungeheuern Perrücke geschmückt, empfing ihn mit vieler Freundlichkeit, ersuchte ihn, auf einem Sessel Platz zu nehmen, und begann das Verhör damit, daß er ihn fragte, wie er heiße?

„Ich nenne mich Samuel Bernard.“

„Wo sind Sie geboren?“

„In Monaco.“

„Aus welchem Lande stammt Ihr Herr Vater?“

„Aus Turin.“

„Haben Sie eine zahlreiche Familie? Führen mehrere Personen in Ihrem Vaterlande Ihren Namen?“

„So viel ich weiß, habe ich weder Verwandte noch auch Namensvettern.“

„Sehr wohl! So sind Sie also ohne allen Zweifel jener Samuel Bernard aus Monaco, welcher auf eine, mir unbegreifliche Weise, seit einigen Tagen mein Haus, meine Familie und mich beunruhigt, und sich in meine Geschäfte sehr auffallend und befremdend einmischt. Ihnen verdanke ich es zuverläßig, daß sich bei meiner Frau ein schönes Mädchen, wie aus den Wolken gefallen, einfindet, die ich lieben soll? daß ein irrender Ritter mir sein Schwert durch den Leib rennen will? und daß ein Mäckler in der Provinz von mir eine Million uud zweimalhunderttausend Franken verlangt?“

„Mein Herr! ich habe allerdings wohl manchen Fehler, manche Unbesonnenheit zu bereuen, aber ich verstehe wahrlich nicht, weshalb Sie Sich über mich beklagen.“

Der von Natur gutmüthige Banquier, welchem die Begebenheit Vergnügen zu machen anfing, belustigte sich ungemein über das Erstaunen des zu Grunde gerichteten Krämers aus Monaco, als er diesem erklärte, er führe mit dem reichsten Kapitalisten in Europa einen und denselben Namen, und dieser Zufall habe ihm zuerst in Auxerre einen Credit von viermalhunderttausend Thalern verschafft.

„Man bietet Ihnen,“ fuhr der Banquier fort, „eine Abstandssumme von viermalhunderttausend Franken an, wenn Sie auf der Stelle den, für Sie erstandenen Wald von Chantry wieder abtreten wollen; indeß kann ich Ihnen doch nicht rathen, dieses Anerbieten, so lockend es auch für Sie erscheinen mag, anzunehmen. Ich bin erbötig dieses, nicht unwichtige Geschäft, welches Sie eingeleitet haben, für Sie zu einem erfreulichen Resultate zu führen, da nur Sie allein dabei

betheiligt sind. In acht Tagen sollen Sie der glückliche Gatte der schönen Rosaura sein, dann müssen Sie aber sogleich nach Monaco zurückgehen, was auch, bei den völlig veränderten Umständen, ganz unbedenklich ist. Denn hier können Sie nicht bleiben. Paris ist für zwei Samuel Bernards viel zu klein. Uebrigens fürchten Sie keineswegs, daß Sie in Ihrer Vaterstadt irgend wie beunruhigt werden könnten; ich werde Sie Ihrem Fürsten angelegentlich empfehlen."

Er schrieb sogleich folgendes:

„Es liegt keineswegs in meiner Absicht, Ew. Durchlaucht durch diese Zeilen, in Beziehung auf unsere Abrechnung, lästig fallen und unbequem werden zu wollen. Dieß Geschäft wird sich späterhin sehr leicht in Ordnung bringen lassen. Diese Zeilen haben einzig und allein die angelegentliche Bitte zum Gegenstande, daß Sie geruhen möchten, Ihre Gnade einem jungen Manne zuzuwenden, der Ihr Unterthan ist, und meinen Namen führt. Ich gebe mich der angenehmen Hoffnung hin, daß dieser Name meinem Schützling bei Ew. Durchlaucht als gute Empfehlung dienen werde, um so mehr, als es sehr leicht möglich sein kann, daß dieser junge Mensch, für den ich mich interessire, wirklich ein Verwandter von mir sei. Die Erde ist zu groß, um auf derselben alle Verwandte kennen zu mögen, die man hat. Der Himmel möge Ew. Durchlaucht in seinen gnädigen Schutz nehmen."

Samuel Bernard.

Bernard vermählte sich sehr bald mit seiner geliebten Rosaura, und kehrte, gleich nach der Vermählung, mit ihr und dem Ritter, welcher sich aus seinem Feinde gar schnell in den besten Freund verwandelt hatte, nach Monaco zurück, wo der verachtete, verfolgte, bei Nacht und Nebel aus seiner Heimath entflohene Krämer bald darauf der Günstling des Fürsten, und mit der Leitung seiner Finanzangelegenheiten beauftragt wurde.

Venedig.

Der Abendsonne letzte Strahlen warfen
Ein goldnes Netz hernieder auf das Meer,
Melodisch bebten aus der Ferne her
Accorde, gleich dem vollen Klang der Harfen.

Da tauchte aus den schaumbedeckten Wogen
Der Mond empor, ein bleiches Schmerzensbild,
Und Gondel kam an Gondel, Sang-erfüllt,
Dem Strande nah und näher nun gezogen.

Doch eine, die mit leisem Ruderschlage
Glitt vor dem Dogenpallast still entlang,
Sie war's, in der mit greisem Haupte sang
Ein Gondolière dieses Lied der Klage:

Was schauet ihr Paläste
Dort in die See, so kalt,
Ihr Thürme, deren Läuten
Einst unserm Ruhme galt;
Was hilft der kalte Marmor
Dir noch, Sanct Marcus-Platz,
Längst ward dir ja genommen
Dein höchster Lebensschatz!

Du goldnes Buch, wo fließet
Jetzt Deiner Edlen Blut?
Wo blieben Cyperns Weine,
Wo Candia's Tribut?
Zerrissen liegt die Flagge,
Verwelkt der Lorbeerkranz,
Die einst die mächtigen Segel
Getragen nach Byzanz!

Fort, fort, ihr lust'gen Wimpel,
Hinweg du leichter Sinn,
Wo ach, sie ist versunken
St. Marci Königin: —
Die vielen güldnen Ringe
Vom Tage Himmelfahrt,

Die haben, ihr zur Kette,
Zusammen sich gepaart.

Die haben sie gezogen
Hinab zum Meeresgrund,
Auf ewig nun zu halten
Den oft geschlossnen Bund,
Für immer nun zu herrschen
Nur über Hay und Roch',
Geschmückt mit schönsten Perlen —
Dort in des Meeres Joch.

Warum hat deine Gnade,
O Sanct Antonius,
Venetia nicht geschützet
Vor falscher Liebe Kuß,
Vor eitler Gier und Sünde,
Vor schnöder Leidenschaft, —
Daß nun zum Schatten worden
Die einst so edle Kraft! —

Was schaut ihr, hohe Zinnen,
Hinunter in die See,
Was streckt ihr hohen Dome
Euch stolz noch in die Höh;
Was helfen seine Flügel
Dem Löwen auf dem Knauf, —
Er richtet sich ja nimmer
Von seiner Ohnmacht auf! —

Des alten Gondelführers Lippen schwiegen,
Laut überrauscht vom wilden Sturm der Nacht,
Der plötzlich, wie ein Ruf zu Kampf und Schlacht,
Vom Riesen-Molo kam heraufgestiegen.

Und preisgegeben nun der Wuth der Wellen,
Trieb durch das Meer die Barke fort und fort,
Von keinem Stern beglänzt, unrettbar dort
An der Lagunen Klippen zu zerschellen. —

Die Nacht entschwand, — beim neuen Morgenstrahle
Erscholl es rings: „Der Kaiser lebe hoch!"
Und durch die Straßen hin die Menge zog,
Den Bucentaur zu schaun' — im Arsenale. —

Ludwig Liber.

Ueber den Sänger Moriani.

Aus Dresden.

In einem Lande, wie Italien, wo Musik und Gesang das innerste Leben des Volkes ausmachen, prägen sich Methode und Schule bestimmter aus und wechseln schneller, als es bei den übrigen Völkern geschehen kann, deren Leben von anderen Interessen ausschließlich oder in gleicher Stärke mit dieser Kunst bewegt wird. Componist und Sänger gehen dort Hand in Hand und wirken unmittelbar auf einander ein. Außerordentliche Gesangstalente bestimmen den Componisten, für ihre Individualität zu schreiben, so wie umgekehrt die Sänger ihr Talent nach der grade herrschenden Compositionsweise zu bilden sich angelegen sein lassen.

Mit Bellini und Donizetti war die Herrschaft Rossini's in Italien gebrochen; an die Stelle der von Passagen und Colloraturen überladenen Gesangsstücke trat wieder eine einfachere Melodie; nur hier und da, zu Ehren der großen Pariser Gesangskünstler, welche aus der Rossini'schen Epoche herstammen, ließen jene Maestri in ihren Compositionen diesen Sängern Raum, ihre großartige Virtuosität zu zeigen. Unter ihnen hat sich jene Methode auch erhalten und sie geben uns Zeugniß davon; während sie Paris und London durch ihren Gesang entzücken, ist Italien selbst in seinem regeren musikalischen Leben über diese Methode hinweggegangen.

Der zur Zeit in Dresden gastirende berühmte Tenorist Moriani ist der Repräsentant der neueren italienischen Gesangsweise, sowie Bellini und Donizetti die Schöpfer einer neuen musikalischen Epoche Italiens sind. Wie diese Componisten einfacher

als Rossini schreiben, so hat Moriani, ganz die Bahn seines berühmten Rivalen Rubini verlassend, damit angefangen, den Ton der Stimme wieder zu seiner vollen Geltung zu bringen. Jegliche Verzierung verschmähend wirkt derselbe durch die vollendetste Ausbildung des Tones in allen Stimmregistern und durch den seelenvollsten Vortrag. Wir hörten ihn in einem Umfange von mehr als zwei Octaven mit gleicher Sicherheit, Klangbildung und Verschmelzung der verschiedenen Register sich bewegen. Bei dieser Einfachheit der Manier nüancirt derselbe in der Stärke des Tones so vortrefflich und mit so vielem Geschmack, daß er von vorn herein dem Zuhörer die Furcht benimmt, sein Getrag könne monoton werden. Dabei ist sein Vorsang südlich lebendig. Von einer Geläufigkeit, im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes, ist bei ihm gar nicht die Rede, wenigstens haben wir in den Vorstellungen der Luzia und der Puritaner von einer solchen nichts gehört, zweifeln auch, daß derselbe bei seiner ganz bestimmten Richtung der uns gerühmten Rubinischen oder auch einer minderen Virtuosität im Gesange fähig sei. Selbst auf Fermaten ließ er uns nur die Schönheit des Tones und Portaments in der verschiedenartigsten Färbung vom Forte bis zum Pianissimo bewundern. Mit dieser eigenthümlichsten Gesangsmanier verbindet unser Sänger durchweg, selbst in den leidenschaftlichsten Situationen, ein natürliches Spiel, welches sich namentlich fern hält von der Unnatur einer gänge und gebe gewordenen conventionellen Weise. Wie der Gesang des Italieners als seine innerste Seelensprache frei und voller Empfindung erklingt, so sind seine Bewegungen dem entsprechend frei, angenehm und ausdrucksvoll.

Diesen außerordentlichen Sänger mit einem unsrer deutschen Tenoristen zu vergleichen ist gewagt, wenn nicht unmöglich, weil die letzteren, wie alle deutschen Gesangskünstler, dadurch, daß sie in die Nothwendigkeit versetzt sind, deutsche, französische und italienische Musik älterer und neuerer Zeit zu singen, eine eigenthümliche Gesangsphysiognomie niemals erhalten; jedenfalls überragt derselbe sie alle bei weitem, was die Tonbildung überhaupt und das Verständniß und die Vortragsweise der neueren italienischen Musik insbesondere betrifft. R.

Königliches Theater.

Am Dienstag den 17. Aug. betrat Dem. Clara Krüger, eine Schülerin des Cavaliere Micheroux in Mailand, in Bellinis Montecchi und Capuleti als Giulietta zum erstenmale die Bühne.

Es ist selten, daß eine Sängerin bei solcher Jugend eine so treffliche Methode und eine Anfängerin ein so dreistes wahres Spiel entwickelt, als wir es bei Dem. Krüger fanden.

Ihre Stimme ist, wenn auch nicht mächtig, doch angenehm und in allen Tonlagen von gleicher Stärke, welche Eigenschaft auf eine hohe Ausbildung derselben hoffen läßt, sobald sie erst fester und kräftiger geworden ist. Wir waren überrascht durch die reine Intonation, die feine Singweise der jungen Dame. Sie zeigte, daß man doch in Italien noch zu lehren verstehe, wie sehr auch manche Leute das in Zweifel ziehen möchten.

Wir können nicht umhin, diesem jungen Talente ein schönes Prognostikon zu stellen, wenn die Jugendkräfte gehörig geschont, und ihrer ganzen Begabung Zeit gelassen wird, sich gehörig festzustellen und zu verstärken.

Wir werden die ferneren Rollen der jungen Dame, welche eine Berlinerin ist, abwarten, um ausführlicher über sie zu berichten. — Dr. L.

Feuilleton.

Beckmann hat in Wien ungemein gefallen. Die Wiener waren ganz erstaunt bei einem norddeutschen Komiker so viel individuelle Lebendigkeit und volksthümliche Natürlichkeit zu finden, und

unterließen daher auch nicht, zu bemerken, daß ja Beckmann nicht eigentlich Berlin angehöre, da er ein Schlesier sei. Schlesien wird man in Wien hoffentlich auch zu Norddeutschland rechnen, und vielleicht auch wissen, daß ebenso wie die Komiker Beckmann und Schmelka, so auch Ludwig Devrient und Seydelmann in Breslau ihre Laufbahn begonnen, aber in Berlin erst die Sphäre fanden, in der sie nachhaltig wirken und ihren Ruf begründen konnten. Ludwig Devrient war überdieß in Berlin geboren; ebenso sind es Gern und Rüthling. Die Wiener meinen ferner, Norddeutschland habe keine Komödie produciren können, und verweisen auf den ursprünglich französischen Ursprung der localisirten Possen, wie des Festes der Handwerker, der Reise auf gemeinschaftliche Kosten 2c. Diese Possen sind von Angely, ebenfalls einem Berliner, allerdings nach französischen Ideen, bearbeitet, aber so umgestaltet, daß man sie mindestens für freie Reproductionen muß gelten lassen. Und was will man gegen diese so höchst gesunde und kräftige Basis volksthümlicher Anschauung einwenden? Diese Productionen beweisen, daß der norddeutsche Geist, wenn ihm Freiheit der Entwicklung gelassen wäre, sehr bald zu einer originalen Gestaltung gelangen würde. Was jene Possen, denen wir auch Glaßbrenners Volksbilder beigesellen wollen, in der untersten und natürlichsten Sphäre des Komischen, zeigen ferner Tieck's Komödien in der höheren, welche die Zustände der poetischen Bildung der Nation zu ihrem Inhalte haben. Sobald diese beiden Elemente in einander übergehn, sobald für die politischen Verhältnisse Raum gegeben wird, wird Norddeutschland auch die Komödie produciren, sowie es sich jetzt zur Regeneration der Tragödie durch die politischen Anschauungen erhebt.

Die Wiener Komödie ist dagegen nur das Produkt des abstracten Verstandes, welcher es nicht höher als bis zum vagen Tugendideal in der kleinbürgerlichen Philistermoral bringt, und in der Allegorie stecken bleibt. Die Naivetät des Wiener Volkes ist roh, ermangelt der Bildung, steht außer Zusammenhang mit der Literatur, und kann es daher auch nicht zur wahren Kunst bringen. So war es schon vor hundert Jahren, und so ist es noch jetzt. Höchst charakteristisch ist das Urtheil, das schon im vorigen Jahrhundert Weißkern in der „Engländischen Pamela," einer Nachahmung Goldoni's, über die Wiener Spectakelstücke und Possen fällt, und das neuerdings Prutz in seinem Göttinger Dichterbund citirt hat.

„Zu Wien, heißt es dort, machen sie auch oftmals Comödien, welche so schmerzhaft wie die englischen und weit blutiger, als die französischen Tragödien sind, aber das geschieht nicht alleweile. Sie wechseln ab bald mit Ballets, Maschinen und Decorationen für das Auge, bald mit einem Liedel für das Ohr, bald mit einem Schnörkel für den Verstand. Da sie fast alle Woche etwas Neues auf das Theater bringen, so haben sie auch allerhand Autores von unterschiedlichem Caliber. Ein solcher Comedifex zerbricht sich nicht den Kopf über einen Charakter, daß er die Hectica bekommen möchte, wie unsre Autores in London. Point du tout! Er braucht nichts, als einen geschickten Schneider, der ihm hier einen Fleck aus einer Oper oder Tragödie, dort ein Stück aus einer Comödie oder Burlesque, da einen Fetzen aus ein paar Nachspielen zusammenflickt, so ist die Piece fertig. Hieraus entsteht ein tragisch-lyrisch-komisch-pantomimisch-burlesquisch-bastardisch-hermaphroditischer Mischmasch, daß man verzweifeln muß."

Der Redaction ist von Stralsund aus folgende Berichtigung zugegangen mit der kategorischen Verpflichtung, dieselbe sofort abzudrucken.

Berichtigung.

„In Nr. 29 des Athenäums findet sich eine „Notiz über Tegner und Mohnike, welche je„den besser Unterrichteten mit Unwillen erfüllen muß. „Ueber die Veranlassung der Geisteskrankheit des „berühmten Dichters vermögen wir nicht, aus völlig „zuverlässiger Kenntniß zu sprechen, wissen jedoch,

»daß dieselbe nach ärztlicher Aussage nicht das Delirium tremens ist, und daß bereits früher derselbe Unfall einen Bruder Tegners getroffen hat. Dagegen sind wir im Stande, als Augenzeugen über des Dichters Aufenthalt in unserer Stadt Folgendes zu berichten:

»T. fand im April d. J. fast einen Monat lang gastliche Aufnahme und die zarteste Aufmerksamkeit in der Familie unsres verstorbenen Freundes Mohnike. Er trank *nicht* „von früh an starke und schwere Weine," sondern genoß nur Mittags nach ärztlicher Anordnung zwei bis drei Gläser leichten Weines. Er ging *nicht* „von einer Gesellschaft in die andre," sondern lehnte fast jede Einladung ab, und erschien nur höchst selten in einer fremden Mittagsgesellschaft, wenn er aus Rücksichten der Schicklichkeit auszuweichen nicht vermochte. Die strengste Mäßigkeit im Genusse des Weines ward auch dann jedesmal bei ihm wahrgenommen. Des Abends ging er nicht aus, sondern begab sich schon zwischen 7 u. 8 Uhr zur Ruhe, um in der Frühe des folgenden Tages literarisch thätig zu sein.

»*Mohnike* war fast immer sein Begleiter, und bewachte ihn mit brüderlicher Sorgfalt; *nicht aber* „trank er auch mit ihm und zog sich dadurch die tödtliche Krankheit zu." Letztere war vielmehr, wie hier Jedermann weiß, die unglückliche Folge einer Erkältung in der Kirche bei Ausübung seiner Amtspflichten.

»Neben der bezeichneten Nr. des Athenäum ist uns ein Blättchen mit einer Erklärung des Herrn Doctor E. *Meyen* zugegangen, wornach der Abdruck der besprochenen Notiz auf einem Versehen beruht. Ob Herr Meyen hierdurch Alles gethan hat, was billigerweise zu erwarten war, lassen wir dahingestellt sein, können und wollen aber nicht zugeben, daß eine in ihrem Ursprunge lügenhafte Klatscherei ungerügt einen theuren Todten und den edlen Dichter berühre, dessen hiesiger Aufenthalt uns und Andern, welche so glücklich waren, in den nähern Kreis seines Umgangs gezogen zu werden, nur die würdigste Erinnerung zurückgelassen hat.

Stralsund am 10. August 1841.

Dr. *Cramer*, Prof. am Gymnasium.
Johannes v. *Gruber*, Gymnasiallehrer.
Dr. *Ziemssen*, Pastor zu St. Marien.
Dr. *Nizze*, Director des Gymnasiums.

Nachdem die Redaction durch Abdruck der obigen Berichtigung dem Verlangen der Herrn Unterzeichneten genügt hat, kann sie sich nicht enthalten, im Interesse des Herrn Dr. E. Meyen einige Bemerkungen dazu zu machen.

Herr Dr. Meyen empfing die beregte Notiz aus einer, wie man bisher annehmen durfte, sehr *glaubwürdigen* Quelle, zeichnete sie sich zu seiner persönlichen Erinnerung auf, und gab dieselbe aus Versehen mit andern Notizblättchen in die Druckerei.

Nachdem die Nachricht einmal in das Journal gekommen und dasselbe bereits theilweise versendet worden war, blieb nichts andres übrig, als einen Zettel drucken zu lassen, auf welchem er das Versehen berichtigte *und alle Redactionen* bat, *die Nachricht nicht weiter verbreiten zu wollen*. Nicht blos wurde dieser Zettel sofort an alle Abonnenten des Athenäums gesandt, sondern dessen Inhalt auch in der nächsten Nummer *mit gesperrter Schrift* abgedruckt.

Das war gewiß Alles, was in den Kräften des Dr. E. Meyen stand, um das unglückliche Versehen zu redressiren, und Niemand wird die *Ehrenhaftigkeit seines Verfahrens* läugnen wollen in einer Sache, bei welcher es darauf ankam, sie so wenig als möglich publik zu machen.

Es muß dem Publicum anheimgestellt werden, ob die vorstehende Berichtigung nicht von der Art ist, die beregte Notiz erst recht bekannt zu machen, und ob es nicht vorsichtiger gewesen wäre, wenn die Herren Unterzeichner sich erst persönlich an Herrn Dr. Meyen wegen der in dieser Sache zu ergreifenden Maßregeln gewandt hätten.

Die Redaktion.

Gedruckt bei F. *Nietack*. Verlag von Carl J. *Klemann*.

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. **Karl Riedel.**

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend eine Lieferung zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an die Verlagshandlung von Carl J. Klemann, Burgstraße Nr. 8, zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden ebendaselbst angenommen. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 34. Berlin, den 28. August **1841.**

Inhalt: Rötschers: Kunst der dramatischen Darstellung, von E. M. — Zwei Pariser Kunstsammlungen. — Der englische Wahlkandidat. Nach Eugene Guinot. — Jean Pauliana. — Feuilleton.

Die Kunst der dramat. Darstellung.

In ihrem organischen Zusammenhange wissenschaftlich entwickelt

von

Dr. Heinrich Theodor Rötscher,

Professor am Königlichen Gymnasium zu Bromberg.

Berlin. Verlag von Wilhelm Thome. 1841.

Es ist nicht zufällig, daß dieß Werk grade jetzt erscheint. Das Mißverhältniß, welches zwischen dem jetzigen Zustande der Schauspielkunst und der Bildung des Zeitalters herrscht, ist so groß, und die Theorie auf der andern Seite so mächtig, daß es ein nothwendiges Bedürfniß ist, diesem Mißstande ein Ende zu machen. Die Nachlässigkeit und die Bequemlichkeit des deutschen Charakters zeigt sich auch hier, wir stehen noch auf demselben Fleck, den Lessing bezeichnete, als er sagte: Wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst. Einzelne geniale Erscheinungen tauchen wohl auf, aber auch diese nur von Zeit zu Zeit, und die Gesammtmasse ist eine solche, daß ihre Rohheit und Unbildung jede Totalwirkung der Kunst unmöglich macht. Wir haben die Schauspielkunst wild aufwachsen lassen, und nun hat das böse Schlingkraut den jungen Baumwuchs überwuchert, und hindert seine Entwicklung. Wir haben ein großes Unrecht damit begangen.

Das Theater soll die Stätte des Nationalgeistes sein, wo er sich der Produktionen seiner Dichter freut, und wo er den Grad seiner Bildung in der Theilnahme an der wahren Kunst dokumentirt. Was im Herzen der Dichter lebt, soll hier zu Tage kommen, die Gesinnung sich offenbaren, das Volk an der Tugend seiner Heroen sich erfreuen und für künftige Thaten ein Muster nehmen. „Tretet ein, denn auch hier sind Götter" rief Lessing den Deutschen zu, und Platen schrieb die schönen Verse:

Nicht allein der Glauben ist es, der die Welt bezwingen lehrt,
Wißt, daß auch die Kunst in Flammen das Vergängliche verzehrt.

Diese Gesinnung herrschte auch in Deutschland, als Schiller und Goethe ihre Flammenworte ertönen ließen, damals trug das Pathos der Freiheitsbegeisterung Dichter, Schauspieler und Volk. Darin, daß diese Schwungkraft gehemmt, diese Begeisterung verlöscht werden konnte, zeigt sich, daß ihr Inhalt noch nicht erfüllt war, daß sie nur das Element einer zukünftigen Entwicklung abgeben konnte. Es kam die Zeit des Mißtrauens, Schillers Tell und Goethes Egmont selbst verschwanden von der Bühne, den nachfolgenden Dichtern, welche dieser Richtung sich zubewegten, wurde sie ganz verschlossen, das Theater befolgte theils ein

System des Eklekticismus, indem es sich eine Musterkarte aus der dramatischen Literatur aller Völker bildete, theils nahm es die schlechten Auswüchse der französischen Romantik, denen freilich die deutsche vorgearbeitet hatte, die Melodramen auf, und ließ zugleich die Oper in den Vordergrund treten. So wurde es zur Vergnügungsanstalt, welche bloß durch den Reiz des Neuen auf die Menge wirkte. Aber dieser wurde bald verbraucht, das Theater verlor mit seiner Bedeutung auch die volle Wirksamkeit, es erschlaffte sichtlich, und die Schauspielkunst stand in der ganzen Kahlheit ihres noch rohen Zustandes da. In Berlin namentlich konnte man es beobachten, wie die alte Begeisterung erlosch, die Produktivität der darstellenden Kunst aufhörte, und der gemeine Handwerkersinn überhand nahm, ja die einzelnen Virtuositäten, welche von außen herbeigezogen wurden, ließen diese Rohheit und Unbildung der Masse erst recht sichtbar werden.

Schon sind aber auch die Vorboten einer neuen Zukunft da. Auf der einen Seite die Praxis — die Begeisterung, welche Gutzkows Stücke erregten, obwohl sie den Zeitinhalt nur berührten, nicht entfalteten — auf der andern die Theorie, welche jetzt in Rötschers Buch zu einem Ganzen sich zusammenfaßt, und ein so gründliches Totalbild dessen, was zu erstreben ist, entwirft, daß die Ausführung desselben nicht ausbleiben kann. Ist der Geist sich einmal erst einer neuen Richtung bewußt, und ist diese ausgesprochen, so muß sie sich auch vollenden.

Wir wollen nun versuchen, dem Leser, soweit der Raum dieser Blätter reicht, die Umrisse des Rötscherschen Werkes zu zeichnen. Es enthält einen allgemeinen Theil, welcher den Begriff der Schauspielkunst darstellt, und einen besondern, in dem die verschiedenen Elemente derselben entworfen und die Gesetze, denen sie unterliegen, festgestellt werden.

Die Kunst der dramatischen Darstellung hat die künstlerische Verwirklichung des Dramas zu ihrem Zweck. Sie setzt mithin das Drama voraus, wie umgekehrt dasselbe auf die Bühnendarstellung hinweist, worin die dramatische Poesie erst zu ihrem höchsten Rechte und zu ihrer höchsten Wirkung gelangt. Die Schauspielkunst verwandelt somit die geistig konkreten Gestalten der dramatischen Poesie in Fleisch und Blut, und haucht ihnen dasjenige Leben ein, wodurch sie zur vollsten sinnlichen Gegenwart kommen. Da nun das Drama auf den sich vor uns entwickelnden Individualitäten beruht, durch deren gegenseitiges Ineinandergreifen die dichterische Idee des Ganzen zur Erscheinung kommt, so hat die Schauspielkunst die künstlerische Darstellung der von der freien Phantasie geschaffnen Gestalten im Sinne des Dichters zu ihrer Aufgabe. Das Material, dessen sie sich bedient, ist somit die ganze Persönlichkeit des Menschen. Sie löst in demselben Sinne ihre Aufgabe, wie die Malerei durch Licht und Farbe, die Sculptur durch Erz und Marmor, die Poesie durch das unmittelbare Produkt des Geistes, das Wort. Die besondre Persönlichkeit wird Mittel für einen künstlerischen Zweck, indem sie die Fähigkeit erlangt, die eigne Individualität zu verhüllen, und in eine andre umzuformen. In dieser Herabsetzung der eignen Person zu einem Gefäße für andre beruht das Vorurtheil, welches früher gegen die Schauspieler herrschte, und zum Theil noch herrscht, aber man bedachte nicht, daß der Schauspieler seine Individualität nicht für einen endlichen Zweck opfert, sondern zum Organe für eine Idee, die Verwirklichung der höchsten Form der Poesie macht. Die schaulustige Menge ist nicht nur um eines sinnlichen Ergötzens willen versammelt, sie ist auch um der Kunst und der Künstler willen da.

Die Schauspielkunst will ebenso wie jede andre erlernt sein, es bedarf der freien geistigen Arbeit und Bildung, um die Individualität für die dichterischen Gestalten brauchbar zu machen. Die erste Forderung, welche hier auftritt, ist Schönheit und Wahrheit. Nach der Seite

der sinnlichen Erscheinung ist die Schauspielkunst der Schönheit unterworfen, während ihr geistiger Inhalt die Wahrheit fordert. Beide müssen sich durchdringen. Die Wogen der Empfindung brechen sich an dem Marmor einer Schönheit, welche nicht bis zur sinnlichen Lebendigkeit erweicht ist. Die Idealität der Form ist, wenn sie nicht ein volles individuelles Dasein offenbart, kalt und ohne Wirkung auf das Gemüth. Ohne Idealität aber sinkt die Kunst zur bloßen Naturwahrheit herab, und tritt damit aus sich selbst heraus. Der Schauspieler ist von vorn herein an die Phantasie gewiesen, seine Gestalten sollen Werke der freien Phantasie, in Fleisch und Blut verwandelt darstellen. Die Poesie schildert in dem Individuellen das Allgemeine, diesen Coincidenzpunkt hat der Künstler zu erfassen, er muß der Interpret des Dichters werden, indem er das von ihm geschaffne Bild verkörpert. Die Erfüllung dieser Aufgabe wird ihm aber nur bei den größten Schöpfungen der Poesie selbst, vor Allen bei Shakspeare; hier ist das Höchste zu leisten, hier reichen weder Naturell, noch Verstand hin, nur der volle, mit dichterischer Tiefe und Scharfsinn zugleich ausgestattete Mensch kann ganze Menschen wiedergebären. Wo hingegen das Ideale überwiegt, wie bei Schiller, ist es die Aufgabe des Künstlers, dieses durch Individualisirung der Gestalten zu temperiren, und wo das Reale sich in den Vordergrund drängt, wie bei Schröder, Iffland und Kotzebue, soll er diese wieder durch Idealität überwinden, und in ein höheres Gebiet erheben.

Die Naturbedingungen der darstellenden Kunst sind: Körperlichkeit, Physiognomie und Ton. Die sinnliche Gestalt und der sinnliche Ton des Individuums müssen die Fähigkeit besitzen, zur Darstellung des Idealen gebildet zu werden. Der Körper muß die Möglichkeit darbieten, zum Zeichen der Seele und zum Träger geistiger Persönlichkeit erhoben zu werden. Der Körper darf durch ein Gebrechen dem Ausdruck eines vollen normalen Menschen nicht widersprechen. Der Ausdruck des Gesichts muß zum Brennpunkt der Affekte werden, die Eindrücke der Seele durch alle Töne hindurch ausstrahlen können. Der Ton darf nicht durch gemeinen Accent, den ihm die Natur ausprägt, unfähig zum Ausdruck des Idealen sein. Auch der Dialekt widerstrebt der Idealität, er ist der Ausdruck eines partikulären Volksgeistes, welcher das aus der geistigen Wesenheit der Nation hervorgegangne Dichterwerk von dem natürlichen Boden des Allgemeinen absondert und es somit beeinträchtigt. Nur für den beschränkten Kreis des Lokalkomikers bleibt der Dialekt gestattet.

Die Hervorbildung dieser Elemente ist nun die Arbeit des Subjekts. Der Genius des Künstlers, diese unsichtbar wirkende Seele, muß sich einen schön gegliederten Leib schaffen, muß sich vom bewußtlosen Schaffen zum Bewußtsein erheben.

Der erste Standpunkt ist der der unmittelbaren Empfindung. Der Darsteller wird von einer dichterischen Figur in seiner Empfindung berührt. Sie ergreift das Verwandte und giebt sich ihm mit derjenigen Innigkeit und Gluth hin, welche uns das Wahlverwandte einflößt. Aus dieser lyrischen Stimmung heraus sucht nun der Darsteller die dichterische Figur zu verwirklichen, ihr Leben erscheint ihm sein eignes. So giebt er ein Werk der Natur, nicht der Kunst. Es wird die Kraft eines Lebendigen haben, aber ohne im Feuer der Idealität geläutert zu sein. Der Schauspieler ist hier noch den Affekten unterthan, er beherrscht sie nicht. Er kann wohl, wenn er eine edel organisirte Natur ist, den unmittelbaren Ausdruck der Empfindung, die Ergüsse der Liebe, idealische Freundschaft, republikanische Begeisterung mit großer Wirkung wiedergeben, aber ein einziger Laut, eine einzige Bewegung, deren er nicht Herr ist, reißt uns aus der künstlerischen Illusion heraus.

Dieser Standpunkt bringt es daher auch nicht weiter, als bis zur Darstellung des Abstrakt-Allgemeinen und zur Deklamation. Es fehlt die In-

dividualisation, und es tritt mit der Dauer der bloße Mechanismus des Routiniers hervor.

Der zweite Standpunkt ist der der Reflexion. Der Künstler beschreitet mit dem Moment die Schwelle der Kunst, wo er aufhört, nur sich selbst zu spielen, sondern sich zum Objekt für ein künstlerisches Ganze zu machen. Dazu gehört die Durchbildung des Rhetorischen und Mimischen, und aus ihrer Durchdringung geht die Charakterdarstellung hervor. Solange wir aber nur das Streben hiernach, die Absicht empfinden, sind wir noch nicht in die künstlerische Illusion versetzt. Dies vermag erst der dritte Standpunkt des künstlerischen Schaffens. Ist die Begeisterung eine ächte und schöpferische, so taucht sie aus der Vertiefung in die Reflexion und ihrer auseinanderlegenden Reflexion wieder auf, und stellt sich, nach ihrem scheinbaren Verluste, in erhöhter Gestalt wieder her. Hier sehen wir die Kunst zur Natur zurückgekehrt, und mit der Unmittelbarkeit der Empfindung versöhnt. Das Geheimniß dieser Stufe beruht auf dem seltnen Gleichgewicht, die subjektive Empfindung mit Freiheit steigern und sich in den erhöhten Zustand, welchen die jedesmalige Situation des Charakters fordert, versetzen, und doch den Uebergang zur Ruhe der Reflexion in jedem Moment mühelos finden zu können. Es ist die Kunst, zugleich zu empfinden, und die Empfindung zu beherrschen, der Begeisterung hingegeben und doch besonnen zu sein. Diesen Standpunkt sehen wir in zwiefacher Richtung erreicht. Der Künstler findet sich entweder von der intuitiven Anschauung des Ganzen aus zum Besondern zurecht, oder er führt den durch die Reflexion ihm bewußt gewordnen Reichthum der Gestalt in die Einheit der Anschauung zurück. Fleck und Ludwig Devrient auf der einen, Iffland und Seydelmann auf der andern Seite bieten hierzu die betreffenden Beispiele da. Ebenso wirken die Künstlerinnen, wie die Bethmann, Sophie Schröder, die Crelinger, die Schröder-Devrient, die Mars und Rachel durch intuitive Anschauung, sie tragen die Einheit der Kunst in sich, ohne sich des ganzen Umfangs ihrer Vermittlungen bewußt zu sein. In der zweiten Richtung dagegen, wo der Künstler das Ganze bis in die Einzelheiten hin ausgearbeitet hat, und sich den Eingebungen des Augenblicks nicht zu überlassen wagt, läuft er Gefahr, in großen Momenten, in den Wendepunkten des Charakters nicht die volle Anschauung des unmittelbaren Lebens, gleich den Vertretern der ersten Richtung, zu geben und nicht mit der Kraft einer zwingenden Naturgewalt zu wirken, andrerseits durch die Fülle des Details, über welches er sich mit der subtilsten Sorgfalt ausbreitet, die Wahrheit der Natur über die Idealität zu erheben.

Der Künstler, welcher dieser dritten Stufe wirklich angehört, ist originell und frei von Manier. Die Manier ist zwar ein Eigenthum eines Individuums, aber ohne von der Wahrheit und Objektivität durchdrungen und gesättigt zu sein. In der Manier drängt sich die Persönlichkeit auf Kosten des darzustellenden Charakters hervor, und zeigt uns einen Wiederspruch von beiden Seiten. Eßlair z. B. hätte ein großer tragischer Schauspieler werden können, wenn er nicht seiner Manier anheimgefallen gewesen wäre, welche uns durch den jähen Abfall aus der tragischen Stimmung zu einer fast spießbürgerlichen Hausväterlichkeit, durch ein plötzliches Abirren des tragischen erschütterndsten Pathos in den Ton nüchterner Prosa aus aller Illusion herauswarf, und die großartigsten Wirkungen zerstörte. Wo er nicht solche Kontraste erstrebte, wie im bürgerlichen Schauspiele, schuf er nicht selten eine vollendete Einheit, welche uns ein eben so originelles als wahres Bild eines menschlichen Charakters enthüllte.

Die Organe, vermittelst welcher der Schauspieler gestaltet, sind der Ton und die Gebärde. Sie sind die Grundpfeiler des ganzen Gebäudes dieser Kunst. Sie sind aber nur Momente einer höheren Einheit, der Charakterdarstellung.

Hiernach ergeben sich für den besondren Theil der Dramatik folgende drei nothwendige Glieder: 1. die Bildung des Tons bis zur künstlerischen Virtuosität des mündlichen Vortrags; 2. die Bildung des Körpers zum Organ der Seele bis zur künstlerischen Verwirklichung der Seelenzustände, die körperliche Beredtsamkeit; endlich 3. die Charakterdarstellung, worin sich die Recitation und die körperliche Beredtsamkeit zu einem schönen organischen Leben durchdringen.

Der Ton soll befähigt werden, Abbild des Geistes zu sein. Sein Grundelement bildet der artikulirte Laut, und den logischen Sinn des Inhalts giebt ihm der Accent. Das dritte Moment ist ferner die rhythmische Bewegung und das Tempo. Der Rhythmus und das Tempo geben der dichterischen Seele die Bewegung. Die sinnliche Gebärde ist dem gesprochenen Worte untergeordnet, sie verwirklicht aber auch dasselbe und erscheint als die Naturseite des Geistes, und bildet den Uebergang zur Charakterdarstellung. Diese begreift 3 Momente: 1. die äußere Erscheinung der Persönlichkeit, die Maske des Charakters; 2. die körperliche Haltung und den Grundton, worin sich das ethische Element offenbart; 3. die künstlerische Durchführung des Charakters.

Die Bildung des Tons behandelt Rötscher speciell in folgenden Abschnitten: 1. die dialektfreie, mangellose Aussprache; 2. die Schönheit der Aussprache. Hier schildert er die Bedeutsamkeit der Vokale und Konsonanten, die Sylbe und das Wort, indem er die spirituelle Natur dieser Grundelemente der Grammatik enthüllt. Wir führen daraus nur beispielsweise Folgendes an: Der Diphthong bildet die Vereinigung zweier verschiedenen Vokale in eine Einheit. Die Verknüpfung geschieht durch den zusammenhaltenden Hauch, welcher die Pause zwischen beiden Vokalen aufhebt, und die Einheit für das Gehör erzeugt. In der Aussprache muß jedes der beiden Elemente zu ihrem Rechte kommen. Der Sprechende schwächt aber entweder den Diphthongen oder Umlaut zu einem bloßen Vokallaut ab, indem er den zweiten schwächeren Vokal allein geltend macht, und z. B. ä, ö, ü wie e und i spricht, oder er schwächt sie überhaupt ab: äu zu eu oder ei zu eu. Der zweite entgegengesetzte Fehler besteht in der Steigerung eines Vokals zu einem Diphthongen: e oder i zu ö und ü oder eines schwächeren Diphthongen zu einem volleren, ei in eu oder oi. Hier ist die symbolische Wirkung entschieden die eines falschen, aufgespreizten Pathos. An kleineren Bühnen gerathen die Schauspieler gewöhnlich in diesen Fehler hinein. Dies Pathos wirkt komisch, weil es die Anschauung einer Natur erweckt, welche von keinem wahrhaften Pathos durchdrungen, sich nur dazu aufspreizt und sich daher im Ausdruck desselben so unglücklich vergreift. Die Modulation des Tons beruht auf Höhe und Tiefe, sie geben den Umfang der Stimme. Die Bildung besteht darin, den Umfang so zu beherrschen, daß auch die Extreme leicht angeschlagen werden, ohne uns die peinliche Gewißheit aufzudringen, daß ein Aeußerstes der Stimme erreicht worden sei. Denn jedes Extreme reißt uns aus der künstlerischen Illusion heraus. Der Wechsel der Stimme im Auf- und Absteigen macht den künstlerischen Vortrag, und die Grundlage der auf- und absteigenden Skala ist der Jedem eigenthümliche Mittelton, von wo aus die Bewegung nach der Höhe und Tiefe erfolgt. In den beiden Gegensätzen des Portaments und der Volubilität stellt sich die Fähigkeit dar, die Gegensätze mit Freiheit hervorrufen zu können. Sie bewährt sich vorzüglich an Dichterwerken von vorzugsweise antikem Gepräge. Das dritte Moment der Tonbildung zeigt sich in der Fähigkeit, dem Tone mannigfaltige Grade der Stärke geben zu können, ohne dieselbe sind die Affekte durchaus undarstellbar. Der Künstler muß den Ton zu einer solchen plastischen Bestimmtheit ausgebildet haben, daß auch die zartesten Laute dem Zuhörer noch vernehmlich sind. Das süße Liebesgeflüster,

der Schmelz der zarten Bitte, die geheimnißvolle Mittheilung, die Scheu des Gedankens und der Empfindung, welche vor sich selbst, vor ihrem klaren Ausdruck zurückbebt, alle diese Zustände sind, ohne jene volle Herrschaft über den leise angeschlagnen Ton, undarstellbar, und ebenso können die Ausbrüche gewaltiger Empfindung, die erschütternden Ergüsse heroischer Naturen, nur von starken Stimmen wiedergegeben werden. Aeußerst wichtig ist ferner der Prozeß des Athemholens. Dieser muß dem höheren Gesetz des logischen Zusammenhangs unterworfen werden. Die durch den Gedanken bestimmten Abschnitte bilden auch die natürlichen Punkte für denselben. Das Athemholen darf nicht hörbar werden, weil wir dadurch an die physische Organisation erinnert werden. Der natürliche Prozeß muß überwunden sein. Der logische Accent beruht auf der Erkenntniß der Satzgefüge und der Satzeinheit, welche in dem Verhältniß von Arsis und Thesis steht. Der symbolische Accent, welcher den Eindruck malt, ist nicht zu sehr hervorzuheben, weil das Element des Unartikulirten sich dadurch ungebührlich erhebt. Seine Bestimmung ist nur, das Uebersinnliche, die Welt der Begriffe durch den Ton zu symbolisiren, und gleichsam den Gedanken durch die Energie des Tons in die Anschauung hinüberzuführen. Die rythmische Schwingung beruht auf dem Rythmus der Prosa und der Poesie. Bei dem ersten kommt es auf die Periodisirung und Korrektheit an, bei dem zweiten auf Kenntniß des Metrums. Der fünffüßige Jambus ist für uns das wesentlichste Metrum, er muß so gehalten werden, daß er nicht in Prosa aufgelöst aber auch nicht zu sehr idealisirt wird. Er muß von dem leichtesten, bis zum gewichtigsten und gemessensten Ausdruck des Rythmischen gesteigert werden, und die ganze Skala der zwischen diesen Extremen liegenden Mitteltöne durchlaufen. Der Reim, der in der Tragödie vorkommt, soll den Geist in der empfindungsvollen Form erklingen lassen, aber nicht den Klang zum Zweck machen.

Wie sich die Poesie in 3 Gattungen des Epos, der Lyrik und des Dramas bildet, so theilt sich der dichterische Vortrag auch in die 3 Weisen des epischen, lyrischen und dramatischen. Der epische ist wesentlich recitirend. Die Eindrücke werden so wiedergegeben, daß keine Individualität dabei hervortritt. Der Vortrag muß zwischen Bewegung, Verweilen auf dem Einzelnen und Fortschritt der Handlung mitten inne schweben. Er nüancirt sich aber nach den Gegensätzen des antiken und romantischen Epos. Dort ist Naivetät, plastische Bildung des Tons, hier die Gluth der Empfindung, das Musikalische des Reims das Vorherrschende. Der lyrische Vortrag soll die entwickelte Empfindung des Vortragenden darstellen, und der Leser ganz in diese hineingezogen werden. Der Vortrag bewegt sich hier in dem unendlichen Wechsel der Empfindung, und ist in sich höchst mannigfaltig. Schillers Rhetorik und Goethes einfache Naturwahrheit stellen die Extreme dar, in denen die Lyrik sich bewegt. Der dramatische Vortrag endlich ist die Durchdringung des epischen und lyrischen. Er fordert die Selbstverleugnung des Künstlers, um die verschiednen Gestalten als solche subjektiv aufzufassen und objektiv hervortreten zu lassen.

Die unsinnliche dichterische Anschauung hervorzurufen ist der Zweck des dramatischen Vorlesens. So sehr daher auch der Grundton, je nach dem Wesen der Individualitäten, modificirt werden muß, so darf dies doch nicht bis zu dem Streben fortgehn, den natürlichen Ton in der Zeichnung der verschiednen Charaktere zu verhüllen und unkenntlich zu machen. Wir wissen sehr wohl und wollen es nicht vergessen, daß ein und derselbe Geist die verschiednen Gestalten vor uns werden läßt, und durch die Kraft seiner Selbstentäußerung auseinanderhält; dies Bewußtsein soll man nicht durch ein an und für sich erfolgloses Ringen in den einzelnen Charakteren aufzuheben trachten. Die Macht des Vortrags muß in dem Geist und Ton, der das Ganze trägt, beruhen. (Schl. flgt.)

Zwei pariser Kunstsammlungen

oder

die Salons der Herrn Paturle und die Gallerie Aguado (Marquis de las Marismas).

(Correspondenz aus Paris.)

Seit einigen Jahren hat sich die Neigung reicher Privatleute, etwas für Kunst und Künstler zu thun, in Paris lebhafter bewährt als zur Zeit der Napoleonischen Kriege, wo das Geräusch der Waffen die Musen verscheuchte. Später zur Zeit der Restauration drangen bald die politischen Partheiungen in den Vordergrund, die Regierung der älteren Bourbonen zeigte sich in jeder Hinsicht für die Kunst beschützend und aufmunternd. Das prachtvolle Museum Carls X. (auch das ägyptische genannt) bleibt ein fortdauernder Zeuge, aber auch die einzelnen Mitglieder der älteren Bourbonischen Linie waren in ihrer Aufmunterungen und Bestellungen an Künstler großmüthig und gnädig. Seit der Juli-Revolution sind die künstlerischen Missionen und Belehrungen stark zu politischen Anknüpfungen gebraucht worden. Mehrere Privatleute haben jedoch in den letzten Jahren einige hübsche Sammlungen vollendet, das Museum Pourtales ist älter, wird aber allmählich noch verschönert und namentlich seitdem es in dem zierlichen Hotel der Straße Tronchet eingerichtet worden ist.

Beginnen wir aber zuerst mit den zwei neuen Gallerien, welche zwei reichen Privatleuten angehören, mit der Sammlung Aguado, und den Salons des Herrn Paturle. Beide Sammlungen sind in neuerer Zeit gegründet worden. Sowohl Hr. Aguado, der seit einiger Zeit den spanischen Titel Marquis de las Marismas führt und durch seine industrielle und finanzielle Thätigkeit zu großen Reichthümern gelangt ist, als Herr Paturle, jetzt Pair von Frankreich, welcher dem französischen Fabrik- und Manufakturwesen, dem er sich mit Glück und Beharrlichkeit gewidmet, sein großes Vermögen verdankt, besitzen in Paris zwei schön gebaute Hotels, das des Herrn Aguado liegt in der **rue Grange Batorlière**, der Opern-Verwaltung gegenüber, das des Herrn Paturle in dem faubourg **Poissonnière** und zwar in der Straße **Paradis-Poissonnière**.

Man hat seit einiger Zeit oft und fast immer mit Recht den Emporkömmlingen der Gegenwart den öffentlichen Vorwurf gemacht, nichts von der Kunst zu verstehen und nichts für die Kunst zu thun, ebenso wenig ihre großen Capitalien auf eine edle Weise in Umlauf bringen zu wollen. Einige Ausnahmen gegen diesen trostlosen Absolutismus der Geld-Aristokratie lassen sich jedoch auch in Paris namhaft machen, und diese geben unstreitig den Kunstsachen, der Malerei, der Skulptur und der Musik den Vortritt vor gänzlich frivolen Gegenständen, obgleich auch solchen die Paläste nicht fehlen. Die Schicklerschen Ställe zum Beispiel sind eine Specialität in diesem Genre, der reiche Besitzer derselben opferte jedoch auch bedeutende Summen dem Ankauf von modernen Malereien u.s.w., obgleich es sich auch oft begiebt, daß wenn die Kenntniß und der Geschmack beim Ankauf fehlen, die Mittelmäßigkeiten sich dann leicht in Ueberzahl eindrängen. Horaz Vernet lieferte einiges Gute für Herrn Schickler. Wir werden über das elegante Hotel auf dem Vendome-Platz später berichten, ebenso ausführlich über das bereits seit vielen Jahren allmählig gebildete Museum Pourtales in der Straße Tronchet, dem Neufchateller Grafen Pourtales-Georgier, dem Bruder des Ober-Ceremonien-Meisters in Berlin gehörig, welche Sammlung höher steht als alle übrigen Pariser Privatsammlungen.

Soll man nun, weil einem Millionair der Geschmack fehlt, um eine wahre Kunstsammlung zu bilden, deshalb den Stab über seine Bemühung brechen? Verdient das Streben nicht bereits Anerkennung? Hat das Publikum das Recht, einer Privatsammlung das bloße Streben nach Ostentation vorzuwerfen, wenn eine solche

sich besonders bemerklich macht? Ist zu verlangen, daß Geschmack, guter Wille und große Geld-Mittel stets Hand in Hand gehen? Alle diese Fragen würden zu weit von unserm Ziele der gedrängten Beschreibung abführen, so viel ist aber gewiß, die große Gallerie des Herrn Aguado, welche regelmäßig alle Mittwoch und Sonnabend von 12 bis 4 Uhr Nachmittags denen geöffnet wird, welche sich den Eintritt erbitten, was mit größter Leichtigkeit bewilligt wird, — diese Gallerie, sage ich, ist seit den letzten Jahren in den öffentlichen Blättern, namentlich Frankreichs gar vielfach überschätzt, ganz falsch beurtheilt und fast nie ohne lächerlichen Pathos geschildert worden. Herr Aguado, der seit vielen Jahren in Paris in großen Unternehmungen, selbst journalistischen, als Capitalist thätig war, hat namentlich einen bedeutenden Einfluß nicht blos auf einen Theil der Journale, sondern auch auf viele Journalisten der verschiedensten Meinung gewonnen. Daher rühren auch die prunkende Schilderungen über den Werth dieser Gallerie, welche dem fremden Künstler eine gänzlich verkehrte Ansicht über deren Inhalt verschaffen müssen. Die Gallerie Aguado ist äußerst rasch zusammengekauft; meist sind die vielen Gemälde für einen Spottpreis erstanden, einige Ausnahmen finden statt, diese wurden gut bezahlt. Es ist unmöglich, in so kurzer Zeit eine tüchtige Gallerie zu gründen, zu improvisiren, möchte ich sagen. Herr Aguado wünschte seine glänzenden Räume rasch gefüllt, seine hohen Wände wie durch eine Zauberruthe flugs bedeckt zu haben. In den wirklich schönen, großartigen, fürstlichen Salons, denen das Licht reich zugetheilt ist, und welche mit einem prachtvollen scharlachnen Ameublement nebst üppigen Thürdraperieen versehen sind, finden wir wirklich die reichsten und geschmackvollsten goldnen Rahmen und in dieser verschwenderischen Einfassung drei Viertel höchst mittelmäßige, ja oft gänzlich schlechte Arbeiten der spanischen, italienischen und niederländischen Schule, hauptsächlich der spanischen. Unter der großen Menge von Bildern wird es dem Beschauer ermüdend das spärliche Gute herauszufinden. Erstaunen muß man, daß die Personen, welche Herrn Aguado's Einkäufe leiteten, so wenig für die Kunst, d. h. so wenig für die Qualität und so viel für die Quantität thaten. Namentlich ist es unverzeihlich, daß gerade die spanische Schule uns so viel Schlechtes und gänzlich Uninteressantes zeigt, da doch der Marquis de las Marismas gerade in Paris durch seine Gallerie seine vaterländische Kunst dem Auslande zu repräsentiren suchte, aber allen Kennern nur einen sehr mißlichen Eindruck verschaffte, da besonders in dieser Gallerie mehr wie in irgend einer andern europäischen Sammlung eine wirklich beispiellose Kühnheit mit dem Namensverzeichniß der Meister getrieben ist. Die erbärmlichsten Karrikaturen z. B. tragen im Cataloge mit einer Frechheit die Original-Namen Murillo, Ribeira, Velasquez, Rubens, Raphael, van Dyk, daß der Beschauer, ganz verwirrt über diesen Charlatanismus sich fragen muß: Ist dieser Catalog ein Zeichen der Unwissenheit oder glaubt man das beschauende Publikum so wenig gebildet, um wirklich diese und jene Fratze für ein Produkt eines großen Meisters zu halten? Entweder ist also dieser Katalog eine grenzenlose Ironie oder eine geistlose Prahlerei. In beiden Fällen muß solches gerügt werden, denn mit dem Ankauf und mit der Ausstellung schlechter Copien oder schlechter Originale wird der Kunst mehr geschadet als genützt und den jetzt lebenden Künstlern und deren Fortschritten eine Aufmunterung entzogen. Die Anordner der Gallerie Aguado, die Verfasser des dortigen Catalogs haben dem Besitzer der Sammlung nur einen schlechten Dienst geleistet, während von einem höhern Standpunkte aus betrachtet, sie sich freventlich an den großen Meistern vergangen, denen sie so unverschämt oder so unverständig die elendesten Machwerke unterschoben. Ich glaube diese öffentliche Rüge meinem Kultus für die Kunst, meiner Verehrung für die großen Namen der Vorzeit schul-

dig zu sein und deshalb in dieser offenen Sprache nicht mißverstanden zu werden.

Gehen wir nun von dem gerechten Tadel zu einer unabhängigen Würdigung über, so finden wir an Bildhauerwerken die berühmte Magdalena von Canova. Dieses tiefgefühlte seelenvolle Werk trägt alle Spuren der geistigen Höhe des Bildners. Die büßende Magdalena liegt auf den Knieen zusammengesunken, das härene Gewand mit einem Strick umwunden, die noch immer schönen Glieder sind von der Buße ermattet. Die Haltung des Kopfes ist meisterhaft, der Schmerz um die Lippen unübertrefflich. Die Büßende blickt auf das vor ihr liegende einfache, von Rohrstücken gebildete Kreuz. Hände, Lippen, Augen, alles scheint von Gram und Reue durchdrungen, und doch lieben wir diese reizende Sünderin, weil sie ein Werk ist des tiefempfundenen Schmerzes! Wir verzeihen dieser Magdalena in der Wüste, weil sie so viel gelitten, weil sie so innig, so überzeugt, so ohne alle Heuchelei betet. In der Einöde ist mit ihr nur das Kreuz, als Zeichen des verstorbenen Heilandes. Sie betet nicht vor den Menschen, sie kasteit sich nicht vor der Menge aus religiöser Eitelkeit und Sucht, sich bemerkbar zu machen. Sie will kein irdisches Ziel durch ihre Buße erlangen, sie verlangt nur nach der himmlischen Gnade, damit ihr die lichten Pforten eröffnet würden, einem gereinigten Engel. Da ist keine Frömmelei, keine Augendienerei und die Melodie der Sphären wird bald zu ihr niedertönen und rufen: Magdalena, empor zu den Verklärten! — Diese Magdalena ist das schönste Werk Canova's und die schönste ächte Perle der Gallerie Aguado. Größere Werke desselben Meisters giebt es viele, schönere schwerlich, und solche, wo die Poesie der Duldung geistvoller aufgefaßt ist, nirgends. Der Preis, für welchen Herr Aguado diese Magdalena erlangte, wird von einigen zu 60,000, von andern zu 80,000 Francs erhöht. Unter den wenigen Bildhauerwerken der Gallerie ist auch eine schöne Arbeit von Schadow zu erwähnen, die er in Rom im Jahre 1801 vollendet hat.

Was nun die Gemälde betrifft, so sind die 3 ersten Zimmer, welche der Besucher beim Eintritt durchwandelt, gänzlich unbedeutend, einige Rahmen führen den Namen Correggio, ohne im Mindesten an dessen Manier zu erinnern. Ein gutes Seestück von Canaletto verdient ausnahmsweise genannt zu werden. Irre ich nicht, so stellt es eine Ansicht von Venedig vor. Die eigenthümliche Art und Weise dieses trefflichen Meisters ist nicht zu verkennen.

(Schluß folgt.)

Der englische Wahlkandidat *).

Nach Eugène Guinot.

Auf dem Wege von Derby nach Schloß Dumphrey war Sir George Averson zum ersten Mal in seinem Leben in ernste Betrachtungen versunken. Zum ersten Mal befand er sich in einer höchst wichtigen, feierlichen Lage. Der Galopp seiner vier Postpferde führte ihn einer neuen Welt zu. Bis dahin hatte sich Sir George einzig und allein der leichten, und bequemen Praxis eines fashionabeln Lebens hingegeben; er war in London auf den eleganten Wegen der Mode und des Vergnügens gewandelt, und hatte frisch und froh sein Einkommen — und noch etwas Weniges darüber, — verzehrt. Im Laufe einer so lustigen Existenz war er natürlich mehr als Einmal, aber immer zu seinem Vergnügen gereist: eine Geschäftsreise war ihm neu, der bloße Name hatte einen gewissen Reiz für ihn. Was nun Sir George in Dumphrey zu schaffen hatte, — ein solches Räthsel der Welt zu lösen, dürfen wir keinen Augenblick Anstand nehmen.

Wir haben so eben gesagt, daß Sir George von seiner Freigebigkeit sich über die Grenzen sei-

*) Das Original war in dem Courrier français enthalten, und ist jetzt auch in dem Salon littéraire von Carl Klemann zu finden.

ner Einnahme hatte hinaus reißen lassen. Nachdem also sein Kapital aufgezehrt war, hatte er seinen Credit und hinterher die Geduld seiner Gläubiger erschöpft. Belagert von einer furchtbaren Mahnbrief- und Wechsel-Batterie, von allen Seiten in die Enge getrieben, genöthigt, sich aus Hunger oder auf Gnade und Ungnade zu ergeben, wendete unser Dandy sich an einen seiner Onkel, dessen Wohlwollen ihn schon oft aus höchst kritischen Lagen gerettet. Aber die generösesten Onkel werden zuletzt unwirsch, so gut wie die leutseligsten Gläubiger, und man hatte demnach geantwortet, daß man sich allenfalls zu einem, aber auch dem allerletzten Opfer von dreitausend Pfund Sterling verstehen würde, jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß diese Summe zur Regulirung der schuldnerischen Angelegenheiten ausreiche, und die Lage des Herr Neffen ein für allemal sicher stelle. Nun war aber Sir George mehr als zwanzigtausend Pfund schuldig, und an die Wohlthat eines Banquerot war bei ihm, einem simpeln Privatmann, gar nicht zu denken. Der fatale Moment einer Wanderung in das Schuldgefängniß rückte mit starken Schritten heran und der unglückliche Dandy suchte sich auf alle mögliche Weise zu zerstreuen. In der Verzweiflung warf er seine letzten Goldstücke auf den grünen Tisch des Crockford-Club: aber gerade, als er dem verteufelten Roulette, das ihn in glücklichen Tagen maltraitirt hatte, Adieu sagen wollte, lächelte ihm Fortuna; in einem einzigen Abend gewann er fünftausend Pfund Sterling.

Damit waren seine Gläubiger für den ersten Anfang zu beschwichtigen; aber wie weiter? Flucht und eine Reise auf den Continent boten eben auch nur augenblickliche Erleichterung; seine Hülfsquellen mußten bald erschöpft sein — und dann? Ungewiß was er anfangen sollte, griff Sir George, der sich sonst mit Politik wenig befaßte, zu der ersten besten Zeitung, und gleich obenan fiel ihm die Nachricht ins Auge, daß die Kammer der Gemeinen aufgelöst sei. — „Also neue Wahlen! Das kann mein Feld sein! Die gewonnenen fünftausend Pfund nebst den dreitausend, die mir mein Onkel giebt, werden mich den Klauen meiner Gläubiger entreißen. Mein Reichthum soll mir eine Majorität verschaffen und mich unter den Schutz parlamentarischer Unverletzlichkeit stellen." — Mit einiger Geschicklichkeit und weitem Gewissen konnte ihm sein Plan nicht mißlingen; es handelte sich nur noch darum, das Terrain gut zu wählen, um möglichst billig davon zu kommen. Sir George vertiefte sich also demnächst in die politische Geographie, durchlief die Karte und faßte endlich bei Dumphrey Posto, einem Burgflecken, der ihm alle erdenklichen Vortheile darbot: wenig Wähler, ein armes Ländchen, unbekannte und unbedeutende Wahlkandidaten, und hauptsächlich die Nachbarschaft des Lord Stamby, der einen anerkannten Einfluß auf die ganze Umgegend ausübte.

Nach reiflicher Ueberlegung und den sorgfältigsten Erkundigungen durfte Sir George seiner Sache ziemlich gewiß sein. Sein Agent verpflichtete sich in aller Form, drei Wochen lang die Gläubiger in Schach zu halten. Mehr bedurfte man nicht, um in den parlamentarischen Hafen einzulaufen. Der Kandidat, seine Wahl im Portefeuille, reiste also getrost nach Dumphrey. — Glückliches Land, wo das Roulette die Gesetzgeber creirt!

Unterwegs wiegte sich Sir Georg in lauter goldenen Träumen; die Zukunft erschien ihm so rosenroth, daß er sich den Wahl-Act aus den lieblichsten Scenen zusammenconstruirte. — „Ich kenne meine Rolle und werde mit einiger Sicherheit auftreten; zuvorkommend, liberal, leutselig, splendid; einige Epigramme auf meine Gegner sollen die gehörige Wirkung thun, man wird applaudiren und das Ende vom Liede wird sein, wie ich es nur immer wünschen und erwarten kann."

Der Wagen hielt an; man war auf der Station.

— Wo sind wir? frag S George.

— In Terneß.

— Wie weit nach Dumphrey?

— Zehn Meilen; Sie können noch vor Abend dort sein.

— Fahr zu, Schwager, und rasch. Du bekommst doppeltes Trinkgeld.

Eben wollte sich der Postillon aufs Pferd setzen, als ein Courier mit verhängten Zügeln heransprengte.

— Sir George Averson?

— Bin ich.

— Eine Depesche von Herrn Hopkins.

Sir George öffnete den Brief und las: „Bleiben Sie in Terneß oder sonst wo, und richten Sie sich so ein, daß Sie erst in der Nacht nach Dumphrey kommen. Ich erwarte Sie."

Hopkins war der von Sir George ernannte Wahl-Agent. Einen gewöhnlichen Kandidaten würde jener Brief beunruhigt haben; Sir George aber besaß ein Vertrauen, das durch Nichts in der Welt erschüttert werden konnte.

— Was dieser Hopkins für ein verteufelter Geheimnißkrämer ist! Irgend eine Ueberraschung, — wer weiß, er mag mir eine Illumination veranstalten, und da paßt es freilich in seinen Kram, daß ich erst in der Nacht ankomme. Gut! Wir wollen warten, um unserer getreuen Stadt Dumphrey das Vergnügen nicht zu verderben.

So schmeichelhafte Gedanken versüßten ihm den zweistündigen Aufenthalt in dem langweiligen Terneß. Endlich gegen Abend ließ er anspannen und eilte dem ersehnten Ziele zu. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er „seine treue Stadt" Dumphrey in der dicksten Finsterniß antraf! — Dicht am Wege erwartete ihn Hopkins.

— Steigen Sie aus, nahm der Wahl-Agent das Wort, und kommen Sie zu Fuß mit mir. Wir müssen jedes Aufsehen vermeiden.

— Warum das? fragte Sir George, dessen goldene Träume sich zu verflüchtigen begannen.

— Unsere Gegner schlafen nur mit halben Augen.

— Desto besser! Meine Gegenwart wird sie niederschmettern.

— Wohl wahr, aber sie könnten es sich einfallen lassen, Ihren Triumph durch einen üblen Empfang im Voraus zu paralysiren.

— So mögen meine Freunde die Schlingel zur Raison bringen.

— Ihre Freunde sind erst dann Ihre Freunde, wenn wir unsere Rechnung mit ihnen in Ordnung gebracht haben.

— Was ich hier in der Tasche habe, wird mir hoffentlich ihre Zuneigung sichern.

— Ueber wieviel können Sie disponiren?

— Ueber sechstausend Pfund Sterling und die zweitausend, die ich Ihnen bereits gesendet habe.

— Bei der jetzigen Wahlstimm-Taxe ist das sehr wenig. Glauben Sie nur, die Wahlwaare wird täglich theurer. Ich habe mich an die Whigs und an die Torys gewendet; sie halten beide so ziemlich gleiche Preise; nur was die Zahl betrifft, hoffe ich bei den Torys wohlfeiler fortzukommen und ich habe daher auch bei dieser Parthei meine Offerten und Bestellungen gemacht. Aber ich glaube kaum, ob wir mit achttausend Pfund ausreichen.

— Mein Gott, für eine solche Summe hat man ja von jeher einen Parlamentsitz bekommen!

— Sonst, Verehrtester, sonst! Allein die Industrie hat ungeheure Fortschritte gemacht. Wenn das so fort geht, werden die Wahlstimmen bald theurer sein, als die Opernstimmen. Schon jetzt läßt sich ein Wähler wie der beste Tenor bezahlen.

— Da werden die politischen Dilettanti verteufelt rar werden, und es ist zu fürchten, daß England sein constitutionelles Regiment bald nicht mehr besolden kann.

— Allerdings; indeß bis dahin hats noch gute Weile, und wenn wir gehörig Haus halten, wird sichs wohl machen. Die zweitausend Pfund, die Sie mir gesendet, habe ich einstweilen vernünftig angebracht: vor allen Dingen mußte ich einigen

hundert Wählern Draufgeld geben; die desfalsige Nota beträgt neunhundert Pfund.

— Bleiben elfhundert.

— Dann habe ich für die ganze Dauer der Wahlzeit die Herberge „zum schottischen Wappen" gemiethet, wo Ihre Wähler gehörig untergebracht, gespeist und getränkt werden sollen, — auf Ihre Kosten, versteht sich. Dafür habe ich eine à Conto-Zahlung von dreihundert Pfund geleistet, wobei indeß ...

— Neun und drei sind zwölf.

— Ferner habe ich das schönste Haus der Stadt für Sie selbst gemiethet; der vollständige Miethpreis für drei Monat, pro Monat funfzig Pfund, ist berichtigt.

— Drei Monat, mein theurer Hopkins? Das ist ja ganz überflüssig; die Wahlen dauern kaum vierzehn Tage.

— Man muß für Alles vorsorgen; Sie könnten vielleicht längere Zeit in Dumphrey aufgehalten werden.

— Wie das?

— Wenn Sie z. B. im Wahlkampfe irgend eine schwere Verwundung davon tragen, die Sie außer Stand setzt, sofort nach London zurückzukehren?

— Wahrhaftig? An dergleichen habe ich noch gar nicht gedacht.

— Seien Sie ganz unbesorgt; ich habe, natürlich für Ihre werthe Rechnung, den besten Wundarzt aus Derby verschrieben, ein Mann, der, ich kann wohl sagen, im Amputiren seines Gleichen sucht; während der ganzen Wahlzeit steht er zu Ihrer Disposition.

— Das sind erfreuliche Aussichten!

— O, das ist noch lange nicht Alles! In Ihrem Hause ist eine vollständige Apotheke eingerichtet und hundert und funfzig Kranken-Betten sind für diejenigen Mitglieder Ihrer Parthei in Bereitschaft gesetzt, die während der Wahl etwa übel zugerichtet werden sollten. Ueber der Thür finden Sie ein Schild mit den Worten: „Hospital für die Wähler des sehr ehrenwerthen Sir George Averson." Eine so zarte Aufmerksamkeit kann schlechterdings die Wirkung nicht verfehlen.

— Aber ich bitte Sie! gerade im Gegentheil! Ihre Vorsicht wird sie abschrecken.

— Gott bewahre! Alle diese Leute kennen die Gefahr, der sie sich aussetzen; die Meisten haben die Schule schon durchgemacht und höchst achtbare Narben aufzuweisen. Der ganze Landstrich ist durch seinen Eifer in dergleichen Affairen förmlich berühmt. Wir haben in Dumphrey eine enorme Menge einarmiger, einbeiniger, einäugiger Subjekte, die sämmtlich ihr Malheur der Wahlzeit verdanken. Darum sind auch die Stimmen so theuer. Es giebt Orte, sehen Sie, wo die bloßen Stimmen, die Brutto-Stimmen, spottwohlfeil sind; aber dann ist die Bedingung daran geknüpft, daß den Verwundeten und der Familie der Gebliebenen eine Entschädigung gezahlt wird; hier aber, bei uns, haben weder Todte noch Verwundete etwas zu fordern; das ist ein sehr großes Ersparniß! — Also nochmal: Miethe, Arzt, Apotheke, Hospital zusammen fünfhundert Pfund; dazu die vorhin liquidirten zwölfhundert, macht siebzehnhundert Pfund. Zweihundert Guineen sind bei dem Notar deponirt für etwanige Reparaturen Ihres Hauses.

— Diesen Posten verstehe ich nicht ganz.

— Und doch ist er sehr einfach. Jedenfalls werden Ihnen gleich am ersten Tage die Scheiben eingeschlagen; natürlich werden Sie kein Narr sein, sie alsbald wieder einsetzen zu lassen, mithin ...

— Werden denn aber für zweihundert Guineen Fensterscheiben zerbrochen?

— Nein, aber es ist so gut wie ausgemacht, daß der Schaden nicht darauf allein sich beschränken wird; man schlägt auch Fenstern und Thüren ein, und für dergleichen kleine Beschädigungen habe ich die übliche Caution geleistet; sollte indeß mehr vorfallen ...

— Noch mehr?

— Wenn z. B., was schon vorgekommen ist, das Haus total demolirt wird, so hat der Eigenthümer, wie sich von selbst versteht, sich an Sie zu halten; er war indeß zart genug, für solchen Ausnahmsfall keinerlei Garantie zu fordern; er verläßt sich auf sein gutes Recht und das Einschreiten der Behörden gegen Sie, wenn Sie sich in Güte etwa nicht bequemen sollten. Freilich wird Ihre Eigenschaft als Volksrepräsentant Sie einige Zeit sicher stellen; aber Ihr Mandat dauert ja nicht ewig!

— Wenn ich richtig gerechnet habe, sind noch hundert Pfund zu liquidiren.

— Darüber werden Sie in dieser meiner Nota vollständige Specification finden; jene Summe ist in kleinen Ausgaben draufgegangen.

— Erlauben Sie gütigst... „Für einen mit Kupfer gefütterten Hut — 3 Guineen; für ein Panzerhemde — 20 Guineen...."

— Ja wohl, Ihr Costüm für den Tag, wo Sie auf den Hustings sprechen werden. Das Hemd ist durchaus biegsam und schließt sich unter dem Kleide genau an; denn man muß bei dergleichen Gelegenheiten auf alle Weise gewaffnet sein. Die Schleuderer sind Teufelskerle und werden Sie wahrscheinlich mit einigen gutgezielten Steinwürfen nicht verschonen; gegen Quetschungen also sind Sie durch das Hemde gesichert; der Stoß aber, der freilich nicht zu vermeiden ist, darf Sie in Ihrer Rede nicht stören. Blos Ihr Gesicht haben Sie zu beschützen, da es leider ungebräuchlich ist, eine Maske oder ein Visir zu tragen... Wenn Sie indeß Ihren kupfernen Hut-Helm gehörig einstülpen und das Kinn nach Kräften in die Halsbinde vergraben, so bleibt für die Scharfschützen nur noch ein ganz kleiner Raum. Die größte Gefahr liegt in dem Moment, wo Sie von der Rednerbühne herabsteigen; allein, wenn Ihre Gegner zu sehr erboßt sind, so lassen wir aus Derby eine Dragoner-Eskadron kommen; ich habe schon an den Chef geschrieben. Sind die einmal da, so giebts nothwendiger Weise ein Scharmützel, was uns lieb sein muß, weil wir, wie gesagt, an Verwundete und Todte keinerlei Schadloshaltung zu zahlen haben. Nur Eins ist schlimm: die bewaffnete Macht kostet uns nahezu dreihundert Pfund, während Ihnen ohnehin nur noch sechstausend für die Wähler übrig bleiben. Aus dieser Klemme ist schwer zu entkommen, wenn Sie nicht auf eine gewisse Menge Gratis-Stimmen zählen können. Aber Sie haben mir, glaub' ich, gesagt, daß Lord Stamby Ihre Candidatur unterstützt; das genügt; Lord Stambh verfügt über vierhundert acht und sechszig Stimmen. Wie haben Sie ihn für sich gewonnen?

— Lady Stamby hat mir ihres Gemahles Protektion zugesichert.

— Aha! Sie haben ihr die Cour gemacht! Das ist recht! Sie ist ungeheuer kokett; schade, daß sie schon funfzig Jahr alt ist! Sie müssen durchaus aufs Schloß, und Lady Stamby an ihr Versprechen erinnern, das sie übrigens gewiß erfüllt, wenn Sie nur ordentlich mit ihr umgehen. Ein Kandidat muß blind und unerschütterlich sein.

— Mein Gott, Sie glauben im Ernst ...?

— Augen zu, tapfer vorwärts und der Sieg kann nicht ausbleiben... Apropos, haben Sie Waffen?

— Zwei Reisepistolen in meinem Wagen.

— Mein Freund, der Major Hogarthy, wird Ihnen Degen und Feldpistolen leihen; er war so galant, sich mir im Voraus als Ihren Sekundanten anzubieten in allen Duellen, die Sie zu bestehen haben werden.

— Wie meinen Sie das? in allen Duellen?

— I nun! sieben, acht, sind unvermeidlich; fünf Ihrer politischen Gegner haben sich bereits einschreiben lassen: denn das ist die einfachste Art, einen Rival los zu werden; aber wir wollen sie in die Pfanne hauen. Ich weiß, Sie haben Schule und sind ein resoluter Kämpe.

— Ja wohl, mein lieber Hopkins, und Alles was Sie mir da eben erzählt haben, ist ganz dazu gemacht, mich höchst resolut zu stimmen. Lassen Sie sogleich die Pferde holen.

— Ihr Wagen ist angespannt.

— Nun, Adieu denn. Ich reise.

— Nach Schloß Stamby?

— Nach Dower und von da nach Paris, wo ich mit meinen sechstausend Pfund die Erbschaft meines Onkels ruhig abwarten will. Adieu, mein theuerster Hopkins!

Jean-Pauliana.

Der Minister klebte allen politischen Freidenkern — einem Rousseau — allen Girondisten, allen Feuillants — allen Republikanern — und allen Philosophen den Namen Jacobiner auf, wie die Türken alle Fremde, Britten, Deutsche, Franzosen rc Franken nennen.

— Je älter die deutschen Ritterschlösser, desto weniger Fenster und desto mehr Schießscharten haben sie. Deutschland hat es bisher umgekehrt, und mehr Licht als Feuer gegeben.

Siebenkäs merkte vor der ganzen Tafel an, die vornehmen Zirkel seien viel ernsthafter und langweiliger und leerer als die gemeinen, dort spreche man wochenlang davon, wenn einmal ein Fest ohne verdammte Langeweile zum Umkommen ausgefallen, hier aber trage jeder zum frohen Rede-Picknik so viel zu, daß es selten an etwas anderm fehle als an Bier.

Auch sehe ich die kleine Ueberfülle der academischen Jugend für den Fettkörper an, welchen nach Reaumur, Bonnet und Cuvier die Raupe während ihrer Verpuppung zur Nahrung des Schmetterlings verbraucht; von der Freiheit des Jünglings muß die des Mannes zehren, und ein gebogener Musensohn kann nichts anders werden, als ein kriechender Beamter auf Vieren.

Eine große aber unverschuldete Landplage sollte uns nicht, wie die Theologen wollen, demüthig machen, sondern stolz. —

Die Staaten sind niemals unglücklich, sagen Leute von Einsicht, die von Kandidaten eines Amtes nichts fordern als unglaubliche Convexität des Rückens und Bauches.

— Es giebt eine Menschenklasse — schwer, ihr selber zu beschreiben, und also schwer den Deutschen, da sie bei ihnen die Mehrzahl bildet — welche blos überall auf unserer so eckigen Erdkugel zu existiren brauchte, um das ganze Leben und alle Tabors und Tempes in eine kahle platte Heide von Lüneburg zu verkehren und einzuplätschen. Nämlich es giebt Leute, welche nicht sowohl das Alte fort wollen — wie etwa die großen Freistaaten — sondern das Alltägliche, was für einen Freistaat öfters eine große Neuerung wäre.

Spräche diesen geistigen Bettelorden der Seelen ein Anderer scharf aus, so müßte er sagen: er wünscht vom Leben nichts, als es zu führen, und dann mit hergebrachten Zeremonien zu verlassen, damit es ein andrer wieder anfange. Dabei verlangt es das nöthige Fabrik- und Regierungswesen — sammt soviel Philosophie und Poesie und Uneigennützigkeit und Eigennutz als er selber hat, und in der Jugend Jugendfehler, und dann den gesetzten Mann.

Geh auf die langen Felder, wo halbe Heere sich unter die Erde gelagert haben, und drücke dann frech genug das, was noch über ihr übrig geblieben, in sie nach und nieder.

Im Volk muß öffentlicher Geist, großer Gemeinsinn erst gebildet werden, und zwar dadurch, daß man ihn befriedigt, und wie man alles Höchste erst durch das Besitzen erkennt, und Gutes thun muß, um es recht zu lieben; so muß das Volk höhere Güter freier Regierung umsonst bekommen,

um ihrer nachher würdig zu werden. Nur der Landtag kann das Volk — so wie der Bundtag Deutschland — zu Gemeinsinn erhöhen und durch ihn verknüpfen. Denn unter allen geistigen Erhebungen des Volkes giebt es außer dem Kriege fürs Vaterland nichts im Frieden außer der Presse, welche einmal in einem größern Königreiche beinahe die Landstände ersetzte, nichts weiter als diese selber frei, vollständig und ausgewählt.

Himmel! wie viel Lob müssen nicht die guten Fürsten tragen, sogar die schwächsten! Dennoch ertrugen sie es wacker und wurden nicht ungehalten, daß ganze Korporationen sie so stark ins Gesicht lobten, als die orientalischen Fürsten sich selber und sie als Gargantuas auf Thron-Chimborassos aufstellten, und an einem Karl dem Kahlen den Haarwuchs und an einem Johann ohne Land die europäischen Besitzungen hervorhoben.

Nur adeliges, ritterliches Blut zeugt wieder dasselbe; daher nach denselben Grundsätzen nach den Eskimos sogar ein Schiffskapitain wieder einen zeugt, und sie führen einem solchen ihre Weiber zu, um Kapitaine zu bekommen.

Für nichts lernt ein Mann sich leichter halten, als für einen großen, sobald er die erforderlichen Leute dazu um sich hat; und Fürsten werfen diese so leichte Täuschung einander billig vor.

Armen hoffen unglaublich mehr als Reiche! Daher greifen auch die Lottos wie andere Epidemieen und die Pest mehr arme Teufel an, als reiche.

Da die Aerzte behaupten, daß Seufzer nützen, den Puls schneller und die Lungenflügel leichter machen, — so kann ein Regent also ganzen Ländern auf einmal nützen, wenn er sie zu seufzen nöthigt; — so schrieb sich Hofkaplan Eymann eine bestimmte Anzahl Seufzer vor, die er zum Besten seiner Lunge täglich zu holen hatte.

Ja sogar an Verfassern von bittern Wahrheiten sucht man, so wie man Klötzchen an Schlüssel knüpft, um sie nicht zu verlieren, ebenfalls etwas ähnliches entweder schweres zu knüpfen z. B. Fußblöcke, um solche immer zu behalten, oder etwas lautes, wie an kostbare Falken Fuß-Schellen, damit sie sich nicht versteigen.

Feuilleton.

Die **Revue de Paris** vom 15. August sagt in ihrem politischen Wochen-Bülletin: — Herr Thiers bereist gegenwärtig Deutschland; er besucht die durch unsere Waffen unsterblich gewordenen Schlachtfelder; er studirt die Oertlichkeiten, um den Genius Napoleons gleichsam in seiner Werkstatt zu belauschen; seine Reise hat einen rein historischen Zweck: das reicht hin, ihm diejenige Gastfreundschaft und Aufnahme zu sichern, welche bei einer eben so aufgeklärten und loyalen Nation selbst dem unbedeutendsten Verdienste nicht vorenthalten wird. Es heißt die Gesinnung des edlen Deutschlands (**de la noble Allemagne**) verkennen, wenn man glaubt, daß es einem Staatsmanne, welcher die Nationalität seines Landes kräftig, aber nicht feindselig vertreten hat, irgend einen Groll nachtragen werde. Wir glauben vielmehr, daß man sich jenseits des Rheins gegen Herrn Thiers ganz anders zeigen werde, wie einige unserer Journale, die mit engherziger Gier die abgeschmacktesten, lügenhaftesten Gerüchte aufgenommen haben.

Indem wir diese Notiz ausziehen, können wir nur mit Unwillen der Leipziger allgemeinen Zeitung gedenken, welche diese für uns so ehrenvolle Erwartung der Franzosen getäuscht und Thiers in ihren Berliner Correspondenzen auf eine völlig unwürdige Weise mit Hohn und Spott überschüttet hat. Die Welt ist indessen hinlänglich über die Bedeutung dieser Zeitung aufgeklärt, um ihren Berichten allgemeine Geltung beizulegen. Die Gebildeten

haben Thiers in Berlin nur mit der Achtung angesehn und behandelt, welche dem Staatsmann, in dessen Händen Frankreichs Schicksal schon einmal lag, und der vielleicht binnen Kurzem wieder darüber entscheiden wird, gebührt, und mindestens dem Schriftsteller nicht verweigert werden kann, der durch die eigne Kraft seines Geistes und Talents sich zu dieser hohen Stellung emporgeschwungen hat, und der den ersten Historikern der Gegenwart beizuzählen ist. Was Thiers auf der Tribüne über die Rheinfrage gesprochen hat, ist seine Ansicht, die er als Franzose haben kann und darf. Uns geziemt es, sie zu widerlegen, und der französischen Anmaßung, wo sie uns faktisch beeinträchtigen will, mit Wort und That entgegenzutreten, nicht aber, bevor dies noch geschehen, dem blinden Nationalhaß zu fröhnen, aus der bloßen Ansicht ein Verbrechen zu machen, und den Einzelnen, der sie ausspricht, zu schmähen. Dies war, können wir behaupten, in Berlin die allgemeine Meinung über Thiers, welche sich vielfältig auch in dem größeren Publikum kund gegeben hat. Als er im Theater erschien, waren ihm alle Blicke zugewandt, und später beeilte sich Jeder, so lange er hier war, ihn zu sehen. Jene Correspondenten der Leipziger allgemeinen stellen sich dagegen auf denselben Standpunkt, wie die franzosenfressenden Napoleonsverächter, welche gegen diesen Heros nichts als Schmähungen und Karikaturen aufzubringen wußten, ja sie stehen noch tiefer als diese, denn bei ihnen war der Ausbruch der Leidenschaft wenigstens materiell berechtigt, und repräsentirte, wenn auch auf die roheste Weise, die Gesinnung der Nation, hier aber haben wir einen kleinlichen niedrigen Haß vor uns, der rein gemacht, und dessen Quelle der Servilismus ist.

In Leipzig war am 9. August ein furchtbarer Sturm, welcher es vorzüglich gegen die Brockhausische Handlung abgesehen hatte. In der Officin wurden 522 Scheiben zerschlagen, und dem Redacteur der Leipziger allgemeinen Zeitung alle liberale Correspondenzen aus dem Portefeuille geweht.

In der Augsburger allg. Zeitung spricht sich ein conservativer Staatsmann aus Berlin folgendermaßen über die Ohnmacht der Reaction aus: „Reagire man doch gegen das Verlangen nach politischen Institutionen, wenn hinab bis zu den Repräsentanten der Commune eine freiere politische Bewegung sich geltend macht, die in der ganzen Umgebung durch ein gehörig gegliedertes Detail lebenskräftig gestützt wird! Reagire man doch gegen den, freilich manchmal in einzelnen Fällen scheinbar bedenklichen Geist der freien Forschung, wenn hinter der speculativen Kritik Jahrhunderte als organische Vorbildungen stehn und wenn die Errungenschaft dieser Kritik sich mit der protestantischen Intelligenz der Nation einstweilen identifizirt hat! Reagire man doch endlich gegen den kirchlichen Aufschwung in den katholischen Provinzen, wenn, nachhaltig bis auf ferne Generationen, sich von innen heraus, von des Volkes niederer Schichte hinauf, eine Gesinnung festgestellt hat, die einen unüberwindlichen Charakter darbietet. Nein — die Dinge gehen ihren Gang, Reaction wäre eine Chimäre." Es ist ein gutes Zeichen, daß unsre Conservativen sich bereits so aussprechen.

Theodor Mundt giebt seinen Piloten für die schlechten Diatriben Bacherers gegen die deutschen Jahrbücher her. Wir würden ihm zurufen, daß er sich dessen schämen sollte, wenn er nicht selbst schon die niedrigsten Angriffe auf Ruge und Prutz, Männer, hinter denen er an Talent und Charakter weit zurück steht, sich hätte zu Schulden kommen lassen.

Gedruckt bei F. Nietack. Verlag von Carl J. Klemann.

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. **Karl Riedel.**

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend eine Lieferung zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an die Verlagshandlung von Carl J. Klemann, Burgstraße Nr. 5, zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden ebendaselbst angenommen. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 35. Berlin, den 4. September 1841.

Inhalt: Rötschers: Kunst der dramatischen Darstellung, von E. M. — Zwei Pariser Kunstsammlungen. — Cardinal Richelieu und Venedig, von J. W. Wolf. — Gedichte von Scherenberg. — Feuilleton.

Die Kunst der dramat. Darstellung.

In ihrem organischen Zusammenhange wissenschaftlich entwickelt

von

Dr. Heinrich Theodor Rötscher,

Professor am Königlichen Gymnasium zu Bromberg.

Berlin. Verlag von Wilhelm Thome. 1841.

(Schluß.)

Eben so wie der Ton, ist auch der Körper das Material, wodurch der darstellende Künstler wirkt, und auch er muß daher geformt und dem Geiste dienstbar gemacht, und zum Organ eines idealen Inhalts gebildet werden. Wie diese Forderung an den gebildeten Menschen überhaupt ergeht, so erhält sie noch eine specifische Wichtigkeit für den darstellenden Künstler, da er vermittelst seines Körpers seine Ideen ausführt. Dazu gehört aber die absolut freie Herrschaft über den Körper. Wir wollen durch die körperliche Haltung und Bewegung einen allgemeinen Menschen, einen die Herrschaft über seinen Körper ausübenden Geist vor uns sehn, der uns den wohlthuenden Eindruck macht, in seiner sinnlichen Erscheinung den Ansprüchen der formellen Bildung völlig zu entsprechen. Gymnastische Uebung und Tanzunterricht müssen dem Körper Kraft und Energie, edle Haltung und Sicherheit der Bewegung verleihen. Dann muß der Unterricht folgen, welcher die symbolische Bedeutung in der Haltung und Bewegung des Körpers aufzuzeigen sich bemüht. Die äußere Erscheinung soll den Charakter der Seele offenbaren. Dies geschieht in doppelter Weise: in der ruhigen Haltung und in der Bewegung. In der ruhigen Haltung des Körpers wollen wir den Ausdruck einer edlen Persönlichkeit erblicken, in welcher uns ein Gleichgewicht der Geisteskräfte und der sittlichen Bildung anspricht. Dazu gehört die ungezwungne Haltung der einzelnen Glieder, wodurch uns die Anschauung einer innern Sicherheit und Freiheit gegeben wird und die Möglichkeit, leicht in jedwede Bewegung übergehn zu können. Die steife, gezwungne Haltung erweckt uns die Vorstellung einer nicht freien Stimmung des Gemüths und einer noch nicht erfolgten Unterwerfung des Körpers unter die Herrschaft der Seele. Wie es das Zeichen der gebildeten und freien Konversation ist, sich nicht in scharf markirtem Accent zu bewegen, so soll auch kein Glied des Körpers in der freien und edlen Haltung die Aufmerksamkeit besonders auf sich ziehn, sondern durch die Natürlichkeit und Uebereinstimmung mit allen andern Gliedern nur einen harmonischen Eindruck auf uns hervorbringen. Darin liegt der Grund, warum namentlich die Arme in ihrer ganz naturgemäßen Lage ruhn müssen, die obere Hälfte

leicht an den Leib geschlossen, und die Hand leicht gebogen. Denn dies gebietet ihr die Natur, weil sie, als das beweglichste Organ, von dieser Lage aus allein ungezwungen zu jeder Bewegung fortgehn kann. Ebenso wichtig ist ferner der Gang, in ihm, wo die widerstrebende Kraft der Materie noch größer ist, muß sich eine noch freiere Herrschaft des Geistes entfalten. Derjenige Gang, welcher einen Theil des Körpers seiner natürlichen materiellen Schwere überläßt, ihn also nicht mit Freiheit beherrscht, ist plump, weil sich hier die Körperlichkeit für sich, also gegen die Herrschaft der Seele geltend macht. Wenn dagegen durch den natürlichen Gang irgend eine bestimmte Empfindung oder Anschauung ausgedrückt werden soll, so ist er geziert. Wir wollen im Gange nur eine sich frei und ungezwungen bewegende Persönlichkeit vor uns sehen, in welcher die einzelnen Glieder alle harmonisch zu der Anschauung eines wahrhaften Gleichgewichts der Kräfte und einer Sicherheit des Geistes mitwirken. Das dritte Moment ist der edle Anstand, das Produkt der socialen Bildung. Haltung und Gang werden hier zu einer höhern sittlichen Bedeutung erhoben. Goethe sagt im Wilhelm Meister, daß der vornehme Anstand schwer nachzuahmen sei „weil er eigentlich negativ ist, und eine lang anhaltende Uebung voraussetzt.“ Der vornehme Anstand soll keinen Affect, keine bestimmte Lebens- und Gemüthsrichtung offenbaren, sondern uns überall nur das Bild eines auf sich selbst ruhenden, seiner selbst gewissen Menschen zeigen, der zugleich auch allen andern Gliedern der Gesellschaft eine freie Achtung zollt. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß sich Schauspieler in Rollen, in welchen sie nur als Mitglieder der höhern Gesellschaft sich zeigen sollen, und namentlich in Civil sehr selten frei und edel bewegen. Dies liegt wesentlich darin, daß sie hier zugleich sich selbst und doch wieder ein andres, als sie selbst, nämlich eine Rolle darzustellen haben. Es liegt ein peinliches Bewußtsein in dem Gedanken, in seiner ganzen Erscheinung, der Bekleidung, der Lebensstellung und Aeußerungsweise ein Mitglied der heutigen civilisirten Gesellschaft, also einerseits sich selbst, unverhüllt geben und doch dies wiederum vorstellen zu sollen. Dies erweckt eine Befangenheit, welche nur durch die völligste Herrschaft über den Körper gehoben werden kann. Die Kleidung in Civil ist die allgemeine der civilisirten Welt, wodurch keine besondre Lebensstellung und Richtung, sondern nur die allgemeine Kategorie eines freien Mitgliedes der civilisirten Gesellschaft bezeichnet wird, und doch erheben die Zuschauer zugleich die Ansprüche, ein Mitglied eines besondren Standes vor sich zu sehn. Die französischen Schauspieler sind hier in Bezug auf Haltung, äußern Anstand und Benehmen meist im Vortheil gegen ihre deutschen Genossen, einmal weil die formellen Seiten der künstlerischen Bildung dort mehr der Zucht unterworfen, und nicht so, wie bei uns, der Willkür des Subjekts anheim gegeben sind, und weil überhaupt in der französischen Nation die größere Leichtigkeit und Freiheit der gesellschaftlichen Bewegung heimisch ist.

2. Die Gebärde. Alle Gebärde geht von dem Triebe der Seele aus, das innerliche Leben zu verleiblichen. So wie die Seele nichts erfahren kann, ohne daß sie dasselbe in ein Innerliches verwandelt d. h. empfindet, so strebt sie auch umgekehrt danach, alle Affektionen des Innern sinnlich zu offenbaren, zu verleiblichen. In diesem Prozeß haben wir die unwillkührliche und willkührliche Gebärde zu unterscheiden; er ist unwillkührlich, sobald eine psychische Bestimmtheit unmittelbar in der Leiblichkeit empfunden wird, sich in Organen und Erscheinungen des Körpers darstellt, welche von unserm Willen völlig unabhängig sind. So verleiblicht sich der Muth im Blutsystem, er läßt, gleich dem Zorne, das rascher wallende Blut in die Wangen steigen. Die Furcht zeigt sich im Erblassen, indem sich das Blut aus den Extremitäten nach innen zurückdrängt. Die Thräne des Kummers läßt sich weder zurück-

halten, noch willkürlich hervorpressen. Diese Gebärden fallen außerhalb der Kunst, ihr gehören nur die an, welche Ausdruck eines bestimmten, vorbedachten Zweckes, eines vorhergegangnen Entschlusses sind, und mit Freiheit das ausdrücken, was die Seele bewegt.

Die Organe dieser symbolischen Gebärden sind das Gesicht mit allen beweglichen, so mannigfaltigen Ausdrucks fähigen Theilen, ferner die von dem Willen abhängigen Glieder des Körpers, namentlich die Extremitäten, wohin die Stellung, der Gang und vor Allem die Handbewegungen gehören, endlich die geistigste Gebärde: der Ton der Stimme, insofern sich durch sie ein Innerliches, ein Empfindungsleben offenbart. Die Seele, sagt Cicero, soll sich in dem ganzen äußerlichen Vortrage ausdrücken, das Gesicht aber ist das Bild der Seele und ihre Dollmetscher sind die Augen. Schon in den gewöhnlichsten ganz zur andern Natur gewordnen Gebärden spricht sich das Symbolische, d. h. die innere Verwandtschaft des Zeichens mit dem Ausdruck der Seele unverkennbar aus. So drückt das Hauptschütteln bei der Verneinung und das Kopfnicken bei der Bejahung offenbar das Abwenden von einer Idee, und die Zustimmung des Geistes sinnlich aus; eine Bewegung, welche darum überall verstanden wird, weil sie in sich selbst symbolischer Natur ist. Die Verbeugung in ihren mannigfachen Abstufungen zeigt eine reiche Symbolik der verschiednen Grade der Achtung, welche wir gegen eine Person an den Tag legen wollen. Das Kopfaufwerfen, das Naserümpfen, sind gleichfalls unzweideutige, und darum allgemein verständliche Zeichen des Hochmuths, des Hohnes und Spottes, und des innern, noch zurückgedrängten Zornes. Lippe und Mund sind aber vor Allem der Sitz der ausdrucksvollsten Gebärde. In ihnen kann sich das jubelndste Entzücken und der vernichtendste Hohn, mit allen Abstufungen versinnlichen. Diese Elemente hat der darstellende Künstler nun zur Idealität zu erheben, zur körperlichen Beredsamkeit auszubilden. Er soll eine zusammenhängende Kette einer Symbolik zeigen, welche in jedem Augenblick charakteristisch ist. Die Grundlage seiner Bestrebungen hierbei muß die Anmuth der Bewegung sein, in welcher sich das rein Seelenhafte offenbart und die unsichtbar wirkende Macht hervortritt, welche sich den Leib zu einem durchsichtigen Gefäße gestaltet. Sie ist nicht mittheilbar durch Lehre und Unterricht, sie muß Naturgabe sein. An die weibliche Natur machen wir vorzugsweise die Forderung der Anmuth, weil in ihr die Einheit des Geistigen und Sinnlichen eine höhere ist, wie bei der männlichen, und sich diese Durchdringung des Sittlichen und Natürlichen in der Bewegung bewußtlos offenbart. Der Adel der Bewegung dagegen ist das Produkt eines sittlichen, selbstbewußten Charakters, und daher wesentlich der männlichen Natur angehörend, welche aus der ungebrochnen Einheit von Natur und Geist zu einer tieferen Entzweiung fortgetrieben wird und aus dieser sich erst in selbstbewußter, sittlicher Thatkraft erhebt. Je nach dem vorwaltenden Charakter der Persönlichkeit, werden auch in weiblichen Naturen die anmuthigen Gebärden den edlen, Würde athmenden weichen, und umgekehrt auch der Ausdruck der Würde in den männlichen Naturen zur Anmuth mildern. So in Phädra, Isabella in der Braut von Messina, Constanze in König Johann und in Correggio, Egmont, Tasso, Clavigo. Während für die weiblichen Naturen, in welchen ein heroisches Princip waltet, die Klippe darin besteht, in ihrer körperlichen Beredsamkeit nicht die Weiblichkeit zu verleugnen, und die Anmuth über die Würde einzubüßen, so ist bei den Männern mit vorwaltender Sensibilität die Gefahr, in der Darstellung nicht die Männlichkeit ganz aufzugeben, also nicht die Würde der Anmuth gänzlich aufzuopfern. Im ersteren Falle werden wir ein Mannweib, im letzteren ein weibisches Geschöpf vor uns sehn.

Alle Bewegungen, welche die Rede begleiten, zerfallen im Allgemeinen in andeutende und

malende Gebärden. Die ersteren spiegeln unmittelbar den Eindruck ab, welchen das Individuum durch die Dinge erfahren hat, die malenden wollen die Sache selbst darstellen, sie sind der Ausdruck der so aufgeregten Empfindung, daß der Mensch seine Mittheilung nicht anschaulich genug geben kann. Ihre Stätte ist vorzüglich in der Komödie und Posse, wo es gilt, die Gewohnheiten und Manieren Andrer zu verspotten. Die malende Gebärde, welche aus dem Affekt hervorgeht, ist rein sinnlich, und nur Menschen von geringer, formeller Bildung eigen. Der gebildete, gehaltene Mensch theilt eine Begebenheit, ein Erlebniß als ein von seinem Geist empfangnes mit, wie sie durch seine Vorstellung hindurchgegangen sind; die Mittheilung geschieht nur für den inneren Sinn, und wendet sich vermittelst des Wortes an die Anschauung. In der Tragödie sind daher die malenden Gebärden völlig unzulässig. Sie treten da ein, wo die Seele so in ihren Affekt versenkt ist, daß sie selbst sich nicht mehr von den Dingen unterscheidet, und die malende Gebärde ganz aus dem Zustand des Gemüthes hervorgeht, welcher die Außenwelt zu einem Abbild des Innern macht. Die Spitze dieser Erscheinung ist die Vision, wo der Mensch sein Inneres als ein Aeußeres anschaut und wie ein persönliches Wesen behandelt. Die malende Bewegung dieser Art hat ihre Stelle vorzugsweise in der Tragödie, doch muß sie mit großer Vorsicht und mit Maß angewendet werden. Da das Leben der Seele ein ununterbrochenes ist, so giebt es streng genommen im Gebärdenspiel keine Pausen und keine Stillstände. Die Rede kann aufhören, unser direkter Antheil am Dialog für den Augenblick unterbrochen werden, aber unser Gemüth hört deßhalb nicht auf, die Handlung zu begleiten. Das Gebärdenspiel ist also ein stätig fortwirkendes. Da der Zusammenhang des Seelenlebens aber nicht abreißt, so muß das Gebärdenspiel eine ununterbrochene Verbindung der Gemüthsbewegungen darstellen. Darin liegt das Schwierige und Geheimnißvolle desselben. Als Princip muß demnach gelten: kein Affekt darf in der Gebärde unvorbereitet auftreten. Je näher sich die Affekte liegen, je verwandter die Bewegungen des Gemüths sind, desto leichter und natürlicher erscheint auch der Uebergang in der Gebärde. Hier waltet eine kampflose Fortentwicklung, und es handelt sich nur darum, sowohl die Mienen, als die Bewegungen des übrigen Körpers durchaus in Uebereinstimmung zu bringen. Wo aber der Uebergang der Affekte ein heterogener ist, tritt die größere Schwierigkeit ein. Die Schwingungen des Gemüths ändern sich nicht so augenblicklich, und nehmen einen entgegengesetzten Charakter an, diesen Uebergang muß daher der Künstler in seinem Gebärdenspiel zu finden wissen. Der Sitz dieser mehr unwillkürlichen Gebärden ist das Gesicht und besonders das Auge, daher es auch mit Recht der Dollmetscher der Seele genannt wird, weil es den Ausdruck desselben am reinsten offenbart. Während Fuß und Hand, überhaupt der ganze übrige Körper vielmehr dem Willen unterthan ist, als das Gesicht, so wird sich auch in dem ersteren der neue Affekt durch sie augenblicklich viel entschiedner ausdrücken, als in den Augen, welche den verlaßnen Zustand noch abspiegeln, und die ursprüngliche Stimmung gleichsam noch nachzittern lassen.

Noch schwieriger ist die Versinnlichung der zusammengesetzten Affekte, welche eine Durchdringung der einfachen in der Gebärde zeigen. So erscheinen in der Wehmuth Schmerz und Lust vereinigt, der Schmerz verklärt, die Lust verdüstert. So heben sich Furcht und Hoffnung zu der höheren Einheit der bangen Erwartung auf, welche unendliche Abstufungen durchlaufen kann.

Die bewegliche Physiognomie, die völlige Herrschaft über den Körper, endlich die reproduktive Phantasie, welche jede Situation sogleich in ihrer ganzen individuellen Bestimmtheit anschaut, sind die nothwendigen Bedingungen zur Verwirklichung dieses allgemeinen Princips. —

Um nun den Uebergang zur Erfüllung aller dieser Elemente, der Charakterdarstellung zu gewinnen, geht Rötscher auf die anthropologischen Zustände über, welche die Grundlage des freien physischen Lebens bilden, und aus denen der ideale Inhalt der darstellenden Kunst sich zu entwickeln hat. Er spricht von den Lebensaltern, nach denen das Individuum sich zu modificiren hat, vom Temperament, der individuellen natürlichen Bestimmtheit, der Nationalität, in der sich die festen Typen des Menschen offenbaren, und geht darauf zu den anthropologischen Zuständen der empfindenden Seele über. Hier haben wir folgende Abschnitte: 1. das Traumleben; 2. die Ahndung; 3. die Vision; 4. den Wahnsinn; 5. das Sterben. Weiter haben wir die ganze Scala der psychologischen Zustände des praktischen Geistes zu durchlaufen, und den Trieb und die Begierde zu betrachten, die Neigungen, als: 1. Selbstliebe und Selbsthaß, 2. die geselligen Zuneigungen und Abneigungen, Theilnahme und Mitleiden, Achtung und Verachtung, Heuchelei und Affektation, die Hingebung an die Persönlichkeit — die Liebe, das auf die Vernichtung der Persönlichkeit gerichtete Streben, — den Haß — und als Spitze dieser Elemente die Leidenschaft, das Pathos, in dem sich der ganze Mensch auf einen einzigen Inhalt richtet, der ihn allseitig erfaßt und den ganzen Umfang seiner Kräfte für sich in Dienst nimmt. Indem das Pathos individuelle Gestalt annimmt, und gleichsam den Menschen von innen heraus formt, so daß es den eigentlichen Kern seines Lebens bildet, woran sich alle andern individuellen Seelenrichtungen und Empfindungen ansetzen, so haben wir den dichterischen Charakter, der als eine in sich geschloßne, von einem organischen Lebenspunkt herausgebildete Welt begriffen, und durch die dramatische Kunst versinnlicht werden soll. Zur Verwirklichung dieser menschlichen Totalität erscheinen alle bisherigen Entwicklungen nur als Vorstufen, welche durch die Charakterdarstellung erst ihre lebendige Wirkung und ihre absolute Bedeutung gewinnen.

Alle Charakterdarstellung will einen ganzen, das Princip seines Lebens in sich tragenden Menschen vor uns hinstellen. Der Dichter giebt dem Schauspieler den Stoff dazu im Elemente der Phantasie, den er in die sinnliche Realität überzusetzen hat. Die erste Thätigkeit des darstellenden Künstlers ist die Auffassung des Charakters. Er muß das Verhältniß des Einzelnen zum Allgemeinen begreifen und dadurch die Idealität der Auffassung erringen. Diese darf nicht fälschlich in eine Veredlung des Charakters in dem Sinne gesetzt werden, daß überhaupt die unsittlichen Elemente desselben so viel als möglich gemildert werden sollen, sondern es soll der Kunst, wie diese es verlangt, genügt werden. Die ideale Auffassung eines Charakters besteht in der Fähigkeit, eine Individualität als Repräsentanten einer Idee anzuschauen und festzuhalten. Bei den vorzugsweise sogenannten idealen Naturen, welche Gattungscharaktere darstellen, wie Posa, der standhafte Prinz, Tasso, Romeo oder die Jungfrau von Orleans, Iphigenia, Julia, Desdemona, auch in den Charakteren des Moliereschen Lustspiels, ist dies kaum zu verfehlen, es handelt sich hier nur darum, die Fülle der einzelnen Züge zu einem Gesammtbilde zu vereinigen, um in dem individuellen Charakter zugleich einen Repräsentanten der Gesammtheit darstellen zu können. Wir sollen in diesen Individuen Gattungsmenschen anschauen, in welchen die Idee gleichsam die Fülle ihrer Erscheinungen in ein einziges Exemplar zusammengefaßt hat. Schwieriger und daher seltner ist eine ideale Auffassung von Charakteren, durch welche der Mensch in seiner begeistrungsvollen Theilnahme für die Helden der edelsten und menschlichsten Empfindungen verletzt wird, welche scheinbar selbstsüchtig, doch ebenfalls ein hohes Recht haben und vertreten, Gestalten wie Karlos im Clavigo, Burleigh, Antonio im Tasso, Piccolomini. Sie nur als Egoisten darstellen, wäre eine gemeine Auffassung, während der wahrhafte Künstler sie als Vertreter objektiver Interessen hinstellt. Karlos ist

nicht nur der hämische und berechnende Zerstörer fremden Glücks und der schadenfrohe Lenker der Schwäche Clavigos, sondern der Repräsentant des weltmännischen, allerdings gemüthlosen Verstandes, der aber Clavigo gegenüber in seinem vollen Rechte ist, weil er ihn der Selbsttäuschung entreißen will, und Seydelmann hat eben deßhalb so ungetheilten Erfolg in dieser Rolle gehabt, weil er durch diese wahrhaft künstlerische Auffassung derselben die vorgefaßte Meinung der Menge reformirt, und plötzlich auf einen ganz andern Standpunkt gestellt hat.

In den vorzugsweise als dämonisch zu bezeichnenden Naturen geht die ideale Auffassung dahin, sie durch das Zurückgehn bis auf die Quellen der Gesinnung und das Herauskehren der an sich positiven Eigenschaften, wie etwa eines großartigen Verstandes, der Energie im Verfolgen und Festhalten ihrer Zwecke, über den Schlamm der gemeinen Bosheit und niedriger Lasterhaftigkeit emporzuhalten. Auch sie müssen dadurch zu dichterischen Gestalten erhoben werden, daß wir in ihnen das Bild einer Verzerrung der ursprünglich edlen Züge unsrer menschlichen Natur erblicken.

Die einzelnen Kapitel, in denen Rötscher die Momente der Darstellung schildert, sind nun folgende: die Darstellung des Charakters: 1. die Charakter-Maske; 2. das Gesetz des Kostüms und der sinnlichen Erscheinung in der Haltung.

Die Auffassung schafft der Phantasie das ideale Bild des Charakters, der Künstler aber hat dieses auch zu gestalten, und in Fleisch und Blut zu verwandeln. In der Charakter-Maske soll uns die Erscheinung der Persönlichkeit in ihrer charakteristischen Eigenthümlichkeit entgegentreten. Die Maske soll uns das bestimmte Bild der dichterischen Anschauung versinnlichen, die ganze Persönlichkeit in so scharfer Umgrenzung zeigen, daß uns daraus der ganze Charakter entgegentritt. Was im Leben auseinanderfällt, die geistige Bedeutung und die sinnliche Erscheinung, eint die Kunst, und bannt das geistige Bild bedeutender Persönlichkeit in eine solche Hülle, daß durch die letztere die erstere zu uns spricht. Der Schauspieler hat daher auch bei historischen Charakteren nicht die Portraitähnlichkeit zu erstreben, weil er sich in den meisten Fällen ein dem Charakter analogeres Gesicht durch Kunst formen wird. Die höchste Aufgabe für die Charakter-Maske bleibt immer die, den Zügen des Gesichts denjenigen Ausdruck zu leihen, durch welche sich die innerste Lebensbewegung des Individuums abspiegelt. Das zweite Moment ist das Kostüm, und die sinnliche Erscheinung in der Haltung. Hier soll uns die äußere Erscheinung des allgemeinen Weltzustandes, in den uns der Dichter versetzt, entgegentreten. Weder allzuhistorische Treue, welche geschmacklos wird, noch Willkür, welche die Illusion stört, darf hier herrschen; die Idealität des Gegebnen muß die Gesetze geben. Wie die beweglichen Züge des Gesichts zur Physiognomie werden, welche uns das Innere des Individuums, sein wesentliches Pathos abspiegelt, so soll sich in der Haltung die festgewordne Verleiblichung der unwillkührlichen Gebärden und Bewegungen zeigen. Das dritte und wichtigste Moment ist: der Grundton des Charakters. Der Charakter enthüllt sich nur im Werden. Ton und Gebärde entfalten sein Pathos. Hier beginnt also auch die eigentliche That des Darstellers. Der Grundton ist die Lebenssubstanz des Charakters. Die besondern Modulationen gehen erst aus den vermittelst der Rede sich entfaltenden Gedanken und Affekten des Charakters hervor. Die Entwicklung desselben ist in der Durchführung enthalten. Sie ist das Resultat einer Vertiefung in die Idee des ganzen Kunstwerks und in die Beziehungen aller einzelnen Individualitäten. Die Elemente zur Durchführung des Charakters sind: 1. das stumme Spiel; 2. der ethische Accent; 3. die künstlerische Totalität der dramatischen Darstellung, welche das praktisch zu bewähren haben, was früher theoretisch festgestellt wurde. Ueber dem Einzelnen muß sodann die Leitung der dramatischen Darstellung stehn, welche die beiden Seiten der Kunstbegeisterung mit

der **Kunsteinsicht** zu vereinigen hat. Die Tiefe der Erkenntniß erzeugt den Respekt vor dem Urtheil, die Begeistrung, das Zutrauen zur sittlichen Kraft, mithin zur Gesinnung. Wer in denen, welche als leitende Organe einer Gesammtheit zu wirken berufen sind, die wirklich von der Idee ergriffenen Männer anerkennt, ordnet sich, wenn auch vielleicht anfangs mit Widerstreben, dieser unsichtbaren Gewalt des Geistes unter. In einer geistig so erstarkten Zeit, in der das Selbstbewußtsein alle Kreise des Lebens durchwandert, ist es der hohlste Wahn, in irgend einem Gebiete ohne die Intelligenz und eine ihr gleiche sittliche Gesinnung etwas ausrichten zu wollen. Das Reich der Autorität ist überall gestürzt, diese alten Götter sind von dem jüngeren Göttergeschlechte in den Tartarus gewiesen, von wo keine Rückkehr zur Herrschaft der Oberwelt.

Die Leitung einer Bühne kann ihrem Wesen nach nur auf der Fähigkeit beruhn, die gegebenen Mittel zu dem größtmöglichen Erfolge für die Darstellung eines dichterischen Ganzen verwenden zu können. Sie setzt also sowohl die Einsicht in die absoluten Forderungen und Gesetze der dramatischen Darstellung, als das sicherste Urtheil über die Kräfte und den Höhepunkt der Kunst in den einzelnen Mitgliedern voraus.

Der Vorstand einer Bühne muß dem bedeutendsten Talente wie dem Minderbegabten diejenige Sphäre zu eröffnen wissen, in der er für die Interessen der Kunst wie für seine eigne Entwicklung zu wirken vermag. Der Feind der freien Entwicklung des Einzelnen und damit die Quelle der Muthlosigkeit, des Ueberdrusses und zuletzt völliger Vernachlässigung ist das **Rollen-Monopol**, der Feind einer in sich gerundeten Darstellung eines ganzen Kunstwerks ist **der Leichtsinn und die Frivolität in den Vorbereitungen und Vermitttlungen der dramatischen Darstellung**. Jedem Künstler gebührt allerdings sein Rollenfach, aber der Besitz darf nicht zum Eigenthum werden, und nur dem Vorstand wie dem Urtheil des Publikums gebührt die Entscheidung über die Veränderung. Die Vernunft gebietet die freie Konkurrenz, und das Rollen-Monopol ist ein Krebsschaden für die Kunst.

Die Vorbereitung zur öffentlichen Darstellung ist doppelter Art. Sie hebt das Werk zunächst in die ideale Anschauung, und entwickelt im Bewußtsein der Mitwirkenden das Verhältniß jeder besondren Rolle zur Idee des Ganzen. Dies ist die Bedeutung der **Leseprobe**, wo sich die eigentliche Werkstatt des **Dramaturgen**, als dem geistigen Leiter der dramatischen Darstellungen, öffnen soll. Er hat die Aufgabe, die Stellung des besondren Werkes zur Gegenwart, die Bedeutung des Ganzen, die Architektonik im Einzelnen zu enthüllen, und die Totalanschauung des Künstlers möglich zu machen. Dann folgt die Theaterprobe, und die Technik der Scenerie, welche die Versinnlichung des darzustellenden Werkes vollenden.

„Soll die Kunst der dramatischen Darstellung, sagt Rötscher zum Schluß seines Werkes, einen höheren Standpunkt einnehmen, so muß sie aufhören, sich aus den zufälligen Ueberläufern aus andern Gebieten zu rekrutiren, welche ohne Beruf nur aus Hoffnung auf Gewinn sich anwerben lassen. Die Zukunft unsrer Kunst darf nicht dem blinden Ohngefähr überlassen, sondern muß durch Institute gesichert werden, welche diejenigen in die Architektonik der dramatischen Darstellung einführen sollen, deren körperliche Bildung, specifische Kunstanlage und allgemeine Vorbildung wenigstens ein günstiges Prognostikon für ihre Entwicklung stellen lassen. Das Maaß des Genies läßt sich freilich niemals diviniren; ja der ächte Genius kann sogar solcher Institute spotten, indem er sich selbst durch den Schlamm des Lebens zu seinem Ziele hindurchgräbt. Erst mit der Begründung solcher Institute, deren Bedürfniß täglich dringender gefühlt wird, welche den ganzen Umfang aller der darstellenden Kunst wesentlichen Elemente theoretisch und praktisch zum Eigenthum des Individuums zu machen berufen sind, ist diese Kunst in

die Reihe der übrigen Künste eingetreten, welche ein bestimmtes Maaß von erringbarer Technik fordern und dies nicht der Willkür der Einzelnen überlassen."

So sind wir Rötscher treulich bis an das Ende seines Werkes gefolgt, indem wir die ideellen Hauptpunkte hervorgehoben und dem Leser ein Bild von dem gegeben haben, was hier geleistet ist, welche Fülle von Gedanken, welche Einsicht der Theorie und welcher praktische Blick zugleich darin hervortreten. Zum ersten Mal sind hier die Umrisse einer Wissenschaft gezeichnet, und doch sind sie so fest und genau hingestellt, daß wir nichts daran vermissen. Das Werk ist ein in sich vollendetes, und ein neuer Triumph der Hegelschen Philosophie. Nur sie konnte diese Fülle des geistigen Materials, diese theoretische Schärfe, und diese Bildungskraft des Ideellen darbieten. Rötschers Buch ist ein Epoche machendes, und die Verwirklichung seiner Theorie kann nicht ausbleiben. Das Volk verlangt sie, und das Theater selbst streckt sehnend seine Hand darnach aus. Wer aber wäre so thöricht, den rettenden Arzt zurückzuweisen, wenn es sich um die Existenz handelt? Die Künste haben ihre Epochen der Blüthe und des Verfalls, wie die Staaten, und es ist der Beruf und die That des modernen Geistes, wo der Verfall am tiefsten ist, reformirend aufzutreten, und eine neue Entwickelungsepoche durch die Einsicht des Besseren hervorzurufen. So wird es auch der darstellenden Kunst geschehen. Wir werden ein Drama haben und ein Theater, welches die Thaten unserer Geschichte feiert und den Geist des Wahren und Schönen in so edlen und großen Formen darstellt, wie die Kunst sie verlangt. Die Reformversuche der Gegenwart sind die deutlichen Spuren dieser nahenden Zukunft. Für die Beurtheilung der Schauspielkunst wird Rötschers Buch fortan die Grundlage aller ähnlichen Bestrebungen, und den Maßstab ihrer Beurtheilung abgeben. Es kann von den Kritikern wie von den Schauspielern nicht genug studirt werden. Diesen wird sich zum ersten Mal eine Totalansicht ihrer Kunst und ihres idealen Zieles, jenen die theoretisch-praktische Durchdringung des zu Leistenden aufschließen, und auch das größere Publikum wird gern daran Theil nehmen, da der Stoff des Ideellen hier in so klarer durchsichtiger Weise, und so schöner, allgemein verständlicher Sprache verarbeitet ist, daß der Kunstsinn jedes Gebildeten sich auf das lebendigste dadurch angeregt und befriedigt fühlen muß.

E. M.

Zwei pariser Kunstsammlungen

oder

die Salons der Herrn Paturle und die Gallerie Aguado (Marquis de las Marismas).

(Correspondenz aus Paris.)

(Fortsetzung.)

In dem großen, architektonisch schönen Salon trägt auch ein kleines Bild den Namen Leonardo da Vinci. Zwei kleine Knaben spielen auf dem Boden. Dieses Gemälde kann einem Schüler Leonardo's angehören, obgleich auch einige weniger gute Stücke dieses Meisters in diesem Genre gehalten sind. In demselben großen viereckigen Saale findet man ein Portrait von Rubens, unter der Nummer 364 einen wirklichen Tizian, ein vortreffliches Portrait desselben Malers, ihn selbst vorstellend, ferner einen hübschen Zurbano, einen angeblichen Rembrandt, zwei Kinder, ferner eine elende Copie des Erzengel Michael nach Raphael, endlich einen schönen Tintoretto und Dominichino's Amphitrite, bereits von Blanchard gestochen, wie überhaupt Herr Aguado seine ganze Gallerie nach und nach stechen ließ, was ebenfalls eine unnütze Verschwendung ist, da ½ der Gemälde des Stiches unwürdig sind. Sollte früh oder spät die Gallerie Aguado einmal verkauft werden, so kann man dreist behaupten, daß sie um einen Spottpreis feil sein würde, denn für den Kunstkenner hat sie gar keinen Werth. Dem oberflächlichen Besucher impo-

niren natürlich die stattlichen Räume, die Menge der Gemälde, die Pracht der Einrichtung.

„Schlafende Nymphen von Faunen überrascht" zeigt uns wie bei allen Werken von Rubens glänzende Farben und üppige Carnation.

Der letzte Saal der Gallerie ist ein oblonger Raum. Hier finden wir einen echten Ribeira (Nr. 187), ferner ein schönes Frauenportrait von Velasquez, nicht etwa, daß dies Modell schön sei, sondern als Behandlung schön. Die hohe Vortrefflichkeit eines solchen Portraits, die Art und Weise, wie der Maler ein unschönes Gesicht meisterhaft zeichnete, wie jedes Detail den Strich des Meisters trägt, wie in dem Ganzen eine Harmonie und ein Grad der Kennerschaft liegt, ist nur dem verständlich, der auch die Technik der Farben beobachtete und nicht bloße Theorie zu seinem Studium machte. Der Kupferstich von Leroux ist elend gerathen. Einige Murillo's zweiter Klasse, denn dieser Maler arbeitete Vieles, fehlen nicht, ein betender Mönch von demselben ist tüchtig in Färbung und energisch im Ausdruck, jedoch enthält die Gallerie nicht ein einziges Werk dieses Meisters, welches dem petit pouilleux im Louvre oder denen des Marschalls Soult zur Seite zu stellen wäre.

Mit vieler Eleganz versendet Herr Aguado seine Einlaßkarten, die auf grünem oder rosa Papier verabfolgt werden. Ebenso wird mit großer Freigebigkeit unentgeltlich ein Catalog vertheilt. Die Bedienten und Thürsteher sind in der Gallerie stets in eleganter Livree und überaus höflich. Alles was die äußere Ausstattung betrifft, ist also voll eines großartigen Luxus. Dieser glänzende Firniß kann aber unmöglich die künstlerische Armuth verbergen. Die Gallerie ist Mittwochs und Sonnabends von 12 bis 4 Uhr geöffnet.

Treten wir nun in das Hotel Paturle, so finden wir eine der schönsten Pariser innern Einrichtungen. Der Besitzer versendet ebenfalls auf die höflichste Art gedruckte Einlaßschreiben, welche die Besichtigung von 1 bis 4 Uhr erlauben. Die Gemälde des Hrn. Paturle betreffen nur die neueste französische Schule; es sind diese guten Arbeiten in den Salons, welche die Familie bewohnt, mit vielem Geschmack geordnet. Schon der Kunstsinn dieser großen Zimmerreihe erregt Wohlbehagen; aber dieser Kunstsinn ist kein überladener und geschmackloser, die Farben sind vortrefflich und harmonisch gewählt, der große Salon wahrhaft künstlerisch meublirt, ein Nebenzimmer verbirgt bei den Bällen das Orchester, ohne den Klang zu hindern, und erlaubt in zwei verschiedenen Räumen zu tanzen. Der Styl des Eßzimmers ist in einer ganz eignen, ernsten Manier; die gelbweißen Stuck-Säulen auf weißem Grunde, ohne allen Zierrath. Die Büffets dagegen sind von dunkelbraunem Insel-Holze, kostbarer als Mahagony, bois de Courbary genannt, jedoch sind auch diese grandiosen Buffets ohne alle bunte Verzierung. Die Stühle rund um den Tisch sind von demselben schön geaderten Colonial-Holze. Eine besonders comfortable Einrichtung des Hotel Paturle ist, daß durch Röhren und Druckwerk das Wasser der Seine bis zum vierten Stock in alle Räume geleitet werden kann. Hinter diesem äußerst wohnlichen Hotel befindet sich, gleichsam eine Oasis in Paris, ein reizender, schön gezeichneter englischer Garten voll schöner Gewächse, mehrere üppige Baumgruppen, auch Schattenpartieen darbietend. Der Rasen erreicht nicht ganz den englischen; Personen, welche sich mit Gartenanlagen beschäftigen, wissen, wie schwierig das ist. Besonders freundlich ist eine Treibhaus-Gallerie, die jeden Abend erleuchtet wird, und auch im Winter die schönsten Blumen und Stauden enthält. Blicken wir nun von diesem geschmackvollen Zusammenwirken der häuslichen Eleganz und des wahren Comforts zu den Kunstsachen, so finden wir außer zwei oder drei kleinen Stücken kein einziges schlechtes Gemälde. Das Kunstkabinet des Hrn. Paturle enthält nämlich keine große Anzahl Gemälde und man kann daher nur dem Geschmacke des Besitzers Dank zollen, daß er also seine Kunstbeschützung würdig ausführte, anstatt unnütze Summen an Mittelmäßigkeiten zu verschleudern.

So blicken wir denn zuerst mit Wohlgefallen und Rührung zugleich auf Leopold Roberts **Fischer des adriatischen Meeres**; welche im Eintrittszimmer als Capitalstück der Sammlung erscheinen, und von keinem andern Werke der **neuesten Schule** weder erreicht noch übertroffen werden. Sicher liegt eine Art Melancholie in der Harmonie dieses Bildes, aber eben dieser poetische Schmerz ist überaus anziehend. Wenige Kritiker haben Leopold Robert überschätzt, viele ihn von seinem hohen Postament niederziehen wollen in die Reihe der Mittelmäßigkeit. Es wäre Thorheit, behaupten zu wollen, daß er in seinen Fischern des adriatischen Meeres all seine Schöpfungskraft ausgegossen und gewisser Maaßen seine Seele, seine letzte Kraft in diesem Bilde ausgehaucht habe, weil er bald nachher so trostlos in Venedig verblutete. Seine Schnitter tragen den Stempel der Campagna, jener italienischen freudigen Ueppigkeit; beide Bilder sind Meilenzeiger in der so bedauernswürdig kurzen Lebensbahn des lieblichen Künstlers, aber beide tragen den Stempel des ihm eigenthümlichen Schönheitsgefühls. Mercuri hat die Schnitter beinahe ohne Mangel gestochen, nur der junge Stierführer vorn läßt in seiner Gesichtsbildung beim Stiche etwas zu wünschen übrig und erreicht das Original nicht. Der Abschied der adriatischen Fischer trägt alle Spuren Raphaelischer Schönheit. Kein Maler seit dem unsterblichen Meister erreichte in einem höheren Grade wie Leopold Robert die Poesie, das Ideal der Schönheit. Man kann mit einigem Rechte seinen Fischern vorwerfen, daß sie keinen **Lokal-Charakter** tragen, daß diese Physiognomieen den verödeten Lagunen nicht angehören, daß die Köpfe der jungen Frau, dieser unbeschreiblich schönen Madonna, des jungen Fischers, des Vaters endlich ebensowohl süditalienischen Stempel tragen, mehr noch einen neapolitanischen als einen venezianischen; aber es ist unmöglich, die Grazie der Schwermuth gemüthlicher und verschiedenartiger darzustellen als Robert *) es in dieser unvergleichlichen Scene gethan. Alle Kenner und Liebhaber kennen dies zauberische Werk, wo Einzelnes in Farbe und Gruppirung sich zu einem Ganzen gestaltet, welches den tiefsten Eindruck hinterläßt. Diese Gestalten erregen Sinnen, und wenn es auch das Herz beklemmt, zu wissen, daß der sanfte Maler so elend gestorben, so verweilen wir dennoch mit Liebe vor dieser poetischen Bildung eines Auserwählten. Unnachahmlich schön erschien mir stets die junge Frau mit dem schwächlichen Kinde. Schmerz, Trauer, Schönheit, eine gewisse Zierlichkeit der Form, ein holdes Anschmiegen des Kindes, eine Färbung der Haut, eine Reinheit der Linien, kurz eine schönere Madonna schuf kein Moderner, denn sie mußte in der poetischen Einbildungskraft Roberts idealisirt werden.

*) Ein in Bleistift von Aurel Robert, dem Bruder, gezeichnetes Portrait Leopolds ist äußerst ähnlich.

Herr Paturle hat dies köstliche Werk mehrmals mit großer Freundlichkeit zu wohlthätigen Zwecken und zur Ausstellung außerhalb seiner Wohnung zeigen lassen, jetzt jedoch und mit Recht zur Aufbewahrung und um fernere Beschädigungen zu verhüten, jeden Antrag der Art ablehnen müssen. Das Gemälde ist noch nicht gestochen worden. Man erzählte mir, ein bekannter Kupferstecher sei jetzt damit beschäftigt. — Eine gute Copie dieses Blattes existirt nirgends. (Schluß folgt.)

Cardinal Richelieu und Venedig *).

(Aus dem Flamändischen.)

Der Mann, der ohne Bewußtsein seiner Sendung, die Menschheit einen Riesenschritt auf dem Wege ihrer Veredlung und Entwicklung thun ließ, das Werkzeug einer allgütigen Vorsehung, stand als Mensch schreckenverbreitend da. Wer kennt nicht Armand du Plessis, Cardinal de Richelieu? Durch die Natur mit den herrlichsten Geistesgaben

*) Probe aus „Nederduitsch Letterkundig Jaerboekje voor 1841 Achtste Jaergang. Gent, Gebroeder Michiels.“ Der Verfasser hat sich nicht genannt.

ausgestattet, gebrauchte er dieselben kalt und unerbittlich nur als eiserne Triebfedern zur Sättigung seiner Herrschsucht. In trotzigem Hochmuthe erhob er sich über seinen König; als Stifter der berühmten französischen Academie jagte er dem Lorbeer der Wissenschaft mit der Eifersucht eines Dichters nach; den Harnisch über seinem Purpurkleide, den rothen Hut gegen den Helm des galanten Ritters austauschend, sah man ihn die Heere Frankreichs zur Schlacht führen, oder in Damenkreisen sich in galanten Artigkeiten bewegen; wie dort, so blieb hier sein Charakter immer derselbe. Von Frau von Guercheville, deren Bekanntschaft er zuerst am Hofe machte, stieg er empor bis zur fürstlichen Gemahlin Ludwigs **XIII.**, und wer immer auf diesem Wege unüberwunden blieb, der war für immer Gegenstand seiner unversöhnlichen Rache. Oft schon hat man ihm seine Gedichte, seine Maitressen als Schwachheiten ausgelegt; aber war es etwas Andres, als die angeborne Herrschsucht, die, zu unermeßlich für einen einzelnen Gegenstand, sich unersättlich über alles ausdehnte, alles überwältigte, bei jedem Widerstande auf das Herbste litt, welche ihn zu diesen Ausschweifungen trieb?

In einem jener hoffnungslosen Kämpfe der Feodalität, die convulsivisch unter der eisernen Hand des Alleinherrschers noch sich zu wehren versuchte, war auch der Herzog von M... gefangen genommen und durch Richter, deren einziges Geschäft in Verurtheilungen bestand, zum Tode verdammt worden. Seine Tochter, ein engelgleiches Mädchen von nur achtzehn Jahren, warf sich fruchtlos bittend zu den Füßen des Kirchenfürsten. Der Herzog hatte gewagt, ihm zu trotzen; unter Frankreichs Edeln war er der Edelste, sein Tod ein Sieg über alle seine Genossen und somit unvermeidlich in den Planen des Cardinals. Obgleich die Thränen der verzweiflungsvollen Tochter über das versteinerte Herz des Allgewaltigen nichts vermochten, hatte doch ihre Jugend und ihre Anmuth einen tiefen Eindruck in seinem Gemüthe zurückgelassen und er war vermessen genug, sie dieß nach kurzer Zeit wissen zu lassen. Mit Abschen vernahm die edle Jungfrau die Absichten des Mörders ihres Vaters; sie floh, wie sie glaubte heimlich, in ein Carmeliterinnen-Kloster und nahm das Ordensgewand.

Bald hatten die Späher des Cardinals ihren Aufenthaltsort entdeckt und das Kloster wurde der Schauplatz der wunderlichsten Auftritte. Die Bezauberung der Ursulinerinnen zu Loudun hatte in ganz Frankreich Aufsehen erregt; nun führten auch hier die Schwestern eine sonderbare Sprache. Erscheinungen, von denen man nie gehört, oder die etwa nur einem Kranken in Fieberträumen geworden, zeigten sich den Jüngsten und Anmuthigsten unter ihnen; das Uebel nahm überhand und bald war das ganze Kloster ein Raub des Schreckens und der Verwirrung. War es eine Herzenskrankheit, die von einer Schwachnervigen zur andern übersprang, oder war es das Werk geheimer List, höllischen Mißbrauchs von Einfluß auf den Geist der einfachen Klosterfrauen? Eigenthümlich blieb es immer, daß diejenigen unter ihnen, welche als Freundinnen in naher Berührung mit Schwester M... standen, auch zumeist gequält waren; bald las diese Mißtrauen und Furcht vor ihr in aller Augen.

Zu wenig bekannt mit der schwarzen Seite des menschlichen Herzens, um ahnen zu können, welch ein Unwetter sich über ihrem Haupte zusammenzog, fühlte sie nur den Schmerz, diejenigen, welche sie am innigsten liebte, am meisten leiden zu sehen, als sie eines Abends in der Kirche, wo sie länger als die andern Schwestern geblieben und eben ihr Herz in feurigem Gebete vor Gott ausgoß, sich leise an ihrem Habite gezogen fühlte. Sie blickte um: es war eine der jüngsten Novizen.

„Schwester vonClara“ (dieß war M...s Klostername) „vergebet mir, oder vielmehr danket dem Himmel, daß ich mir endlich den Muth nehme, euch anzureden. Seid ihr wahrhaft und wirklich eine Hexe, ach, dann schwört doch euer Teufelsbündniß ab. Eilet euch; der neue Beichtvater,

der jüngst aus Paris gekommen, sendet mich, euch zu warnen, indem nach drei Tagen die ewigen Peinen eurer warten. O, ihr wart stets so gut, ich konnte das nie von euch glauben, doch er versicherte es bei Gottes Namen, und so muß es wohl wahr sein — Aber verzeiht mir, Schwester Clara, bezaubert mich darum nicht."

Das war ein schwerer Schlag für dies edle Mädchen. Halb versteint vor Entwürdigung stand sie noch da, als mit einemmale aus einer dunklen Ecke der Kirche der ihr noch unbekannte Geistliche trat, sie mit starker Hand beim Arme faßte, und, während er der Novize winkte, sich wegzubegeben, die halbbewußtlose Clara nach dem Beichtstuhle hindrängte. Erst nach einer graumen Zeit vernahm sie langsam zur Besinnung kommend, die Worte:

Unglückliche! Beweine deine Missethat und deine Unbesonnenheit! Fürchte das Loos Grandiers, Folterbank und Scheiterhaufen! Morgen wirst du gen Paris gebracht, nur da ist Rettung und Vergebung für dich zu hoffen. —

Das Wort Vergebung verwundete den Trotz der Schuldlosen. Sie schlug ihre Augen auf und sah in der braunen Kutte des Kapuziners einen langen, magern Mann mit rothem Barte und grauen Augen, die dicht beschattet von blonden Brauen auf ihren stolzen Blick sich schnell zur Seite wandten. Bosheit und falsche List schaute aus jedem seiner Züge. Er stand eilig auf und ging mit schnellen Schritten in die Sacristei, welche er hinter sich schloß. Seine Worte traten neu vor die arme Seele der Nonne und ein gräßliches Licht ging ihr auf. Flucht, schleunigste Flucht blieb allein ihr übrig und in einem Augenblicke war ihr Entschluß reif. Noch war es nicht Nacht, doch die Dämmerung schon weit vorgerückt. Die Pförtnerin war Clara's Freundin, zu dieser ging sie und fragte um einen Gegenstand, von dem sie wußte, daß er in ihrer Zelle war, und während die gute Nonne denselben holen ging, nahm Schwester Clara den Schlüssel des Thores und verschwand in den dunkelnden Straßen.

Sie eilte sich zum Hause einer Blutsverwandten zu kommen, welche gewaltig erschrack, als sie die flüchtige Nonne eintreten sah, und noch mehr, als sie die Gefahr vernahm, in welcher dieselbe schwebte. Sie kannte den Hof, kannte den Cardinal. Noch in derselben Nacht sandte sie die Klosterfrau in veränderter Kleidung nach Holland und gab ihr einen Empfehlungsbrief mit an Hugo de Groot, den sie als Gesandten in Paris kennen gelernt hatte, und Clara kam glücklich über die Gränze.

Die edle Maria von Reigersberghen empfing die Nonne und wachte über sie, als wäre es ihr eigen Kind gewesen, doch schien, trotz aller Vorsicht der muthigen Frau, ihr Haus von demselben Augenblicke an der Gegenstand aufmerksamster Beobachtung und nicht lange nachher brachen die Wetterwolken los, die ihren Gemahl schon so lange bedroht. Barneveldts greises Haupt sank; De Groot wurde nach dem Schlosse Lövestein geschleppt; das Heiligthum seines Herdes konnte keine Sicherheit mehr für Clara gewähren. Maria bebte vor dem Loose, welches bei der genauen Verbindung zwischen dem Prinzen Moritz und dem Cardinal für die Nonne zu erwarten stand.

Unter denjenigen, die als Männer von Tugend und Weisheit ihr die größte Achtung stets eingeflößt, war der Cavaliero Baptista Zeno, der Gesandte von Venedig. Diesen machte sie zum Vertrauten ihrer Bekümmerniß und bat ihn um Rath und Hülfe. Nach einigen Minuten Sinnens entgegnete der edle Venetianer: Madame, ihr kennt so wohl als ich den Mann, dem wir eine Beute zu entreißen suchen. Ihr wisset, sein Wink ist ein Gebot für ganz Europa; wisset, daß, wo er nicht befehlen kann, er doch Augen und Hände hat, die alles sehen, denen alles zu thun gestattet ist; ich weiß kein andres Rettungsmittel, als — die edle Jungfrau einstweilen in der Hefe unseres Volkes zu verbergen; aber seid getrost, auch da soll sie einen Beschirmer finden; das allsehende Auge des gefürchteten Rathes der Zehn soll auch für sie wachen.

Des andern Tages reiste die Jungfrau in der Kleidung einer nach Hause kehrenden Magd mit einem Kauffahrteischiffe ab, welches Goldstoffe und Crystalle von Venedig gebracht hatte, und langte nach einer schnellen Reise von etwa sechs Wochen auf dem Lido an. Sie fand dort, wie der Gesandte ihr versprochen, einen alten Gondolier, bei dem ein etwa vierzehnjähriger Knabe, der sie im Namen seiner Eltern abholen kam. Man stelle sich vor, was der armen Nonne Herz leiden mußte, als sie so allein sich befand in der gewaltigen Zauberstadt mit ihren wogenumspülten Marmorpalästen; in mitten der Tausende von Gondeln, die mit der Schnelligkeit einer Schwalbe sich in dem Labyrinthe der Kanäle kreuzten, indeß Tasso's und Ariosto's Stanzen zum Klange der Guitarren tönten. Dennoch übte die Reinheit der Luft und der helle Mond, der die blauen Wasser des Meeres versilbernd herniederleuchtete, bald einen wohlthätigen Eindruck auf ihren Geist aus. Obwohl Signor Zeno ihr nicht gesagt, welches der Ort ihres Schutzes sei, trug sie doch ein hohes Vertrauen zu der Ehrenhaftigkeit des würdigen Gesandten in ihrer Brust. Als sie an dem Sanct Markusplatze ankamen, faßte sie darum auch ganz beruhigt die Hand eines jungen Mannes, der ihr dort aus der Gondel half, wünschte dem Greise freundlich gute Nacht und folgte dem Jünglinge in ein dunkles, enges Gäßchen.

An einem zwar großen, doch ärmlich aussehenden Hause hielten Beide an; das Thor stand offen, sie schritten hindurch und stiegen eine hohe, steile Treppe hinan; oben angelangt, pochte der Jüngling an eine alte, morsche Thüre; als er Fußtritte im Innern des Zimmers hörte, ließ er Clara's Hand los und rannte eiligst die Stiegen wieder hinab. Die Thüre öffnete sich kreischend und schleppend — Gott, welch ein Anblick! Die Gestalt, welche sich hier zeigte, war maskirt und mit Lumpen von allen Farben bedeckt; der abhangende Bauch, der hohe Buckel auf der Brust und der noch höhere auf dem Rücken ließen es zweifelhaft, ob der dicke Zwerg wirklich zu dem menschlichen Geschlecht gehöre. An der berauchten Decke der zwar niedrigen doch geräumigen Kammer hing eine russige Lampe, deren spärliches Licht mehre ähnliche Gestalten dunkel beleuchtete, die nun mit einemmale in den wirren Ruf ausbrachen: **Capo di San Marco! Sangue di Baccho!** Die Tochter der Fürsten, die stille, reine Klosterjungfrau sank ob dem Anblick dieser Gesellschaft besinnungslos zu Boden.

Als sie die Augen wieder öffnete, befand sie sich in dem Bette eines kleinen, doch reinlichen Stübchens. Il Signor Policinello stand vor ihr, jedoch ohne seine Maske und mit einem so ernsten, so theilnehmenden Gesichte, daß er ihr augenblicklich ein inniges Vertrauen einflößte. Ein Mädchen in der lustigen Kleidung des Arlequino, doch sittig übrigens und freundlich, reichte ihr die Mittel, durch deren Hülfe sie aus ihrer Ohnmacht erwacht war. Als Policinello sah, daß sie sich in etwas wieder erholt, sprach er zu ihr gewendet leise: „Mein alter Freund, il Cavaliero Zeno, hat euch mir anvertraut; ich bin seiner und eurer Achtung nicht unwerth; bis zu einer bessern Zeit möge dieß Mädchen eure Schwester, will ich euer Vater sein. Inzwischen, edle Jungfrau, ist euer Name und eure Rolle Scaramella, fröhlicher Scherz." Nach diesen Worten küßte er ehrerbietig ihre Hand und verließ sie: seine Tochter zog der Schwester ein Theaterkleid an und am zweitfolgenden Abende betrat die adliche Nonne in Gesellschaft Arlequino's, Scaramuccio's, des Capitän Matamoro und ähnlicher Helden — die Bühne.

Also vergingen mehre Monate. Indeß die wenig feinen Sitten des größten Theiles ihrer Haus- und Tafelgenossen der fürstlichen Jungfrau oft Abscheu und Widerwillen erregten, war doch ihr Beschützer so brav, so gut, so recht väterlich und Colombine, das Mädchen, so liebevoll und freundlich, daß bald Schwester Clara sich als ein Kind des Hauses ansah; ja was noch mehr war, die Erkenntniß der Nothwendigkeit ihrer Rolle,

Zeit, Gewohnheit und das glückliche Vergessen der Jugend ließen sie ihren Zustand nicht nur in Geduld ertragen, sondern selbst einigermaßen liebgewinnen. Schön, einnehmend, mit all den Reizen einer edlen Erziehung geschmückt, war sie die Bewunderung und Liebe des venetianischen Publikums geworden und nicht selten befanden sich mehre Edeln unter den Gondolieren, Fischern und slavonischen Miethlingen, welche vorhin die einzigen Zuschauer dieser fröhlichen Spiele gewesen waren.

Eines Abends im Carneval ward il Capitano Matamoro unversehens und verrätherischer Weise von einem Bravo erstochen und da diese Rolle unentbehrlich war, fand der Unternehmer der Spiele sich genöthigt, einen Fremden anzunehmen, der mit scheinbar guten Zeugnissen und selbst mit Empfehlungen mehrer Senatoren versehen, sich bei ihm meldete. Sein erstes Auftreten und noch mehr die Ankündigung einer neuen Rolle für Scaramella hatten viele Neugierige herbeigelockt; das Spiel begann. Schwester Clara tanzte in ihrer Rolle eine leichte Sarabanda mit Policinello; der Debütant, ein langer und hagerer Mann, mit großen von schwarzen Federn überwalltem Hute und dichtem schwarzem Barte, der den größten Theil seines Angesichtes deckte, kam als Capitan mit gewaltigen heroico-comischen Schritten und Gebärden, um Scaramella dem Arme ihres Tänzers zu entziehen; doch kaum hatte sie ihm nahe einen Blick auf ihn geworfen, als ihr ein fürchterlicher Angstschrei entfuhr. Bravo, Bravo! hallte es aller Enden in dem Saale wieder. Policinello sprang ihr zu Hülfe, wurde aber in demselben Augenblicke von dem Capitän, der seinen hölzernen Säbel gegen einen Dolch vertauscht hatte, durchbohrt. Der herzzerreißende Schrei des Ermordeten, das angstvolle Geruf der Mädchen, der Schreck der Mitspielenden, alles ließ das freudige Zujauchzen der Menge sich nur verdoppeln. Fröhliches Händeklatschen, wüste Beifallsbezeugungen machten die ganze Gesellschaft fast besinnungslos. Der Capitän spielte fort; mit Hülfe einer Truppe Vermummter hatte er bereits die in Ohnmacht gesunkne Scaramella auf die Schulter genommen und wollte eben, trotz der Gegenwehr Arlequino's und Scaramuccio's, die klüglich ersonnene Entführung vollbringen, als der Oberste der Sbirri auf eine Bank sprang und einen gellenden Pfiff ertönen ließ. Augenblicklich fiel der Vorhang; eine bedeutende Zahl von Dienern der Staatsinquisition erschien, den bloßen Degen in der Hand; ein Theil von ihnen sprang auf die Bühne, die Uebrigen befahlen augenblickliche Räumung des Saales. Das Volk, welches sich einen so schnellen Uebergang von Scherz zu Ernst nicht erklären konnte, aber doch gewohnt war, auf das erste Zeichen der so gefürchteten Polizei blindlings zu gehorchen, entfernte sich schweigend.

Der Capitän hatte seinen Trotz inzwischen nicht aufgegeben; er begegnete den Gerichtsdienern mit frechem Stolze und befahl in übermüthigem Tone, ihn zum Pallaste des französischen Gesandten zu geleiten; doch galt damals in Venedig keine andre Stimme als die des Rathes der Zehn, und so führte man ihn nebst allen andern, die sich auf der Bühne befanden, unter starker Bedeckung weg; er allein wurde verhört, die andern steckte man unter die Bleidächer. Was in dem Rathe verhandelt worden, weiß man nicht; aber unterwegs hatte man bemerkt, daß der schwarze Bart des Mörders falsch war. Am andern Tage fuhr eine Gondel zwei Mädchen nach dem Kloster der Carmeliterinnen. Ein halbes Dutzend Barnabiter Mönche wurden aus ihrem Convente geholt und wieder zurückgebracht. Die folgende Nacht erschienen auf dem Canal Orfano mehre Nachen mit Säcken beladen, welche die Führer der Schiffchen ins Wasser warfen. Große Blasen brachen blutroth aus der Tiefe und wellten die Oberfläche des Kanales — die Nachen fuhren weg und der volle Mond glänzte heller auf dem wieder ruhigen Wasserspiegel.

J. W. Wolf.

Gedichte von Scherenberg.

Fischers Heimbucht.

Stille, Stille über mir,
Stille um mich her,
Noch ein Tröpfchen
Fällt vom matten Ruder
Leise schläfrig in das Meer —

Alles — müde,
Mann und Zeug —
Bin auch müde —
Herzlich müde! —

Na, dann buchte
Alter Nachen
Uns nur sachte
In die Ruhe ein —

Der Leuchtthurmwächter.

Der Meisterwächter steckt die Lichter an,
Auf daß der Segler seine schwanke Bahn
Am wissen Himmel finden kann.

So steck' auch sachte auf dein Leuchtelicht,
Und lug' nach Nord und Süd, mein blank Gesicht,
Daß nicht am Port noch Schad' geschicht.

Wahr' dich, fremd Bord, auf mich dein Kieker geh,
Halt feste binnen Baaken deine See,
Wie ich dir wink', dein Steuer steh.

Falsch ist die See und deinem Kiele feind,
Weil, was sie tückisch trennt, er freundlich eint,
Und Nacht ist keines Menschen Freund.

Strand ab! Strand ab! mehr West, du kommst in Noth,
Untiefe brandet dich in tiefen Tod, —
So recht! leg' bei — willkomm'n Pilot!
Und donn're in den Port den Landgruß ein!
Grollt donnernd See und Nacht auch hinterdrein,
Sie müssen doch des Lichtes Diener sein.

Der gestrandete Sklavenhändler.

Die See erdonnert,
Die Möven schrei'n,
Am Felsenriffe
Hängt er allein.

Und was er gewonnen am Brüder Blut,
Verlor er zurück an die donnernde Fluth;
Es sinket das Wrack und die Brandung eilt,
Nach seinem Leben für's Leben sie heult.

„Erbarme, erbarme
„Herr Gott dich mein!
„Will Bruderherzen
„Ein Herz ja sein!“

Der Himmel ist taub und dein Wort ist leer;
Es stürzte dein Gott in das donnernde Meer;
Tief gischet es auf, hoch greift es hinein:
Verloren! Hinunter du Stein vom Stein! —

Das Feuerwerk.

Ich war in Tivoli, mein Freund,
Ein schöner Abend, wolkenlos der Himmel,
Und Mond und Sterne standen leuchtend ein;
Da schuf des Menschen fert'ger Witz
Und die gehorsam fixe Hand
Aus Pulverwerk, Holz- und Papiergeschnitz
Sich neue Sonnen, Mond und Sterne.
Der Eine that's, der Andre schaute zu,
Und bald geschaffen von Prometheus Sohn
Stand Epimetheus Kunstgestirn,
Zur Lust des neuen Sand-Olympus da.

Die Neugier sprach ein so lebendig Wort,
Daß mit Kanonen nur ihr Rede noch zu stehen.

Drei Schlag: drob legt die fire Hand
Ein zündend Feuer ans papierne Werk,
Daß hell es sich der Nacht verkünde,
Glanz überflammend ewiges Gestirn;
Und Demantlicht und blau und roth
Goß sich's auch prasselnd augenblicks
In tausend Strahlen wunderprächtig aus,
Aufrauschend in gewalt'gen Feuerflug
Griff zu dem Himmel sein Geleuchte,
Und jubelnd folgte ihm Olympus Ruf;
Doch augenblicks, mein Freund, nur augenblicks: —
Der Augenblick, der's hob, der ließ es fallen,
Ein Blick des Lichts, ein Ruf und — aus —
Aus alles — Dunst und Nacht, wie sonst.
Der Jubel schwieg, man suchte Stock
Und Hut, nahm Sonnenschirm und Pompadour,
Und ging und fuhr und stolpert' sich nach Haus.

Der alte Mond, die alten Sterne —
Sie stehn und schauen hoch und still
Hinein in den Tumult. — —

Feuilleton.

Die Kriminalistische Zeitung giebt sich die sehr überflüssige Mühe, gegen die französische Gesetzgebung und zwar für's Erste gegen das Geschworengericht zu polemisiren. Und wie thut sie es? Indem sie einzelne Fälle berichtet, und absprechende Urtheile darüber fällt, die nichts weniger als scharf motivirt sind. Will sich die Kriminalistische mit dieser antifranzösischen Richtung auf den Standpunkt des politischen Wochenblatts stellen? Dann wird sie ihren Kredit sehr bald verlieren. Sie sollte sich doch ja hüten, Phrasen wie diese zu gebrauchen: Wohin soll diese Volkssouveränität noch führen? Das Geschworengericht ist ein durch die Rechtsphilosophie gerechtfertigtes, höchst wohlthätiges Institut, das ja selbst von der Preußischen Regierung in der Rheinprovinz anerkannt ist. Es steht also den Kriminalisten in Berlin sehr schlecht, leichtfertig darüber zu urtheilen.

In England giebt es eine Bibelausgabe, die 3000 Guineen oder 21,000 Thaler kostet. Sie ist bei Macklin erschienen, besteht aus 45 Bänden groß Folio, und enthält nahe an 7000 Zeichnungen und Stiche. In der vom Kunsthändler Moon veranstalteten Lotterie bildet sie den Hauptgewinn.

Die Rachel bietet eins der schönsten Beispiele wirklichen Kunststrebens einer Schauspielerin dar. Ein Franzose, der Graf v. A., sprach mit ihr in London von verschiednen Rollen und erwähnte zuletzt der der Phädra. Bei diesem Namen belebte sich ihr ganzes Gesicht. „Die Rolle der Phädra, rief sie, daran studire ich drei Jahre. Ich könnte sie morgen spielen, wenn ich wollte, aber dennoch scheint es mir nicht räthlich, daß ich mich vor 5 oder 6 Jahren daran wage. Ich fühle mich zu einer solchen Schöpfung noch nicht reif. Ich zittre schon bei dem Gedanken, daß ich es eines Tages versuchen soll.“ Als sie diese Worte gesprochen hatte, erzählt der Graf, hob sie die Augen voll himmlischer Melancholie gen Himmel, und sprach langsam den schönen Vers:

Ach! säß ich doch im dunklen Waldesschatten!

Der Ausdruck ihres Gesichts und ihrer Stimme waren in diesem Augenblick über allen Ausdruck dramatisch, und ich wurde so davon elektrisirt, daß ich mir selbst die Verpflichtung abnahm, nach Paris zu eilen, und wär' ich am Ende der Welt, sobald das Gerücht sich verbreitet, daß die Rachel im theatre-francais die Phädra spielen wird.

Ludwig Löwe hat mit seiner Tochter bei der deutschen Truppe in Triest, und mit dieser auch in Venedig gastirt, und enormen Beifall gefunden, namentlich in Donna Diana. Auch Gutzkows Werner sahen die Venetianer mit Interesse.

Gedruckt bei F. Rietack. Verlag von Carl J. Klemann.

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. **Karl Riedel.**

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend eine Lieferung zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an die Verlagshandlung von Carl J. Klemann, Burgstraße Nr. 8, zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden ebendaselbst angenommen. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 36. Berlin, den 11. September 1841.

Inhalt: Spiegelungen aus älterer und jüngerer Zeit (Scheffner an Stägemann — Grabbe). — Fünftes Blatt aus dem Tagebuche eines Narren. — Die Ausschließlichen; Novelle von Balbert. — Zwei pariser Kunstsammlungen. — Zwei Musen, die Freundschaft, Charlotte von Hagn und A. W. von Schlegel. — Theater. — Feuilleton. — Vorläufige Erklärung von Dr. Karl Riedel.—

Spiegelungen aus älterer und jüngerer Zeit.

1.

Joh. Georg Scheffner an Stägemann.

Den 17. October 1807 schrieb Joh. Georg Scheffner in Königsberg in Pr. an Staegemann folgende Zeilen nach Memel: „Da die Zeiten ziemlich weiblich werden, so hab' ich meines hohen Alters unerachtet, mich doch auch auf die weibliche Reimseite legen müssen, und wenn dadurch meine Zeilen noch erbärmlicher geworden sind, so verzeihen Sie mir, denn es stehet geschrieben: schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit. Mit meiner Canzley steht es schlecht, sonst würd' ich für den Herrn Finanzrath Schön *) eine besondere Abschrift beigelegt haben. — Da sich aber in alten Zeiten zwei Tempelherrn mit Einem Pferde behelfen mußten, so werden sich doch auch wohl zwei Geh. Finanzräthe an Einer Abschrift müd genug lesen können. Uebrigens wünsch' ich Glück zur baldigen Herreise, besonders wenn die Majestäten aufs Schloß ziehen, wo Sie hingehören **)."

*) Der jetzige Staatsminister und Ober-Präsident in Königsberg in Preußen.

**) Der Hof war zu der Zeit in Memel.

Diesen Zeilen wären folgende Verse beigefügt:

An den Herrn Geheimen Finanzrath Staegemann.

Ich habe sie bereimt ohn' alle Kunst und Neuheit
Du sing ein feurig Lied der himmlisch schönen Freiheit,
Ohn' die doch Nichts gedeihen kann.
O sie verdient gewiß der Ode Lorbeerreiser,
So gut wie jeder fremde Kaiser,
Und wär' er auch der allergrößte Mann.
Hofft Du nicht auch, sie werd' uns stärker, weiser
Zu ächter Zeitbenutzuug machen?
Vielleicht auch besser uns bewachen,
Als alle Hahnenkämm' und Stutz- und Backen-Bärte,
Und wohlthun unserm Land, das sie lang gnug entbehrte,
In dem die Basis man sehr oft nach oben kehrte,
Und doch sich wunderte, als es dem Uebermuthe
So leicht zu stürzen war, was auf der Spitz' nur ruhte.
Und ach! auf was für einer Spitze!
Auf keiner von der Art, die dem lichtschnellen Blitze
Der einzuschlagen droht, Ableitungswege zeigt.
Freund, wenn jetzt Deine Muse schweigt,
So werden dich und sie die Zeitgenossen schelten.
Denn da die Majestäten selten
Das praetium affectionis wirklich gelten,
Was nach dem Salbungsrecht sie auf sich selber setzen:
Ist's denn nicht billiger nach wahrem Recht zu schätzen
Das, was mehr Gutes thut als alle süße Reden
Der schönen Fürsten, die das Freundsland mehr befehden,
Als wir den Feind? die oft blutwenig wissen

Von Kriegs- und Friedenskunst, und Frieden schließen, Nicht wann sie wollen, nein dann erst, wann sie müssen.

2.

Ein Brief Grabbes.

Anbei die Journale retour. Meine Notizen über Freim. und Eleg. verlor ich. Im Freim. erinnere ich mich, besonders nachdem ich wieder nachgeschlagen, an p. 823, wo ich, Immermann und Uechtritz wie Triumvirat stehen. Quod non. Ein Correspondent des Freim. oder der Eleg. (egal, sie taugen beide nichts, und sind die Widersprüche ihrer Namen) spricht von einem „gewissen Paul Jovius." Paul Jovius windbeutelt, ist aber viel zu bekannt, um als ein „gewisser" bezeichnet zu werden. Schuljungencorrespondenz. — Blätter für litt. Unterh. Schröters finnische Runen sind erbärmlich. — p. 1159: Geschrei über die innere Wärme der Erde? Die ist da, ihr Narren. Kennt ihr keine Keller? — Das Blatt hat sich zu schämen, nimmt elendes franz. Romanzeug als historisch auf. p. 1195 ist anno 1613 ein Duell in England, und p. 1196 soll's vorgefallen sein zur Zeit der Königin Anna das. Ein Irthum um 100 Jahre, wie ihn die Franzosen oft windbeuteln. — Eduard Pöppig über Chili und Peru, sollte sein Maul zu- und seinen Popo herhalten. Er kalfatert nur längstbekannte Sachen. Beil. Nr. 10. „Ihr hoher Wuchs ein langer Frühlingsathem, von Rosenfluren und von Nelkensaamen." Na, ist das schön und richtig, sind mir alle meine Bilder in Gothland vergeben. — Fetischismus, statt Fetischmus steht, glaub ich, p. 1214. Während der Hermannsschlacht schlag' ich's nicht noch einmal nach, das dumme Zeug. — Die Narren! Die Franzosen haben als Geschichtschreiber, wenig gesagt, soviel geleistet als wir Deutschen. Wo ist denn unser Mabillon? Wir sind wie ein Chausseeverschlag oder ein Elegant, und erheben uns immer, um uns tiefer zu erniedrigen. Weg damit. — Die Aufgabe der Dichtkunst ist, den Geist rein zu waschen, Himmel, Erde und Unendlichkeit anzudeuten, und fest in sich zu bleiben. — 1232. Wieder ein erlogner Brief der Bouleyn. Was Wunder! Unsere Memoiren lügen den Lebendigen ins Gesicht, warum nicht den Todten? — Boétie, Lammenais! Thun sie doch vor den Kerlen, als merkten sie nicht, es seien elende Wirthshausaushängereien. Und indem ich weiter lese, merk' ich, daß deutsche Dummköpfe die französische Gaunerei wirklich nicht merken, besonders nicht, wenn sie ein neues Kleid anzieht. — Mit der allgemeinen Encyklopädie geht's krumm, wie man schon vor Jahren wußte. Brockhaus hätte die Nase von einem Unternehmen lassen sollen, welches nur Riesen, die da bezahlt sein wollen, nicht Conversationsschwätzer tragen können. Jetzt bietet er das Hurenkind feil. — Der alte, jammerwerthe Tieck mit seinem Novellengeschwätz, endlich zu Ruhm gelangt, weil er mit Schiller und Goethe nicht auskommen konnte, und leider sie überlebte. — p. 1251 ist der Zweck der Ehe innige Vereinigung der Geschlechter, aber keine Kinderzeugung. Schön, man denkt bei der innigen Vereinigung nicht daran, kämen nur die Kindlein nicht von selbst nach. 1256 beschreibt ein Lump das berühmte Dorf, und weiß nicht, daß es Broek heißt. — Brockhaus und Marx thun mehr als Tieck selbst, um aus dem Kurzbein mehr zu machen als es ist.

— Morgenbl. Görres, jetzt mit dem Vornamen Guido*), hat gute Tendenzen. Sollte aber tiefer in die Sache eindringen und ergründen, weshalb er 1798 die Jacobinermütze trug und sie jetzt anspeit. Ich liebe Monarchie, aber Görres liebt alles, findet er nur eine Hand, die seinen Groschen ausgiebt. — Freiligrath hat sein Lebstag keinen Tannenwald in seiner Jugend gesehen. Wir hatten damals nur Buchen und Eichen im

*) Hier irrt Grabbe. Guido ist der fromme, blondgelockte Sohn des alten Görres.

Anm. d. Red.

Lande. Doch das wird alles vag genommen. Schofel sei Schofel, nur die Farben grell. — Kunstbl. Christus wird noch immer milden Gesichts gemalt. Wissen die Kerle nicht, was Palmsonntag vorhatte und weshalb Pilatus eingriff? Nr. 81 ist das Geschwätz über Staffage, Landschaften rc. abscheulich. Jeder Ochs, wenn auch nicht ein Recensent, sieht ein, daß man Leben und Umgebung verbinden muß, sonst fräß' er kein Gras. — Teufel, was laufen die Blitze p. 336 an den Himmelszöpfen, unsern Kirchen. — Littbl. Es stieß mir diesmal eben nichts drin auf. Daß meine Meinung, daß wir Nordländer eher Indien als Indien uns erobert habe, beweisen wieder die Kabuschaner. (p. 406) Ungeheure chronologische Irrthümer sind da. Blätt. a. d. Gwt. Ich habe sie durchgelesen. Mich treibts aber zum Hermann.

Auch Schiller anbei mit Dank zurück. Ich las ihn bei Nacht vielleicht zum tausendstmal. Er ist doch besser als Goethe, und seine Flecken sind unvermeidliche, ehrliche, nicht mit einem nassen Borstwisch dem Leser in's Gesicht geschleudert, wie's „der Kaufmann am Hofe und vor dem Publikum" zu machen wagte.

Düsseld. 27. Nov. 35.

Gehorsamst

Grabbe.

Ex. p.

(Die Bescheinigung über das Geld schick' ich. Ich kann Ihren Brief nicht finden. — Doch sie liege beian, auch ohne Brief. Ohngefähr weiß ich's.)

Fünftes Blatt aus dem Tagebuche eines Narren.

Die Philosophie der Affen hat, wenn man ihren Geschichtsschreibern glauben darf, in ihrer Kindheit behauptet: der Affe ist Mensch; später war ihre Ansicht: Mensch ist Mensch; jetzt auf dem Gipfel der Speculation und des Wissens begreift sie das Wesen der Menschheit und vermag es durch den Satz auszusprechen: Mensch ist Affe. Wann wird unsre Weltweisheit sich bis zu dieser Höhe erheben und uns über unsre heiligsten Interessen beruhigen? O, wie verlangt mich darnach, mich selbst anbeten zu können! Aber, ich fürchte, ich fürchte, daß die feindseligen Brüder, die, wie ihr Gouache-Bilder zeigen, auf den Eisfeldern des Mont blanc allen Lebensgefahren entgangen sind, wenn auch durch keine Braut von Messina, doch durch eine Jungfrau ihren Tod finden werden oder schon gefunden haben. Ist es noch Zeit, so warne ich euch, Gebrüder Link: laßt die Riesin unbestiegen! oder versöhnt euch wenigstens, ehe ihr zu der kühnen That schreitet! Bruderliebe schützt und segnet der Himmel, wie ihr an meinem Mimi und seinem Bruder Pollux sehen könnt; nur sich haben sie im Auge, darum sind sie auch Pensionairs und noch dazu im Narrenhause von Berlin. Versöhnung aber, das Mysterium des Sohnes, ist, wie Ruhe, allgemeine Christen- und Bürgerpflicht, also auch eure, ihr Brüder von Genf!

Ach, wenn es mir zu enge
Im Busen wird,
So setze liebreich lächelnd
Zum Flügel dich,
Und was mein Herz beklommen
Zuerst dir sang,
Das singe mir, o singe:
In Träumen Trost.

Und sie sang. Aber

Fenris heulet in Wuth durch Berg' und Triften
— Loke sandt' ihn der Welt im Grimm — es schlinget
Irmungardur, erwürgend,
Sich um der Erde durchjammertes Rund.

„Sein Sie, wie Sie sind, ein edler grader Pfeil von Wahrheit, Recht und Gott und scheuen den Teufel nicht und nennen, ehe einmal ihn, lieber zweimal Gott!" In einem Herbst und in

einem Frühlinge lebten wir mit einander und im letztern war es, als er diese Worte mir zur Erinnerung schrieb. Wandelst Du noch auf Erden, Du treuer Thieriot? oder bist Du schon wieder zum Himmel zurückgekehrt, zu Deinem Göthe und Jean Paul, der Geliebte zu den Geliebten? Sieh, sie haben mir die Schwanzfedern ausgerissen und ich flattre unsicher und matt. Wie stand es so anders, als der Küchenschrank unsre Visitenkarte, und die Geige unser Liebesbrief war, und wir Dich zum 5ten, Nägeli zum 7ten Zeichen im Zürcher Zodiakus ernannten, und die Madonna von Hottingers Hof als Jungfrau zwischen euch sitzen mußte! ich ward als 9tes Zeichen installirt, in Steffa erhielt ich Patent und Ring, aus Ihrer Hand. Und jetzt muß ich nach Kegeln zielen! Habt Erbarmen! schafft mich ganz aus der Welt, wenn ihr kein andres Plätzchen als dieses für mich habt! Ein Gemordeter mehr wird euer Gewissen nicht beschweren. Und, wollt ihr selbst nicht die Hand ans Werk legen, so übergebt mich einem Homöopathen oder einem Wasserdoktor oder dem Schäfer in Lichtenberg zur Probekur, oder, noch sichrer, laßt mich ins Leibrentenbuch des Professor Gecko*) inscribiren; der Mann versteht sich auf Dunst und Gift so gut, wie auf Ankauf und Umschreibung von Papieren, spanische ausgenommen. Aber ich weiß es, ihr berücksichtigt keine Bitte ohne Fürsprache, und Bettina steht zwar mir, ich aber nicht ihr Herz gegen. So stirb denn allmählig hin unter deinen Wunden, Unglücklicher! aber rufe den Jünglingen, die dir nahen, mit der letzten Kraft der Stimme zu: schaut her und rächet! — Da kommt mir so eben einer; — aber still! er hat Glacé-Handschuh' an! — Sollte man's glauben? der alte Sünder, der mein ganzes Leben vergiftet hat, schickt seinen Sohn zu mir, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Aber was war's? ich sollte erfahren, daß das Bürschchen Rath geworden ist. Geduld ist der Schlüssel zur Freude, sagt ein türkisches Sprüchwort; aber quousque tandem abutere Catilina patientia nostra?

„Noch Lang, Wenn Wir die alte Währen"

Alte Inschrift in Tell's Capelle.

Was eine Gans ist, wird zwar immer, auch in Berlin, beim Fressen schnattern und der Strauß Stahl und Eisen, wenn auch verschlingen, doch nicht verdauen; aber in Syrien haben die Hasen und Katzen, wie die Ziegen, feinere Haare als bei uns.

On ne me crut pas! Wieder ärmer! immer ärmer! Die alte Empfindung, sie ist wieder da, sie drückt mir das Herz ab. — Schurken, was wollt ihr? Glaubt ihr, ich kenne die Diebspfeife nicht? Ich will nicht hinein, und so lange mein rechter Arm nicht zum linken wird, werde ich auch nicht hinein. Den Phosphor will ich schlukken, aber dann hat's ein Ende mit dem Ja und ihr hört nichts als: Nein, nein, nein! Sei nur nicht böse, Mimi; ich gestehe es jetzt ja selbst, daß die Drehbank mir gerechter ist als die Schneidebank. O, warum kommt der Tod nicht mit raschem Schwerdte! warum zerreißt er langsam marternd Faser für Faser! Und was so eine Lumpenflocke vor dem Auge einen toll machen kann! — Spreche ich meine Klagen aus, so erscheinen sie geringfügig, es widerlegt sich eine jede. Was fehlt denn? der Idee nach, wenig; dem Gefühl nach, Alles. Doch, hätte man dem Küchenjungen Antonio die Butter verweigert, so hätte er am Lehm sein Talent entwickelt und verrathen; was sein soll, schickt sich wohl und Napoleon sollte nun einmal von Canova gemeißelt werden. Freilich von Tage zu Tage wird es ärger. Heute brachte schon ein unbedeutender Widerspruch meinen Mimi Uhu in Harnisch. „Schön lithographirt" rief er entzückt aus und zeigte mir die Landschaft mit der Schaafheerde im Sturm,

*) Ich habe im Adreßbuch keinen Professor dieses Namens gefunden; aus den zoologischen Vorlesungen erinnere ich mich, daß Gecko eine giftige Eidechse ist, die aber nicht hier, sondern in Kleinasien oder den benachbarten Ländern lebt. A. d. H.

„kaum vom Stich zu unterscheiden! der Stahl muß dem Steine weichen.“ „Das wird Hr. Asher bezweifeln,“ erwiderte ich, „und wohl mancher Andere mit ihnen. Und was ist Stein und Stahldruck gegen Kupferdruck? siehe nur dort meinen Claude Lorraine von Woolet! Ueberhaupt ist mir die Lithographie verhaßt, zumal bei der Schrift; macht sie nicht die Presse für ihre Existenz zittern und den Privatmann für seine Ehre, den Staat für seine Sicherheit?“ „Woher?“ unterbrach er mich heftig. „Wohin soll das führen, antwortete ich ruhig, wenn man jede Handschrift auf Stein bringen kann? Setzer und Drucker werden bei dieser leichten und wohlfeilen Manuscriptvervielfältigung brotlos, niemand ist seiner Unterschrift sicher, und von Unterdrückung der Flugblätter kann nicht mehr die Rede sein, zumal bei der neuen Erfindung, auf Steinpapier zu lithographiren.“ „Geschmackloser, serviler Narr!“ schrie er auf. Wäre ich nicht rasch mit meinem Danziger Goldwasser herausgerückt, so hätte er mich statt sich schwindlich gemacht. Aber, guter Gott, wer kann immer Goldwasser bei der Hand haben, da sie einen mit dem Gelde so knapp halten! Da war mein Director gescheidter; er schaffte uns jährjährlich Zulagen oder Gratificationen, damit wir ihn desto häufiger mit Austern und Champagner zu tractiren im Stande wären. — Und wenn ich der Eule nur die Verwechselung des A und O abgewöhnen könnte! Wenn sie Loyalist sagen will, sagt sie Loyolist und beim jeu des echecs rühmt sie meine farce, statt force, im Spiele. Hörst du mich denn jemals sagen: dein Bericht lag dem Könige vor, statt, log dem Könige vor?

„Was machst du da?“ „Nichts!“ „Und dein Bruder?“ „Er hilft mir.“ Alle lachten laut auf, selbst der Pastor und die beiden Deputirten; nur der Kaplan und der dicke Major blieben ernst. Und Mimi ward es, als der Secretair, den ich zufällig ansah, pikirt mich fragte: meinen Sie mich? und ich ihm erwiderte: Sie machen ja Schwarz aus Weiß und Weiß aus Schwarz! Um Mimi wieder in gute Laune zu versetzen, wandte ich mich an die Tischgesellschaft mit den Worten: Meine Herrn, ich verdanke diese angenehme Anekdote dem Hrn. Präsidenten v. Y., dessen Gesundheit auszubringen Hr. Pensionair A. so eben im Begriff steht. „Schelmchen,“ sagte Mimi leise zu mir und kniff mir dabei wie Napoleon zärtlich ins Ohr, „das hast du gut gemacht; nächsten Januar habe ich die Schleife.“ Er ergriff das Glas und rief, ohne zu erröthen, aus: dem Artus unsrer Tafelrunde, vor dem der Felsenkuchen, als heiliger Gral, sich hier erhebt, dem Manne, vor dem sich Plato beugt, unserm hohen Mäcen, dem Hrn. Präsidenten von Y. sei diese Libation gebracht.*) Dem Präsident schien aber diese Rauchfaßschleuderei zu mißfallen, er senkte das getroffene Haupt und schloß die Augen. Wirst wohl noch weiter nach der Schleife kriechen müssen, Mimi!

Verweine nicht die stille Nacht!
Was uns die Welt nicht ließ,
Das giebt in süßen Phantasien
Der Träume Paradies.

Nicht dir ward's gesungen, Mimi, sondern mir. Nun geh und schaff den Fliederstrauch in ihre Laube!

Zarte Blüthen, wieget
Euch in Frühlingsluft,
Hauchet euren Athem
In die laue Nacht,
Daß die süßen Düfte
Mahnen Clärchens Brust
An der Liebe stille,
Süße Zaubermacht!

O, daß ich neben Dir sitzen dürfte! Aber

---

*) Nach diesem Ausdruck sollte man vermuthen, wir hätten unsern Wein auf die Erde gegossen; aber ich kann versichern, daß wir ihn getrunken haben. Die übrigen Verleumdungen und Invectiven, die der Narr sich gegen mich, hier und an andern Stellen erlaubt, wird der geneigte Leser gewiß für nichts anderes nehmen als für Ausbrüche des Wahnsinns.
A. d. H.

nicht einmal deine Blumenrabatten vertrauen sie mir an. Ich habe sie gebeten, mich unter die Charitégärtner aufzunehmen und sie wissen, daß ich mich auf die Gärtnerei verstehe; aber „es sind alle Stellen besetzt" antworteten sie mir spöttisch; „sobald eine leer wird, soll Ihrer gedacht werden." Der Narr ist nicht so dumm, wie ihr glaubt. Schurken und Landesverräther und Ausgewiesene und Jakobiner und Scheinheilige und Ränkemacher und Speichellecker und Großmäuler und Dummköpfe stellt ihr wohl an, aber keine Narren. Ueberall ein Mehr und Minder. Zwei Ohren, zwei Augen, zwei Zungen aber Ein Mund; junge Agameten stellen allen Frauen nach, alte begnügen sich mit der Schwägerin; Napoleon hat viel, Alexander noch mehr erobert; alle Thiere stinken, aber die Böcke am widerlichsten; das Athenäum hat 100*), der andre Beobachter an der Spree 1000 Abonnenten; Subscriptionen dauern kurze Zeit, Inscriptionen ewig. Und überall ein So und Anders. Im Jahre 1806 Feuerbrände, im Jahre 1812 Turnlieder, im Jahre 1841 Räthsel, Fabeln, Mährchen, Fragen; arm vor, reich nach der Collecte; dort bettelt man bei der Cousine, die man liebt, hier beim Cousin, den man haßt; im Audienzsaal ein Schmeichler, auf der Straße ein Verleumder; vor der Wahl demüthig, nach der Wahl übermüthig; heute Mimi, morgen Uhu. Darum das 11te Gebot nicht vergessen! Aber sie schwärmen, wie das Fräulein in der Friedrichsstraße: **)

Könnt euch öffnen, könnt euch senken,
Augen, immer seh ich Ihn,
Richt ich euch auf Schrift und Züge,
Les' ich wieder nichts als Ihn.

und spielen mit Buchstaben und Wörtern, während man mit ihnen selbst sein Spiel treibt. Begriffen sie nur, warum Lord Byron sich Don Juan zum Helden wählte, und warum in Dalbergs Schlafrock sich eben so natürlich ein Linguist entwickeln muß, wie unter Göthe's Faustmantel ein Lingamist.

---

*) Es kommt hier dem Narren nicht auf die Zahl, nur auf das Verhältniß an. Dies mag wohl zutreffen. A. d. H.

**) Ob in der neuen oder der großen, habe ich weder durch Bitten noch durch Drohungen herausbringen können. A. d. H.

Die Ausschließlichen.

Novelle von Walbert.

Es ist bei mir zur Gewohnheit geworden, nach Tische, eine halbe Stunde nach meinem Caffee, der mich immer melancholisch stimmt, einen einsamen Spaziergang im Thiergarten zu machen. Ich bin dann so in mich gekehrt, und ungesellig, daß jeder Bekannte mir zum drohenden Räuber wird, und ich deshalb nie die neuen Anlagen, sondern nur die verlassensten Gänge betrete. Die Seiten-Allee, rechts von der Chaussee, welche gerade auf das Schloß von Bellevue zuführt, ist mein Liebling. Niemand stört mich dort in meinem Auf- und Abgehen, höchstens sprengt einmal ein einsamer Reiter, den Hufschlag vom Sande verschlungen, an mir vorbei. — Hinter mir die Chaussee, wo aller Lärm schnell und fern vorüberrollt, vor mir das stille, große Gebäude mit den geschlossenen Markisen, — die einzelne drohende Kanone davor — in dessen weitem Vorhof Niemand sich bewegt, als höchstens ein langsamer Diener, oder ein Paar Kinder mit ihrer Wärterin, die durch den Seiten-Flügel nach dem Garten ziehen, zu meiner Linken dichter Wald und rechts über den Reitweg fort, auf der ganzen Seite nur zwei dunkle lange Durchsichten, in denen meine Paar Reiter schnell durch eine Wendung verschwinden, und im Galopp bald zu einem schwarzen Punkt auf der kleinen hellen Scheibe am Ende der Perspektive werden. — Hier schwimme ich im Niente, das wohlthuendste, was ich kenne. Ein wollüstiges Vegetiren, aus dessen bequemem Brüten sich von Zeit zu Zeit Ideen losmachen, wie auf ganz ebener

und glatter Wasserfläche Blasen sich erheben, blähen, in den Sonnenstralen bequem färben, wärmen und — wieder platzen. — Diese Gedanken sind so ohne Mühe entstanden, so ohne alle Ursach gesponnen, daß sie mir wie Geistererscheinungen vorkommen. Einfälle kann ich sie nicht nennen, denn das ist ein schnelles, frisches, pralles, abgeschnittenes Etwas, dagegen die Ergebnisse meines Nachmittagbrütens immer etwas weiches, schmelzendes haben und eher Offenbarungen als Resultate meines Nachsinnens sind. — Vollkommene Ruhe des Körpers wie der Seele in einsamer Umgebung macht mich immer zum Propheten; des Morgens im Bett, und nach Tische kommen mir meine schönsten Inspirationen. — Ich kann dieß so wenig begreifen, wie meine Träume, in denen ich z. B. oft mit der größten Neugier nach etwas frage, und gleich darauf die befriedigendste Antwort erhalte. Wo kommt nun diese her, und weshalb frage ich so eifrig, da die Antwort doch nothwendig dasselbe Werk meiner Phantasie ist? — Ich werde einmal meine Urgedanken in Morgenliedern und Traumbüchern herausgeben. —

Meine Allee liegt nun gerade von Norden nach Süden; diese Polar-Expeditionen, drei bis viermal jeden Nachmittag, werden unter dem Rauschen der Ahorn und Buchen gemacht, dem Rollen der Chaussee im Norden, und dem eigenthümlichen fernen Donnern, hier im Süd-West vom fernen Horizont über den Strom herüber, das man an stillen Sommer-Nachmittagen oft fern und undeutlich hört, ohne zu wissen, ob es Gewitter, ferner Windsturm oder das Rollen des sich drehenden Planeten ist. — An diese Ritornelle hänge ich nun wieder meine eigenen Fermaten, und so componire und bewundere ich täglich eine neue Oper — von Beethoven! —

In meinem Tempe hatte ich nun einen ganzen Monat geschwärmt, als ich auf einmal durch einen zweiten einsamen Wanderer gestört wurde. — Wie man sich seine stillsten Feinde gerade am stärksten und durchdringendsten ansieht, so ging es mir auch mit diesem. Es war ein ziemlich großer Mann von 45 Jahren, mit feinen, vornehmen Gliedern, schlank und glatt, wie der Stamm eines Orangenbaumes, den die Franzosen einen gros maigre nennen würden, weil er durch großes Soigniren den angemehmen Embonpoint gewonnen zu haben schien. Dabei zeichnete ihn ein langsames, bequemes, aber edles Gehen aus; ein zu heftiges Bewegen sollte seinem Diner und seiner regelrechten äußern Erscheinung keinen Eintrag thun. Genug er schien mir ein Conservativer in dem äußersten Sinne des Wortes. — Seine Gesichtsfarbe war nur fein und leise angeröthet, wie die eines Mannes, der sich täglich 4 Gläser guten Bordeaux erlaubt und niemals Bier; der Blick aus dem schönen, klaren, rehbraunen Auge vollkommen ruhig, ernst, weich, und eine Idee von resignirt. Die schmale, fein gebogene, spitze Nase schwebte über einem Munde, der mit seinen feinen Lippen etwas geschlossen, sowohl Verschwiegenheit als entfernte Erbitterung aussprach. Gewiß hat keine Zigarre noch Tabackspfeife je diesen Mund berührt, so wenig wie Schnupftaback je diese durchsichtigen Nasenlöcher verunstaltet. Ein röthliches Endchen Backenbart, doch ohne alle Prätension, zog sich am Ohr herunter, und glänzendes dunkel Cendré-Haar, glatt an die Schläfen gebürstet, reichte mit seinen Spitzen beinahe an die Augen hin. Ein weißes Batisthalstuch, ein glänzender Hut, französische Stiefel, so wie ganz feine rauhe Handschuhe, zum Conserviren der Hände, machten die Nebenstücke der Toilette, ein enganschließender schwarzer Anzug, worüber ein langer etwas weiter ganz dunkelbrauner Ueberrock, den er vorn über den Leib zusammenhielt, die Hauptstücke derselben aus. Einen schwarzgrünen Regenschirm trug er unter dem linken Arm geklemmt. — Genug es war einer von den Menschen, die wir in Berlin einen wohlhabenden Partikulier nennen, und die, wenn sie sich je parfumiren, immer nur gutes Eau de Lavande nehmen, und nie etwas anderes. —

Das Parfümiren überhaupt ist ein feinerer Fingerzeig für den Menschenkenner, als man denkt. Vom Bergamott-Oehl bis zum Patchouli, von der Melisse bis zum echten Eau de Lavande, dem Bernstein bis zum Rosenöhl, welche Welt von Nuancen zu erriechen! —

Von den Exclusiven, die gar keinen Parfum nehmen, und wo die Frauen höchstens nach wirklichen Blumen, oder frischem Wachs riechen, geht es zur 2ten Classe, die nur eine Idee von Reseda, Miel d'Angleterre und Rosen aushauchen. Die 3te macht einen schon nervös durch Patchouli, Cedern und Eau de Lavande double. Die 4te überschwemmt sich mit Orangen, Millefleurs, Eau de Portugal und Eau de Cologne. Mit der 5ten tritt schon die Gemeinheit in der Tuberose hervor, die 6te erstickt ihr böses Gewissen in Moschus, und in der 7ten, der Indignirenden, beleidigt das niedrige pöbelhafte Bergamott-Oehl.

Ich bemerke hier nur die hervorstechendsten Züge, könnte sie aber bis ins Unendliche nach allen Seiten vervielfältigen und abzweigen, da nicht allein gewisse Individualitäten, sondern sogar gewisse Völker ihre gewissen hervorstechenden Bedürfnisse haben. Juden, Italiener und alle Südländer z. B. sind der stärksten Wohlgerüche benöthigt und Patchouli, Cedern, Tuberose und Moschus wirst Du immer vorherrschend unter ihnen finden. Tritt dagegen nun einmal an die Comode einer alten deutschen Jungfer, wenn sie ihre Caffee-Serviette herausnimmt: ein Dampf von Spite schwillt empor; nähere Dich dem Wäschspinde einer soignirten ältern Frau: das Reseda wird im Kampfe mit der Seife den Sieg davon getragen haben. Reiße den Kasten eines Hofraths oder Auktions-Commissarius auf, und ein Rosenölgeruch zum Uebelwerden wird sich Dir entgegenstürzen; tritt in die Nähe eines Postsekretärs, und die Tuberose wird sich Deiner erwartenden Nase entfalten; auch Cavallerie-Offiziere von der Reitschule lieben diesen Geruch. — Justizräthe nehmen Eau de Cologne, Legationsräthe Eau de Lavande, Legationssekretäre und einige, wenige Kammergerichtsräthe haben sich bis zum Miel d'Angleterre erhoben, und dieß vermöge weiblicher Einflüsterungen. Endlich Präsidenten stinken entweder decidirt, oder sind ganz geruchlos. — Minister, Prinzen, Könige, riechen nie. — Prinzessinnen dagegen vornehm wohl. — Junge blonde schöne 17 jährige Mädchen aber wie Mandeln, und das ist der Thron des Wohlgeruchs. — Diese geringe Andeutung wird den Leser auf den Weg führen, oder ihm wenigstens einen Fingerzeig geben, wie jeder menschliche Sinn zur Erkenntniß beiträgt, und die fabelhafte Behauptung in der Naturgeschichte über den Haufen werfen, daß der Hund einen sechsten Sinn haben müsse, um seinen Herrn zu erkennen, da der Mensch mit seinem gewöhnlichen Geruch nicht allein seine Frau, sondern sogar die verschiedensten Völkerschaften, Titulaturen, Individualitäten, Corporationen, sogar die feinsten politischen Schattirungen herauszubringen im Stande ist. — Doch zurück zu meinem vornehmen Unbekannten, der mich auf diesen Abweg an der Nase herumgeführt hat. —

Lange suchte ich, was mir an diesem Manne, an seiner Erscheinung noch zu fehlen schien, denn etwas mangelte mir an ihm, ich wußte nur nicht was, und doch hatte ich das gewissermaßen beklemmende Gefühl der nicht ganz vollendeten Erscheinung, wie sie mir unbewußt vorschweben mußte. — Auf einmal wußt' ich's! — der Mann, wie er da steht und geht, mußte, um sich ganz auszusprechen, einen Orden im Knopfloch haben. — Warum hat er den nicht? — Oder sollte er vielleicht verachten ihn zu tragen? — Das kann ich nicht denken, denn eine so vollendete Sorgsamkeit in der Erscheinung würde dieß Requisit nicht verachten! —

Es giebt Orden pour la générosité, pour le mérite, warum macht man keine Orden pour la toilette, da dieser gerade jetzt so unumgänglich nöthig, und als ein dringendes Bedürfniß der Zeit gefühlt wird. Die schöne Devise in dem

Stanislaus: Premiando incito! (die man sehr irrig für Schulknaben passend hält) würde alles schlagend aussprechen, und welche Klassen von Rittern ꝛc. und Klassen bis zum Großkreuz ließen sich da feststellen. — Welch edles Streben, welch stündliches Ausbilden, welcher Wetteifer zum großen Ziele in der Kampfbahn, welche neue Erfindungen, welch tägliches Ueberbieten! welch Feld der Wirksamkeit durch alle Alter! — Die Arena der Welt liegt vor uns! — Was sind die Malteser, die Deutschherrn, die Templer, ja was sind die ganzen Kreuzfahrer gegen die Toiletter, wenn diese erst in ihrer ganzen Macht vereinigt dastehen! Es ist eine Welt in Waffen! —

Was ist ein Hony soit qui mal y pense! was ein sincere et constanter! gegen das einfache hellblaue oder dunkelrothe Band, was nur ein ganz wenig die Zunge aus dem obersten Knopfloch hinaussteckt, und mit dem Premiando incito! des großen Verleihens, allen Crachats einen stillen, feinen, bittern Hohn spricht! — und zu immer größern Anstrengungen vorwärts treibt. —

Wenn ich so manche Rechnungsräthe, Polizei-Inspektoren, Steuer-Revisoren sehe, wie sie so ganz ohne Portamente ihren Orden tragen, wie das weiß und orange Band aus dem dritten Knopfloch bis zur Uhrtasche abwärts herunterhängt, wie dieser gemoorte Embarras de richesse so niais aussieht, daß einem jedesmal das Gähnen ankommt, so möchte ich gewisse neue Ordensgesetze feststellen, die erst versuchsweise verliehen, und wenn sie mit der 3ten Klasse nicht tragen lernten, diese Barbaren definitiv präcludirten. —

Der vorzugsweise Anbau gewisser Felder ist die schwache Seite jedes Gutsherrn, und ich habe nach und nach die schönsten Plantagen aus reiner Liebhaberei entstehen sehen. Der geringste sich darbietende Fleck wurde zu einer Partie, zu einem Bosquet, zu einem Teich, und mit täglich erneuertem Wohlgefallen führte mich mein Parkomane zu seinen neuen Schöpfungen. — Eben so hatte ich während einer langen Friedenszeit Muße, einen Militair zu beobachten, der in hohen Gunsten stand. Zuerst zierte ein weißes einfaches Kreuz die dunkelblaue Brust, an dieses schloß sich bald ein rothes Band; um den Hals nicht lange nachher ein blaues; nach und nach sämmtliche Regenbogenfarben. Ein Paar Courier-Reisen ließen neue Sterne auf dem blauen Himmelsdom erglänzen, und bald war das Firmament damit bedeckt. — Doch die Natur ließ sich nicht halten, hochherzige Gefühle wölbten die Brust des Friedensfürsten breiter, die Schultern rundeten sich, edle Weine trieben die Gestalt auseinander, und wo Sterne früher den ganzen Planeten bedeckten, da entstanden auf dem wachsenden Himmelskörper immer dunklere Lücken. — Mit sorgsamem Auge verfolgte der Spender sein Geschöpf, und schnell, wo eine dunkle Stelle entstand, erglänzte ein neuer Stern. Die Natur trat beschämt zurück vor dem Glanz solcher Auszeichnung, den starren Boden besiegte, wie dort der Parkomane, so hier der Allemane, denn alle zierten zuletzt die verdiente Brust! —

Was ich über Orden hier gesagt, ging mir bei meinem Fremden immer im Kopfe herum, und ich konnte mir denselben gar nicht mehr ohne Band im Knopfloch denken.

Unsere beiderseitigen Spaziergänge hatten uns von Tage zu Tage feindseliger gegen einander gestimmt, weil ein jeder sich auf seinem Grund und Boden beeinträchtigt hielt, und keiner dem andern weichen wollte. Der breite Fahrweg war die Demarcationslinie unserer Stellung, und jeder hielt den Fußsteig auf seiner Seite besetzt, dabei wußten wir es immer so einzurichten, daß wenn einer herauf, der andere herunter ging. Beim jedesmaligen Begegnen schossen wir uns von der Seite einen feindlichen Blick, und spazierten dann langsam weiter, wie ein Paar Hähne, die sich einander tief verachten, und wo keiner weichen will. Dieß mußte auf die Länge ein eingewurzelter Haß werden, weil wir unsere gegenseitige Geduld auf die härtesten Proben setzten, und wie gesagt ein

jeder es sich zum Ehrenpunkt gemacht hatte, nicht zu weichen. — Solche unterirdische Streite steigern sich zuletzt so, daß ich für mein Theil kaum den Nachmittag abwarten konnte, um meinen verhaßten Feind ins Auge zu fassen, und deshalb unsere Rendezvouz die pünktlichsten der Welt wurden. — Eines Tages hatte ich mich etwas früher eingefunden, und sahe eine alte Frau auf der Seite meines Feindes, die beim Holzsammeln ausgeglitten, und den Fuß verrenkt hatte. Ich trat zu ihr, leistete ihr Beistand, wieder auf die Beine zu kommen, packte das sparsame Holz, was sie beim Fallen aus ihrem Korbe verloren hatte, wieder in denselben ein, und war eben im Begriff, einen Wagen auf der Chaussee anzurufen, als mein Feind um die Ecke bog, und sein Terrain von mir besetzt fand. Der traurige Zustand der armen Frau fesselte für einen Augenblick seine Aufmerksamkeit, er sprach mit ihr, doch mich ganz ignorirend, einige Worte, reichte ihr einen Thaler, sahe dann ruhig zu, als ich mit dem Fuhrmann die Frau auf den Wagen hob, und setzte seinen gewöhnlichen Spaziergang trocken fort. — Ich verließ sogleich sein Terrain, ging auf meine gesetzliche Seite, und alles war, wie vorher und immer. — Einige dicke Regenwolken, die schon früher gedroht, hatten sich nun zusammengezogen, und entluden sich über unsern feindseligen Häuptern, gerade als wir uns wieder begegneten und den Traubenschuß unserer erbitterten Blicke über den Fahrweg auf uns abschossen. — Doch diesmal kam mein finsterer Genosse quer über den Damm mit aufgespanntem Regenschirm auf mich zu, und fragte, ob ich bei ihm vor dem vorübergehenden Schauer nicht Schutz suchen wolle. Ich nahm dies dankbar schweigend an, und wir schritten so vereint nebeneinander her, ohne in den ersten fünf Minuten eine passende Unterhaltung zu finden.

„Sie haben diesen einsamen Spaziergang zu Ihrem Lieblingsorte gemacht?" fragte ich zuletzt, zu sehr beschämt über mein langes Schweigen.

„Das habe ich, und bewundere Sie, einen so jungen Mann, über die Lust, einer scheinbar melancholischen Stimmung nachzuhangen, die sonst nicht gewöhnlich in ihrem Alter ist, sondern höchstens für das meinige paßt!" antwortete er mir. —

„Glauben Sie, mein Herr, daß nicht auch unserm Alter so manches begegnen kann, was uns verstimmt und von der großen Gesellschaft entfernt? — und daß wir manches stärker fühlen als Sie, weil wir noch der Erfahrung ermangeln, die ja, wie ich höre, über vieles trösten, und hauptsächlich sagen soll, daß nichts so dunkel ist, als es zuerst aussieht!" —

„Sie scheinen mehr über das Leben nachgedacht zu haben, als für den heitren Sinn, der eigentlich von Rechtswegen der Gefährte Ihrer Jahre sein sollte, gut ist. — Und das rührt und interessirt mich an Ihnen. — Aber glauben Sie mir, mein junger Mann, es ist nicht gut gethan, so jung schon über alles zu brüten. — Sie sind gesund, haben ein angenehmes, gewinnendes Aeußere, ein Paar Arme, um in der Welt zu wirken, scheinen mit der Bildung ausgestattet, die Ihnen den Weg zu jeder ehrenvollen Stellung öffnet, können auch jetzt noch nicht von den süßen Täuschungen, die aller Jugend vorschweben, entzaubert sein — und müssen es auch nicht! — glauben Sie mir das, mein junger Freund. — Also, greifen Sie das Leben frisch an, haben Sie Vertrauen zu demselben und sich, denn vouloir c'est pouvoir! — Was könnte Sie auch schon so früh betroffen haben, das solche Entschlüsse rechtfertigte!" —

Dieß herzliche Zureden, so wie der ganze Ton, den ich in diesem Manne nicht vermuthet hatte, machten mich zutraulich, und nach mehrerem Zaudern, von dem er mich immer wieder abzulenken suchte, ohne dabei die geringste Zudringlichkeit zu zeigen, brachte er es endlich dahin, mein Vertrauen so zu erwecken, daß ich ihm meine Lebensgeschichte erzählte, und so die Gründe entwickelte, welche mich zu diesem melancholischen Hinbrüten geführt haben. (Forts. folgt.)

Zwei pariser Kunstsammlungen

oder

die Salons der Herrn Paturle und die Gallerie Aguado (Marquis de las Marismas).

(Correspondenz aus Paris.)

(Schluß)

Die übrigen Gemälde im Eintrittssalon zeigen uns zwei Thierstücke von Bracassat: Füchse und Stiere in guter Art und treu aufgefaßt. Ein Schiffbruch, das Wrack am Ufer bei Sonnenuntergang nebst Staffage von Isabey ist eine gute Arbeit.

In dem niedlichen Boudoir finden wir ein Portrait der Tochter des Herrn Paturle, einst an Casimir Perrier vermält, aber jung gestorben, so wie ein Familienbild von Heinrich Scheffer. Neben dem Camin hängen die zwei kleinen bekannten Skizzen Ary Scheffers: die kleine Margarethe und Faust, welche beide Gegenstände Scheffer später mit so viel Glück und Poesie größer malte. Die Skizze des Faust ist voll Gedanken, die Gretchens anmuthig und zart.

In den andern Zimmern finden wir eine Erinnerung aus dem Orient (Smyrna) von Décamps in dessen origineller Manier. In einem türkischen Hofraume unter den Hallen lagern Esel, Knaben spielen in der Mitte. Die Farbe des Mauerwerks, der Wiederschein des Lichts ist eine vortreffliche Natur. Ein anderes Stück von demselben Maler: türkische Kinder mit einer Schildkröte neben einer Gartenfontaine spielend, ist voll Farbenpracht und orientalischer Lokalkenntniß. Tobias Abschied von dem jungen deutschen (Hamburger) Maler Lehmann ist bis jetzt das beste Werk dieses Künstlers, der seit einiger Zeit fast ganz in manierirte Auffassung und Ausführung verfallen ist. So ist sein Werk der Ausstellung von 1840 allzu servile Copie einer beengten Richtung. Lehmann hat jedoch Talent genug, um sich nicht selbst einzuengen. In Rom hat er gute, gründliche Studien gemacht.

Gretchen in der Kirche. Sie kann nicht beten. Das Gebetbuch entsinkt ihrer Hand. Ihr Antlitz ist bereits voll Gram und Sinnen, die reinen Züge haben schon gelitten, die schönen Glieder sind in ein faltenreiches Gewand gehüllt, welches äußerst geschmackvoll die reichen blonden Locken hervorhebt. Ein altes Mütterchen betet daneben, im Hintergrunde andre Gestalten. Der Ton dieser schönen Ary Schefferschen Composition ist schon oft hervorgehoben worden, auch ist hier das Colorit dieses Meisters nur zu loben. Als Seitenstück erscheint von demselben Künstler: „Gretchen aus der Kirche tretend." Hier ist Gretchen noch fromm und unschuldig, einfach gekleidet, mit gescheiteltem blond-goldnem Haare, blauen Augen, wie Veilchen, licht und gut, ein kleiner Knabe hält das Gebetbuch sehr sinnig, Faust erblickt Gretchen. In dieser Composition ist der Kopf des Faust genial zu nennen und eins der schönsten Triumphe Scheffers. Mephistopheles ist in einer Art gelbbraunen Maske als Teufels-Karrikatur mit dem rothen Kopfputz dargestellt. Diese Art den Mephistopheles auch in materieller Garstigkeit darzustellen ist, wohl weiß ich es, bei den Künstlern eine Art erlaubter Tradition, mir scheint sie aber ein Mangel an Geist und Erfindung. Mephistopheles muß keine Carrikatur sein, wie sollte er sonst verführen können? Ein Anstrich von Teufelei reicht hin, nur keine Fratze! Der Kopf des Faust ist voll Liebe gearbeitet. Scheffer hat Goethe verstanden. Unserm großen Dichter verdankt er also seinen Ruf in der poetischen Darstellung. —

Einige Genrebilder von Heinrich Scheffer, dem Bruder Ary's, sind ganz artig. Schließen wir die Betrachtung dieser Sammlung mit dem bekannten Gemälde Winterhalters: das Dekameron, welches liebliche Bild den Ruf dieses jungen Künstlers gründete und zu großen, leider jetzt nicht mehr eben so festen Hoffnungen berechtigte. Winterhalter ist ein Deutscher, sein Dekameron ist voll Grazie und Farbenpracht, ein überaus anmuthiges Ganze.

Seit diesem glücklichen Debüt hat Winterhalter sich fast ausschließlich der Portrait-Malerei gewidmet, welche seine weltliche Stellung natürlich sehr verbessert, seine Künstlerbahn aber sehr verringert hat. Der Maler beabsichtigt, wenn er sich durch den Erwerb seiner Portraite ein unabhängiges Vermögen geschaffen, später allein der Kunst zu dienen, und wieder die verlassene Bahn zu betreten. Möge dies so bald als möglich geschehen, denn seine verschiedenen Portraite fürstlicher und anderer Personen sind nicht immer Kunstwerke. Lawrence in England, denke ich, hat hinlänglich bewiesen, daß auch Portraite Kunstwerke sein können, Herr Winterhalter, so wie andere hiesige Mode-Maler, scheinen dies zu vergessen. —

Zwei Musen, die Freundschaft, Charlotte von Hagn und A. W. v. Schlegel.

Hätte Niclas Becker den freien deutschen Rhein nicht vorher besungen und damit sich einen Namen gemacht, so würde er wahrscheinlich auch nicht die Courage gehabt haben, Fräulein von Hagn zu besingen, so würde das Gedicht auch nicht in die Spikersche Zeitung gekommen sein und die Welt nicht erfahren haben, was oder wer die „Quelle seiner Lieder“ sei? Und das wäre Schade genug!

Herr Niclas Becker ist, wie man hört, ein junger bescheidener Mann, und da Jeder das gilt, was er sich schätzt, so dürfte der relative Werth seines Ansingens nicht so bedeutend angeschlagen worden sein von der Künstlerin, die an derlei Weihrauch etwas gewöhnt ist.

Aber wenn ein Mann von sicherem Selbstvertrauen, der weiß, was er gilt, der einst ein Kind auf dem Arme der Mutter mit den Worten geherzt:

„Saget ihr, wenn einst Jungfrau sie ist,
„Dich hat einst A. W. v. Schlegel geküßt.“

wenn ein solcher Mann die Künstlerin mit einem Gedichte verherrlicht, dann nimmt sich das in der Spikerschen Zeitung doch noch hübscher aus. Hat dann gar das Gelegenheits-Gedicht anstatt des gewöhnlichen „An ....“ noch einen aparten Titel, so ist's um so herrlicher; wird aber dieser aparte Titel überdies noch durch zwei Paar dicke Freskostriche als ecce signum eingeschlossen, so ist's fast für die Spikersche Zeitung zuviel, für Fräulein von Hagn aber gewiß Anlaß zu unmäßigem Stolze.

Mag man zu verschiedenen Zeiten das hohe Dichtertalent A. W. v. Schlegels sehr verkleinert haben, so viel steht fest: dies Gedicht ist für die Spikersche Zeitung recht gelungen zu nennen, und, wenn auch nicht aus diesem Grunde, können wir uns nicht versagen, es hierherzusetzen.

= Die Nebenbuhlerinnen. =

An Charlotte v. Hagn.

Zwei Musen stritten sich um den Besitz
Charlottens, und Thalia sprach zur Schwester:
Was gleicht an Anmuth ihrem heitren Witz?
Mein ist sie, und ich halte sie nur fester
Je mehr Du sie verlockst zu Deinem Thronensitz. —
Melpomene begann: Ich ruf' herbei als Richter
Den großen Britten, alle hohen Dichter.
Wer sah nicht in der herrlichen Gestalt
Der Leidenschaften Sturm, des Schicksals Allgewalt?
Wer weiht nicht, wenn sie klagt, ihr gern den Thau der Thränen,
Und fühlet süßen Gram und ein unnennbar Sehnen? —
Die Freundschaft trat hinzu und flüsterte zu ihr:
Charlotte hör' auf mich; ich weile still bei Dir.
Ja! Deinem Genius wird jeder Zauber glücken:
Doch sei Du selbst! Du wirst mich mehr entzücken. —

In der That, Fräulein von Hagn mag sich bedanken, Herr A. W. v. Schlegel erkennt ihren Genius à deux mains auf's Allergebührendste an, giebt ihr aber den freundschaftlichen Rath, vom Theater abzugehen und Sie selbst zu sein. Weiß der Dichter diesen Rath durch den Comparativ „mehr“ zu cachiren, so müssen wir dieser Feinheit hohe Bewundrung zollen. Wir hoffen indeß zum Besten des Publikums, Fräulein v. Hagn werde sich nicht gedrungen sehen, blos Sie selbst zu sein, denn wir armen Andern haben leider nur was davon, wenn sie nicht Sie selbst ist.

Was den poetischen Werth des Gedichts anbetrifft, so wollen wir uns des bekannten: quandoquidem et bonus dormitat Homerus enthalten.

Das Gedicht ist übrigens datirt: „An Goethes Geburtstage 1841.“ Wie so, Herr Professor?

L. E.

Königliches Theater.

Wir sind unsern Lesern in den letzten Wochen die Theaterberichte schuldig geblieben. Sie werden es uns jedoch hoffentlich verzeihen, wenn wir nicht Lust hatten, bei 30 Grad Hitze ins Theater zu gehn, um nach unendlichen Leiden und Langeweile berichten zu können, daß ein mittelmäßiges Stück eben so mittelmäßig aufgeführt worden sei. Wir machten es lieber, wie unsere verehrten Leser selbst, und brachten die schönen Sommerabende im Freien zu, in Stralow, Potsdam, im Odeum oder beim Hofjäger, wo die vortreffliche Musik der Steiermärker stets ein höchst zahlreiches und elegantes Publikum versammelte. Das schien uns ein besseres Theater, wo die grünen Bäume rauschten und im dunklen Laub zwar nicht die Goldorangen, aber doch die farbigen Ballons erglühten, und die Phantasie sich, wenn sie wollte, tausend spanische Schlösser erbauen konnte, wo die Cigarre dampfte und das trauliche Gespräch den Geist der Geselligkeit erweckte. Warum schließt man im heißen Sommer die Theater nicht lieber ganz, wie in Wien und anderwärts — warum zwingt man die Abonnenten, im Schweiße ihres Angesichts ihr Geld abzuhören? Wir unserstheils schätzen uns glücklich, daß wir auf diese Weise einem Stück der Weißenthurn, dessen Namen jetzt schon verschollen ist, einer Holteischen Uebersetzung von Boquet père et fils „Sie schreibt an sich selbst“ und den Cadetten von Dem. Werner entgangen sind — und nimmer sollen sie uns nun erreichen. Eine Ausnahme machten wir gestern, den 2ten September bei der Darstellung der „Elternliebe,“ weil, wie einige Blätter meldeten, dies Stück von Mad. Crelinger aus dem Französischen des Bayard übertragen ist. Indessen fanden wir uns auch für diesen Liebesdienst eher bestraft, als belohnt. Denn wir hatten das Stück bereits früher auf dem französischen Theater unter dem Titel une mère gesehn, und wurden von der deutschen Darstellung weit weniger befriedigt, als von der französischen. Das Stück selbst ist eben kein Meisterstück; es hat wohl interessante Situationen, aber keine tiefere Charakteristik, und seine Wirkung beschränkt sich auf Momente. — Ein junger Arzt hat die Tochter eines aristokratischen Hauses, die ihm der Vater verweigert, verführt und geheirathet, später aber ist mit deren Willen ein Prozeß anhängig gemacht, und er als der Verführung schuldig verurtheilt worden. Er hat sich aber der Zuchthausstrafe durch die Flucht entzogen, und den aus dieser Ehe entsproßnen Sohn mit sich genommen. Sechs Jahre sind seitdem verflossen, die Baronin ist über jenen Raub halb wahnsinnig geworden, und von Stadt zu Stadt gereist, das Kind zu suchen, während der Arzt unter einem fremden Namen sich in Deutschland Ruhm und Vermögen erworben hat. Endlich treffen sie in einer Stadt zusammen, in einem Hause, wo der Arzt so eben um die Hand der Tochter wirbt; da findet die Baronin das Kind und raubt es. Nun folgen erschütternde Situationen, das Kind will nichts von der fremden Mutter wissen, und man kommt, es ihr wieder abzuholen. Der Arzt erscheint zuletzt auch, Haß und Liebe wechseln hin und her, bis sich endlich das Mißverständniß aufklärt, daß die Baronin zu jener Einwilligung in den Prozeß durch den sterbenden Vater gezwungen worden, und die Liebe wieder Platz greift. Mad. Crelinger spielte diese Baronin mit gewohnter tragischer Kraft, indessen gelangen ihr die pathetischen Momente besser, als die nur affektvollen, und es kam uns immer so vor, als passe dieses Pathos nicht für solche Situationen des gewöhnlichen Le-

bens. Die französische Schauspielkunst ist für dieses Genre offenbar im Vortheil gegen die deutsche, da ihr die Herrschaft über den Affekt weit mehr zu Gebote steht, und in den einzelnen Uebergängen sich daher eine größere Virtuosität offenbart. Wir können nicht umhin, Mad. St. Aubin in solchen Rollen vor Mad. Crelinger den Vorzug zu geben. Hr. Grua in der Rolle des Arztes konnte mit St. Aubin nun gar keinen Vergleich aushalten. Die feste Männlichkeit, die Entschlossenheit des Charakters, der Haß und Zorn, welche St. Aubin so vortrefflich darzustellen versteht, schwanden bei ihm in dem monotonen Ausdruck einer leeren Hypochondrie zusammen, welcher alle seelenhafte Belebung fehlte. Die übrigen Rollen sind nicht der Rede werth.

E. M.

Feuilleton.

(Der Phantasiefrack und die Frisur à la mécontent.) Man pflegt bei uns in Deutschland gern die Mode als etwas Verächtliches, nur von Weichlingen und Narren zu Beachtendes anzusehn, und doch ist sie ein wesentliches Culturmoment, und charakteristisch für den gesellschaftlichen Geist der Zeit.

Wir stehen einer socialen Revolution näher, als man sich einbilden möchte. Jene Galanterie, die Süßlichkeit der Form den Damen gegenüber hat uns verlassen, um einem laissez-aller Raum zu geben, über das von Alters her geschulte Gesellschaftsmenschen bedauernd die Achsel zucken. Man hat vorläufig angefangen, die Frauen nicht mehr als ein Spielzeug zu betrachten, als launische Kinder zu behandeln. Sie können der Annehmlichkeiten dieser hätschelnden Bevormundung auch gar wohl entbehren, sobald ihnen eine würdigere gesellschaftliche Stellung wird gegeben sein. Bis jetzt freilich hat man sich nur darauf beschränkt, ihnen die Concession der Form zu versagen; ob man sie durch die Concession der Sache bald wird entschädigen, steht dahin. Das männliche Geschlecht ist in der Reform bisher nur nehmend verfahren, es macht sich nach und nach von vielen Unbequemlichkeiten los, und erobert eine Freiheit der Form nach der andern.

Dies Bestreben thut sich denn auch auf jesuitische Weise in den Veränderungen kund, welche in neuerer Zeit mit dem Gesellschaftskleide, dem Frack, vorgenommen sind.

Ein Ding, das vorn einer Jacke glich und hinten mit einem Paar fabelhaften, schmalen Schweifen geziert war, konnte Niemand entbehren, der in Gesellschaft gehen wollte. Wie sehr man auch über die Unschöne und Unzweckmäßigkeit eines solchen Kleidungsstückes klagen mochte, die Tyrannei war zu stark, Niemand hätte es unternehmen können, im Ueberrock Gesellschaften zu besuchen.

Bei den Spaniern war es unschicklich, sich en cuerpo ohne den Mantel zu zeigen und höchstens durfte man in seinem Zimmer zur Bequemlichkeit so umhergehen; die Gesellschaftssitte der jetzt eben sich schließenden Modenepoche hatte andre Regeln; so wenig und so kleinliche Kleider als möglich zu tragen, und es ist ein Wunder, daß man nicht auch noch die Schöße des Fracks weggeschnitten hat.

Jetzt geht man verständiger zu Werke, man behält den Namen Frack bei und nähert dessen Form immer mehr dem Ueberrocke. So werden wir nächstens im Ueberrocke in Gesellschaft erscheinen, und können uns gratuliren, durch Beibehaltung eines Namens die Etikette und die Damen überlistet zu haben.

Eine ähnliche Opposition gegen die Sitte aus der eigentlichen Zeit der Galanterie zeigt sich auch im Haarschnitte.

War man im Jahrhundert der Galanterie besorgt, sich noch einen Wulst von falschem Haar auf den Kopf zu stülpen, so bemüht man sich jetzt, gar keines zu tragen. Dabei zeigt sich außerdem

eine Effronterie, ein so bewußtes Auflehnen gegen die Ordnung, — offenbar eine Folge der Französischen Romantik — daß man sich nicht scheut, die Form seines Haarschnittes: à la mécontent, à la galérien, à la Alibaud zu nennen.

Mögen die Damen indeß nicht zu große Befürchtungen von diesen Neuerungen hegen, der Geist der Zeit, welcher damit begonnen, ihnen von den bisher gewohnten Pretentionen zu rauben, wird auch nach und nach ihnen zum Ersatz Rechte und Privilegien geben, welche sich nicht blos auf das äußere Leben beziehen, und so könnten sie nur gewinnen.

Madame Ungher-Sabatier und Herr Moriani werden binnen Kurzen in unsern Mauern eintreffen, und uns die Freude verschaffen, in der Königstadt einen schönen wahrhaft italienischen Gesang hören zu können. Von welchem Interesse auch für Berlin die Anwesenheit der Italienischen Truppe sein mußte, wie anerkennend man auch das wenige Gute unter dem vielen Mittelmäßigen und Schlechten hervorhob, mußte man sich doch sagen, daß das Berliner Publikum von der Trefflichkeit der Italienischen Gesangskunst nach dem bisher hier Gehörten noch keine Ahnung haben konnte. Die neuere Italienische Gesangskunst hat sich zu einer so edlen, reinen Einfachheit hingewendet, daß man nicht mehr unter Italienischer Schule jenes kauderwelsche Gegurgel sich wird denken können, für welches hier bei uns gewisse Kunstkritiker in ihrem Eifer für die Singakademie den Gesang Italiens ausgeschrieen haben. —

Man sagt, die berühmte Henriette Sonntag, jetzige Gräfin Rossi, sei gesonnen wieder für einige Zeit die Bühne — und zwar in Amerika — zu betreten, um ihren Kindern ein mütterliches Vermögen zu gründen. Wenn gleich die Erfolge der Elßler und der Taglioni für die berühmte Sängerin schon etwas Verlockendes und Hoffnungsreiches darbieten mußten, so dürfte der Embonpoint der Gräfin — welche ihre Stimme in aller Lieblichkeit und Reinheit erhalten hat — doch einiges Hinderniß sein, da sie hauptsächlich Liebhaberinnen würde singen müssen.

Man bezeichnet jetzt als den ·×· Correspondenten der Augsburger Allgemeinen Zeitung, welcher sich angelegen sein läßt, die Hegelsche Philosophie zu verketzern, Herrn Vorländer, der unlängst mit neuen „Grundlinien zu einer Psychologie" aufgetreten ist, und sich an Trendelenburg anschließen zu wollen scheint. Dies Gerücht ist in sofern wahrscheinlich, als eine absprechende Kritik Vorländer's über Werder's Logik, welche die literarische Zeitung unlängst brachte, ähnliche Redensarten enthielt, wie jene Artikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Es wäre dies ein trauriges Debüt für einen jungen Philosophen.

Der Hofrath Professor Duttlinger in Freiburg ist gestorben. Die Reihen der Männer lichten sich, welche zuerst im Vaterlande als Vertreter neuzeitiger Gedanken auftraten und dem Dienste ihrer ehrenfesten Ueberzeugung mit unerschütterlicher Standhaftigkeit und männlichem Muthe sich weiheten. Wenn schon späterhin von Vielen ihr Streben als zu starr in die einmal gebrauchten Formen eingeschlossen und als in einem zu weiten Philanthropismus schwimmend betrachtet worden ist, so wird ihr Andenken stets glorreich bleiben, weil sie die ersten waren, die in Wirklichkeit einer höhern, freisinnigern Auffassung dienten und vorzüglich, weil sie das allgemeine Interesse an Staatsangelegenheiten bei uns weckten, welches endlich in der Nation aufgetaucht ist. Unsere Ehrfurcht erhöht sich, wenn wir an den eisernen Muth denken, mit welchem jene Männer freudig allen Gefahren trotzten und zu jeder Zeit, unter jeden Umständen mit Begeisterung auf das drangen, was sie als wahr und nöthig erkannt hatten; wenn wir der edlen Uneigennützigkeit gedenken, die sie eigenen Vortheil und Vorurtheile der Wahrheit hintansetzen

ließen: und vergessen wir vor Allem nicht, wie sie stets unerlaubte Mittel verschmäheten, im Vertrauen auf die gerechte Sache, wohl wissend, daß die Wahrheit, wenn auch mühsam, sich doch durchkämpft, und daß sie als Vertreter der unendlichen Mehrzahl ihrer denkenden und fühlenden Mitbürger dastanden! Mögen die Uebrigbleibenden ihrem Beispiele folgen; eines glänzendern bedarf es zur Nacheiferung nicht; und sie werden, gleich wie jene, den Dank des Vaterlands erhalten, welches nach Jahrhunderten voll Zerrissenheit und Gram mit jugendlicher Frische die Bahn betreten hat, die allein es zur Einigkeit und Bedeutung führt!

— X. —

Vorläufige Erklärung

über die Flugschrift:

v. Schellings religions-geschichtliche Ansicht nach Briefen aus München. Mit einer vergleichenden Zugabe: Peter Feddersen Stuhr über Mythologie und Urgeschichte und einem Vorberichte über v. Schellings jüngste literarische Fehden. Berlin bei Rücker und Püchler. 1841.

Die Augsburger und nach ihr die Leipziger Allgemeine Zeitung haben den Unterzeichneten als Verfasser der vorstehenden Flugschrift genannt und ihm fast ein Verbrechen daraus gemacht, daß er seine Anonymität so wenig verschleierte. Im entgegengesetzten Falle hätte man ihn vielleicht der Feigheit beschuldigt. Derselbe steht keinen Augenblick an, sich als den Verfasser jener Flugschrift zu bekennen und die Verpflichtung auf sich zu nehmen, jedem gegen ihn gerichteten, innerhalb der Wissenschaft und der Thatsachen sich haltenden Angriffe Rede zu stehen. Nur kann dies Recht dem Verfasser der Korrespondenz über jene Flugschrift in der Augsb. A. Ztg. nicht füglich zugestanden werden. Eine frühere Korrespondenz derselben Zeitung gegen Hegelsche Philosophie und die allerdings „geachteten" Organe, welche deren Geist und Richtung vertreten — sie können diese Achtung fordern, weil sie vertreten, was aus der innersten Ueberzeugung ihrer Gründer und Mitarbeiter quillt — verlangte statt allgemeinen Räsonnements, die sie in den Organen der Hegelschen Geistesrichtung ausgesprochen finden wollte, Thatsachen. Thatsachen bietet in reicher Fülle die Flugschrift des Unterzeichneten über Hrn. v. Schelling, historische und geistige, wie z. B. das Verhältniß des absoluten Idealismus zur sogenannten Identitätsphilosophie. Zu vermeinen, letztere Thatsachen seien schon widerlegt durch eine Versicherung, daß sie schon öfter ausgesprochen und festgestellt wurden — warum sollten sie es nicht wegen ihrer innern unerschütterlichen Wahrheit? — oder dadurch, daß diese und jene historische Thatsache mit einem Fragezeichen begleitet, als Klatscherei bezeichnet, ihre Entstellung vermuthet, aber keine einzige positive Behauptung entgegengestellt wird, oder endlich dadurch, daß moralische Handlungen mit einem zureichenden — etwa anthropologischen Grunde entschuldigt werden, dies ist die Illusion und das darauf basirende leichte Geschäft jenes Berichterstatters der A. A. Z. über die genannte Flugschrift gewesen. Wer geistig schnell konsumirt und wer stets nach dem Gebote der Wetterfahnen seine Toga in modische Falten schlägt, darüber für jetzt kein anderes Urtheil, als die beredte Sprache der Thatsachen. — Jenem namenlosen Kommis der Leipziger Allgemeinen Zeitung, welcher aus dem Artikel der Augsburger Schwester einen Auszug fertigte, der Rath: er möge, bevor er sich wieder berufen fühlen sollte, über wissenschaftliche Dinge eine Zeitungsnotiz zu geben, einige Vorstudien in der deutschen Denk- und Redekunst machen, so wie die Aufforderung: den berührten Artikel der geliebten Schwester nochmals zu lesen, den bei der ersten Lesung geschriebenen Galimathias in verständliche Sprache zu übersetzen und, wenn ihm dies gelungen, in seinem Gotte vergnügt zu sein.

Berlin, d. 9. Sept. 1841. Dr. Karl Riedel.

Gedruckt bei F. Rietack. Verlag von Carl J. Klemann.

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. Karl Riedel.

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend eine Lieferung zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an die Verlagshandlung von Carl J. Klemann, Burgstraße Nr. 8, zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden ebendaselbst angenommen. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 37. Berlin, den 18. September 1841.

Inhalt: Säkularische Briefe (von Gleim und Uz). — Die Ausschließlichen; Novelle von Valbert. — Die Granitschaale; Gedicht von Freytag. — Theater (Gutzkows Werner von E. M.) — Feuilleton.

Säkularische Briefe.

1.

A Monsieur Monsieur Utz, Candidat en Droits p. à Halle. Abzugeben in Herrn Nösselt's Hause auf der Galgstraße.

Hoch- und Werthgeschätzter Herr und Freund 2c.

Was werden Sie denken, daß es mir möglich gewesen, die Erfüllung meines Versprechens so lange aufzuschieben? Ich selbst bin nicht Schuld daran, sondern die Unstätigkeit, in welcher ich mich, seit der Entfernung von meinem Werthesten Freunde befunden. Wie angenehm wird Ihnen unterdessen der Umgang mit den stillen Musen gewesen sein! Aber dießmal beneide ich Sie nicht. Das prächtige Berlin hat die Aufmerksamkeit völlig verdient, welche ich demselben gewidmet. Ich bin nicht beständig in dieser Residenz gewesen. Wenn es mir gefällt, reise ich hin und wieder zurück, so daß ich bisher nichts als reisen gethan. Der Ort meines jetzigen Aufenthalts ist eine halbe Stunde von Blumberg, wo unser Canitz oft

— — — — aus dem Gedränge
Des Hofes müßig ging. — — —

Ich lerne bei meinem jetzigen Landleben, seine Gedichte, welche davon handeln, erst recht verstehen. Aber wenn ich die Wahrheit sagen soll, so bin ich nicht recht mit ihm eins. Das Landleben hat viel annehmliches, aber es fehlt ihm das Lebhafte, welches aus dem Umgange, und von den Sitten mehrerer Bürger entstehet, die mit uns einerlei Neigungen haben. Soll ich Ihnen viel merkwürdiges von Berlin schreiben? Ich werde es nicht thun, denn ich kann mich mit der Enge eines Briefes ungemein wohl entschuldigen.

Am Dienstage habe ich eine Solennität mit angesehen, welche denen Musen ungemein angenehm muß gewesen sein. Es wurde nämlich in Berlin von Printz Heinrich der Grundstein zum Opernhause geleget. Apollo stehe Ihnen kräftig bei, wenn Sie zum Voraus vor dasselbe arbeiten werden.

Eine baldige Antwort wird mir so willkommen sein, als aufrichtig ich bin

Hoch- und Werthgeschätzter Herr und Freund,
Dero
gehorsamst-ergebenster
Joh. Wilh. Gleim.

Löhme*), d. 7ten Septbr.
1741.

*) Eine königliche Domaine, unweit Werneuchen, welche Gleim's Schwager, der Oberamtmann Fromme in Pacht hatte.

2.

Hoch= und Werthgeschätzter Herr und Freund!

Das Vergnügen, so Dero Werthe Zeilen mir verursachet, kann ich Ihnen nicht besser bestimmen, als durch die Unlust, so deren langes Ausbleiben mir nothwendig machen mußte. Beinahe wäre ich auf die Gedanken gerathen, als Dero Versprechen so langezeit unerfüllet blieb, daß Sie entweder mich gänzlich vergessen, oder daß Ihnen bereits so wichtige Ehrenstellen anvertraut worden, welche Ihnen nicht erlaubten, für das Vergnügen schlechter Leute sich die geringste Mühe zu machen. Beide Muthmaßungen befind ich, zu meinem großen Glücke, irrig. Ich hätte leicht noch auf die dritte fallen können, daß nämlich eine Liebesangelegenheit allen Ihren andern Geschäften die Zeit wegnehme. Was kann man von einem Poeten, der an dem verliebten Anacreon einen Geschmack findet, der selbst die artigsten Liebeslieder macht, leichter vermuthen, als daß er nicht sobald in eine, ihrer schönen Mädchen wegen so berühmte Stadt nur riechen werde, da er nicht gleich eine Gebietherin haben sollte?

Ich bitte sehr, wenn in Berlin artige und sinnreiche piecen herauskommen, woran es in diesem Sammelplatze aufgeweckter Köpfe gewiß kein Mangel ist; übersenden Sie mirs doch, auf meine Unkosten. Die Blätter der unsichtbaren Gesellschaft erhalten sich noch immer bei der guten Art, wodurch sie sich anfangs beliebt gemacht haben. Herrn von Hagedorns Gedichte sind, wie mir für gewiß gesagt worden, bereits aus der Presse und sehr prächtig gedruckt. In unserm Lections=Catalogo ist eine curiöse Veränderung vorgegangen. Es steht darin der Prorector zuerst, darauf der Canzler, der Director und endlich der Senior Fridericianae; auf deren lectiones kömmt erst die theologische Facultät; daß also der geheimde Rath Wolf, als Prorector, unter den philosophis gar nicht, unter den Juristen aber Herr Gasser zuerst, steht: und dies alles vermöge eines königlichen rescripti.

Die Enge eines Briefes kann Sie nicht entschuldigen, wenn Sie mir nichts merkwürdiges von Berlin schreiben. Wenn ein Brief nicht hinreicht, so reichen mehrere zu. Ich verharre mit aller Aufrichtigkeit

Hoch= und Werthgeschätzter Herr und Freund,

Dero

ergebenster Diener

Joh. Pet. Uz.

Halle d. 31. Sept. 1741.

3.

Hoch= und Werthgeschätzter Herr und Freund,

Sie bekommen auf Dero angenehme Zuschrift, die ich mit innigstem Verlangen erwartet, einige Tage später Antwort. Ich bin gestern von einer kleinen Reise nach Strelitz zurückgekommen, und da hatte ich erst das Vergnügen, Ihre werthen Zeilen vorzufinden, welche schon 8 Tage auf mich warten müssen.

Das Merkwürdige von Berlin, welches Sie vielleicht in diesen Zeilen lesen wollen, wird Ihnen ein Blatt des Weltbürgers erzählen, so anbei überkommt. Das Trauerspiel des Shackspears Julius Caesar ist übersetzt herausgekommen, und wie mir der Buchführer versichert, von einem Staats=Minister. Ich hätte es Ihnen gleichfalls übersandt, weil ich aber weiß, daß Sie nur das Muntere lieben, und überdem mir das ganze Stück, welches Voltaire sonst hochschätzt, nicht sonderlich gefallen hat, so habe ich lieber meine Empfindungen vor die Ihrigen ansehen, oder vielmehr erst Befehl erwarten wollen. Weil ich nun in 14 Tagen nicht in Berlin gewesen bin, so ist mir auch nicht bekannt, was seit der Zeit vorgefallen. Diese Woche sind 5 Regimenter hinein marschirt, worunter sich das Hallische befindet. Man erwartet zu Ausgang dieses Monaths den König mit den Gens d'armes und der Garde aus Schlesien gewiß. Berlin wird aber diesmal den würdigsten Monarchen nur 2 Tage sehen.

Denn wie man glaubt, wird Hannover dessen Gegenwart zu erwarten haben. Indessen ist zu vermuthen, daß nach der Wiederkunft, Berlin erst ein rechtes Berlin werden wird, zumahl wenn ein baldiger Friedensschluß die Sorgen unsers Landesvaters verringern sollte. Ihro Majestät haben die untersten Etagen von einer ganzen Straße vor ankommende Fremde gemiethet. Das Theatrum zu den Opern wird ad interim auf einem Saal des Schlosses aufgeschlagen. Das neue Opernhaus sieht man sich recht erheben, unter den Händen der Arbeiter. Sein Umfang ist sehr groß. Es wird Schloß und Palläste an Pracht übertreffen. Sein Gewölbe wird das Händeklatschen, welches ein öfterer Beifall anfangen wird, wie ein Echo zurückschallen lassen. Ich bin zwar ganz ungeduldig, Berlin bald wieder zu sehen, aber die Jagdlust hält mich doch noch einige Tage ab. Ich wünsche, daß Sie übermorgen dem Dachsgraben beiwohnen könnten. Vor einiger Zeit haben mir schon 2 dieser Thiere mit ihrem Tode eine Lust machen müssen.

Da haben Sie nun ein Schreiben wie Sie es verlangen. Sehen Sie, wie gehorsam ich bin. Folgen Sie mir nun hübsch nach und erfreuen mich fein bald mit einem eben so angenehmen Schreiben. Ich habe die Ehre zu sein

Hoch- und Werthgeschätzter Herr und Freund,

Dero

ergebenster Diener

Joh. Wilh. Gleim.

Löhme den 20 October
1741.

4.

Monsieur,

Pardonnéz moi, je vous prie, d'avoir demeuré aussi longtems sans vous répondre. Je vous jure, que ce n'est pas ma paresse qui m'en a empêché: il n'y a rien que je fasse avec plus de plaisir et plus d'exactitude, que d'écrire à un ami si agréable comme vous. Mais tenés vous à des affaires pressantes qui ont pensé m'accabler et m'ont fait manquer à un devoir, qui sera toujours le plus doux pour moi. Au nom de Dieu n'usés de repressailles, ne me faites pas attendre vos lettres qui font mes délices. Me voilà en train de reparer ma faute par une lettre des plus longues.

La description de la ville de Berlin et des Berlinois m'a charmée, surtout par les endroits, où il s'agit des Personnes, qui composant la cour et du beau sexe. Ah le charactère plein de charmes et qui demande le coeur même aux absens! Que d'agréables heures ne doit on pas passer avec ces Belles Philosophes! Assurement le Weltbürger doit être une lecture fort agréable à en juger par les morceaux que j'en ai vûs: je l'achéterai, aussitôt que la première année s'en vendra complette. Mais, Monsieur, est ce Mr. Lamprecht, qui en est l'auteur? Ressouvenes Vous, vous m'avés promis de me donner des nouvelles de ce sage Ami des hommes et en même temps spirituel faiseur d'odes d'encouragement pour les maris paresseux. — Les entretiens des esprits der unsichtbaren Gesellschaft que publioit Fritsch à Halle, ont finis; et c'est grand dommage. J'ai appris que celui qui en est l'auteur, se nomme Schmidt; je me souviens d'un étudiant de ce nom, qui étoit de vos amis.

Croiés, Mr., que vous me ferés un sensible plaisir de m'envoier ce que l'amour vous aura fait chanter dans votre solitude à la campagne. Mais peut-être que votre lyre se voit occupée d'un sujet plus noble; peut-être qu'elle resone déja des louanges de votre roi incomparable. Ah! qu'il merite bien l'encens que lui offre tout le monde; et qu'il vous seroit mal, voïant celui, que vous adorés, de ne vous joindre au choeur de celtes

illustres muses, qui font retentir les rivages de la Spree de ses exploits. Il est bien difficile de ne s'échouffer pas en parlant de lui: autre jour, lisant l'Antimacchiavel, je fus pris d'un enthousiasme qui me fit dire en vers francois ainsi.

Voulant apprendre aux rois la grande art de regner,
Sire! et de Borgia faire abhorrer les traces,
La verité n'eut rien de plus noble à dicter
Que ces grands sentiments qu'on voit ici briller;
Qui sont Ses sentiments qu'elle dicta aux Graces
Pour les mettre en écrit, et puis fit imprimer.

Vous m'obligerés fort, Mr., de me faire savoir vos sentimens sur mon premier essais en vers francois; et si vous avés des connoissances, qui s'y entendent, je vous prie de le leur montrer aussi et de m'informer de leur jugement; je me flatte de meriter cette grace que je vous demande, par l'attachement avec lequel je suis,

Monsieur,

Votre très humble serviteur
Jean Pierre Uz.

à Halle, ce 13. Decbr.
1741.

Die Ausschließlichen.

Novelle von Walbert.

(Fortsetzung.)

Mein Vater, ein sehr wohlhabender Kaufmann, hatte meine Mutter, ein unbegütertes adliches Fräulein, ihrer Schönheit wegen geheirathet. — Weil er früh starb, weiß ich von ihm wenig mehr, als daß er ein rechtlicher, aber strenger und ungebildeter Mann war, der nichts als seine Geschäfte gelten ließ, mich immer mit fast harten Worten in der Entfernung hielt, mit Rechnen und Sprachstudien mich quälte, dagegen jeden höheren Gedanken für Hirngespinste, die zu nichts führten, ausgab. — Als das einzige Kind meiner geliebten Mutter, wurde ich von derselben mit aller der leidenschaftlichen Sorgfalt umfangen, die, von ihrem Manne unbeachtet, auf ihr Kind einen Schatz von Anhänglichkeit ausschüttete. Sie war eine schöne, feine, blasse Frau mit veilchenblauen Augen, die oft mit unbeschreiblicher Wehmuth auf mir ruhten, und zu sagen schienen: Wie weh thut es mir, daß ich Dich nicht ganz so erziehen kann, wie ich will! — Alles dieß fühlte ich in meinen Kinderjahren nicht so tief, als es später mir vor die Seele trat. — In meiner gelegentlichen Leitung, der Besorgung ihres Hauses, dem Zuvorkommen aller Launen meines Vaters, und, in stillen Erholungsstunden, der Ausübung ihres schönsten Talents, der Musik, theilte sich das Leben dieses Engels, wie ich nie einen werde wiedersehen. — In diesen Momenten war es, wo ich zuerst die schönen Eindrücke einer weiblichen Stimme mit der einfachen Begleitung ihres Claviers erhielt, und wo mein reizbares, junges Gemüth dem Zauber der Musik sich öffnete. Lächeln Sie nicht über meinen Enthusiasmus, und die Thränen, die noch heute der Erinnrung fließen, aber das Bild meiner schönen, guten Mutter begleitet mich immerfort und hat in vielen Stunden der Verführung mich rein erhalten. Wenn ihr Geist aus dem Himmel auf mich herabblickt, so soll sie mich so finden, wie sie es im Leben von ihm erbeten hat. — Nach dem Tode meines Vaters blieb ein Vermögen, von dessen Zinsen wir gemüthlich leben konnten, und mein Oheim wurde mir zum Vormund gesetzt. — Dieser war ebenfalls ein roher, trockener Kaufmann, mit dem sich über nichts verhandeln ließ, was auf irgend edlere Bildung Bezug hatte. — Sich speziell um uns zu bekümmern, war er glücklicherweise durch sein eigenes Geschäft abgehalten, und nur bei den vierteljährigen Abrechnungen sahe ich zuweilen eine Thräne in dem Auge meiner Mutter, über seine dabei vorkommenden unzarten Bemerkungen, meine Erziehung betreffend. — Von meinem 12ten

bis 15ten Jahre, welche gerade in diese Zeit treffen, war ich dennoch der glücklichste, junge Mensch, den man sich denken konnte, denn, ohne tägliche Einreden herzloser Männer, meiner Mutter überlassen, konnte sie ihrem Genius folgen, und was sie in diesem Zeitraum in meine Seele gepflanzt, wird ihr im Himmel angeschrieben stehen, denn es war das reinste, was eine Knaben- und Jünglingsbrust je in sich aufgenommen: Frömmigkeit, Gefühl für wahre Ehre, Wohlthätigkeit, Sinn für alles Edle, einfach Große, und namentlich für die Natur; sie reinigten auf eine so schöne Weise mein Gemüth, daß nichts Unedles, nichts Gemeines an mich heran konnte. — Mein Umgang mit andern Knaben war nur ein seltener, und ich habe mit wenigen nähere Freundschaft geschlossen, weil die meisten mir roh und wild vorkamen, und wir auch in gesellschaftlicher Beziehung sehr einsam lebten. — Ein einziger kränklicher, junger Mensch, der Sohn des Hofpredigers, schloß sich an mich an, weil ich ihn einmal in einer Knabenschlägerei in Schutz genommen, und sein ausgezeichnetes Talent im Zeichnen, welches ich aus Wetteifer damals anfing, führte mich oft in sein elterliches Haus. — Meine Mutter sahe dies gern, weil der Vater ein höchst gebildeter Mann war, und für die Erziehung seiner Kinder, bei geringer Wohlhabenheit, doch alles that. — Er hatte noch eine Tochter von 17 Jahren, ein schönes, ernsthaftes Wesen, mit einer rührenden Altstimme, die sie in den eigenthümlichen düstern protestantischen Choralmelodien täglich übte. — Wie soll ich das Gefühl nennen, was dieses Mädchen in mir erregte. Liebe eines 14 jährigen Knaben zu einer 17 jährigen Jungfrau, im vollen Sinne des Worts, konnte es namentlich bei meiner Unschuld nicht sein. — Es war mir die Verkörperung alles Schönen, und mein wahrer Herzenstrost, denn wenn zu Hause, oder auf meinen einsamen Spaziergängen, oder beim trüben, schlechten Wetter, wenn die grauen Regenwolken recht tief am Himmel hingen (denn dann bin ich immer schwermüthig) eine unbeschreibliche Sehnsucht nach einem unbewußten Ziel sich meiner bemächtigten, dann trieb michs fort zum Hofprediger, und zu Coelestinen. Ihre klaren großen wasserblauen Augen, die nur leicht sich berührenden feinen Lippen, die schönen, blonden, dickgeflochtenen Scheitel über der weißen glänzenden Stirn, der durchsichtige nur wie vom Abendroth angestralte Pfirsichteint, die schlanke etwas große Gestalt, die edle Hand mit den langen, vornehmen Fingern, der auf die linke Seite hin immer gesenkte kleine Kopf, selbst der etwas zu lange Hals, um den sie immer wie ein weißes Mannshalstuch trug, hatten so etwas Eigenthümliches, der gemessene Tritt, mit dem sie ausschritt, der Timbre der Stimme, das lange, schwarze wollene Kleid, was die volle und doch zarte Gestalt umschloß, alles war so eben ihr allein angehörig, daß es mir schien, als gäbe es kein Frauenzimmer, mit ihr zu vergleichen. Dabei schwebte ein Zug von Trauer immer um ihren Mund, und die langen Augenlieder senkten sich beim Singen so weit herunter, daß sie die Augäpfel beinahe bedeckten, und sie dann wie eine schöne Statue vor dem Clavier aussahe, die ertönte, wie das marmorne Bild der Antike, wenn die Sonne darauf schien. — Hatten ihr Bruder und ich so im Zwielichte ihrer schönen Stimme in stiller Lust zugehört, und das Dienstmädchen brachte die angezündete Astral-Lampe auf den runden Tisch, dann trat auch der Vater aus seinem Studirzimmer zu uns herein, setzte sich in den tiefen grün-maroquin Lehnsessel, und unterhielt sich mit uns auf die liebevollste Weise, ordnete unsere oft noch so irregehenden Ansichten mit Milde, erweckte neue Begriffe, und war unser wahrer Seelenhirte. — Zuweilen holte er ein Buch aus seiner Bibliothek, und las uns Fragmente daraus vor, die für uns paßten. — So habe ich schon früh vieles von Lessing, Herder, selbst Jean Paul gehört und verstanden, und was ich von Leisewitz, Thümmel, Uz &c. weiß, ist ursprünglich alles aus dieser Zeit. — Meine Mutter ließ sich von mir

dieß immer wieder berichten, ich war auch ganz gewissenhaft und wahr, nur sonderbar genug, was Coelestinen und meine Gefühle betraf, kam nie über meine Lippen. — Ich hätte auch die Worte nicht dazu finden können, und so geht es mir noch heute damit! —

All' dieser glückliche Zustand, all' dieses weiche milde Hintreiben durch das Leben sollte aber auf einmal aufhören. Mit dem 15ten Jahre drang mein Vormund darauf, daß ich einen Stand ergreifen sollte, und ungeachtet der Widerrede meiner Mutter, und des Widerwillens von meiner Seite, wurde ich zum Kaufmann bestimmt, und sollte auch meine Lehrjahre bei ihm machen. — Nachdem ich vom Hofprediger eingesegnet und aus der Schule entlassen war, kam ich auf das düstere Comtoir meines Onkels. — Ein greisiger brummiger Cassirer, ein intriganter alter Buchhalter, unausgesetzer Schmeichler seines Herrn, zwei jüngere Buchhalter, wovon der eine ein gemeiner Tabackraucher, der andere ein liederlicher Bursche voll schmutziger Anekdoten, waren meine nächsten Vorgesetzten, und ein älterer Lehrling, der in allen Kuchenläden und Billards sich herumtrieb, sowie ein Gang zur Post oder auf den Packhof ihm eine halbe Stunde Zeit gewährte, der auch später die Portokasse bestahl, wurde mir als College vorgestellt. — Was ich in dieser Gesellschaft duldete, der ich an nichts als edle Gemüther gewohnt war, das können Sie sich kaum denken. Bei meinem Onkel durfte ich mich nicht beklagen, denn dieser behandelte mich immer wie einen lästigen Phantasten, meine Mutter weinte stille Thränen darüber, und deshalb schwieg ich lieber; mein väterlicher Freund, der Hofprediger, ermahnte mich zur Geduld und zum Ausharren, und Coelestine sang die schöne Melodie:

Was zagt mein Herz?
Ist wohl ein Schmerz,
Der zu des Glaubens Ehre
Nicht zu besiegen wäre? —

So war ich denn immer auf mich wieder zurückgewiesen, und dadurch bildete sich das in mir früher schon genährte abgeschlossene Wesen immer mehr aus. — Meine Geschäfte wurden dabei pünktlich ausgeführt, die unbedeutenden Bücher, die ich zuerst zu führen erhielt, gewannen unter meinen Händen ein viel reineres Ansehen, meine Handschrift verschönerte sich, und da ich mich durch nichts zerstreute, auch mit meiner Umgebung mich nicht in nähere Bekanntschaft und Plaudereien einließ, so war alles mir aufgetragene immer pünktlich fertig, ich wußte von allem bald am besten Bescheid, und mein Onkel sahe mich zuweilen mit einem verwunderten, billigenden Blick an, ohne aber je eine Lobeserhebung zu machen. Bald hatte ich den ältern Lehrling und die beiden jungen Buchhalter überflügelt, und der Neid und Haß dieser drei verfolgten mich, wo er nur konnte. In meinen Erholungsstunden las ich nun viel, und da sie einmal den Titan in meinen Händen gesehn hatten, und einer deselben auch darin geblättert, so hieß ich nun nicht anders als Albano, und Sonnabends war der gewöhnliche Witz: ob sie mich morgen auch im Flötenthal treffen würden.

Wie nun zuweilen die höchste Ironie selbst im Unglück liegt, so sollte mir auch gerade etwas Albanosches begegnen. — Coelestine, das ernste, trübe Mädchen hatte schon Jahre lang an einer Augenschwäche gelitten, die man indessen von außen nicht bemerkte, sondern welche sogar einen besondern verschleierten Reiz zuweilen über dieselbe verbreitete. Dieß Uebel hatte sich nun immer von Jahr zu Jahr vermehrt, und sie es ihrem Vater aus kindlicher Liebe, so wie uns allen verschwiegen, weil sein ängstlich besorgtes Herz nur in ihrem Glück existirte und mit diesem Gedanken jede Lebensfreude verloren hätte. Auf einmal erblindete die zarte Blüthe beinahe bis auf einen Schein, und alle Mittel waren vergeblich, ihr das Augenlicht wieder zu geben. — Was mein Herz da gelitten, das kann ich nicht sagen, und den Schatten, welchen dieß Unglück hineingeworfen, werde ich niemals daraus verwischen.

Aber nun hatte ich wieder eine Abgeschlos-

sene, einen Leidensgefährten mehr, denn wie hätte das blinde Mädchen sich in eine Gesellschaft oder in einen fremden Kreis gewagt, wie hätte sie ihr stilles Zimmer und ihre Musik von da an verlassen. Hätten Sie jemals einen Choral in dieser Zeit von ihr gehört, so würden Sie mich ganz verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß Raphaels große Composition: der offne Himmel mit dem Herrn der Heerscharen in mitten der tausend Engel und Harfen, umstralt vom Sonnenglanz, mir immer vor Augen schwebte, ohne daß ich es je früher gesehn. — Als ich das berühmte Bild in spätern Jahren erblickte, war ich wie vom Donner gerührt, denn diesen Blick in das goldne Licht hatte ich schon durch Coelestine gehabt. — Ihr Bruder und ich lasen ihr täglich vor, der Hofprediger sprach ihr mild und liebend zu; sie hörte es auch ruhig an, aber kein Zug ihres schönen Gesichts veränderte sich je, und sie trennte sich beinahe nicht mehr von ihrem Instrument. Dieß wollten nur die Aerzte durchaus nicht ferner erlauben, es wurden ihr die innigsten, dringendsten Vorstellungen gemacht, aber sie sagte immer: Laßt mir doch meine einzige Lust, ihr lieben, grausamen Menschen! Ich war trostlos, und — glauben Sie mir — kam auf die sonderbarsten Gedanken. Bei Tage war ich im Geschäft, Mittags bei meiner Mutter, Abends bei Coelestinen, und Nachts um 11 Uhr, wenn meine Mutter zu Bett, machte ich auf meinem einsamen Zimmer wieder Licht an, und studirte bis 1, 2 Uhr Medicin, aber nichts als Augenkrankheiten. Tausend Auszüge von Mitteln, tausend speculative Vermuthungen, tausend Probleme stellte ich zusammen, und oft blickte mich der Arzt des Hof-Predigers mit verwunderten Mienen an, wenn ich meine Bemerkungen und Vorschläge ihm mittheilte. Durch mein leidenschaftliches Studiren hatte ich mich mit dem Gegenstande so vertraut gemacht, daß ich oft etwas sagte, was sie frappirte, und ich mußte, weil ich das Geheimniß meines Herzens und so auch das meines Studirens aus zartem jungfräulichem Sinn bewahren wollte, öfter zu dem Mittel greifen, etwas absichtlich dummes dazwischen zu mischen, um nur nicht mein theures Geheimniß Preis zu geben.

Ich war nun 20 Jahr geworden, hatte meine Lehrjahre beendigt, und arbeitete auf dem Comtoir meines Onkels mit einem besondern Gehalt. Dieß war das erste wohlthuende Gefühl in meiner ganzen Laufbahn. Nicht um des Geldes willen, denn dieses habe ich nie geachtet (weil ich es eben immer hatte) aber um des Gedankens willen, ich brauche Niemand. — Ich war mein eigener Herr, ich verdiente was ich bedurfte! — Meine Mutter war mein einziger Freund geworden, denn Coelestinens Bruder lebte seit einem halben Jahre in Padua als Kupferstecher, wohin er zu dem berühmten Longhi als Schüler gegangen, und seine Briefe waren meine einzigen Berührungspunkte mit ihm. Seine Gesundheit hatte sich in dem milden Clima sehr gebessert, und so hatte sein armer Vater doch die eine Freude in der Welt. Jeder seiner Berichte, die immer sehr ausführlich waren, machte einen frohen Tag in der heiligen Familie, und seine Beschreibungen der schönen Lombardei erweckten in uns immer mehr die Sehnsucht nach diesem reichen Lande. Tausend phantastische Pläne wurden geschmiedet, wir sahen uns schon alle in diesem Paradiese, als ein schleichendes Fieber sich zu dem Zustande Coelestinens gesellte, sie immer schwächer und schwächer machte, und sie im Herbste desselben Jahres still und schmerzlos hinüberschlummerte. Ich kann über diese bittre Zeit nicht sprechen, erlassen Sie mir jede Bemerkung darüber, alles, alles schien aus unserm Leben gewichen mit dieser reinen edlen Seele. — Zwei Tage zuvor hatte sie mir noch vorgesungen: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt! — und niemals kann ich dieß wieder von einer menschlichen Stimme hören. — Meine einsamen Besuche auf ihrem schneebedeckten Hügel den nächsten Winter, der starre blätterlose schwarzzackige Baum, unter dem das Kreuz mit den Worten Jean Pauls: Ihre schönern Geister suchten schönere Welten! stand, alles hat unaus-

löschliche Bilder in meine Seele gegraben. — Der nächste Frühling thauete die eisige Rinde nach und nach, einzelne Grashalme färbten mit grüner Hoffnungsfarbe die schwarze Erde, und nun konnten unsere liebenden Hände einen Garten über den ruhenden Engel ziehen. Ein Teppich von glühenden Blüthen bedeckte den Boden, und mit weicherem Herzen konnten wir nun sie schon zusammen besuchen, anstatt daß früher jeder allein, und ohne dem andern etwas zu sagen, dieß gethan hatte. —

Einmal nur im Winter begegneten wir uns dort, ihr Vater und ich; er reichte mir die Hand schweigend über dem Grabe, blickte mit thränenvollen Augen zum Himmel, ich drückte sie ihm, kehrte stumm ihm den Rücken, und verließ langsam den traurigen Ort: denn was hätte ich ihm sagen sollen?

In den nächsten zwei Jahren führten wir, meine Mutter und ich, denn sie war mir von da an alles in dieser Welt, ein stilles, friedliches Leben, das durch nichts ausgezeichnet war, sondern nur erleuchtet durch unsern Umgang mit dem Hofprediger, dessen Sohn als ein berühmter Künstler und der Stolz seiner Lehrer aus Italien zurückgekehrt war. Es waren wieder schöne Tage in des alten Mannes Haus eingezogen, die wir mit ihm denn auch genossen. — Doch nicht lange sollte mich das glückliche Verhältniß, das diese Rückkehr in unserm kleinen Kreis brachte, ungestört erfreun. — Der bitterste Schmerz sollte mich treffen.

Von einer eiligen Courier-Reise nach Augsburg ankommend, wohin mich mein Onkel in einem dringenden Geschäft verschickt, fand ich meine geliebte Mutter gefährlich erkrankt; ihre Liebe und Sehnsucht nach mir hatten sie noch aufrecht erhalten, aber sie brach bald zusammen, und nach 3 Tagen hauchte sie ihre schöne Seele in meinen Armen aus, der sie nicht einen Augenblick verlassen. Sie starb in vollem Bewußtsein, mich segnend; kein kindliches Flehen zum Himmel konnte den fliehenden Geist hinieden festhalten. Ihre letzten Worte waren: Bleibe ein reiner Mensch, mein Ferdinand, und wir schweben und weben dann ungetrennt in einem Licht! Ihre blasse Hand sank an der Seite des Lagers hinunter, knieend erfaßte ich sie, und kalt und unerwiedernd empfing sie meinen Druck, sie hatte ausgelitten. —

Ich war vernichtet, verlassen von dem letzten Wesen, das mich in meinem ganzen Umfange kannte, und Monate gingen hin, ehe ich nur wieder in etwas mich fassen konnte. — Nichts mehr davon — ich kann diese Zeit nicht wieder heraufbeschwören. —

Unser Haus war öde, das Zimmer, in dem ihr Schmerzenslager und ihr Sarg gestanden, hallte beim Oeffnen der Flügelthüren wie ein weites Grab, und jedes Meuble, jedes Geräth rief mir ihr Bild, ihre Liebe, ihr allein auf mein Glück sich begrenzendes Wirken zu. —

In der ersten Zeit betrat ich kaum alle acht Tage einmal ihr Wohnzimmer, doch ich konnte es nicht aushalten darin, und mußte zu ihrem Grabe; da, in der freien Natur, unter den stillen Bäumen, da wurde mirs leichter, nur nicht in den engen Zimmern. — Meine liebe, liebe Mutter, Du blickst gewiß auf mich hernieder. — Manchmal Nachts stehst Du an meinem Lager, und ich hebe die Arme zu Dir empor. — Und in der dunklen Tannen-Allee unsers Gartens, wenn ich spät am Abend aus meinem Fenster hineinblicke, da sehe ich Dich gehen, im weißen Ueberrock und dunklen Shawl, wie sonst im Leben, Du bückst Dich, auf dem taxusbegrenzten Beete eine umgesunkene Blume wieder zu befestigen, Du singst leise: Ombra adorata aspetta! — Zum Abschied pflückst Du eine hohe weiße Lilie; die in hellen lichten Reihen an der dunklen Tannenwand stehen, winkest mir damit, und verschwindest in den von der fernen Mondsichel beglänzten Büschen. — — Wie glücklich macht mich dieß einzige Bild von Dir, Deine Marmorbüste, die ich besitze, nie wird sie einen andern Platz als in meinem Zimmer haben! —

Ich wurde endlich mündig, mein Vormund mußte mir mein Vermögen auszahlen, ich ihm über eine Lüge „daß ich mit seiner Vormundschaft ganz zufrieden, und nichts gegen ihn einzuwenden habe" gerichtlich quittiren, und nun konnte ich ein Mensch sein.

Mein erstes Geschäft war, meine Gelder in sichern Hypotheken und Papieren unterzubringen (denn dieß hatte ich gelernt), und dann meinem Onkel zu erklären, daß ich nicht ferner in seinen Diensten bleiben wolle, sondern von dem Augenblick, wo mir dieß vergönnt sei, meiner Neigung folgen werde. Sein Erstaunen war groß, er suchte mich von dieser augenblicklichen Laune, wie er es zu nennen beliebte, abzubringen, ließ mich auch merken, daß er als ein Hagestolz auf mich und meine spätere Hilfe gerechnet habe, sich sogar zu einem Antheil an seinem Geschäfte für mich verstehen, und das ganze mir später übergeben wolle, aber mein Entschluß war unerschütterlich, und die zehnjährige Tyrannei in zu gutem Andenken, um je wieder seine Schwelle zu betreten, außer bei den nöthigsten Angelegenheiten. —

So habe ich seit einem Jahre nun meinen Schmerzen, theilweisen Zerstreuungen, meiner Neigung, und ernsten Studien gelebt, wenig, und keine interessante Bekanntschaft gemacht, als heute die Ihrige. Sie mögen nun selbst ermessen, ob ich nicht Ursache habe, der Mensch zu sein, den Sie in mir gefunden. Nur Ihnen konnte ich dieß alles gestehn, weil ich fühle, daß Sie ein Herz dafür haben, und wenn sie mir erlauben, zuweilen eine Stunde in Ihrer Gesellschaft zuzubringen, so habe ich einen Trost gefunden, dessen ich so sehr bedürftig bin! —

Mein junger bedauernswürdiger Freund, versetzte mein Begleiter, Ihre Erzählung hat mich unendlich gerührt, und ich fühle alle den Schmerz, der gerade Sie bei Ihren Verlusten ergreifen mußte. Kann mein Umgang Ihnen irgend eine Erhebung daraus werden, so besuchen Sie mich, wenn Sie wollen, denn ich nehme wahren Antheil an Ihnen. — Kommen Sie morgen um 4 Uhr zu mir, ich bin der Legatiosrath von Bertini, und wohne Kochstraße Nr. — Sie werden bei näherer Bekanntschaft manches von mir hören, was Sie vielleicht überzeugt, daß es mehr Einsame und Verlassene in der Welt giebt, und der Mensch ist einmal solch ein grausamer Egoist, daß er auch darin einen Trost findet. Lassen Sie uns heute von dieser Unterhaltung abbrechen, und kommen Sie mit mir in das Englische Haus, wir werden dort die Bethovensche Pastoral-Symphonie zusammen hören. — Wir gingen still zur Stadt, und die schöne Musik goß Ruhe in meine erregte Seele. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Granitschaale.

Vor des Museums Säulen
Erhebt sich in Berlin
Die beste Zecherschale,
Die je der Mond beschien,
Und harret auf den Meister,
Der sie zu leeren wagt,
Doch keiner will sie heben;
Das sei dem Herrn geklagt!

Und bei des Königs Hause
Da hält die Todtenwacht
Der alte Marschall Blücher,
Steht sinnend Tag und Nacht;
Er träumt vom alten König
Und hütet des Herren Heerd,
Er träumt von schweren Zeiten
Und faßt im Zorne das Schwert.

Einst bei der Stürme Brausen
In eis'ger Winternacht
Ward auch dem alten Marschall
Zu kalt auf seiner Wacht;
Er stampfte mit dem Fuße
Auf sein Gestell von Erz,

Und strich das Eis vom Barte,
Und rief mit wildem Scherz:

Herr Bülow, Meister Scharnhorst,
Ihr Heergesellen von Stein,
Ihr tragt von Reif und Eise
Gar kühle Mäntelein!
Herab von euren Posten
Ihr Herren von der Wacht!
Ich weiß ein gutes Labsal,
Das wärmt in solcher Nacht.

Dazu nun waren die Herren
Von Herzen gern bereit,
Und stäubten sich mit Lachen
Den Schnee vom kalten Kleid.
Sie stiegen mit dröhnenden Schritten
Von ihrem Stand herab,
Und reichten die starken Hände
Einander aus dem Grab.

Und zur granit'nen Schale
Führt beide der Marschall hin.
Dort wob und glüht' und braute
Geschäftiger Geistersinn.
Die Herren tranken fröhlich
Trotz Kälte, Schnee und Wind,
Und sangen gute Reime,
Die jetzt vergessen sind.

Da lachte der alte Marschall:
Mich haben mit vieler Pracht
Die Musen einst zu Oxford
Zu ihrem Sohn gemacht,
Und ihre wilden Buben
Durchfuhren mit starkem Sang
Die Heeresreih'n der Franken
Bei meiner Hörner Klang.

Drum weih ich diesen Becher
Der Musen jungem Geschlecht;
Vorwärts ihr deutschen Männer
Zu Freiheit, Licht und Recht!
Vorwärts mit deutschem Vertrauen,
Mit alter Lieb' und Treu. —
Da sprang mit plötzlichem Krachen
Der steinerne Becher entzwei.

Jetzt steht mit neuen Stützen
Im runden Himmelssaal
Vor des Museums Säulen
Zerbrochen der Steinpokal;
Und bei des Königs Hause
Hält zornig auf der Wacht
Der alte Marschall Blücher
Das Schwert bei Tag und Nacht.

Freytag.

Königliches Theater.

Montag den 13. Septbr. zum Erstenmale: Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in 5 Abtheilungen von K. Gutzkow. Lessing hat bekanntlich gesagt: nennt mir ein Stück vom großen Corneille, welches Ihr wollt, und ich gehe die Wette ein, daß ich es besser mache — aber ich werde darum noch lange kein Corneille sein, und mir doch wenig darauf einbilden dürfen. Die Wahrheit dieses Ausspruches bestätigt aufs Neue Gutzkow, der gute Theaterstücke macht, weil er ein guter kritischer Kopf ist, der aber darum noch lange nicht zum Dichter wird, und sich gar wenig auf die Triumphe einbilden darf, die er mit Scribe und andern französischen Tagespoeten theilen muß. Savage, Patkul, Werner was sind sie anders als Experimente, ein bühnengerechter Dichter zu werden — was ist ihr Inhalt? — Situationen, die geistreich erdacht aber ohne alle Poesie ausgeführt sind! Gutzkow gleicht einem Kaufmanne, der mit Waaren aller Gattungen handelt, der es hier und da mit dem Zeitgeist versucht, der forscht was an-

spricht, und dabei leidliche Geschäfte macht, der es aber doch nicht zu etwas wirklich Großem bringt, weil er die Waare nur aus zweiter Hand empfängt. Auch zum Spekuliren gehört ursprüngliches Genie, und nur diesem gelingt es, neu zu begründen und zu schaffen.

Werner halte ich für das schwächste jener drei Produkte, weil es von gemeinerem Stoffe, und auf eine niedrigere Sphäre der bürgerlichen Gesellschaft berechnet, auch nur einen niedrigen Effekt machen kann. Wie Gutzkow im Patkul sich mühte, der historischen Tragödie nahe zu kommen, und wie er bei diesem Versuche erlahmte, so müht er sich und erlahmt er auch hier bei dem bürgerlichen Schauspiel, indem er aus der höhern Region, in welche Schiller diese Gattung erhoben hat, in die gewöhnliche Misere Ifflands und Kotzebues zurücksinkt, und für den gebildeten Sinn einen peinigenden, quälenden Eindruck zurückläßt, den wir stets bei etwas halb Gelungnem empfinden.

Was will Gutzkow mit diesem Stück? Er will uns einen modernen Charakter schildern, der mit der Welt in Konflikt geräth, weil er den Regungen seines Herzens folgt, indem er die frühere Geliebte gegen die angetraute Gattin geltend macht — ganz gut, aber ich frage: ist dieser Werner nur ein Charakter, ist die Durchführung des Stückes poetisch, und die Lösung befriedigend, ist somit etwas durch dieses Stück erreicht, eine Idee gewonnen? Ich sage Nein und erbiete mich dieses Nein gegen Jeden, auch gegen Gutzkow selbst, bis ins Einzelne hinein zu beweisen. Dieser Werner ist ein ganz mittelmäßiger Mensch, ein elender Poltron, der mit Gefühlen und Gedanken prahlt, die er nicht hat, den man zur Thür hinauswerfen möchte, und der weit davon entfernt ist, durch die Schwäche seines Charakters uns wie Fernando in Goethes Stella oder wie Clavigo zu interessiren — er ist widerlich, weil er kein ganzer Mann ist, nach keiner Seite hin — er ist nichts als so ein halbes Produkt, wie es das junge Deutschland selbst ist, nicht Fisch, nicht Fleisch, nicht Dichter, nicht Denker, nicht lasterhaft, nicht tugendhaft, mit Gefühlen coquettirend, mit Gedanken prahlend, nichts innerlich, nur darauf bedacht, Effekt zu machen. Dieser Werner — man höre! — hat eine frühere Geliebte, ein schönes, liebenswürdiges, aber armes Mädchen verlassen, um ein andres, das nicht minder schön ist, und an gesellschaftlicher Bildung jenem noch voransteht, zu heirathen, und dadurch Carriere zu machen. Er ist von seinem Schwiegervater adoptirt und geadelt worden, steht auf dem Punkt Rath zu werden, kann ein Haus machen, hat zwei allerliebste Kinder und es fehlt ihm nichts als das gute Gewissen, das ihm fortwährend das Bild der verlaßnen Marie entgegenhält. Statt sich seiner Schuld zu entledigen, Marien aufzusuchen, und von ihr Verzeihung zu erbitten, läßt er sich vom Zufall überraschen, der ihm dieselbe als Gouvernante seiner Kinder ins Haus führt. Auch jetzt weiß er nicht als Mann zu handeln, er behält sie im Hause, und fühlt sich glücklich — bis das Geheimniß ans Licht kommt. Seine Frau hält ihm die Unanständigkeit seines Betragens vor, und setzt ihm auseinander, wie unerlaubt er gegen sie gehandelt. Er hätte Marien versorgen, nicht aber sie ins Haus nehmen dürfen. Wie ein Schulknabe steht er vor ihr, und weiß sich nicht anders zu helfen, als zu toben und zu zanken — weil sein Herz ihn so thun hieß. O über diesen so geistreichen Mann, der die ganze Welt im Busen tragen will, dem die Professur an einer rheinischen Universität angeboten wird — er weiß sich nicht einmal mit seinem Herzen abzufinden, er läßt sich von ihm gängeln, wie ein Knabe. Pfui, wie kann ein Mann so kindisch in unreifen Gefühlen schwärmen! — und warum? — um seine Unsittlichkeit zu beschönigen, und sich selbst zu belügen. Wo ist das Recht zu dieser Liebe, und sehen wir sie überhaupt nur verwirklicht? Wäre Werner sein Weib verhaßt, und trachtete er danach, die Ehe zu trennen, so wäre es ein Andres — dann dürfte er zur Geliebten eilen. So aber ist die Frau

allein in ihrem Rechte, und kein Grund vorhanden, auch für Marie nicht, die Ehe irgendwie zu stören. Entsagen war hier sittliche Pflicht. Um eine großartige Wirkung zu erreichen, hätte Gutzkow die aristokratischen Verhältnisse weit mehr hervorkehren, und wir hätten die Allgewalt der früheren Leidenschaft sehen müssen. So aber erblicken wir nichts als eine höchst gewöhnliche Ehestandsgeschichte, und uns wird der Mangel aller Poesie ebenso klar, wie im Patkul, wo Gutzkow eben so wenig vermochte, dem Freiheits- wie hier dem Liebes-Pathos Raum zu geben. Alles hübsch gemessen, und zierlich, wie es die Direktionen und die Schauspielerinnen verlangen. Frau von Jordon allein ist ein Charakter, der auf Achtung und Interesse Anspruch machen kann. Sie ist die Repräsentantin der Sitte und der Weiblichkeit, um ihretwillen verachten wir aber auch Werner und erscheint uns Marie uninteressant. Und so geistig hoch steht auch sie nicht, daß wir ihretwillen von 6 bis 9 Uhr im Theater sitzen, und uns ihre Ehestandsgeschichte sollen vorerzählen lassen, die im Leben sich alle Tage wiederholt. Sie ist eine hübsche Frau, wir sind gern bei ihr zum Thee — aber als tragische Heldin mögen wir sie nicht sehen. Dazu ist ihr Schicksal zu gewöhnlich. Man zankt sich, will sich trennen, dann kommen die lieben Kinder, plärren Papa und Mama, und die respektiven Schwiegerältern gleichen die Sache wieder aus. C'est tout. Iffland auf eine andre Manier, kleinbürgerliche Misere, Langeweile. Ja das Stück ist langweilig, rufe ich Gutzkows Verehrern noch überdies zu, es ist langweilig, weil es sich in einer an für sich unpoetischen Gattung ohne tiefere Poesie bewegt. Aber willst Du mir denn gar nicht zugestehn, wird mir Gutzkow entgegnen, daß ich eine Zeitrichtung darin ausgedrückt, jene Blasirtheit gezeichnet habe, welche aus der Hingebung unsrer Zeit an die reine Verständigkeit entspringt, und nur durch die Einigung der Vernunfterkenntniß mit der Gefühlswelt geheilt werden kann. Berührt, ruf' ich ihm wie Hamlet dem Laertes zu, berührt, das geb' ich zu, nicht getroffen! — Worte, Phrasen sind noch keine Erfüllung der Idee, Umrisse kein Bild. Es ist dasselbe Verhältniß, wie im Patkul, es fehlt die substantielle Kraft, die Einfachheit der Leidenschaft, welche ein wahrhaft dramatisches Leben begründete. Werner ist wie Patkul ein passiver Held, der höchstens für eine Novelle paßt, er läßt sich die Entscheidung von außen aufdringen, er weiß nicht zu handeln, weil er keine Innerlichkeit hat, und sein Leiden ist kein in sich begründetes, wahrhaftes. Entweder ist seine Liebe zu Marien eine wirkliche Leidenschaft, dann ist keine friedliche Lösung des Konfliktes möglich, und wir haben eine Wiederholung von Goethes Stella, oder sie ist eine Täuschung, wie sie es ist, wozu dann die Quälerei, die Renomage mit Gefühlen, die nicht wirklich vorhanden sind? Was soll man ferner zu der Ausgleichung sagen, daß Werner den adlichen Namen ablegt, und wieder als Bürgerlicher auftritt? Wird er darum ein Andrer, und hat dies irgendwie Bedeutung für seine geistigen Eigenschaften? So etwas Gleichgültiges! Nur ein solcher Schwächling wie er konnte daran Anstoß nehmen, und wir fürchten, daß die „rheinische Universität“ eben keine glänzende Acquisition an ihm machen werde, sowie auch, daß der Adel nicht böse darüber sein wird, dies Individuum los zu werden, das vom Adel keine andere Vorstellung als die einer Kaste hat. Die ganze Trennung von Herz und Welt — wie seicht und matt erscheint sie überhaupt! Wer das Herz auf dem rechten Fleck hat, weiß sich schon mit der Welt abzufinden, und die Männlichkeit besteht eben darin, dies Dilemma aufzuheben, das Herz für höhere sittliche Gefühle empfänglich zu machen, und durch das Hingeben an den Inhalt der Geschichte zu reinigen. Das Herz ist so gut der Sitz des Bösen wie des Guten, und wehe dem, der dieses allein zum Richter seiner Handlungen machen will! Auch das Schlechteste weiß das Herz zu entschuldigen. Knabenhaft müssen wir daher diesen Werner nennen, der sein Herz für ein Allerheiligstes ausgiebt, und der ganze Kon-

Konflikt, in den er geräth, erscheint uns als Lumperei. —

Durch diese Weichheit, dieses Aufspreitzen zur Gefühlspoesie ist Gutzkow grade wie im Savage in die Sphäre der Iffland-Kotzebueschen Rührspiele gerathen, und wir müssen ihm, wie so viel Anderen das Recht streitig machen, hier den Geist der Zeit zu vertreten, weil er nicht die Energie dazu besitzt. Der gute Wille, die Anregung zu tieferen Zeitfragen sind anzuerkennen, Thorheit aber wäre es, hier eine Leistung zu sehn, die für die Poesie Bedeutung hätte. Gutzkow hat nicht mehr erreicht, als etwa H. v. Heyden in den „Modernen.“

Wollten wir nun gar in das Einzelne gehn, so würden wir unendlich viel Geschmacklosigkeiten und Rohheiten zu rügen haben. So den lächerlichen Realismus des ersten Aktes, die abstrakte Figur des Assessor Wolf, die ganz nach Ifflandschem Zuschnitt gemacht ist, die plumpe Intrigue des fünften Aktes, die rein komisch wirkt, und den äußerlichen Mechanismus des Ganzen überhaupt; ferner die unanständige Erwähnung des Grafen von Gleichen bei der Frau von Jordon, die, wenn sie consequent sein wollte, dem unverschämten Wolf sogleich die Thüre weisen müßte, die rohe Zankscene zwischen Wolf und Werner in Gegenwart der Frau, die verfehlten Bilder beim Erguß der einfachsten Leidenschaften, und vieles Andre. Gutzkow würde es, wenn er gegenwärtig gewesen wäre, erlebt haben, daß das Publikum trotz der günstigen Meinung für die besseren Intentionen, bei solchen Plumpheiten hohnlächelte und selbst zischte.

Ueber die Darstellung können wir kurz sein. Frl. v. Hagn, als Frau v. Jordon, bildete den Glanzpunkt derselben; sie spielte mit großer Liebe, und bemühte sich, ihre sonstige Manier abzulegen, und so einfach wie möglich zu erscheinen. Die pathetische Scene mit Werner spielte sie namentlich vortrefflich, und die Wirkung war eklatant. Sie wurde zweimal gerufen. Desto weniger genügten H. Devrient und Dlle. Erck als Werner und Marie. Dort Hohlheit des Pathos, hier Monotonie der Sentimentalität, es war kaum zum Aushalten. H. Freund in der wiedrigen Rolle des Assessor Wolf erschien noch verzerrter, als diese; vortrefflich dagegen H. Rüthling in der kleinen Rolle des Kanzleiboten nnd H. Weiß als Doktor Fels. Die Uebrigen waren unbedeutend.

E. M.

Feuilleton.

Peels Recept.

Bekanntlich wurde Sir Robert Peel von seinen politischen Gegnern wegen der Vergleichung ziemlich lebhaft geneckt, die er vor seinen Wählern in Tamworth zwischen seiner Lage und der eines zum Kranken berufenen Arztes anstellte. Unseren Lesern wird die Mystification erinnerlich sein, welcher verschiedene deutsche und französische Blätter unterlagen, indem sie die satirische Nachricht vom Dr. Rhabarbar-Pill, der wegen Eindringens in dem Buckingham-Palast vor das Polizeiamt gebracht und erst gegen Bürgschaft entlassen sei, als eine ernsthafte Geschichte mittheilten. Weniger witzig theilt die Morning-Chronicle folgendes Recept mit, das, wie sie sagt, so eben in der gelehrten Sitzung entworfen und ihr von dem Apothekerlehrling mitgetheilt worden sei, dem es sein Herr zum Studium übergeben habe.

Rec. Conservatismus (Torysmus der alten Pharmacopö) magnam partem
Ausflüchte ohne Grundsätze quantum sufficit.
Besteuerung der Vielen zum Nutzen der Wenigen ad infinitum.
Monopole aller Art, Korngesetze, Zuckerzölle, Bauholzzölle u. s. w. partes aequales.
Kirchen-Herschsucht, Bischofwesen, Orangismus quantum possit.
Bigotterie und Unduldsamkeit (Oxford-Extract) portionem amplam.

Loyalitäts-Tinctur (Bradschaw's Präparat) satis.
Bestechung, Mystification, Sophisterei und Geschwätz usque ad nauseam.
Liquor sanguinis von Peterloo und Rathormac*) libiter.
Freien Handel und Förderung des Gemeinwohls nihil.
Gerechtigkeit für Irland nihil.
Bürgerliche und religiöse Freiheit nihil.
Misce fiat mixtura. So lange zu geben, als Patient es verträgt.

Drs. Peel, Stanley, Graham rc.
Apotheker: Goulbourn.

Spring-Gardens
10 August.

Neue Zeitungen. Mit dem nächsten Jahre wird die deutsche Journalistik um mehrere wichtige Organe, welche dem Geist der neuen Zeit dienen sollen, vermehrt werden. In Tübingen werden „Jahrbücher" gegründet, welche die Tendenz der „deutschen" theilen, und für die Zeller, Strauß, Vischer, Baur und die übrigen Tübinger Professoren thätig sein werden. In Leipzig wird Biedermann ein Journal begründen, welches die Vermittlung der Philosophie mit den materiellen Interessen zu übernehmen bestimmt ist, und Philipp von Leitner aus Berlin wird ebendaselbst eine politische Revue herausgeben, welche eine Uebersicht des von den politischen Zeitungen Geleisteten geben und namentlich den Correspondenten der verschiednen Städte scharf auf die Finger sehn soll, — ein sehr löbliches Unternehmen, da auf diese Weise die Quelle des Servilismus, welcher unsre politischen Zeitungen so tief herabsetzt und alles Charakters beraubt, aufgedeckt wird. — In Köln am Rhein wird ferner die bereits existirende rheinische allgemeine Zeitung einen höhern Charakter gewinnen, indem sich ihr die bedeutendsten Schriftsteller der Rheinprovinz zuzuwenden gesonnen sind, um die Interessen des Staates so freimüthig als möglich zu besprechen. An der Spitze dieses Unternehmens stehen Georg Jung, ein Hegelianer, der unlängst in der Kölner Zeitung einen sehr interessanten Kampf mit einem andern Anhänger der Hegelschen Philosophie Julius Schramm um das Princip der deutschen Jahrbücher führte, Dr. Heß, der Verfasser der europäischen Triarchie, und mehrere Deputirte des rheinischen Landtags, welche für Preßfreiheit gesprochen. —

Von Kurandas Grenzbrüdern oder Grenzboten, wie sie anderwärts genannt werden, in Brüssel, haben wir schon gesprochen, und von Alexander Jung's „Königsberger Literaturblatt" gehn uns so eben die Probenummern mit einem sehr interessanten Aufsatz über die Stellung deutscher Journalistik zu, auf den wir noch näher eingehen werden.

In London endlich ist eine deutsche politische Zeitung: „die Presse" mit einem Feuilleton, welches den besondren Titel „belletristische Blätter" führt, begründet worden, der man guten Fortgang verheißt. Ueberall bricht sich auf diese Weise der deutsche Geist neue Bahnen, um durch die Journalistik dem Interesse des Volkes eine höhere Schwungkraft, und ein solches Bewußtsein zu geben, daß es mit England und Frankreich kühn in die Schranken treten darf. Ehren wir uns nur vor allen selbst, zollen wir den Führern unsrer geistigen Entwicklung die Anerkennung, welche sie verdienen, dann wird uns auch die Kraft nicht fehlen, unsrer Nationalität nach innen und außen die Stellung zu erringen, welche ihr gebührt,

---

In der Augsburger allg. Ztg. bemerken wir seit einiger Zeit einen Γ Correspondenten aus Berlin, der sich das Wohl Deutschlands sehr angelegen sein läßt. So rühmt er es Thiers nach, daß er Deutschland zu dem Bau der Bundesfestungen und zu sorgfältigeren Heeresinspektionen angetrieben

---

*) Bekannte und verhaßte Namen wegen der dort vorgefallenen Metzeleien unter den katholischen Irländern.

habe. Auf diese Weise, meint er, wird Deutschland stets seine Einheit bewahren, wenn auch vorübergehender innerer Zwiespalt öfter vom Gegentheil überzeugen könnte, und wenn es für uns auch stets wieder des äußern Anstoßes bedürfen sollte, um dieselbe neu zu beleben.

Wir hatten uns vorgenommen, diesen Correspondenten höhnisch zu fragen, ob das alles sei, was er zur Befestigung der Einheit Deutschlands vorzubringen wisse, ob er glaube, daß diese nur von außen, nicht von innen hervorgebracht werden könne? — Da verräth sich uns dieser verdächtige Freund in einer späteren Correspondenz als — Russe, indem er den Polen nachweist, daß sie gar keine Ansprüche mehr auf ihre Nationalität zu machen hätten, und zuletzt erzählt, für das Berliner Denkmal Friedrich Wilhelm III. seien die Kosten auf 30,000 Rubel berechnet.

Wie gut es doch die Russen mit uns meinen. Sogar aus Berlin schreiben sie Correspondenzen für die Einheit Deutschlands durch die Bundesfestungen gegen Frankreich! Das sind noch Nachbarn! Deutsche, lest den Demosthenes!

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Recension, welche die Staatszeitung über die Darstellung von Romeo und Julie brachte, den Spott Berlins auf sich zog. In der Vossischen Zeitung hat man dem dilettirenden Recensenten den gebührenden Dank abgestattet, daß er uns darüber belehrt, welche tragische Talente wir an der Hofbühne an H. Hartmann, Crüsemann u. s. w. haben, und wie unrecht wir thun, Frl. v. Hagn nicht auch als Julie zu bewundern. Wir können uns nicht enthalten, bei dieser Gelegenheit auch auf andre Recensionen der Staatszeitung z. B. von Riemer's Buch über Goethe zu verweisen, welche dieses mit falschem Lobe überschüttete, während die ganze übrige Journalistik sich dagegen aussprach. Solche Fehlgriffe lassen die erwartete Regeneration, die Herr Zinkeisen zu versprechen schien, wieder zu Wasser werden, und für dessen eigne kritische Begabung eben nicht das günstigste Urtheil fassen.

Der Kunstkritiker Ludwig Rellstab, und mit ihm der gute Geschmack ist von jenseits der Alpen wieder in Berlin eingetroffen. Wir hören übrigens mit Bedauern, daß er sich sehr für die Berlin-Anhalter Eisenbahn interessirt, und sogar im Ausschusse sitzt; sollte sein so höchst fein gebildetes musikalisches Ohr nicht durch den Lärm der Lokomotive und die schrillende Pfeife leiden und mit der Zeit selbst für das Kunstreferat der Vossischen, die freilich Etwas vertragen kann, unbrauchbar werden?

Man liest in den Zeitungen jetzt wieder viel von den antiken Tragödien, welche künftigen Winter bei Hofe aufgeführt werden sollen. Mendelssohn heißt es, soll die Chöre zum Oedipus auf Kolonos, F. Schneider zur Elektra und Spohr zur Antigone componiren.

Fräulein Sophie Löwe ist an der Scala in Mailand für die Stagione engagirt und wird im Februar künftigen Jahres wieder nach London gehen, wo sie bei der Italienischen Oper bereits placirt ist.

Hegel-Schellingscher Streit.

* * *

Die Flugschrift „über v. Schellings religions-geschichtliche Ansicht“ ruft mehrseitige Rancüne hervor, die sich theilweise in einem ungeberdigen Schimpfen Luft macht, dem besonders die Augsburger allg. Ztg. ihre Spalten öffnet. Statt die Thatsachen zu widerlegen, bedauert man die „alte Garde“ der Hegelschen Schule, welche für sich „literarische Marodeurs“ vorkämpfen lasse. Auf welcher Seite des fraglichen Kampfs eine größere Anzahl der Garde oder der Marodeurs streitet, mag für jetzt unentschieden bleiben. Soviel ist aber gewiß, daß den Herausgeber der ge-

nannten Broschüre am allerwenigsten der Vorwurf trifft, je mit dem Trosse irgend einer Partei queue gemacht zu haben. Er hat seit einer Reihe von Jahren in den neuesten und wichtigsten Fragen der wissenschaftlichen und politischen Entwicklung eine unabhängige Meinung größtentheils in eigenen Journalen vertreten, dagegen jene anonymen Korrespondenten der A. A. Z., da sie, statt ihre Sache mit Gründen zu verfechten, den Sieg dadurch zu gewinnen glauben, daß sie ihre Gegner durch Schimpfworte herabsetzen, den Anschein sich geben, als hätten sie ihre literarischen Sitten in jener noblen Gesellschaft gelernt, die sich stets an einen rückläufigen Heerestroß anschließt.

** In der Augsburger allg. Ztg. wird behauptet, daß die älteren Hegelianer den Angriff auf Schelling, welcher vom Athenäum ausgegangen ist, mißbilligen, und daß sie bereit sind, Schelling mit offnen Armen zu empfangen.

Niemand wird bezweifeln, daß Schellings historisches Verdienst in Berlin so, wie es diesem zukommt, geehrt werden wird; daß aber damit eine Billigung seiner jetzigen Philosophie und ein Anschluß an diese verbunden wäre, wird nicht so leicht Jemand, der die Verhältnisse kennt, glauben. Vorläufig steht das fest, daß der Aufsatz über Hegelsche Philosophie, welchen das Athenäum mittheilte, bei den älteren Hegelianern vollkommne Billigung gefunden hat, und daß die betreffende Nr. unsrer Zeitschrift deßhalb als Beilage zu den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik versandt worden ist. — ** Von wesentlichem Interesse ist übrigens die Nachricht, welche aus einem Briefe Schellings von Berlin aus gemeldet wird, daß dieser Stahl vollkommen desavouirt. „Man bildet sich in Berlin ein, heißt es hier, ich sei zu dem Autoritätsglauben oder wohl gar zur Ahnung zurückgefallen, und habe das Denken aufgegeben. Man irrt sich aber sehr, und wenn nur H. Stahl den Brief bekannt machen wollte, mit dem ich ihm seine Philosophie des Strafrechts zurückgeschickt habe, so würde man sich überzeugen, daß ich weder der Unvernunft noch der Unfreiheit huldige."

Nach dieser Desavouirung wird hoffentlich H. Stahl nicht anstehn, diesen Brief wirklich bekannt zu machen, um fortan eine eigne Stellung anzunehmen.

** Die Correspondenz aus Carlsbad über Schelling ist zweifelsohne von Ruge, da dieser dort mit Schelling zusammentraf, und, wie erzählt wird, ein mannigfaltiger Gedankenaustausch beider Männer statt fand. „Schelling heißt es in diesem Briefe, desavouirt das bekannte positiv-obscure Treiben, und erkennt die neueste kritische Entwicklung der Philosophie, die den Obscuranten ein solcher Dorn im Auge ist, an, er ist politisch und religiös, wie es ein Philosoph nicht anders sein kann, freisinnig, und wird noch viel weniger eine Stütze der unfreien Praxis werden, denn er bekennt sich nicht einmal dazu." Wir vernehmen dies mit freudigem Herzen, und wünschen daß Ruge niemals Gelegenheit haben möge, wie Kapp von dem Proteus zu reden, der allerlei Gestalten annimmt. Etwas unsicher scheint uns, was Ruge ferner sagt: „Eine andere Frage ist die nach der freien Theorie und nach dem philosophischen Fortschritt über Hegel und über die neueste kritische Richtung zu einem wirklich Positiven. Es wäre möglich, daß hier das umgekehrte Phänomen zum Vorschein käme: Hegel freies Princip in der Dialektik, aber unfreies Princip in Religion und Staat, Schelling freies Bekenntniß, aber Verfehlen des absolut freien Princips." Uns will bis jetzt bedünken, daß Theorie und Praxis nicht zu trennen seien, und daß wo das absolut freie Princip in der Theorie verfehlt wird, es auch in der Praxis nicht ganz richtig damit sein könne. Die Behauptung über Hegel erkennen wir nicht an. Hegel war nicht unfrei in Religion und Staat, er hat sich überall für die constitutionelle Staatsform wie für die absolute Freiheit der Wissenschaft ausgesprochen, und wir sehen nicht, wie Ruge jene Behauptung irgendwie beweisen kann.

Gedruckt bei F. Nietack. Verlag von Carl J. Klemann.

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. **Karl Riedel.**

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend eine Lieferung zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an die Verlagshandlung von Carl J. Klemann, Burgstraße Nr. 8, zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden ebendaselbst angenommen. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 38. Berlin, den 25. September 1841.

Das neue Quartal des Athenäum beginnt mit der nächsten Lieferung (Nr. 39.) Man abonnirt

mit einem Thaler pro Quartal

in allen Postanstalten des In- und Auslandes,
in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes
und in der Expedition: bei Carl J. Klemann in Berlin, Burgstraße Nr. 8.

Inhalt: Eisenbahnen in Preußen; von C. Frantz. — Die Ausschließlichen; Novelle von Valbert. — Herr Ludwig Rellstab als Sittenrichter der jüngeren deutschen Schriftstellerwelt; von Ludwig Eichler. — Wanderlied (Gedicht). — Theater. — Feuilleton. —

Eisenbahnen in Preußen.

Eisenbahnen sind eine Erfindung Amerikas, der neuen Welt, — denn die neue Welt bedurfte ihrer. Wie an der Schwelle der neueren Zeit die Buchdruckerpresse, so steht an der Schwelle der neuesten, der Gegenwart, die Locomotive; beide sind nichts weiter als Werkzeuge der Verallgemeinerung, mit denen der neue Geist kämpft gegen die mittelalterliche Tendenz der Besonderung. Und darin liegt die Macht der Gegenwart, daß sie es erkannt hat, was Vereinigung vermag; und in der Vereinigung erreicht der Einzelne seine Bestimmung, ein Repräsentant und Diener des Allgemeinen zu sein. Die hochberühmten Wunderwerke des Alterthums, von den Mauern Babylon's herab bis auf das Schiff des Hiero, müssen denen der Gegenwart weichen, die ohne das Machtgebot eines orientalischen Despoten, und ohne den Fanatismus eines knechtisch gläubigen Volkes von freien Menschen errichtet sind. Actie heißt das mächtige Agens heutiger Unternehmungen, und das Actienwesen hat ebenso in Amerika seine Ausbildung erhalten, und dort auch die größten Werke geschaffen. Eisenbahnen und Actiengesellschaften sind correlate Begriffe geworden.

Wenn wir nun die großartige Wirksamkeit der Actiengesellschaften vollkommen anerkennen, so können wir dieselben dennoch nicht unbedingt für das angemessne Mittel zur Anlegung der Eisenbahnen halten und wollen deshalb versuchen, unsere Gründe dafür zu entwickeln.

Amerika ist die neue, die junge Welt, darum kräftig und unternehmend, aber darum auch noch nicht von tiefer principieller Ausbildung. Denn das Princip des Staates ist dort noch wenig erkannt und erstarkt, es ist allermeist die Noth oder die Aussicht auf Gewinn, die dort Vereine gründet und erhält. So waren ja schon zu Anfang der

Unabhängigkeit die durch den Krieg veranlaßten, gemeinsamen Schulden, ein wesentlicher Bestimmungsgrund zur Stiftung der Union. So lange der Staat für sich weder eine äußere Macht noch eine Geltung in den Gemüthern hat, können die mannigfaltigen Zwecke, wie sie in einer sonst gebildeten Bevölkerung hervortreten, nur durch freie Vereine ausgeführt werden; deren daher gerade Amerika wesentlich bedarf. Dazu ist der Geist kaufmännischer Speculation der Nerv von Allem, und so sehen wir hier im Materiellen und Geistigen, im Eisenbahnbau und im Schulwesen, Privatgesellschaften wirksam, freie Vereine an der Stelle einer constituirten Gewalt.

Solche freie Vereine gehören der Gegenwart an; daß sie frei sind, dieß ist das Eigenthümliche der Neuzeit. Denn es hat sonst an Vereinen nicht gefehlt, aber sie waren unfreie, zwingend für ihre Theilnehmer und beschränkend für das Publikum, die mittelalterlichen Corporationen, buntscheckige, im Laufe der Zeiten zu monströsen Schnörkeln ausgebildete, Gestaltungen, alte Burgen — nach außen eine exclusive Tyrannei und im Innern voll schmutziger Intrigue, die der einfache klare Geist der Neuzeit zerstört hat. Die alte Tendenz war die der Besondrung, der sich vornehmlich unser liebes deutsches Vaterland mit ganzer Seele hingegeben und, wie bekannt, es weit genug darin gebracht hat, bis zum Erlöschen aller Allgemeinheit und Einheit. Darum waren die lähmenden Fesseln zu brechen, damit aus Bürgern, befreit von den eigennützigen Rücksichten ihres Standes, Staatsbürger würden, es mußte zunächst eingerissen und gesäubert werden, um ein freies Feld und ein Element zu gewinnen, aus welchem ein neuer Geist sich sein Reich erbauen konnte. Dem unnatürlichen Zustand mußte der natürliche entgegengestellt werden, denn dieser nur kann sich zum vernünftigen entwickeln. Wie sich also früherhin der Einzelne in tausendfältigen, fast angebornen Beschränkungen befand, so soll er jetzt derselben los und ledig sein, und an die Stelle althergebrachter zwingender Formen sollen neue, durch freien Entschluß hervorgebrachte und anerkannte, Einrichtungen treten. Denn wir wollen frei sein, nur um frei der Nothwendigkeit zu folgen, es gilt nicht Vereinzelung sondern Vereinigung allgemeiner Institutionen. Darum spricht man mit Unrecht von destructiven Tendenzen unsrer Zeit, da sie wesentlich eine organisirende constituirende ist, und ist vielmehr das als störend und zerstörend zu bezeichnen, was ihr diesen frischen Bildungstrieb beengen und verleiden will. — Aber nun kommt es darauf an, daß nicht nur überhaupt allgemeine Vereine gegründet werden, sondern daß auch das Allgemeine selbst, der Staat sich für sich ausbilde. Denn dies ist das Ziel, daß der Staat der wirkliche Organismus der Nation werde, der als die intelligente Macht sich selbst bestimmend, damit zugleich die wahrhaft allgemeinen Zwecke selbst, und für sich selbst die ausreichenden Mittel hat. Dieses ist die Bestimmung des Staates, wie sie zuerst Friedrich II. erkannt und den Grundlagen nach geltend gemacht hat. Darauf beruht die heutige Organisation unsres Staates, der vor allen andren eine so ausgebildete Verwaltung besitzt, daß er, wo es gilt Neues zu gründen oder Bestehendes zu erhalten oder zu verbessern, dieses Alles als seine Angelegenheit auszuführen vermag. Wenn in Amerika die Verwaltung noch unausgebildet, und dazu machtlos ist, ist sie damit zu den meisten Einrichtungen und Unternehmungen unfähig, die so nur den zufällig zusammentretenden Privatgesellschaften anheim fallen; wodurch denn der Staat selbst nur das Ansehn eines Vereines von Vereinen gewinnt, etwa als die oberste Actiengesellschaft. Dieses ist, anstatt als nachahmungswerthes Beispiel empfohlen zu werden, vielmehr als ein Grundmangel zu erkennen, wobei nur dies Bewunderung verdient, daß trotz solcher Mängel dennoch so Großes geleistet wird, welches aber aus den sonstigen wahren Principien des amerikanischen Lebens, und aus den großen materiellen Hilfsquellen zu erklären ist.

Wenn es nun nach diesen einleitenden Bemerkungen fest steht, daß alle Einrichtungen von allgemeiner Bedeutung eine Sache des Staates sind, so gehen wir damit an unser eigentliches Thema. Denn hierdurch ist auch in Betreff der Eisenbahnen das Urtheil begründet, da diese ohne Zweifel von hoher allgemeiner Bedeutung sind. Wir verglichen zu Anfang die Wirkungen derselben denen der Presse, und wenn man hierin Uebertreibung findet, so erinnre man sich nur daran, wie auch anfänglich die Buchdruckerkunst noch nicht ihre heutige Bedeutung zeigte. Man druckte außer der Bibel nur wenige berühmte Bücher, und zunächst erfuhr nur das eingentlich wissenschaftliche Publicum den Nutzen der neuen Erfindung, wogegen die Mönche über die Verkürzung ihrer Einkünfte murrten. Aber die Presse hat die Journalistik hervorgerufen, das Wissen aus der Studierstube bis in die niedrigste Hütte verbreitet, und die vereinzelten Erscheinungen des Lebens zum Gegenstande allgemeiner Kenntniß und Beurtheilung gemacht, und damit eine Welt neuen Geistes begründet, für welchen sie so unentbehrlich ist, als das tägliche Brod für den Leib. Jetzt baut man Eisenbahnen nur zwischen den Hauptpuncten des Verkehrs, der Kaufmann und der zum Vergnügen Reisende ziehen noch vornehmlich den Nutzen davon, und es murren gegen die Neuerung die Kutscher und die modernen Mönche des neunzehnten Jahrhunderts. Aber, wovon auch jetzt schon deutliche Spuren hervortreten, die Eisenbahnen werden alle gewerblichen Verhältnisse von Grund aus umwandlen, man wird in Zukunft Eisenbahnen bauen wie jetzt Chausseen, und, scheinbar eine ganz äußerliche und materielle Sache, werden sie die bedeutendsten geistigen Wirkungen hervorrufen.

Doch wie man auch darüber denken mag, eine hohe Wichtigkeit für den öffentlichen Verkehr wird man den Eisenbahnen unter allen Umständen zugestehn. Wenn nun die Post, die dem öffentlichen Verkehr dient, als ein Institut des Staates anerkannt wird, so sehe ich nicht ein, warum nicht in Betreff der Eisenbahnen die Betheiligung des Staates wenigstens in demselben Maaße in Anspruch zu nehmen wäre. Die Eisenbahnen müßten durch den Staat selbst angelegt werden, und ihm als Eigenthum angehören, wie die Posten und Poststraßen, wogegen bisher in der Concession des Unternehmens und in der allgemein polizeilichen Beaufsichtigung der Verwaltung nur auf negative Weise eine Concurrenz des Staates stattfindet; was aber darnach nicht als genügend angesehn werden kann. Denn Alles, was als ein Einzelnes als solches zugleich von allgemeiner Bedeutung ist, gehört durchaus ganz und gar dem Staate an, und darf als ein Eigenthum, ohne anders die nachtheiligsten Folgen zu gewärtigen, nur von dem Staate besessen werden. Denn freilich dient wohl jeder Betrieb dem Allgemeinen, und ist jeder Besitz ein Theil des Nationalvermögens, aber nur mittelbar. In der Gesammtheit der Gewerbetreibenden und der Ackerbauenden verschwindet der Einzelne, und ist so nur mittelbar durch den ganzen Stand von Bedeutnug für das Allgemeine. Aller Betrieb und Besitz aber, der nicht die vielfältige Theilung gestattet, ist unmittelbar von allgemeiner Bedeutung, und so ist es das normale Verhältniß, daß die Post und ebenso, als Grundstücke, die großen Forsten, die Bergwerke, Hütten und Salinen Staatseigenthum sind. Metalle sind allgemeine Bedürfnisse; besitzt ein Einzelner die Bergwerke, so könnte er durch Uebertheuerung seiner Producte das Allgemeine gefährden. Davon ist durch den Privatbesitz der Quecksilberbergwerke ein Beispiel hervorgetreten, und weil einige reiche Deputirte die Besitzer der Eisenhütten sind, muß Frankreich sein Eisen theuer bezahlen. Auch der Privatbesitz der Forsten hat schon zu manchen Klagen Veranlassung gegeben; in Gegenden, die ohnehin mit Holz nur mäßig versehn sind, haben Privatleute und Communen ihre Forsten ausgerottet, wodurch Holzmangel entstanden, und selbst dem Ackerbau geschadet ist. Wie nun offenbar die Eisenbahnen

in die Klasse derjenigen Güter gehören, die dem Principe nach der Staat allein besitzen muß, so werden wir keine Mühe haben in dem Folgenden die Nachtheile aufzuzeigen, die aus dem entgegengesetzten Verhältnisse entstehn.

In Belgien werden die Eisenbahnen von Staatswegen gebaut, und wir haben nicht gehört, daß man sich dabei übel befände. Unter den deutschen Staaten aber hat das kleine Braunschweig den ersten in finanzieller Hinsicht freilich vielleicht wenig lohnenden Versuch gemacht, und Baiern hat jetzt dieses Princip thätig aufgenommen. In Frankreich aber haben die Kammern den Bau der Eisenbahnen durch den Staat verworfen, weil sie darin eine Beschränkung der Privatindustrie erblicken. Sie haben damit die wahre Bedeutung des Staates verkannt, und wie sich bisher wenigstens die Privatindustrie als unzureichend erwiesen hat, ihrem Vaterlande wesentlich geschadet. Wenn es in der Natur der Sache liegt, daß die Eisenbahnen wesentlich dem Staate angehören, so kann über Beschränkung der Privatindustrie vernünftigerweise nicht geklagt werden. Aber es ist dies überhaupt ein falscher und niedriger Standpunkt, die Eisenbahnen nur als industrielle Unternehmungen zu betrachten, wie wir es, ohne uns weiter in allgemeine Theorien einzulassen, durch die Sache selbst erweisen werden.

Privatleute mögen in der Industrie ihren Zweck finden, aber der Staat darf sie nicht als Zweck anerkennen, denn er ist sich selbst Zweck, und darum eben das hohe sittliche Institut, in welchem selbst die Sittlichkeit und damit die Kraft und Wohlfahrt der Bürger wurzelt. Der Staat wird die Industrie fördern, weil nur wohlhabende Bürger einen kräftigen Staat bilden, er kann es ertragen, daß sich die Einzelnen ganz und gar ihren besondren materiellen Interessen hingeben, denn diese Interessen sind eben selbst ein Einzelnes, und die unsichtbare Macht der Vernunft und Sittlichkeit bewirkt es, daß die Einzelnen, obwohl scheinbar nur mit dem Ihrigen beschäftigt, dennoch dem Allgemeinen dienen, und das Gefühl und die Hingebung für den Staat nicht verlieren. Aber was bei den Eisenbahnen unmittelbar von allgemeiner Bedeutung ist, darf nicht bloß ein Gegenstand industrieller Speculation sein; da es das Allgemeine, den Staat, unmittelbar angeht, so muß es auch von ihm ausgehn, ganz seine Sache sein: denn durch den Staat bestimmt, gewinnen auch materielle Unternehmungen eine sittliche Bedeutung, die sie als allgemeine haben müssen, sonst aber sind die Eisenbahnunternehmungen nur ein Anreizungsmittel schnöder Gewinnsucht, die der allgemeinen Sittlichkeit schadet. Mit den Actien wird ein gefährliches Spiel getrieben, dessen böse Wirkungen schon jetzt in hinlänglichen Beispielen hervorgetreten sind. Wird unser Zeitalter des Materialismus bezüchtigt, wie es in gewissem Sinne auch wahr sein mag, so ist dies das wirksamste Mittel gegen die schädlichen Folgen desselben, daß der Staat die großen materiellen Unternehmungen zu seiner eigenen Sache macht, wodurch sie selbst sittlich bestimmt werden, als Staatszwecke. Und was möchte wohl überhaupt dem Leben einen würdigern Gehalt geben als die Arbeit für den Staat; und welcher Werth könnte für den denkenden Mann der Erwerb haben, wenn nicht in letzter Instanz aller Besitz dem Allgemeinen diente? Mit dieser Ueberzeugung wird man ohne zu schmähen dem materiellen Treiben der Gegenwart zusehn, und den Erwerb selbst als eine ehrenhafte Sache gelten lassen, wofür ihn auch der Staat anerkennt, und ihm damit das Siegel sittlicher Berechtigung aufdrückt. Alles was auf dieser Welt geschieht, zeigt seinen Werth oder Unwerth, wie es sich im Lichte des Staates darstellt, und was dem Staate dient ist sittlich, wie er selbst das Reich der Sittlichkeit ist.

Würde der Staat den Bau der Eisenbahnen übernehmen, so könnten auch bei dem Baue selbst so manche die öffentliche Sittlichkeit und Wohlfahrtgefährdende Wirkungen vermieden, die schädlichen Folgen in heilsame verwandelt werden.

Eine Actiengesellschaft, dies liegt in der Natur der Sache, sieht nur auf den Gewinn; wie sie den Bau nicht um des Allgemeinen willen unternimmt, so sieht sie auch bei der Ausführung desselben nur auf ihre materiellen Interessen, auf dauerhafte Arbeit und auf möglichste Ersparungen. Wir verglichen früherhin in diesen Blättern die Lage der Fabrikarbeiter mit der der Arbeiter an Unternehmungen des Staates, was wir dabei über die Vernachlässigung jener von Seiten des Fabrikherrn sagten, findet größtentheils auch in Betreff der Arbeiter an Eisenbahnen seine Anwendung. Die Aussicht auf guten Lohn führt diese Leute aus nah und fern zusammen; und wenn sie an einem mechanischen Werke arbeiten, so gelten sie auch den Unternehmern desselben nur als Maschinen, die nur einen gewissen Kostenaufwand veranlassen, um im Gange erhalten zu werden, und noch dazu keiner Reparatur bedürfen, wie überhaupt keiner besondren Anschaffung, da sie sich von selbst darbieten, und die mangelhaften von selbst durch neue ersetzt werden. Solche bedeutende Masse zum großen Theil heimathloser Leute, durch keine innere Bande unter sich zusammengehalten, entbehrt in sittlicher Hinsicht aller Leitung und Beaufsichtigung außer der der allgemeinen Landespolizei, die doch hier unmöglich ausreichend sein kann. Mitten in der civilisirten Welt stellt dieses Volk der Arbeiter den Naturzustand dar, und ihre verhältnißmäßig guten Einnahmen lassen nur um so mehr für ihre Verwahrlosung fürchten. Sollte hier der Staat nicht ganz anders auftreten? Solche unorganisirte, zusammengelaufene Haufen bedürfen gerade am allermeisten strenger Zucht, wie sie nur die öffentliche Gewalt handhaben kann. So würde man auch durch Sparkassen Sorge tragen, daß ihr guter Lohn ihnen einen bleibenden Gewinn brächte. Man könnte nach beendigtem Werke die fremden Arbeiter als Colonisten aufnehmen, und sie würden sich zur ersten Einrichtung ein kleines Capital erspart haben, was sie sonst, in ihre Heimath zurückkehrend, wo es ihnen häufig an Arbeit fehlt, allermeist in Müßiggang und Liederlichkeit verbringen, um dann die Anzahl der Herumtreiber zu vermehren.

Wenn wir aber für die Eisenbahnen überhaupt eine allgemeine Bedeutung in Anspruch nehmen, so muß man dennoch zwischen den großen Linien, welche die Hauptstraßen des ganzen Landes sind, und zwischen Localbahnen unterscheiden. Diese, wie sie mehr ein particulaires Interesse betreffen, so können sie auch am ersten noch der Privatindustrie überlassen werden, auch weil sie an sich verhältnißmäßig unbedeutend sind, treten die nachtheiligen Folgen dieses, freilich unter allen Umständen innormalen Verhältnisses weniger hervor. Aber die großen Landesstraßen sollten durchaus nur dem Staate angehören. Diese müssen gewissermaßen ein organisches System bilden, wie es durch zufällige, und durchaus immer einseitige, kaufmännische Speculationen nie zu Stande kommen kann. Der industrielle Gesichtspunkt des finanziellen Gewinns darf über die Anlage und die Richtung dieser Bahnen durchaus nicht entscheiden. Auch reicht es nicht aus, daß der Plan für dieselben nur überhaupt von der Regierung geprüft wird und genehmigt werden muß. Denn dadurch können wohl viele Nachtheile vermieden werden, aber ein Eisenbahnsystem als ein Ganzes, wie es den Zwecken des Staates angemessen ist, kann durch einzelne Anlagen nicht entstehen, zumal wenn dabei von vornherein der Gesichtspunct verschoben ist.

Eisenbahnen, sagten wir, sind Mittel, durch welche ein allgemeiner Geist sich bildet, und diese höhere Ansicht ist es, die der Staat geltend zu machen hat. Denn es ist jetzt an der Zeit, daß der Staat als geistige Macht sich bethätige, was, wenn es zwar von jeher seine Bestimmung war, dennoch erst in der Gegenwart nach Beseitigung früherer beschränkter Ansichten klar hervorgetreten ist. Wenn sonst schon der bloße Besitz eines weiten Territoriums Macht und Ansehn gab, so kommt es jetzt vielmehr auf das innere einige Leben an, daß in allen Landestheilen der eine Staatsgeist

die Gemüther bewegt, daß die Nation als ein Leib und eine Seele innerlich organisirt ist, und sich in dieser Einheit fühlt und erkennt. Dazu gehört Bildung, dazu gehört eine centrale Staats-Verfassung und Verwaltung, und endlich ein reger Verkehr im Innern, der die Bewohner der verschiedenen Provinzen sich gegenseitig vertraut macht, und damit den allerärgsten Feind im Innern des Staates selbst, die Landsmannschafterei, die namentlich ein deutsches Unwesen ist, vernichtet. Wenn einst die kleinen Republiken des alten Griechenlands durch den Patriotismus ihrer Bürger sich so stark bewiesen, so beruhte eben dieser Patriotismus selbst zum großen Theil auf der Kleinheit des Staates, welche die unmittelbare Gemeinschaft, gleichsam ein Familienleben der gesammten Bürger, möglich machte. Für unsere großen modernen Staaten giebt es, außer der Staatsverfassung selbst, nur zwei Mittel um ein reges Einheitsgefühl der Bürger zu erhalten, die Presse und ein lebhafter innerer Verkehr, wie er nach den heutigen Bedürfnissen nur durch Eisenbahnen zu bewirken ist.

Diese geistige Bedeutung derselben wird der Staat in den Vordergrund stellen, und dann erst die Rücksichten der Industrie eintreten lassen. Und auch in dieser Hinsicht wird er sich weitere Zwecke stellen, als sie bei Privatgesellschaften der Natur der Sache nach zu erwarten sind. Werden die Eisenbahnen überhaupt nicht um des pecuniairen Gewinns willen angelegt, sondern rein nur als ein Förderungsmittel des Verkehrs, so wird man auch darauf bedacht sein durch dieses Mittel, wo es dessen bedarf, einen Verkehr zu erwecken und zu heben, damit sich über alle Landestheile eine gleichmäßige Lebendigkeit verbreite. Wenn man über Centralisation klagt, und wenn es allerdings zu befürchten ist, daß dieselbe in industrieller Hinsicht durch die Eisenbahnen steigen werde, insofern man bei der Anlegung derselben fast nur die großen Fabrik- und Handelsstädte berücksichtigt, so kann auch diese Nachtheile nur der Staat abwenden, der allein partheilos mit gleicher Liebe alle seine Bürger liebt.

(Schluß folgt)

Die Ausschließlichen.

Novelle von Walbert.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Nachmittag war ich vor dem genannten Hause, welches an einer einsamen Stelle der Kochstraße, nicht weit vom Prinzlichen Palais liegt. Ich klingelte, eine alte Portierfrau zeigte mir eine Treppe hoch den Weg, und ein ernsthafter Bediente in grauer Interims-Livrei mit gelber, langer Weste öffnete die Thür. Auf meine Anfrage sagte er mir, daß sein Herr mich schon erwarte, aber im Augenblick den Herrn Geheimerath Sander im Salon zu sprechen habe, und mich deshalb bitten lasse, mich in seinem Wohnzimmer niederzulassen.

Dieß alles geschah mit einer solchen Ruhe und Bildung, wie ich es bei den hiesigen Bedienten niemals gefunden, die Flügelthüren wurden geöffnet, der Diener setzte mir einen Lehnsessel hin, und ließ mich sogleich allein. — Ich hatte Muße, das Zimmer genauer zu betrachten, und fand es im vollsten Einklang mit der ganzen Persönlichkeit des Bewohners. Eine silbergraue Wand von ungemusterter Tapete war durch zierliche Pilaster von weißem polirten Stuck in große Felder getheilt, ein Marmorkamin mit englischem Bronze-Gitter und einem großen Spiegelglas-Schirm nahm die eine Seite ein, auf seinem Gesims stand eine werthvolle alt-französische Pendule in schwarzem, großem, seltsamem Marmorgestell, rechts und links davon zwei schlanke roth und schwarze hetrurische Vasen mit Tänzerinnen darauf, und an den Enden zwei große Faunen aus prachtvollem Jaspis; ein Spiegel, die ganze Höhe des Zimmers einnehmend, von goldenem Barockrahmen umfaßt,

mit schweren Bronze-Leuchtern an den Seiten, füllte den Pfeiler zwischen den beiden Fenstern, davor stand auf dem Fußboden ein prächtiges großes Porphyrgefäß. Dichte, violett seidene einfache Vorhänge verdunkelten das Zimmer, und waren nur durch einen dicken Bronze-Knopf auf jeder Seite aufgenommen. Zwei Reihen hoher schöner Blumen verbauten jeden Blick von außen in dieses Heiligthum, und eine große antike Marmor-Lampe mit dicken Blumenreliefs an drei goldenen Ketten hing vom Plafond herab, ein runder Tisch von eingelegtem Malachit, mit goldenen Füßen, worüber ein türkischer Shawl als Decke gebreitet, stand vor dem Sopha, und dieses, so wie die Stühle, waren von dunkelnußbraunem Sammt, mit darauf gedruckten goldenen Verzierungen. Durch das ganze Zimmer lag eine dicke dunkelrothe Persische Decke. — Ueber dem schwarz maroquin Ruhebett trug eine lange Console von grünem Silber-Pappelholz Göthes und Immermanns Werke, einige Theile Voltaire, zwei Victor Hugo, einige unaufgeschnittene Balzac, ein Paar englische Keepsakes in Cramoisi-Seide, Childe Harold, und ein Paar komische englische Romane.

Indiana von George Sand lag auf dem Sopha, wie eben aus der Hand gefallen. In der Thür hing ein prachtvoller türkischer Säbel mit schwer gestickter ungarischer Tasche, und ein Paar wunderschöne ausgelegte alt französische Pistolen reichten mit ihren Kolben von einer hohen altmodischen Ebenholz-Servante, wovon ein Kasten offen stand. Zwei schöne große Copien von Correggio aus der Dresdner Sammlung zierten in schweren goldenen Rahmen die breite Wand, und über dem Kamin sahe man eine prachtvolle ungarische Bärenjagd. Ueber dem Sopha hing das lebensgroße Bild einer schönen jungen Person in italienischem Costum, mit einer Meisterschaft ausgeführt, deren nur die besten Venetianer ihrer Zeit fähig waren. — Ein Brustbild im modernen Costum zeigte mir eine unserer berühmtesten jungen Schauspielerinnen, darüber hing ein echter Blondenschleier. —

Auf dem Tische stand eine große englische Chatoulle, aus der mehrere Papiere herausgerissen, die vielleicht auf den Besuch im Salon Bezug hatten, und ein Medaillon, das Bild eines vornehmen Ungarn in Husarentracht an einer Kette von Brillanten, lauter großen Chatons, hing daraus herab, ein russischer und ein österreichischer hoher Orden, ebenfalls in Brillanten, mit den dazu gehörigen Bändern, lagen daneben.

Dieß alles konnte ich in 10 Minuten mit eiligen Blicken übersehen, als die Thür gegenüber sich öffnete, und mein neuer Freund auf mich zukam.

„Ein unerwarteter lästiger Besuch hat mich abgehalten, Sie zu empfangen. Verzeihen Sie mir, aber es war ein unabweisbarer. Man mag sich in der Welt noch so unabhängig stellen, immer wird sich doch ein Störer finden. —

Ich bemerkte ihm, daß ich mich nicht für einen Freund zu rechnen wage, wenn er eine Entschuldigung ausspräche, und wir waren bald à notre aise. —

Sehr starker Mocca-Kaffee in türkischen Tassen, und 3 verschiedene Liqueure wurden uns vom Bedienten auf einem silbernen Plateau presentirt, und derselbe entfernte sich mit dem gemessenen Befehle, daß sein Herr für Niemand zu Hause sei. —

„Nun, mein junger Freund, wir kommen heute um unsern melancholischen Spaziergang, aber ich denke, es Ihnen bei mir auch bequem zu machen. Lassen Sie uns die zwei Stunden vor der Belagerung von Corinth, die wir zusammen hören wollen, auf unsere einmal gewöhnte Art ausfüllen. — Sie haben so herzlich und vertrauungsvoll mir Ihre Leiden geklagt, haben mich dabei um Rath angesprochen, und ich will Ihr Vertrauen mit gleichem vergelten. — Vielleicht kann der erfahrene Mann Ihnen so manchen Trost geben, und Sie aus meiner Geschichte ersehen, daß man vieles, vieles erleben und selbst verlieren kann, und doch noch Unglücklichere und Verlassenere finden wird

die einem vielleicht sogar noch manches beneiden, dessen werthvollen Besitz man erst durch den Vergleich ganz würdigen lernt.

Ich bin der natürliche Sohn eines ungarischen Fürsten, und einer venetianischen Malerstochter. Meine Mutter sehen Sie hier in diesem Bilde über uns, meine Geburt kostete ihr das Leben. — An der Brücke von Arcole blieb bald nachher auch mein Vater in einem Cavallerie-Angriff, und so ward ich denn, Waise und Bastard zugleich, als kleines Kind einem alten österreichischen Reichshofrath, der schon lange der Verwalter des unermeßlichen Vermögens meines Vaters gewesen, übergeben, ohne daß irgend jemand ein weiteres Interesse an mir nahm. Nach vielem Hin- und Herschreiben, was sich der alte Rath nicht verdrießen ließ, weil er außer seiner Gutmüthigkeit auch eigensinnig wie ein Pferd war, ward mir von der ungarischen Familie ein Capital von 100,000 Fl. als Abfindungssumme zugesichert, und niemals habe ich mich wieder an meine väterlichen Verwandten gewendet, noch von meiner italienischen Familie etwas gehört. Mein alter Vormund lebte in Grätz in Steiermark in gemächlicher Ruhe, und genoß, wobei er indeß seine Verwaltungs-Geschäfte aufs Pünktlichste betrieb, alle die Lebensfreuden, die ihm noch übrig blieben.

Von früh an ward ich in seine Philosophie eingeweiht, und weil ich gesund, lebensfroh, und auch sehr hübsch war, sein vollkommener Liebling, mit dem er überall kokettirte, und den er auch gelegentlich, wo es anging, hinter meinem Rücken, für seinen Sohn gelten ließ. Meine Studien machte ich bis in mein 16tes Jahr durch Privatlehrer, ging dann auf 2 Jahr mit meinem alten Rath nach Wien, der um meinetwillen seinem bequemen Leben in Grätz entsagte, besuchte dort die hohe Schule, und hatte mich eben zu einem Amte in der Kanzelei des auswärtigen Ministeriums gemeldet, als mein alter Vormund erkrankte, und bald darauf starb. Durch seine Connexionen hatte er mich, aus Gründen, die in seinen persönlichen Verhältnissen und Ansichten lagen, in meinem 18ten Jahre majorenn erklären lassen, und ich stand nun ganz allein und unabhängig in der Welt da, mit einem Vermögen von 150,000 Fl., denn so viel hatte der alte Herr mir dazu vermacht. — Daß dieß alles mich nicht sehr einlud, eine trockene Kanzleistelle anzunehmen, können Sie sich denken, und bald ward mir auch Gelegenheit, meinen unruhigen Geist wo anders zu beschäftigen. — Nach der Beendigung des Waffenstillstandes 1813 erklärte sich Oestreich für die Coalition, und bald marschirten unermeßliche Truppen-Züge dem Norden Deutschlands zu, um die fremden Unterdrücker daraus zu vertreiben. Auch ich war mitten darunter, denn eine Junkerstelle in dem Husaren-Regiment Erzherzog Johann war bald erkauft, und der reiche Pelz auf der linken Schulter, so wie die goldene Husarentasche, die meinem schwarzen Araber die Seite schlug, trösteten mich vollkommen für alles, was ich hinter mir ließ. —

Bei Dresden und Kulm machte ich meine ersten Waffenthaten, und wurde bei Leipzig in einem glänzenden Cavalerie-Choc so schwer verwundet, daß ich die ersten Monate für den Dienst untauglich war, und diese Zeit in Deutschland zu meiner Heilung zubringen mußte. Erst im Anfange des nächsten Jahres konnte ich wieder zur Armee stoßen, machte das Gefecht bei Montmirail, wohin ich zufällig als Courier beordert war, als Volontair mit, und zog im März endlich in Paris mit ein. —

Bei Montmirail hatte ich dem preußischen General v. B. mein Pferd gegeben, weil das seinige ihm erschossen wurde; dieß brachte mich später in Paris wieder mit ihm zusammen, er fand Gefallen an meiner Verachtung jeder Gefahr, die bei mir, als einem jungen Menschen ohne allen Anhalt, und mit entschiedenem Ehrgeiz, etwas ganz natürliches war, und er beredete mich, meinen Abschied zu nehmen, und in preußischen Diensten mein ferneres Glück zu suchen. — Preußen hatte mir immer gefallen, seine fabelhafte

Entwickelung unter Friedrich II, sein kühnes Schilderheben in neuester Zeit, sein unglücklicher edler König, alles dieß zusammen interessirte mich. — Außerdem war meine Stellung durch meine anstößige Geburt in der östreichischen Armee immer eine zweifelhafte, da zu jener Zeit der reine alte Adel sehr zurückgezogen von den übrigen Offizieren lebte, und dieß im Frieden noch viel mehr heraustreten mußte, als während der Campagne. Schon mehrere Male hatte ich mit dem Schwerte meinen Platz vis-à-vis einiger ungarischen jungen Brauseköpfe behaupten müssen, und dieselben theilweise so gezeichnet, daß sie es nicht vergessen und gelegentlich mir gewiß gedenken würden. — So faßte ich denn einen schnellen Entschluß, kam um meine Entlassung ein, und bald war ich 1814 preußischer Offizier unter den Gardekosacken, den spätern Garde-Uhlanen. — 1815 zogen wir ohne Schwertschlag wieder in Paris ein, und nach erlangtem Frieden war ich mit 21 Jahren einer unserer gesuchtesten hiesigen Cavaliere. — Mein alter General war indessen in den Ruhestand versetzt, blieb aber mein treuer Freund. Durch ihn machte ich die Bekanntschaften der vornehmsten Familien, und einflußreichsten Männer. Bei einer außerordentlichen Sendung am Petersburger Hofe figurirte ich sogar als Galoppin im Gefolge des Gesandten, mein Vermögen, meine Orden und mein Ehrgeiz ließen mich dieß mit einer gewissen Art und Sicherheit thun, und ich segnete mein Geschick, was mich so poussirt hatte. —

(Fortsetzung folgt.)

Herr Ludwig Rellstab

als Sittenrichter der jüngeren deutschen Schriftstellerwelt.

Von Ludwig Eichler.

Leser der Vossischen Zeitung haben seit Jahren die eigenthümliche Redaktion des französischen Artikels darin nicht genug rühmen und bewundern können.

Derselbe ist, wenn auch in schlechtem Deutsch, aber doch unverständlich abgefaßt, was man sich gern gefallen läßt, wenn man bedenkt, daß Journalisten nicht Deutsch zu verstehen brauchen, weil ja eine Zeitung, eine deutsche, blos dazu dient, Morgens beim Kaffeetrinken die Augen zu beschäftigen, nicht aber Grammatik daraus zu studiren.

Lies't man also von „gestern Abend in den Touillerien stattzufindenden Concerten" so hat das weiter gar nichts zu sagen, zum Morgentrunk kann man schon sich etwas gefallen lassen.

Wenn aber Einer seine Muttersprache nicht versteht, warum will man von ihm verlangen, daß er eine fremde, etwa Französisch, verstehen solle? wozu stellt man Leute bei den Zeitungen zur Bearbeitung der Notizen aus französischen Journalen an? Natürlich blos, weil sie fähige Köpfe sind und bei der Gelegenheit Französisch lernen sollen!

Das müßte aber die Vossische Zeitung billigerweise bekannt machen, damit der Leser nicht mit irrigen Ansichten an die Lectüre der von Paris datirten Artikel gehe.

Wie Kaufleute bei Abschluß der Contocurrente sich gewöhnlich vor dem Nachtheile etwaniger Rechenfehler verwahren, indem sie S. E. et O. dazuschreiben, so sollte auch die Vossische ihrem französischen Artikel ein Motto: salvo errore et omine vordrucken. Dann freilich würde es Niemanden gerechterweise mehr Wunder nehmen können, wenn er le maire et l'adjoint de Paris mit: der Maire und der Adjutant von Paris, corps de garde mit Garde du Corps übersetzt findet und dergleichen mehr.

Ja der Bericht über den Transport der Asche Napoleons würde durch das nützliche S. E. et O. entschuldigt, wenn auch nicht verstanden werden können. Mich fragte nämlich einmal Jemand, jenen Bericht betreffend, wie er sich das zu denken habe, daß bei dem Transporte der Asche immer eine erleuchtete Kapelle zur Hand gewesen sei. Auf St. Helena eine erleuchtete Kapelle, auf der Fre-

gatte La belle Poule eine erleuchtete Kapelle, und bis Paris hin immer und ewig diese erleuchtete Kapelle.

Ich muß gestehen, ich konnte mich nicht sogleich zurechtfinden, ich hatte in den französischen Journalen Nichts von „erleuchteter Kapelle" bemerkt. Endlich fiel mir die lächerliche Lösung des Räthsels bei.

Wir Deutsche sind als treffliche Uebersetzer bekannt, der Zusammensteller des französischen Artikels in der Vossischen leider noch nicht genug. Er hatte in diesem Falle die beste deutsche Tugend, die deutsche Treue, bewährt, und chapelle ardente — worunter die eigensinnigen Franzosen Katafalk zu verstehen belieben — mit rührender Einfachheit durch „erleuchtete Kapelle" übersetzt.

Nun sage mal Einer, daß die Vossische Zeitung nicht interessant wäre. Ich meines Theils möchte um keinen Preis dergleichen Schulbubenschnitzer in der Zeitung entbehren, es ist das Beste und Merkwürdigste darin.

Aber hart muß ich es nennen, wenn 5000 Abonnenten und sonstigen Lesern zugemuthet wird, auch das noch zu verdauen, was der treffliche Uebersetzer von seinem Eignen hinzuthut, Reflexionen und Räsonnements nämlich, welche er gewöhnlich durch eine Parenthese in eine aparte Ecke bringt, um Verwechselungen zu verhüten.

So lasen wir kürzlich:

„ — Die Herren Kolloff, Dr. Schuster „(aus Hannover) und Anton Hamberg haben in „den Pariser Journalen eine Erklärung (am 4. „September unterzeichnet) veröffentlicht, derzufolge „Herrn Heine auch die letzte Ausflucht in seinem „Handel mit Herrn Strauß zerronnen ist. Er „wird in allen Punkten der offensten Lüge und „der Feigheit beschuldigt. (Deutsche Blätter theilen „diese Erklärung, *die auch für die ganze li„terarische und sittliche Richtung der jün„geren deutschen Schriftstellerwelt höchst „merkwürdig ist*, in ihrer Vollständigkeit mit.)"

Sieh den Fuchs! wie fein, wie vornehm, wie en passant versteht er zu denunciren, und in welchem mysteriösen Orakeltone! Man merkt es kaum; der gewöhnliche Leser der Vossischen wird stutzig durch eine solche Parenthese, er bekommt das unbestimmte Gefühl: aha, da kriegen die jungen leichtfertigen Scribenten eins ausgewischt.

Es ist wirklich etwas Ergötzliches, unsern Vetter Michel zu sehen, wenn er alt geworden ist, es ist eine wahre Seele von Mensch, ein harmloses Gemüth und unschädlich im höchsten Grade, weil er immer etwas post festum zu kommen weiß. Er ist kein Modenarr, er trägt seine Kleider immer nach dem eben abgekommenen Schnitt, er weiß den Fabius Cunctator zu spielen, damit seine schlechten Streiche nicht schädlich werden. Er weiß, sein Ingrimm ist ungefährlich, und schickt das unschuldige Ding so beiläufig in die Welt, indem er sich selbst hinter dem Zaune versteckt, und durch die Fugen guckt, was daraus werden wird.

Erlaube mir, o du lieber Vetter Michel, daß ich dir die Maske von Brettern vor dem Kopfe wegnehme und dein holdes Antlitz der verdächtigen Welt zeige. Ich weiß, ich thue deiner geschämigen Bescheidenheit wehe, aber sprich dennoch das große Wort gelassen aus: ich bin aus Tantalus Geschlecht, bin *Ludwig Rellstab*.

„Seh' ich dich endlich wieder, o Götterjüngling?" Du weichst, wie Friedrich der Große in Rammlers Ode, unserm Triumphesbogen aus, und anstatt bekannt zu machen, daß du von deiner italienischen Reise zurückgekehrt wieder mit Uebersetzungsfehlern und classischen Kunsturtheilen eingesprungen bist, beugst du bescheiden und anspruchlos deinen Nacken in das Joch des französischen Artikels der Vossischen, und höchstens bei dem Theaterreferat lässest du das foenum in cornu, das bekannte L. R., sichtbar werden, wie in Königlichen Lustschlössern bei Anwesenheit höchster Personen eine Flagge aufgezogen wird.

Aber es ist doch schön von Ihnen, Herr Rellstab, daß Sie zu den übrigen Tugenden, welche Sie zieren, auch noch die der galanten, uneigen-

nützigen Ritterlichkeit hinzufügen, daß Sie eine Dame so warm beschützen, mit der Sie doch, wie männiglich bekannt, nie ein Verhältniß gehabt haben. Die literarische Sittlichkeit ist Ihnen nie von Person bekannt gewesen, wie Sie sich erinnern werden. Sie haben ihre literarische Carriere mit einem Pamphlete begonnen und Lob und Lohn genug dafür eingeerndtet, um, dadurch aufgemuntert, in Ihren kritischen und journalistischen Bestrebungen nie diese Richtung zu verlassen.

Und trotz dieser entfernten Bekanntschaft mit literarischer Sittlichkeit, wie edelmüthig nehmen Sie dieselbe in Parenthese und Schutz bei Ihrer jüngsten Verdächtigung der jüngeren Schriftstellerwelt!

Ich kann es mir bei dieser Gelegenheit nicht versagen, hier ganz in Parenthese (verzeihen Sie mir die Nachahmung) Ihr Lobverkünder zu werden, und hervorzuheben, mit welcher Consequenz Sie von jeher gewirkt haben.

Seit langen Jahren sind Sie als kritischer Bombardier und humoristischer Kunstfeuerwerker bei der Vossischen angestellt, und haben ihre Balancirstange mit um so bewundernswürdigerer Geschicklichkeit zu brauchen gewußt, als Ihnen eigentlich von Natur kein großes Talent zu dergleichen Künsten geworden.

Was Ihnen an Schärfe des Urtheils abging, haben Sie glücklich durch Flachheit des Humors contrebalancirt.

Ich wollte, Sie wären Akademiker und gestorben, ich wäre in Ihre Stelle gewählt und müßte Ihnen die gebräuchliche Lobrede halten; wie wollt' ich mich über Ihre literarisch sittlichen Tugenden verbreiten. Ich würde, wie Herr von Salvandy in der Eloge Viktor Hugos, besonders hervorheben, daß Sie trotz ihrem männlichen, vorgerückten Alter sich noch immer zu jener kräftigen Derbheit, jener taktlosen Unbesonnenheit, zu dem rücksichtslosen Drauflosgehen zu erheben wissen, welches schon die ersten Anfänge Ihrer kritischen Jugendblüthe so merkwürdig machte.

Ich würde die schöne Henriette, die Spontinibroschüren, die vielen Recensionen voll Rossiniwuth und Gluckenthusiasmus als Material benutzen, ja selbst das Theaterlexikon von Herloßsohn Band 2, S. 249 würde ich citiren, allwo sich in der Biographie einer gefeierten Künstlerin eine allerliebste Rohheit aus Ihrer Fabrik befindet, welche Sie, edler Mann, Band 3 pag. 349 zu widerrufen sich herabließen.

Auch Ihre Musikverdienste wüßt' ich gelegentlich zu erheben, und es in's günstigste Licht zu stellen, wie Sie jüngsthin einer jungen Künstlerin, welche erst wenig gesungen und deren schöne aber schwache Stimme sich erst noch mit der körperlichen Entwicklung feststellen wird, angehört haben, daß ihre Stimme bereits überanstrengt sei, — was wahrscheinlich durch die schlechte italienische Lehrmethode verursacht ist, welche den Ton aus der Brust heraufbildet, während doch Sänger bekanntlich den Ton am Gaumen herausdrücken müssen, damit sie sich wie muthige hartmäulige Pferde recht auf's Gebiß legen können.

Ich würde eine entfernte Aehnlichkeit nicht verschweigen können, die Sie mit Beethoven haben, den Sie verehren, weil er taub war und Sie nicht hören können.

Ich würde — — aber Sie sind kein Akademiker und noch nicht begraben, ebenso wenig, wie ich Ihr Nachfolger zu werden die Hoffnung oder auch nur den Wunsch habe.

Nichts destoweniger bleibt Ihnen meine Verehrung für ewige Zeiten sicher. Im Schwarzwalde entdeckten zwei Engländer in einer verrufenen Gegend einen Wirth, der ihnen durch seine colossale Grobheit imponirte, sie verbreiteten seinen Ruhm in ihrer Heimath, und bald stand das Wirthshaus auf der großen Tour mit verzeichnet, und der Wirth sah sich unverhofft mit Engländern überschwemmt, ohne die Ursache davon zu ahnen. Durch den Umgang mit vielen Menschen und den blühenden Gang seines Geschäftes wurden die Manieren des Wirthes mit der Zeit gefälliger,

und ebenso schnell verzogen sich seine Gäste wieder. Als er den Grund davon endlich erfuhr, entschloß er sich zu folgender Annonce:

Den Herren Engländern mache ich hiermit bekannt, daß mein Wirthshaus nach wie vor besteht; wie in früheren Jahren werde ich auch in diesem grob sein, sehr grob, ja noch gröber! Ich bitte daher um fleißigen Besuch.

Sie, Herr Rellstab, werden nie eine Annonce nöthig haben, Ihr Ruf hat nie nachgelassen, daher Ihnen auch Ihre Kunden nicht entstehen können, ich und alle Journal-Engländer werden stets im Vossischen Schwarzwalde Ihr Wirthshausschild mit Vergnügen aufsuchen und allen Touristen das L. R. anzupreisen wissen.

Um eine Bemerkung aber noch möcht' ich zum Schlusse die Welt nicht bringen, und setze sie deshalb her. Sie haben in früheren Dienstverhältnissen sich eifrig mit Mathematik beschäftigt, und jener Ausspruch des Archimedes ist Ihnen nicht entgangen: Gieb mir, wo ich stehe, und ich hebe die Erde aus ihren Angeln!

Sie gehören nicht zur jüngern Literatur, weil Sie zu keiner gehören, wovon Sie sich leicht überzeugen können, wenn Sie Ihr scharfes kritisches Skalpel an den Leihbibliotheken-Roman des Grafen von Segür, 1812, welcher Sie zum Verfasser hat, und an das Drama „die Venetianer," Ihre hauptsächlichsten Schöpfungen, legen wollen. Da Sie nun außerhalb aller Literatur stehen, und insbesondre außerhalb der jüngeren, so wird es Ihnen leicht werden, dieselbe aus ihren Angeln zu heben.

Gehab' dich wohl, Du wackrer Archimedes, ich bin kein römischer Soldat, dem Du ein: noli turbare circulos meos zuzurufen brauchtest. Ich mache die Welt vielmehr auf Deine circulos (Parenthesen) aufmerksam, und will geduldig warten, bis Du den Beweis zu Deinen Lehrsätzen gefunden und der Welt mitgetheilt haben wirst.

Wanderlied.

Das ist der alte Liedergeist,
Der lockt durch Busch und Auen;
Ihr weisen Herrn, habt gute Nacht,
Gott schütz' euch, edle Frauen!

Hab' kräft'ger Sprüche viel gelernt
Von Siegfried und Kriemhilden,
Von deutscher Vorzeit Ruhm und Recht,
Von hoher Kunst Gebilden.

Hab' schöner Nächte viel verträumt
Mit Plato, Kant und Hegel;
Nun eilt mein Schifflein aus der Bucht
Und fliegt mit eignem Segel.

O süße Fraun beim duft'gen Thee,
Mein Herz, euch möcht's behagen?
Seufzt nicht so bang, ich kehr' nicht heim,
Helf' Gott dies Leid euch tragen.

Das ist der alte Liedergeist,
Der lockt durch Busch und Auen;
Wie dumpf der Linde Wipfel rauscht,
Wie hell die Berge blauen!

Ein gülden Band umwebt den Hut,
Die Locke fliegt im Winde,
Zur Seite blinkt die Zither hell
Und klingt manch ros'gem Kinde.

Und plötzlich fühl' ich's wunderklar,
An süßem Mund geschäftig:
Herr Walther von der Vogelweid',
Wie wogt dein Lied so kräftig!

Und plötzlich fühl' ich's wunderklar:
Eins nur ist Kern und Schaale;
Gott, Seel' und Welt, in ihrem Aug'
Brennt's hell mit einem Strale.

So geht's hinaus mit Sang und Klang,
Mit Lust und Liebesträumen;
Der Born im Herzen braust so wild,
Und tausend Küsse schäumen.

Die Haide lacht, es lacht der Wald,
Neigt sich dem wilden Knaben;
Still, liebes Herz, im Nebel tief
Schon liegt die Stadt begraben.

Ihr weisen Herrn, habt gute Nacht,
Gott schütz' euch, edle Frauen.
Das ist der alte Liedergeist,
Der lockt durch Busch und Auen.

Königliches Theater.

Am 21. September trat Dem. **Hähnel** als neu engagirtes Mitglied der Königlichen Oper in der Rolle des Romeo auf. Sie wurde lebhaft begrüßt, und ihr kunstreicher Gesang wie ihr edles Spiel fanden den anhaltendsten Beifall. Es war eine ordentliche Erholung, einmal wieder eine noble Vorstellung auf der Königl. Opernbühne zu sehn. Dem. **Clara Krüger** spielte die Giulietta mit noch größerem Erfolge, als das erste Mal. Ihre Stimme füllte jetzt, nachdem sie es kennen gelernt, das Haus vollkommen aus, und Spiel und Gesang athmeten die reinste Schönheit. Den dritten Akt namentlich spielte sie meisterhaft. Sie wurde mit Dem. Hähnel gerufen. Wir können daher nicht umhin, unsre Verwundrung darüber auszusprechen, daß man diese so talentvolle, viel versprechende junge Sängerin nicht öfter auftreten ließ, da man, wie wir hören, sie doch veranlaßt hatte, die drei Rollen der Isabelle in Robert der Teufel, der Rosine im Barbier und der Madelaine im Postillon für ihr weiteres Auftreten einzustudiren. Die Königliche Oper ist freilich so demontirt, daß sie kein Ensemble mehr zu Stande zu bringen vermag, und die einfachste Aufführung mit tausend Schwierigkeiten verbunden ist. — Als 2te Gastrolle hatte Demoiselle Krüger die Adalgise ebenfalls mit vielem Beifall gesungen, aber die Darstellerin der Norma, Mad. Marquardt-Segatta war dieser Rolle so wenig gewachsen, daß der Effekt des Ganzen darüber verloren ging. Für Dem. Hähnel wird, wie der Hamburger Correspondent meldet, der Orpheus von Gluck einstudirt werden, auch will man die Cleopatra desselben, mit der das Opernhaus eröffnet wurde, renoviren. Die historische Schule will sich, wie es scheint, auch in der Kunst geltend machen. Das wird sehr lehrreich, aber sehr langweilig werden. In der Kunst gilt weit mehr noch als in der Geschichte das Recht des Lebendigen. — s.

Feuilleton.

Immermanns Tristan und Isolde ist nun erschienen. Diese freie Bearbeitung des mittelaltrigen Epos von Gottfried von Straßburg gehört zu dem Schönsten, was unsre Literatur seit vielen Decennien hervorgebracht hat. An solcher Frische des Dichtens, so köstlicher Reinheit der natürlichen Empfindung, solchem Reichthum des Humors haben wir uns lange nicht erfreut. Es ist ein Epoche machendes Werk, wie der Münchhausen, und doppelt schmerzlich muß es uns berühren, daß es Immermann nur vergönnt war, die Hälfte des Gedichtes zu vollenden. Der hinterlaßne Plan des Ganzen zeugt von den tiefsten Conceptionen und vielen poetisch sehr bedeutenden Umänderungen des alten Epos. Das Athenäum wird später einen ausführlichen Artikel darüber bringen.

Georg Herwegh ist unstreitig das größte lyrische Talent der jüngsten Gegenwart. Da wir es versäumt haben, zu **rechter Zeit** über ihn zu sprechen, so können wir nur auf die vielfache und

schöne Anerkennung, welche ihm in der gesammten Journalistik wird, verweisen.

In Schweden ist durch die Verwendung eines Bischofs die Uebersetzung des Lebens Jesu von Strauß verboten worden, in Holland hat man es faktisch unterdrückt, und in England sprechen die Kritiker, welche fast alle torystische und orthodoxe Gesinnungen hegen, offen den Grundsatz aus, daß solche Bücher confiscirt zu werden verdienen. Wie ist uns? Ist Deutschland das einzige Land, welches die philosophische Forschung ertragen kann, weil es allein gründlich gebildet ist? Dann steht es nicht so schlecht um Deutschland, wie wir wähnen, dann werden wir die Palme der Preßfreiheit unter allen Völkern erringen, indem wir den Geist frei machen durch seine eigne Kraft, durch das Denken, nicht durch die Gnade der Kirche und des Staates.

Eine neue Wissenschaft ist erfunden worden, die „Populationistik“ oder Bevölkerungswissenschaft von Bernouilli, Professor in Basel, der sie in 2 Bdn. feil bietet. Auch von einer „Chorographimetrie“ liest man, die eine Vereinigung der Zeichnenkunst mit der Geometrie darstellen soll, und welche der Freiherr von Klein in Mainz herausgegeben hat. Diese karrikirte Gräkomanie sollte doch nach gerade in das Gebiet der Geschmacklosigkeit verwiesen werden.

„Gehen Sie gut mit den Schriftstellern um, sagte Napoleon in der Instruktion Savarys zum Polizeiminister, man hat sie gegen mich erbittert, indem man ihnen gesagt hat, daß ich sie nicht liebe; man hat dabei eine böse Absicht gehabt. Es sind nützliche Leute, die man immer auszeichnen muß, weil sie die Ehre Frankreichs sind.“

In der Sentinelle de l'Armée giebt A. v. Bornstedt eine interessante Notiz über den Hergang nach der Schlacht bei Waterloo, welche, wie er sagt, unlängst Thiers zugekommen, und für uns Preußen von großem Interesse ist.

Nach der Schlacht fand eine Zusammenkunft zwischen Blücher und Wellington statt. Der Schauplatz dieser Zusammenkunft war ein kleines Haus, das fast aller Hausgeräthe entbehrte, kaum, daß sich ein Tisch darin vorfand. Der Herzog von Wellington verstand nicht deutsch, und nur wenige Worte französisch; Blücher nicht englisch. H. v. Nostiz, Blüchers Adjutant, gab den Dollmetscher ab. Als die Frage aufgeworfen wurde, was nun zu thun sei, schlug Wellington vor, mit beiden Armeen Position gegen Avesnes hin zu nehmen, und wollte nichts davon wissen, sich weiter vorzuwagen. Blücher aber wurde unwirsch bei dem Gedanken, an der französischen Grenze stehn zu bleiben, und erklärte mit Feuer, daß man unverweilt und geradewegs auf Paris losmarschiren müsse. Als der Herzog Paris nennen hörte, vermochte er nicht ein Lächeln zu unterdrücken und bekämpfte angelegentlich die Ansicht des preußischen Oberbefehlshabers als einen gewagten Einfall, als eine Unbesonnenheit, als gegen die Regeln der Strategie verstoßend. Er stützte sich hauptsächlich auf die Gefahr, sich mit einer Invasionsarmee in ein feindliches Land zu wagen, und zwar gerade zwischen die Hauptstadt und eine dreifache Reihe von Festungen hinein, die man unkluger Weise im Rücken lassen müßte, ohne sie vorher bezwungen zu haben, und ohne Truppen genug zurücklassen zu können, um sie mit Observationskorps zu umgeben.

Blüchers üble Laune wurde bei diesen Expositionen immer sichtbarer, und endlich erklärte er rundweg: er seinerseits sei entschlossen, unverweilt auf Paris zu marschiren, und wenn der Herzog von Wellington entgegengesetzter Meinung sei, so sei es ihm unbenommen, bei Avesnes Position zu nehmen, und dort stehen zu bleiben, er aber, Blücher, werde unausbleiblich, und allein auf Paris marschiren.

Wirklich gab Blücher, nachdem er mit Gneisenau Rath gepflogen, den Befehl, augenblicklich

vier preußische Schwadronen aufsitzen zu lassen, ihnen eine Batterie Artillerie beizugeben, und die französische Armee noch in der Nacht selbst mit diesen Truppen zu verfolgen.

Diese Kombination mußte dem flüchtigen französischen Heere den Glauben beibringen, daß die gesammte verbündete Armee hinterher sei. Auch hatten die Trompeter Befehl, fortwährend zu blasen, und die Kanoniere, von Distanz zu Distanz wieder einige Schüsse abzufeuern, um an eine Verfolgung mit Artillerie glauben zu machen.

Somit wäre der wahre Erfolg der Schlacht bei Waterloo Blücher und den Preußen, nicht Wellington und den Engländern zuzuschreiben. Ueberdieß darf nicht vergessen werden, daß von den 70,000 Mann, welche Wellington befehligte, nur ein Drittheil aus wirklich englischen Truppen bestand, während die übrigen zwei Drittheile hannöversche, braunschweigische, nassauische, hanseatische und niederländische Truppen waren.

Alphons Karr erzählt in der September-Lieferung seiner Wespen: So eben sind mehrere Kaufleute zu Strafzahlungen verurtheilt worden, weil sie sich in ihren Läden Ausdrücke erlaubt haben, die das neue Münz- und Gewicht-Gesetz verbietet; d. h. weil sie an ihre Schilder geschrieben: Hier ist zu haben „Zucker das Pfund zu 50 Sous." Es giebt nämlich keine Pfunde und keine Sous mehr. Die gegenwärtige Regierung will sich ohne Zweifel an der Albernheit von 1793 rächen, durch welche der Name „von Saint-Cyr" verpönt war, weil es keine von's, keine Heilige und keine Sire mehr gäbe. — Es ist nur schlimm, daß leider noch immer Münzen circuliren, auf denen geschrieben steht: 10 Sous, 20 Sous u. s. w., und daß man also dergleichen Gelder in Zukunft nicht mehr beim rechten Namen wird nennen dürfen, es sei denn, daß das Ministerium ein neues Buchstabir-Gesetz erließe, des Inhalts, daß künftig zu lesen sei: z-w-e-i — zehn, S-o-u-s — Centimes, — zehn Centimes.

Hegel-Schellingscher Streit.

*** Den Beweis, daß eine gewisse Clique als Depot ihrer Expectorationen auch die obskursten Winkelblätter nicht verschmäht, liefert eine Korrespondenz aus Berlin, welche das Danziger Dampfboot überbringt. Der Artikel erhält dadurch einigen historischen Werth, daß sich aus seinem Gedankengange und seiner Fassung bis zur Evidenz herausstellt: sein Verfasser und der erste Berichterstatter über die Schellingische Flugschrift in der Augsb. A. Ztg. seien identisch. Wir würden gerne denselben hier abdrucken lassen, um den jenseitigen Kämpen einen Spiegel ihres Getriebes vorzuhalten, wenn wir nicht unser Blatt mit solchen Sudeleien zu verunehren fürchten müßten.

Um die Meinung des Publikums in dieser Sache ein für allemal festzustellen, so folge hier die Erklärung über die Veranlassung der gegen Schelling gerichteten Flugschrift und Zeitungsartikel. Man möchte so gerne jetzt glauben machen, die Hegelsche Schule sei der angreifende Theil gewesen, sie habe Anmaßung und Rancüne zu Schritten gegen Schelling verleitet. Aus den Akten aber geht hervor, daß die Hegelsche Schule seit Jahr und Tag den niedrigsten Verdächtigungen und Verläumdungen ausgesetzt war. Der Artikel, den das Athenäum brachte, und den sämtliche Hegelianer in Berlin zu vertreten bereit sein werden, war hervorgerufen durch einen Schmähartikel in der Augsb. A. Ztg. Darauf folgte die Flugschrift über Schelling. Wer ist hier der angreifende Theil gewesen? Wer hat lange Jahre hindurch geringschätzig von der Bildung des Nordens gesprochen? Wer hat den fadesten Witzeleien Platens über Berlin Beifall zugewinkt? Wer hat das Schisma zwischen Nord und Süd vorbereitet? Wer hat mit Tendenzen fraternisirt, die Deutschlands Kultur, Deutschlands innern Frieden um Jahrzehnte zurückdrängen? Eine Koterie, die in München Posto gefaßt hatte, und die, so verschiedenartige Elemente sie auch in sich befaßte, doch, wie der Ultramontane v. Rings-

eis naiv gesteht, in ihren Hauptsätzen einig war? Wer hat Hegel, der während weniger Jahre im Norden Deutschlands ein Alexanderreich des Gedankens und der wissenschaftlichen Bildung aus selbständigem Geiste gründete, während innerhalb derselben Zeit andere philosophische Schulen auch nicht einen einzigen Schüler produzirten, wer hat Hegel, dessen politische Vernunft in die Idee und die geistgeschichtliche Entwicklung eines großen Staates schöpferisch und werkthätig eingriff, als einen Schulknaben, als einen Famulus, als einen Wagner im Götheschen Faust, den man im Freistaate der Philosophie nur geduldet habe, bezeichnet? Wer hat sämmtliche Hegelsche Schüler, zu denen hochgestellte Staatsmänner zu gehören sich nicht schämen werden, „dürftige Köpfe" genannt, „die, wie billig, des Meisters System bewunderten?" Der Vorbericht zur Flugschrift über v. Schellings religionsgeschichtliche Ansicht giebt darauf Antwort. Auf solche Angriffe, da sie immer und immer wiederkehrten, mußte eine Abwehr erfolgen. Sie ist, auf Thatsachen gestützt, mit den Waffen der Wissenschaft erfolgt.

Daß Herr v. Schelling jetzt einen Stahl desavouirt und seinem System Unvernunft und Unfreiheit vorwirft, nimmt uns nicht Wunder. Er hat größere Männer, in deren Stapfen er sogar wandelte, einen Fichte und Jacobi, desavouirt, als er sich ihrer Superiorität entschlagen zu können glaubte. Warum soll er sich nicht der Inferiorität entschlagen? Wie wird er einst auch jene Liberale desavouiren, die jetzt durch gewisse Artikel von der Isar geködert werden? „Ich habe euch nie gekannt, weichet von mir, ihr Uebelthäter!"

Wahrhaft komisch ist, wenn in der Augsburger A. Ztg. versichert wird: der alte Hegel, falls er noch lebte, würde der Erste sein, in des, ewiger Jugend philosophischer Thatkraft froh genießenden Schellings Schule zu gehen, die philosophia secunda eben so begierig wie die philosophia prima dieses berühmten Meisters sich anzueignen. Guter Hegel, wie schön hast du gethan, früher zu sterben. Du hättest dir sonst deine mit saurem Schweiße aufgebauten Gedankendome, wie Kartenhäuser umwerfen und auf der Tabula rasa deines philosophischen Ichs — auf dem Sande der Hasenhaide — einen Prunksaal der philosophia secunda für ein Dejeûner dinatoire aufführen, müssen. —

Ὃν θεοὶ φιλοῦσιν, ἀποθνήσκει νέος.

Dem durch seine Entdeckungen im Monde bekannten Professor **Gruithuisen** in München hat man von Augsburg aus ein Exempl. derjenigen Nummer der Augsb. A. Ztg., welche die Flugschrift über Schelling bespricht, mit Extrapost zugeschickt; ob auf des Professors oder Einsenders Kosten, wird nicht gesagt. Der brave Mann argwöhnt, daß man aus dieser Aufmerksamkeit, die ihm ein Spaßvogel in Augsburg erwies, den Schluß ziehen möchte, als sei er bei der Autorschaft der genannten Broschüre solidarisch verhaftet, und giebt die feierliche Erklärung ab, daß er keinen Theil daran habe. Der unterzeichnete Herausgeber derselben stellt auch dem Professor das Zeugniß bereitwillig aus, daß derselbe keinen Antheil an der Abfassung der „Briefe aus München" habe, ergreift jedoch diese Gelegenheit zu versichern, daß deshalb diese Briefe nicht im Geringsten an ihrer Authentizität verlieren. **Der Herausgeber kann sich auf seine Freunde in München verlassen.** Was die Zusendung der Zeitungsnummer betrifft, so befindet sich der Herausgeber und Verleger der Flugschrift im gleichem Falle, wie die A. A. Ztg.: erklären zu müssen, daß auch sie derselben fremd sind. Hätte sich ja Einer oder der Andere den Scherz machen wollen, so hätte er gewiß nicht den Weg der Extrapost, sondern den schnellern und wohlfeilern der Eisenbahn eingeschlagen, es müßte sich denn ergeben, daß das progressive Element der Münchner-Augsburger Lokomotive hinter den Anforderungen der Zeit zurückgeblieben sei.

Dr. K. Riedel.

Gedruckt bei F. Nietack. Verlag von Carl F. Klemann.

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. **Karl Riedel.**

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend eine Lieferung zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an die Verlagshandlung von Carl J. Klemann, Burgstraße Nr. 8, zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden ebendaselbst angenommen. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 39. Berlin, den 2. October 1841.

Das neue Quartal des Athenäum beginnt mit der heutigen Lieferung (Nr. 39.)
Man abonnirt

mit einem Thaler pro Quartal

in allen Postanstalten des In- und Auslandes,
in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes
und in der Expedition: bei Carl J. Klemann in Berlin, Burgstraße Nr. 8.

Inhalt: Eisenbahnen in Preußen; von C. Frantz. — Die Ausschließlichen; Novelle von Valbert. — Der Polfahrer im Binnenmeere, Gedicht von Scherenberg. — Feuilleton. —

Eisenbahnen in Preußen.

(Schluß.)

Dazu kommen nun endlich auch militairische Gründe bei der Anlegung der Eisenbahnen in Betracht, da dieselben selbst in Friedenszeiten dem Militairwesen förderlich sein können. Da dieses bei uns so organisirt ist, daß es als ein Theil der Nationalerziehung gilt, so ist es eine weise Maßregel mit den Garnisonen möglichst zu wechseln, und die Recruten in fremde Provinzen zu versetzen, wodurch ein unabhängiger militairischer Geist in der Armee hervorgerufen, und die junge Mannschaft von localer Befangenheit befreit wird, welches ohne Zweifel für die Erweckung eines allgemeinen Geistes und für die Bildung der Nation überhaupt von großer Wichtigkeit ist. Ein schnelles und billiges Transportmittel statt der langsamen und kostbaren Fußmärsche würde noch eine allgemeinere Ausführung dieses Principes gestatten. Darum, wenn wir nun dies alles erwägen, so ist damit wohl hinlänglich dargethan, von welcher hohen Bedeutung ein Eisenbahnsystem für den Staat sein würde, wenn es den Staatszwecken gemäß angelegt wäre, daß aber auch ein solches eben nur durch den Staat selbst geschaffen werden kann!

Oder wollte man etwa noch sagen, der Staat habe nur den Plan dazu anzugeben, die Ausführung aber könnte Privatgesellschaften überlassen werden, womit man vielleicht zugleich der Privatindustrie eine Concession zu machen, und den Staat von einer Last zu entbinden gedenkt. Dieses würde, wie alle halben Maßregeln, nicht zum Ziele führen. Denn wollen wir auch nicht behaupten, daß zu ausgedehnten Unternehmungen überhaupt Privatmittel nicht ausreichten, so ist doch so viel klar, daß wenn von Privatgesellschaften überhaupt nur um der Dividende willen gebaut wird, wohl

die einträglichen Partien der Bahn, aber nicht die ganzen Linien, wie sie der Staat beabsichtigte, ausgeführt werden würden. Denn nach Staatszwecken würden auch Bahnen zu bauen sein, die auf weite Strecken vielleicht schlecht rentiren, und dies ist ohne großen finanziellen Schaden nur möglich, wenn der Staat das Ganze übernimmt, damit der Ueberschuß einiger Bahnen das Deficit der andern deckt. Dieses ist wohl ins Auge zu fassen, und man hat in dieser Hinsicht vielleicht schon etwas versäumt. Wir führen nur dies Eine als Beispiel an: sollte von Staatswegen eine Eisenbahn von Frankfurt nach Posen geführt werden, so würde die ohnehin schon Gewinn versprechende Berlin-Frankfurter Bahn an Frequenz bedeutend zunehmen, glückliche Actionairs würden den Vortheil davon tragen, und der Staat vielleicht an der weitern Strecke der Bahn einen baaren Schaden erleiden. Daß der Staat selbst die großen Eisenbahnlinien baut, wird früher oder später als unabweisbare Nothwendigkeit hervortreten, darum wird man darauf bedacht sein, daß nicht vorweg die Actionairs das Fett von der Brühe schöpfen.

Wären die Eisenbahnen Staatseigenthum, so ist auch noch dieser Vortheil zu erwähnen, daß ihre Verwaltung dann unmittelbar mit der der Post vereinigt werden könnte. Dadurch daß die Post ein Regale ist, ist es ausgesprochen, daß die Anstalten des Verkehrs im Ganzen und Großen eine Sache des Staates sind, und zwar eine Pflicht und ein Recht zugleich. Wie nun der Staat bis jetzt wenigstens auf die Eisenbahnen verzichtet, so erheischt es das Bedürfniß der Staatskasse, daß dennoch die Seite des Rechtes nicht ganz aufgegeben wird, daß die Actiengesellschaften für den Verlust der Postkasse Entschädigung zahlen müssen. Dies ist ein übles Verhältniß, welches den Staat im kleinlichen Lichte erscheinen läßt, und eine schwierige und unangenehme Ausgleichung mit den Actiengesellschaften veranlaßt, für welche, wie es scheint, noch keine sichren Principien aufgestellt sind. Wenn die Post die Eisenbahnen zum Theil für sich selbst benutzt, so ist dies ein Mißverhältniß, daß ein Staatsinstitut dadurch gewissermaßen von einem Privatunternehmen abhängig wird, über dessen Leitung von Staatswegen nicht verfügt werden kann. Aber selbst wenn diese Verhältnisse auf das Beste geordnet werden, sind doch wenigstens bedeutende Weitläufigkeiten unvermeidlich, die mit einem Schlage gelöst sind, wenn Post und Eisenbahnen unter dieselbe Verwaltung des Staates treten. Und dies würde ebenso auch zum Vortheil des Publicums gereichen. Denn eine Privatverwaltung kann nie eine solche Regelmäßigkeit und strenge Controle erhalten als die öffentliche. Die Expedition der Posten und Eisenbahnen würde dann auch mehr nach einem Plane in einander greifen, es würden allenthalben übereinstimmende Einrichtungen getroffen werden, was so aber bei den verschiedenen Compagnien wohl schwerlich zu erreichen ist, und endlich würde das Publicum eine Garantie finden, wie sie ebenso nur der Staat gewähren kann.

Danach wollen wir nun, ausschließlich unserm Vaterlande zugewandt, uns auch darüber erklären, welche Eisenbahnlinien bei uns wohl am meisten nach Staatsrücksichten zu bestimmen sein möchten. Gerade Preußen wird am meisten die Ansicht vorwalten lassen, die Eisenbahnen als ein Mittel einer größern innern geistigen Vereinigung der getrennten Landschaften zu betrachten. Preußen sagt man ist ein Staat der Abstraction, und es ist wahr, daß seine verschiednen Landestheile nicht natürlich zusammengewachsen sind. Sie sind zum Theil erobert, oder durch Verträge gewonnen, ererbt und früherhin auch erkauft. Aber es wäre eine oberflächliche Ansicht, dabei stehen zu bleiben, und darum unsern Staat für eine mechanisch zusammengesetzte, und nur durch eine militairische Regierung zusammenzuhaltende Masse zu erklären. Was wäre es denn gewesen, was gegen das Widerstreben so vieler Neider und Feinde von allen Seiten diesen Staat so groß gemacht hat, wenn er nicht ein tiefes inneres Princip der Wahrheit und der

einheitlichen Bildung enthielte! Preußen hat an der Entwicklung der Weltgeschichte gearbeitet, und diese hat es groß gemacht, — das vergangne Jahrhundert war das des Großen Friedrich. Eben weil er ein Staat des Geistes werden sollte, konnte er nicht aus natürlichen Grundlagen entstehn. Und dieser Geist ist das Mächtigere, was die räumliche Trennung überwindet, und die natürlichen Unterschiede aufhebt. Daß dieses vollkommen erreicht werde, dahin zielte die neu eingerichtete Centralverwaltung und die neue Gesetzgebung unsrer großen Reformperiode zu den Zeiten äußern Druckes; darauf weiter zu bauen, das Angefangene und Verheißene zu vollenden, wird ferner die Aufgabe unsrer Regierung sein. Ein zweckmäßiges und umfassendes Eisenbahnsystem, würde zur Erweckung einer einigen Nationalität wesentlich beitragen.

Danach möchten nun die dazu erforderlichen großen Bahnlinien, von Berlin als dem Herzen des Staates ausgehend, folgende sein: nach den Rheinlanden und Westphalen, nach Schlesien, nach Posen, nach Preußen und nach Pommern, welche sich zunächst wenigstens als die wichtigsten darbieten. Von diesen sind die beiden ersten schon in ihrem ganzen Umfange projectirt, und bereits im Baue begriffen. Es ist überflüssig über das Beschlossne ein Weiteres zu reden, nur über die drei letzten Bahnen wollen wir unsre Ansicht noch aussprechen.

Wenn man Preußen in das östliche und westliche unterscheidet, so liegt der Grund davon auf der Hand, diese beiden Landestheile sind durch fremde Territorien getrennt. Aber es möchte innerlich wohl eben so sehr begründet sein, das östliche Preußen selbst wiederum in ein westliches und östliches zu unterscheiden, und zu diesen die Provinzen Preußen, Pommern und Posen zu zählen. Diese drei sind gleichsam der noch nicht ausgebaute Theil des Staates. Bei einem Flächenraum von über 2200 Q. Meilen, und dazu durch eine lange Meeresküste so wie durch Flüsse und Kanäle zum Handel sehr wohl geeignet, enthalten sie wenig über 4 Millionen Einwohner, während sie vielleicht die doppelte Anzahl ernähren könnten. Wegen ihrer weiten Grenzen veranlassen sie bedeutende Anstrengungen des Staates, ohne dem Ganzen den Gewinn zu bringen, wie sie es vermöchten, durch einen größern Anbau, durch erhöhtere Gewerkthätigkeit und durch einen regeren Verkehr. Hier ist noch ein weites Feld für friedliche Eroberungen.

Diese östlichen Provinzen communiciren zu wenig mit den übrigen Theilen des Staates. Wie sie ursprünglich nicht deutsches Land sind, und weiter auch in der deutschen Geschichte immer im Hintergrund gestanden haben, so sind sie auch jetzt noch fast isolirt vom übrigen Deutschland und Preußen, — gleichsam als ob es hinter der Oder mit der Welt, oder wenigstens mit der Cultur ganz aus wäre, wie man es sich am Rheine wirklich vorstellt. Und doch wohnen auch hier kräftige und geistig regsame Stämme, — welche Erinnrungen knüpfen sich an Königsberg! — und die Pommern und Preußen haben es in den Jahren des Kampfes gezeigt, wie sie mit ganzer Seele dem Staate angehören, und was sie ihm sind. Nur die weiten Entfernungen hindern ihre innigere Vereinigung mit der übrigen großen Preußenfamilie, welcher sich auch die Posenaner, der Piquanterie einiger adligen Herren zum Trotze, immer enger anschließen werden, wenn ihnen die Brüder freundlich entgegen kommen, und ihnen den Gegenbesuch erleichtern. Denn wie sich der Geist denkend über die räumliche Entfernung erhebt, so ist dies jetzt die Vollendung seines Triumphes, daß er sie auch materiell auf das Minimum zu reduciren vermag, und durch dieses neue Mittel wird er in jenen Landestheilen die größten Wunder thun.

Auch bedürfen gerade diese Provinzen am meisten eines Förderungsmittels ihrer Industrie, da sie noch gering ist, und die Industrie zu wecken, dieses ist unsrer Ansicht nach ebenso wesentlich die Bestimmung der Eisenbahnen, als einer

schon vorhandnen zu dienen. Und wenn in Preußen und Posen durch Rußland's Prohibitivsystem der Handel danieder liegt, so wird der Staat diesen Provinzen für den Verlust, den sie doch als Glieder des Ganzen erleiden, dadurch Ersatz schaffen, daß er, um den Handel im Innern und nach den übrigen Theilen des Staates zu fördern, seinerseits keine Anstrengungen scheut. Um einer ganzen Provinz zu helfen ist sicher die Anlage einer Eisenbahn kein zu großes Unternehmen.

Die förderlichsten Bahnlinien würden nun unsrer Ansicht nach diese sein: eine sich an die Berlin-Stettiner anschließende von Stettin über Danzig nach Königsberg, und eine andre, sich an die Berlin-Frankfurter anschließende, von Frankfurt nach Posen. An diesen, in Verbindung mit der schlesischen, hätte das ganze östliche Preußen den Hauptdimensionen nach die Straßen seines Verkehrs. Aber es würde dann noch die Vereinigung dieser drei fehlen, damit das Ganze sich in sich selbst zusammenschlösse, und dazu wäre noch eine Bahn von Breslau über Posen und Bromberg erforderlich. Und hiermit wäre für Preußen ein großes Eisenbahnsystem begründet, welches für die innigere Vereinigung der Provinzen, für die Belebung der Industrie, und endlich, was ebenso zu beachten sein möchte, in militairischer Hinsicht, von gleich großartiger Wirkung sein würde.

Aber diese Eisenbahnen würden nicht zu Stande kommen, wenn nicht der Staat selbst den Bau übernähme. Denn wir wollen es uns nicht verhehlen, daß sie mit Ausnahme der schlesischen, für welche ohnehin auch schon gesorgt ist, zu Anfang vielleicht nicht hinreichend rentiren würden. Zum wenigsten bieten sie keine glänzenden Aussichten, die eine Actiengesellschaft verlocken könnten, so lange sich noch andre mehr versprechende Unternehmungen darbieten. Aber ein großer Staat wird nicht kaufmännisch rechnen, wo es wesentliche Zwecke giebt, und deren Ausführung wohl von Jahr zu Jahr immer dringlicher werden möchte. Denn fassen wir auch nur den industriellen Gesichtspunct ins Auge, so ist dies wohl klar, wenn die nordöstlichen Provinzen den übrigen in der Industrie schon nachstehen, so wird dieses Mißverhältniß immer greller hervortreten, da die in den andren Landestheilen schon ausgeführten, oder wenigstens projectirten Eisenbahnen, in diesen die Industrie noch bedeutend erhöhen werden; so daß selbst zu befürchten steht, Handel und Gewerbe möchten sich von jenen Provinzen immer noch mehr abwenden, denn beide folgen den Straßen des Verkehrs. Bei der Anlage der Chausseen hat man nie auf den directen Gewinn gesehen, als vielmehr auf den indirecten, der aber auch allein der Beachtung des Staates werth ist, — die Erhöhung der öffentlichen Wohlfahrt. Sollte diese Maxime nicht auch für größere Unternehmungen gelten, die in dem Maaße, als sie größere Anstrengungen erfordern, auch um so großartigere Wirkungen haben werden? Und wenn nun allerdings auch jener indirecte Gewinn sich selbst wieder in einen finanziellen verwandlen muß, der der gemachten Ausgabe entspricht, so ist doch wohl mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß die durch jene Eisenbahnen erhöhte Industrie einen so beträchtlichen Mehrertrag der Gewerbs- und Consumtions-Steuer hervorbringen würde, der, was vielleicht anfänglich bei diesem Unternehmen eingebüßt wird, in wenigen Jahren überreichlich ersetzt. Dies ist der Hauptgrund, warum der Staat großartigere Unternehmungen machen kann, als irgend eine Privatgesellschaft, daß er auch auf indirectem Wege gewinnt. Und grade um so großartiger sie sind, um so sichrere Aussichten bieten sie. Wallenstein vermochte es nicht 20,000 Mann aufzubringen, aber eine Armee von 50,000 konnte sich selbst erhalten. So würden auch die einzelnen Theile des von uns angegebnen Eisenbahnsystems für sich nicht bestehn können, aber als Glied des Ganzen gewinnen sie mit diesen an Bedeutung. Dazu werden sie auch verhältnißmäßig weit wohlfeiler herzustellen sein als alle andern preußischen Eisenbahnen, da sich hier wohl nirgend

bedeutende Terrainschwierigkeiten zeigen, auch Bodenerwerbung, Baumaterial und Arbeitslohn sich billiger stellen würden. Nimmt man danach die Kosten auf 50 Millionen Thaler an, so ist dies für ein Unternehmen von solcher Bedeutung gewiß keine zu große Summe, die einen großen Staat nicht abschrecken wird.

Nun beweisen es aber alle bisherigen Erfahrungen, daß die Einkünfte einer Eisenbahn in wenigen Jahren sich fast verdoppeln, und es steht zu erwarten, daß sich dies auch an den Eisenbahnen der östlichen Provinzen bewähren wird. Der schwierige Transport bindet dort gleichsam dem Verkehr die Flügel, es bedarf nur der ausreichenden Mittel, und er wird schnell ein reges Leben gewinnen. Diese Aussichten sind sicher genug, um den Staat, der ja außerdem zur Unterstützung seiner Unternehmungen noch so manche andre Mittel hat, zu selbst bedeutenden Auslagen zu veranlassen, wenn es die öffentliche Wohlfahrt erheischt. Wenn aber freilich die Herbeischaffung so großer Summen eine schwierige Sache ist, und falls dazu eine Anleihe gemacht würde, die Zinsen derselben, wenigstens während der Zeit des Baues, der nicht so bald beendigt sein dürfte, die Staatskasse ansehnlich belästigen würden, so möchten vielleicht die erforderlichen Opfer dennoch zu groß erscheinen, und das ganze Unternehmen daran scheitern, gäbe es hier nicht noch andre Auskunftmittel, worüber wir uns erlauben wollen, unsre geringe Ansicht vorzubringen.

Unser Staat hat anerkanntermaßen die bestgeordnete Finanzverwaltung, und erfreut sich daher des besten Credits, wie es sich erst noch im vorigen Jahre in den kritischen Monaten nach dem Julivertrage auf eine glänzende Weise bewährt hat. Dieser sichre Credit erhöht Preußen's ehrenvolle Stellung im europäischen Staatenbunde, und muß einem jeden Bürger Vertrauen zur Verwaltung einflößen. Dies ist ein schöner Gewinn, aber dennoch, meinen wir, könnte man von dem sichren Credit wohl noch einen andern, und zwar ganz directen Vortheil ziehn, nehmlich durch Vermehrung der Kassenanweisungen. Wir nehmen daher diesen schon von Herrn Bülow gemachten Vorschlag an, indem wir ihn mit den Eisenbahnunternehmungen in Verbindung bringen. Unsre Kassenanweisungen erfreuen sich des unbedingtesten Vertrauens, sie werden ihrer Bequemlichkeit halber meistens dem baaren Gelde vorgezogen, und daß sie nicht im Ueberflusse vorhanden sind, beweist die starke Nachfrage danach. Und dennoch könnte eine unbedingte Vermehrung derselben vielleicht Bedenklichkeiten erregen, die aber sogleich verschwinden müssen, wenn die Amortisation so zu sagen der Ausgabe auf dem Fuße nachfolgt, und wenn diese Ausgabe geschieht nur zur Förderung des öffentlichen Wohlstandes und des Nationalvermögens.

Danach ist nun unser Vorschlag dieser: Es werden so viel Kassenanweisungen ausgegeben, als der Bau der Eisenbahnen nöthig macht, und nach Beendigung derseben, in soweit es die Einkünfte der Bahnen gestatten, gegen zinstragende Obligationen wieder eingezogen. Es kommt nun darauf an, sollen die Eisenbahnen als ein einträgliches Regale angesehn werden, oder rein nur als eine Anlage zum allgemeinen Besten? Denn wenn, wie zu erwarten steht, die Einnahmen der Bahnen in der Folge die Ausgabe übersteigen, so würde im ersteren Falle der Staatskasse ein bedeutender Gewinn entstehen. Die Eisenbahnen sind von Rechtswegen eine Sache des Staates, aber es fragt sich ob um des Gewinnes halber. Dagegen werden sich sogleich zahlreiche Stimmen erheben, die auch sonst wohl klagen über das Ansichreißen und Monopolisiren des Staates, während doch jeder von ihnen selbst am allermeisten strebt nach irgend einem Monopol oder Patent, oder überhaupt nach irgend einem lucrativen Geschäfte, und eben nur darum schreit, weil ihm so eine Gelegenheit entzogen wäre. Gerade als ob der Staat nicht ebenso viel werth sein sollte als der einzelne Private. Die Sache ist ganz einfach diese, daß ein Monopol, insofern es einen baaren Gewinn bringt, als eine Art von Steuer anzusehn

gerung der Fahrpreise führen, die ohnehin auch
den ganzen Zweck der Eisenbahnen vereiteln würde.
Das Zweckmäßigste, und wodurch jedem, dem
Staate und dem Publicum, sein Recht würde,
möchte wohl dies sein. Zeigte sich nach Einbü-
chung sämmtlicher Kassenanweisungen über die zur
Verzinsung der Obligationen erforderliche Summe
noch ein Ueberschuß, so sollte ein Theil davon in
die Staatskasse fließen, der andre aber als eine
Dividende den Zinsen der Obligationen zugelegt
werden, wogegen dann aber auch für die Auszah-
lung der Zinsen von Seiten des Staates keine
weitere Garantie geleistet werden würde, als durch
die Einkünfte der Bahn. Die Obligationen wür-
den sich auf diese Weise in Actien verwandlen,
aber diese würden bei weiten nicht so als jetzt
Gegenstand der Börsenspeculationen werden, da
ihr Ertrag schon fest stände, während jetzt am
meisten speculirt wird vor der Eröffnung der
Bahn, so lange man über die mögliche Dividende
noch in Ungewißheit ist. Diese Actien würden da-
her ein sichres, und für die Capitalisten sehr er-
wünschtes Papier sein; und ein solches zu schaffen
muß an und für sich ein zweckmäßiges Unterneh-

etwa zehn Jahre verflossen. Würde nun die Bahn
stückweise gebaut, und dabei mit den einträglichsten
Partien, die sogleich nach ihrer Vollendung hin-
länglich rentiren werden, begonnen, so würde über-
haupt villeicht nur die Hälfte der ganzen erforder-
lichen Summe, also 25 Millionen, und noch dazu
allmählig in Kassenanweisungen auszugeben sein,
und diese würden sich sicher im Credit erhalten,
wenn auch selbst nach der Beendigung des ganzen
Baues noch ein bedeutender Theil nicht eingelöst
werden könnte, was aber kaum denkbar ist. Die
Zinsen von 50 Millionen zu 4 p. Ct. betragen 2
Millionen, und wenn nun auch als das Maximum
die Betriebskosten die Hälfte der ganzen Einnahme
betrügen, sollten nicht diese Bahnen, von über 150
Meilen Länge, welche die Hauptstraßen für drei
Provinzen bilden, und diese mit den übrigen
Theilen des Staates verbinden werden, und dabei
mit keinen andern Bahnen zu concurriren hätten,
einen jährlichen Bruttoertrag von 4 Millionen auf-
bringen? Aber selbst wenn im allerschlimmsten
Falle nach Vollendung des Baues noch die Hälfte
der ganzen Summe, also 25 Millionen ausstehen
bleiben müßten, würden dann nicht 10 Jahre

seine Kraft und W
gen, wie sie seiner
Zwecke erheischen,
tende Summen z
deren Gelingen n
den dem festen W
der Actien wird
so viel geredet, nur
sind der beste Prü
Denn es wäre j
Vertrauen auf die
waltung die erford
und sie Werth für
Allermeiste dabei
betreffen, ohne
denn er ist das
die stacteren b
eins, beide neb

Die

Staatskasse, und was vielleicht auch nicht unwichtig ist, ohne der übrigen Industrie bedeutende Capitalien zu entziehen, rein durch den Credit, d. h. durch Vertrauen. Und auf Vertrauen beruht alles Große, auf Vertrauen beruht der ganze Staat. Vertrauen bedeutet Treue, und zwar ganz in der Treue, ein Herz und eine Seele sein. Dieses ist so das schönste, ja das alleinige Band des Staates und seiner Bürger. Aber der Staat muß sich selbst vertrauen, alsdann, vertrauen ihm auch die andren Seelen. Im Vertrauen auf seine Kraft und Würde, wird er zu Unternehmungen, wie sie seiner würdig sind, und wie sie hohe Zwecke erheischen, keinen Anstand nehmen, bedeutende Summen zu wagen, zu Unternehmungen, deren Gelingen nach sichren Aussichten selbst nur von dem festen Willen abhängt. Das Vertrauen der Nation wird nicht fehlen. Davon wird jetzt so viel geredet, nun wohlan große Unternehmungen sind der beste Prüfstein des öffentlichen Vertrauens! Denn es wäre ja gerade die Nation, welche im Vertrauen auf die Weisheit und Kraft der Verwaltung die erforderlichen Mittel aufbringen müßte, und so Werth für Schein dahingebend, selbst das Allermeiste dabei wagte. Den Staat kann nichts betreffen, ohne daß es die Bürger empfänden, denn er ist das Product der Bürger, die es als die Factoren bilden. Factoren und Product sind eins, beide nehmen mit einander zu und ab.

C. Frantz.

Die Ausschließlichen.

Novelle von Walbert.

(Fortsetzung.)

Nach dem Tode meines alten Gönners, der ein Jahr darauf erfolgte, hatte ich indeß einen großen Anhalt verloren. — In den langen Friedensjahren darauf, die an ein bedeutendes Avancement nicht denken ließen, fing der Dienst an, mich zu langweilen, die leeren Vergnügungen und wilden Genüsse unsres Standes hatten ihren Reiz für mich verloren, und eine bequeme Abgeschiedenheit, in der ich nach meinem Penchant leben konnte, schien mir das Wünschenswertheste, was ich mir denken konnte. — Ich nahm meine Entlassung und lebte 1818 und 1819 in Italien, meinem eigentlichen Vater- oder Mutterlande, ohne indeß irgend jemand meiner Verwandten aufzusuchen. — Diese 2 Jahre trugen sehr viel zu meiner tiefern Bildung bei, und in der grandiosen Einsamkeit Roms änderte sich mein Temperament wie mein Charakter bedeutend. Ich wurde ein ernster, nachdenklicher Mensch. 1820 kam ich nach Deutschland zurück, entschlossen, keine meiner früheren Verbindungen wieder aufzusuchen, und ganz abgesondert den Künsten und Wissenschaften, so wie meiner Laune nach zu leben. — In Dresden begegnete ich auf der Terrasse unserm Minister, er ließ sich in eine intimere Unterhaltung über Italien und meine neuesten Reisen ein, und nach einer Anfrage, ob ich zurück nach unserer Hauptstadt gehe, vertraute er mir sogar einen Auftrag an, dessen Ausführung mich seiner Person noch mehr näherte.

Die endliche Folge dieser zufälligen Berührung war eine ehrende Aufforderung, wieder in den Staatsdienst zu treten, und dieß unter sehr angenehmen Verhältnissen. Nicht übermäßig beschäftigt, von wenigen Vorgesetzten umgeben, konnte ich zurückgezogen meinen Privatstudien obliegen, und hatte dabei Aussicht auf eine baldige, glänzende Laufbahn. — Meine früher gefaßten Entschlüsse stürzten vor diesen verführerischen Gründen zusammen, und ich nahm einen Vorschlag an, der mich in das bewegte Leben zurückführt. Der Congreß von Verona brachte mich zum zweiten Male nach Italien. Orden und andere Auszeichnungen, so wie viele neue interessante Bekanntschaften in fremden Ländern, und bei meiner Zurückkunft, der Rathstitel waren die angenehmen Ergebnisse dieses Verhältnisses das mich bis 1830 unausgesetzt fesselte. — Um diese Zeit gab ein ganz zufälliges

benutzen.

So habe ich von da an in Muße, aber zurückgezogen von meinen früheren Verbindungen gelebt, und wo ich es konnte, meine Kenntnisse und Erfahrungen immer noch dem Staat gewidmet. — Selbst unsere heutige Störung hatte wieder seinen Grund in solchen Mittheilungen, und die freundliche Anerkennung meines Protektors wird mir wöchentlich noch durch seine Einladungen zu Theil. — Er ist der einzige von den Ministern, mit dem ich noch verkehre und dessen besondern Schutzes ich versichert sein darf. Ich haben Ihnen absichtlich eine Skizze meines ganzen Lebens gegeben, um ein zusammenhängendes Bild vor Ihre Augen zu stellen. — Alle diese Ergebnisse klingen so glänzend, und auf den ersten Blick so glücklich, daß Sie scheinbar darin für die Ihrigen wenig Trost finden würden, aber beleuchten Sie dieselben einmal näher, und Sie möchten vielleicht vom Gegentheil überzeugt werden.

Schon mit der Geburt ward ich in eine unnatürliche Stellung zur bürgerlichen Gesellschaft gebracht, was mich in meinen spätern Verhältnissen immer behindert und oft in die peinlichsten Verlegenheiten gesetzt hat. Meine Eltern habe ich

— Nur ein halbes Wunder konnte mich nicht untergehen lassen in diesen Wirren. — Ich habe viele Bekanntschaften, kameradliche Verhältnisse, dienstliche angenehme Beziehungen gehabt, aber niemals die volle herzliche Seelen-Verbindung, ein Bündniß, wo eines in dem andern aufgeht, das in einanderschmelzende Begegnen der Herzen, diesen Schatz von Liebe zwischen Eltern und Kindern, zwischen Brudern und Schwestern, zwischen Bräutigam und Braut, mit einem Wort nie das geheimnißvolle Bindemittel, was die Familien vereint, gekannt. — Ich mußte dabei in dieser ganzen Lehrzeit meines Lebens, der gefährlichsten, die es geben kann, immer nur auf mich allein zurückkommen, nud immer nur mich selbst wieder aufsuchen. Wenn ich heute darüber nachdenke und frage, wo ich diesen Halt gefunden, so war es, vielleicht Folge des Naturells, was in meinen Eltern gelegen haben mag, und was sich gewiß immer vererbt, in meiner ersten Jugend eine gesunde glückliche Naivetät, in meiner Studier-Zeit eine Absonderungslust, und ein gewisser Stolz mich mit andern nicht gemein zu machen, in meiner Soldaten-Zeit der Ehrenpunkt, welcher die militärische Religion genannt werden kann, und

ziemliche angenehme Beziehungen gehabt, aber niemals die volle herzliche Seelen-Verbindung ... Bündniß, wo eines in dem andern aufgeht, das ... einanderschmelzende Begegnen der Herzen, diesen Schatz von Liebe zwischen Eltern und Kindern, zwischen Brudern und Schwestern, zwischen Bräu- tigam und Braut, mit einem Wort ... das ge- heimnißvolle Bindemittel, was die Familien ... eint, gekannt. — Ich mußte dabei in dieser gan- zen Lehrzeit meines Lebens, der gefährlichsten, die es geben kann, immer nur auf mich allein zurück- kommen, und immer nur mich selbst wieder auf- suchen. Wenn ich heute darüber nachdenke und frage, wo ich diesen Halt gefunden, so war es, vielleicht Folge des Naturells, was in meinen Eltern gelegen haben mag, und was sich gewiß immer vererbt, in meiner ersten Jugend eine ... sonde glückliche Naivetät, in meiner Studier-Zeit ... ... und ein gewisser Ent-

erlangtem Geschmack, nur die Hälfte von dem Ge- nuß erringen, den Sie ganz einfach, ohne alle Anstrengung, mit ihrem durch Ihr ganzes junges Leben genährten Zartgefühl haben, wenn Sie eine rührende Musik, ein schönes Gedicht, eine wahr- haft große Oper hören. — Glauben Sie mir, daß mein Verstand mir sehr wohl und erschöpfend sagt, was daran schön und vortrefflich ist; aber nur ein Herz, wie das Ihrige construirt und durch seine ganze Jugendzeit empfänglich gestimmt und gemacht, kann mit der Vollkommenheit im vollsten Umfange, die ich Ihnen so beneide, genießen. Bei mir hat von früh die Welt schon einen dünnen Firniß über den reinen Spiegel meiner Seele ge- zogen, und wenn ich bis heute daran mit meinem Verstande polire, so bleibt immer ein Hauch darauf, den ich nicht herunterwischen kann. — Mit einem Worte, Sie sind der reine, und ich der gereinigte Mensch! —

und Genusses, dieß Blasirtwerden führen wie sie selbst den offensten Character zuletzt zu seiligsten Egoisten machen können; genug zu Erfahrung, will ich Ihnen dieseSkizzen zum geben, und diese werden allein vielleicht Ihne sagen, als der beste Rath, den man ertheilen Sie werden manches scheinbar Triviale dari den, aber sind die Beziehungen, in dene zur Außenwelt stehen, nicht gewöhnlich so, muß nicht in solchem Katechismus auch m stehen, was so klingt wie: Du sollst nicht len! — in den zehn Geboten? —

Er suchte ein Heft aus seinem Tag hervor, und las mir folgendes vor:

„Nach allem Hin- und Hersinnen übe Verhältnisse der jetzigen Welt, giebt es n um sich rein in derselben zu erhalten, al möglichst vollständiges Absondern von ihr. — viel mehr oder weniger dieß nun einem

setzten, seine Liebhabereien, seine nothwendigen Bekanntschaften bringen ihn in die verschiedenartigsten Lagen und es wird unmöglich, ganz seinem Character treu zu bleiben; dazu kommen alle die sonderbaren Convenienzen und Gesetze, daß er z. B. für die Thaten seiner Frau, Kinder und Untergebenen verantwortlich ist, — und in wie tausend verschiedne Unannehmlichkeiten kommt er gerade durch diese! — Das nächste, was mir also der Verstand sagt, ist: heirathe nicht! Ich habe dann nichts zu vertreten, als mich selbst, und das ist schon Arbeit genug! — Nun richte man sich mit seinem Einkommen so ein, daß man Niemand etwas schuldig sei, oder werde, halte sein Vermögen zusammen, um keine spätern Sorgen im Alter zu haben, nehme einen Dienstboten, den man durch die kälteste und schweigsamste Würde von jeder Vertraulichkeit entfernt halte, lasse ihn nie ein Wort mitreden, sondern sage ihm bei dem ersten Versuch der Art sogleich den Dienst auf, esse vom Restaurateur, aber immer in seiner eigenen Wohnung (denn alle Gasthofsbekanntschaften führen zu unwürdiger Annäherung) erlaube dem Bedienten nur auf Befehl, oder Glockenzug hereinzukommen, nie jemand unangemeldet vorzulassen,

lästigen Conversation abhalten wird. — An Table d'hôte setze man sich so entfernt, als möglich von den übrigen Gästen, und starre seinen Teller und Weinglas an, reiche auch Niemanden ein Glas u.s.w. zu, selbst wenn er darum bittet, sondern thue, als ob man es nicht höre, sei taub und stumm für alle, und man wird die geringe Bequemlichkeit erkämpft haben, in Ruhe essen zu können. Außerdem lasse man sich in keinen politischen Streit, keine Theaterbekanntschaft, keine Geldspeculation und keine Liebschaft ein, sondern man lasse regieren, wer will, deklamiren, wer kann, speculiren wer ein Stockjobber ist, und courtoisiren, wer ein Narr ist. Will ich Letzteres einmal sein, da bin ich es auf eine Stunde für mein Geld, aber ganz incognito, und wie Jupiter immer auf eine andere Weise. —

Und wenn man fragt, was diese Welt, oder die klugen Leute darin, zu dieser großen Einsiedler-Ressource gemacht hat, so sage ich, die Cultur, die Gesetze, die Institutionen die Convenienzen, die gerade durch ihr liberales Verallgemeinere, das Gegentheil für die Eingeweihteren bewirken. Wer kann mir nach alle dem Unsinn und den Unbequemlichkeiten, die mir durch humanes Wesen und Anschließen geworden, diesen meinen Egoismus

Bücher und Schri
sie kann ich miß
und nichts wird
meinem weichen,
dunklen Gardine
Pantoffeln und
dusten mich die
am Fenster, die d
dunkelrother Fuß
quemen Tritt, u
meinem Kopfe ruf
trialischen, ernsthaf
Bedürfnisse kennt.
maschine sanft ei
ich weiß: ich kan
meines Lebens i
hatte, so handelt
eigenthümliche
meinen Dienst,
len Verwurf ode
lich, und führte
schrieb, enthielt
Beurtheilung
derselben. Di

berühmter Leute zu machen, und wenn alles nicht hilft, so sei man ennuyant und zänkisch, oder esse von keinem Gericht, und trinke in Gesellschaft nur Champagner. Man wird bald durch diese Gewaltmittel seinen Zweck erreichen, möchte es auch auf Kosten seiner Liebeswürdigkeit sein. Dagegen giebt es Freunde, die einen nie stören, nie incommodiren, die man haben, von der Seite schieben, befragen und lieben kann, ohne daß sie je lästig oder zudringlich werden; das sind meine Bücher und Schriften. Ihnen kann ich vertrauen, sie kann ich mißhandeln, sie kann ich verachten, und nichts wird dieses Verhältniß stören. — Auf meinem weichen, warmen Sopha ausgestreckt, die dunklen Gardinen heruntergelassen, in türkischen Pantoffeln und dem weichen leichten Pelz, umdusten mich die Gerüche der hohen Blumenstöcke am Fenster, die dasselbe ganz verbauen, ein dicker dunkelrother Fußteppich schwillt unter meinem bequemen Tritt, und der breite Glockenstrang über meinem Kopfe ruft, wenn ich will, einen stummen, reinlichen, ernsthaften Diener herein, der alle meine Bedürfnisse kennt. Eine silberne Thee- oder Caffeemaschine sauft eine Cavatine des Comforts, und ich weiß: ich kann allein sein. Der große Zweck meines Lebens ist erfüllt. Als ich Vorgesetzte hatte, so handelte ich mit diesen wieder auf eine eigenthümliche Weise. Zuerst erfüllte ich strict meinen Dienst, und ließe es nie zu einem gerechten Vorwurf oder Verweis kommen, gehorchte pünktlich, und führte blind das aus, was man mir vorschrieb, enthielt mich jedes Widerspruchs und jeder Beurtheilung der Anordnungen oder Maßregeln derselben. Dieß ist mir, schon der Bequemlichkeit wegen, ganz zur andern Natur geworden, auch bin ich discret, und spreche niemals, selbst das Gleichgültigste über Amts-Verhältnisse. Dieß erweckt das größeste Vertrauen, und ist auch schicklich, gentlemanlike.

Dagegen schmeichle ich nie meinen Vorgesetzten, mache ihnen nie einen Besuch, jage nicht nach Gratificationen, verleumde nicht ihre noch meine Collegen, noch rede ich ihnen über irgend etwas zu Munde. Mit meinen Collegen bin ich ernsthaft, schweigsam, gefällig, borge niemals Geld von ihnen, verborge auch nichts, mache keine ihrer Partien mit, nehme keine Einladung an, verlange nie eine Gefälligkeit von ihnen, tanze aber auch nie mit ihren Schwestern, Cousinen oder Tanten. — Genug, ich mache es so, daß weder Vorgesetzte noch Collegen aus mir klug werden, sondern als einen Sonderling im Gesellschaftsleben, und einen brauchbaren Arbeiter auf dem Büreau mich gewähren lassen. Eine erwiesene Ungerechtigkeit weise ich fest und ernsthaft zurück, und beklage mich sogleich direct beim Minister, ohne ein Wort bei den Zwischenbehörden zu verlieren. Dieß hat mir Achtung verschafft, und nur diese will ich, um sie gegen Neid und Hinterlist meiner Feinde als Schutzwaffe zu führen.

Er legte die Bogen zusammen und sprach so weiter:

„Außer einigen vorübergehenden Weiber-Bekanntschaften habe ich nur zwei Liaisons gehabt, die interessant sind. Ich will sie Ihnen beide erzählen weil sie gewissermaßen zusammenhangen, und ein Bild meines Characters geben, der wenigstens die glänzende Eigenschaft hat, so elastisch zu sein, daß er gezogen nach allen Seiten, dennoch immer wieder in seine Urform zurückspringt, außerdem auch niemals eine Dummheit zweimal begeht. — Doch zu meiner Geschichte!

Meine erste Liebschaft war eine sehr verführerische junge Wittwe, die mir gegenüber in einem Hause wohnte. Durch zufällige Besorgung eines Briefes an dieselbe durch unser Departement, wurde ich mit ihr bekannt, und da sie kinderlos, ohne viele Verwandte, und deshalb unabhängig war, setzte ich diese Bekanntschaft mehrere Wochen fort, ohne in ein näheres Verhältniß zu treten. Meine Discretion, gehaltene Art und Zurückgezogenheit von jungen Männern, welche ich damals aus Politik und Abgeschlossenheit zusammen ausübte, mußten ihr so viel Vertrauen eingeflößt ha-

Digitized by Google

Stimme und ihre Harfe waren die Beschäftigungen der frühern Abendstunden, und die vertraulichsten flüsternden Unterhaltungen die Nachsommer unserer zärtlichen Vereinigungen.

So ging dieß mehrere Monate, bis der Dämon der Eitelkeit meine schöne Wittwe verführte, mit dieser, meiner Eroberung auch öffentlich hervortreten zu wollen. Mehrere junge Frauen, die sie im Laufe des Winters kennen gelernt, sollten den Neid und Aerger darüber, zu ihrer besondern Satisfaction auskosten, und sie veranlaßte deshalb eine Gesellschaft bei sich, in der ich als ihr Verehrer figuriren sollte. Obgleich dieß mir nur wenig in meine Rechnung paßte, und ich viel lieber den alten mysteriösen Gang fortgesetzt hätte, so giebt es doch eben Stunden, in denen man Alles verspricht, was eine Frau nur haben will, und so ging ich denn auch auf diese Dummheit ein. — Was ich befürchtet hatte, traf nicht ein. — Nur mir ganz fremde Gesichter umgaben den Tisch, zu dem ich erst (absichtlich spät) mich anmelden ließ, und als ein zufälliger Gast, der verschiedene ernsthafte Geschäfte für die Wirthin zu besorgen vorgegeben hatte, daselbst erschien. Meine Freude über diesen glücklichen Umstand stimmte mich so ... und

... spät, es ganz wieder gut zu machen. Ich mußte nun durch einen Gewalt-Coup sie beschwichtigen, und mich zum Trotz mit ihr öffentlich zeigen. Dieß gab nun, bei meinem frühern zurückgezognen Wesen fürs erste viel zu reden, und ich kam, ohne recht darüber nachzudenken, in tausend Verwicklungen, die ich durch Ausflüchte, Unwahrheiten, und viele andere mir doppelt widrige Unbequemlichkeiten täglich lösen und täglich erneuern mußte. Ich ward urgleich in meiner Stimmung, unliebenswürdig in meinem Benehmen, und zuweilen abstoßend gegen meine Schöne. — Niemand hat ein feineres Bemerkungstalent als eine Frau, und so durchschaute auch diese die ganze Folgenreihe meiner abwechselnden Stimmungen, die bald durch Kälte und bald durch übergroße Zärtlichkeit sich als ferner unhaltbar ihr zeigte. — Jetzt wurde zu großen Mitteln gegriffen, und Vorwürfe, daß ich ihren guten Ruf zerstört, daß ich eine Leidenschaft in ihr erweckt, die sie unglücklich gemacht, daß ich sie aus dem Kreis ihrer Bekannten gerissen, sie tyrannisch ganz allein besessen, genug daß ich ein Ungeheuer, der größesten Verbrechen voll, gegen sie gewesen, und — das alles, weil wir uns gegenseitig geliebt! — Solche Beschuldigungen ruhig

mir unendli...
noch den e...
mir diesen ...
zu der ich ...
nem Kopf ...
ein lakonisc...
abgeben lass...
zu sein „...
was mündli...

Der Po...

Von Ris'...
Auf gute...
Im Eiser...
Auf stärk...
Wider je...

Im frisc...
Ein kühl...
Und treu...

Zufälligkeiten oft unterstützt wird, oder ob einer meiner Directoren so liebenswürdig oder gescheut war, mir ohne mein Wissen und Willen zu Hilfe zu kommen, genug eines Morgens auf dem Bureau fand ich den Befehl vom Minister vor, den folgenden Tag nach London abzureisen, wo ein unbestimmter Aufenthalt für eine dort abzuwickelnde Angelegenheit mich fesseln würde. — Dieß kam mir unendlich gelegen, und ich fürchtete nur noch den einen Abend vor meiner Abreise, der mir disponibel blieb, die große Trennungs-Scene, zu der ich den ganzen Tag die Requisiten in meinem Kopf zusammenlegte, nachdem ich Vormittags ein lakonisch melancholisches Billet hatte bei ihr abgeben lassen, worin ich sie bat, den Abend allein zu sein „weil ich ihr etwas mitzutheilen habe, was mündlich geschehen müsse!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Polfahrer im Binnen-Meere.

Von Scherenberg.

Von Rio's Werft in See stach Herkules
Auf gute Fahrt hinaus zum Nordpol-Meere,
Im Eisen schwer, im Holz aus Urwalds-Stamm
Auf stärkstem Kiel gebaut, sturmhaltig
Wider jede Noth, wie der Alcide.

Im frischen Winde schwollen alle Segel,
Es kuhlte munter hoch im Top,
Und treu wie seinem Gott der Heros
Folgt durch die schwanke Bahn er seinen Sternen,
Durchbrach der Trope heimathliche Wogen,
Durchschnitt das Band, das Muttersonne
Mit heißen Thränen an die Brust ihm legt,
Warf ihre Thränen unter'n Kiel,
Der Wimpel flücht'gen Blick ins blaue Weite,
Umgaukelt hoch von dem Fregattenvogel,
Der Jugend stolzen Himmelsträumen.

Und heimwärts wand die Mutter sich
An ihres Weichbilds ew'ger Grenze; fremde,
Kalt und kälter auf geschmeid'gem Rücken
Trug ihn der Ocean zur andern Sonne.

Doch kund nicht ihrer Welt, gewohnt
Nur seiner Himmel ungemeß'nen Strichs,
Ihm nebelt's in dem engen Ring,
Sein steuernd Auge, folgend den gefangnen Sinnen,
Wirrt an der Nadel wandellosem Geist,
An seiner Sterne ew'gem Wort,
Verlieret Fahrt.

Und immer enger zieht das Land,
Der alte Seefeind seinen Nebelbann um ihn,
Und immer tiefer gleißet er
Zum Binnenwasser ein — zum Sund.
Des Großen Irren irret schwer,
Denn Großes nur kann ihm begegnen. —

Des Sundes Thoren weigert er das alte Recht
Und schleppt sich in der Belte träges Bette;
Sein Kiel, vertrauet nur mit seinen Wogen-Seeen,
Ihn neckt der kurzen Wellen Stoß und Widerschlag;
Er tanzt, der sonst im Sturm geschritten,
Und tanzt wie Riesen tanzen auf der Zwerge Plan.

Auf guckt der Belt, die Lande gucken,
Der Niederungen ganze Sipp- und Inselschaft;
Sie sieht den Fremden fremde unter sich,
Und Alle woll'n des Großen Meister sein.

Doch nicht dem Pfuhl mag Oceans Segler sich bequemen,
Hoch über sie hinweg schweift seiner Wimpel stolzer Blick
Zur fernen See, die donnernd ihre Berge rollet.

Verachtung schmerzt und ruft die Rache,
Und tückisch strecken sie
Den Sandfuß unter seine Füße,
Und wo er kielet, stößt er an.

Digitized by Google

Es will die Eisenstirn den graden Weg der Kraft,
Mit Sturm zur hohen See sich flotten
Und alle Segel setzt er bei.

Des Großen Grimm giebt Kleinem Werth und die Bedeutung,
Das Größte in dem Großen bleibt die Ruhe. —

Die Niederung, sie steigt und spritzt aus vollen Backen
Den wasserreichen West auf ihn,
Doch er, vertrauend dem gesunden Kiel,
Setzt ihrem Wind Sturmkraft entgegen.

Unzeit'ge Kraft ist nur des Feindes Diener —

Zur Woge wächs't am starren Bord die Welle,
Der Wind zum Sturm, und widerwetternd Back!
Schlägt er ins hohe Takelwerk, und zerrt, und zieht —
Und nieder wie ein donnernd Leichentuch
Rollt auf das schäumend Deck das große Segel,
Es stöhnt die Brust, doch fest noch hält das Herz
An seiner Hoffnung treuem Ankerarm.

Das Steuer schwindet; —
Des Lebens letzte Band zerreißt, — das Ankertau.
Ein Stoß — es kracht der Kiel — das Herz — zusammen,
Und unter seiner Feinde Füße stürzt der Held.

Tief bohrend gräbt der Kiel sich in der Düne Sand,
Des Falles Schmach vor fremder Sonne zu verbergen.

Und spottend schlagen nach die Wellen
Und singen schwatzend seinem Fall, —
Nicht sühnen kann er der Gemeinen Rache —
Und branden seinen Leib senkrecht in Luft,
Daß Unten über Oben throne,
Sich selbst ein bißger Zahn des Spotts,
Ein höhnend Bild verlorner Fahrt.

Und dem Gemeinsten giebt das Unglück Fug;

Es schleicht der Schachergeist heran,
Zu feilschen mit dem Tod um den Gefallenen,
Tritt ihm auf's Haupt und stöbert durch's Gebein,
Und giert wie Raben auf dem Hochgericht.

Zum letzten Raub das letzte Element,
Und wirft den Brander in die ausgestorb'ne Brust.

Du Herkules! Du Ocean Segler in dem Pfuhl! —

Die Erde hat dein Haupt, das Wasser peitschet deinen Leib,
Das Feuer zehrt dein Mark, die Luft verwehet deine — Asche. —

Feuilleton.

Eine so eben hieselbst bei Asher u. Comp. erschienene Broschüre von Dr. Gros liefert den Beweis, wie sehr die Franzosen beginnen, sich mit deutscher Philosophie zu befreunden. Wir sehen hier einen Franzosen, der die neueren deutschen Philosophen, namentlich Hegel, studirt, und sich ein besonderes Verdienst dadurch erworben, daß er seine Muttersprache durch neue philosophische Ausdrücke und Wendungen bereichert, und die Möglichkeit dargethan hat, Hegels Werke ins Französische zu übertragen. Sein Buch führt den Titel: „De la personalité de dieu et de l'immortalité de l'ame" und ist eigentlich eine Kritik von Michelets Vorlesungen „über die Persönlichkeit Gottes und Unsterblichkeit der Seele." Es muß eine große geistige Revolution bei unsern politischen Nachbaren vorgehen, da sie wieder beginnen, sich mit diesen metaphysischen Fragen ernst zu beschäftigen, die lange Zeit nur Gegenstand ihres Witzes, dann aber, als unpraktisch, ganz beseitigt worden waren. Um den Standpunkt des Verf. nur einigermaßen zu charakterisiren, führen wir folgende Worte seiner Einleitung an:

„Il y a déjà bien long-tems que l'esprit de reflexion a chassé la foi immédiate, et le scepticisme n'est pas une invention moderne. Le doute est la condition du savoir. Mais des esprits timorés ne manquent pas de s'allarmer d'une telle témérité et d'un si grand malheur. On pourroit leur demander comment ils pensent faire rentrer la foi, une foi quelconque dans les esprits, qui ont commencé à douter? Evidemment, il n'y a d'autre moyen que la science." W.

Dr. Heinrich Wuttke, ein junger schlesischer Gelehrter, welcher mit großem kritischen Scharfsinn die Unächtheit des Tagebuchs der Markgräfin Dorothea Sybille nachgewiesen hat, ist im vergangnen Semester als Docent in Leipzig aufgetreten, und hat als solcher eine Vorlesung über Preußens Fortentwicklung gehalten, welche viel Interesse erregt hat, namentlich bei der Apologie Friedrich d. G., bei der wohl der Widerspruch des sächsischen Patriotismus, aber auch der Beifall der tiefer Blickenden sich kund gab. Wir haben von Wuttke ein Werk über die Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich II. zu erwarten, als dessen Vorläufer er bereits eine beachtungswerthe Broschüre über die persönlichen Gefahren Friedrich d. G. erscheinen ließ.

Dr. Guhrauer hat eine sehr interessante Schrift über Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts herausgegeben (Berlin b. Hirschwald), worin er Körte's Behauptung, daß diese so wichtige Abhandlung ihren Grundzügen nach von Thaer, dem berühmten Agronomen, verfaßt sei, völlig zu nichte macht. Er thut dies durch äußere und innere Gründe, indem er nachweist, daß alle Angaben, welche Körte für Thaers Autorschaft anführt, unrichtig sind, und daß die Abhandlung selbst so tief mit Lessings gesammten religiösen Ansichten, mit seinem Spinozismus zusammenhängt, daß kein Jota davon zu rauben ist. Die Sache ist, wie Guhrauner sie faßt, äußerst wichtig für unsre Literaturgeschichte, und die Forschung über Lessing hat dadurch einen wesentlich neuen Anstoß gewonnen. Wir machen daher alle Literaturfreunde darauf aufmerksam. Körte ist übrigens so entschieden

Digitized by Google

nen: Erzählungen von Karl Siebel. 2 Bde. Diese Erzählungen sind in so glücklichem naiven Volkstone gehalten, daß man sich darüber nur freuen kann. Zum Theil erfunden, zum Theil auf Volkssagen basirt gewähren sie durch ihren höchst gemüthlichen Charakter die angenehmste Unterhaltung. Tadeln müssen wir jedoch die etwas ans Frömmelnde heranstreifende religiöse Richtung, welche sich in einigen dieser Erzählungen kund giebt. Der Verfasser hat ein entschiedenes Talent für populäre Darstellung und sollte sich hüten, durch den Beisatz eines krankhaften Elementes die einfache Wirkung seiner Gaben zu trüben.

Es verlohnt sich jetzt für uns, bei unsern Nachbarn und Stammverwandten, den Schweden und Dänen, in der schönen Literatur zu Gaste zu gehen. Mit Vergnügen haben wir das bei C. A. Wolff u. Co. in Berlin erschienene „Bilderbuch ohne Bilder von H. C. Anderssen. Aus dem Dänischen übertragen von J. Reuscher," gelesen, und uns an diesen kleinen gemüthvollen poetischen Skizzen erfreut. Die Uebersetzung ist gut und flüssig.

Schiller und Göthe, diese Heroen unsrer deutschen Literatur, liegen jetzt in alle möglichen Spra-

---

Für das Jean-Paul Denkmal sind bis jetzt erst 1993 fl. zusammengekommen, die Sammlung für Rotteck's Denkmal schreitet ebenfalls sehr langsam fort, und von dem Lessing-Denkmal schweigt die Geschichte ganz. Warum mahnt das dafür zusammengetretene Comitee die Nation nicht lauter an ihre Pflicht?

Die Herren Autoren sollten es doch vermeiden, ihren Werken doppelte Titel zu geben, da ein solches Verfahren manchmal der Literatur nicht allzu Kundige in Verlegenheit setzen kann, ja sogar Redakteure bedeutender Zeitungen. So lesen wir in der Augsb. A. Zeitung No. 264 in einer Correspondenz aus Berlin von der Aufführung „des hoffentlich nur aus zufälliger Flüchtigkeit so mißglückten Schauspiels Gutzkows: Herz und Welt." Wozu die Redaktion die Anmerkung macht: „Also nicht Werner, wie gestern ein Berliner Correspondent irrthümlich berichtet."

Ja, doch Werner! das Stück hat zwei Titel!

Im Verlage von Im. Tr. Wöller (sonst Lehnholdsche Verlagshandlung) in Leipzig ist erschienen und kann durch jede solide Buchhandlung bezogen werden:

Pränumerati...

№ 10.

Inhalt: ...
Die Stellung der ...

Gegenwärti...

Wenn eine ...
von der sogenan...
Grenze der beg...
schritten wird, ...
bei der eigentlich...
len allein steh...
Philosophie ...
Gottes- oder ...
Leben anwend...
genen Selbst...
darf andrerse...
neuere Richt...
die ideale ...
auch Manche...
Feuerbach, ...

Athenäum.

Zeitschrift für das gebildete Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: D. **Karl Riedel.**

Von dieser Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend eine Lieferung zu 32 Spalten. Sie wird auswärts durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands bezogen; die letztern belieben sich an die Verlagshandlung von Carl J. Klemann, Burgstraße Nr. 8, zu wenden. Bestellungen für Berlin und Umgegend werden ebendaselbst angenommen. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist in ganz Deutschland Ein Thaler.

№ 40. Berlin, den 9. October 1841.

Inhalt: Gegenwärtige Krisis der deutschen Philosophie; von Heß. — Die Ausschließlichen; Novelle von Balbert. — Die Stellung der deutschen Journalistik. — Correspondenz aus Paris. — Archiv für die Kande von Rußland. — Feuilleton.

Gegenwärtige Krisis der deutschen Philosophie.

Wenn einerseits behauptet werden muß, daß von der sogenannten „jung-hegelschen Schule" die Grenze der hegelschen Philosophie in so fern überschritten wird, als man nicht im Idealismus oder bei der eigentlichen Philosophie, d. h. beim Denken allein stehen bleibt, sondern das, was in der Philosophie errungen worden — das adäquate Gottes- oder Selbstbewußtsein — nunmehr auf's Leben anwenden oder vielmehr dieses dem errungenen Selbstbewußtsein gemäß gestalten will: so darf andrerseits nicht verkannt werden, daß die neuere Richtung keine andre Grundlage, als die ideale der hegelschen Philosophie hat. Ist auch Manches, was in neuester Zeit von Ruge, Feuerbach, Baur u. s. w. offen ausgesprochen wurde, nicht ausdrücklich in Hegel zu finden, ja stehen sogar Hegels Aussprüche oft scheinbar im Widerspruche mit jenen, so sind doch diese scheinbaren Widersprüche so wenig ein Abfall von der hegelschen Philosophie, daß sie sich vielmehr als strengere Consequenzen aus dem Mittelpunkte dieser Philosophie heraus, als Hegel selbst zu ziehen wagte, nicht nur dem aufmerksamen Philosophen, sondern jedem offnen Auge zeigen. Der Mittelpunkt der hegelschen Philosophie ist bekanntlich: das Aufheben der verschiedenen Momente des Geistes — welche sich im Verlaufe seiner Geschichte als einzelne und einseitige und in ihrer Besonderheit oder Einseitigkeit fixirte Formen geltend machten — zur Allgemeinheit des menschlichen Selbstbewußtseins oder des von Hegel so genannten „absoluten Geistes." Die hegelsche Philosophie weist nach, wie Alles, was bis jetzt geglaubt, gedacht und als Wahrheit gegolten, aus dem menschlichen Selbstbewußtsein hervorgegangen ist, hervorgehen mußte, und indem ihr so das Selbstbewußtsein der Kern und Keim ist, dem der vielgestaltige Baum des Lebens, die mannigfachen Formen des Geistes, entsprossen, ist es ihr natürlich auch die Frucht, welche allein übrig bleibt, nachdem das Wachsthum, die Geschichte der Entzweiung und Verzweigung desselben, zum Abschluß gekommen. — Kein andres Prinzip aber, als den „absoluten Geist" erkennt auch die neuere Geistesrichtung an. Daß hierbei consequenter Weise jede positive Form, in welcher der Geist gleichsam verhärtet und verholzt ist, nicht mehr als die absolute Wahrheit erscheinen kann; daß diese vielmehr nur dem Geiste, dem Selbstbewußtsein, als der ewigen Geburtsstätte der Wahrheit und Wirklichkeit vindizirt werden kann; daß hiernach, mit einem Worte, in der Philosophie Nichts als Werden die Grundform ist, aus

Digitized by Google

Prinzipe seiner Philosophie gemäß am Ende zur Kritik alles dessen, was bisher als objektive Wahrheit gegolten, nothwendig getrieben werden mußte, — wie denn auch Hegel wirklich, nach der Aussage seiner Zuhörer, in seinen spätern Jahren die Kritik immer schärfer ausübte — und wenn es, wie gesagt, oft den Anschein hat, als ließe Hegel Alles in seiner ursprünglichen Gestalt, so hat dies seinen Grund darin, daß er außer seiner Phänomenologie und Logik, in welchen offenbar nur das Allgemeine, der Geist, die *Vernunft* allein berechtigt erscheint, auch noch besondere Disciplinen bearbeitete und hier, namentlich in der Religionsphilosophie, diejenige Seite mehr hervorkehrte, welche die Nothwendigkeit des *Entstehens* ihrer verschiedenen Formen aufdeckte, wogegen die heutige Philosophie der Praxis mehr die Seite ihres *Vergehens* entschleiert. Hegel konnte jedoch nur von unphilosophischen Köpfen mißverstanden werden; denn nachdem er in seiner Phänomenologie *alle Erscheinungen* des Geistes, als endliche, in die Unendlichkeit des Selbstbewußtseins zu *Grunde* gehen ließ, nachdem er sodann in seiner Logik die ewigen Grundformen des Selbstbewußtseins, die sogenannten Kategorieen, als *alleinige Wahrheit*, die zeitlos besteht, entwickelte: wie konnten ihm da noch

sophie zum Leben. Hegel hatte es nur mit der Philosophie als solcher zu thun. In seiner Eigenschaft als Philosoph hatte er jede Collision mit dem Leben zu vermeiden, welche ihn in seinem Berufe, die Philosophie zum Abschluß zu bringen, nur stören konnte. Es ist jedoch nicht anzunehmen, daß Hegel diese Collision *absichtlich* vermied, obgleich auch dann noch, wenn er das Bewußtsein seiner Stellung eben so klar gehabt hätte, als wir, die wir auf seinen Schultern stehen, ihm keineswegs hieraus ein Vorwurf gemacht werden könnte. Hegel hatte genug zu kämpfen und zu ringen, um den Geist sich selber adäquat zu machen; das Weitere, das Leben dem Geiste adäquat zu gestalten, mußte er Anderen überlassen; er hatte hierzu weder Zeit noch Beruf, und vielleicht eben weil ihm die positive Schöpferkraft fehlte, die Masse mit seinen Ideen zu befruchten und dem Leben aus dem modernen Geiste heraus eine neue Gestaltung zu geben, hatte er jene Scheu vor dem Bestehenden, welche wir ihm mit Unrecht oft zum Vorwurfe gemacht. — Hegel wußte zu gut, daß das frische Leben verblichen ist, wo die Philosophie ihr „Grau in Grau" zu malen beginnt, und ihm, der *nur* Philosoph war, *graute* es wohl, wie so Manchem, vor der ... consequenten Durchführung der Philoso-

sich bald, daß e
die endliche ird
sich trotz der
ostensibel angeb
alte Adam, den
der anthropomor
Verstellung als
ist – Erhalter i
die zeitliche Herr
animalischen S
Und diese Herr
Philosophie, der
dasjenige verzu
lich zur Schau
Geistes und Ver
— die Entwürd
sprechen des E
Hegen und Pf
helen fort und
losen Kritik.
was negirt d
unversöhnte,
und polemisir
Ihr negiren
Greul ist, we
liche Existen

Die keinen Begriff von Geist und Ewigkeit haben — die sich noch nicht aus dem dumpfen, thierischen, vagen Gefühle und Gelüste emporgearbeitet haben zum klaren, durchsichtigen Selbstbewußtsein — beklagen sich darüber, daß ihnen von der Philosophie ihre Heiligthümer geraubt werden. Sieht man näher zu, was diese Klagen bedeuten, so zeigt sich bald, daß es die Angst und der Jammer um die endliche irdische Persönlichkeit ist, von der sie sich troß der Religion des Geistes, welcher sie ostensibel angehören, noch nicht befreit haben. Der alte Adam, den sie nicht in sich ertödten können; der anthropomorphistische Gott, den sich ihre sinnliche Vorstellung als Schöpfer und — was noch mehr ist — Erhalter ihrer endlichen Existenz gebildet hat; die zeitliche Fortdauer der empirischen Person, der animalischen Seele: das sind ihre Heiligthümer. Und diese Herren scheuen sich nicht, der deutschen Philosophie, der reinsten Blüthe des Christenthums, dasjenige vorzuwerfen, was ihr Christenthum täglich zur Schau trägt: das Verendlichen des ewigen Geistes und Verewigen der eitlen, weltlichen Existenz — die Entwürdigung des Menschen, das Heiligsprechen des Thiers — Negiren des Göttlichen, Hegen und Pflegen des Weltlichen. — Sie wiederholen fort und fort das alte Lied von der „rücksichtslosen Kritik.“ Ja, die Philosophie negirt; aber was negirt die Philosophie? — Das entgeistete, unversöhnte, unverklärte Leben. — Auch Ihr negirt und polemisirt „rücksichtslos“; aber was möchtet Ihr negiren? — Den ewigen Geist, der Euch ein Greul ist, weil er jeden Augenblick Eure erbärmliche Existenz zu vernichten droht!

Heß.

Verf. der „Europ. Triarchie.“

Die Ausschließlichen.

Novelle von Walbert.

(Fortsetzung.)

Nachdem ich meine freudigen Gesichtsmuskeln in etwas düster angehauchte verwandelt hatte, überhaupt eine leisere Stimme und ein hinfälliges Wesen angenommen, stieg ich langsam und schwer die knarrende Treppe hinauf, öffnete schmelzend die Stubenthür, und ging weich auf meine Schöne zu, die hinter der Astral-Lampe in weiß gesticktem Ueberrock und offener Mütze meiner zärtlichen Mittheilung harrte. — Eine gewisse Wärme und der Wohlgeruch des Zimmers, die matte Lampe, und der gestickte weiße Ueberrock, (eine schwache Seite, die sie längst an mir kannte) schienen mir so etwas Präparirtes an sich zu haben, daß die Hauptgewissensbisse über meine Falschheit sich schon etwas legten, und ich die ganze Größe meines Planes, patte de Velours zu machen, entwickeln konnte. Ich ließ mich leise aufs Sopha nieder, ergriff ihre Hand, blickte sie eine Weile an, und sagte ihr dann: Louise, wir müssen uns auf einige Wochen trennen. — Zuerst verstand sie mich nicht recht, rückte mit den Augenbraunen etwas in die Höhe, wurde blaß um Mund und Nase, und eine Thräne hing in dem Auge, aber nur de dépit! — Ich zog sie an mich, küßte ihr schönes Haar, und hielt ihr Köpfchen eine Weile an mich gedrückt, doch so, daß ich ihr nicht in die Augen zu sehen brauchte, denn ich mußte mich zu neuen Gefahren sammeln. — Auf einmal riß sie den Kopf in die Höhe, und nun kam eine Scene des Verzweifelns, Fragens und Bittens und der Auseinandersetzung meiner Worte. — Wenn auch eine geheime Stimme ihr sagen mochte, wozu dieß alles führen könne, so überschritt sie von nun an nicht einen Augenblick mehr ihre Grenzen, und ich konnte aus allen ihren Anstrengungen ersehen, daß auch augenblicklich ein Plan in ihr entstanden. — Nicht wie ich vermuthet, eine Scene, daß ich sie auf ewig verlassen, daß ich sie trostlos gemacht, daß ich ihr ewigen Kummer bereitet (mit solcher wäre mir gerade gedient gewesen), nein, etwas viel Gescheuteres war ihr eingefallen. Sie schien gar nicht von der Möglichkeit dieser Sachen auszugehen, sondern nur Trauer über unsere momentane Trennung, und die heftigsten Schwüre und Bitten täglich zu

dem äußern Leben verbinden, und die Stunde meiner Wiederkunft der Sonnengipfel ihrer Gedanken sein. Dieß alles mußte ich mit der dazu nöthigen schmerzlichen Freude de rigueur hinnehmen und meine Stirn trübe in die Höhe ziehen, nur durch stillen Schmerz die stillere Freude zu maskiren, die mich dieser großen Tragédienne entführen sollte. So ging der denkwürdige Abend hin, wir blieben in dieser Stimmung, worin einer den andern überbot, bis zum frühen Morgen bei einander, die zärtlichsten Stunden wurden mit Meisterschaft improvisirt, mein Haupt ruhte lange an ihrem Herzen, bis mir nach einer stürmischen Umarmung des Abschiedes nur noch so viel Zeit blieb, mich in meiner Wohnung, die gegenüber war, schnell umzuziehen, und zur Abreise in den Wagen zu werfen. Bis an die entfernteste Straßen-Ecke dauerte das Blicken aus dem Wagen und Winken mit dem Tuch, und erst beim ersten Rollen der Räder auf der Chaussee konnte ich meine Brust von einem Ah! aus tiefstem Grunde der Seele befreien, denn es war eine harte Arbeit gewesen, und es wälzte sich wie ein Centner von meinem Herzen. Ich schloß ermüdet die Augen. Ein leichter Schlummer brachte mich mehrere Meilen weiter, und erst durch die nöthige Aus-

Krönung Marie Louisens und den Abschied von Fontainebleau an den Wänden betrachtet hatte, und zuletzt ermüdet in das Himmelbett von dunklen Kattungardinen stieg, wurde es mir unheimlich, und ich dachte an gestern, an Patschouli, gedämpfte Astral-Lampen, Kaiserthee, gestickte Ueberröcke, blonde Haarscheitel, rosige Hände, schwellende Busen, weiche Umarmungen, schmachtende Küsse, bis sich die Träume in diese Bilder theilten, und ich willenlos darein versank. Der nüchterne Morgen mit seinem Gasthofskaffe und Zwieback, beim ungewissen Licht, das schief aufgezogene Rouleaux, der unrasirte Zustand, die Stiefeln, welche mich jedesmal auf Reisen des Morgens drücken, der fremdartige Zimmergeruch, der immer erst des Morgens einem auffällt, und vorzüglich das zinnerne Waschbecken brachten mich in eine solche Verstimmung und lächerliche Verzweiflung, daß ich froh war, den Damm vor der Stadt zu erreichen, und die nasse Morgenluft einzuathmen, die an allen Lindenbäumen hing.

In Hamburg hielt ich mich nur einige Stunden auf und mit dem frühen Morgen trug mich ein schönes Dampfboot über die dunklen Wellen. — Ich war die ganze Zeit seekrank, und also in

schaut. — Um nicht auf eine ungeschickte Weise meinem Plane untreu zu werden, schrieb ich den ersten Tag nach meiner Ankunft in London einen langen Brief an meine Ariadne, dessen Inhalt niemand interessiren kann, der mir auch herzlich sauer wurde, wovon ich aber der Rarität wegen den Anfang hier gebe:

Meine geliebte Louise, meinen eiligen Brief aus Hamburg, den ich vom Dampfboot aus schrieb, wirst Du vor mehreren Tagen empfangen haben 2c. 2c. — Diesen eiligen Brief hatte ich aber niemals geschrieben. —

Am vierten Tage nach meiner Ankunft übersandte mein Banquier mir unter mehreren Päcken auch einen sehr voluminösen Brief von feinem Bath-Papier mit dunkelblauem Siegel, und der Devise: fortiter et suaviter! dabei sehr dicht und vorsichtig verschlossen und recommandirt. — Ich erkannte sogleich die inhaltsschwere Depesche, und erinnere mich noch heute genau des sonderbaren heimischen Wohlgeruchs, der mich wie auf Zauberflügeln in das hell-lila Tapetenzimmer mit den dunkelbraunen seidenen Gardinen trug. Ich ergriff den Brief an einer Ecke zwischen Daumen und Zeigefinger, drehte ihn um, betrachtete das Siegel mit der Devise, roch daran, drehte denselben wieder um, las meine eigene Adresse, starrte diese ein Paar Minuten an, und legte dann denselben zart auf die Ecke meines hohen Schreib-Bureaus neben eine kostbare Bronze-Pendule, ohne ihn zu eröffnen. — Die kleine Thatenweise wird die begleitende Gedankenreihe am besten ererklären, und ich erspare mir diese schwierige Aufgabe, weil manches Widersprechende darin nicht mit Worten zu erreichen wäre. — Ich nahm meinen Hut und Handschuhe, und ging ins auswärtige Amt. —

Am nächsten Vormittage endlich entschloß ich mich, das lästige Studium durchzumachen, und befestigte mich durch diese Arbeit nur desto mehr in meinem gefaßten Entschluß, denn alle diese gedrehten Phrasen, alle diese in die Höhe geschraubten Gefühle, alles dieß schwere Belagerungsgeschütz der Liebe, das hier entwickelt wurde, machten mir diese ganze Verbindung noch widriger. — Ich tröstete mich, daß mein Brief bei ihr eine gleiche Wirkung hervorbringen würde, denn gescheut war sie, und mußte demselben die ganze Perfidie anfühlen, nur fürchtete ich, daß bei aller Erkenntniß unsers Verhältnisses sie absichtlich festhalten möge, weil die Demüthigung beschämter Eitelkeit bei einer Frau das ist, was sie vor allem Niemand zeigen wird.

Nach ungefähr fünf Tagen antwortete ich ihr mit neuer Anstrengung in Entwicklung der schönsten Gefühle, aber schon in geringerer Quantität, denn nur zwei Bogen hatte ich damit füllen können. Zugleich trug ich Sorge, an einigen Stellen die Unnatur etwas deutlich vortreten zu lassen, und sie so nach und nach immer mehr zu entfernen.

Beinahe zwei Wochen blieb ich ohne Antwort, als auf einmal wieder ein sehr reiches Volumen mich erreichte. — Hierin hatte nun ihre weibliche Ungeduld und ihr Temperament ihr einen Streich gespielt. — Sie konnte sich, mein Spiel durchschauend, kaum mit aller Gewalt so weit im Zaume halten, um nicht mit der Wahrheit durchzubrechen, und wahrhaft komisch war dieses momentane Hervordringen und dann wieder Mildern ihres Tones, dieses beinahe Zerreißen, und dann wieder mit Gewalt Befestigen dieses Schleiers ihrer Empfindundungen, und ich fühlte mit wahrer Wonne das Meer und viele Meilen zwischen mir und dem ohnmächtigen Ungeheuer. Zuletzt hatte sie nun aber alle Fassung verloren, und die zärtliche Drohung, mit dem nächsten Dampfschiff in London bei mir zu sein, glitt an meinem Stahl-Panzer wie ein matter Pfeil ab; denn, wollte sie aus Liebe kommen, so kam sie ohne Brief; — wollte sie mir damit drohen, so hielt sie es für eine mir unangenehme Sache, und wußte also nun meine Gesinnung! Und das eben war mir das Rechte. —

Ich warf dieses Manifest auf den nächsten Tisch, und schrieb ihr eine sehr gemessene Antwort

rumpelt zu werden, denn was thut nicht ein Weib, um ihren Eigensinn oder ihre Rache zu befriedigen.

Nach einem Monat kam endlich wieder ein Brief von einem Bogen, worin sie mir schrieb, daß ein längeres Unwohlsein sie an ihr Zimmer gefesselt, sie sehr nervös und weich gestimmt, und der Arzt ihr alle und jede Aufregung verboten habe. Sie sehne sich nur nach meinem lieben Anblick und in Ermangelung dessen nach einigen Zeilen ꝛc. ꝛc.

Ich erkannte die Atmosphäre, es war die unnatürliche drohende Ruhe vor dem Gewitter, und ich beschloß einige Tropfen Oel auf den Brand zu gießen.

„Meine theure geliebte Louise (als wenn gar nichts vorgefallen) unendlich beunruhigt mich Dein leidender Zustand, trage ja Sorge für denselben, Du begehest Sünde an mir und Dir, wenn Du so gegen Dich rasest, und muthwillig Dich zerstörest u. s. w. u. s. w., daß es zuletzt ausging wie ein Licht! — —

Hierdurch hatte ich sie wieder momentan aus ihrer Stellung gerückt, und sie wußte nicht, bei welchem Ende sie das Ding wieder anfassen sollte. — Ueberhaupt giebt es nichts besseres in solcher Correspondenz, als genau immer in der Tonart zu

durch einen Bekannten in [illegible] geben ließ, worin ich ihr sagte, daß ich unvermuthet auf sechs Wochen, vielleicht aber nur fünf, (um meine Ungeduld zu zeigen) nach Dublin gehen müsse, und sie ihre lieben Schreiben unter Adresse Baring et Com. nach London schicken solle. — Mit diesem Streiche hatte ich mir Ruhe geschafft, und auch ihr einen Vorwand, von ihren poetischen Lektionen ausruhen zu dürfen. —

Der geheime Hofrath Lenz, mein College, hatte mir während dem in B— eine andere Wohnung in der B.straße gemiethet, also wenigstens 6 Straßen entfernt von meiner frühern, und meinen Bedienten verabschiedet. — Dieß letztere indeß war durch seine Unvorsichtigkeit zu früh geschehen, denn durch ihn mußte meine schöne Wittwe den ganzen finstern Plan meines Rückzuges in Erfahrung gebracht haben, und ich sollte bald sehen, daß sie nicht gesonnen war, mir dazu goldne Brücken zu bauen. Im Anfang des Monats Juni kam ich nach Berlin zurück, bezog sogleich meine neue Wohnung, führte meinen neuen Bedienten, den ich in London engagirt hatte, in seine Pflicht ein, und schärfte ihm besonders die Lehre ein, keine Billette von Frauenhand anzunehmen, und immer bei seiner Englischen Sprache zu verharren, weil ich

müsse, und sie ihre lieben Schreiben unter Adr
Baring et Com. nach London schicken solle. —
Mit diesem Streiche hatte ich mir Ruhe gekauft
und auch ihr einen Vorwand, von ihren tiefsten
Schmerzen auszuruhen zu dürfen. —

Der geheime Hofrath Lenz, mein Comp
hatte mir während dem in B— eine andere Wo
nung in der B.straße gemiethet, alle wenigstens 1
Straßen entfernt von meiner frühern, und meinen
Bedienten verabschiedet. — Dieß letztere indeß
war durch seine Unvorsichtigkeit zu früh geschehen
denn durch ihn mußte meine schöne Wittwe den
ganzen finstern Plan meines Rückzuges in Erfah
rung gebracht haben, und ich sollte bald sehn
daß sie nicht gesonnen war, mir dazu goldne Brü
ken zu bauen. Im Anfang des Monats Juni kam
ich nach Berlin zurück, bezog sogleich meine neu
Wohnung, führte meinen neuen Bedienten, der ich
[illegible]

nichtete auf, denn dann mußte es vernichtet sein.
— Ich siegelte diesen Brief, so wie ihre ganze
Londoner Correspondenz unter ihrer Adresse wieder
ein, ohne ein Wort hinzuzufügen, und beförderte
durch einen sichern Boten, den Jäger des Grafen
St. Marc, einen verschmitzten Menschen, das
Ganze in ihre eigene Hände. — Als ich ihm
diesen Dienst in froher Beruhigung mit 1 Doppel
Louisd'or belohnt hatte, fühlte ich mich frei und
frank, und forderte mein Schicksal heraus, wel
ches mir bald einen Nachestreich spielen sollte.

Nach dem Theater soupirte ich zuweilen bei
Jager, und setzte mich gewöhnlich allein an einen
kleinen Tisch, weil ich alle Bekanntschaften an sol
chem Orte gern vermied. Eines Abends hatte
ich mich eben im letzten Zimmer auf dem Sopha
niedergelassen, als aus dem vorhergehenden ein
junger, interessant aussehender, breitschultriger
Mann im kurzen Ueberrock und langen Sporen mit

suis pas curieux.

Peut-être ma voix ne vous convie
Vous préférez les voix de femme.
n'importe, vos oreilles sont charman
je voudrois en tout cas vous toucher

Les votres ne me plaisent pas d
et si par hazard vous continuerez
l'importun, avec plaisir je Vous les
rois! —

Er sprang auf und rief:

Enfin nous y sommes, et j'espè
ma lecture changera en une bonne le

In diesem Augenblick traten die zwei
Spadassins hinzu, wir wechselten unsere
ich steckte die seinige gleichgültig in die
ohne noch recht zu wissen, woher diese gan
eigentlich komme, und schenkte mir ein Gla
pagner ein. Digitized by Google

Meine Kaltblütigkeit mußte ihnen

— Ich verbeugte mich stillschweigend, und bot ihm einen Stuhl an. — Er verbat dieß mit einer artigen Weigerung.

„Ich komme von meinem Freunde, dem Baron Nall, um auf ihre gestrige Begegnung ein Rendez-vous zu verabreden. Er überläßt Ihnen die Wahl der Waffen, und ich bitte, mir Ihre Secundanten zu nennen, um das Nöthige zu bestimmen."

Der Rittmeister von Malzen, der gleich beim Eintritt dieses Besuchs an das entfernte Fenster getreten war, kehrte sich jetzt um, kam zu uns heran, ward ihm vorgestellt, und ich verließ das Zimmer. —

Nach einer Zeit von circa 10 Minuten hörte ich meinen Herausforderer sich entfernen, und Malzen öffnete die Thüre. Die Verabredung war getroffen, wir sollten den folgenden Morgen im Grunewald uns auf Pistolen schlagen, die Distanz 15 Schritt, und zugleich feuern. —

Es ist eine der sonderbarsten Situationen, gegen einen Menschen, den man nie gesehen, nie gekannt, nie gehaßt hat, feindselig ein Pistol abzufeuern, und dennoch hat wieder die Convenienz diese Verpflichtung uns auferlegt.

Ich blieb zu Mittag mit Malzen zusammen, ordnete gegen Abend einige nöthige Papiere, schrieb

doch nicht in dieser Frau vermuthet, und meinem Gegner dem armen blinden, verliebten Thoren stand also vielleicht eine doppelte Lection bevor. — Zuerst von mir, wenn meine Hand glücklich war, und später noch von ihr, wenn sie ihres schwachen Werkzeuges überdrüssig wurde. Ich bedauerte den Unglücklichen, und hatte schon siegestrunkene Gedanken. Von der Seite konnte ich bemerken, wie sie höhnisch ihre Lorgnette nicht von mir ließ, denn sie hatte mich gleich bemerkt, einmal bog sie sich sogar zu ihm heran, und gewiß sprach sie von mir, indeß er war zu sehr Gentleman, um nur die Miene zu verziehen, und saß in seinem schwarzen Leibrock, gelben Handschuhen, und etwas wildem Blick unter dem glattgebürsteten blonden schrägen Scheitel, nachlässig und theilnahmlos neben meiner racheglühenden Medea. — Kurz vor dem Ende des Stücks entfernten sich beide, und ich ging, doch mit etwas schweren Gedanken, meinem Hause zu. Malzen war während meiner Abwesenheit bei mir gewesen und hatte einige Zeilen mit der Bemerkung zurückgelassen; daß er schlag 6 Uhr morgen mit dem Wagen bei mir vor der Thür sein werde. — Ich trank eine Tasse Thee, und schlief, obgleich etwas erhitzt, dennoch ruhig ein.

harten Stoß an
wärts in das G
stützt meine B
sahe ich diesen
rechte Hüfte wa
durch die linke
die gegenseitigen
stande unterrich
einen zweiten B
aufgelegt war,
ren. Für me
zum Tragen
und wir überl

Mit viel
Hause an, der
unsägliche An
ich sank in e
scher Bedient
und Nacht,
sich in den
und erst n
Stande an
teljahr auf
Luft, franz
Zeit vergan
Urlaub

uns zu. — Nach einer stummen Begrüßung traten die Secundanten zu einander heran, die Schritte wurden abgemessen, die Pistolen geladen, und mir die Wahl überlassen. Ich ergriff die nächstliegende, und trat an mein Ziel. Mein Gegner hatte kaltblütig den Hahn gespannt, warf seinen Hut nachlässig neben sich ins Gras, und stellte sich mir gegenüber. Hr. v. Malzen, so war es verabredet, warf seinen weißen Handschuh zwischen uns hin, und wir feuerten zugleich. Ich erhielt einen harten Stoß an der Schulter, und taumelte rückwärts in das Gras. Als ich von Malzen unterstützt meine Blicke nach meinem Gegner richtete, sahe ich diesen zusammengestürzt daliegen, seine rechte Hüfte war zerschmettert, mir war die Kugel durch die linke Schulter gedrungen. — Nachdem die gegenseitigen Secundanten sich von unserm Zustande unterrichtet, und ein leichter Verband durch einen zweiten Begleiter meines Gegners uns beiden aufgelegt war, konnte ich langsam zur Stadt fahren. Für meinen Gegner mußte eine Matratze zum Tragen aus dem Jägerhause geholt werden, und wir überließen ihn seinem Schicksal.

Mit vielen Schmerzen kam ich endlich zu Hause an, der geheime Stabs-Arzt S. holte mit unsäglicher Anstrengung meine Kugel heraus, und ich sank in ein bedeutendes Fieber. Mein englischer Bediente wachte mit treuer Sorgfalt Tag und Nacht, meine wenigen intimen Freunde lösten sich in den ersten 4 Wochen einer den andern ab, und erst nach 2 Monaten war ich wieder im Stande auszugehen. Baron Rall lag ein Vierteljahr auf seinem Lager, und gewiß war ihm die Lust, französische Zeitungen vorzulesen, auf lange Zeit vergangen. — Mein Minister, den ich um Urlaub geschrieben, ignorirte die ganze Sache, und so kam ich noch so ziemlich von dieser ganzen widerwärtigen Angelegnheit davon. — Graf Biström besuchte mich später noch mehrere Male. — Nach seiner Abreise von Berlin schrieb er mir noch unter andern:

Mon pauvre Rall est tombé dans de mauvaises mains, cette folie lui coûtera cher. Il est parti avec cette personne pour Riga, Dieu veuille, qu'il soit heureux, mais cette passion l'a aveuglé, et il seroit capable, de tout faire sur l'instigation de cette femme infernale. — Je crois que Vous la connoissez assez pour pardonner à mon ami un moment d'imprudence.

(Schluß folgt.)

Die
Stellung der deutschen Journalistik.

Alexander Jung spricht in dem schon erwähnten ersten Aufsatz seines Literaturblattes sehr schön über die Würde und die Aufgabe der deutschen Journalistik. Er weist auf die Zeitschriften des vorigen Jahrhunderts hin, welche die Sache der Freiheit vertraten, und nimmt für unsre Zeit das Recht der Oeffentlichkeit ebenfalls in Anspruch. Charakteristisch ist es für diese, wenn er sagt: „Es sind die Ideen der Sitte, der Eintracht, des Rechts, der Gerechtigkeit, der Freiheit, der Pietät, der Heiligkeit, des Gottesbewußtseins keineswegs, wie viele glauben, da des Staates und der Kirche wegen, sondern der Staat und die Kirche existiren vielmehr lediglich jener Ideen willen. Jene Institutionen haben daher auch an sich gar keinen Werth, gar keine Gültigkeit, gar kein Recht in Anspruch zu nehmen, sie sind an sich ganz leere Formationen, ganz leere Kategorien, wenn sie nicht jene Ideen offenbaren, ununterbrochen zur Darstellung bringen, und zwar ohne Furcht für sich selbst offenbaren, nirgend auf Kosten der Freiheit offenbaren, sondern diese, wie sie erst das unmittelbare Leben der Ideen selbst ist, auch in unendlicher Weise gewähren lassen. Die Ideen offenbaren sich durch die Individuen, daher ist für sie der Staat da, aber kein Individuum ist für sich schon der Staat und die Kirche.

Digitized by Google

immer — ob Supernaturalismus oder Rationa-
lismus ob Empirismus oder Speculation — auf
die extremen Principien des Conservativen und
Liberalen zurückzuführen ist, die in unsrer Zeit
leider beide gleich unwahr, gleich radikal, der glei-
chen Gefahr des Fanatismus ausgesetzt sind. Die
Literatur, führt Jung weiter aus, soll der Tummel-
platz für den Austausch des freien Wortes für
das Leben der Idee in der Oeffentlichkeit sein, hier
wird das Sein Sollende als das Seiende, als
Ergebniß gewonnen und erkannt, und daher hat
der Staat an der Presse seine wahrhafte Sicher-
heit. In der Literatur aber soll der Journalis-
mus die Oeffentlichkeit so vertreten, daß die Ideen
Gemeingut werden, damit die Produkte, welche
die Literatur nicht bloß des eignen Volks, sondern
der Völker zeitigt, verbreitet, verstanden, bekämpft
oder in ihrem Werthe anerkannt werden. Wie
Telegraphen sollten die Zeitschriften fern über die
Länder hinspielen, mit einander in Rappert stehen,
in weithin lesbaren Zügen, in gedrängtem Styl,
in kühn signalisirender Schnellschrift, was der
Geist des Planeten auswirkt, weithin verkünden,
auf daß die Ideen nach allen Seiten ausströmen,
sowie in möglichst kurzer Zeit ihren Umlauf zurück-
legen, damit ihr letztes Resultat, das Sein Sol-

gen sollen aus der …
Kritiken, Charakteristiken, nicht aus dem
Einzelnen ihr Urtheil fassen. Hier aber wird
nur zu oft gefehlt.

„Warum, fragt Jung, verbietet man doch nie
feile Zeitschriften, und zwar feil für die Partei
des Obscurantismus, des Illiberalismus, des Ser-
vilismus, und wie die politischen Glaubensbekennt-
nisse alle heißen mögen? Warum hören wir denn
nie: das Journal ist untersagt worden, weil es
den Glauben auf Kosten aller Vernunft in Schutz
nimmt, weil es den guten Geschmack ewig tyran-
nisirt? Wir wissen es wohl, warum, und fragen
nur so gewisser Leute halber, denen nie ihre un-
rechtmäßige Duldung einfällt. Soll überhaupt ver-
boten werden — der Idee nach sollte es wohl
nicht — so müßten allerdings auch solche Verbote
erlebt werden, wenn man nicht von vorn herein selbst
Partei nehmen will, gegen die Partei. So wie
aber eine Regierung, ein Consistorium
Partei nehmen, so hören sie auf, Reprä-
sentanten des Staates, der Kirche zu sein."

Neben dem schlechten Parteistreben bewegt
sich sodann die liederliche belletristische Journalistik,
bei der eine aufgefärbte, welk-zerblätterte Novelli-
stik, Kritiken, die lügenhaft schon in der Geburt,
… und häl-

versuchten, und
einen Damm
des Phönix,
die elegante
Geistes, zu d
Freihafen und
Die Bürgerkr
aber die Halle
der Freiheit
die tiefsten
phie entwickelt
sie vertreten,
Einfall einze
Ausdruck des
als öffentliche

Jung er
live Streben
bücher, und
geren Stand
zur Versetzun
einander, zu
Gemeinde
des Staates
es ihm ge
Fuß zu fass

deren neue Epoche mit den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik datirt. Sie waren noch entfernt von allem Ausdruck jener geforderten Popularität, aber sie führten die Würde und Methode der Wissenschaft, den Ernst des Gedankenlebens, den Sieg der idealen, objektiven Thatsachen über die dumme Egoität des Subjekts in die Journalistik ein. Mit ihrem Marke genährt erwuchsen sodann die jüngeren Schriftsteller, Gutzkow, Mundt, Kühne, welche die Popularisirung speculativer Ideen versuchten, und zugleich der Heineschen Frivolität einen Damm entgegensetzten. Das Literaturblatt des Phönix, der Zodiacus, und die Zeitung für die elegante Welt wurden die Stätten des neuen Geistes, zu denen sich später der Telegraph, der Freihafen und Pilot, sowie das Athenäum gesellten. Die Bürgerkrone deutscher Freisinnigkeit verdienen aber die Halleschen Jahrbücher, welche die Idee der Freiheit am nachhaltigsten verwirklichten, und die tiefsten Consequenzen der Hegelschen Philosophie entwickelten, so daß die Weltansicht, welche sie vertreten, nicht mehr der Wille oder der bloße Einfall einzelner Philosophirender, sondern der Ausdruck des deutschen Volksbewußtseins, also mehr als öffentliche Meinung ist.

Jung erklärt sich jedoch gegen das zu negative Streben der halleschen, jetzt deutschen Jahrbücher, und will seinerseits einen objektiveren, ruhigeren Standpunkt einnehmen, wie er denn auch zur Versöhnung der einzelnen Schriftsteller mit einander, zur Versöhnung mit dem Volke, mit der Gemeinde und mit den Vorständen der Kirche und des Staates mahnt. Wir wollen wünschen, daß es ihm gelingen möge, in dieser Richtung festen Fuß zu fassen, und die Einigung der Schriftsteller unter einander wie der Volks- und Regierungselemente, wenn auch nicht zu Stande zu bringen, so doch anzuregen, und damit ein beruhigendes, wohlthätiges Literaturelement ins Leben zu rufen. Wir unsres Theils glauben zwar, daß der Friede nur das Resultat des Kampfes sein kann, und halten das negative Streben für unablässig nothwendig, wollen indessen auch diese friedfertigere Richtung freudig begleiten, und mit ihr gemeinsam zu wirken suchen. Vielleicht gestaltet sich auf diese Weise die Form einer gemäßigteren, in sich lebendigen Polemik, welche zur Ausgleichung der jetzt noch herrschenden Extreme und zur Tilgung des widrigen Coteriewesens führt. Auch wir hegen, wie Jung die Hoffnung, „daß gerade Preußen den Ideen und der Literatur eine Stellung bereiten, und in ihr einen Journalismus sich selbst organisiren lassen werde, durch welche sich erst das wahre Geistesleben in aller Vollständigkeit manifestirt.“ Die Kräfte zu einer solchen Entwicklung sind da, möge nun auch die Nation darauf denken, diese zu unterstützen, und sich selbst dadurch eine Stütze zu bereiten. Jung wird in Königsberg gewiß ein ergiebiges Terrain für seine Wirksamkeit finden, oder hat es vielmehr schon gefunden, da das Journal auf Aktien gegründet worden ist. Möge er nun darauf bedacht sein, es sobald als möglich auszudehnen, um Raum für sein wichtiges Unternehmen und für Königsberg eine literarische Verbreitung zu gewinnen, wie sie dieser berühmten Universitätsstadt, deren Ruhm Jung selbst unlängst verkündet hat, und des norddeutschen Geistes würdig ist.

E. M.

Correspondenz.

Paris den 27 September.

Zwei Wochen hintereinander waren unsere kleinen Theater auf dem Boulevard ganz verödet, aus dem einfachen Grunde, weil deren Publikum, theils als Schauspieler, theils als Zuschauer, auf „dem Pflaster, das die Welt bedeutet,“ alle Abende unter freiem Himmel eine Comödie voll Bewegung spielte oder ihr beiwohnte. Die Parodie „der drei Tage“ erlebte funfzehn Vorstellungen und jeden Abend wurden 60 bis 100 Helden der zahlreichen Truppe unter Ehrenbedeckung der Sergeant-

und wir sind nun förmlich in den einstweiligen status quo ante mit der besten Aussicht auf baldmögliche Wiederholung der eben eingestellten Comödie zurückgekehrt. Doch überlassen wir die Zukunft den Nostradameschen Blicken politischer Correspondenten und geben uns ausschließlich der Betrachtung des Augenblicks hin.

Im Theater der Porte St. Martin erhält sich noch immer Ruy-Blas und zieht die schaulustige Menge herbei, ein Erfolg, den Victor Hugo dem Hr. Friedrich Lemaitre zu danken hat; ohne den Letzteren wäre das Stück längst der Vergessenheit übergeben. „Der Raub der Sabinerinnen" wird mehrere Monate das Theater du Vaudeville füllen. Die Posse sprudelt in der That von Witz und ermüdet fast das Auge durch den Wechsel der schönsten Landschaften und der noch schönern Sabinerinnen, die Herr Martinot aus dem an wohlgestalteten Bäuerinnen so reichen Dorfe Banneuil für die Aufführung des Stückes recrutirte. Das Theater du Palais-Royal, das einzige in Paris, das keine Saison hat, oder richtiger, dessen Saison das ganze Jahr ist, füllt sich jeden Abend durch Hrn. Alcides Touffez oder Mademoiselle Dejazet. Wenn diese Beiden einst von der Bühne abtreten, dürfte das Palais-Royal das Schicksal

gegen [illegible] sein mögen, so läßt sich doch nicht verkennen, daß der bemerkbare Fortschritt nur den äußeren, somit untergeordneten Bedingungen der biblischen Darstellung zu Statten kommen und die Aufgabe an die Auffassung und Beherrschung des Stoffes dießmal wie früher völlig gescheitert ist. Man würde jedoch Unrecht thun, wenn man dieses wiederholte Mißlingen dem ungenügenden Talente unsrer Künstler zuschriebe; im Gegentheil sie würden ihre Aufgaben befriedigend gelöst haben, wenn sie einer Epoche angehörten, worin der Verfasser der Athalie und Esther gelebt. Allein als Kinder einer Generation, welche noch immer der Einfluß Voltaires, Diderots und Jean-Jacques beherrscht, sind sie gleichsam von Natur aus unfähig, sich für die Begebenheiten des alten Testaments zu begeistern, und es ist daher nicht ihre Schuld, wenn sie uns statt der Patriarchen ungelenkige Paschas von Egypten darstellen. Nach dieser allgemeinen Betrachtung, die wir weiter auszuführen später Gelegenheit haben dürften, wollen wir die bessern Lieferungen dieses Jahres besprechen. Das Bild des Hrn. Jalabert, eines sehr jungen Künstlers, bewährt ein unverkennbares Talent für Zeichnung und Anordnung. Die Figuren Benjamins, eines [illegible]

Stroh auf und man hat statt Jakobs in der Verzweiflung, König Lear in seinem Wahnsinn vor sich. Die Brüder Benjamins, die als Hirten in der Ferne stehen, bilden durch den ängstlichen und gespannten Blick, der auf ihrem Vater haftet, eine einförmige Gruppe. Sie unterscheiden sich von einander nur durch ihr Alter und ihre körperliche Größe; von dem einem jeden derselben eigenthümlichen Charakterzügen der Schrift keine Spur. Das Gemälde des Hrn. Lebouyr zeichnet sich besonders durch seine Einfachheit aus. Jakob sitzt am Fuße eines Baumes, das Gesicht ist der Ausdruck eines tiefen edlen Schmerzes, das Auge ist in frommer Ergebung gen Himmel gerichtet; allein dieser Jakob ist so wenig als der des Hrn. Jalabert der Patriarch, er ist ein von Schmerz ergriffener Vater wie ein anderer, und steht zu isolirt von der übrigen Gruppe, kaum daß er sich der Nähe Benjamins, dessen Hand in der seinigen ruht, bewußt ist. Dieser scheint mehr den Schmerz seines Vaters, als den eignen Verlust des Bruders zu fühlen. Die gelungensten Figuren dieses Bildes sind die beiden Mädchen hinter dem Baume wovon die eine vor Schmerz zusammen zu sinken droht und sich an einen Stein klammert, während der Jammer der andern sich in Thränen auflöst. Die Figuren der Brüder sind hier markiger als in dem vorangehenden Bilde gezeichnet, ohne jedoch charakteristischer zu sein; um das Ganze schwebt ein poetischer Hauch und ginge Hrn. Lebouyr nicht jene Bedingung ab, die wir oben bezeichnet, so würde er ohne Zweifel seinen Stoff vollkommen beherrscht haben. Die andern Concurrenten theilen mehr oder minder die Vorzüge und Mängel der Besprochenen.

Archiv für die Kunde von Rußland.

Wir entnehmen dem durchaus wissenschaftlichen Archiv für die Kunde von Rußland (Herausgeber A. Erman) einige Notizen, die auch von allgemeinem Interesse sein dürften, denn die meisten Aufsätze darin sind geognostischen, geologischen, mathematischen, ethnographischen oder sprachwissenschaftlichen Inhalts. Der Herausgeber sagt in der Einleitung unter anderem: „Wir können aber nur neue Aufschlüsse über die Schicksale und Modificationen des Budhaismus in Nord-Asien kaum von irgendwo gründlicher erwarten, als von den Russischen Bewohnern des Irkutzker Gouvernements, denen die Sprache und die gedruckten Werke der Burätischen Bekenner dieses Glaubens durch fortwährenden Umgang geläufig und zugänglich sind. — Aus Tobolsk und aus Berësow am Obi hat man aus demselben Grunde auf vollständigere Hülfsmittel zur Kenntniß der Ostjakischen Sprache und der Samojedischen Tradition zu hoffen, von denen jene durch ihren auffallenden Anklang an das Magyarische, diese aber als unerwarteter Beitrag zur Deutung eines griechischen Mythus (von den Arimaspen und Greifen) neuerdings den sorgfältigeren Beachtungen empfohlen worden sind. Aehnliches gilt allgemein von den Kaukasischen und Transkaukasischen Stämmen, welche jetzt die Wiege aller Europäischen Völker, die von den Klassikern gefeierte Officina gentium, inne haben, sodann aber insbesondere von der Sprache und Sitte der Baschkiren, wegen ihrer Uebereinstimmung mit Herodots Berichten über die Phalakroi und Argipaioi, die zu seiner Zeit den Westabhang des südlichen Ural bewohnten, so wie auch von den Jakuten, die im weiten Umkreise von Mongolischen und Tungusischen Völkern umgeben, dennoch so viele türkische Elemente bewahrt haben, daß man sie wohl dereinst als einen der alterthümlichsten und merkwürdigsten Reste der Uigurischen oder östlichen Turkstämme anerkennen wird.“

Die mitgetheilte Stelle gewährt schon einen ungefähren Ueberblick über das unermeßliche Gebiet, das hier unbeachtet blieb von den Westeuropäern im Allgemeinen; auch über die Agriculturinteressen wird sich das Journal verbreiten. Gehen wir ins

Digitized by Google

und SW. liegenden Vorsprüngen. Mit den Seiten-gebäuden, in deren Mitte sie liegt, ist sie durch Corridore verbunden und nimmt zusammen mit diesen und mit den ökonomischen Gebäuden einen von O. nach W. 850 Fuß langen Raum ein. Das Hauptgebäude hat 3 Thürme mit Drehkuppeln, die größte von 32 Fuß Durchmesser; vier Meridian-durchschnitte und einige Durchschnitte zu continuir-lichen Beobachtungen im ersten Verticale. Schumacher schreibt darüber: „Um aber von dieser wahrhaft großartigen Anstalt einen richtigen Begriff zu erhalten, reichen Zeichnungen nicht aus, man muß selbst kommen und selbst sehen. Es ist kaum möglich, ohne selbst dort gewesen zu sein, eine entsprechende Vorstellung von der erhabenen einfachen Schönheit der Gebäude und von der ernsten, der Wissenschaft würdigen Pracht der innern Einrichtung zu haben, bei der jeder zwecklose Luxus verschmäht, aber für Sicherheit und Bequemlichkeit der Beobachtungen nichts gespart ist. Noch weniger läßt sich durch Worte der Geist der Ordnung und Sauberkeit beschreiben, den der Staatsrath von Struve in dies große Ganze eingeführt hat und darin zu erhalten weiß. Ueber dem Portale des Haupteingangs sieht man nur die Jahreszahl der Vollendung. Pulkowa besitzt die besten Instrumente,

schärfsten Art Trotz bietet; da es fast unmöglich ist, einen solchen Baum umzuhauen, er müßte denn sehr jung sein, so bedient man sich eines andern ganz einfachen Mittels: man tritt stark mit dem Fuße gegen die Wurzel, und diese Erschütterung bringt den größten Saksaul zum Falle, allein er bricht nicht, sondern spaltet sich. Sein Holz ist schwer wie Stein, brennt aber wie Oel und riecht sehr angenehm.

Feuilleton.

Die Criminalistische Zeitung führt uns in der No. 14 unter III. einen Fall aus der Praxis des französischen Strafrechts vor und läßt sich wiederum angelegen sein, die souveräne Entscheidung der Geschwornen als etwas; „Gott behüte uns davor" darzustellen.

Die Redaction sollte sich derlei Urtheile ersparen! — Man höre! — Eine Mutter verführt ihre beiden Töchter von 18 und 12 Jahren, von denen die älteste nur schwer unter fortdauerndem Widerstreben dem verbrecherischen Ansinnen der [illegible] zu Diebstählen.

ganz einfachen Mittels: man treibt [illegible] Keile gegen die Wurzel, und diese Erschütterung bringt den größten Saksaul zum Falle, allein er bricht nicht, sondern spaltet sich. Sein Holz ist schwer wie Stein, brennt aber wie Öl und riecht sehr angenehm.

Feuilleton.

Die Criminalistische Zeitung führt uns in der Nr. 11 unter III. einen Fall aus der Praxis des französischen Strafrechts vor und läßt sich wiederum angelegen sein, die souveräne Entscheidung der Geschwornen als etwas: „Gott behüte uns davor“ darzustellen.

Die Redaction setzte sich derlei Urtheile e[illegible]

Die Redaction [illegible] Eine Mutter [illegible]

[illegible] ein leeres Schreckbild dasteht?

– N.

Der **Courier français** vom 27 September enthält eine ehrenvolle Erwähnung des Athenäums, worin der Wunsch ausgesprochen wird, daß ihm die größtmögliche Freiheit zur Besprechung des Hegel-Schellingschen Streites, der auch in Frankreich viel Interesse erregt, gewährt werden möge.

Schelling wird, wie verlautet, im bevorstehenden Semester an der Berliner Universität „Philosophie der Politik“ lesen. Da werden wir hoffentlich sogleich in die neueste liberale Entwicklungsphase Schellings eingeweiht werden.

Die Sächsischen Vaterlandsblätter zeihen die „knechtische“ Leipziger allg. Ztg. der Feigheit, und diese hat nichts darauf erwiedert. [illegible]

[illegible] der Domaine Strathfieldsay in [illegible] mit welcher er vom Parlamente dotirt ist, einen Werth von beinahe einer Million Sterling hat: so muß man gestehen, daß [illegible] Herzog sich nicht über Undankbarkeit seine[illegible] landes beklagen kann.

In Paris ist unlängst der Kastellan d[illegible] hauses in der **Rue de Paradis-Poissoni**[illegible] storben, welcher 54 Jahre diese seine Ste[illegible] hatte, die ihm ein fixes Gehalt von 1200 [illegible] eintrug. Man wußte, daß diese Einnah[illegible] geringste Theil seines Einkommens war, d[illegible] Gratificationen der Leute, welche in den [illegible] des Leihhauses Geschäfte halten, und der Kastellan sehr oft gefällig zu sein Gelegenhei[illegible] waren sehr bedeutend.

Man vermuthete allerdings ein artige[illegible] mögen nach dem Tode des Kastellans vorzu[illegible]

dieselbe aus dem Ertrage seines Monopols binnen vier oder fünf Jahren reichlich wiedererstattet zu sehen. So zahlen also die Einwohner von Paris unter der Gestalt erhöhter Fleischpreise eine jährliche Abgabe von 2 Millionen Francs für dieses Monopol. die außerhalb wohnenden Schlächter werden hierdurch veranlaßt, getödtetes Vieh einzuführen, troß aller hiermit verbundenen Kosten und Unbequemlichkeiten. Der Eingangszoll für ausgeschlachtetes Fleisch beträgt auf das Kilogramm (etwa 2 u. 5 Loth) 20 Centimes oder für einen Ochsen von 350 Kilos 70 Francs, was beinahe dreimal soviel ist, als ein lebendiger Ochse bezahlt. Dieser Handel von jenseit der Schlagbäume ist den in der Stadt wohnenden Schlächtern sehr nachtheilig und nimmt dergestalt zu, daß die Letzteren beunruhigt worden sind und sich beklagen, daß ihre Anzahl zu groß oder mit andern Worten ihr Monopol noch nicht hinreichend wäre. Wäre dies der Fall, so würde bei vermindertem Nutzen des Privilegiums, ihre Menge bald abnehmen, während doch die Patente immer fort zu denselben hohen Preisen gekauft werden. Vertheilt man unter die 500 Pariser Schlächter die 90000 Stück Hornvieh, welche in dieser Stadt jährlich geschlachtet werden, so kommen auf Jeden im Durch-

die man in Paris gegen andere größere Städte hat. Wenn man dagegen die Schadloshaltung für diese Mehrkosten durch ein Monopol ertheilt, so steigt der Preis hierdurch, wie es jetzt der Fall ist, um 15 bis 20 Centimes für das Pfund. Würde die Anzahl der privilegirten Schlächter auf 300 herabgesetzt, so würde eine neue Preiserhebung unvermeidlich eintreten, weil die übelen Folgen eines Monopols im Verhältnisse zur Verminderung der Anzahl der Monopolisten zunehmen und der Preis eines Patents würde sodann auf 60 bis 80000 Francs steigen.

(Constitutionel.)

Im Verlage von *Im. Tr. Wöller* (sonst Lehnholdsche Verlagshandlung) in Leipzig ist erschienen und kann durch jede solide Buchhandlung bezogen werden:

Klopstocks Oden und Elegien,

mit erklärenden Anmerkungen und einer Einleitung von dem Leben und Schriften des Dichters. Von C. F. R. Vetterlein. 3 Bde. gr. 8. Unveränderte wohlfeile Ausgabe. (69½ Bogen.) Preis nur 2 Thlr.

Klopstocks Epigramme

gesammelt und erläutert von C. F. R. Vetterlein. gr. 8. (4½ Bog.) 7½ Sgr.

Pränumerations...

№ 41.

Inhalt: D...
Sechstes Blatt aus

Die Abreis...

Als jüng...
listen, in die
da muthmaßte
angab, daß i
Luft hatten,
welches mit
wig XIV. b
vase, welche
Fauns zerb
Civilisation,
seit des Me
gründen wo
Abends mit
und Dahli

so steigt der Preis hierdurch, wie es ... ist, um 15 bis 20 Centimes für das Stück. Würde die Anzahl der privilegirten Schächte auf 300 herabgesetzt, so würde eine neue Preiserhöhung unvermeidlich eintreten, weil die ... Folgen eines Monopols im Verhältnisse zur Verminderung der Anzahl der Monopolisten zunehmen und der Preis eines Patents würde sodann auf 60 bis 80000 Francs steigen.

(Constitutionnel)

Im Verlage von *Im. Tr. Wöller* (sonst Lehnholdsche Verlagshandlung) in Leipzig ist erschienen und kann durch jede solide Buchhandlung bezogen werden:

Klopstocks Oden und Elegien,

mit erklärenden Anmerkungen und einer Einleitung von dem Leben und Schriften des Dichters. Von C. F. R. Vetterlein. 3 Bde. gr. 8. ... wohlfeile Ausgabe. ... nur 2 Thlr.

Inhalt: Die Abreise der Fourieristen nach Brasilien; von Leon Gozlan. — Die Ausschließlichen; Novelle von ... Sechstes Blatt aus dem Tagebuche eines Narren. — Königliches und Königstädter Theater. — Feuilleton.

Die Abreise der Fouireristen nach Brasilien.

Von Léon Gozlan.

Als jüngst die Schüler Fouriers, des Socialisten, in die Wagons von St. Germain stiegen, da muthmaßte die Masse der Reisenden, welche sie umgab, daß ihre Reisegefährten, die jetzt wenig Lust hatten, Marly, das monarchische Palmyra, welches mit Trümmern aus der Herrscherzeit Ludwig **XIV**. besät ist, oder Lucienne, diese Porzellanvase, welche das wüthende Horn des revolutionairen Fauns zerbrach, zu besuchen, eine Kolonie, eine Civilisation, eine neue bürgerliche Gesellschaft jenseit des Meeres, unter dem Himmel Brasiliens ...

gleichen, als dieser fortzog, in einer Provin... amerikas die herrliche Kolonie zu gründen, ... später seinen Namen erhielt, und die er von ... um ein Otternfell erkauft hatte. Man ka... in diese köstliche Erregung, die gleich erfü... von Trauer wie von Muth, gar wohl hinein... Nicht ein Mensch, nicht eine Anzahl derselb... hen von dannen, es ist eine ganze bürgerli... sellschaft, die den Anker aus dem Fels... lösen, und die Segel schwellen läßt, u... neues Geschick aufzusuchen; das Fahrzeug tr... seinem Bord tausend, zweitausend Jahre ... ter Gesetze, verblichner Sitten, zahlloser... urtheile, die nun ins Meer versenkt werden ... Man gründet eine Gesellschaft nicht ohne ...

bende Wirkung, und man kann sagen, diesen Ruhm verschafft. Als gescheute, unterrichtete Leute haben die Fourieristen nach dem Sturze der St. Simonisten jede scharfe Spitze ihres Gebisses zu Gunsten ihrer Erneuerungen abgeschliffen, durch geschickte Artikel, die voll waren von honigsüßen Concessionen. Sie haben der Regierung schmeichelhafte Dinge gesagt, und diese hat sie gewähren lassen. Da in den Augen der Fourieristen jede Regierung schlecht ist, so bringt es ihnen freilich mehr Vortheil, sobald sie eine politische Wahl treffen müssen, wenn sie sich mit den Mächtigen verbinden, damit diese ihrer schonen, als wenn sie mit den Schwachen sich verbinden, vor denen sie nichts haben. Ihre Gesellschaft wird sich auf einem völlig nivellirten Boden, oder niemals erheben. Doch was kümmert sie die Meinung der Andern? Aber es liegt ihnen doch so viel daran, die herrschende Meinung nicht zu verletzen, weil sie fürchten, Geschrei gegen ihren Bienenkorb zu erwecken, sobald er beginnt, sich zu füllen.

In keiner andern Epoche, als der unsren hätte der Fourierismus existiren können: die Journale würden ihm gefehlt haben. Bücher, die zur Zeit des Despotismus freieren Spielraum haben, Bücher sind nicht geeignet, eine Lehre zu verbreiten, sie bleiben unterwegs, in den Bibliotheken liegen

des Journalismus, wenn man diese einst schreiben sollte, wird es zu den bedeutendsten Thatsachen gehören, daß der Journalismus, nachdem er dieser Theorie ein scheinbares Leben verliehn, sie auch wieder getödtet hat. Dennoch haben die Fourieristen, vom Volke beachtet, von den verschiedenen Staaten geduldet, von der Kritik geschont, oder mindestens ohne Bitterkeit besprochen, von den Neuerern um jeden Preis bis in die Wolken erhoben, die seltne Gunst erlangt, daß sie mit einem leidlichen Plan alle Keckheiten ihres Systems verwirklichen konnten. Sie haben Menschen, Grund und Boden, Klima, Instrumente, guten Willen; wenn sie nicht reüssiren, an wem liegt die Schuld?

Man kennt ihre Behauptungen: sie wollen dem Menschen die Genugthuung verschaffen, die er entbehrt und die er als Belohnung der Arbeit, die er sich selbst auferlegt, zu genießen das Recht hat. Der Zweck ist edel, das ist klar, er ist großmüthig, ja vielleicht möglich. Aber ist er so neu? Hat noch niemand daran gedacht, wenn er auch noch nicht ganz erfüllt oder so aufgedeckt wurde, daß er sich wie ein plastischer Gegenstand darstellte? Hat wohl seit der Schöpfung der Mensch aufgehört, der Verbesserung seiner Existenz entgegen zu schreiten, um mit so viel Lärm zu verkünden, daß er dazu

ir
en
hä
ird
eit
eit
ach
eit
r
an
bei
ıß
ebe
ch
ine
elle
ern

rekt
en,
son
ren
ein
sien
it
völ
ull
ich
nab
edi
lück
li
lasi
uter
ign
hm
d
d g
e si
och
t
itur

gleicher Regelmäßigkeit von ihren beiden einzigen Bedürfnissen ihrer Organisation ab.

Wir wollen nicht absolut behaupten, daß der Mensch, abweichend von einem existirenden Princip, geboren sei, um viel zu schlafen, wenig zu wachen, und niemals zu arbeiten, aber vielleicht muß man zu diesem Princip herabsteigen, und mithin es in gewissem Grade statuiren, um das Hinderniß, welches sich nothwendig der Verwirklichung des Fourierschen Systems in den Weg stellt, d. i. die Faulheit und das Zufriedensein mit dem erlangten Gut zu erklären und zu rechtfertigen.

Im Vorbeigehn wollen wir nun eine zarte Frage berühren, die nämlich, ob das von Fourier verkündigte und garantirte absolute Glück denn realisirbar ist, selbst wenn man den Lehren des berühmten Reformators ihre weiteste Ausdehnung und ihre ungestörte Entwicklung zugesteht?

Jedes Volk, mag es eine noch so aufgeklärte oder fanatische Religion haben, statuirt als Faktum zwei Principe, welche mit der Schöpfung des Weltalls zugleich entstanden: das Princip des Guten und des Bösen. Die Menschenfresser wie die Christen stimmen damit überein, und zwar so vollkommen, daß die Personifikation des bösen Princips bei beiden die häßliche und widrige Gestalt des Teufels annimmt. Werfen wir nun

Leiden, nimmt uns das Augenlicht, zerbricht uns die Glieder, verwirrt unsern Verstand, legt uns Hunger, Durst und Kälte auf, und setzt uns immer wieder durch ein neues Phänomen in Schrecken. In der moralischen Sphäre macht es uns zu Untergebnen derer, die unsrer nicht werth sind, zu Sclaven der Tyrannei; es setzt die Niedrigkeit auf den Thron, die Gesetzesverletzung auf den Stuhl der Justiz, die Tugend in die Gefängnisse, es nimmt uns die geliebten Kinder, während wir den Kuß auf ihre Lippen drücken, entreißt uns, noch bevor wir altern, die Freunde unsrer Jugend, unsre Rathgeber und Wohlthäter, ja manchmal läßt uns das Ungeheuer fast wähnen, daß es so mächtig sei, als Gott selbst.

Ich dringe nun ins Herz der Frage, und entkleide sie aller religiösen Verzweigung, um sie Allen so offen wie mir selbst vorzustellen. Ich frage mich, ob ein so keckes Socialsystem existirt, welches die düstren Consequenzen des Princips des Bösen durch eine bessere Vertheilung der Arbeit, durch eine strenge Gerechtigkeit in der Theilung des Gewinns, durch die geistreichsten Anwendungen des Guten, das von den edelsten Menschen der Erde ausgeübt wird, zu zerstören? Heißt das nicht den Blitz mit Stecknadeln ableiten wollen?

Antwortet man, daß das Böse aus verkann-

ren. Die erste Antwort macht sichs gar zu leicht, die zweite verändert die Stellung des Objekts der Begierde und der Nahrung der Leidenschaft. Ich erkenne jedoch dem Fourierismus eine große Macht der Beherrschung über den schlechten Instinkt der Guten zu, wenn ich ihm nicht eine absolute Autorität über die Verderbtheit der Schlechten zugestehe. Dieses Wort der Schlechten wird die Fourieristen, welche keine Schlechtigkeit ohne Ursache zugestehn, empören. Es giebt da ein Nest von Widersprüchen, ich weiß es wohl, aber es ist ein Wespennest, ich will darin nicht stöbern.

Soll ich meine volle Meinung über ein System sagen, welches der Zuneigung der Menschen werth ist, und von so vielen Seiten bewundert wird? Ich halte es für vollkommen unfähig, diese bewundrungswürdigen Städte zu gründen, mit denen Fourier unsre Augen blendet, unsre Einbildungskraft entflammt, unsre Ohren erfüllt; diese Städte, wo nur Freude und Eintracht herrschen soll, wo das Glück strahlen soll in Palästen, in Wasserstrahlen von verschiednen Farben, in Gärten, deren Früchte Träume der Lieblichkeit sind — wo die Arbeit — immer die Arbeit — leicht ist mitten unter diesen Gefährten, die unsre Brüder sind. Die elysäischen Felder der Alten, Miltons Paradies stürzen zusammen und verhalten sich wie ein englischer Park vor diesen wunderbaren Gärten Fouriers.

Und ich habe Carl Fourier, als er an derselben Tafel im Lesekabinet des H. Dumont im Palais-Royal mit mir saß, Abends einen Apfel und ein wenig Gerstenbrot essen sehn. — Mein Glaube also, ich wiederhole es, ist, und ich fürchte, daß er sich bestätige, denn ich möchte gern, daß ich mich täuschte, daß man Städte eben so wenig wie Civilisationen macht. Wer baut sie? Niemand. Sie entstehen und vergrößern sich wie die verschiednen Sprachen, die man auf der Erde spricht, sich anpflanzen. Es giebt gewiß Dörfer, die so alt sind wie Paris, und die in ihrem Umkreis nur zwei Häuser seit tausend Jahren haben bauen sehn. Baut eine Stadt so groß wie Paris, mit Brücken, Straßen, Denkmälern; hebt die Miethspreise auf, reducirt den Preis der Lebensmittel auf die Hälfte, und Ihr werdet doch keine Bewohner haben. Die Bienenkörbe sind der Prototyp der Städte: wie dort die Insekten ihre Zellen, so bauen hier die Menschen ihre Häuser, aber unter der Bedingung, daß man sie frei gewähren läßt. Was ist es, das sie zurückruft und anzieht? Ich weiß es nicht. Aber ich sehe darin dasselbe Geheimniß, welches bei der Bildung der Sprachen obwaltet. Der ordinäre Verstand antwortet: das Bedürfniß. Aber seit 200 Jahren hat Spaniens Hauptstadt das Bedürfniß am Meere zu liegen, und sie rührt sich nicht. Setzt Madrid an die Stelle von Cadix, und Spanien würde keine seiner amerikanischen Kolonien verloren haben. Warum hat es dies nicht gethan? Jedes Ding hat seine Ursach, aber kennt ihr diese? Nehmen wir nicht oft, wenn wir suchen, weiß für schwarz? Uebrigens fürchte ich, daß die vom Fourierismus zu gründenden Städte, ohne so schnell zu verschwinden als Champ-Asile, gar nicht so leicht in unserm Grund und Boden Wurzel fassen.

Diese kleine Umkreisung der großen Idee Fouriers ist eine einfache freundschaftliche Besprechung, welche nicht die Ansprüche macht, eine Prüfung seiner Lehre zu sein. Bei Gelegenheit dieser Expedition, die wir mit unsern Wünschen begleiten, und der wir mehr als solche darbringen würden, wenn wir nicht an die Kette der Pflicht gefesselt wären, geben wir, als Zeichen des Angedenkens, unsre Zweifel und Befürchtungen kund, die, wie wir wohl wissen, die kecken Kolonisten nicht entmuthigen können. (Schluß folgt.)

Die Ausschließlichen.

Novelle von Walbert.

(Schluß.)

Nachdem ich über ein halbes Jahr, während meine Wunde ausgeheilt und ich die vernachläßigten Studien etwas nachgeholt, mich von allen öf-

Digitized by Google

rühmte Clavier-Virtuosin, Fräul. Therese, die ich indeß nicht persönlich kannte, weil ich aus Grundsatz niemals dergleichen Bekanntschaften suche, unter der Thür auf ihren Bedienten wartend, umgeben von einigen jungen Cürassier-Offizieren und ein Paar schwarzgelockten schmalen Legationssekretairen, die vom Diner oder der italienischen Musik begeistert, sich derselben sehr dringend näherten, und mit den übertriebensten Complimenten und Impertinenzen sie so in die Enge trieben, daß sie sich kaum vor diesem Crême de la Société zu retten wußte. Diese widrige Unart schien mehrere der herausgehenden Herrn zwar zu indigniren, doch keiner, obgleich sich ein Kreis um dieses interessante Schauspiel gebildet, schien Lust zu haben, sich darein zu mischen. Meine Geduld, welche ich sonst sehr zu üben befähigt bin, riß bei diesem wirklich ungezogenen Benehmen, ich drängte mich durch die Menge, reichte Fräul. Therese ernsthaft meinen Arm, und bat mir die Erlaubniß aus, sie nach Hause zu führen. Etwas betreten, aber mich doch verstehend, und meinem ernsthaften Wesen vertrauend, legte sie ihren Arm in den meinigen, die Herren sahen mich groß an, schienen indeß den Handschuh nicht aufnehmen zu wollen, und ich begleitete sie

der einen ganz besondern Reiz für mich hat, drückte sie den Wunsch aus, mich nächstens bei sich zu sehen. —

Ich versprach der verführerischen Einladung zu folgen. So war ich denn wieder in eine Damenbekanntschaft gerathen, die ich mir am allerwenigsten hatte träumen lassen. Statt aller weitern Auseinandersetzung lesen Sie folgende Correspondenz, und Sie werden daraus ersehen, was alle Systeme in der Liebe und im Leben bedeuten. Ich habe diese Briefe zusammengebunden, denn sie sind ein ganzer Roman, und noch dazu einer von den merkwürdigsten! —

Er reichte mir hiebei ein Päcklein farbiger feiner in französischer Sprache abgefaßter wohlriechender Billets, und ich las Folgendes:

Mein geehrter Herr,

Ein glücklicher Zufall verschaffte mir Ihre Adresse, und ich nutze denselben. Nach Ihren letzten Worten durfte ich hoffen, Sie ohne weitere Einladung bei mir zu sehn. Ihr Nichterscheinen hat mich bei der so ritterlichen Beschützung verwundert; Sie verschmähen meine Erkenntlichkeit, und werden wortbrüchig. Beides verzeihe ich Ihnen, aber gestehe, daß es mich erfreut haben würde,

Google

ich die Ehre hatte Ihnen zu leisten, wächst unter Ihren Schriftzügen in meiner eigenen Einbildungskraft. Den ganzen gestrigen Vormittag habe ich den Wunsch in mir bekämpft, zu Ihnen zu gehen, denn ich fürchte Sie, und den mächtigen Einfluß Ihrer Liebenswürdigkeit. Ich bin ein Unseliger, der den Frauen kein Glück bringt, und so leidenschaftlich, daß ich dem losgelassenen Strome blindlings folgen müßte. Lassen Sie mich in meiner Einsamkeit, fern von Armidens Garten, ich bin ein zu unglücklicher Rinald.

Mein Herr,

Entweder Sie sind ein Tollkopf oder der größeste Sonderling von der Welt. — Niemals ist meine Correspondenz so breit und expressiv gewesen, um einen Mann zu einem Besuch bei mir zu autorisiren. — Wahrhaftig ich fange an, mich für eine sehr machtlose Armide zu halten, nach einem so unartigen Refus Rinalds. Ists denn wirklich so gefährlich, mich anzusehen, und kann Ihr eisiges Herz sich gar nicht schützen vor all' der Liebenswürdigkeit, mit der Ihr zartes Billet mich bekränzt? — Bleiben Sie für sich, wenn Sie mich fürchten, kommen Sie, wenn Sie mich lieben. — Ich habe viel Männer kennen gelernt, schöne, geistreiche und liebenswürdige, aber nie einen, der nicht für seine Ritterdienste sich auch einen Dank eingeholt hätte. Glauben Sie mir, mein Eigensinn, Sie bei mir zu sehen, ist eben so groß als der Ihrige, mich zu vermeiden; wir wollen sehen, wer der Sieger bleibt! —

Madame

Sie kennen mich wenig und beurtheilen mich oberflächlich. Ich bin der eingefleischteste Egoist, den es je gegeben, ich habe früh Schaden gegen Nutzen in allen Dingen abzuwägen gelernt. — Ich habe die Liebe studirt, diese von Vielen so ersehnte Leidenschaft, und ich kann Sie versichern, daß alles was mir davon übrig geblieben — nur die vollständigste Enttäuschung ist! — Die Liebe ist eine momentane Blindheit, für kleine Seelen eine Thorheit, für große ein alles zerstörender Lavastrom. — Alles Materielle darin ist, ich muß es zugestehen, von einem verführerischen Reiz, das aber, was man Poetisches hineintragen will, eine schwerfällige und platte Lüge! — Was kommt dabei heraus, sein Herz und seinen Verstand zu verlieren? — Ich bin Egoist genug, beides intact als mein wahres und schönes Eigenthum behalten zu wollen. — Sie sehen, wie offen ich Ihnen meine schwachen Stellen darlege, aber gewiß verzeihen Sie mir heute eher meine Furcht als später meine Tyrannei, und die Absicht, Sie meinem Eigensinne zu unterjochen. Erfahren Sie, daß ich ein einziges Mal in meinem Leben mich unter den leidenschaftlichen Eigenwillen einer Frau gekrümmt, die ich zu lieben wähnte, die sich aber später, als sich mir die Augen öffneten, aus Herzensgrunde gehaßt, weil ich unumstößlich an ihr gesehen, daß die ganze Liebe eines Weibes nichts als Tyrannei und Eitelkeit ist. Von dem Augenblick an hab' ich geschworen, niemals wieder meinen Nacken zu beugen, und müßte ich selbst den süßesten Genüssen entsagen. — Verzeihen Sie, wenn durch ein so materielles Abwägen ich die Majestät ihres Geschlechts beleidige, und vergessen Sie einen Undankbaren, der seinen Blick zu Ihnen aufzuschlagen nie wieder wagen wird! —

Mein Herr,

Unsere Correspondenz fängt an, mich nervös zu reizen! Der Scharfsinn, womit Sie uns richten, wird in meinen fortgesetzten Antworten den Eigensinn wieder finden, von dem Sie immer sprechen! —

Fürchten Sie die Poesie so sehr in der Liebe, so mag sie aus der unsrigen entfernt bleiben. Ich will suchen, Ihren materiellen Begriffen mich zu nähern! —

Madame!

Es liegt so viel Naivetät in Ihren Confessio-

Digitized by Google

meiner Art und Weise offen dieß Abenteuer auf-
zugeben. — Ich bin damals gezwungen worden, mich zu Charakter-Verleugnung und Lügen zu erniedrigen, die mir verhaßt sind, und die begangen zu haben, ich heute noch nicht vergessen kann. — Und aus welchem Grunde diese Erniedrigung? Um mich von den Zudringlichkeiten einer trotzigen Person zu befreien, die ich innig haßte! — Von da an geht mein Entschluß, nie solche Intrigue wieder anzufangen, denn ich bin zu gut zu so kleinen und unwürdigen Mitteln! — Fände sich vielleicht eine Frau, die den Contract mit mir einginge, mich den Augenblick, wo ich aufhöre sie zu lieben, auch ruhig zu entlassen, so würde ich sie wahrscheinlich mein ganzes Leben hindurch anbeten. Halten Sie es für möglich, eine solche zu finden? — Antworten Sie mir, wenn ich Ihnen nicht zu eingebildet, oder was mehr ist zu lächerlich vorkomme. —

Mein Herr!

Ihr letzter Brief zeigt mir, daß Sie unter allem Ihrem Materialismus doch noch einen kleinen Rest von Seelenadel oder Zartheit gerettet haben. Das so lange Zurückhalten des Geheimnisses Ihres Systems zeigt mir, daß Sie sich doch

sich nicht streiten. — Den Contract, welchen Sie mir unter der Hand vorschlagen, verführt mich in einem kleinen Punkt, nehmlich durch die Idee, einen Mann von solcher Geisteskälte und Stärke, wider seinen Willen, in meinem Zauber erhalten zu können! — Bei alle dem muß ich Ihnen einmal unsere gegenseitige Stellung genau hinzeichnen:

Eine hübsche Frau von Talent und Geist macht die Bekanntschaft eines Cavaliers, der sie vor der Impertinenz einiger jungen Brausekopfe schützt. Sie ladet ihn selbst zu sich, er erscheint nicht; sie schreibt ihm einige ermunternde Worte, er antwortet durch einen Refus und eine halbe, vague Declaration; sie läßt ihn vermuthen, er konne reüssiren, er fängt an sein egoistisches System zu entwickeln, er entschuldigt sich durch Erfahrungen, mit einer Intrigantin gemacht, und fügt das Geständniß seines Unglaubens an die Poesie der Liebe hinzu; sie verspricht, ihm zu Gefallen recht materiell auch hierin zu denken, und als Krone und Gipfel seiner Delikatesse proponirt er ihr einen Contract, nach dem er sie an dem ersten schönen Morgen ohne weiteres verlassen kann. — Und alles das, ehe er die schöne Frau näher kennt! — Dieß ist, indem ich es zurückbetrachte, wirklich etwas stark! Wäre ich eine secundäre Frau,

phie hatte einen neuen ...

— Mit dem Ende der Oper aber, als das leuchtende Kreuz glänzend auf dem einen stehengebliebenen Brückenbogen strahlte, da blickte er mich lange von der Seite an. Ich drückte ihm die Hand schweigend. Er mochte mich verstehen, und es schien in seinem Auge für einen Moment ein wohlwollendes, wenn gleich mich halb bedauerndes, wehmüthiges Lächeln zu glänzen. Ein Funken war wieder in meine Seele geworfen, der mein dunkles Innere erleuchtete, ich fühlte, daß ich noch kein ganzer Egoist war, und von diesem Abend an rechne ich manche neue Entschlüsse, und den neuen Muth zum äußern Leben. — Ich dachte noch beim Einschlafen an meine theure Mutter, sie hatte zu früh meine Seele für die Gewalt der Töne empfänglich gemacht, und sprach heute wieder mahnend zu mir; Thränen der Erinnrung begleiteten mich in meine Träume! —

Der Sommer ging zu Ende, oft noch hatten wir unsere einsamen Spaziergänge gemacht, und nach und nach alle unsere geheimsten Gedanken und Erfahrungen einander mitgetheilt, wir waren innige Freunde geworden. — Mein Geburtstag kam heran, im Scherz hatte ich gelegentlich dem Legationsrath einmal gesagt, daß derselbe mit Göthes auf einen Tag falle. — Am frühen Morgen

dort zu finden. Immer

Ihr

Bertini.

Schon Wochen vorher war mein Freund immer mehr darauf eingegangen, meiner Unthätigkeit mich zu entreißen, und eine geregelte Beschäftigung mir anzurathen, aber immer hatte ich mich, halb entschlossen und verweichlicht, von meiner Abgeschiedenheit und Einsamkeit noch nicht trennen können. — Heute kam er mir in unserer Allee nun schon entgegen, drückte mir sogleich die Hand, und bat, statt alles Danks, den ich für sein Geschenk ihm sagen wollte, seinen Rath und Göthes Denkspruch als ein wirksames Angebinde hinzunehmen.

„Ihre Lehrjahre sind auch vorüber, Sie selbst haben die Erfahrung gemacht, daß dumpfes Hinbrüten so wenig für Sie paßt, als früher die gezwungene Beschäftigungen, in die Sie der grausame Wille Ihrer Verwandten gespannt. Habe ich durch meinen Rath mit zu dem Entschluß beigetragen, wieder ein Mitwirkender unter den Menschen so lange zu werden, bis Ihre Jahre Sie berechtigen, ein Zuschauer wie ich zu sein, so will ich schon darum unsere erste Begegnung segnen. — Ich mußte aber auch außerdem Ihnen zu Hilfe ... Kraft zu diesem nöthi-

Mein lieber Bertini!

Ihre Mittheilung hat Seine Durchlaucht auf das höchste und angenehmste überrascht. Niemals haben Sie um etwas ihn ersucht, als heute, und nie hat der Minister die Möglichkeit gesehn, Ihnen eine Freude zu machen. Daß Sie ihm jetzt dazu Gelegenheit geben, macht seinem wohlwollenden Herzen ein großes Vergnügen, und mir, als Ihrem langjährigen Freunde, kann keine schönere Genugthuung widerfahren, als der Auftrag, Ihren Brief sogleich zu beantworten. — Ihr Empfohlener muß ein sehr vortrefflicher Mensch sein, denn es ist der erste, den Sie so außerordentlich loben, und deshalb ist er seit heute früh im Ministerio angestellt: die betreffenden Patente und Ausfertigungen liegen zur Unterschrift vor. Ich habe nicht unterlassen können, Ihnen dieß gleich zu melden, und bitte Sie, morgen Vormittag meinen Minister zu besuchen; er will Sie als einen so seltenen Bittsteller gern recht bald sehen, und mündlich Sie dessen versichern, was ich nur in schwachen Federzügen heute in seinem Auftrage thue, d. h. seiner besondern Hochachtung und unausgesetzten Zuneigung.

Ihr

Sie hochschätzender

Sander.

Das Papier entsank meinen Händen, ich warf mich in die Arme meines so sich bewährenden Freundes, der mir nichts sagte, als: Ich und Sie, wir hatten lange Niemand auf dieser weiten Welt, für den wir denken und sorgen könnten. Heute haben Sie einen Vater, ich einen Sohn! Der Weg der Freude steht mir, der Weg der Ehre Ihnen offen. — Sei dieser schöne Tag unsere beiderseitige Wiedergeburt!

Sechstes Blatt aus dem Tagebuche eines Narren.

Geträumt habe ich immer, auch ehe ich in's Narrenhaus kam; vielleicht habe ich auch einmal geträumt, daß ich geträumt habe; aber bin ich wirklich wahnsinnig oder zeugt es von meiner maaßlosen Reflexion — heute träumte ich, daß ich unter dem Getöse herabrollender Lavinen einen ungeheuern Berg übereinander gestürzter Schiefertrümmer, das schauderregende Denkmal einer uralten Felsenerschütterung, erstiegen hatte. Es war die Scheideck, auf der ich stand. Der Abend nahte, aber auf keinem Horn der Alpen lag das Rosenroth der untergehenden Sonne; rasch thürmten sich Wolken über Wolken und Blitze zuckten durch das grausenhafte Dunkel, noch einzeln; aber bald durchströmten sie, wie ein Feuerregen, das ganze Himmelsgewölbe, das im Krachen tausendfachen Donners zusammenzustürzen drohte. Eine Schieferplatte rollte mir, als ich den Fels hinab, dem Grindelwald zueilte, zwischen die Füße; als ich mich nach ihr bückte, erleuchtete ein Blitzstrahl die augenblickliche Nacht und ich las auf ihr die Zahl MDCCC.; es folgten noch 4 Zeichen, die mir XIII oder XLII zu sein schienen, und mich, da das Jahr 1813 glücklich vorübergegangen war, für das zukünftige Jahr mit den bangsten Ahnungen erfüllte. Nach einer traumlosen Weile träumte ich, das ich diesen Traum geträumt hatte und in diesem geträumten Traume wiederholten sich alle seine Erscheinungen. Endlich ging mein Träumen in eine Erzählung von diesem Traume des Traumes über, wiederum mit dem ganzen Detail desselben. Ich habe Mimi um eine Erklärnng dieses sonderbaren Traumes gebeten; aber ihn erschreckte der Inhalt des Traumes so sehr, daß er mit den nichtssagenden Worten: „der Traum ist Ihr Leben, erst haben Sie geträumt, dann träumten Sie von Ihren früheren Träumen und jetzt erzählen Sie sie," mich eiligst verließ und zum Polizeidirektor lief, um ihn vor dem Jahre 1842 zu warnen. Beim Mittagsessen berichtete er mit einem sonderbaren Gemisch von Aengstlichkeit und Freude, daß ein Antrag auf Vermehrung der Gensdarmen und auf Befestigung der Residenz gemacht werden würde. Das dumme Kind! erst lockt es den Hund und

Digitized by Google

Wer an seinem rechten Arm die Frau führt, dem liegt mehr daran, daß er ihrem Herzen, als daß sie dem seinigen nahe sei; wer ihr den linken Arm reicht, will den rechten frei halten, um die garcons abzuhalten. Du setzest den Hut auf zum Zeichen der Freiheit, ich nehme ihn ab, um die kühne Stirn sehen zu lassen. Bei Gott, das Weib ist schön, wie Andromeda, und doch reiten sie auf ihrem Pegasus ungerührt bei ihr vorüber! und ihr hofft, wie Perseus nach dem Tode, unter die Sterne versetzt zu werden? Aber euer ganzes Leben ist nichts als eine Bettelei um ein Plätzchen auf der Welt und um eine rührende Todesanzeige in den Zeitungen. Ungehindert und fröhlich blüht jedes Blümchen neben dem andern auf; aber der Mensch verkümmert neben dem Menschen und gerade die Blüthe seines Daseins zerstören sie am feindseligsten.

> Sümpfe, giftigen Hauchs, sie senden boshaft
> Dampf und Qualen dir empor; doch werden deine
> Strahlen eilig sie treffen,
> Daß sie verschwinden ein nichtiger Dunst.
> Sieh! und fröhlich gedeihn in deinem Glanze
> Saat und Frucht und der Fleiß der frommen Menschen,
> Die dich, ewige Sonne,

haben und wer sich bedächtig anstrickt, wird die Strümpfe nicht vergessen. Und nun Gott befohlen! Wer kein Knäuel hat, bleibe daheim. Ein Minotaurus lauert nicht; aber es giebt fatale Stellen, wo der Kopf schwindelt und große grüne Plätze, auf denen Zauberschlösser an Zauberschlösser sich reihen. Darum nicht ohne Knäuel! Ich will's auch wickeln. Da! nehmt's hin: Der Freie thut nicht was er soll, sondern was er muß. Wie sie die Augen aufreißen! und nun werfen sie mir das Knäuel ins Gesicht. O die Thoren, die die Kette des Zusammenhangs nicht sehen, an der sie liegen! und sich Herren der Natur zu sein dünken, während der Wurm sein geheimes Spiel treibt, um sie unter die Erde zu bekommen! —

Wie der arme Pudel in seinem Fieber winselt! Ich behandle ihn homöopatisch und der Doktor giebt ihm China ein! aber keine Medizin scheint zu wirken. Ich habe, was thut man nicht für seinen Pudel? — ein Concilium von allen Chariteeärztlen holen lassen. Wenn China nicht hilft, erklärten sie, muß, um der Tollheit vorzubeugen, ein Aderlaß versucht werden. Armes Thier! hätte ich dich doch gleich, als du den Schnupfen bekamst, eingesperrt! Aber ich ließ dich frei und nun spielten sie mit dir apporte und sogar aus dem Was-

„Auf der Welt, auf der Welt
Ist nichts mehr, das mir gefällt"*)

ausgenommen ein Schooshündchen, und allenfalls ein Titelchen, ein Schuldscheinchen, ein Austerchen, ein Scharrfüßchen, ein Leumündchen, versteht sich mit dem Rosenkranz in der Hand und einem Stoßseufzer in der Brust.

„Wer Gott, Göttliches im All suchet, der hat es schon, hat ihn, durch ihn schon gefunden. Lieben Einen Menschen wir außer uns, Tausend, Alle lieben wir. Keinen liebt der Mensch, liebt er nur sich. Immer mehr zu lieben, nicht immer mehr geliebt zu werden, sei des geliebten Menschen Ziel. Was hier wir nur ahnden, wofür keine Worte, keinen Namen, kein Zeichen, keinen Ausdruck wir hier haben, das sehen wir einst dort oben: ich an Ihnen, Sie an mir." So schrieb der Mann, der an Jean Paul's Herzen ruhte, mir in's Stammbuch. Mußte ich ihn nicht verehren? Und er war ein Wucherer und behandelte seinen alten Vater lieblos und verächtlich! Mein ehrlicher Richter war getäuscht, wie ich. Emma! Odilie! — Max ist todt — denkt ihr noch des Pomeranzenbaumes mit den 3 goldenen Früchten? und du, Karoline, der Worte: Die trockne Gegenwart des Lebens ist von blühender Vergangenheit und Zukunft so umgeben, wie nach Humbold die größeren Wüsten stets mit waldigen ewig grünenden Ufern umzogen sind? Wie wär's, wenn ihr durch den Dr. Förster mir ein Ja zukommen ließt? etwa bei der nächsten Frühlings Tag- und Nachtgleiche? war es nicht an einer solcher, als ich meiner lieben kleinen Odilie vorsang:

A b c
d e f g
h i k
h i k.
l m n o p
Q r s t
U v w
X Y Z
X T Z
das ist das Abc.

Damals wußte ich zwar schon, das Z und Tz ein und derselbe Buchstäbe ist, aber noch nicht, daß V auf W folgt und wir 2 widerliche Figuren weniger haben; gebe Gott, daß wenn auch gegen den Wunsch des Consistoriums, D bald auf B folge. Ich kann die Cröten, die in der Casel auf dem Castell mit Cronen spielen, nicht leiden. Censur muß ich mir schon gefallen lassen; aber sie ist auch nicht so schlimm, wie sie scheint. Ich bin überzeugt, daß sie selbst den obigen Abchymus passiren läßt. Freilich, wenn ihr alle Ordnung über den Haufen werfen und singen wollt:

A f d
r e s b
h i k
h i k
t w v n g
U q o p
l m e
x y z
x y z
das ist das Abc.

so müßt ihr aufs Streichen gefaßt sein. Streichen folgt Streichen, wie ihr wohl noch aus eurer Kindheit wißt. Oder habt ihr die Ruthe schon vergessen? Ostern sollte euch doch jährlich daran erinnern und noch öfter das Athenäum und der Sonnabendmarkt, wo es an Maien nicht fehlt, ja ein großer Ruthenberg gelagert ist, höher als die Melonenberge auf den italienischen Märkten. — Hänschen kann ich mit einer Prise Nieswurz aufwarten?

Der Abend rückt heran, schon glüht es golden in Westen, die Heimchen zirpen, zur Laute tönt's: „die Lämmer sind's zufrieden, die Mutter ist es nicht;" und nun sitze ich in Nacht und Graus

*) S. 3tes Blatt aus dem Tagebuch eines Narren. A. d. H.

Digitized by Google

Königliches Theater.

Sonnabend den 9. October zum ersten Male: Die beiden Aerzte, Lustspiel in 3 Akten von Baumann. Ein alter faseliger Gutsbesitzer, der zwei Eigenschaften besitzt, einen lächerlichen Haß gegen alle Doktoren der Medizin und eine Liebhaberei fürs Sticken, hat ein Töchterlein, die das Gegentheil von dieser Verweichlichung darstellt, sie lernt reiten und Fechten, geht auf die Jagd, und liest George Sands Romane. Beide befinden sich in einem kleinen Badeorte, und ein junger Arzt hat sich unter der Maske eines Juristen in ihr Haus geschlichen und die Liebe des Vaters erworben, während das Töchterlein nach einem eleganteren und interessanteren Dr. juris schielt, der dann gezwungen ist, sich als Arzt zu gebärden, da ihn Philippine, durch das Dr. verführt, als solchen zu sich bescheiden läßt. Er benutzt dies, auch ihr seine Liebe zu gestehn, und sie von ihren Emancipationsversuchen zu curiren. Der Alte brummt zwar sehr, als er die Liebschaft erfährt, giebt sich aber zufrieden, als er hört, daß der Jurist kein

schwacher Ersatz für Hrn. Hendrichs. Hr. Crüsemann war, wie meistentheils, wenn er nicht auf gut berlinisch übertreibt, passabel. — Herr Baumann lebt, wie wir hören, in Wien, und ist ein Freund Bauernfeld's. Möge er trachten, diesen, dessen Produktionen in jüngster Zeit schwach geworden, zu überholen.

E. M.

Königstädter Theater.

Das Königliche Theater geht augenscheinlich immer mehr seinem Verfalle entgegen; einzelne Talente, die es zu seinen Mitgliedern zählt, sind nicht im Stande den Mangel einer übersichtlichen Leitung zu ersetzen und ein Zusammenwirken hervorzubringen, ohne welche keine künstlerische Schöpfung ins Leben treten kann. Jetzt wäre der Moment für das Königsstädter Theater, alle seine Kräfte anzuspannen, und eine gefährliche Nebenbuhlerschaft zu beginnen. Jetzt oder nie kann es ihm gelingen, die Sympathie des Publikums an sich zu ziehn. Dazu wäre aber eine durchgreifende Reform seines Personals und

sagen kann: „Die Posse bin ich!" Nicht minder Madame Beckmann, die ausgezeichnete Couplet-sängerin, deren graziöse Schalkhaftigkeit und liebenswürdige Naivetät kaum zu übertreffen sein würden. Auch Herr Findeisen und Herr Grobecker würden nützlich zu verwenden sein. Das ist schon ein guter Fonds, und was hie oder da noch fehlte, würde leicht herbeizuschaffen sein. Mehr Mühe als das Personal dürfte aber wohl die Wahl der Stücke machen. Wo sind die guten Possen? Angely, der vielverschrieene Angely ist längst gestorben und jetzt sind wir so weit, daß wir ihn zurückwünschen. Er hat wenigstens noch keine Nachfolger gefunden. Scheint es doch fast, als ob der Berliner Witz sich nur im Zersetzen üben könne, aber nicht die Kraft positiver Gestaltung habe. Mit den Wiener Possen wäre freilich auch nicht viel geholfen. Am allerwenigsten dürfte aber mit dem Aufwärmen alter Stücke, wie es das Königsstädter Theater in der letzten Zeit mehrfach versucht hat, auszurichten sein. Was sollen wir mit dem politischen Zinngießer, was mit dem Clauren'schen Wollmarkt? Nein, wem an der Gunst der Gegenwart gelegen ist, der schließe sich auch an sie an und gebe etwas aus ihr und für sie. Auch der italienischen Oper dürfte es wohl bei dem elenden Zustande der Königlichen Oper nicht schwer werden, mit ihr in Konkurrenz zu treten. Jene ist allerdings nicht glänzend zusammengesetzt, indessen hat sie doch einige recht anerkennenswerthe Talente: Signora Ferlotti, Herrn Vitali, die Herrn Negri und Savio, auch wohl noch Signora Forconi; um indeß eine größere Zugkraft auszuüben, scheint eine eminente Erscheinung, eine Gesangscelebrität erforderlich zu sein. Eine süße italienische Kehle müßte aber doch aufzutreiben sein für Geld, wenn auch für vieles Geld. — l.

Feuilleton.

Der **Revue de Paris** vom 3. October entnehmen wir folgende Notiz: Herr Thiers ist von seiner Reise aus Deutschland zurückgekehrt. Er hat alle historischen Orte besucht, über die seine Feder berichten soll; er hat mit Literaten, wie mit Militairpersonen verkehrt; den Deutschen war er ein Gegenstand der beispiellosesten, nichtsdestoweniger aber den Charakter des Wohlwollens und der Hochachtung in sich tragenden Neugier. Freilich mußte der Anblick eines Mannes, welcher vom einfachen Schriftsteller sich zum Genossen der höchsten europäischen Staatsmänner aufgeschwungen und welcher es der Geschichte und der französischen Revolution verdankt, die Schicksale seines Vaterlandes geleitet und entschieden zu haben: — der Anblick eines solchen Mannes mußte für Deutschland neu sein. Ein Volk, dem Geburt und Adel fast unerläßlich erscheint zur Erlangung hoher politischer Würden, war begierig, den berühmten Plebejer zu sehen, welcher einzig durch die Macht des Geistes eine wahrhafte politische Macht, einen wahrhaften europäischen Einfluß erlangt hat. Diese Manifestationen bekunden hinlänglich, daß das Gefühl für Gleichheit, wie der Geschmack an politischem Leben große und rasche Fortschritte in Deutschland gemacht haben. Deutschland ist mit Recht stolz auf seine Intelligenz; es wacht mit Eifersucht über die Aufrechthaltung seiner Volksthümlichkeit: dennoch wird es von den Ideen und Gefühlen Frankreichs mächtiger angezogen, als es sich selbst gestehen will, und die Aufmerksamkeit, mit der es einen unserer ersten Staatsmänner überall hin begleitet, ist ein sicheres Zeichen des Einflusses, den wir auf unser Nachbarland ausüben.

Thibaut, der sehr für das Institut der Privatdocenten eingenommen, und dem die wissenschaftliche Stillsitzerei äußerst verhaßt war, pflegte zu sagen: „Eine Universität gleicht in dieser Hinsicht einem Karpfenteiche, man bedarf der Hechte, um die fetten und bemoosten Karpfen in Rührigkeit zu erhalten."

Nach Göttingen an Herbarts Stelle, wird

Digitized by Google

Es geht das Gerücht, Seydelmann werde so bald nicht nach Berlin zurückkehren, sondern zur Herstellung seiner Gesundheit nach Italien gehn, ja einige wollen behaupten, er beabsichtige gar nicht wiederzukommen.

Was soll dann aus der Berliner Bühne werden? Der einzige Schauspieler, der jetzt Seydelmann zu ersetzen im Stande wäre, Herr Döring, ist, wie es heißt, jetzt zu enormem Preise für St. Petersburg gewonnen, wie wollten wir uns da also helfen? Die Direktion würde freilich nicht in Verlegenheit gerathen: sie ließe H. Rott und H. Franz spielen, Publikus ist ja mit Allem zufrieden.

Tieck soll, wie die Europa erzählt, gesagt haben, Rott sei der merkwürdigste Schauspieler der Gegenwart. Wenn da stände „Komödiant," so würden wir diesen Ausspruch verständlich finden, so ist er es nicht; doch wollte Tieck dies ohne Zweifel sagen.

Die Proben zur Darstellung der Antigone sind beendet, sie wird nächstens im Potsdamer Theater vor sich gehn. Die Uebersetzung, welche man gewählt, ist die von Donner; Mendelssohns Musik ist recitativisch gehalten, so daß

der Bühne ge

empfänglich gemacht hat. Die schönen Facaden, welche wir jetzt überall entstehn sehen, die bequeme Einrichtung, die wir im Innern der Häuser wahrnehmen, sind die Folgen seines Strebens, die sich nun erst recht zeigen, und das Schauspielhaus, das Museum und die neue Wache werden, so lange Berlin steht, von seinem Ruhm und seinem Genie zeugen. Schinkels künstlerische Natur ist aber noch lange nicht so, wie sie verdient, gewürdigt. Es ist wenig bekannt, daß Schinkel auch Maler war, und daß er namentlich herrliche Landschaften entworfen hat, die nur dem Stich übergeben zu werden brauchten, um ihm auch in diesem Genre einen nicht geringen Ruhm zu sichern. Auch die Dekorationen, welche er für das königl. Schauspielhaus entworfen hat, sowie seine Zimmerverzierungen gehören hieher; überall zeigt sich eben so viel Reinheit wie Eleganz des Geschmacks. Die Fresken, welche jetzt an dem Museum ausgeführt werden, bilden jedoch den Kulminationspunkt dieser Richtung, und diese werden daher dem Publikum sehr bald vollständig das Verständniß derselben eröffnen. S. M. der König hatte gleich zart wie freigebig der Familie Schinkels vor einem halben Jahre für die Kartons dieser Fresken 30,000 Thlr.

Inhalt: Die
Alexander Dumas.

Die Abreise

Be

Wenn ma
Lehre beschäftig
ligen Erfolgs,
chen wird, auf
strafte Weise b
die Welt vom
in dieser gro
den oder nich
tion ihrer Re
ben an eine
in diesem F
an dessen S
wohl thun,
sollten? Für

men, sind die Folgen seines Strebens, er ...
nun erst recht zeigen, und das Schauspielhaus ...
Museum und die neue Wache werden, sie ...
Berlin steht, von seinem Ruhm und seinem ...
zeugen. Schinkels künstlerische Natur ...
noch lange nicht so, wie sie verdient, ...
Es ist wenig bekannt, daß Schinkel ...
war, und daß er namentlich herrliche Landsch...
entworfen hat, die nur dem Stich ...
werden brauchten, um ihm auch in diesem ...
einen nicht geringen Ruhm zu sichern ...
die Dekorationen, welche er für das königl. Schau...
spielhaus entworfen hat, sowie die Zimmerver...
zierungen gehören hieher; überall zeigt sich ...
viel Reinheit wie Eleganz des Geschmacks. ...
Fresken, welche jetzt an dem Museum ausgefü...
werden, bilden jedoch den Kulminationspunkt ...
Richtung, und diese werden daher ...

Alexander Dumas. — Königliches nnd Königstädter Theater (der Prinz von Homburg. Otello). — Feuilleton.

Die Abreise der Fourieristen nach Brasilien.

Von Léon Gozlan.

(Schluß.)

Wenn man sich mit den Fourieristen und ihrer Lehre beschäftigt, muß man die Frage jedes künftigen Erfolgs, der von ihnen gehofft oder versprochen wird, auf diese metaphysische aber nicht abstrakte Weise basiren: entweder glauben sie, daß die Welt vom Zufall regiert wird, und dann kann in dieser großen Lotterie ihre Nummer gezogen werden oder nicht, d. h. der Zufall kann die Realisation ihrer Kolonisirung noch wollen; oder sie glauben an einen intelligenten, regelnden Willen, und

Ich für mein Theil weiß es nicht. Viele ...
risten, das weiß ich, glauben, daß sie der ...
heit ins Auge schauen werden, sobald sie ...
Furchen ziehen, die sie im Boden Ameri...
reißen wollen. Aber Oven glaubte es au...
New-Harmony steht verlassen. Doch nur M...

Wenn, was ich nicht glaube, aber ...
die Kolonie zu Stande käme, wenn das ...
Aehren wächst, und die Garben reiche Er...
ben; wenn die Welt sich zu einem großen ...
stere umwandelt, welche Physiognomie soll d...
mitten dieser Gesellschaft, welche aus arbe...
gerechten Menschen ohne Haß und Leid...
besteht, die Literatur tragen? Gewöhnlich ...
schlechte Thaten, welche das Objekt der ...
Bücher bilden. Nehmt den Fanatismus w...

der Tugend bereiten.

Welche Sprache soll man in der neuen Gesellschaft sprechen? Französisch? So müssen es ja die Fremden erst lernen, denn nirgend werden die Menschen so wie hier gezwungen werden, ihre Gedanken und Worte auszutauschen. Ich bilde mir ein, vielleicht irre ich indeß, die Sprachen seien das Salz, welches die Nationen vor Fäulniß bewahrt, sie frisch und lebendig erhält. Seht, wie sie daran halten, wie sie stark sind durch diesen Grenzwall, obwohl dieser ihrem Fortschritt so sichtlich widerstrebt. Wenn Deutschland, England, Frankreich nicht allmälig und unausbleiblich einer des Andern Beute wurden, so waren bloß ihre Sprachen daran schuld. Nehmt dem socialen Baum diese Rinde, und die Nationalität, welche allen Einflüssen ausgesetzt ist, stirbt sogleich. Ohne Sprache keine Nationalität. Es giebt eine holländische, niemals wird es eine belgische Nationalität geben; es giebt eine spanische, aber niemals wird es eine peruvianische, chilische, mexicanische Nationalität geben, weil Peru, Chili und Mexico Republiken sind, welche sich der spanischen Sprache bedienen, welche sie hindert, sich Ideen anzueignen, für die sie keine Formen haben, und welche ihre freie Bewegung erstickt. Der Fourierismus denkt,

Tücher aus eigener Baumwolle fabriciren möchten, während die vereinigten Staaten ihrerseits England fürchten, weil sie besorgen, daß diesem einst die Lust entstehen könnte, sich ihrer Kolonien zu bemächtigen, um den Stoff ihrer Industrie aus erster Hand zu haben. Der Handel ist wohl ein Band, aber es gleicht einer Leine, mit der man die Rosse lenkt, man kann diese vorwärts und zurück treiben, und bleibt doch auf demselben Platz. Handel und Industrie werden also auch im Schooß des Fourierismus einen Geist der Isolirung hervorrufen, die Eigenliebe der Erhaltung, welche unter einem andern Namen, aber mit denselben Ansprüchen die jetzige Nationalität sein wird.

Ich sehe wohl, daß es mir eher zukommen würde, die Gründe aufzusuchen, vermöge deren ein ehrenvoller Versuch zu gelingen verdient, als die Ursachen der Gefahren, von denen er bedroht ist. Aber man muß bedenken, daß wir es weniger mit dem Fourierismus als mit unsrer Gesellschaft zu thun haben, von der er sich befreien will, die sich aber mit aller Kraft ihrer historischen und machtvollen Existenz ihm widersetzt. Diese Kraft hat schon viel edle Triebe erstickt: in der Wissenschaft, in der Religion, in der Industrie hatte sie keine Erschütterung ohne vollständigen

ruht, und was er noch liebt, das ist die Vergangenheit seiner Ahnen, welche seit Jahrhunderten auf diesen zerfallnen Mauern, diesen holprigen Pflastersteinen verzeichnet ist. Er ist selbst an diesen Straßenkoth gewöhnt, er ist dieser Sonne verbrüdert, die nicht überall, die nur für ihn so scheint, und von der er in gewissem Grade abstammt.

Dies läßt man nicht, dies liebt man immerdar, und giebt ihm vor allem Andern den Vorzug.

Hat nun schließlich der Fourierismus das Recht zu erwiedern, daß er mühsam beginne, um ein mittelmäßiges Glück zu erreichen. Das Privilegium, dies zu erwarten, soll ihm wahrlich nicht verweigert werden. Aber wie lange will er warten?

Das Problem seiner Existenz, das schon so hypothetisch ist, verwickelt sich noch in ganz andre Schwierigkeiten, wenigstens für unser Denken. —

Doch wir wollen ihn lieber mit unseren Hoffnungen nach Amerika begleiten, als ihm durch unsere Einwürfe Fesseln anlegen.

In einer Epoche, die allen Erschütterungen des Zweifels anheimgegeben ist, wo man sich fragt, ob was heut ist, gestern sein wird, in einer Epoche, wo alle Narren durch Muthlosigkeit gelähmt sind, müssen sich in allen Richtungen Sympathien und

auf dem Montmartre bewegt, wo der unsterbliche Socialist ruht. So beweint man die großen Männer, indem man ihre Ideen ausführt; die Idee Fouriers segelt auf offnem Meer. Und Frankreich ist es immer, welches das Steuer lenkt.

Léon Gozlan.

Der Uebersetzer kann von diesem interessanten Gegenstand nicht scheiden, ohne von seinem Standpunkte einige Worte darüber hinzuzufügen. Léon Gozlan hebt auf höchst geistvolle und gefällige, zuweilen nur etwas zu rhetorische Weise die negative Seite des Fourierismus hervor, und thut recht daran, als Franzose einmal ein entscheidendes Wort in dieser Sache zu sprechen. Der Fourierismus ist eine weit größere Abstraktion als das Christenthum; dieses ließ den Staat noch neben sich bestehn, und statuirte den Kampf innerhalb seiner eignen Sphäre, der Fourierismus aber will nur sich, nichts als seine Grundidee, welche, wie Léon Gozlan sehr richtig bemerkt, nichts weniger als neu, sondern eine Wiederholung des auf praktischen Boden verpflanzten Quäkerthums und Puritanismus ist, welche als falsche Consequenzen des Christenthums den ewigen Frieden, der ein

und den Europa
Republik, die frei
Stelle setzte.
Fourier hät
innerhalb des
können, daß er
Princips durch
Der moderne S
subjektiven chris
tiken Element,
Vernunft, inde
Erkenntniß des
Interessant un
punkt, den de
gegen das Ch
wenn er behau
glück nicht bl
sondern hier
er von der b
sie dem Ein
dieses Glück
so weit in
er die vollst
Gesellschaft
tip der Frei

Fouriers segelt auf offnem Meer. Und [illegible]
ist es immer, welches das Steuer lenkt
Léon Gozlan

Der Uebersetzer kann von diesem inter[illegible]
Gegenstand nicht scheiden, ohne von seinem [illegible]
punkte einige Worte darüber hinzuzufügen. [illegible]
Gozlan hebt auf höchst geistvolle und [illegible]
zuweilen nur etwas zu rhetorische Weise die [illegible]
tive Seite des Fourierismus hervor, und [illegible]
recht daran, als Franzose einmal ein [illegible]
des Wort in dieser Sache zu sprechen. Der [illegible]
rierismus ist eine weit größere [illegible]
das Christenthum; dieses ließ den Staat [illegible]
ben sich bestehn, und statuirte den [illegible]
halb seiner eignen Sphäre, der Fourierismus [illegible]
will nur sich, nichts als seine Grundidee, welche [illegible]
Léon Gozlan sehr richtig bemerkt, nichts [illegible]

Fourier hätte erkennen müssen, daß er nur innerhalb des Staates sein Ziel hätte erreichen können, daß er auf die Erfüllung des christlichen Princips durch diesen hätten dringen müssen. Der moderne Staat bildet die Vereinigung des subjektiven christlichen mit dem substantiellen antiken Element, und begründet das Reich der Vernunft, indem er sein Princip auf die freie Erkenntniß des Geistes, wie der Thatkraft basirt. Interessant und bedeutend ist nur der Ausgangspunkt, den der Fourierismus von der Opposition gegen das Christenthum nimmt. Er hat Recht, wenn er behauptet, daß der Mensch sein Lebensglück nicht bloß in der leeren Idee des Jenseits, sondern hier auf der Erde suchen solle, und wenn er von der bürgerlichen Gesellschaft verlangt, daß sie dem Einzelnen die Möglichkeit zur Erlangung dieses Glückes darbiete. Der Staat ist noch nicht so weit in seiner Entwicklung fortgeschritten, daß

heißen Topenländer und die Völker am
können niemals werden, was Mitteleuropa,
Herrschaft berufen ist, und dieses muß wie
Reiz der schönen Natur entbehren, weil
geistige Kraft entschädigt ist.

Der Fourierismus hat also nur in
Recht, als er die Rechte, welche die bü
Gesellschaft historisch für sich fordern k
Anspruch nimmt, er kann die Abschaffung de
aristokratie, die Freiheit der Wahlen, die un
Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebu
weit diese realisirbar ist, die Beschützung
dustrie, die größtmögliche Handelsfreiheit
er kann verlangen, daß man seine religiös
sichten dulde, allein dies ist ihm ja Alle
nommen, und es fehlt Frankreich wahrlich
als daß die Idee der Sittlichkeit tiefer i
dringe, die Bildung der niedern Volkskl
einer höheren Stufe gelange. Wenn der

soll er nicht von den Angelegenheiten des
unterrichtet sein, und den Wahrheiten der Geschichte eben so horchen können, wie er jetzt denen des Christenthums horcht, und warum soll der Gebildete nicht eben so von den städtischen Genüssen zu denen des Landlebens herabsteigen und mit den Bauern so gut leben wie mit den Städtern, sobald nur erst jene Möglichkeit der geistigen Gleichheit sich darbietet? Es ist kein Zweifel, daß wir einer solchen Entwicklung entgegengehn, und daß in ihr die Religion der Zukunft gegeben ist. Die Fourieristen mit ihren Phalansteren und ihrer abstrakten Rückkehr zum Naturzustande werden diese Arbeit nicht vollbringen — wohl aber wird sie aus der politischen Freiheit der Völker als naturgemäße Nothwendigkeit hervorgehn, und vielleicht wird Deutschland das Land sein, welches dieser Aufgabe, zu der es sein Nationalismus und seine Philosophie, welche den abstrakten Standpunkt des französischen und englischen Volksverstandes längst überwunden und die Suprematie der Kirche paralysirt hat, unmittelbar befähigt, am einfachsten und nachhaltigsten löst.

Deutschland hat durch die individuelle Ausbildung seiner verschiednen Landestheile und Völkerschaften der Geschichte am kräftigsten vorgearbeitet, und der Bildung die beste Stätte bereitet,

Hervorbildung des ständischen Elements sehn, nach innen wenden, um das Princip der dem Allgemeinen entsprossnen Individualisation zu vollenden. Erst, wenn die politische Bildung so allgemein geworden sein wird, wie es einst die christliche wurde, wird die Geschichte sagen konnen, daß sie zu dem Ziele gelangt sei, nach dem sie strebt. E. M.

Die Rache des Zufalls.

Eine Erzählung von Alexander Dumas.

Es war am 24. August, als wir von Capri, das wir nach allen Seiten durchforscht hatten, abfuhren, um nach Palermo zu segeln. Aber der Tag war heiß, und nur dann und wann frischte eine kleine Brise unsre Segel auf; die Matrosen mußten meistentheils die Rieme nehmen, und wir behielten die Ufer des alten Campaniens sowie Capri fortwährend im Gesicht. Gegen Abend fuhren wir eine oder zwei Meilen, dann trat wieder vollständige Windstille ein. Die Luft war so rein, die Nacht so durchsichtig, die Sterne strahlten so in ihrem vollsten Licht, daß wir unsre Matratzen aus der Kajüte bringen und sie auf dem Deck aus-

wenn die politische Bildung so allgemein [illegible] sein wird, wie es einst die christliche wurde, [illegible] die Geschichte sagen können, daß sie zu dem [illegible] gelangt sei, nach dem sie strebt. E. N.

Die Rache des Zufalls.

Eine Erzählung von Alexander [illegible]

Es war am 24. August, als wir von [illegible] das wir nach allen Seiten durchstreift hatten, [illegible] fuhren, um nach Palermo zu segeln. Der Tag war heiß, und nur dann und wann schwellte eine kleine Brise unsre Segel auf; die Matrosen mußten meistentheils die Rieme nehmen, und wir behielten die Ufer des alten Campaniens [illegible] fortwährend im Gesicht. Gegen Abend [illegible] wir eine oder zwei Meilen, dann trat wieder [illegible] [illegible]

mit uns zu baden. Dieser Vorschlag hatte eine doppelte Wirkung; er gab uns ein Gefühl der Sicherheit, und stachelte unsern Ehrgeiz; wir wollten doch unsern Muth bewähren. Wir baten ihn sofort, die Schildwachen zu beordern, und das Boot hinunterzulassen, und stiegen dann, als dies geschehn war, die Leiter hinunter. Der Capitain und Filippo machten nicht so viel Umstände, sie sprangen gerades Weges über Bord; zu unserm Erstaunen sahen wir aber nur den Capitain wieder hervorkommen, Filippo war unter das Schiff getaucht, um zu sehen, ob es unten sicher sei; bald darauf kam er am Kiel wieder hervor, und sagte uns, daß wir nichts zu fürchten hätten. Der Capitain, der nicht eben sehr robust war, schwamm vortrefflich. Ich machte zu Jadin bemerkbar, daß er an der rechten Seite der Brust eine Narbe habe, die von einem Messerstich herzurühren scheine. Da der Capitain ein hübscher Mann war, und sich die Messerstiche in Sicilien und Calabrien vorzüglich gegen solche

wollte. Ich lud ihn daher ein, mit uns [illegible] stücken, indem ich sagte, daß, wenn der [illegible] nach seiner Angabe verderben würde, ich ih[illegible] würde, diesen ganz allein aufzuessen. Er [illegible] sich erst, die Einladung anzunehmen, al[illegible] sah, daß wir darauf bestanden, nahm er [illegible] an. Er ging in seine Kajüte und Piet[illegible] sich an, das Frühstück zu bereiten.

Die Tafel wurde bald hergestellt. [illegible] ein Brett über zwei Stühle, das war d[illegible] brachte unsre Ledermatratzen aufs Deck, d[illegible] unsre Sitze, und wir legten uns, wie alt[illegible] auf unser Triclinium in freier Luft, und [illegible] Mannschaft stand umher, bereit, uns zu [illegible]

Nach etwa zehn Minuten kam der [illegible] wieder, in seiner besten Uniform und in [illegible] eine Flasche mit Muscatwein von Lipari [illegible] uns mit einigem Ceremoniell anbot. Wir [illegible] sie ohne weitere Umstände an, er war [illegible] [illegible] über unsre Herablassung.

und Tauen mit seinem Freund Mylord herauskrabbelte, und als der Vater ihm auf italienisch erklärte, was geschehn sollte, sei es aus Neugier oder Gehorsam, sich ganz gefügig zeigte.

Ich schickte der Mannschaft, die immer noch voller Anstrengung riemte, zwei Flaschen Bordeaux-Wein, wir entsiegelten den Muscat, steckten die Cigarren an, und Jadin begann zu zeichnen.

Nun mußte ich die Rede auf die famose Narbe bringen, die meine Blicke gefesselt hatte. Ich fing von unserm Bade an, und pries den Capitain wegen seiner Schwimmkunst.

O was das anbetrifft, Excellenz, sagte er, das ist kein großes Verdienst. Wir sind hier, von Vater zum Sohn, seit zweihundert Jahren, wahre Seehunde, und als ich ein junger Kerl war, da bin ich öfter als ein Mal über die Meerenge von Messina geschwommen, vom Dorf Pace nach San Giovanni, wo meine Frau her ist.

— Und wie weit ist das? fragte ich.

— Es sind fünf Meilen, sagte der Capitain, aber solche, die wohl acht ordinäre aufwiegen.

— Und seit Sie verheirathet sind, sagte ich darauf lachend, wagen Sie sich nicht mehr an solche tollkühne Streiche?

— O bewahre, erwiederte der Capitain, nicht

— Nein, jetzt nicht mehr, erwiederte der Capitain, denn es lebt keiner mehr von den vier Menschen, die dabei betheiligt waren, außer mir, denn was die Frau anbelangt, die ist Nonne, also so gut wie todt. Ich will Ihnen die Geschichte erzählen, obwohl ich nicht ohne Gewissensbisse daran denken kann.

— Ach, was Gewissensbisse, Capitain, sagte Pietro, Sie haben sich bei Gott! nichts vorzuwerfen, Sie haben sich wie ein guter und braver Sicilianer benommen.

— Und doch glaube ich, nahm der Capitain wieder das Wort, ich hätte besser gethan, den armen Teufel in Ruhe zu lassen.

— In Ruhe! den Spitzbuben, der Euch drei Zoll Eisen in den Leib gejagt hat. Ihr habt ganz recht gethan, Capitain, ganz recht!

— Capitain, sprach ich jetzt wieder, Sie verdoppeln meine Neugier, jetzt kann ich Ihnen keine Ruhe mehr lassen, bis Sie mir nicht Alles erzählt haben.

— Kind, sitze ruhig, sagte Jadin zu Peppino. Wir sind bei den Augen, Capitain.

Ich sagte es Peppino auf italienisch, und der Capitain begann:

Es war im Jahre 1825, im Monat Mai,

Digitized by Google

ja doch in Euren Dienst getreten, als Euer Onkel starb, und es blieb Alles beim Alten.

— Ja, ganz recht, sagte der Capitain, mein armer Onkel starb 1823.

— Ach ja wohl, du lieber Gott, den 15. September 1823, erwiederte Pietro mit einer traurigen Miene, deren ich sein lustiges Gesicht nicht fähig gehalten.

— Doch der Tod meines Onkels hat damit nichts zu thun, fuhr der Kapitain seufzend fort. Wir waren in Malta seit zwei Tagen und sollten hier noch acht Tage verweilen, so daß ich statt auf meinem Fahrzeug zu bleiben, wie ich eigentlich gesollt, zu alten Freunden nach Cité-Villette ging. Die alten Freunde gaben mir ein Mittagsessen, und nachher gingen wir ins Café-Grec, dort unsern Caffee zu trinken: es ist nicht sehr schön, aber doch das beste Etablissement in der Stadt, in der englischen Straße, hundert Schritt vom Gefängniß.

— Ganz recht, Capitain, ich erinnre mich.

— Wir wollten also Caffee trinken, es war gegen 7 Uhr Abends, also noch ganz hell. Wir plauderten vor der Thür, als ich plötzlich aus einer Winkelgasse, an der das Café liegt, einen jungen Menschen von 25 bis 28 Jahren stürzen sehe, bleich, wild, ohne Hut, wie rasend. Ich schlage meinem Nachbar auf die Schulter, um ihm die sonderbare Erscheinung zu zeigen, da stürzt der junge Mensch auf mich zu, und bevor ich noch Zeit habe, mich zur Wehr zu setzen, giebt er mir einen Stoß in die Brust, läßt das Messer in der Wunde, stürzt fort, wie er gekommen, läuft in die Gasse und verschwindet. Dies Alles war das Werk einer Sekunde. Niemand hatte gesehn, daß ich verwundet worden, ich selbst wußte es kaum. Alle blicken sich verwundert an, und nennen den Namen Gaetano Sferra. Ich aber fühlte während der Zeit meine Kräfte schwinden.

Was hat er gethan, dieser Hans Narr, Joseph, Du bist ja ganz bleich? sagte mein Nachbar. Was er gethan hat? — erwiederte ich, schau! Ich nahm das Messer beim Griff und zog es aus der Wunde. Schau, was er gethan hat! Dann gingen mir die Kräfte ganz aus, ich ließ mich auf einen Stuhl nieder, denn ich fühlte, daß ich fallen mußte.

Ihm nach, dem Mörder, dem Mörder! riefen Alle. 's ist Gaetano Sferra, wir haben ihn erkannt, er ist es. Ihm nach!

— Ja, ja, murmelte ich mechanisch, ja, es ist Gaetano Sferra, ihm nach, dem Mörder! dem Mör.. Meiner Treu, es war aus, ich verdrehte die Augen.

— War auch ein Wunder, rief Pietro, er hatte drei Zoll Eisen in der Brust, da soll man nicht die Augen verdrehn!

— Ich blieb zwei oder drei Tage, ich weiß nicht mehr recht, ohne Bewußtsein; als ich zu mir kam, war Nunzio, mein Steuermann, der hier hinter mir steht, bei mir, er hatte mich nicht verlassen, der alte Seerabe. Denn er weiß es wohl, wir sind vereint auf Leben und Tod. Nicht wahr Nunzio?

— Ja, Capitain, erwiederte der Steuermann, indem er seine Mütze rückte, wie er immer that, wenn er eine unsrer Fragen beantwortete.

Wie, sagte ich, Steuermann, Ihr wart dabei? Oh, er erkannte mich, erkannte mich, rief der Steuermann. Dann geht's gut, sagte ich.

— Und dabei tanzte er um mein Bett!

— Weil ich zufrieden war, sagte der Steuermann.

— Ja, fuhr der Capitain fort, Du warst zufrieden, mein Alter, das sah ich. Aber wo komm ich her? fragte ich. — Oh, Ihr kommt weit her, erwiederte er. Wirklich, ich fing an mich zu besinnen. Ja, ja, ganz recht, sagte ich. Ich entsinne mich. Da hat mir ein Hans Narr einen Messerstich versetzt, ganz recht! Hat man ihn ergriffen, den Mörder?

— Ja was gegriffen, sagte der Steuermann, er läuft noch.

— Man weiß ja aber, wer er ist. Sie nann-

Digitized by Google

zum Tode verurtheilt, wegen eines Messerstichs, er war im Gefängniß, wo er den Priester erwartete, und sollte den Tag darauf hingerichtet werden. Es war ein Andrer, der ihm glich, vielleicht ein Zwillingsbruder.

— So, sagte ich. Ich kann es freilich nicht wissen, denn ich kannte ihn nicht.

— Wie, gar nicht?

— Nein, nicht im geringsten.

— War es nicht um 'ne kleine Liebschaft, he?

— Nein, auf Ehrenwort, Alter, ich kenne Niemand in Malta.

— Und, Ihr wißt nicht, was er wollte, der Tollkopf?

— Ich weiß nichts.

— Dann sprechen wir nicht mehr davon.

— Das bleibt sich gleich, erwiederte ich, es ist gleich dumm, den Messerstich in der Brust zu haben, ob man nun weiß oder nicht, weshalb und von wem man ihn bekommen. Aber wenn ich ihm je begegne, er soll es mit mir zu thun kriegen, Nunzio, weiter will ich nichts sagen.

— Und da sollt Ihr Recht haben, Capitain.

In diesem Augenblick öffnete Pietro die Thür meines Zimmers. Heda! Steuermann, rief er, der Justiz ist da.

— Wer ist mit ihm?

— Der ist mit ihm, den man für Euren Mörder ansah.

— Ah, ah! rief ich aus.

— Verzeiht, Herr Richter, sagte darauf Nunzio. Der Capitain ist noch nicht recht bei Verstande, denn er hat erst seit einer Viertelstunde die Augen auf, und spricht erst seit zehn Minuten. Daher sind wir in Sorge.

— Wohl, wir wollen morgen wiederkommen, rief eine Stimme.

— Nein, nein, erwiederte ich, weil Ihr einmal da seid, so tretet ein, aber schnell.

— Kommt, Herr, der Capitain will's, sagte Pietro, indem er die Thür öffnete.

Der Richter trat ein, und in seinem Gefolge ein junger Mann mit gebundenen Händen, von Soldaten geführt; hinter ihm gingen zwei schwarz gekleidete Männer, es waren die Gerichtsschreiber.

— Capitain Arena, begann der Richter, sind Sie es, der an der Thür des Café-grec verwundet wurde?

— Allerdings, das bin ich, und hier ist der Beweis, sagte ich, indem ich meine Bedeckung zurückschlug, und meine Brust zeigte, hier sitzt der Stoß.

Der Richter errieth, was in mir vorging, schritt zum Crucifix, das an der Wand hing, nahm es, und hielt es mir hin. Capitain, sagte er, schwören Sie bei Jesus Christus, die volle, die reine Wahrheit zu sagen.

Ich schwankte noch immer.

— Legt den Schwur ob, den man von Euch verlangt, sagte der Gefangne, und sprecht nach Eurem Gewissen.

— Nun denn, meiner Treu, erwiederte ich, wenn Ihr es wollt.

— Ja, ich bitte Euch darum.

— In diesem Fall, begann ich jetzt, indem ich meine Hand auf das Crucifix streckte, schwöre ich, die Wahrheit zu sagen, die reine, volle Wahrheit.

— Wohl, sagte der Richter. Antworten Sie denn! Erkennen Sie diesen jungen Mann für den, der Sie mit einem Messer verwundete?

— Ja, vollständig.

— Sie betheuern also, daß er es ist?

— Ich betheure es.

— Er wandte sich zu den beiden Gerichtsschreibern, und sagte: Sie sehen also, der Verwundete wurde selbst durch diese wunderbare Aehnlichkeit getäuscht.

Auf dem Antlitz des jungen Mannes leuchtete ein Strahl der Freude. Ich fand das ein wenig sonderbar, da es mir schien, als ob mein Zeugniß ihn eben nicht hätte freudig stimmen sollen.

Also, Sie beharren darauf, nahm der Richter wieder das Wort, beschwören zu wollen, daß dieser junge Mann Sie verwundet hat?

Ich fühlte, daß mir das Blut nach dem Kopf stieg, denn er that gerade als ob ich gelogen hätte.

— Ob ich darauf beharre? Wahrhaftig, bei Gott, ich werd' es; noch weiß ich, daß er im bloßen Kopf war, daß er einen schwarzen Ueberrock, graue Beinkleider trug, und daß er von der kleinen Straße kam, die nach dem Gefängniß führt.

Gaetano Sferra, sagte der Richter, was habt Ihr auf dieses Zeugniß zu erwiedern?

— Daß dieser Mann sich irrt, wie alle die, welche auf dem Café waren, sich geirrt haben.

— Ja es ist klar, sagte der Richter, indem er sich zu den Schreibern umwandte.

Ich irre mich? rief ich, indem ich mich trotz meiner Schwäche erhob. Wirklich, das wäre ein grausamer Irrthum! Gut, ich irre mich!

Capitain, rief Nunzio, Capitain! O mein Gott, mein Gott!

— Ha, ich irre mich! rief ich wieder. Wohl denn, ich sage Euch, daß ich mich nicht irre.

Den Arzt, den Arzt! rief Pietro.

Wahrhaftig, die Anstrengung, die ich gemacht, um mich aufzurichten, hatte meinen Verband gelöst, und die Wunde war wieder aufgebrochen, so daß sie aufs schönste blutete. Ich fühlte, daß ich wieder ohnmächtig wurde; das ganze Zimmer schwankte um mich herum, und mitten in diesem Trubel sah ich die Augen des Gefangnen die mit einem so wunderbaren Ausdruck der Freude sich auf mich richteten, daß ich eine letzte Bewegung machte, ihm an den Hals zu stürzen, und ihn zu erwürgen. Diese Bewegung erschöpfte, was mir an Kraft noch blieb, ein blutiger Schleier trat mir vor die Augen, mir wars als ob ich erstickte, ich warf mich nach hinten, dann fühlte ich nichts mehr, ich sank in meine Ohnmacht zurück.

Diesmal dauerte sie nur sieben oder acht Stunden, und ich erwachte daraus, wie das erste Mal. Doch war jetzt der Arzt um mich; Pietro hatte ihn gerufen, und Nunzio ihn nicht fortgelassen. Ich versuchte zu sprechen, aber er legte den Finger auf den Mund, und machte mir ein Zeichen, daß ich schweigen sollte. Ich war ganz schwach, und gehorchte wie ein Kind.

— Es geht besser, sagte der Arzt. Stillschweigen, die vollständigste Diät, und von Zeit zu Zeit befeuchtet ihm die Wunde mit Eiben-Wasser. Dann wird Alles gut gehn. Vor Allem laßt Niemand herein.

— Ach — was das betrifft, so könnt Ihr Euch auf uns verlassen. Und wärs der liebe

Digitized by Google

Also genug, fing der Capitain wieder an, es kam Niemand, als der Arzt, ich durfte nur sprechen, wenn er es erlaubte, und Alles ging gut, wie er gesagt. Nach Verlauf eines Monats war ich wieder auf den Beinen, nach sechs Wochen konnte ich auf meinem Fahrzeug sein. Der Engländer war fort.

Er war ein braver Mann, er hatte Nunzio den vollen Preis gezahlt, als hätte er die ganze Reise gemacht, ja er hatte der Mannschaft noch ein tüchtiges Trinkgeld gegeben.

— Ja wohl, sagte Pietro, dem es gelegen kam, daß er mir die Großmuth des Engländers anpreisen konnte, drei Piaster für den Mann. Aber wir haben auch tüchtig auf seine Gesundheit getrunken. Nicht wahr Jungens?

— Dam! Er hatte es verdient, fiel die Mannschaft im Chor ein.

— Und Sie, Capitain, was thaten Sie?

— Ich, pah! das Meer stellte mich wieder her. Ich athmete aus voller Brust und sperrte den Mund auf, als wollte ich all den Wind verschlucken, der von Morea kam, ein famoser Wind, sage ich Ihnen. Wenn wir nur welchen davon hätten nach Palermo zu segeln; wir wollten bald dort sein, aber so ist's nichts.

— Wir ... bald einen andern kriegen, sagte

... sonderbaren Verwechslung erhalten?

— Warten Sie nur, erwiederte er, wir sind erst bei der Hälfte der Geschichte, das Beste kommt noch; aber ich fürchte, daß ich da Unrecht gethan habe.

— Nein, nein, sagte Pietro, ich sage Euch, nein!

— Doch, doch! sagte der Capitain.

— Ich will Sie hören, begann ich wieder.

— Es war wohl ein oder zwei Jahre nach dem Abentheuer, als ich wieder nach Malta ging. Meine Frau wollte mich nicht dahin lassen; die Aermste meinte, ich würde diesmal meine Gebeine da lassen, aber ich beruhigte sie aufs beste. Denn das gab mir grade eine Versicherung, daß mir Gutes auf der Reise begegnen würde, weil es mir das erste Mal schlecht gegangen war; ich nahm also die Ladung an. Denn ich hatte diesmal keine Passagiere, sondern Waaren zu führen. Die Ueberfahrt war gut, das war ein gutes Zeichen. Doch muß ich gestehn, daß ich keine große Lust hatte, nach Malta hineinzugehn; als also meine kleinen Geschäfte abgemacht waren, kam ich schnell nach dem Speronare zurück. Kurz, ich wollte am andern Morgen reisen, und war eben dabei, in der Cajüte ein wenig zu duseln, als Pietro hereinkam.

der ist nicht durch

— Ja, das ist

— Nun, da

(

Köni

Freitag d.
tober: Prinz
burg, Schausp
(Neu einstudirt.)
spiel beruht, ist
nie, trotz aller s
tionalen Wirkung
scheinsüchtige He
Leben wandelt,
zaghafter Knab
unser Herz err
dieser romanti
stände niemals
finden. Das
spiel daher er
wir den milita
verkörpert

— Und wer ist die Frau?

— Ich habe nach ihrem Namen gefragt, aber sie hat mir geantwortet, daß mich das nichts anginge, weil sie es nur mit Euch, nicht mit mir zu thun habe.

— Ist sie jung, hübsch?

— Ach, das ist eine andre Sache, das kann ich nicht sagen, denn sie trägt einen Schleier, und der ist nicht durchsichtig.

— Ja, das ist wahr, sie sah wie eine Nonne aus.

— Nun, dann laß sie heraufsteigen, sagte ich.

(Fortsetzung folgt.)

Königliches Theater.

Freitag d. 15. und Montag d. 18. Oktober: Prinz Friedrich von Hessen Homburg, Schauspiel von Heinrich von Kleist. (Neu einstudirt.) Die Basis, auf der dieses Schauspiel beruht, ist eine verfehlte, daher wird es sich nie, trotz aller sonstigen Vortrefflichkeit, einer nationalen Wirkung erfreuen können. Dieser mondscheinsüchtige Held, der wie ein Träumer durchs Leben wandelt, und, als er geweckt wird, wie ein zaghafter Knabe vor ihm zurückbebt, wird niemals unser Herz erobern, wir werden die Uebertragung dieser romantischen Verhältnisse in historische Zustände niemals billigen, sondern sie ewig kleinlich finden. Das wahrhafte Pathos erreicht das Schauspiel daher erst im vierten und fünften Akt, als wir den militairischen Geist in dem alten Kottwitz verkörpert sehn, und ein wirklicher Conflikt der persönlichen Tapferkeit mit den Satzungen des Kriegsrechts sich durch den Kurfürsten entwickelt. Hier tritt uns Heinrich von Kleists großes dramatisches Talent in seiner vollen Bedeutung entgegen, hier sehen wir, was aus ihm hätte werden können, wenn er sich von der Romantik hätte emancipiren und auf historischen Grund und Boden begeben können. Wie schön ist hier die Energie des brandenburgischen Geistes und die Bedeutung der fürstlichen Gewalt gegenüber dem ungestüm andrängenden Volksgeiste, der nur auf vernünftige Entscheidung, nicht auf das abstrakte Recht dringt, geschildert und wie großartig ist die Lösung dieses Conflikts, indem der Kurfürst dieser Forderung der Vernunft nachgiebt, — aber wie viel größer würde diese Kunst der dramatischen Charakteristik sein, wenn sie uns als Totalität eines staatlichen Inhalts entgegenträte, wenn der Kampf Brandenburgs mit Schweden, und die Stellung des großen Kurfürsten Europa gegenüber geschildert wäre, wo dann die Begebenheit mit dem Prinzen von Homburg nur eine Episode bilden dürfte. Kleist fehlte die ideale Kraft Schillers, das Vertiefen in den philosophischen Geist der Geschichte, das Hingeben an welthistorische Interessen, — daran ist er zu Grunde gegangen. Er sah den Menschen nur als Naturprodukt, in seiner Abhängigkeit von der Naturgewalt der Triebe und Leidenschaften, daher gelangt er nicht zur geistigen Freiheit, er bleibt auf der Hälfte Weges bei dem romantischen Interesse stehen, er regt uns nur poetisch an, aber er befriedigt uns nicht. Im Käthchen von Heilbronn lassen wir uns dies noch gefallen, weil es die weibliche Natur ist, in welche diese Romantik des Gefühls verlegt ist, und der Graf Weller von Strahl uns hierzu ein kräftiges Gegenbild darbietet; — die männliche Natur eines Helden, der für Cäsars Thaten begeistert ist, darf aber einer solchen Schwäche nicht unterliegen; die bekannte Handschuh-Scene ist ästhetisch nicht zu rechtfertigen, und bringt daher auch bei der Darstellung nur eine Wirkung der Zweckwidrigkeit und der Unnatur hervor. Konnte der Prinz nicht aus Bewußtsein so handeln, wie er that, und ging nicht grade hieraus erst die Wahrheit des Conflikts hervor? Dann hätten wir auch die Misere der Todesfurcht und den nachherigen Umschlag des Charakters nicht nöthig; wir wüßten, woran wir wären. So aber ist es nur ein getheiltes uns mühsam abgerungenes Interesse, das wir ihm zuwenden.

Digitized by Google

wir ihm auch das Lob nicht versagen, daß er sich mit der Rolle Mühe gegeben, und sie so gut gespielt als er vermag. H. Stawinsky als Kurfürst war geblieben, seine äußre Repräsentation ist gut, dem idealen Inhalt seiner Rolle ist er nicht gewachsen. H. v. Lavallade als Prinz von Homburg hatte nur den Vorzug der Jugend, die Tiefe der Reflexion, sowie die künstlerische Abmessung des Pathos sind ihm noch fremd, er steht, wie leider fast alle unsre jungen Schauspieler, noch auf dem Standpunkt des Naturalisirens. Frl. Bertha Stich als Natalie spielte mit Gefühl und Begeisterung, und ihr fiel daher auch der meiste Beifall des Abends zu. H. Grua als Zollern war gut, höchst störend H. Hartmann als Dörfling.

E. M.

Ueber den Guitarrenspieler von Halevy, welcher ebenfalls am 15. Oktober aufgeführt wurde, müssen wir uns den Bericht für das nächste Mal vorbehalten.

Königstädter Theater.

---

lichen Kehlen jenes Landes Eigenthümliches zu sein scheint. Vortrefflich ist die Intonation, das Portament und die Aussprache, sehr achtungswerth die Geläufigkeit. Bei diesen Eigenschaften gelangen der Sängerin besonders die zarten, innigen Stellen der Rolle vor denen der höchsten Leidenschaft und Bravour. Der Glanzpunkt waren daher das Duett mit der Emilia und die erste Hälfte des letzten Akts, ausgezeichnet auch das Finale des 2. Akts. Die Worte: „Isaura! Isaura!" in der ersten Scene des letzten Akts haben wir nur von der großen Pasta mit solcher Seele und Innigkeit gehört; ebenso seelenvoll wurden die Arie in B-dur und das Gebet im letzten Akt gesungen. Um diese Sängerin der Vorstellung unserer Leser, welche sie nicht gehört haben, näher zu bringen, erinnern wir an Madame Seidler in ihrer Blüthe.

Sga. Assandri und unsere vortreffliche Hähnel sind jetzt die einzigen dramatischen Sängerinnen von Bedeutung in Berlin.

Signor Vitali gab den Otello, wie wir erwartet, voller Leben und Leidenschaft; seit Bader und Wild der beste Otello, den wir gehört. Der Sänger hatte diejenigen Stellen seiner Gesangspartie, welche von Colloraturen überladen waren und sich in raschen Tempis bewegten, einfacher

Sind wir
lienischen Opern
Anklang nicht f
erwartenden neu
bei eine höchst
trefflicher sind,
Truppe, so wird
sens ein Bedürf
ren italienischen
sie ihre eigen
und hiesige Kritike
zurückkommen, da
Vortrag deutscher
sogar die Ueberz
weg deutsche S
ungenießbar gem

F

Am 18.
durch seine Zers
hochverdiente R
Leiden. Wi

Alle übrigen Mitwirkenden, Sgr. Rossi, Sgr. Paltrinieri, Sgr. Setti und Sga. Villa waren lobenswerth und jeder trug nach seinen Kräften zum Gelingen des vortrefflichen Ensembles bei. Sga. Assandri wurde nach dem 2. Akt und beim Schluß der Oper mit Sgr. Vitali lebhaft hervorgerufen.

Sind wir gleich der Meinung, daß die italienischen Opernvorstellungen einen allgemeinen Anklang nicht finden können, selbst wenn die zu erwartenden neuen Sänger, von denen Sga. Assandri eine höchst bedeutungsvolle Vorläuferin ist, vortrefflicher sind, als die Mitglieder der bisherigen Truppe, so wird es für den Gebildeten wenigstens ein Bedürfniß werden, die italienische Musik von italienischen Sängern, also so zu hören, wie sie ihre eigentliche Bedeutung gewinnt, und hiesige Kritiker selbst werden von dem Irrthum zurückkommen, daß italienische Musik erst durch den Vortrag deutscher Sänger genießbar werde, vielleicht sogar die Ueberzeugung gewinnen, daß fast durchweg deutsche Sänger die italienische Musik bisher ungenießbar gemacht haben.

R.

Feuilleton.

Am 18. October starb hier in Berlin der durch seine Forschungen um die altdeutsche Sprache hochverdiente Regierungsrath Graff nach längeren Leiden. Wir zeigen dies den Lesern mit um so tieferem Schmerze an, als der Verstorbene ein Mitarbeiter unsres Blattes war. Die „Blätter aus dem Tagebuche eines Narren" haben ihn zum Verfasser und enthalten politische und sonst beziehungsreiche Hindeutungen auf sein vielbewegtes Leben. Das in der vorigen Nummer des Athenäum enthaltene sechste Blatt war vielleicht das Letzte, was er vor seinem Tode geschrieben.

Die am 15. October im Schauspielhause gesprochene und in der Vossischen Zeitung mitgetheilte Festrede hat Ludwig Tieck zum Verfasser, wie wir aus sicherer Quelle vernehmen.

Der hiesige Correspondent des Journal des Debats, der, wie wir vermuthen, ein hiesiger französischer Schauspieler ist, meldet von der beabsichtigten Aufführung der Antigone des Sophokles, daß Tieck eigends dazu eine Uebersetzung habe machen und Professor Boeckh zu den Dekorationen und Kostümen die Zeichnungen liefern müssen. Wir wissen nicht, ob, was der Correspondent ferner meldet, gleiche Glaubwürdigkeit hat, nämlich, daß die hiesige Französische Schauspielergesellschaft nicht mehr wie früher einen besonderen Contrakt mit der Hoftheaterintendanz habe, sondern in demselben Verhältnisse stehe, wie die Mitglieder der deutschen Bühne.

Das geschmackvoll redigirte „Magazin für die Literatur des Auslandes" beabsichtigt eine sehr löbliche Aenderung in der Art seiner Mittheilungen. Anstatt nämlich, wie bisher, zum größten Theil Uebersetzungen bedeutender Erzeugnisse der Literatur des Auslandes zu geben, wird es in Zukunft vorzugsweise Original-Artikel bringen, welche in zusammendrängender doch umfassender Weise den Hauptinhalt der Werke reproduziren, deren Werth unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Eine solche Reproduktion von einer treffenden Kritik begleitet, muß dem Leser eine interessante Uebersicht der fremden Literaturen geben, und ihm das Verständniß ihres allgemeinen Standpunktes sehr erleichtern. Das Magazin selbst aber wird dann nicht mehr blos ein Stapelplatz fremdländischer Werke sein, sondern sich zu einem selbstständigen kritischen Organe erheben, in welchem auch unsre Nationalität zur Berechtigung kommt.

Den Anfang dieser Tendenz macht ein trefflicher Artikel von L. B. über: „Lechlers Geschichte des Englischen Deismus."

Digitized by Google

des Autors treten müsse. Der Sachverständigenverein und mit ihm das Stadtgericht (dessen Spruch, da keine Appellation erfolgt ist, rechtskräftig geworden) entschieden aber dahin, daß H. Lachmanns kritische Arbeit nur ein Accidenz zu Lessings Werken, und dieses mit dem Honorar von **500** Thlr. von der Vossischen Buchhandlung hinlänglich bezahlt sei, so daß die Ausgabe zu jeder Vervielfältigung der Handlung gehören müsse. Diese Entscheidung ist streng rationell, und konnte auch gar nicht anders ausfallen. H. Lachmann that gerade so, als sei er durch seine Lesarten und Anmerkungen Verfasser geworden, als habe er diesen Nathan, diese Emilie Galotti, diese Hamburgische Dramaturgie geschrieben. Sonderbarer Schwärmer! würde Lessing ihm zurufen — da wäre also der Scholiast, der den Homer commentirte, eben so viel werth, als dieser selbst! Und welchen Dank würde Lessing erst H. Lachmann für dessen Anmerkungen sagen, für die geistvolle Hypothese, daß Lessing in der Stelle: „da muß eine arme Bruneschi Emilia heißen," weil in der Handschrift armene steht, vielleicht habe „alberne" schreiben wollen. Wahrlich, eine gloriose Conjektur, welche noch die Nachwelt sonder Zweifel als glänzendes Dokument von dem Scharfsinn der Philologen citiren wird. Wir hatten Gelegenheit, uns auch sonst von der

schiedenen Zeilen und [illegible] zusammenge[illegible]felt sind. Die chronologische Anordnung der Lessingschen Schriften ist ferner so confus, daß die Ausgabe fast ganz unpraktisch dadurch geworden ist, und die Donauöschinger Ausgabe, welche eine eidographische Anordnung befolgt, ihr bei weitem vorzuziehen bleibt. Cotta wird bei der neuen Ausgabe, die er jetzt herausgiebt, das Lachmannsche System zweifelsohne verwerfen.

Im Verlage von *Im. Tr. Wöller* (sonst Lehnholdsche Verlagshandlung) in **Leipzig** ist erschienen und kann durch jede solide Buchhandlung bezogen werden:

F. A. Wolfs

Vorlesungen über die Alterthumswissenschaft,

herausgegeben von

J. D. Gürtler und **Dr. S. F. W. Hoffmann.**

Unveränderte wohlfeile Gesammtausgabe.

6 Bände. Mit Wolfs Bildniss. gr. 8. br. Preis 6 Thlr. Enthält: 1. Vorl. über d. Encyclopädie d. Alterthumswissenschaft. 2. Vorl. über die Geschichte der griechischen Literatur. 3. Vorl. über die Geschichte der römischen Literatur. 4. Vorl. über die Antiquitäten von Griechenland. 5. Vorl. über die römischen Alterthümer. 6. Darstellung der Alterthumswissenschaft, nebst einer Auswahl seiner kleinen Schriften und liter. Zugaben

und ein ... befolgt, ihr bi ...
dographische Anordnung befolgt, ihr bi ...
vorzuziehen bleibt. Cotta wird bei der neuen ...
gabe, die er jetzt herausgiebt, das ...
System zweifelsohne verwerfen.

Im Verlage von *Im. Tr. Wöller* (sonst Leh... holdsche Verlagshandlung) in Leipzig is erschienen und kann durch jede solide Buchhandlung bezogen werden:

F. A. Wolfs
Vorlesungen über die *Alterthumswissenschaft*
herausgegeben von
J. D. Gürtler und Dr. S. F. W. Hoffmann.
Unveränderte wohlfeile Gesammtausgabe.
6 Bände. Mit Wolfs Bildniss. gr. 8. ...
Preis 6 Thlr. Enthält: 1. Vorl. über d. En...
cyclopädie d. Alterthumswissenschaft. 2. Vorl. ... der griechischen Liter...

Der Festordner.

Ein Lebensbild.

Arrangirende Talente sind das Oel des socialen Lebens, sie verstehen es, die verschiedenartigsten Substanzen der Gesellschaft mit einander zu vereinigen und geschmeidig zu machen, sie sind die hörnernen Löffel, mit welchen der Salat der großen Städte auf elegante Weise vor Aller Augen durcheinandergerührt, und zugleich das gläserne Gefäß, in welchem er angerichtet wird.

Der Festordner ist die ausgebildetste Klasse dieser Art von Talenten, er ist das offizielle Modell aller maitres do plaisir, er macht sich zum Faktotum für jede Berühmtheit, welche durch den

wo es die meisten Leute zu unbequem fin... rühmte Bekanntschaften aufzusuchen, da ... Person einem gefühlten Bedürfnisse abhel... che es sich zur Pflicht macht, die durch... Celebritäten aller Welt zu apportiren

Beiden Theilen geschieht damit ein... Gefallen. Die Celebrität wird nicht zu ... laufen und die Celebrirenden haben wei... Mühe als einmal an einem bestimmten ... den und den Preis zu diniren und zu sou...

Es dinirt und soupirt wohl so manch... lichst bei einer solchen Gelegenheit, läßt ... Wein schmecken, hört gemüthlich die gege... Lobreden mit an, bewundert die vorgetrage... dichte, die respektiven Festmusiken, die geschm... Dekorirung des Saales, und stimmt in ...

Der Festordner hat gewöhnlich sein gutes Auskommen aus eigner Wohlhabenheit, oder wenn er ein Amt hat, so ist dieses eine Sinecure, welche es ihm möglich macht, den tausenderlei Allotriis nachzulaufen, welche er zu seiner Wirksamkeit nöthig hat.

Er ist vor allen Dingen Dichter, und weiß sein Talent an die Leute zu bringen, indem er sie ansingt, er ist Kunstkenner, Kunstliebhaber, damit er Maler, Architekten, u. s. w. zur Hand habe, sobald eine Dekorirung bei einer Festlichkeit nothwendig wird; er kennt alle Leute, denn wer wäre nicht schon bei einem Festessen zugegen gewesen, das er arrangirt hat?

Er weiß sich jedem angenehm zu machen durch Gefälligkeiten, welche zu erweisen, seiner Eitelkeit schmeichelt; in allen Gesellschaften ist er gern gesehen, in den Familien wird er um Rath gefragt bei den idyllischen Begebenheiten der Geburtstagsfeiern, Hochzeiten und dergleichen mehr.

Dafür kann er aber auch auf seine zahlreichen Bekanntschaften rechnen, sobald es sich darum handelt, irgend ein Jubiläum, einen Jahrestag oder — o Wonne — die Ankunft eines Mannes zu feiern, der im Conversationslexikon cum laude figurirt oder von dem vorauszusehen ist, daß er in den Nachtrag zur „Gegenwart" oder „zur neuesten Zeit" kommen wird.

Toast auszuarbeiten und doch noch Zeit genug zu behalten, um dem Fremden alle mögliche Merkwürdigkeiten der Residenz, alle Lustörter der Umgebung zu zeigen, außerdem aber Berichte für die am meisten im Orte gelesenen Zeitungen vorzubereiten.

Begegnet man ihm auf der Straße, so hält er in seinem eilenden Schritte nur ein Paar kurze freudestrahlende Minuten an und sagt etwa: „ich komme eben von dem größten Philosophen und gehe zur größten Sängerin." Oder er annoncirt bereits einen neuen berühmten Gast, von dessen zu feiernder Ankunft er eben durch Privatcorrespondenz benachrichtigt worden ist.

Ist es ein Schauspieler, eine Schauspielerin, Klavierspieler oder Violinvirtuose, den er unter seine Flügel genommen, so breitet er ihren Ruf auf jede mögliche Weise aus, sucht die Leute ins Theater, Conzert zu verlocken, und beklatscht jede Stelle, bei welcher es nur irgend der Anstand und seine enthusiastische Kennerschaft erlaubt; ist es jedoch ein anderer geistig bedeutender Mann, so weiß er die goldnen Worte, welche derselbe zu ihm gesprochen, durch die ganze Stadt zu bringen, und das Verdienst des Mannes ins beste Licht zu stellen und vor Anfeindungen zu schützen; er macht es wie die

Festordners eher auf Abneigungen als auf Sympathieen stoßen werden, weshalb sie auch nicht geneigt sind, dort zweideutige Festdemonstrationen entgegenzunehmen; in solchen Fällen scheut wohl auch der Festordner die Mühe, Kosten und Beschwerlichkeiten einer ziemlich bedeutenden Reise nicht; schläfert die Befürchtungen und etwa feindlichen Gesinnungen der Celebrität auf die geschickteste Weise ein, indem er sich als Deputirter einer großen Anzahl freundlich Gesinnter präsentirt und ihn in deren Namen bittet, die Ovation huldreichst entgegenzunehmen, welche man ihm vorbereite.

Läßt sich der große Mann endlich zu gnädiger Gesinnung verlocken, so kehrt der Festordner triumphirend heim, und beginnt die Leute, deren Deputirter zu sein er vorgab, die aber von der ganzen Sache nichts wußten, zu bearbeiten, und eine Bereitwilligkeit in ihnen dadurch künstlich zu erzeugen, daß er ihnen confidentionell mittheilt, wie versöhnlich der große Mann gesprochen, wie er sich in eine ganz andere Stellung zu ihnen zu begeben hoffe, als sie vielleicht nach allen Antecedenzien zu glauben geneigt sein könnten.

Nicht immer gelingt dies höchst diplomatische Manoeuvre, aber dann hat doch der Festredner seine Schuldigkeit gethan, er wird es in der Folge so zu karten wissen, daß er sein Gelegenheitsgedicht oder Festrede in petto doch noch einmal verwenden kann.

Freuen wir uns anerkennend seiner Bemühungen und gestehen wir von ihm, daß es auch solche Käuze geben müsse, die ihre liebenswürdige Gesinnungslosigkeit zur Verherlichung aller Leute und Parteien ausbeuten, und ein wahrer Ankerplatz für zuwandernde Celebritäten sind, ohne dafür irgend einen andern Lohn als die Befriedigung ihrer Eitelkeit durch den Umgang mit ihnen zu finden. L. C.

Die Rache des Zufalls.

Eine Erzählung von Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

Pietro ging. Ich stellte mich hinter einen Tisch, und öffnete leise mein Messer. Seit meinem Abentheuer war ich verteufelt mißtrauisch geworden, und da ich keine Frauen kannte, meinte ich, es müßte ein verkleideter Mann sein. Hat man sich einmal vorgesehn, mag's gehn, wie's will. Ein vorsichtiger Mann gilt zwei, sagt das Sprichwort. Und dann führe ich, ohne mich zu rühmen, das Messer so gut wie Einer.

— Ich glaub's wohl, sagte Pietro, Ihr seid zu bescheiden, Capitain. Sehn Sie, Excellenz, er ist der Stärkste von all' meinen Bekannten. Auf zwei, drei Zoll, bis zum Griff, schlägt er sich, wie Einer will. S'ist ihm Alles gleich.

— Aber beim ersten Blick, fuhr der Capitain fort, sah ich wohl, daß ich mich betrogen hatte, daß es doch eine Frau war, eine arme kleine Frau, die große Furcht hatte, denn man sah unter dem Schleier, wie sie an allen Gliedern zitterte. Ich steckte also mein Messer ein, und ging auf sie zu.

— Was steht zu Ihren Diensten, Madame? fragte ich.

— Sie sind der Capitain dieses kleinen Fahrzeuges? erwiederte sie.

— Ja, Madame.

— Haben Sie ein Geschäft, das Sie im Hafen zurückhält?

— Ich dachte morgen früh abzureisen.

— Haben Sie Passagiere aus Malta?

— Keinen einzigen!

— Segeln Sie nach einem bestimmten Punkt in Sicilien?

— Ich denke nach Messina zu gehn.

— Wollen Sie zwei hundert Dukaten gewinnen?

— Eine vortreffliche Frage! Wahrhaftig, mit

Digitized by Google

Jean kommen. Da schicken Sie Ihr Boot ans
Land. Ein Passagier wird an dem Ufer warten;
wird Ihnen: Sicilien sagen, und Sie ihm: Malta
antworten. Dann nehmen Sie ihn an Bord,
und setzen ihn an irgend einem Ort in Sicilien
aus, wo es Ihnen am besten paßt. Das ist Alles.

— Dam! das ist leichte Arbeit; und dafür
— sagen Sie?

— Erhalten Sie den Preis von 200 Dukaten,
hier sind sie (die Unbekannte zog eine Börse und
legte sie auf den Tisch), 200 Dukaten wird Ihnen
der Passagier zustellen, wenn er das Land betritt.

— Wohl. Aber ich muß Ihnen doch eine
Quittung oder irgend ein Papier darüber ausstellen?

— Wozu? Sie sind entweder ein ehrlicher
Mann oder nicht; im ersten Fall genügt Ihr Wort,
im zweiten kann mir bei den Vorsichtsmaßregeln,
die ich nehme, bei dem Stillschweigen, das ich
Ihnen auferlege, Ihr Papier nichts helfen, ich
bin nicht im Stande, es vor Gericht geltend zu
machen.

— Welcher Zufall hat Sie denn zu mir ge-
führt?

— Ich ging gestern im Hafen spazieren, un-
gewiß, an wen ich mich zu diesem Dienst, den ich
von Ihnen fordre, wenden sollte. Da sah ich
Sie vorübergehn, Ihre Gestalt gefiel mir, ich sah

— Gut — um ein Uhr, an der Felsspitze
Saint-Jean.

— Um ein Uhr.

Die Unbekannte stieg in ihr Boot, und fuhr
ans Land; um 10 Uhr lichteten wir die Anker.
Die Felsspitze Saint-Jean ist eine Art von Cap,
welches sich südlich von Malta ins Meer erstreckt,
eine und eine halbe Meile von der Stadt, zu
Wasser etwa fünf oder sechs Meilen. Da aber
der Wind schlecht war, so mußten wir diesen Weg
riemen, und da war natürlich keine Zeit zu ver-
lieren.

Um Mitternacht waren wir eine halbe Meile
von der Felsspitze Saint-Jean. Da wir, um
nicht gesehen zu werden, nicht näher heran wollten,
so ließ ich dort Anker werfen, und schickte Pietro
mit dem Boot ans Land. Ich sah ihn in der
Dunkelheit seitwärts verschwinden, nach einer Vier-
telstunde erschien er wieder. Der Passagier saß
hinten im Boot, Alles war gut abgelaufen.

Ich hatte die Kajüte aufs Beste einrichten, und
meine eigene Matratze hineinlegen lassen. Da
übrigens der Wind gut war, so mußten wir am
andern Morgen in Messina sein; mag daher,
dachte ich, unser Gast auch verwöhnt sein, eine
Nacht ist ja bald vorüber. Ferner giebt es Zu-
... die zartesten Menschen gern

— Nun, ...
— O, ver...
mit der verschlei...
schien kaum di...
Denn kaum ha...
sie und kam zu...
Knie. So la...
blieb sie am U...
tuch. Dann, ...
rief sie uns ...
Frau.
— Hast ...
— Nein...
seiner Stimme...
theilen hatte ...
vermuthlich is...
— Gut, ...
die Segel los...
steuern.
Pietro ...
den ich geg...
wir dahin, ...
aufs Deck, ...
nicht schlaf...
Wind so g...
daß es ein...

M
De
an
als
der
suc
sah
her
aus
däc
ich
und
Zw
ode

als
hör

zuh
zäl

Be
llu
vie
Jen
nei
Arg

em
s
ns
en
laj
is
lich
leic
och
les
zu

gte

wenn ich nach Sicilien komme, wie ich die Summe verdoppeln, die Euch versprochen wurde.

— Ich habe zwei hundert Dukaten erhalten, Euch nach Messina zu bringen, und zwei hundert sollt Ihr mir geben, wenn ich Euch abgesetzt, mehr nehme ich keinen Deut.

— Und Ihr wollt die Verpflichtung erfüllen, die Ihr übernommen habt, mich unversehrt ans Land zu setzen?

— Ich setze Euch so unversehrt ans Land, daß kein Haar auf Eurem Haupt gekrümmt sein soll, aber wenn Ihr einmal dort seid, so haben wir noch eine kleine Rechnung zu tilgen, ich schulde Euch einen Messerstich, um den wir quitt werden müssen.

— Ihr wollt mich also morden, Capitain?

— Elender, ich sage Dir, das ist gut für Dich und Deinesgleichen, zu morden.

— Nun, was wollt Ihr denn sagen?

— Ich will sagen, daß, weil Ihr so gut mit dem Messer zu spielen wißt, wir zusammen eins spielen wollen, alle Chancen sind für Euch, Ihr habt schon den ersten Stich.

— Aber ich verstehe mich nicht darauf, mich auf Messer zu schlagen.

— Pah, laßt das, erwiederte ich, indem ich mein Hemd zurückschlug, und ihm meine Brust

man Euch.

— Und wenn ich das Duell annehme, und Euch tödte?

— Wenn Ihr mich tödtet, dann ists gut — das ist alles.

— Wird man mich nicht verfolgen?

— Wer? Meine Freunde?

— Nein, die Justiz.

— Ach, geht — Giebt's denn nur einen Sicilianer, der gegen Euch zeugen würde, weil Ihr mich in gehöriger Weise getödtet habt? Wenn Ihr mich mordet — ja da ists was Anderes.

— Gut, ich schlage mich, wir sind einig.

— Dann schlaft ruhig, wir sprechen davon weiter in Contessi oder Scaletta. Das Schiff ist Euer, da Ihr es bezahlt; geht darauf auf und ab, soviel Ihr wollt, ich kehre zu meinem Lager zurück.

Ich stieg in das Zwischendeck hinab, weckte Pietro und erzählte ihm, was vorgefallen. Nunzio hatte Alles gehört.

— Es ist gut, Capitain, sagte Pietro, seid ruhig, wir wollen ein Auge auf ihn haben. Am Morgen drauf, um zwei Uhr Nachmittags kamen wir in Scaletta an, ich ließ die Mannschaft an Bord bleiben, und bestieg mit Gaetano Sferra,

Duell handelt, sei es auf Pistolen, Degen oder Messer, bin ich Euer Mann.

— Ihr wollt mir also Euer Ehrenwort geben, nicht zu entwischen.

— Ich gebe es. —

Nun gab ich Nunzio und Pietro ein Zeichen, sie ließen ihn allein gehn.

Wir gingen also weiter und kamen nach etwa zehn Minuten zum Vater Matteo, einem alten seelenguten Sicilianer, der ein kleines Wirthshaus zum goldnen Anker hatte. — Guten Tag, Vater Matteo, sagte ich. Die Sache ist die: Der Herr da und ich, wir haben einen Wortwechsel gehabt, und wollen ihn mit ein Paar Messerstichen ausgleichen, könnt Ihr uns wohl dazu ein Zimmer leihen?

— Zwei, Kinderchens, zwei, sagte Vater Matteo.

— Nicht doch, zwei wären zu viel, guter Alter, eins ist genug. Und wenn sich was ereignen sollte, denn wir sind ja Alle sterblich, und ein Unglück kommt ja bald, dann wißt Ihr, was Ihr zu sagen habt. Wir waren hier beim Essen, der Herr und ich, geriethen in Streit, und griffen zu den Messern, sollte einer von uns fallen, dann ist es der, der Unrecht hatte.

— Ja, ich verstehe, sagte Vater Matteo.

— Wenn ich den Herrn tödte, so hab' ich keine Verantwortung weiter, der Herr wird anständig begraben, wie's einem Bürger ziemt, ich zahle die Kosten. Tödtet der Herr mich, so findet Ihr, was Ihr braucht, im Speronare. Uebrigens werdet Ihr mir auch wohl Credit geben, Alter?

— O ganz gewiß, wär's doch nicht das erste Mal, Capitain.

— Dann wärs aber das letzte Mal. In diesem Fall also, versteht mich recht, wenn ich falle, ist der Herr frei, wie der Vogel in der Luft. Er geht, wohin er will; sollte man ihn anhalten, so habe ich Streit mit ihm gesucht. Ich war angetrunken, und er that mir nur, was ich verdiente. Versteht Ihr?

— Ganz wohl!

— Nun, Alter, bring das Essen, und Pietro, geh und kaufe zwei ganz gleiche Messer, du weißt schon, wie sie sein müssen. Du Nunzio, bestellst den Priester. — Ihr müßt wissen, sagte ich zu Gaetano, der alles das gleichgültig mit angehört, daß ich eine Messe bestellen will, sie soll erst morgen früh gehalten werden, aber das gilt ganz gleich, es ist meine Absicht so. Wollt Ihr Eurerseits eine bestellen, damit ich keinen Vortheil über Euch habe, und Gott nicht für den Einen Partei nehme, es steht bei Euch, Pater Girolamo liest die besten. —

— Danke, erwiederte Gaetano, hoffentlich werdet Ihr wohl nicht der Meinung sein, daß ich an solche Thorheiten glaube.

— Ihr glaubt daran nicht, sagt Ihr, desto schlimmer, aber ich glaube daran, mein Herr; Nunzio, Du bestellst die Messe beim Pater Girolamo, verstehst Du, bei keinem andern.

— Ganz wohl, Capitain.

Pietro und Nunzio gingen hinaus, um sich ihrer Aufträge zu entledigen, ich blieb allein mit Gaetano Sferra und dem alten Matteo.

— Nun, mein Herr, sagte ich, indem ich auf Gaetano zutrat, wenn Ihr in der Lage, in der wir uns befinden, mit Gott nichts abzumachen habt, so habt Ihr's doch gewiß mit der Welt. Ihr habt einen Vater, eine Mutter, eine Geliebte, irgend Jemand, der sich für Euch interessirt, und den Ihr liebt. Matteo, Papier und Dinte! Macht es wie ich, schreibt an diese Person, und wenn ich Euch tödte, bei meinem Ehrenwort, der Brief soll treulich bestellt werden.

— Ja, das ist ist was andres, da habt Ihr Recht, sagte Gaetano, indem er Papier und Dinte aus den Händen des alten Matteo nahm und sich zum Schreiben niedersetzte.

Ich setzte mich an den Tisch, der dem seinen gegenüber stand, und schickte mich zum Schreiben an. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich an meine arme Frau schrieb.

Als wir fertig waren, traten Nunzio und Pietro ein.

Digitized by Google

Eurer Verpflichtung gemäß, ans Land gesetzt.

— Darüber macht Euch keine Sorgen, das eilt nicht, sagte ich.

— Doch, es eilt sehr, Capitain. Hier sind die zwei hundert Dukaten, und hier mein Freund, sagte er zu Pietro gewandt, sind zwei Unzen für das Messer.

— Verzeiht, sagte Pietro, das Messer kostet fünf Carlinen, nicht zwei Unzen. Ich nehme nicht mehr für dergleichen. Für ein Messer, setzte er hinzu, das meinen Capitain tödten könnte!

— Nun, sagte Gaetano, wenn Ihr wollt, ich bin bereit.

Wir stiegen hinauf, ich ging hinter Gaetano, sein Schritt war fest. Ich blieb überzeugt, daß er tapfer war.

Wie Matteo es gesagt, wurden wir bedient. An dem einen Ende der Tafel stand eine Schüssel, und was dazu gehörte, das andre war leer, und auf jeder Seite stand eine Tonne ohne Boden, die bestimmt war, uns aufzunehmen, sobald wir Lust hatten, zu beginnen.

Pietro legte ein Messer auf jedes Ende der Tafel.

— Wenn Ihr hier Jemand kennt, den Ihr zum Zeugen wollt, sagte ich zu Gaetano, so laßt ihn holen, wir wollen warten.

wir es lassen.

Gaetano sann einen Augenblick nach, dann sprach er mit finstrer Miene:

— Ich kann Euch nichts sagen, das Geheimniß gehört nicht mir allein; dann seht, ist es kein Zufall, der uns an einander brachte. Was geschrieben steht, muß sich erfüllen: schlagen wir uns.

— Bedenkt es wohl, nahm ich noch einmal das Wort, noch ist es Zeit. Wenn Euch die Gegenwart dieser Leute genirt, so sollen sie fort gehn, ich will allein mit Euch bleiben, und was Ihr mir auch sagt, das soll, ich schwöre es Euch zu, wie zu einem Beichtiger gesprochen sein.

— Ich lag auf den Tod, erwiederte er, ich ließ einen Priester kommen, beichtete ihm, weil ich besorgte, es würde die letzte Beichte sein, und auf die Gefahr, vor Gott mit einer Todessünde zu treten, hab' ich ihm das Geheimniß nicht enthüllt, welches Ihr wissen wollt.

— Doch, mein Herr, erwiederte ich, indem ich desto hartnäckiger darauf bestand, jemehr er sich weigerte.

— Seid Ihr etwa, unterbrach er mich barsch, hieher gekommen, Euch nicht zu schlagen, habt Ihr etwa Furcht? —

— Furcht! rief ich; und mit einem Satz war

Digitized by Google

das Bettuch war, auf dem er lag; hier ist ein Christ, der sterben wird, und der wünscht, daß Ihr seine Beichte hört.

— Ja, kommt, Capitain, sagte Gaetano mit so schwacher Stimme, daß man ihn kaum verstehn konnte, und möge Gott mir Kraft verleihn, zu Ende zu kommen.

— Halt, halt, sagte Matteo, der hinzukam und ein Fläschchen, das mit einer Essenz roth wie Blut angefüllt war, auf den Tisch setzte, der bei dem Bett des Sterbenden stand, halt, hier ist was, das Euren Muth stärken soll; trinkt nur zwei Löffel davon, und Ihr sollt Euch wie neugeboren fühlen. Ihr wißt, Capitain, fuhr er zu mir gewandt fort, es ist dasselbe Elixir, das die arme Julia bereitete, die man die Hexe nannte, es that Eurem Onkel so wohl.

— O dann trinkt, sagte ich, indem ich die Essenz in einen Löffel goß und dem Verwundeten reichte, trinkt; Matteo hat Recht, das wird Euch gut thun. Gaetano verschlang den Löffel voll Essenz, während Pater Girolamo die Thür hinter Matteo zuschloß, der nicht länger bleiben durfte, da der Sterbende beichten wollte. Kaum hatte er getrunken, so glänzten seine Augen, und seine Wangen färbten sich.

— Was habt Ihr mir da gegeben, Capitain,

schon den Tod so nah, als jetzt gesehn, und doch wurde ich gerettet.

— Mein Sohn, sagte Pater Girolamo, es ist eine Versuchung des Teufels, der zu dieser Stunde um Eure Seele mit Gott streitet. Gott allein weiß, ob Ihr sterben müßt oder nicht, aber thut immer, als ob Euer Tod gewiß wäre.

— Ihr habt Recht, mein Vater, sagte Gaetano, indem er mit dem Taschentuch von seinen Lippen einen rothen Schaum vom Munde wischte, der seine Lippen netzte, Ihr habt Recht, hört, und Ihr auch, Capitain.

Ich setzte mich an das Fußende, Girolamo an das Kopfende des Bettes, faßte die Hand des Sterbenden, und dieser begann:

Ich liebte eine Frau, es ist die, an welche der Brief gerichtet ist, den ich Euch gegeben habe, mein Vater, daß er ihr im Fall meines Todes zugestellt werde. Diese Frau hatte ich als Jungfrau geliebt, aber ich war nicht so reich, um von ihren Eltern angenommen zu werden: man gab sie einem griechischen Kaufmann, in der Blüthe ihrer Jugend, mit der Liebe zu mir im Herzen. Wir wurden getrennt. Gott weiß, daß ich Alles that, sie zu vergessen.

Ich reiste ein Jahr lang, und vielleicht wär'

Von diesem Augenblick an schien es mir, als hätte ich sie nie verlassen, und ich fühlte, daß ich sie mehr als je liebe.

Am Abend kam ich unter ihr Fenster; ich hörte ein leichtes Geräusch von den Brettern der Jalousien, ein Brief lag mir zu Füßen. Dieser Brief sagte mir, daß in zwei Tagen ihr Mann nach Candien reise, und daß sie mit ihrer alten Amme allein bleibe. Ich hätte abreisen sollen, ich weiß es wohl, mein Vater, ich hätte fliehen sollen, soweit die Erde mich hätte tragen können, oder ich hätte in ein Kloster gehn, mein Haupt scheeren lassen, und mich in ein Gewand hüllen sollen, das meine Liebe erstickt hätte; aber ich war jung und verliebt, ich blieb. Mein Vater, ich wage nicht, von unserm Glück zu sprechen, es war ein Verbrechen. Drei Monate hindurch waren wir, Lena und ich, die glücklichsten Wesen auf der Welt. Diese drei Monate vergingen uns wie ein Tag, wie eine Stunde, oder vielmehr sie existirten nicht; sie waren ein Traum.

Eines Morgens erhielt Lena einen Brief von ihrem Gatten. Ich war bei ihr, als ihre alte Amme ihn brachte. Wir sahen uns zitternd an, keiner wagte ihn zu öffnen. Er lag da auf dem Tisch. Zwei oder drei Mal streckten wir die Hand danach aus. Endlich nahm ihn Lena und sah mich starr an.

— Gaetano, sprach sie, liebst Du mich?

— Mehr, als mein Leben, erwiederte ich.

— Willst Du Alles für mich verlassen, wie ich Alles für Dich zu verlassen bereit bin?

— Ich habe nur Dich auf dieser Welt: wohin Du gehst, folge ich.

— Gut, einigen wir uns darüber: wenn dieser Brief mir seine Rückkehr verkündigt, so reisen wir zusammen, sogleich ohne zu zaudern, mit Deinem Gelde, was Du hast, und mit meinem Schmuck.

— In dieser Stunde, ohne zu zaudern, Lena, ich bin bereit.

Sie reichte mir die Hand, und wir öffneten lächelnd den Brief. Er verkündete, daß da seine Angelegenheiten noch nicht besorgt seien, er erst in drei Monaten zurückkehren würde. Wir athmeten auf. Obwohl unser Entschluß gefaßt war, waren wir doch nicht böse darüber, daß wir diesen Aufschub zu seiner Vollstreckung erhielten.

(Schluß folgt.)

Der fliegende Esel.

Jedermann ist die Geschichte bekannt von Hans Nord, der ganz London in Bewegung setzte, weil er vor aller Welt Augen in eine gläserne Flasche kriechen wollte. Weniger bekannt dürfte die eben so wahre Geschichte vom fliegenden Esel sein, welche wir gegenwärtig mittheilen wollen.

Im Jahre 1719, zu der Zeit als die Schwindeleien der bekannten Lawschen Bank zu Paris ihren Höhepunkt erreicht hatten, und ungeheure Summen in wenigen Tagen gewonnen wurden, wagte sich St. Edme, gleichfalls begierig wie so viele Andere sein Glück zu machen, mit einer kleinen Tänzergesellschaft, mit welcher er zeither nur die Jahrmärkte von St. Germain, St. Laurent und anderer kleiner Städte besucht hatte, nach Paris, um sich dort durch die Vorstellungen seiner Gesellschaft die nöthigen Fonds zu erwerben, die zu der ersten Theilnahme an diesem Börsenspiele erfordert wurden. Er schlug seine Boutique unmittelbar neben der **Opera comique** auf, und begann seine Vorstellungen.

Sie hatten nur geringen Erfolg, denn es durfte dabei weder gesprochen noch gesungen werden. Dennoch hielt sich Destouches, der Directeur der **Opera comique**, durch seinen ärmlichen Nachbar in seinen Geschäften für beeinträchtiget, und that alles möglich ihm zu schaden, und ihm die Kundschaft zu entziehen.

Schon glaubte er seinen Endzweck erreicht zu haben, als er eines Morgens einen Anschlag erblickte, um welchen sich die Menge begierig drängte,

Digitized by Google

der Erscheinung und den ...
gen, der Preis auf das Dreifache erhöht werden müsse. Destouches lächelte höhnisch, und ging von dannen.

Noch aber hatte die Stunde, zu welcher St. Edme seine Bude gewöhnlich zu öffnen pflegte, lange nicht geschlagen, als sich schon zahlreiche Menschenmassen vor derselben versammelten, um sich ihres Platzes zu versichern; er erhielt das Doppelte und Dreifache des geforderten Preises, und die Bude war, in dem Augenblicke, wo sie geöffnet wurde, gleich so voll, daß Hunderte von Menschen zurückbleiben mußten.

Als die gewöhnliche Vorstellung vorüber war, wurde der Versammlung in pomphafter Rede verkündigt, daß nunmehr zum Schlusse der Darstellung der fliegende Esel erscheinen würde.

Alsbald that sich in der Höhe der Bude ein Vorhang auseinander, und ein ausgestopfter mit etwas beweglichen Flügeln versehener Esel schwebte mittelst einer Maschinerie von der Höhe herab, und hart über den Köpfen des Publikums hin, und ließ sich endlich auf Destouches nieder, der an diesem Abende gleichfalls die Bude besucht hatte, um zu sehen, wie St. Edme durchfallen würde. St. Edme und seine Frau, der Stim-
... des Publikums über den Ausgang miß-

denen jedoch nur das folgende auf die Nachwelt gekommen ist:

A la foire tout Paris va,
Pour voir l'ane de St. Edme;
Pour ceux du Comique Opera,
L'empressement n'est pas de même:
L'un n'est pourtant qu'un faux Baudet
Les autres le sont en effet.

Autrefois Paris admira
Corneille, Racine et Molière;
Lully, dans son moindre Opera,
Trouva le grand art de lui plaire;
Ces grands hommes des tems passés
Par un ane sont effacés.

A la foire Destouches en pleurs
Se plaint, que l'Opera Comique,
Malgré les soins des Directeurs,
Echoue auprès d'une Bourrique:
Faut il, qu'un si sot Animal
En mene tant à l'Hopital?

St. Edme, der Geld genug erworben hatte, schloß endlich seine Vorstellungen und ging an die

zu fristen.
Wiederum lu
aber das Publiku
darum. Seine
mußte zuletzt sei
den Esel," den
froh sein, eine
Nun kündi
Schlusse seiner
Esel" mit Con
Hans wollte be
gar nichts höre
l'ane de St. E
Endlich e
Absingung des

Lundi j'ac
Mardi je
Mercredi
Jeudi je
Vendredi
Et Same

Ein de
wiederum de
Tag für T

thümer erworben hatten, und allgemein mit diesem Namen bezeichnet wurden.

Aber auch ihm erging es, wie den allermeisten derselben; er verschwendete und verlor durch den herannahenden Sturz der Lawschen Bank alle seine erträumten Reichthümer eben so schnell, als er sie erworben, und sah sich bald genöthigt wiederum seine Vorstellungen zu geben, um nur sein Leben zu fristen.

Wiederum kündigte er den „fliegenden Esel" an; aber das Publikum kümmerte sich nicht im geringsten darum. Seine Vorstellungen blieben leer; er mußte zuletzt seine Effecten zusammt dem „fliegenden Esel," den Destouches kaufte, veräußern, und froh sein, eine Zuflucht im Hospitale zu finden.

Nun kündigte Destouches an, er werde zum Schlusse seiner Vorstellung „St. Edmes fliegenden Esel" mit Couplets zeigen. Das gedrängt volle Haus wollte beinahe von der vorhergehenden Oper gar nichts hören; Alles schrie l'ane de St. Edme! l'ane de St. Edme!

Endlich erschien er, und flog während der Absingung des nachstehenden Couplets herab:

Lundi j'achetai des Actions;
Mardi je gagnai des Millions;
Mercredi j'arrangeai mon Menage;
Jeudi je pris un Equipage;
Vendredi je m'en fus au Bal,
Et Samedi à l'Hopital.

Ein donnernder Beifallssturm brach los, und wiederum drängte sich das Publikum Wochen lang Tag für Tag in die Opera Comique, um „St. Edme's fliegenden Esel" zu sehen. Endlich aber stürzte die Lawsche Bank völlig zusammen, und die betrogenen Pariser, die nun endlich gewahrten, daß sie alle selbst lebendige Esel gewesen waren, begehrten von da an nicht mehr einen ausgestopften Esel zu sehen. F. S.

Declamatorium. Auswahl ernster und heitrer Dichtungen, zum Vortrage in öffentlichen und Privat-Gesellschaften, gesammelt und herausgegeben von Ernst Littfas. 1stes bis 9tes Heft. Berlin bei Krause. 1811.

Die deutsche Lyrik ist so reich, daß solche Sammlungen wie die obige in immer neuer Weise veranstaltet werden können, ohne sich zu erschöpfen und zu wiederholen. Wir finden hier eine große Mannigfaltigkeit ältrer und jüngrer Gedichte, sowie auch prosaische Witzproduktionen von Saphir und seinen Nachahmern, die wohl noch ihr Publikum haben müssen, da der Herausgeber von einem wesentlich praktischen Gesichtspunkte ausgeht. Statt der sogenannten Pommerschen Dichterschule, welche zu sehr begünstigt ist, müßten die Schwaben weit mehr berücksichtigt sein. So fanden wir z. B. kein einziges Gedicht von Möricke, dessen Lieder und Romanzen doch zu dem Schönsten gehören, was die neueste Lyrik hervorgebracht hat. Ueberhaupt müßte unsers Erachtens nach diese Sammlung so redigirt werden, daß stets das Ausgezeichnetste, was die jüngste Zeit hervorgebracht, und was in den verschiedenen Gedichtsammlungen, Almanachen und Zeitschriften zu finden ist, zusammengetragen würde, so daß sie gewissermaßen die Lücke ausfüllte, welche durch das Aufhören der Musenalmanache entstanden ist, indem ein bequemer Ueberblick des gegenwärtigen Standpunktes der Poesie dadurch gewonnen würde. Zum Theil ist dies freilich schon erreicht, und wir finden unter Andern auch schon einige von den Gedichten, welche das Athenäum enthielt, z. B. den Invaliden im Irrenhause von Sommer, Zwei Kaiser von Ferrand abgedruckt, dagegen aber sind das Morgenblatt und die Leipziger Zeitschriften gar nicht und der letzte Musenalmanach zu wenig benutzt. Die Sammlung muß sich übrigens einer großen Verbreitung erfreuen, da mehrere Hefte derselben schon die vierte Auflage erlebt haben.

Digitized by Google

Wilhelm Meister an dem Enthusiasmus für das Theater sich zu den höchsten Anschauungen der Welt und des Lebens emporbilden ließ, so tritt für unsre Zeit, welche über die Beschränktheit dieser ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts längst hinaus ist, und von dem politischen Leben der Nation ausgeht, die Kehrseite dieser Sphäre hervor, und das Schauspielwesen wird unmittelbar und naturgemäß der Vorwurf des komischen Romans. Die Nichtigkeit dieser eingebildeten Größe, die nur in den Kleidern sitzt, da der Geist, welcher sie beseelen sollte, das Emporwachsen aus den Ideen der Zeit längst von ihr gewichen ist, die Eitelkeit des Subjekts, das noch etwas zu sein wähnt, während es nichts mehr ist, das kleinliche Intriguenspiel, welches als nothwendige Folge dieser Eitelkeit entsprießt, sind ein zu natürliches Produkt der verkehrten Welt, als daß sie der Satire der Gegenwart entgehen sollten. Im Lustspiel wie in der Novelle tauchen denn auch solche Spiegelungen mannigfaltig hervor, und wir haben über diese Schreidichaus, diese Väter der Debütantinnen, diese Komödianten, welche sich Abends, wenn sie gespielt, von ihrer Haushälterin einen Lorbeerkranz aufsetzen lassen, schon recht herzlich gelacht. Einen neuen Versuch, dieses Element zu

Talent des Charakterisirens abgeht.

Da jedoch erst zwei Bände des Romans erschienen, und noch zwei zu erwarten sind, so suspendiren wir unser Urtheil noch bis zur Vollendung des Ganzen. Am interessantesten erschienen uns bis jetzt die Mittheilungen über Iffland im 2ten Bde.; hier bewegt sich Lewald in dem ihm eigenthümlichen Genre des Skizzirens erlebter Zustände, von dem er uns schon so mannigfaltige Proben in seinen Aquarellen, seinem Divan ꝛc. gegeben hat, und das wir auch hier gern wieder auftauchen sehn.

Feuilleton.

Es sind in neuerer Zeit die Herberufungen bedeutender Persönlichkeiten gelegentlich Anlaß gewesen zu sehr diplomatischen Erörterungen unter den Parteien im Gebiete der Wissenschaft und Kunst. Man weiß, daß man nebeneinanderher wird leben müssen, und hat daher versuchsweise Annäherungen gemacht, deren Resultate nicht sowohl beklagenswerth und kläglich als lachenerregend sind. Die Kunst der feinen Sitte, das Schicklich-

— wie Festischmausereien — die äußere Form wenigstens zu bewahren wissen. Statt dessen aber sieht man manche Gelehrte einem Gaste auf erniedrigende Weise die Friedenshand bieten, und der geehrte Gast erwiedert darauf, daß die Herren sich in einer Sackgasse befänden, er wolle durchbrechen und ihnen Licht machen. Wie aber, wenn der Gast selbst ein Sackhüpfer wäre, der Andern den Weg zeigen will! Wir wollen abwarten, ob seine Kunstfertigkeit den verheißenen Durchbruch wird zu Stande bringen können, oder ob er doch am Ende wird bitten müssen, ihm den Knoten über dem Kopfe zu lösen, damit er aus dem Sacke seiner Doktrin ein bischen nach dem hellen Tageslicht blinzeln könne.

Gewissen anderen Herren können wir nur Glück wünschen zu der Naivetät, mit welcher sie bei Festessen während der gehaltenen Reden Champagner-Pfropfen knallen und ihrem berühmten Gelächter freien Lauf lassen, das vom homerischen so verschieden ist als das Nibelungenlied von der Ilias und Odyssee.

Uhland ist zu Fuß nach St. Gallen gewandert, um in der dortigen berühmten Klosterbibliothek für seine Geschichte des deutschen Volksliedes, welche sich der Vollendung nähert, Notizen zu sammeln.

Heinrich IV. Briefe sollen herausgegeben werden. Ihre Gesammtzahl beläuft sich auf 2500, von denen 1500 neu entdeckt und noch nicht gedruckt sind.

Wie früher von Victor Hugo's, Delavigne's, Lamartine's und Beranger's, so hat jetzt von Burns Poesien die Schlesingersche Buchhandlung eine Sammlung veranstaltet, welche sehr zu empfehlen ist, da sie in eleganter Ausstattung (mit Burns Portrait) zu billigem Preise (1 Thlr.) die interessantesten und namentlich die Gedichte des Dichters enthält, welche von den drei Uebersetzern desselben, Gerhard, Kaufmann und Heintze berücksichtigt worden sind.

Nicolovius erzählt in der von dessen Sohne herausgegebnen Biographie Folgendes von Kant, was uns für dessen Charakteristik als höchst wichtig erscheint.

„Kant ist ein völliger Demokrat, und hat neulich seine Weisheit mich hören lassen. Alle Gräuel, die jetzt in Frankreich geschähen, wären unbedeutend gegen das fortdauernde Uebel der Despotie, die vorher in Frankreich etablirt war. Höchstwahrscheinlich hätten die Jacobiner Recht in Allem, was sie gegenwärtig thäten. Man dürfe nicht die Strafwürdigkeit der Hingerichteten nach ihrem Verhör beurtheilen. Die Jacobiner hätten gewiß geheime Nachrichten von Verbrechen, die sie dem Publiko vorenthielten. Uebrigens wäre ganz Europa jetzt ein Ball der Kaiserin von Rußland. England, Oesterreich, Italien wären in ihrem Solde. Sie beschäftige alle diese Mächte mit dem Kriege, um unterdessen ihren alten Plan auszuführen, das türkische Reich in Europa zu zerstören.“ —

Hegel nannte bekanntlich die französische Revolution ein nothwendiges Blutbad, aus dem die Völker gereinigt hervorgingen.

Auf einer Bücherauktion in London ist neulich eine Ausgabe von Marlows Schauspielen vom J. 1595 vorgekommen, und von 10 Pfd. St. zu 131 Pfd. (3,275 Fr.) gesteigert worden. Darin befindet sich „die wahre Tragödie Richards Herzog von York und der Tod des guten König Heinrich VI.,“ worin sich ganze Passagen befinden sollen, welche mit Shakspeare's Richard III. übereinstimmen, so daß die früher schon ausgesprochne Hypothese, daß Shakspeare jene Tragödie mit Marlow zusammen gearbeitet habe, wieder Glauben gewinnt.

Aus Neuseeland.

Die Colonisation dieser Insel schreitet rasch vorwärts. Folgendes Schreiben eines der neuen

voraus und ich erinnere mich wohl, wie wenig Gutes Sie uns bei der Abreise aus England weissagten. Dies ist überraschend, wenn ich Ihren eigenen Muth bedenke, indessen scheint mir der Ton Ihres letzten Briefes besser und der Art zu sein, als ob auch Sie an unseren Erfolg glaubten. Unsere eigene Meinung ist, daß noch nie eine Niederlassung so schnell als diese gedieh. Binnen 15 Monaten gewannen wir eine Bevölkerung von 2000 Engländern und 800 Eingebornen, die alle im freundlichsten Verhältnisse stehen und ohne daß in dieser ganzen Zeit irgend ein ernsthafter Streit vorgefallen wäre. Eine Magistratsperson und 30 Soldaten machen unsere ganze Regierung aus. Eine bedeutende Stadt ist entstanden. Jede Bequemlichkeit und fast jeder Ueberfluß ist hier zu mäßigen Preisen zu finden und die Lebensbedürfnisse sind billiger als in England. Im Hafen liegen schon 10 bis 12 Schiffe und alle Welt verdient Geld. Que voulez vous de plus? Nennen — ein Theater — und einen Modewaaren-Markt! Der Indier braucht auch noch Wagen, Palankins, Träger, Fliegenwedel und dergleichen; uns gestattet das Klima, für uns selbst zu handeln. Seit wir am Land sind ist kein Erwachsener an Krankheit verstorben; was wir verloren haben waren 2 — 3 Kinder und einige zufäl-

wahrscheinlich für indische Constitutionen besonders günstig ist. Ich fühle mich um 10 Jahre verjüngt. Dieser Brief geht mit der Martha Ridgway grade nach Bombay. Es ist unser kürzester Weg zu Sendungen nach England. Unsere Stadt heißt Wellington.

Im Verlage von Jm. Tr. Wöller (sonst Lehnhold'sche Verlagshandlung) in Leipzig ist erschienen und kann durch jede solide Buchhandlung bezogen werden:

Demagogie der Jesuiten, durch die Urtheile ausgezeichneter Personen und die eigenen Schriften und Handlungen der Ordensglieder bewiesen. Ein historisch-politischer Versuch, allen Fürsten und Völkern, ganz vorzüglich dem deutschen Bunde, gewidmet von Otto von Deppen. Zweite unveränderte Ausgabe. gr. 8. br. Preis 1 Rthlr.

Der Verfasser hat mit großer Freimüthigkeit die Umtriebe, Laster und Schändlichkeiten einer Menge von Mitgliedern dieses Ordens zusammengestellt, und dieses pikante Gemälde durch Belege aus den eigenen Schriften der Jesuiten versehen, wodurch den in diesem Buche enthaltenen Anklagen ein großes historisches Interesse verliehen worden ist. Hr. v. Deppen sagt im Laufe seiner Darstellung: „Es giebt kein Laster, keine Niederträchtigkeit, deren sich die Jesuiten nicht schuldig gemacht hätten. In allen Schändlichkeiten sind sie Meister gewesen, und es reichen 100 Folianten nicht hin, das ganze Register ihrer Sünden zu fassen. Die Belege zu dieser Erzählung liefert mein Buch."

Inhal[...]
Das neue D[...]

Bibliot[...]
Staat[...]
Dr. K[...]
Fürst[...]
Lecke.

Mit[...]
äußerst zu[...]
Karl N[...]
praktischen[...]
Staatsth[...]
schriften[...]
täten zu[...]
gen, w[...]
aller f[...]
darstellt[...]
Fe[...]
den Beg[...]
die mod[...]
am Ei[...]

gway grade nach Bombay. Es ist [illegible] Weg zu Sendungen nach England. [illegible] heißt Wellinglen.

Im Verlage von Jm. Tr. [illegible] in Leipzig [illegible] Lehnhold'sche Verlagshandlung) [illegible] schienen und kann durch jede solide [illegible] bezogen werden:

Demagogie der Jesuiten, [illegible] theile ausgezeichneter Personen [illegible] Schriften und Handlungen der [illegible] bewiesen. Ein historisch politischer [illegible] Fürsten und Völkern, ganz [illegible] schen Bunde, gewidmet den [illegible] pen. Zweite unveränderte Ausgabe [illegible] Preis 1 Rthlr.

Der Verfasser hat mit großer [illegible] die Umtriebe, Laster und Schändlichkeiten [illegible] einer Menge von Mitgliedern dieses Ordens [illegible] mengestellt, und dieses pikante Gemälde [illegible] aus den eigenen Schriften der Jesuiten [illegible] durch den in diesem Buche enthaltenen [illegible] historisches Interesse [illegible]

Inhalt: Der Fürst des Machiavell von Dr. Lucius. — Die Rache des Zufalls; Erzählung von Alexander D[illegible] Das neue Dresdner Schauspielhaus von F. S. — Artistisches. — Feuilleton.

Bibliothek für moderne Politik und Staatswissenschaft. Herausgegeben von Dr. Karl Riedel. — Erstes Heft: Der Fürst des Machiavelli. Darmstadt bei Leske. 1841.

Mit dem Fürsten des Machiavell beginnt ein äußerst zweckmäßiges und zeitgemäßes Unternehmen Karl Riedels, welches gewissermaßen einen praktischen Kursus für alle Rechtsphilosophie und Staatstheorie begründen soll, indem es die Hauptschriften der verschiednen Epochen und Nationalitäten zusammenstellt, um zu der Spitze zu gelangen, welche unsre Zeit in der Zusammenfassung aller früheren Theorien zur Einheit der Idee darstellt.

[illegible] neueren Zeit auch die theoretische Anschau[illegible] diesen Konflikt und den Neubau des [illegible] Staates entwickeln, und wie das alte Ital[illegible] das Recht, so überliefert das mittelaltrige [illegible] uns das Kirchenwesen und die Politik. Fr[illegible] dem es unterlag, übernahm dann auch die [illegible] die letztere fortzubilden, und man muß [illegible] nachrühmen, daß es sich, bis auf diese [illegible] die in Italien gesammelten Erfahrungen bes[illegible] Nutze gemacht, während Deutschland an [illegible] redlichen Werke, das kirchliche Leben zu refo[illegible] fast verblutete.

Machiavell selbst ist mit seinem ganz[illegible] len und Streben ein getreues Spiegelbil[illegible] Zeit und ihrer Tendenzen. In Florenz g[illegible] von einer Familie, welche den Adel aufg[illegible]

Klubb bildeten.

Welch ein Geist Machiavell war, welche macht- volle Energie ihm einwohnte, und wie nur eine solche die gewaltigen widerstrebenden Elemente des politischen Lebens in sich vereinigen konnte, geht am deutlichsten aus der Schilderung hervor, die er von sich selbst entwirft, indem er seine Lebensweise während der Verbannung einem Freunde darstellt.

Des Morgens, erzählt er, gehe er von seinem Landgütchen in der Nähe von Florenz in den Wald, fange Krammetsvögel oder lasse Holz hauen, dann lese er an einer Quelle Dante oder Petrarca oder einen alten Römer, Tibull, Ovid und ähnliche Dichter. „Ich lese die Schilderung ihrer Lieb- schaften und ihrer schwärmerischen Empfindungen, erinnere mich der meinigen, und ergötze mich eine Zeit lang an diesem Spiel. Dann mache ich mich auf den Weg nach dem Wirthshause, unterhalte mich mit den Reisenden, frage sie um die Neuig- keiten ihrer Heimath, erfahre von ihnen dies und jenes, und beobachte die verschiednen Ansichten und Vorstellungen der Menschen. Mittlerweile kommt die Mittagsstunde. Ich nehme mit meinen Leuten die Speisen ein, die meine ärmliche Villa und mein schmales Erbgut liefert. Nach Tische gehe ich wieder ins Wirthshaus, wo ich gewöhnlich den

bedeckt mit Schmutz und [illegible] mich in die Stadt- und Hoftracht; anständig ge- kleidet betrete ich die alterthümlichen Hallen der Vorzeit. Wohlwollend dort empfangen, erquicke ich mich mit jener Kost, die allein mir zusagt, und für die ich geboren bin. Ich schäme mich nicht, mit den Alten zu verkehren, und sie über die Be- weggründe ihrer Handlungen zu befragen. Sie sind so gütig mir zu antworten, und vier Stunden hindurch fühle ich keine Langeweile; ich vergesse alle meine Leiden, fürchte weder Entbehrung noch Tod.“

Man muß sich ganz in den italienischen Volks- charakter versetzen, um einen Menschen wie Mac- chiavell zu begreifen: diese Gluth der Leidenschaft, welche sich in den Strudel der Extreme stürzt, und welche das Leben in seinen gewaltsamsten Ausbrüchen in sich aufzunehmen und zu beherrschen weiß. Wie Machiavell dort in der Bauerntracht und im wilden Spiel sich heimisch zu fühlen weiß, und wie er nachher das Staatskleid anzieht, um mit den Ideen der Fürstenherrschaft zu verkehren, so weiß er auch in der Sphäre der Demokratie wie der Aristokratie sich einzuleben, und beide Richtungen mit der vollen Gewalt des Geistes zu verfolgen.

denn diesem war nur daran gelegen, den Absolutismus in der vollen Consequenz seiner Erscheinung zu schildern, nicht aber diese als höchste Wahrheit, sondern als endlichen Verlauf der menschlichen Dinge darzustellen. Das höhere Ziel, welches er dabei verfolgte, war die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft durch einen großen Fürsten, und die tiefere Begründung der Volksherrschaft. Die Staatskunst schwankte damals noch in der Mitte zwischen dem staatlichen Einzelleben, das seine Rechte als Produkt des Mittelalters behauptete, und dem durch äußre Macht garantirten Gleichgewicht größerer Staatenkorporationen. Die Monarchen jener Zeit sahen alle Regierungskunst in der Verstellungskunst, es galt ihnen nur, zur unumschränkten Gewalt zu gelangen, und auch Machiavell, der in dem Papst Alexander VI. das lebendigste Beispiel dieser Intriguenwirthschaft vor sich sah, bemächtigte sich dieses Lugs und Trugs der römischen Welt, auch er machte sich zum Meister der Verstellungskunst, um das Princip des Absolutismus zu ergründen, aber er war nicht ein unbedingtes Werkzeug dieser Richtung, sondern erhob sich über dieselbe und paralysirte sie, indem er sie schilderte. „Aristoteles Politik, heißt es in der Einleitung, ist die wissenschaftliche Grundlage der Schriften Machiavelli's, was so weit geht, daß er ganze Sätze daraus in seinen Fürsten aufnahm. Die staatsrechtlichen Grundsätze der römischen Kaiserzeit, deren Gewährsmann Tacitus ist, hatten auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht. Machiavelli ist der letzten Römer Einer. Die überlegte, kalte, freche Politik der römischen Kurie, die die Erfahrungen aller Zeiten gesammelt und sorgfältig kombinirt hatte, eine Politik, deren Meister einer den andern wohl verstand, lag ihm zu nahe, als daß er ihren Unterricht hätte verschmähen können. Die Stürme, welche im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert Italiens kleine, eifersüchtige Staaten bewegten, der letzteren theilweise Unterwerfung unter ehrgeizige, blutdürstige Tyrannen, diese stets bemüht, ihre Macht zu vergrößern, war's durch Gewalt der Waffen oder Treubruch, Hinterlist oder Meuterei, unglückliche Völker, ihrer Nationalität beraubt, niedergehalten mit schmachvollem Drucke, sie nur als Mittel selbstsüchtiger Plane angeschlagen — dies war das wirre Schauspiel, das Machiavelli's Blick frühe sich darbot, dies war der Kampfplatz, auf dem er den Feind nur mit seinen eignen Waffen schlagen zu können glaubte.

„Was hilft's Dir, wenn Du redlich zu Werke gehst," sagte er zu sich, „die Andern thun es nicht, und Du wärst immer der Betrogne. Wie mancher fromme Mann hat solche Grundsätze sein Leben lang geübt, aber ihr Gegentheil gepredigt; Machiavelli scheute sich nicht, sie zu bekennen. Er ist dabei ehrenwerther, als jene, welche sie nicht bekannten, aber befolgten."

Dies ist die Auffassung, welche alle Philosophen und Historiker von dem Fürsten des Machiavell gehabt, und welche in jüngster Zeit vorzüglich Gervinus ausgeführt hat. Rousseau sagt sehr treffend, daß „der Fürst" ebenso für die Könige wie für die Völker geschrieben sei, und Spinoza widmet ihm in ähnlichem Sinne eine ernste Betrachtung. Riedel faßt alle diese Urtheile erschöpfend und zweckmäßig zu einem Ganzen zusammen, und giebt dem Leser ein vollständiges historisches und philosophisches Material an die Hand, welches ihn vollkommen befähigt, ein universales Urtheil darüber zu fällen.

Gehn wir nun zu „dem Fürsten" selbst über, so finden wir auch für unsre Zeit noch so viel interessante Punkte, daß unser politisches Denken auf die fruchtbarste Weise dadurch angeregt wird. Denn wer will es sich verhehlen, daß der Machiavellismus als Egoismus der Diplomatie noch immer sein Wesen treibt, und daß die substantielle Kraft des Volkswillens noch lange nicht so erstarkt ist, daß dieser Egoismus vollständig paralysirt wäre. Datirt sie doch auch erst in der Theorie von Rousseau, in der Praxis von der französischen Revolution. Wenden wir uns z. B. dem Capitel zu, worin

Digitized by Google

Bestien. Da nun das eine ...
muß man zum zweiten seine Zuflucht nehmen. Es muß jedoch ein Fürst den Menschen und die Bestie richtig zu spielen verstehn. Er soll sich den Fuchs und den Löwen zum Muster nehmen. Der Löwe bewahrt sich nicht vor den Schlingen, der Fuchs nicht vor den Wölfen. Man muß Fuchs sein, um die Schlingen zu sehn, und Löwe, um die Wölfe zu scheuchen." Die Menschen, meint Machiavell, sind so einfältig und folgen so gerne dem Nächsten, Besten, daß der, welcher betrügt, immer welche findet, die sich betrügen lassen. Der Pöbel hält es immer mit dem Schein und dem Erfolge der Sache, dessen muß man sich daher versichern. Ein Fürst muß alle Eigenschaften besitzen, welche ihn dazu befähigen, er muß mitleidig, gewissenhaft in Erfüllung seiner Zusagen, menschlich, religiös, aufrichtig scheinen und es sein, aber zugleich in einer Gemüthsverfassung sich befinden, erforderlichen Falls in das Gegentheil übergehn zu können." Hier haben wir die äußerste Consequenz der nur auf das Endliche, auf den momentanen Erfolg bedachten Gesinnung, die ganze Schlechtigkeit der Klugheit, aber wir dürfen auch nicht vergessen, daß Machiavell diese nur als Mittel zum Zweck, zur Herrschaft zu gelangen, betrachtet, so daß dem tiefer Blickenden die Unwahrheit und Lüge die-

Mann ist und im Unglück den Muth nicht verliert, auch sonstige Vorsorge trifft und mit seinem Geiste und mit seinen Einrichtungen beständig das Ganze belebt, der wird sich im Volke nicht getäuscht finden, und es mag ihn bedünken, einen tüchtigen Grund auf ihm gebaut zu haben." So zieht sich ein steter Dualismus durch das Werk, der nur gelöst zu werden braucht, um zu einer großartigen Lehre der wahren Staatsklugheit erhoben zu werden. Machiavells Discorsi und seine florentinische Geschichte geben hierzu schon die nöthige Ergänzung, und es wäre sehr erwünscht, daß bei Riedels Unternehmen diese dem Fürsten zur Seite gestellt würden. Machiavell bewundert die Einrichtungen Frankreichs, das Parlament und seine politische Bedeutung, und dringt überall auf Abschaffung der Söldnerschaaren, und die Organisirung von Armeen aus der Nation selbst. — Dies sind Elemente der tiefsten Anschauung vom Wesen des Staates. Ihren Kulminationspunkt erreicht diese Richtung in dem letzten Kapitel, in dem er den Aufruf, Italien von den Barbaren zu befreien, ergehen läßt. „Man sieht, sagt er hier, wie es Gott bittet, daß er ihm einen Mann sende, der es erlöse von der Grausamkeit und dem Uebermuthe der Barbaren. Man sieht auch, wie geneigt
... Manne zu folgen,

raffte, und ein
außen schleß; d
diese inhaltschwe
Mit diese
gnügen, da uns
geführten Betra
hat uns vollkom
und dem Char
scheint, und d
gemäß ist. J
wie uns mitge
reaktionären L
Mariana un
diesen Bearbe
entgegen.

Die
Eine Er

Als ih
einem Bei
demselben
rasche mich

belebt, der wird sich im Volke nicht [illegible]
und es mag ihn bedünken, einen tüchtigen [illegible]
auf ihm gebaut zu haben." So zieht sich [illegible]
steter Dualismus durch das Werk, der [illegible]
zu werden braucht, um zu einer [illegible]
der wahren Staatsklugheit erheben [illegible]
Machiavells Discorsi und seine [illegible]
schichte geben hierzu schon die nöthige [illegible]
und es wäre sehr erwünscht, daß bei [illegible]
ternehmen diese dem Fürsten zur Seite [illegible]
würden. Machiavell bewundert die [illegible]
Frankreichs, das Parlament und [illegible]
Bedeutung, und dringt überall auf [illegible]
der Söldnerschaaren, und die [illegible]
Armeen aus der Nation selbst. — [illegible]
mente der tiefsten Anschauung von [illegible]
Staates. Ihren Kulminationspunkt [illegible]
Richtung in dem letzten Kapitel, in dem [illegible]
Aufruf, Italien von den Barbaren zu [illegible]

Mit diesen Andeutungen wollen wir uns begnügen, da uns überdieß der Raum zu einer ausgeführten Betrachtung fehlt. Riedels Uebersetzung hat uns vollkommen genügt, da sie durchweg treu, und dem Charakter des Originals angemessen erscheint, und doch dem modernen Sprachausdruck gemäß ist. In den nächsten Heften wird Riedel, wie uns mitgetheilt wurde, eine Darstellung der reaktionären Lehre Hallers und dann die von Mariana und Hobbes folgen lassen; wir sehen diesen Bearbeitungen mit dem größten Interesse entgegen.

Dr. Lucius.

Die Rache des Zufalls.

Eine Erzählung von Alexander Dumas.

(Schluß.)

Thränen, die auf ihren Wangen rollten, sie mit ihrem Taschentuch getrocknet, und die feucht davon geworden. Es war kein mehr, die Madonna hatte geweint, und die nen, dessen war sie gewiß, verkündeten ih ein großes Unglück.

Ich wollte sie beruhigen, aber der war zu tief. Ich wollte diese eingebildet durch ein wirkliches Glück verscheuchen, a ersten Mal fand ich sie kalt und unemp ja zuletzt bat sie mich, daß ich mich zur und sie die Nacht allein lassen möge, si beten. Ich zauderte einen Augenblick, ab preßte die Hände in einander, mich zu bes und jetzt sah ich drei große Thränen i Wimpern. Ich küßte sie mit meinen Lipp weg, dann beeilte ich mich, halb schmollen entzückt ihr zu gehorchen.

Darauf löschten wir die Kerze, und

glaube es gieng mit ... Hände angstvoll auf die meinen.

— Hast Du Waffen? sagte sie mir ganz leise.

— Nein, erwiederte ich.

— Warte! Und schnell entflog sie, kam aber nach wenig Secunden zurück. Hier sagte sie, und legte mir den Griff eines kleinen Yatagan in die Hand, der ihrem Manne gehörte.

— Ich glaube, wir haben uns getäuscht, sagte ich zu ihr, denn man hört nichts mehr.

— Gleichviel, erwiederte sie, behalte den Dolch, und komm nie wieder unbewaffnet zu mir. Ich will es, hörst Du? — Als ich sie küssen wollte, fühlte ich, daß ihre Lippen sich zum Gebete bewegten.

— Du verlangst also, daß ich Dich verlasse.

— Ich verlange es nicht, ich bitte Dich darum.

— Also auf morgen dann!

— Ja, auf morgen.

— Ich preßte Lena noch einmal in meine Arme, dann öffnete ich die Thür, Alles war still und ruhig.

— Thörin, die Du bist, sagte ich zu ihr.

— Thörin, so viel Du willst, aber die Madonna hat geweint.

— 's ist Eifersucht, Lena, sprach ich jetzt, indem ich sie zum letzten Mal umarmte, und mein

tagan in die Brust. In demselben Augenblick hörte ich das Hollah! der Patrouille, welche der Pistolenschuß herbeigelockt hatte. Ich stürzte zur Thür, um hinauszueilen, aber Lena ergriff mich beim Arm, ließ mich durch ihr Zimmer gehn, und öffnete mir eine kleine Pforte, die nach dem Garten führte; ich fühlte, daß meine Anwesenheit sie nur verderben konnte.

— Hor', sagte ich ihr, Du weißt nichts, hast nichts gesehn, bist auf den Lärm herbeigeeilt, und hast Deinen Mann todt gefunden.

— Sei unbesorgt.

— Wo werd' ich Dich wiedersehen?

— Ueberall, wo Du sein wirst.

— Leb' wohl.

— Auf Wiedersehn.

Ich stürzte wie ein Rasender durch den Garten, klimmte über die Mauer, und befand mich auf der Straße. Ich sah nichts mehr, wußte nicht, wo ich war, lief immer fort bis ich auf dem Zeughausplatz war; da besann ich mich, und überlegte mit kälterem Blute, was ich am besten thäte. Ich dachte an Flucht, aber in Malta flüchtet sich's nicht so leicht, auch hatt' ich kaum ein Paar Zechinen bei mir: alles, was ich besaß, war bei mir zu Hause, und dort waren auch Lenas Briefe, ... und unsre Liebe ver-

Google

Thür, um hinauszueilen, aber Lena [illegible] beim Arm, ließ mich durch ihr Zimmer [illegible] öffnete mir eine kleine Pforte, die nach den [illegible] ten führte; ich fühlte, daß meine [illegible] nur verderben konnte.

— Hör', sagte ich ihr, Du weißt [illegible] nichts gesehn, bist auf den Lärm [illegible] hast Deinen Mann todt gefunden.

— Sei unbesorgt.

— Wo werd' ich Dich wiedersehn?

— Ueberall, wo Du sein wirst.

— Leb' wohl.

— Auf Wiedersehn.

Ich stürzte wie ein [illegible] durch den [illegible] ten, klimmte über die Mauer, [illegible] auf der Straße. Ich sah nichts [illegible] nicht, wo ich war, lief immer fort bis ich [illegible] Zeughausplatz war; da besann ich mich [illegible] legte mit kälterem Blute, was ich [illegible] [illegible] dachte an Flucht, aber in Malta [illegible]

ich häufig an ihren Fängen Theil genommen, und ich sie alle kannte. Es war also nur schwierig, den Hafen zu gewinnen. Ich stieg in dieser Absicht hinab, aber im Augenblick, wo ich auf die Straße treten wollte, warfen sich vier englische Soldaten auf mich, und zugleich kam ein Mann auf mich zu, der mir mit einer Laterne ins Gesicht leuchtete.

— Er ist es, sprach er.

Ich erkannte sogleich den epirotischen Bettler, dem ich am Morgen das Almosen gegeben. Ich begriff, daß ich verloren war, wenn ich nicht jedes meiner Worte überwachte. Ich fragte mit dem ruhigsten Tone, den ich treffen konnte, was man mit mir wolle, und wohin man mich führe? Man antwortete darauf, indem man mich ins Gefängniß brachte, und dort in eine Zelle einschloß.

Als ich allein war, überdachte ich meine Lage. Niemand hatte gesehn, daß ich Morelli verwundet hatte, Lena's war ich so sicher wie meiner selbst. Ich war nicht auf der That ertappt worden, ich

man führte mich zu Lena. Hier fühlte mußte ich alle meine Kraft zusammeneh errang mir eine eiserne Stirn, und besch durch nichts erweichen zu lassen.

Als ich über den Corridor ging, sa Stelle des Kampfes, eine kleine Scheibe der Pistolenkugel zerschmettert, der Tep einen großen Blutflecken, er lag mir Wege, ich vermied ihn nicht, sondern gin hindurch, als ob ich nichts davon wüßte.

Ich mußte in Lenas Zimmer treten: nam lag auf dem Bett, Gesicht und Br deckt, eine letzte Zuckung der Wuth entst Gesicht, auf der Brust sah man die Wu ihn getödtet. Ich trat mit festem Schritt Bett zu, man erneuerte das Verhör, ich wi Finger breit von meinen ersten Aussagen. ließ man Lena kommen.

Sie trat herein, bleich, aber ruhig, zu stille Thränen rollten über ihre Wangen, ten eben so wohl von dem Schmerz über

dies um so eher, da die Thür meines [illegible]
nach der Kapelle der Verurtheilten führte, und er den Schlüssel dazu besaß; aber ich hielt mich tapfer und leugnete fortwährend.

Man setze einen Spion in mein Gefängniß, der sich für einen Mitgefangnen ausgab, und der mir Alles gestand. Gleich mir hatte er Jemand getödtet, und erwartete sein Urtheil. Ich beklagte sein Loos, sagte ihm aber, daß ich ganz ruhig wäre, da ich unschuldig sei. Eines Morgens kam er nach einem andern Gefängniß.

Mittlerweile hatte sich zu der Aussage des Ermordeten und des Epiroten ein neuer schrecklicher Umstand gesellt: man hatte im Garten die Spur meiner Schritte gefunden, das Maaß meiner Stiefel gemessen, und beide völlig übereinstimmend gefunden. Auch war ein Büschel Haare von mir in der Hand des Sterbenden geblieben, und diese ließen keinen Zweifel über die Identität der meinigen.

Mein Advokat bewieß ganz klar, daß ich unschuldig sei, aber der Richter bewieß noch klarer, daß ich schuldig, und ich wurde zum Tode verurtheilt.

Ich vernahm das Urtheil, ohne eine Miene zu verziehn, unter den Zuhörern ließ sich einiges Murren hören. Ich sahe, daß die Meisten an

und Ihr Capitain, wird Gott mir nicht verzeihen: Ihr habt gesagt, daß er mir verzeihen wird? Werdet Ihr auch lügen?

Pater Girolamo antwortete dem Sterbenden durch ein Gebet, das er murmelte. Gaetano erbleichte, ich sah das Feuer seiner Augen erlöschen, und auch er fühlte, daß er schwach wurde.

— Noch einen Loffel von diesem Elixir, Capitain, sagte er. Und Ihr, mein Vater, hört nur erst, wir haben keine Zeit zu verlieren, beten konnt Ihr nachher.

Ich reichte ihm, was er verlangte, und er fühlte sich aufs neue gestärkt. Das Blut trat wieder auf seine Wangen, die Augen glänzten von Neuem.

— Wo standen wir? fragte Gaetano.

— Ihr solltet verurtheilt werden, sagte ich ihm.

— Ja. Man führte mich in mein Gefängniß; drei Tage blieben mir übrig, denn drei Tage vergehn, wie Ihr wißt, zwischen Urtheil und Vollstreckung.

Am ersten Tage kam der Gerichtsschreiber, mir das Urtheil vorzulesen, und drängte mich, mein Verbrechen zu gestehn, da, wenn mildernde Umstände vorhanden wären, die Strafe eine andre werden konne. Ich erwiederte ihm, daß ich nicht

Girolamo machte hier eine Bewegung. Mein Vater, fuhr Gaetano fort, Lena hatte mir stets gesagt, daß sie, wenn ich vor ihr sterben sollte, in ein Kloster gehen, und so lange sie lebe, für mich beten würde. Ich rechnete auf dieses Gebet. Auch der Beichtiger ging mit der Ueberzeugung fort, daß ich nicht schuldig sei, und seinem Munde entschlüpfte, als er mir den Friedenskuß gab, das Wort Märtyrer. Ich fragte ihn, ob ich ihn wiedersehn würde, er versprach mir wiederzukommen, um den folgenden Tag und die Nacht bis an den Morgen bei mir zuzubringen.

Um vier Uhr Nachmittags öffnete sich die Thür meines Gefängnisses, welche zur Kapelle der Verurtheilten führte, und der Richter trat ein.

— Nun? rief ich ihm zu, seid Ihr endlich überzeugt, daß ich unschuldig verurtheilt bin?

— Nein, erwiederte er mir, ich weiß, daß Ihr schuldig seid, aber ich komme, Euch zu retten

Ich glaubte, daß dies eine neue List sein sollte, mir mein Geheimniß zu entreißen, und ich fing höhnisch an zu lachen.

Da trat er auf mich zu, und gab mir ein Papier, ich las:

„Glaube an Alles, was dir der Richter sagen, und thu, was er Dir befehlen wird.“

„Deine Lena.“

— Ihr habt ihr diesen Brief durch irgend eine schändliche List oder eine gewaltsame Tortur entrissen, sagte ich kopfschüttelnd. Lena hat diese Worte nicht freiwillig geschrieben.

Lena hat sie aus freiem Antrieb geschrieben. Sie kam zu mir, hat mich beschworen, Euch zu retten, und ich will es. Wollt Ihr mir folgen und leben, oder Euch widersetzen und sterben?

— Wohl, was muß ich thun, erwiederte ich.

— Höre, sagte der Richter, indem er mir näher trat, und mir ganz leise, so daß ich ihn kaum verstehen konnte, sagte: Folge blindlings der Anweisung, die ich Dir geben will, denke darüber nicht nach, sondern gehorche, und Dein Leben, sowie die Ehre Deiner Geliebten ist gerettet.

— Sprecht. —

Er löste meine Fesseln.

Nimm diesen Dolch, geh aus dieser Pforte, von der nur ich den Schlüssel habe, lauf nach dem nächsten Café, laß Dich dreist von Allen, die da sind, erkennen, bohre Dein Messer in die Brust des ersten besten, laß es in der Wunde, fliehe, und komm hierher. Ich erwarte Dich hier, und Lena, die bei mir eingeschlossen ist, bürgt mir für Deine Rückkehr.

Ich begriff Alles. Meine Haare sträubten sich auf meinem Haupte, ich fühlte einen kalten Schweiß auf meine Wangen tröpfeln. Der Richter, dieser Mann, der vom Gesetz ernannt war, die bürgerliche Gesellschaft zu schützen, hatte sich bestechen lassen, und fand nichts geeigneter, als mich von dem ersten durch einen zweiten Mord freizusprechen.

Einen Augenblick schwankte ich, dann dachte ich an die Freiheit, Lena und an das Glück. Ich nahm das Messer aus seinen Händen, ging wie ein Rasender hinaus, lief auf's Café Grec, wo eine Masse meiner Bekannten saßen: Ihr, Capitain, wart die einzige mir fremde Gestalt. Ich trat auf Euch zu, verwundete Euch. Wie der Richter es gewollt, ließ ich das Messer in der Wunde und floh. Einige Sekunden später war ich wieder in meiner Zelle, der Richter befestigte wieder meine Ketten, verschloß die Thür, und verschwand. Zehn Minuten hatten zu diesem schrecklichen Drama hingereicht. Ich hätte zu träumen geglaubt, wenn ich nicht meine Hand voll Blut gesehn. Ich rieb sie an der feuchten Wand der Zelle, das Blut verschwand und ich wartete.

Der Rest des Tages und der Nacht verfloß, ohne daß ich, wie Ihr begreifen werdet, ein Auge schloß. Ich sah den Tag verschwinden und den Morgen kommen, welcher mein letzter sein sollte. Ich hörte die Uhr der Kapelle die Viertelstunden, die halben Stunden, die Stunden schlagen. Endlich um sechs Uhr in der Frühe, als ich dachte, daß ich grade noch vier und zwanzig Stunden

Digitized by Google

genommen hat, im Café [illegible]
Capitain verwundet, und ist geflohn, ohne daß man ihn halten konnte.

— So! sagte ich, als wüßte ich nicht, was der Richter daraus für einen Schluß ziehen könnte, ich sehe da nur einen Mörder mehr, und begreife nicht, wie er mir nützen soll.

— Ihr begreift nicht, mein Sohn, wovon jetzt alle Welt überzeugt ist, daß Ihr Morelli nicht ermordet habt? daß Ihr das Opfer Eurer Aehnlichkeit mit diesem Mörder wurdet, und daß der Richter schon befohlen hat, Eure Hinrichtung aufzuschieben?

— Gott sei gelobt, rief ich, aber ich wollte lieber, daß meine Unschuld durch ein anderes Mittel an den Tag gekommen wäre.

Dieser ganze Tag verging in neuen Verhören. Ich hatte nur einen Umstand zu beantworten, daß ich mein Gefängniß nicht verlassen hatte. Meine Wächter wußten es besser, als irgend wer. Der Beichtiger sagte aus, daß er mich um vier Uhr nur für einige Minuten verlassen habe, der Schließer fügte bestätigend hinzu, daß er nicht einmal meine Ketten abgenommen habe. Der Richter verließ mich am Abend, indem er vor allen Anwesenden gestand, daß in diesem Ereigniß ein ver- [illegible] daß

Am Schluß desselben wurde der Richter krank, und es ging das Gerücht, er werde sterben.

Lena besuchte ihn auf seinem Sterbelager, und forderte gebieterisch meine Freiheit. Er wollte sein Versprechen noch hinausschieben. Lena drohte Alles zu entdecken. Er hatte einen Sohn, dem er seinen Platz sichern wollte, daher fürchtete er sich, und gab Lena den Schlüssel zur Kapelle.

Mitten in der Nacht kam sie zu mir. Ich glaubte zu träumen, denn ein Jahr lang hatte ich sie nicht gesehn. Die Wirklichkeit tödtete mich fast vor Freude.

Sie sagte mir Alles mit zwei Worten, und da wir keine Zeit zu verlieren hatten, so schritt sie mir voran, ich folgte ihr; sie führte mich zu sich. Ich schritt durch den Corridor, wo ich den Blutflecken gesehn, ich trat in das Zimmer, wo ich dem Leichnam gegenübergestanden. Am andern Morgen verbarg sie mich den ganzen Tag über in ihrer Gebet-Zelle, wo das Bild des Perugino hing. Die Dienstboten kamen und gingen wie gewöhnlich, ohne daß Einer etwas davon wußte. Lena brachte einen Theil des Tages mit mir zu, da sie sich aber stets in ihre Gebet-Zelle einschloß, um dort ungestört zu beten, so faßte Niemand Verdacht.

Gegen Abend verließ sie mich, um ein Uhr

Google

eine der Hauptbedingungen des Verfalls der deutschen Dramatik, wie der deutschen Kunst überhaupt zu suchen sein. Das Publikum, durch den Pomp und die Pracht der Oper überreizt, durch sinnlich wollüstige Musik gekitzelt, wurde mehr und mehr unempfänglich für die des äußern Schmuckes entbehrende Darstellung des Drama; die Säle blieben leer, die Cassen wurden nicht gefüllt, und nur dann und wann konnte noch eine einzelne Darstellung auftauchen. Damit wurde aber zugleich der Geschmack des Publikums vernachlässigt und verdorben, und muß immer mehr verdorben werden, jemehr der äußere Glanz der Umgebungen vorherrscht, und als Hauptsache betrachtet wird. Die Dramatik wie die Schauspielkunst hat immer am höchsten gestanden, wenn Umgebung und Scenerie einfach war. Wir fürchten daher in dieser Hinsicht von den allzuprächtigen Umgebungen und dem Glanze, den sie nothwendig bedingen, nachtheilige Einwirkungen auf die Kunst.

Wir besorgen daraus um so größere Nachtheile, als auch andere Elemente, bei uns und anderwärts, mächtig auf den Verfall derselben einwirken. Eines der vorzüglichsten ist unstreitig der Mißgriff, daß man in neuerer Zeit die Schauspieler gleich den Staatsbeamten, lebenslänglich

dieselbe gegenwärtig erblicken.

Eine weitere Folge dieses Zustandes der Dinge besteht darin, daß Rücksichten auf die großen zu gewährenden Pensionen, und den schlechten Zustand, in welchem sich die Theatercassen wegen des großen Aufwandes, den die Opern fordern, gewöhnlich zu befinden pflegen, die Intendanturen nöthigen, die Pensionirung der Schauspieler so lange als möglich hinauszuschieben. So geschieht es, daß, da ein fixirter Schauspieler eher alles, als irgend eine seiner ehemaligen Hauptrollen aufgeben würde, Sänger und Schauspieler, wenn auch die Stimme der ersteren längst passirt, und die Kraft beider längst hingeschwunden ist, uns dennoch fort und fort die Rollen vorführen, in denen sie in ihrer Jugend vielleicht geglänzt haben, denen aber gegenwärtig weder Stimme noch Kraft mehr gewachsen ist. Dadurch gewinnt natürlich die Kunst nicht, und es geschieht, daß diese lebenslänglich angestellten Schauspieler nur noch beaux restes, Ruinen eines ehemals schönen Gebäudes darbieten, die, hierin von den wirklichen Ruinen verschieden, nicht einmal unter den Alterthumskennern Bewunderer finden, Alterthumsliebhaber finden sich in dieser Richtung nicht, geschweige denn, daß sie dem genügen könnten, der sie für gegenwärtige

oder der Schale, auf Unkosten des Inneren, oder des Kernes, in nothwendiger Verbindung stehen, und es dürfte daher, zufolge dieser Erscheinung, die wirkliche Kunst in keinem Falle gewinnen.

F. S.

Artistisches.

1. Die Fuchstaufe von Pietrowsky, lithographirt von Rohrbach, Verlag der Krebsschen Kunsthandlung.

Ein Engländer hat kürzlich ein Buch über das deutsche Studentenleben herausgegeben, ich weiß nicht, ob er darin auch von der Fuchstaufe gesprochen, noch wie überhaupt das Buch ist, aber so viel weiß ich, daß den Engländern dieser Stoff, gehörig behandelt, eine unerschöpfliche Quelle des Humors darbieten müßte, und zwar um so mehr, als ihre eigne Jugend keinen Begriff hat von dem Uebermuth der Freiheit, der in dem deutschen Studentenleben herrscht. Eine Fuchstaufe z. B. das ist eine köstliche Begebenheit. Diese tritt jedesmal bald nach Beginn des Semesters ein, und hat die wichtige Bestimmung, die crassen Füchse in Brandfüchse umzuwandeln. Als ich nach Heidelberg kam, war ich zwar über den Brandfuchs längst hinaus, aber ich mußte die Ceremonie doch mitmachen, da ich sie in Berlin, wo die Gelegenheit fehlte, nicht hatte bestehen können. Sie bestand darin, daß wir in stattlicher Maskerade, wozu Mad. Meyer in der Hauptstraße die Anzüge lieferte, oder in Koller und Kanonen auf dreibeinigen Schemeln, die eigends dazu gehalten wurden, drei Mal durch den großen Kneipsaal der Sattelmüllerei ritten.

Wir hatten vorher dazu ordentliche Proben, und führten allerlei Schwenkungen in unsrer kühnen Galloppade aus. Dieser Ritt im Kostüm machte sich urkomisch, und wir selbst sowohl als die alten Häuser, welche zusahn, erfüllten dabei den Saal mit unauslöschlichem Gelächter; hätte Homer uns gesehn, er würde diese Scene ohne Zweifel in seine Schilderung des Olymps aufgenommen haben. Beim dritten Hinausgalloppiren pflanzten sich dann die alten Bursche und bemoosten Häupter am Eingange auf, bewaffnet mit Lichtern und Fidibus, um uns die Perücken anzusengen, und den Brand, wo er zu hell aufloderte, mit Bier zu löschen. Ich erinnere mich, dabei sehr schlecht fortgekommen zu sein. Der Abwechselung wegen hatte ich mich bereden lassen, eine Tyrolerin vorzustellen, und zu diesem Kostüm keine Perücke genommen; mein Hütlein wurde mir beim Austritt bald entrissen, und dann mein edles Hauptbaar jämmerlich versengt. Dafür hatte ich aber auch die Genugthuung, auf dem nun folgenden Fuchscommersch alsbald für bierehrlich erklärt zu werden, versteht sich, nachdem ich durch ein gehöriges Quantum mich hatte einpauken lassen.

Diese wichtige Begebenheit des Studentenlebens nun hat H. Pietrowsky zwar historisch höchst ungenau, aber doch nicht ohne Talent verherrlicht. Er improvisirt sich selbst eine Taufscene, und verlegt diese an das Ende des Commersches, denn es läßt sich bereits ein bedeutender Abfall verspüren, aber was thuts? Ist der malerische Effekt doch gut, und die Sache dieselbe. Mögen's die Engländer daher immer für baare Wahrheit hinnehmen. Der Täufling ist hier bis auf die Unterkleider ausgezogen, und wird von zwei Brandfüchsen förmlich über die Taufe gehalten. Ein altes Haus hat sich zum Taufredner improvisirt, vermöge eines weißen Lakens und einer Pelzmütze, so daß er, da er überdieß einen weißen Flausrock trägt, fast eine Parodie von Lessings Hussitenprediger im Sinne gehabt zu haben scheint. Die Brille ist ihm auf die Nase gerutscht, und er hat den Mund weit geöffnet, um den Segen recht eindringlich zu sprechen, während seine Hand den Strahl des Bieres grade auf den Wirbel des Täuflings gießt, der darüber, wie billig das Gesicht zu einer allerliebst greinenden Miene verzieht. Ein noch etwas kalbriger Studio sucht den Redner

Digitized by Google

sehen läßt: „Ach wenn die lieben Eltern wüßten, der Herren Söhne bittre Noth,“ der Andre in Koller und Kanonen, mit trefflichem Schnauzbart und der Pfeife im Munde, ein rechtes Bild des chevaleresken Studentenlebens.

Zwischen ihm und dem Redner steht ein etwas philiströser Studio, mit etwas sauertöpfischem Antlitz, zweifelsohne ein Theologe, auch dieser ist von dem dulci jubilo so ergriffen, daß er mit Stock und Kannendeckel Tambourin schlägt, so gut ers kann. Vortrefflich ist ferner die Figur des im Vordergrund sitzenden, der mit übergeschlagnen Beinen ganz gemüthlich und fröhlich der Taufe zusieht, man sagt in dieser Figur habe sich der Maler selbst als gemüthlichen Zuschauer hingestellt. Der Brandfuchs im Sammtrock und Kanonen, welcher die Beine des Täuflings hält, und dabei theils vor Lachen theils von der Last in die Knie knickt, ist ebenfalls vortrefflich gehalten, auch das alte Haus, das ganz rechts im Vordergrunde sich auf eigne Faust auf einem sophaähnlichem Gebäude hingepflanzt hat, verdient allen Preis.

Doch wozu Alles bis ins Einzelne beschreiben? Das Bild ist vortrefflich, und unsre Leser werden, wenn sie sich dasselbe nicht von der letzten Ausstellung her entsinnen, gewiß eilen, dasselbe erwähnen, daß zu ihrer Erläuterung das bekannte wunderschöne Gedicht von Immermann darüber nebst einer ausgeführteren Beschreibung von W. Cornelius beigegeben ist, welche zu interessanten Vergleichungspunkten des Commentirens auffordert. So sieht z. B. Immermann in dem Kerl, der einen Dolch und Handschuh in den Händen hat, eine Travestie auf Raupach, der eben ein ledernes Trauerspiel fertig gemacht, Cornelius läßt den Criminaldirektor aus dem Handschuh und Dolch eine Verschwörung demonstriren, die der arme Sünder, der mit ihm spricht, angestiftet haben soll, während dieser demonstrirt, daß er ein armer Metzgergeselle von der Sekte der Frommen sei, und er das Messer und den Handschuh beim Schweineschlachten brauche. — Sonst macht uns der Commentar von Cornelius viel zu viel Worte, und im Humor zu kühne Sprünge, die vor der Aesthetik nicht verantwortet werden können.

Böhmers Bierkrug verhält sich zu Schrödters Flasche grade wie Bier zu Wein. Die Schwere des Biers drückt die Poesie gewaltsam nieder, und es kann sich daraus nur ein Niederschlag der gewöhnlichen Lebensprosa entwickeln. Diese aber hat Böhmer mit vielem Geschick und großem Reichthum der Schilderung darge-

einer ausgezeichneten Beschreibung [illegible] beigegeben ist, welche zu interessanten [illegible] punkten des Commentirens auffordert. Es [illegible] z. B. Immermann in dem Kerl, der einen [illegible] und Handschuh in den Händen hat, eine [illegible] auf Raupach, der eben ein ledernes [illegible] fertig gemacht, Cornelius läßt den Criminal[illegible] ter aus dem Handschuh und Dolch eine [illegible] rung demonstriren, die der arme Sünder [illegible] ihm spricht, angestiftet haben soll, während [illegible] demonstrirt, daß er ein armer [illegible] der Seite der Frommen sei, und er [illegible] und den Handschuh beim Schweinschlachten [illegible] — Sonst macht uns der Commentar [illegible] lius viel zu viel Worte, und [illegible] Sprünge, die vor der Aesthetik nicht [illegible] werden können.

Bodmers Bierkrug verhält sich zu [illegible] Flasche grade wie Bier zu Wein. Der [illegible] des Biers drückt die Poesie [illegible] der, und es kann sich daraus nur ein [illegible] [illegible] Lebenskreis [illegible]

hat sie auf der Wanderschaft gepackt, sie haben sich auf ein großes Acanthusblatt geflüchtet, und hier sehen sie mit Schrecken von der Rechten eine Schnecke und von der Linken einen Hirschkäfer gegen sich herankriechen. Der Eine will sich verzweifelt zur Wehre setzen, er schleudert die Scheere nach dem Ungethüm, und ergreift den Knittel, aber das Herz sinkt ihm darüber in die Hosen, er kanns doch nicht prästiren. Der Mittelste, Lange, steht aufrecht, aber abgewandt, den Rockkragen hoch aufgeschlagen, die Hände in den Hosentaschen, den Knittel lose hängen lassend. Das dritte Schneiderlein ist bucklig, das ist vor Muthlosigkeit und Müdigkeit ganz in sich zusammengesunken, es macht die Augen zu und läßt Alles über sich ergehn.

In den Arabesken sehen wir unten links eine Heldenthat der drei Schneider, wie sie einen Frosch gefangen haben, und triumphirend, wenn auch ächzend heimschleppen; zur Rechten nehmen sie Abschied beim Auswandern, Bruder Bamberger hat eine Liebste, mit der er um die Wette heult, der Lange heult still für sich, und das bucklige Schnei-

als diese Wissenschaft ihm nicht zusagte, Literaturinteressen zugewandt. Eine Zeit [illegible] er in Stuttgart bei der Redaktion der [illegible] beschäftigt, dann übersetzte er Lamartine's [illegible] und später, als er einen Streit mit ein[illegible] zier gehabt, welcher für ihn, da er selbs[illegible] war, sehr nachtheilige Folgen hätte haben [illegible] verließ er Würtemberg und ging nach der [illegible] wo er eine Zeitlang an der Volkshalle [illegible] stanz beschäftigt war, indem er Literatura[illegible] dieselbe schrieb, jetzt aber, nachdem er [illegible] Wirth getrennt, in Zürich lebt. Er ist [illegible] in sich verschloßne, rein poetische Natur; se[illegible] ses Antlitz, das schwarze lange Haar, das [illegible] Auge, der hohe schlanke Wuchs sollen eine[illegible] thümlichen Eindruck hervorbringen.

Professor Fröbel, der Mitbesitzer des Literaturcomtoirs, wird im künftigen Jah[illegible] Monatsschrift begründen, deren Redakteur [illegible] sein wird.

Digitized by Google

---

dung des Dichters, sowie von der poetischen Behandlung des Stoffes Rechenschaft zu geben. Vorzüglich lenkt er bei dieser Gelegenheit die Aufmerksamkeit auf die in neuerer Zeit so sehr vernachläßigte poetische Sprache, die sich fast nur noch bei Béranger findet, und zeigt die Mittel auf, deren sich die älteren französischen Dichter bedient haben, um die kalte Verstandesmäßigkeit der Prosa zu vermeiden. Er empfiehlt daher dringend das Studium derselben; die wahre, geistige Erlösung von der Prosa aber erwartet er anderswoher, wie er S. 29 durch die Worte andeutet: „Das Schöne ist die durch das Gefühl empfundene Wahrheit; um die Kälte und den Scepticismus zu vertreiben, muß man sich von Neuem der Erforschung der Wahrheit hingeben.“ Wir machten kürzlich aufmerksam auf Herrn Gros, einen Franzosen, der die Wiedergeburt der Religiosität von der Philosophie erwartet, Herr Ackermann sieht in ihr das Heil der Poesie. Nun dürfen wir hoffen, daß auch in Deutschland dieses deutsche Kind bald zu Ehren kommen wird.

W.

Haben früher unter den Damen ästhetische Vorlesungen großen Beifall gehabt, und ist man werden sein wird, ist wohl abzusehen, daß die Artis beim schönen Geschlecht vorübergehen, die Quälerei mit Persephassa, Nike u. s. w. ein Ende haben und man wieder ein vernünftiges Gespräch mit den Damen führen können wird. Nach der ersten öffentlichen Aufführung werden auch wir, die wir nicht im Neuen Palais zugegen waren, über den interessanten Versuch berichten.

Die Leipziger allg. Ztg. theilt einen Artikel mit, der allerlei ordinäre Invektiven gegen die Hegelianer enthält, und macht dazu die Bemerkung, daß sie auch einen Gegenartikel aufnehmen werde. Was bildet sich Herr Brockhaus ein? Meint er, daß die Hegelianer sich gegen die absurden Angriffe, welche drucken zu lassen ihm beliebt, vertheidigen sollen? Glaubt er, daß sie das nöthig haben? Die Leipziger allg. Ztg. hat das Recht längst verwirkt, daß in ihr eine rechtmäßige Discussion geführt werde; auf ihren Denuncianten wird sobald Keiner Antwort geben. Wir unserstheils wenigstens verzichten vollständig darauf.

Wenn man dem „Courrier of the United States“ Glauben schenken will, so geht aus einem Specialberichte der Kammer der Repräsentanten

lerei mit Perserhassa, Nite u. s. w. ein [illegible] haben und man wieder ein vernünftiges [illegible] mit den Damen führen können und. [illegible] ersten öffentlichen Aufführung werden [illegible] wir nicht im Neuen Palais zugegen waren, [illegible] den interessanten Versuch berichten.

Die Leipziger allg. Ztg. theilt einen [illegible] mit, der allerlei ordinäre Invectiven gegen die [illegible] gelianer enthält, und macht dazu die Bemerkung, daß sie auch einen Gegenartikel aufnehmen [illegible] Was bildet sich Herr Brockhaus ein? Meint er [illegible] die Hegelianer sich gegen die [illegible] welche drucken zu lassen ihm beliebt, vertheidigen sollen? Glaubt er, daß sie das nöthig haben? Die Leipziger allg. Ztg. hat das Recht [illegible] verwirkt, daß in ihr eine rechtmäßige Dis[illegible] sion geführt werde; auf ihren Denunciatio[illegible] wird sobald Keiner Antwort geben. Sie wi[illegible] theils wenigstens verzichten vollständig [illegible]

Inhalt: Ein Reformer der deutschen Journalistik: von E. Meyen. — Die beiden Brieftaschen: Novelle von orientalis. — Theodor Böhmers: Deutschlands Beruf. — Die Aufführung der Antigone. — Feuilleton.

Ein Reformer der deutschen Journalistik.

Dürfen wir uns wundern, wenn die Bewegung, in welcher alle politischen und gesellschaftlichen Zustände begriffen sind, sich auch in Deutschland Bahn zu brechen sucht, und wenn die Journalistik, wie es ihr Beruf ist, diese Bewegung im Voraus signalisirt? Wie bei einer Telegraphenlinie sehen wir die wunderbaren Zeichen erscheinen, welchen die Menge staunend zuschaut, die aber den Eingeweihten wohl verständlich sind; von dem höchsten Norden bis zum tiefen Süden sehen wir sie leuchten, selbst in tiefer Nacht, und das Nahen der Zukunft verkünden. Staat und Kirche, bürgerliche Gesellschaft, Handel und Industrie, Kunst und Wissenschaft, sie sind die Schlagwörter, welche

norddeutschen und süddeutschen Geistes v[illegible] um zur Einigung des gesammten Nationa[illegible] zu gelangen. Sachsen bietet sich hier als [illegible] lichen Mittelpunkt dieser Bestrebungen da[illegible] es bewährt sich damit die uralte Bestimmu[illegible] ses Volksstammes, welche im Verlauf der [illegible] Jahrhunderte nur verdunkelt worden wa[illegible] regenerirenden Geiste der Nation eine S[illegible] bereiten.

Die Zeitschriften, welche von den Sch[illegible] lern des jungen Deutschlands ausgegange[illegible] und die Halleschen Jahrbücher sind die nächs[illegible] letzten Stadien, welche die deutsche Jour[illegible] zurückgelegt hat: bei den Ersteren sehen [illegible] Versuch, die schöne Literatur aus dem Ba[illegible] ästhetischen Isolirtheit zu befreien, und [illegible] Kreis der gesammten Nationalbewegung [illegible] allgemeinen Fortschritts zu ziehen; in den

ro in seiner fortschreitenden Entwicklung, welche
n ausgeführtes Programm der in der Zeitschrift
absichtigten Tendenz enthält, und in mehr als
ner Beziehung die Aufmerksamkeit der Gegen-
art verdient. Biedermann spricht darin über die
nere und äußere Politik Deutschlands, die Han-
lsverhältnisse, Gesetzgebung und Rechtspflege, Er-
hungs- und Unterrichtswesen, sociales Leben, die
chlichen und confessionellen Verhältnisse, specu-
ives Leben und die schöne Literatur, und überall
cht er sich einen neuen Standpunkt zu erwerben,
dem er von den praktischen Zuständen und den
edürfnissen der Gegenwart, nicht von der Theorie
sgeht. Selbst Philosoph beginnt er eine Oppo-
ion gegen die Philosophie, die merkwürdig genug
d in dieser Form noch nicht dagewesen ist. „Die

sind, doch gerade der Consequenz, womit sie dieselben von sich weisen, zum großen Theil die raschen und stetigen Fortschritte ihrer socialen Entwicklung, die Stärke und Tüchtigkeit ihres Nationalcharakters verdanken.“

In diesen Sätzen stellt sich der Standpunkt, welchen Biedermann der Wissenschaft und dem Nationalleben gegenüber einnimmt, am schärfsten heraus. Er will eine praktische Wissenschaft, welche allem Formelkram, allem unnützen gelehrten Plunder entsagt, und durch sie eine erhöhte Erregung des Volksinteresses, eine Neugestaltung der Geschichte. Er führt den Engländer uns als Muster auf, der Jedes an seinem Platze und zu seiner Zeit zu thun wisse. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Engländer weiter damit gekommen sind,

bücher, ind
und beharrlic
lienallebens
daher die so
lation und di
als solche, a
rem vollkomm
aber wir h
Maßstab di
herein an d
und gefragt
Nationalleben
Resultaten a
lichen Gesel
Für
Streben e

unsern Nationalfortschritt reines freies Feld haben, und uns denselben nicht durch formelle historische Rechte verkümmern lassen; es fehlt uns nur noch der Muth, das, was in Aller Herzen lebt, zu verwirklichen, um Deutschland groß und glücklich zu machen. Die Idee wie die Mittel dazu sind vorhanden. Biedermanns eignes gesammtes Streben ist nichts als eine Consequenz der Richtung, welche die Hegelsche Philosophie genommen hat, indem sie sich in den concreten Weltstoff vertiefte, und seine dem Praktischen zugewandte Zeitschrift ist wesentlich eine Ergänzung der Halleschen Jahrbücher, indem er deren Tendenz noch specieller und beharrlicher auf die einzelnen Gebiete des Nationallebens überträgt. Nicht billigen können wir daher die so crasse Opposition gegen die Spekulation und die Forschung der Wissenschaft, denn als solche, als Mittel zum Zweck, sind sie in ihrem vollkommnen Rechte, und absolut nothwendig, aber wir haben auch nichts dagegen, wenn der Maßstab dieses Zweckes nun einmal von vorn herein an die Leistungen der Wissenschaft gelegt, und gefragt wird, was habt Ihr für das gesammte Nationalleben bewirkt, und was ist von Euren Resultaten auf die einzelnen Sphären der bürgerlichen Gesellschaft zu übertragen?

Für die Journalistik entspringt aus diesem Streben eine gänzliche Reform. Nicht um diese oder jene Doktrin handelt es sich nun noch, sondern um das, was durch sie aus den vorhandnen nationalen Elementen zu machen und hervorzubilden, und was davon dem gesammten Nationalinteresse am heilsamsten ist. So will Biedermann eine gänzliche Trennung von Staat und Kirche, jede confessionelle Partei und jede Gemeinde soll ihre Religion üben können und wie sie will, und der Staat hat nur darauf zu sehn, daß sie ihn so wenig wie er sie beinträchtige, indem er die Civilehe, den Civileid u. s. w. einführt

Vortrefflich ist, was B. über Deutschlands äußre und innre Politik sagt. Zwei Wege sieht er zur Neuerhebung Deutschlands: entweder Verwandlung des deutschen Staatenbundes Bundesstaat, Einrichtung einer Centrale welche die Einheit Deutschlands nach in außen verträte, oder Anschluß an Preuße der von diesem eingeschlagne Weg der-verbindung weiter verfolgt wird. Dies das Princip der unbedingten Handelsfre der Schutzzölle. Biedermann schließt sich sicht an, daß der deutsche Zollverein u Bedingung an das Meer vordringen m durch gemeinsame, kräftige Maßregeln deutsche Schifffahrt eine einflußreiche u tende Stellung in der Reihe der See- u delsmächte zu gewinnen und seiner Indus direkte Verbindungen mit den überseeischen neue ergiebige Absatzwege zu eröffnen. E kann von einer wahren und vernünftigen freiheit zwischen Deutschland und ander nen die Rede sein, wenn dieselbe wirkli seitig ist, wenn Deutschland sich diese nicht von andern mächtigen Staaten a läßt, sondern dieselbe auf gleiche und Bedingungen zu bieten und nöthigen Fal zwingen die Macht hat; um dies zu errei aber die Isolirungspolitik, welche noch kleine Staaten verfolgen, aufhören, und meinsame Interesse als Princip gelten.

Das System der Handelszölle soll eine nothwendige und gerechte Repressa solche Staaten, welche eine Abschließu verfolgen, betrachtet werden.

In Bezug auf innere Politik erkenn mann das constitutionelle Princip als da an, betrachtet aber die constitutionellen E gen nur als nothwendige Form, in der u die sich der Geist des Volkes, der Geist d schrittes entwickelt. Das natürliche Prin öffentlichen Lebens ist das einer stetigen dung aller Rechts- und Staatsformen Verhältnisse, wie dieselbe nothwendig gem durch die Bedürfnisse des sich erweitern kehrs und der dadurch gesteigerten Selbstst

Entwicklung eines auf politische Freiheit und
tische Betriebsamkeit gegründeten öffenlichen
ns ist ihm Zweck seiner Philosophie, und die-
glaubt er ohne den idealen theoretischen
ndpunkt der bisherigen Philosophen erreichen
können, auch sind ihm diese zu kosmopolitisch,
rend er wesentlich nationell sein will; wir wol-
sehen, wie weit er auf diesem Wege kommen
d.

Vollkommen einverstanden sind wir mit B.
der Opposition gegen das Uebermaß der schö-
Literatur, und das abstrakte Literatenwesen,
lche die Halleschen Jahrbücher zuerst begonnen,
die auch wir im Athenäum mit allen Kräften
recht erhalten haben. „Wir sind weit entfernt,
gt B., den poetischen Drang abzuleugnen oder

Schärfe, bei seinem dialektischen Talent und seiner doch so klaren und einfachen, Jedem verständlichen Sprache ist von dieser Popularisirung der Philosophie oder vielmehr Neubildung einer philosophischen Ansicht, welche aus den Dingen selbst entnommen werden soll, Ausgezeichnetes an Leistung, wie an Wirksamkeit zu erwarten. Die Leipziger allg. Ztg. mag aus diesem Programm einstweilen lernen, was sie hätte leisten, in welcher Richtung sie sich hätte bewegen müssen, um die Achtung der Mitwelt zu erwerben. Biedermann hat Recht, und die es ihm vorwerfen, verstehn es nicht, daß er sein Blatt von vorn herein als Parteiblatt hingestellt hat. Nur dann hat die Journalistik ihr wahres Leben und ihre wahre Bedeutung gefunden,
... bestimmten Sphäre

„Her! s
aufrichtig, da
als mir."

„Meiner
wohl endlich
chelte. Seit
lener Grausa
Karten kosten
werthen Wä

Mit ein
sprach der b
den diese W
eine Hand
Tisch legte
chen sein
dem er ar

in Pall-Mall vor einem prächtigen Hause, welches den leidenschaftlichsten Spielern als Vereinigungspunkt diente, nämlich dem Crokfords-Hotel. Der Herr übergab dem Jockey, welcher ihm folgte, sein Pferd, und begab sich zu der Gesellschaft, indem er eine neue Opernarie von Gluck trällerte. So wie er in den reich geschmückten Saal eintrat, wo Faro gespielt wurde, richtete der Bankhalter mit ehrerbietiger Stimme an ihn die gewöhnlichen Einladungsworte: „Gefällt es Ihnen, Mylord, Ihr Spiel zu machen?"

Einer der Spieler, der keinesweges seine üble Laune verbarg, stand in dem Augenblick auf und rief dem Eintretenden zu:

„Fox! setze Dich an meinen Platz; ich wünsche aufrichtig, daß er Dir mehr Glück bringen möge, als mir."

„Meiner Treu!" antwortete Fox, „es wäre wohl endlich einmal Zeit, daß mir das Glück lächelte. Seit vierzehn Tagen hat es mich mit seltener Grausamkeit behandelt. Diese verdammten Karten kosten mich ungleich mehr, als die sehr ehrenwerthen Wähler von Westminster."

Mit einem ziemlich bittern, sarkastischen Lächeln sprach der berühmte Repräsentant der Stadt London diese Worte und nahm dann aus seiner Tasche eine Hand voll Guineen, die er auf den grünen Tisch legte; dann setzte er sich auf den Platz, welchen sein Freund so eben verlassen hatte, und indem er gerade im Begriff war sich in gewohnter Weise dem Spiele hinzugeben, trat ein andrer Freund schnell in den Spielsaal, ergriff Fox bei der Hand, zog ihn in ein entferntes Fenster und sprach zu ihm:

„Um des Himmelswillen, Fox! was treibst Du hier?"

„Nun, das siehst Du ja; ich treibe mein gewöhnliches Geschäft, ich spiele Faro."

„In der That, es ist jetzt ganz an der Zeit, Faro zu spielen! Was denkst Du denn? Vergissest Du denn ganz, mein Freund, wie wichtig die Augenblicke sind, in denen wir leben? Darf ein Soldat, der eine Festung vertheidigt, den V
lassen, so lange der Feind noch nicht abg
ist? Darfst Du Dich in dem Augenblick d
sten Gefahr zurückziehen?"

„Ich bitte Dich dringend, Murray,
mir nichts von Politik vor! Ich verabsch
Staatsgeschäfte und will mich damit nic
befassen. Das ministerielle Schiff mag mei
nach Gefallen segeln, ich will keinen Stu
gegen dasselbe heraufbeschwören und eben
mich darum bemühen, selbst an das Ste
zu kommen. Ich bin der vielen Beschwerd
und satt, die mir meine besten Jahre
haben. Ich hasse jenen Ehrgeiz, der mich
lich gemacht, jenes parlamentarische Treib
mich zu Grunde gerichtet hat. Wie fried
sorgenfrei hätte ich auf meinen schönen G
der Grafschaft Sussex leben können, w
herlichsten Jagden hatte, und wo ich ein
leben zu führen im Stande gewesen wäre
mein Vater ist Schuld, daß mein Leben
ganz andre Richtung genommen hat. N
erhitzt von seinem Kampfe mit Chatam,
mich mit Gewalt in eine Laufbahn, für
nicht geschaffen bin; die Rednerbühne im
ment erschien ihm weit wichtiger und e
als die höchsten Thürme auf unsern S
Verflucht sei der Tag, wo ich zuerst im H
Gemeinen erschien. Gott! damals war i
zwanzig Jahr alt und in meiner thörichten
lichen Verblendung bildete ich mir au
Rolle als Repräsentant und Redner gewa
ein. Jetzt habe ich die Nichtigkeit, das g
Elend, welches in diesem Abgrunde voll
rechtigkeiten zu Hause ist, vollständig kennen
das man „Staatsleben nennt"; ich will
aus diesem Gefängniß und habe ein Rec
meine Freiheit verlangen zu dürfen, denn
dort nicht nur nichts gewonnen, sonder
verloren, was ich verlieren konnte: mein Ve
meine Gesundheit, meine Jugend. Ja,
ich bin bei diesem rohen Handwerke voll

lwuth, der Wein und Deine ewigen Liebes-
el herausgetrieben; die Staatsgeschäfte sind
n völlig unschuldig, und Du irrst Dich ge-
ig wenn Du ihre Entstehung einer andren
che beimessen wolltest. Versündige Dich nicht
dem Staatsleben, denn dieses allein vermag
Dir Dein Vermögen wieder zu geben, das Du
eichtsinnig zu Befriedigung Deiner ungemessenen
enschaften verschwendet hast. Komm doch, ich
hwöre Dich, zu Dir selbst; fasse Muth; verlaß
verdammten Spieltisch und widme Deine Zeit
em weit schöneren, lohnenderen Geschäft. Wes-
b bist Du heut Morgen nicht in unserer Ver-
amlung erschienen?"

„Ich hatte ein viel angenehmeres Stelldich-
."

mir nicht wieder giebt, was es mir bisher genom-
men hat."

„Nun, das wird sich finden. Aber — mein
theurer Fox! höre doch auf, so unzeitig zu scherzen
und sprich doch endlich einmal ernsthaft. Du
kannst, ohne eine an Wahnsinn grenzende Thorheit
zu begehen, unmöglich auf dem halben Wege ste-
hen bleiben, den du bisher betreten hattest, un-
möglich eine Bahn verlassen, auf der Du Dich
bis heute eben so beharrlich, als ausgezeichnet,
bewegt hast. Deiner wartet die Stelle eines er-
sten Lords der Schatzkammer und Du weißt sehr
wohl, wie viel sie werth ist. Das Ministerium ist
bereits sehr erschüttert und steht auf schwachen
Füßen, es bedarf nur noch eines, des letzten Kam-
... Du sollst nach unsern

welches mit
will. Allerding
sehr wesentlich
ich habe noch

„Und we

„Diesen
Werte mit d
gewechselt, d
überlegt, ihn
schlägen nich
mir Genugth

„Hast
freilich keine
Der Graf

„Wen
er doch a

ich habe noch eine andere Sache auf dem Herzen!"

„Und welche, wenn ich fragen darf?"

„Diesen Morgen im Park habe ich einige Worte mit dem albernen Laffen, dem Bridgewater gewechselt, die, wenn er sich deren Inhalt ruhig überlegt, ihn, zumal wenn es ihm an guten Rathschlägen nicht fehlt, dazu bestimmen werden von mir Genugthuung zu fordern."

„Hast Du ihn wirklich beleidigt, so wird er freilich keinen Augenblick anstehen Dich zu fordern. Der Graf Bridgewater besitzt Muth."

ray gegeben hatte. Nachdem er alles Geld,
ies er bei sich trug, verloren hatte, ging er
dem Spielsaale in ein entfernteres, zum Lesen
Schreiben bestimmtes Zimmer, und setzte hier
nden Brief an seinen Geschäftsführer auf:

„Mein werther Herr Johnston! Sie haben
letzhin gesagt, daß, wenn ich mich entschließen
ite, mich von meinem kleinen Gute in Rood-
zu trennen, diesem letzten Juwele in meiner
ne, ich dafür sechstausend Pfund Sterling be-
men könne, und Sie bereit wären, mir diese
mme augenblicklich zu zahlen. Schicken Sie
eine Quittung, worin ich den Empfang des
ldes bekenne, und das Geld selbst, heut Abend
das Unterhaus, wohin ich mich zu begeben im
riff stehe, und das ganze Geschäft ist in einer

gemeinschaftlich abreisen."

„Diese Sprache erwartete ich. Wie hätte ich auch an Ihrem Herzen, an Ihrer Redlichkeit und Treue nur einen Augenblick zweifeln mögen? Dank! herzlichen Dank, mein theurer Carl! ... Aber wir müssen eilen."

„Wir reisen noch diese Nacht."

Die Stunde, wo das Unterhaus sich versammelte, hatte geschlagen. Indem Fox in das Haus der Gemeinen eintrat, begegnete er Johnston und dem Capitain Campbell.

„Hier ist Ihr Geld!" sagte ihm der Sachwalter, und stellte ihm eine, mit Banknoten reich gefüllte Brieftasche zu.

Der Capitain raunte ihm die Worte in das Ohr: „Morgen mit Tagesanbruch in Greenwich."

sten Frau in
Um zwei
dem Gitterth
zu der Lady
„Hier s
ich lasse Sie
London zurü
sen Morgen
mit Ihnen
gehört meine
Sich als die
trachtete ich
worin Sie
scheinlich s
len, muß

auch an Ihrem Herzen, an Ihrer
Treue nur einen Augenblick zweifeln mögen? ...
herzlichen Dank, mein theurer Carl! ...
müssen eilen.“

„Wir reisen noch diese Nacht.“

Die Stunde, wo das Unterhaus sich ...
melte, hatte geschlagen. Indem For in das ...
der Gemeinen eintrat, begegnete er Johnson ...
dem Capitain Campbell.

„Hier ist Ihr Geld!“ sagte ihm der ...
walter, und stellte ihm eine, mit ...

dem Gitterthor eines Landhauses; da sprach For zu der Lady Nottingham:

„Hier sind Sie in Sicherheit, meine Theure! ich lasse Sie hier einen Augenblick allein, um nach London zurückzugehen. Dort verweile ich nur diesen Morgen, dann kehre ich sogleich zurück, um mit Ihnen unsere Reise fortzusetzen. Dieses Haus gehört meinem Freunde Sheridan, betrachten Sie Sich als die Herrin desselben. Vor allen Dingen trachtete ich darnach, Sie der Gefahr zu entziehen, worin Sie sich befanden, jetzt aber, wo wir, wahre

welches ihn unerbittl...
hatte sich hartnäckig ...
auf das Aergste zu ...
verfolgte ihn mit sol...
ganz kurzer Zeit das ...
ganz in den Händen ...

„Verflucht!“ sch...
„Gestern dreitausend ...
tausend Pfund! Ich b...
Grunde gerichtet für i...
— gerade in diesem ...

Es war schon M...

arfst um so mehr einen hohen Werth
als Du selbst den größesten Vortheil davon
Unmöglich konnte Deine gestrige Rede
nit der Stelle eines Lords der Schatzkammer
ten werden; das wäre eine zu geringe Be-
ng gewesen! Das neue Kabinet steht Dir
, und die Neuigkeitskrämer verkaufen schon
die Verordnung, welche Dich zum Minister
. Der König hat Dich gewürdigt Dir das
efeuille der auswärtigen Angelegenheiten an-
trauen."

Diese Worte stillten auf einmal Fox' Wuth
Verzweiflung, und ganz lustig antwortete er
rray:

„Nun wohl! ich will sogleich von meiner
nstwohnung Besitz ergreifen und begebe mich

Theodor Böhmer. Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft. 1841.

Wiederum die Glockentöne einer Eintrachtspre-
digt. Doch da nur selten das leere Geklingel sich dar-
einmischt, so hören wir gerne und mit aufmerksamer
Theilnahme zu; es kommt dem Verfasser von Her-
zen und so geht es auch wieder zu Herzen. Wer
es ihm verzeihen kann, daß er alles Heil von ei-
nem einigen Deutschland erwartet, als wären
viele Köpfe schon darum etwas werth, weil sie un-
ter Einem Hute stecken; wer es nachsichtig beur-
theilt, daß er im glühenden Eifer für die Größe
und Hoheit Deutschlands, die es den andern
Staaten gegenüber zeigen soll, die Aufforderung
... Befreiung allzu leise erklingen läßt;

---

ein freies Le
Oestreicher n
und droht e
Vernehmen:
nehmt dafür
Rath eines
cher uns in
von Gütern
sten diploma

Aus e
Weltgeschicht
Deutschland
zu treten.
die Verglei
wechselseiti
siognomie

Wiederum die Glockentöne einer Ein...
digt. Doch da nur selten das leere Gelling...
einmischt, so hören wir gerne und mit an...
Theilnahme zu; es kommt dem Verfasser ...
zen und so geht es auch wieder zu Herzen ...
es ihm verzeihen kann, daß er alles ...
nem einigen Deutschland erwartet, ...
viele Köpfe schon darum etwas werth, ...
ter Einem Hute stecken; wer es ...
... im glühenden Eifer für die ...

... sucht er sich zurückzuziehen aus dem guten Vernehmen: dann laßt die Freiheit fahren und nehmt dafür den — Oestreicher. Das ist der Rath eines im Uebrigen freisinnigen Mannes, welcher uns in diesem Buche vielfach zum Erwerbe von Gütern aufruft, deren bloßer Name die stärksten diplomatischen Herzen in Schrecken setzt.

Aus einer reflectirenden Betrachtung der Weltgeschichte zieht der Verfasser das Resultat, daß Deutschland berufen sei, an die Spitze der Völker zu treten. Ein gleiches gewinnt er alsdann durch die Vergleichung der gegenwärtigen ...

den Geistern, die alle...
tragen. Da allein ist...
Jeder diese Krone träg...
unsern dermaligen Zu...
ist ein trauriges, hal...
wir können, ein Klei...
heilen unsere Wunden...
Schmerz zu lindern; ...
ohne Vollbringen, o...
Einheit. Mitten unt...
Cultur, unter den ...

Der Verfasser erwartet also den wahren Phi-
hen, der uns erretten und mit dem das Reich
Geistes anbrechen soll. Es ist eine Freude
hen, wie unbedingt sogar von dem Verf. die
ht der Philosophie anerkennt ward; denn wir
n es nur gestehen, er ist in der Philosophie
so arger Laie, als es nur immer ein gebildeter
geistreicher Mensch sein kann. Es wäre mehr
lich als fruchtbar, aus dem, was über diesen
enstand nun noch folgt, Stellen mitzutheilen, und
de den Verdacht erregen, daß wir dem Verf.
s an der ihm so reichlich gebührenden Achtung
ichen wollten. Man braucht kein Philosoph
sein, um die Welt zu belehren und die frosti-
Herzen aufzuthauen, obwohl es freilich nicht

gestehn, daß ich mich über das Maaß der Wirksamkeit des Antiken auf unsere Zeit vollkommen getäuscht habe. Der Eindruck, welchen die Antigone auf mich gemacht hat, ist kein andrer gewesen, als der eines Genrebildes aus längst vergangner Zeit, das wohl anziehend, aber doch nicht für die Dauer fesselnd ist, weil es an Tracht und Sitten wie an geistigem Ausdruck uns zu fern steht. Schärfer als je trat es mir vor die Seele, daß die Griechen nur das *objektive* Pathos gekannt, daß ihnen die Kraft der Subjektivität noch ein Geheimniß geblieben, und daß ihre Freiheit sich erst mühsam dem Boden des Substantiellen zu entringen vermocht hat. Diese Götterwelt, dieser blinde Glaube an das Fatum kann uns nicht anders alswie Aber- … und wir vermissen

sich zu erheb
ist das Ziel
aber keiner
von dem blin
und von d
ursprünglich
Individuali
begraben, w
liebt, sonde
der Leichnam
Vögeln zu
widersetzt s
desselben
er es nich
der Stadt

Tragödie muß uns als getreues Abbild dieses Kampfes, den die Poesie zu verklären trachtet, willkommen sein.

Es ist groß und erhaben, daß die Idee des Staates der griechischen Tragödie zum Grunde liegt, und daß sie diese zu verwirklichen trachtet, indem sie den Konflikt des Einzelnen, machtvoll Begabten mit dem Allgemeinen in den Vordergrund stellt, und wir erblicken darin den Prototypus alles folgenden dramatischen Dichtens.

Die Sieben gegen Theben des Aeschylus und die Antigone des Sophokles stehen bekanntlich in dieser Beziehung obenan und bezeichnen am deutlichsten den Höhepunkt, zu dem der griechische Geist sich zu erheben vermochte. Die Idee der Freiheit ist das Ziel jedes Einzelnen in diesen Tragödien, aber keiner vermag sie zu verwirklichen, weil er noch von dem blinden Drange der Naturgewalt beherrscht und von dieser erdrückt wird. Antigone handelt ursprünglich nicht aus dem freien Entschluß ihrer Individualität, sie trachtet nicht ihren Bruder zu begraben, weil sie diesen so über alle Maaßen geliebt, sondern weil das Familienrecht es heischt, daß der Leichnam des Bruders nicht den Hunden und Vögeln zum Fraß hingeworfen werde. Hämon widersetzt sich nicht dem Vater, weil die Tyrannei desselben gegen die Braut ihn empört, sondern weil er es nicht dulden will, daß jener gegen den Willen der Stadt handle. Kreon selbst ist nicht aus persönlichem Haß grausam, sondern weil er die abstrakte Form des Herrscherwillens vertritt, und Teiresias erhebt seine Stimme gegen den König nicht, weil das Wohl des Königshauses ihm am Herzen liegt, sondern weil der Flug der Vögel und das mißglückte Opfer ihn dazu treiben. Der moderne Geist würde in dem Zusammenfluß der persönlichen Leidenschaft mit den Zwecken des Allgemeinen sein Ziel gesehn, und aus der Energie der Charaktere den Konflikt entwickelt haben, bei dem Griechen aber sind die Individuen nur Gefäße, in welche der Stoff des Allgemeinen gegossen wird, um das vorbestimmte Schicksal zu erfüllen. Der Chor ist ferner für unsere modernen Sin ungenießbar. Dieses haltlose Schwanken Rechtgeben an alle Parteien, diese altk schwätzigkeit erscheinen uns matt und la und nur dem lyrischen Ergusse der Em können wir unser Mitgefühl widmen. S und Goethe erreichen in ihren Volkssce zehn Mal tiefere Wirkung. — Die su Grundlage der Tragödie aber ist von ewi rischer Bedeutung. Wenn Antigone zu Kr nicht von heut und gestern sei das Gesetz folge, dies sei ungeschrieben, fest und gött nicht so mächtig achte sie das Gebot des so ist dies eine Berufung auf das Naturrech die Grundlage alles Menschlichen, und d jeder außergewöhnlichen geschichtlichen Th Denselben Gedanken spricht im moderne Schiller im Tell aus, wenn er in der S Stauffacher sagen läßt:

Nein, eine Gränze hat Tyrannenmacht,
Wenn der Gedrückte nirgend Recht kann
Wenn unerträglich wird die Last — grei
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst

Hämon ferner führt eine ewig de Polemik gegen die Willkür des absolute thums, indem er auf Kreons Frage:

Gebeut ein Andrer oder ich in diesem La

antwortet:

Die Stadt, gehörend Einem nur, ist kei

und dann, als Kreon sagt:

Nicht eigen wäre dem die Stadt, der ih

erwiedert:

Wohl herrsche Du denn ganz allein im

Damit ist die Anmaßung des Abs „der Staat bin ich," so einfach und schlage legt, wie man es nur wünschen kann. solutismus muß sich, sobald er mit der sinnung wirklich in Conflikt geräth, so in norität befinden, daß ihm nichts übrig b

, und daß erst dann die wahre ...
schen erwachse, wenn ein Maaß der Kräfte
vernünftige Gesetze, an welchen das Volk
l hat, erzielt wird. Weder der Einzelne noch
Herrscher darf willkürlich handeln, und Be-
enheit und bedächtiger Sinn soll das Maaß
Dinge sein.

So stellt namentlich Böckh die Idee derselben
indem er ihren Gesammtcharakter ins Auge faßt,
rend Andre, wie Solger und Schlegel, sich mehr
en Charakter der Antigone gehalten und in ihr
Verherrlichung des weiblichen Ideals sehn, was
chaus nicht der Fall sein kann, da in ihr die
enschaft bei weitem die Liebe überwiegt, so daß
bei ihrer That selbst ohne Hämon, ihren Bräu-
am handelt, und sie somit nur als Ausdruck des

zweckwidrig. Warum behandelte doch Mendelssohn nicht den ganzen Chor, wie die lyrischen Parthien der Antigone, bei denen die Musik als Begleitung der Worte eine sehr schöne Wirkung machte? Warum brachte er ein fremdes Element in die Tragödie? Nun floß Strophe und Gegenstrophe in einander, der Kampf der Konflikte, der in dem Chor fortvibriren soll, hörte auf, die Poesie kam um ihr Recht, denn auf die Worte kam es nun gar nicht mehr an. Man hatte ganz den Eindruck moderner Opernmusik, und die Zuschauer lasen wie bei solcher die Textbücher nach.

Die antike Musik war so einfach in ihren Accorden, daß selbst, wenn die Chöre gesungen worden wären, was noch gar nicht ausgemacht ist, ... Wirkung nur unsrer melodramatischen Be-

und jeden G
len. Manc
genblicklich
wir gegen
wohl gar
Geistes we
Aber wir
uns der
bewußt w
gegen Gu
schen Kopf
einzusehn,
Nun hat
daß diese
Sentimen
Effekt ni

der Antigone, ...
tung der Werke eine sehr schöne Wirkung ...
Warum brachte er ein fremdes Element in die
Tragödie? Nun floß Strophe und Gegenstrophe
in einander, der Kampf der Konflikte, der in der
Chor fortvibriren soll, hörte auf, die Poesie ...
um ihr Recht, denn auf die Worte kam es ...
gar nicht mehr an. Man hatte ganz den Eindruck
moderner Opernmusik, und die Zuhörer ...
bei solcher die Textbücher nach.

wir gegen Gutzkows Stücke ausübten, indem sie wohl gar glaubten, der Fortschritt des modernen Geistes werde durch unsre Polemik beeinträchtigt. Aber wir konnten ihnen nicht nachgeben, weil wir uns der Richtigkeit unsers Urtheils zu deutlich bewußt waren, und wir mußten um so strenger gegen Gutzkow sein, weil wir es mit einem kritischen Kopfe zu thun hatten, der im Stande ist, einzusehn, was er gefehlt, und was wir wollen. Nun hat er es im größten Maßstabe erfahren,

zeichnend; es zeigt sich
volle Behandlung, ...
Ziel. Bei diesen E...
arbeiter nicht an Fre...
zu erreichen, kömmt e...
mehrbändigen Roman...
sammenzudrängen, be...
in den meisten Fälle...
die Wirkung durch ei...
durch schärfere Zuspit...

der Sekte, der auch das Hauptjournal der=
n la Phalange aufrecht erhält (die beiden
en le nouveau Mode und la première
lansière machen schlechte Geschäfte). — Zwei=
soll eine Kolonie in Santa Catharina, 50
len von Rio Janeiro gegründet werden, und
ist es, von der Leon Gozlan sprach. Das
Schiff ist mit 100 Arbeitern dahin abgegan=
eine zweite Sendung mit 1900 Mitgliedern
nachfolgen. — Die dritte Kolonie endlich soll
Texas sich erheben, wo H. Pellegrini der Gesell=
st Land angeboten hat.

Von der Sophocles=Uebersetzung von Georg
täger liegt uns eine neue Ausgabe vor, in

wagen, der nach Lyon geht. Der Schuldner schlug vor, oben auf dem Wagen Plätze zu nehmen, da er die freie Luft, die er bald werde entbehren müssen, noch so lange als möglich genießen wolle. Die Huissiers waren damit einverstanden, setzten sich oben auf den Verdeckplätzen an seine Seite, und mit Schnelle ging es vorwärts. Wo die Bahn aber dicht an der Rhône entlang geht, dachte der Gefangene an den Spruch Tells, „der See kann sich, der Landvoigt nicht erbarmen,“ und sprang plötzlich in den Fluß. Die erstaunten Diener der Gerechtigkeit, die mit offnem Munde das Unerhörte wahrnahmen, hatten kaum das Nachsehen, denn der Zug ging mit reißender Schnelligkeit weiter und der kühne Schwimmer erreichte glücklich das

Die Posau
Hegel, di
Ultimatum

Nun i
phie, nun
aus ihrem
standen, ein
Bibelsprüche
der, wehe!
so klar und
verstehen
mich beuge
als Leo d
er gegen

I

r

ar

en.
Ver
en

em

lich

r
pf
nd
n.
Be
r
ein
, i
ücke
Se
Ueh
ni
sie
stel
."
ve
u
vor
nu
ind
E
en
der
Fr
nde
re
ürz

plötzlich schießen, daß ihnen wehe thun wird.
e eigne Zunge wird sie fällen, daß ihrer spot=
wird, wer sie siehet."

„Wie das Gras werden sie bald abgehauen
d wie das grüne Kraut werden sie verwelken.
e Bösen werden ausgerottet, die aber des Her=
harren, werden das Land erben.

„Es ist noch um ein Kleines, so ist der Gott=
e nimmer, und wenn du nach seiner Stätte
hen wirst, wird er weg sein."

Ich könnte den Posaunisten fragen, ob er
nn nicht aus diesen Psalmensprüche ersehen habe,
aß es immer so der Weltlauf gewesen sei, daß
ne Opposition gegen die absolute Abhängigkeit von
Gott existirte, welche das Interesse des Weltlichen
Posaunist wird rufen: Philister

solute Ideen von dem Selbst
terschieden zu sein scheinen, nichts als die eigenen
in der religiösen Vorstellung nur objectivirten Mo=
mente desselben sind. Diese Philosophie will kei=
nen Gott, keine Götter wie die Heiden, sie will
nur Menschen, nur das Selbstbewußtsein und Al=
les ist ihr eitel Selbstbewußtsein." Dies führt er
aus in dem Capitel: „das religiöse Verhältniß als
Substantialitätsverhältniß," welches sich nachher zu
einem noch stärkeren: „Haß gegen Gott" steigert.
Hegel hat es gesagt „alle Philosophie ist pantheistisch"
und „Spinoza ist der Hauptpunkt der neueren
Philosophie: entweder Spinozismus oder keine Phi=
losophie" Ja sogar die Moral dieses abscheuli=
chen Juden stellt er über die christliche, indem er
sagt: es gebe keine reinere und erhabenere; nur

den sehn,
weil sie ver
und sie sem
der den Wi
durch der
Der Posau
mentlich G
auf, sich
Regierung

In de
weist der
desselben r
losophen,
ein „Ru
ein Bru
Streben

so mehr Achtung gewinne, widerspricht dem, daß eben die Moralität darin besteht, das Gesetz rein um seiner selbst willen zu thun."

Mit wahrer Seelenfreude erzählt Hegel, nachdem er Kant's „Schluß auf Gott" eine „Hypothese zur Erklärung" genannt hat, wie ein französischer Astronom: je n'ai pas eu besoin de cette hypothèse dem Kaiser Napoleon zur Antwort gab."

Wollen es nun die Althegelianer noch in Abrede sein, daß ihr Meister, und somit auch sie, welche diese verruchten Schriften herausgegeben haben, mit den Junghegelianern auf gleichem Boden stehn, ja daß sie schlimmer sind, als diese, weil sie verheimlichen, was diese offen bekennen, und sie somit den Apothekern gleichen, welche wider den Willen der Obrigkeit Gift verkaufen, wodurch der Unsittlichkeit Vorschub geleistet wird? Der Posaunist fordert daher diese Männer, namentlich Gabler, Henning, Rosenkranz öffentlich auf, sich darüber zu erklären, wie sie es ihrer Regierung schuldig sind.

In dem Capitel „Haß gegen das Bestehende" weist der Posaunist nach, wie Hegel dem Umsturz desselben verarbeitet, ja diesen fordert. Die Philosophen, sagt er, sind immer dabei gewesen, wo ein „Ruck" in der Weltgeschichte geschah. „Wo ein Bruch eingetreten ist zwischen dem inneren Streben und der äußern Wirklichkeit, die bisherige Gestalt nicht mehr genügt, ein sittliches Leben sich auflöst — erst dann wird philosophirt. Der Geist flüchtet in die Räume des Gedankens und gegen die wirkliche Welt bildet er sich ein Reich des Gedankens." Wenn nun aber Hegel sagt, daß der Geist es ist, welcher „diese substantielle Weise der Existenz, diese Sittlichkeit, diesen Glauben angreift und wankend macht," dann ist es ja die Philosophie, welche diesen Angriff ausführt, und die „Periode des Verderbens" herbeiführt.

Die Rotte der jüngeren Hegelianer möchte uns vorreden, daß Hegel sich allein in die Beschaulichkeit der Theorie versenkt, und nicht daran gedacht habe, die Theorie zur Praxis fort
„Als ob Hegel nicht mit höllischer Wuth
gion angegriffen hat, als ob er nicht auf
störung des Weltzustands ausgegangen ist
Theorie war in ihr selber und darum di
lichste, umfassendste und zerstörendste Pra
war die Revolution selbst." In solchen
Grundsätzen hat Hegel seine Schüler un
sie zur Revolution angeleitet, und Leute
die wie z. B. Köppen — Leo hat ihn ri
rakterisirt — schreiben und sprechen, als
dem „Tollhaus" entsprungen, oder wie
alle Religion zerstören. Der Posaunist r
Hegels „Verachtung gegen die Deutsche
„Die Deutschen, hat Hegel gesagt, sind
die allen Nationen Gerechtigkeit widerfahr
ehrliche Trödler, denen Alles gut genug
die mit Allem Schacher treiben." „Bei d
schen finden wir Quäkelei; sie wollen
noch erklärt haben, bringen eine miserabl
nung und Einzelnheit herbei." „Wir
sind passiv erstens gegen das Bestehend
es ertragen, zweitens ist es umgeworfen,
eben so passiv: durch Andere ist es un
worden, wir haben es uns nehmen lasse
es geschehen lassen." Und wie rühmt H
gen die Franzosen, ihre Energie des
Er vertheidigt den Unmenschen Robespie
diesem wurde das Princip der Tugend
Höchste aufgestellt, und man kann sage
diesem Menschen mit der Tugend Ernst
Ferner sagt er: „mit der ungeheuren Macht se
rakters hat Napoleon ganz Europa unterwo
seine liberalen Einrichtungen überall verbrei
genialeren Siege sind je gesiegt, keine
Züge je ausgeführt worden." Und nun
absolute Billigung des Princips der Revo
nein es ist zum Entsetzen! „Durch di
schen Philosophen ist der Gedanke zur
der Völker erhoben worden, die Freiheit
berzeugung des Gewissens in mir. S
den Menschen gesagt: in diesem Zeichen

lon, die große Babylon, die Mutter der Hu-
aller Gräuel auf Erden, die da trunken ist
Blut der Heiligen.
„Sie ist gefallen, sie ist gefallen."
„Ihre Zeit wird schier kommen."
Wer aus „dem Kelch der Hurerei" Babels berauscht hat, wird der Religion nicht schonen. hält es für ein Spiel, auf sie loszurennen, er hofft, sie zu stürzen.

Weiter wollen wir dem Posaunisten nicht fol-, obwohl er noch seine Capitel hat von der störung der Religion, von Hegels Haß gegen Judenthum und seiner Vorliebe für die Griechen.

Die Welt kann viel daraus lernen. Sie an ersehen, zu welcher Energie des Selbstbewußt-ns die Philosophie durch Hegel fortgeschritten

kommenden Morgen erwartet, was wißt ihr vom Leben? Ihr schöpft ja nur den Schaum ab von dem Kelche, den wir andern zu leeren bestimmt sind!

So wie der wahre Bettler der wahre König ist, so kann man den dem Bettelstabe Nahen zu seinem Minister machen. Denn nirgends und zu keiner Zeit ist der Mensch so groß, so erfinderisch, so staatsklug, als wenn er seinem Untergange nahe ist. Wie herrlich versteht er zu temporisiren, den Umständen immer noch eine halbwege günstige Seite abzugewinnen, die Katastrophe von Stunde zu Stunde hinauszuschieben, und so gelegentlich sich selbst nach und nach an den Gedanken seines Sturzes zu gewöhnen.

Niemand kann euch das besser auseinander-

von 1812,
jährige Die
auf dem K
nen Aufzu
dem Man
dem Arm
lichen El
dasselbe bi
Wo
nehm, m
und doch
man ihm
sieht geſ
er ist de
wir unt
mühlich

nen Aufzuge nicht die Wichtigkeit ahnen, welche dem Mann sein Amt giebt. Das Paket unter dem Arme ist ein Auszug der Geschichte menschlichen Elends, und der Träger desselben kennt dasselbe bis in die kleinsten Nüancen hinein.

Wo er eintritt, ist seine Erscheinung unangenehm, man haßt ihn wie die Pforten der Hölle, und doch kann man ihm nicht entgehen, wenn man ihm einmal verfallen ist. Auf seiner Stirne steht geschrieben: fiat justitia, pereat mundus, er ist der jüngste Tag des Gerichtes, aber — daß

hm während des Versiegelns ins Ohr geraunt.
lich wie Romeo sich besinnt:
Was sagte mir mein Knabe, da wir ritten,
ls die bestürmte Seel' es nicht vernahm?''
Der Arme muß es dem Exekutor wirklich
n, daß er so unerschütterlich und schnell mit
verfährt, denn da kein Mittel ist, ihm zu hel-
so ist es am besten, ihn zu dem Bewußtsein
rüh als möglich zu bringen, damit er auf
regeln denkt, die er nach der erfolgten Exe-
n zu seinem Lebensunterhalte zu nehmen habe.
je früher Jemand anfängt, von vorn anzu-
en, je früher kommt er ja auch auf der neuen
n vorwärts.'
Mit Leuten, welche noch etwas präsiren kön-

haben, also gar nicht im Stande sind, im Unglücke Humor zu entwickeln.

Aber der Crême seiner Kundschaft sind jene begabten glücklichen Geister, welche von Gott mit Erfindungskraft, Phantasie, Witz, Sorglosigkeit und wer weiß womit ausgestattet worden sind, nur nicht mit dem Geschicke Geld zu erwerben, wiewohl mit merkwürdiger Geschicklichkeit, es auf sinnreiche, amüsante Art zu verthun.

Solcher Geister giebt es unter jedem Himmelsstriche, hat es zu allen Zeiten gegeben, ihr Leben ist ein ewiger Kampf, aber ein lustiger, eine minutenlange Verschwendung und ein vierteljahrlanges Darben, ein fortwährendes Temporisiren, Capituliren, Diplomatisiren mit Schneidern, Schu-
stern, Hauswirth, Kreditors und wer weiß, was

da sollen S
len, wo solle
jungen Leute,
— Sa
ihn der zu
ren Silberg
Thaler für
Meral pred
acht Tage
zeigen sollen
— Na
kulion, die
wohnen e
wohl auch
her mit

den Alguazils und den Schelmen, sie wissen nie, ob sie sich eigentlich feindlich oder freundlich einander gegenüberstehen. Sie führen die herrlichsten Scheingefechte auf, und können wie die Römischen Auguren sich selten allein einander gegenübersehen ohne zu lachen.

Wirklich hat es etwas Lustiges, dieser Exekutionsbetreibung einmal beizuwohnen. Die Laufgräben werden zuerst mit der Verwarnung eröffnet, die schuldige Summe binnen acht Tagen zu zahlen, widrigenfalls Real-Exekution erfolgt. Diese Notification wird vom Exekutor selten mit vielen Worten überreicht, höchstens sagt er kopfschüttelnd: Na, das wird wieder eine schöne Geschichte werden, da sollen Sie binnen acht Tagen 120 Thlr. zahlen, wo sollen die herkommen? Aber so sind die jungen Leute, borgen da ins Gelache hinein. —

— Sagen Sie mal, lieber Mann, unterbricht ihn der zu Exequirende, bekommen Sie denn Ihren Silbergroschen vom Thaler (den angefangnen Thaler für voll gerechnet) dafür, daß Sie mir hier Moral predigen, oder daß Sie mir die heut über acht Tage unvermeidliche Real-Exekution anzeigen sollen?

— Na, na, wir werden sehen, die Real-Exekution, die schadet Ihnen freilich nichts, denn Sie wohnen chambre garni, und sonst haben Sie wohl auch Nichts Exigibles. Aber wenn ich nachher mit Personalarrest werde angerückt kommen, da wird's doch schlimm werden. Na guten Morgen auch!

Der zu Exequirende wünscht ihm im freudigen Gefühle seiner einstweiligen Sicherheit einen freundlichen guten Morgen, und sieht ihm lächelnd nach.

Acht Tage sind um, es klopft an die Thür. Herein! Durch die nur halb geöffnete Thüre steckt der Exekutor sein schelmisches, strenges Haupt.

— Na, Sie haben doch nichts!

— Fruchtlos, mein Bester, fruchtlos. Chambregarnist, Sachen von Werth nicht vorhanden. Treten Sie doch näher. Da trinken Sie ein Glas Rum, es ist ja heute ein wahres Hundewetter.

Der Alguazil verschmäht den dar Liebestrank nicht, und läßt sich herab, chen zu plaudern.

— Hören Sie, suchen Sie sich dem Manne zu einigen, ehe wir so weit meine von wegen den Personalarrest. D Schneider ist ganz des Teufels, der die halbe Stadt, und könnte mir immer teljahr ein Paar Stiefeln schenken. A schlimm, alle Tage liegt er auf dem Ste und stachelt uns an. Der hätte auch b Exekutor gepaßt als zum Schneider.

— Nun, jetzt haben wir doch noch n Weile hin.

— I ja, ehe er auf Personalarrest und die Verpflegungskosten einzahlt, kön noch Athem holen. Aber dann müssen anfangen, Anstalten zu machen. Denn Personalarrest da ist, und wir schwindeln dann noch acht Tage oder was hin, zu ich doch Ernst machen, denn er ist gar zu

— Ei, wir werden ja sehen, mei wir Beide werden uns ja schon vertrag zum Aeußersten lass' ich es nicht kommen

Der Exekutor bedenkt endlich seine Amtsgeschäfte, und entfernt sich mit einer chen: Adieu bis dahin.

Nach einiger Zeit langt er wieder liebenswürdiger Vertraulichkeit, und p seine diplomatische Note des Inhalts: acht Tagen Personalarrest!

— Na, nun werfen Sie dem M ein Paar Thaler in den Rachen, daß wieder eine Weile in Ruhe läßt, sonst am Ende doch „eklig."

Jetzt ist wirklich der Zeitpunkt da, Genialer sich flüchtig dem Gedanken über es ihm vielleicht möglich wäre, in irger Winkel der Erde Geld aufzutreiben.

Natürlich kann er bei dem Gedan lange genug verweilen, um ihn ersprießli denken, daher rückt der Termin des Arres

ens ein Paar Thaler bringen können, damit
och 'ne Liebe sieht. Gehen Sie doch mal hin
hm, und reden Sie mit ihm, stellen Sie ihm
daß er ja gar nichts kriegt, wenn er Sie
lich setzen läßt, und noch obendrein die Ver-
gungskosten zahlen muß.

Treibt nun entweder der Bedrängte einiges
d auf, oder weiß durch seine Ueberredungsgabe
seinem Gläubiger noch eine Dilation zu er-
ken, so hat der Exekutor seine Schuldigkeit
han und ist beider Parteien Freund geblieben.

Sollte aber die Sache eine so üble Wen-
ng nehmen, daß der zu Exequirende wirklich
bösen Weg gehen muß, so ist der Exeku-
in der Regel so anständig — wenn er weiß,
ß er es mit einem honetten Manne zu thun

Prügel anbieten und beibringen, welche doch ei-
gentlich nur dem hartherzigen Gläubiger gelten.
Daß dadurch die Leute sich eine fiskalische Unter-
suchung und eventualiter Gefängnißstrafe auf den
Hals laden, macht die Prügel nicht ungeschehn.

Ich habe einmal mit angesehen, wie ein
Schneider, denen man mit Unrecht stets die Cou-
rage abspricht, mit der größten Höflichkeit zwar
den Exekutor empfing, ihm sogar beim Versiegeln
sehr behülflich war, aber doch nicht umhin konnte,
zuletzt seinen Groll auf raffinirte Weise an ihm
auszulassen, indem er einen Spiegel selbst von
der Wand nahm, anstatt ihn aber zur Versiegelung
hinzureichen, ihn zum Bilderrahmen benutzte, in-
dem er ihn dem armen Exekutor so ernergisch auf

seit langer Zei
das ist doch im
Rath zu schaf
grade einmal
eine bestimmte
Schuldner nic
in acht oder
hat: da legt
Herz, läßt sich
den zu der
der Frist nac
eben Fehlend

Ja, ja,
nun sage n
nicht ein ode
Daß

unausgebildeter die Zustände sind, desto leichter verkennen die Parteien ihre gegenseitige Stellung, je schwerer wird ihre Geschäftsabwickelung.

Aber eine wahre Freude ist es, zu sehen, mit welcher zutrauensvollen Geschicklichkeit Männer von Fach — ich meine hier solche, die, so lange sie majorenn sind, immer in Geschäftsverkehr mit dem Exekutionspersonal gestanden — vom Exekutor behandelt werden. Wer hätte z. B. noch vor zwanzig Jahren geglaubt, daß einem Exekutor mit einem Ehrenworte zu imponiren wäre, daß er dasselbe an Zahlungsstatt annehmen werde; und doch geschieht das bisweilen.

Hat der Exekutor einen Kunden, den er schon seit langer Zeit kennt, der zwar stets in Embarras ist doch immer zu guter Letzt noch einigermaßen Rath zu schaffen weiß, und ist der Gläubiger grade einmal durchaus obstinat und hat sich auf eine bestimmte Summe „geklemmt,“ welche der Schuldner nicht sogleich ganz auftreiben kann, aber in acht oder vierzehn Tagen etwas zu erwarten hat: da legt denn unser guter Freund Hand über Herz, läßt sich auf Ehrenwort versichern, daß er den zu der Summe fehlenden Rest in der und der Frist nachzubekommen habe, und schießt dies eben Fehlende aus eigener Tasche vor.

Ja, ja, solche Fakte sind vorgekommen, und nun sage noch einmal Jemand, daß ein Exekutor nicht ein edel denkender Mensch zu sein im Stande ist.

Daß ihn der auf solche Weise Soulagirte auch nach besten Kräften dafür bei Gelegenheit belohnt, versteht sich wohl von selbst, und ist auch ganz in der Ordnung.

Wie es wohl in früheren Zeiten allgemeine Sitte war, daß der vom Exekutor Heimgesuchte sich auf jede Weise unsichtbar machte, und so der edle Alguazil wie ein Jagdhund List und allerlei Intriguen zum Fangen des Wildes anwenden mußte, und wenn er endlich sein Wild erwischt hatte, voll Erbitterung sich nicht mehr auf diplomatische Erörterungen einließ, sondern sofort ablieferte: Diese

Praxis ist ziemlich veraltet, eben weil sie
lich und für beide Theile zu ermüdend ist
Völker wie Individuen haben in
Zeit gelernt, den eigentlichen Krieg zu
weil er zu kostspielig und riskant ist; wie
Politik sa im Privatleben weiß man ohn
Kriegserklärungen durch gegenseitige De
tionen sich über jedes Dilemma hinwegzus
und dieser etwas spannende Friedenszustan
wirklich der immensen Civilisation wie de
gielosigkeit der Neuzeit sehr angemessen,
dem pekuniären Arrangement der einzelnen
ten und Individuen auf die Länge nachtheilig

Indeß Jedermann ist Sohn seiner Z
schwimmt eben mit dem Strome, wie die
auch. Daher rathe ich Jedem, der jetzt
kutionssachen angegriffene Partei ist, die Fl
ich meine eine momentane vor dem Exek
nur für einzelne acute Fälle aufzusparen, i
zen aber dem Feinde ins Antlitz zu sehe
solange als möglich mit ihm zu unterh
Höchstens wenn etwa gar keine Aussicht
genseitiger Verständigung und eventuali
einer Abschlagszahlung vorhanden ist, kan
eine Flucht auf irgend ein Dorf billigen,
Schuldner fern vom Getreibe der Stadt u
des Exekutors mahnendem Antlitz die Freu
Landlebens, in wohlfeilem, ungestörtem Gen
zu eigen machen kann.

Der Exekutor ist, wie wir gesehen
im Geschäftsleben ein ganz gemüthlicher, u
licher Mann, ohne Vorurtheil, ohne Leide
wenn man ihn nicht reizt, und von einer
keit, welche an's Fabelhafte grenzt. Beden
daß er oft am Königsthore wohnt, und a
Köpniker Felde, in der Friedrichsstadt, u
Oranienburgerthore zu exequiren hat, so mu
wirklich einiges Mitleid mit seinen Füß
pfinden.

Kommt er daher Abends nach Hause
nem so thatenreichen Tage, nach Abpfänd
Unterhandlungen, Berathungen, Chikaner

Thür seiner Stube — gewöhnlich ist der Ein-
ng durch die Küche — seine Kinder springen
n entgegen, das Mädchen nimmt ihm die Mütze
d den Stock ab, der Junge muß ihm Stiefel-
echt und Pantoffeln bringen, die Frau geht
naus, fürs Abendessen zu sorgen, und er schält
t den Straßenkleidern die borkige Rinde des
ntsmenschen ab, steckt sich seine Pfeife an, dehnt
h behaglich im Groß- oder wie er häufiger ge-
nnt wird, im Großvaterstuhl, und recapitulirt
och einmal die Resultate des Tages. Die Sce-
en des Elends, die er mit angesehen, würden
m in dieser Stimmung sehr zu Herzen gehen,
ätte die jahrelange Gewohnheit nicht dasselbe da-
egen verhärtet, und nur noch für wenige himmel-

— Mutter, ruft er ...
hole heute Abend nur eine Flasche Doppelbier,
wir können uns mal eine Güte thun, ich habe
mich genug gequält für die zwei Thaler.

Während die Frau nach dem Biere geht, haben die beiden Kinder, würdige Sprößlinge eines würdigen Mannes, die Exekutionsmandate des Vaters vom Tische genommen, und rufen: Vater, wir spielen Exekutor!

Der Junge hat sich des Vaters Mütze aufgesetzt, das Bambusrohr zur Hand genommen, mit der andern die Akten gefaßt, und schickt sich an, das Mädchen, welches in einem Winkel der Stube steht, zu exequiren. Er breitet die Papiere von einander, zeigt das oberste — ein weißes — vor, und sagt:

lig, die Executi
Freiheit gefährl
pier gedruckt.

Der Vater
chens entzückt,
armt und küß
Augen, und er
ter entgegen:

— Frau,
ein Junge gew

Er erzähl
die Mutter vo

— Nun
heirathen!

Stillverg
zum bescheide

Rute
viel-
gebt
hält
des
ehnt
ge-
lirt
See-
den
ben,

wir können uns mal eine Eule ...
mich genug gequält für die zwei ...

Während die Frau nach den ...
haben die beiden Kinder, würdige ...
nes würdigen Mannes, die Ere...
des Vaters vom Tische genommen ...
Vater, wir spielen Exekutor!

Der Junge hat sich des Vaters ...
gesetzt, das Bambusrohr zur Hand ...
mit der andern die Akten gefaßt ...
an, das Mädchen, welches in einem ...
... zu exequiren. Er ...

pier gedruckt.

Der Vater von dieser Wissenschaft des Mädchens entzückt, springt vom Großstuhle auf, umarmt und küßt sie, Thränen treten ihm in die Augen, und er ruft der eben hereintretenden Mutter entgegen:

— Frau, warum ist aus dem Mädchen nicht ein Junge geworden;

Er erzählt den Vorfall mit Begeisterung, und die Mutter voll Freude spricht:

— Nun sie kann ja einmal einen Exekutor heirathen!

stoßen. Dieß zeigt sich
in ihrem neuesten Pro...
sie eine zarte Sensitive ...
Luft der Lebensfügung ...
Der Ausgang ist hier, ...
Heldin bedingt, ein tragi...
in der Ausmalerei besi...
große Virtuosität; aber ...
Freunde werden nicht ...
daß ihr Vorrath an Dek...
erschöpft ist und daß di...
aber nicht unlieb...

aher wird es für den Zweck dieser Blätter hin-
chend sein, um die neuesten Erscheinungen der
anischen Literatur von Zeit zu Zeit anzuzeigen.

Wir dürfen als für bekannt annehmen, daß
e spanische Literatur, nachdem sie in Cervantes,
ope de Vega und Calderon zu der höchsten
Blüthe der nationellen Entwickelung gelangt war,
wiederum zu sinken begann, und daß insbesondere
eit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts, mit
er Gelangung der Bourbonen aus Frankreich auf
en spanischen Thron, der französische Geschmack
n Spanien nach und nach die Oberhand gewann.

In neuerer Zeit hat sich dagegen eine leb-
hafte Reaction erhoben, und es stehen, wie in
Frankreich, die Klassiker und Romantiker einander
schroff gegenüber.

dessen erste Tragödie: die Wittwe Padillas, im
Juli 1812 das erstemal während der Belagerung
von Cadix in der belagerten Stadt aufgeführt wurde.
Er hat auch einige Lustspiele geschrieben.

Der entschiedenste Gegner der Klassiker ist je-
doch Ramon de la Cruz, der bereits über 200
Stücke geschrieben haben soll. Er kündigt über-
haupt allem Herkömmlichen den Krieg an, und
nennt seine Spiele Sainetes (Possen, oder Zwischen-
spiele). Sie weichen ganz und gar von den zeit-
herigen Regeln ab. Alles ist Handlung und wird
in wenigen, 10, 12, höchstens 19 Scenen zusam-
mengedrängt.

Als Resultat dieser verschiedenen Kämpfe stellt
sich im Allgemeinen folgendes heraus: Das Trauer-

Literatur, neuer
schichte, mathem
giebt eine eigen

Auch an
Ursprungs sch
dem Jahre 1
allgemeiner Te
„El Mentor,
der Pädagogi
dustrial," be
Ackerbaues, d
politischen D

Diese
zen dieser W
reichen, um

gen.
daß
ntes,
ksien
war,
ndere
mit
auf
mack
ann.
leb-
in

Juli 1812 das erstemal während der Belag…
von Cadix in der belagerten Stadt a…
Er hat auch einige Lustspiele geschr…

Der entschiedenste Gegner der …
doch Ramon de la Cruz, der …
Stücke geschrieben haben soll. Er …
haupt allem Herkömmlichen den …
nennt seine Spiele Sainetes (Possen …
spiele). Sie weichen ganz und gar …
herigen Regeln ab. Alles ist …
in wenigen, 10, 12, höchstens 12 S…
mengedrängt.

… dieser verschiedenen …

schichte, mathematische und Naturwissenschaften, und giebt eine eigene Zeitschrift heraus.

Auch an Zeitschriften anderer Art und anderen Ursprungs fehlt es nicht, und es sind deren mit dem Jahre 1841 erst wiederum zwei neue von allgemeiner Tendenz begründet worden. Die erste, „El Mentor," beschäftigt sich ausschließend mit der Pädagogik; die zweite „El Semanario Industrial," behandelt Gegenstände und Fragen des Ackerbaues, des Handels, der Industrie, und der politischen Oekonomie überhaupt.

Diese kurzen Andeutungen, wie sie die Grenzen dieser Blätter erlauben, dürften demnach hin-

wo ihnen die Freiheit …
gegeben ist, die früher …
sehr beschränkt war, de…
holen werden.

Königlich…

Treue Liebe. …
theilungen von E…
dermann ist Kind sein…
Geister gehen auf der …

vrient und ich, und es versteht sich von selbst, s sich die ganze Geschichte am Schlusse noch ht passabel für die Betheiligten abspinnt. Aber rde diese Trefflichkeit der handelnden Personen, nen der Zufall und die Verhältnisse nur etwas setzen, hat mich — nehmen Sie mir's nicht übel, rr Devrient — wenn nicht beleidigt, doch ge- ngweilt! Was hätte ich nicht Alles für einen cht niederträchtigen Schurken, für einen Erzver- echer gegeben, wie sie der gute Iffland zur Ab- echselung gebraucht, ich hätte mir dann doch in- itten all dieser Situationsmisère beim Auftreten eses Kerls zuraunen können mit Eichendorff: ein prächtiger Kerl, so recht wie'n Schnapps, enn Einem manchmal flau wird."

den die Larve abnimmt, da sieht er sie wirklich, glaubt aber an Geister und fällt in Ohnmacht, wodurch leider der Polterabend gestört und der dritte Akt geschlossen wird.

Wir wollen dem Leser die Ueberraschung nicht vorweg nehmen und die Entwicklung verschweigen.

Wären die Hauptmotive des Drama's nicht eben so schwach, beruhte die ganze Verwicklung der Sache nicht auf dem bösen Zufall, mit einem Worte, könnte man mit der Hauptsache — der Erfindung — einverstanden sein, so wäre die Arbeit des Hrn. Devrient durchaus gelungen zu nennen, denn er verstand es, effektvolle drastische Beiwerke anzuwenden, die nun einmal so beschaffenen Si- tuationen geschickt genug auszubeuten, und na- mentlich Alles, was nicht direkt in den Gang der

vischen Opern, für die Handl sänger dienen, sche Erfindung

Das Lib ten Weise der uns die Leiden getrieben vor.

Die Ope entbehrte des Kräfte, welc zeichnet gesun

Von de als: Duca Derselbe wa

glaubt aber an Geister und fällt in Ohnm
wodurch leider der Polterabend gestört und der
dritte Akt geschlossen wird.

Wir wollen dem Leser die Ueberraschung nicht
vorweg nehmen und die Entwicklung verschweigen.

Wären die Hauptmotive des Drama's
eben so schwach, beruhte die ganze Verwicklung
der Sache nicht auf dem besten Zufall, mit dem
Werke, könnte man mit der Hauptidee — der
Erfindung — einverstanden sein, so wäre die Arbeit
des Hrn. Devrient durchaus gelungen zu nennen
denn er verstand es, effektvolle dramatische Scenen
anzuwenden, die nun einmal so beifälligen

...ischen Opern, wo sie nur als bloßes Bindemittel für die Handlung und zur Erholung der Solosänger dienen, matt und ohne besondere harmonische Erfindung.

Das Libretto von Romani ist in der bekannten Weise der neueren Romantik fabrizirt und führt uns die Leidenschaften bis zu ihrer äußersten Spitze getrieben vor.

Die Oper schien schnell einstudirt zu sein; sie entbehrte des trefflichen Zusammenwirkens aller Kräfte, welches wir letzthin im Otello so ausgezeichnet gefunden haben.

Von den Darstellenden errang Sign. Zucconi als: Duca di Ferrara die Palme des Abends. Derselbe war noch nie so gut bei Stimme, er be-

Sgr. Assandri, ...
ger vortrefflich zur Sei
Sign. Vitali als Ug
desselben ist größtenthe
schränkt, welche, an un
lischer Bedeutung, nur
mit einer außerordentli
würden. Wir hörten
Nebenrolle des Ernesto
wenn wir nicht irren -
der Höhe kräftigen Sti
seine Bewegungen jede
beholfen.

Wie wir in Erfah
die Rosalin ...

n, die innere Offenbarung derselben aber als
stiges Produkt ihm fremd bleiben kann, weil
ses aus dem gesammten Volksdasein erwachsen
während die Plastik einem speciellen Formensinn
gehört. Die Griechen mußten, weil sie so ganz
die Schönheit des Naturdaseins versenkt waren,
thwendig die Kunst der Plastik produciren, und
se bis zur höchsten Vollkommenheit ausbilden, in
em Fühlen und Denken aber konnten sie sich nur
zu dem Höhepunkt erheben, welchen die Abhän-
keit von dem Naturdasein gestattete. Auch ihre
sammte Poesie trägt den Stempel dieser Abhän-
gkeit, dieses Versenktseins in das Substantielle,
d der moderne Sinn kann ihre Produktionen
nmermehr als maßgebend für sich und als ab-
ut anerkennen. Die Philosophie hat diese Ty-

C. M.

H. v. Raumer sagt in seiner Abhandlung über die Poetik des Aristoteles, welche das diesjährige historische Taschenbuch enthält: „Im Ganzen dürfte das Urtheil des Aristoteles über Calderon sich mehr an Goethe und Solger als an Friedrich Schlegel anschließen, und seine Meinung keineswegs dahin gehn, die unbedingte Nachahmung des Spaniers insbesondre als eines Hyperkatholiken sei der einzige oder beste gradus ad Parnassum für die deutschen Dramatiker." Das nennt man „Professorlatein."

In England brennt jetzt ein Stück Mittelalter nach dem Andern ab: das Parlamentshaus,

Die P

besondrer

„Es s
„türlichen N
„derselbe in
„und folglich
„sprechen dü
„die Frage
„unsrer Zeit
„wird, und
„Oeffentlich
besitzen gla

H. v. Raumer sagt in seiner Abhandlung über die Poetik des Aristoteles, welche das diesjährige historische Taschenbuch enthält: „Im Ganzen dürfte das Urtheil des Aristoteles über Calderon sich mehr an Goethe und Solger als an Tieck und Schlegel anschließen, und seine Meinung keineswegs dahin gehn, die unbedingte Nachahmung des Spaniers insbesondere als eines Zweckdienlichen sei der einzige oder beste gradus ad Parnassum für die deutschen Dramatiker." Das nennt man „Professorlatein."

... brennt jetzt ein Stück ...

Die Preßfreiheit in England
mit
besondrer Beziehung auf das Libell.

„Es scheint in der That so sehr zu den na-„türlichen Rechten des Menschen zu gehören, daß „derselbe in Sachen, die das allgemeine Beste, „und folglich auch das Seine betreffen, sich aus-„sprechen dürfe, daß nicht befremden kann, wie „die Frage der Preßfreiheit als eine Hauptfrage „unsrer Zeit, so vielfach besprochen und erörtert „wird, und manche Nation in dem Rechte der „Oeffentlichkeit das Palladium ihrer Freiheit zu besitzen glaubt." Mit diesen Worten beginnt eine

Jeden, möge er nu
interessirt sein, dara
darum noch keinesweg
folgerung des Verfas
verpflichtet sein, vieln
sächlich mit den Tha
zumal bei der so oft h
Richtung unsrer Zei
wir den ernsten Ma
Styl ihrer Lehren ein

Soviel auch heu
Censur geschrieben u
sehr Jeder, dem di
Presse in Schriften

Königin mit großer Klugheit [...]
handeln wußte, entstanden bessere Zeiten,
he der Nation wenigstens vergönnten, ihren
tand zu untersuchen. — In den vielen Li=
en, die unter ihr erschienen und der Strafe
ielen, bemerkt man schon ein dreisteres Auf=
en, und eine mystisch=religiöse Tendenz, die
tur der obersten Gewalt und die Grenzen
selben näher zu prüfen. Es war das am
rizonte sich sammelnde Wetter, das unter den
uarts sich so fürchterlich über die Monarchie
tladen, und nach den heftigsten Stürmen die
eiheit in ihr altes Recht wieder einsetzen sollte.
S. 13 und 14) — Die inneren Beziehungen
s Staats hatten sich wesentlich verändert.
„Alles was unter Jacob I. und Karl I. geschrie=

anfänglich nur für einen Zeitraum von 2 Jahren bestimmt, blieb aber bis 1694 in Kraft.

„Nach Carl II. bestieg Jacob II. den Thron. „Ebenso herrschsüchtig, aber weniger verständig, „wie sein Bruder — schlecht berathen und nicht „einsichtsvoll genug, die große Veränderung wahr= „zunehmen, die in dem Geiste der Nation sich „zugetragen hatte, stellte er sich der Meinung schroff „und hartnäckig entgegen, bis er zuletzt von einer „panischen Furcht getrieben, das empörte Reich „verließ, und dadurch — stillschweigend der Krone entsagte."

Endlich im Jahre 1694 fand sich das Parlament unter Wilhelm und Maria bewogen, die Licensing act nicht ferner mehr zu genehmigen; [...] ward, da sie nicht erneuert wurde, als aufge=

genen Kürze,
in hohem C
deshalb und
reiches Pu

Keine
dramatische
schen Rev
soden die
zu erzähle

anfänglich nur für einen Zeit...
bestimmt, blieb aber bis 1694 in Kraft.

„Nach Carl II. bestieg Jacob II. den Thron. „Ebenso herrschsüchtig, aber weniger verständig „wie sein Bruder — schlecht berathen und nicht „einsichtsvoll genug, die große Veränderung wahr„zunehmen, die in dem Geiste der Nation sich „zugetragen hatte, stellte er sich der Neigung ihrer „und hartnäckig entgegen, bis er zuletzt von einer „panischen Furcht getrieben, das empörte Reich „verließ, und dadurch — stillschweigend der Krone entsagte."

Endlich im Jahre 1694 fand sich das Parlament unter Wilhelm und Maria bewogen, die ... ferner mehr zu genehmigen.

in hohem Grade verbindet. Wir wünschen ihr deshalb und um der Sache selbst willen ein zahlreiches Publikum.

Danton.

Novelle von G. Janety.

I.

Keine Epoche der Geschichte ist reicher an dramatischen Begebenheiten als die der französischen Revolution. Eine der interessantesten Episoden dieses großen historischen Dramas will ich zu erzählen versuchen.

len Laufs zu ihren ...
wegung war allgem...
mit einander, drückte...
Bald!

Hier begegneten...
Feinde unter demse...
dort gingen zwei, we...
waren, getrennt durch...
Feinde auseinander.

In der Straße...
mentlich eine immer...
Es bildeten sich bew...
die Volksredner die...
mälig traten sodann...
bildeten einen dichte...

r durch den Ausbruch von 1789 gegen den
geschleudert wurde, und der ihn in Stücke
.

Er ließ über die Menge seine Blicke
n, lächelte seinen Freunden zu, prüfte die,
e er erforschen wollte. Die Stille, welche
Sturm vorherging, lastete auf der Menge,
sah alle Gesichter sich beleben, alle Hände an
Waffen drücken, Danton sprach: „Hören wir
an die Gesetze und die Gesetzgeber zu appel-
. Die Gesetze haben sich so vieler Schurke-
nicht versehn, die Gesetzgeber sind meisten-
ls Mitschuldige. Heut muß die wahrhafte
uveränität des Volkes sich verkünden, unter
z und Donner. Die Herrschaft, welche das
t an sich reißen wird, wird es auch zu bewah-

mich falsch. Wenn es einer Probe bedarf, ich will sie liefern: in der Stunde der Gefahr werde ich bei Ihnen sein, aber zuvörderst muß ich hier eintreten.

— In dieses Haus? Es gehört einem gewissen Marquis von Carville, dessen Sohn früher Offizier in Ihrem Regiment war, und der jetzt in der Fremde lebt. Der Marquis selbst ist einer von den Dienern des Tyrannen. Dies Haus ist mit einem rothen Kreuz bezeichnet.

— Der Marquis ist ein Greis, der nicht mehr schaden kann, und seine Tochter ist noch ein Kind, das überall nur Opfer, nirgends aber Feinde sieht

— Also kann die Liebe zu einem Weibe, sagte Danton, zugleich mit der Liebe zum Vaterlande im Herzen bestehen? Nein, die eine muß die

Gnade 178
Aristokrat geg
sprechen, de
wurde, und
Standes zu
der Straße
derte nicht
abgekühlt h
und sein Ka
Sohn schickt
wartete, e
daß der
Masse bän
Diese
wigs XIV
wußte ni

taten von Arcis-sur [illegible]
mich falsch. Wenn es einer Probe bedarf, ich will sie liefern: in der Stunde der Gefahr werde ich bei Ihnen sein, aber zuvörderst muß ich hier einen

— In dieses Haus? Es gehört einem gewissen Marquis von Carville, dessen Sohn früher Offizier in Ihrem Regiment war, und der jetzt in der Fremde lebt. Der Marquis selbst ist einer von den Dienern des Tyrannen. Dies Haus ist mit einem rothen Kreuz bezeichnet.

— Der Marquis ist ein Greis, der nicht mehr schaden kann, und seine Tochter ist noch ein Kind, das überall nur Opfer, niemals aber Feinde

sieht

— Also kann die Liebe zu einem Weibe

[illegible] Danton, zugleich mit der Liebe zum Vaterlande [illegible] die eine [illegible]

Gnade 1789 hatte sich der Marquis als reiner Aristokrat gegen das Benehmen des Adels ausgesprochen, der zu den **Etats généraux** berufen wurde, und statt sich mit den Herren des dritten Standes zu vereinigen, hatte er sich in sein Hotel der Straße St. Honoré zurückgezogen. Er wanderte nicht aus, weil das Alter sein Blut schon abgekühlt hatte, und weil ihn seine Gewohnheit und sein Kammerherrndienst fesselten, aber seinen Sohn schickte er zur Armee der Prinzen, und erwartete, ohne sich um weiteres zu bekümmern, daß der Herzog von Braunschweig die empörte Masse bändigen und den König befreien werde.

Dieser arme Marquis liebte es, das Wort Ludwigs **XIV.** „der Staat bin ich“ zu citiren. Er wußte nicht, daß das Volk diese Worte ausge-

erwiederte Friedrich

— Und die S
werden wohl mit di
ohne Führer ist.

— Sie täusche
dem besten Führer d

— Sein Nam

— Die Marse

— Dieses Lied

Der Capitain
gen konnte, die Erre
konnte. Marie heft
der Straße war kein

— So eben, n
quis, war der Aufru
der General Maudé

Marquis mit bewegten Worten. Er hatte
vergessen.

— Morgen, nahm der Vater wieder das Wort,
Du mich ins Schloß begleiten, ich werde
ie Seiner Majestät dem König vorstellen, und
sollt an dem Tage, wo der König über seine
de siegen wird, vereinigt werden.

Friedrich schwieg wiederum. Marie, wie alle
uen mit scharfer Beobachtungsgabe ausgerüstet,
tand dieses Schweigen, und sah bald, daß im
al ihres Vaters wie draußen auf der Straße
i entgegengesetzte Parteien herrschten.

Der Marquis setzte sich, nachdem er seinen
gen in die Scheide gesteckt; Friedrich wußte
ht, wie er seine Fassung bewahren sollte, er
lt Mariens Hand in der seinen und wagte

— Zurück, wiederholte Paul, ziehen Sie sich zurück, mein Herr, oder ich werde Sie dazu zwingen.

— Ich bin bewaffnet, sagte Friedrich, indem er ein Pistol aus dem Gürtel zog. Unsinnige, die wahren Verräther sind in Coblenz, diese werden vielleicht den König tödten, eben so wie ihre Väter und ihre Schwestern, welche das Volk als Geißeln gefangen hält. Ihr sollt beide nicht hinaus. Es wird auch ohne Euch Opfer geben... und ohne sie, fügte er hinzu, indem er einen liebenden Blick auf Marie fallen ließ, welche auf den Knien lag und betete.

— Und doch werde ich hinaus gehn, sagte der Marquis, wo Du mit mir die Reihe Deiner Mordthaten beginnen kannst.

Sturmglocke

Es ist
schütterungen
ausbrechen.
Unter dem
das Blut
sich, die Id
bildet sich
mel wie in
sind länger,
fortsetzen,
sich um
Bei
ris in B

— Zurück, wiederholte Paul, ziehen Sie [illegible]
zurück, mein Herr, oder ich werde Sie dazu zwingen
— Ich bin bewaffnet, sagte Friedrich, indem
er ein Pistol aus dem Gürtel zog. Unsinn!
die wahren Verräther sind in Coblenz, diese wer-
den vielleicht den König tödten, eben so wie die
Väter und ihre Schwestern, welche das Volk als
Geißeln gefangen hält. Ihr sollt beide nicht hin-
aus. Es wird auch ohne Euch Opfer geben...
und ohne sie, fügte er hinzu, indem er einen be-
benden Blick auf Marie fallen ließ, welche auf
den Knien lag und betete.

— Und doch werde ich hinaus gehen, sagte
der Marquis, wo Du mit mir die Reihe Deiner
[illegible]

II.

Es ist merkwürdig, daß die großen Volkserschütterungen immer in den heißen Sommertagen ausbrechen. Die Revolutionen bedürfen der Sonne. Unter dem Einfluß ihrer Strahlen entzündet sich das Blut und circulirt schneller, die Köpfe erhitzen sich, die Ideen erlangen mehr Energie, der Sturm bildet sich zugleich und vielleicht eben so am Himmel wie in den Herzen der Menschen. Die Tage sind länger, und die Streitenden können den Kampf fortsetzen, bis er entschieden ist. Der Boden lockert sich um die Pflastersteine, und hebt sie empor. ...

Beim Anbruch des Tages setzte sich ganz Pa-

wie ein elektrischer
hatte nur ein Ban
schrieben: Tod oder

Unselige Mon
als zu sterben. Di
Deine Artillerie wi
haben neben der des
zu zerschmettern.

Auch erbebte E
Palast dieses blitzen
las sein Schicksal
Er suchte Schutz
sammlung, welche
des revolutionären

liebe. Das arme Kind fühlte sich, [illegible]
nblicke sich glücklich.

Aber bald erweckte sie eine Salve des Mus-
feuers, und rief sie gewaltsam aus dem Traum
e Wirklichkeit zurück. Eine zweite Ladung
e der ersten, dann knallte es unaufhörlich.
Gesang der Marseillaise tönte an ihr Ohr,
von Zeit zu Zeit mischte der Kanonendonner
urchtbaren Schlägen seine männliche Stimme
dieses schreckliche Concert. Marie warf sich
mals zum Beten nieder. Aber ach! wohin
der Sieg neigte, er mußte für sie jammervoll
, sie konnte Waise oder Wittwe, ja vielleicht
es werden.

So wurden ihr die Stunden furchtbar lang,
sehnte sich endlich nach einem Unglück, wenn es

sich entfernte. O, Gott behüte uns vor dieser elen-
den Klasse der Lakaien! Das Volk hat seine
Freiheit errungen, diese haben sie gestohlen.

Jetzt begriff sie, wenn auch erst in vager,
unbestimmter Weise, daß eine Revolution voll-
bracht war, und die Bildung, welche sie erhalten
hatte, rief es ihr ins Gedächtniß, daß der Haß
der Parteien aus dem blutbenetzten Boden empor-
sprießt.

Als sie vier Stunden der Angst so zugebracht,
hörte sie nur noch einzelne Schüsse, die immer
seltner wurden; zuletzt war Alles still.

Der Kampf war geendet, aber welche Partei
hatte gesiegt?

Sie würde gestorben sein, hätte die Ungewiß-
heit noch eine Stunde länger gedauert. Aber kaum

— Und i
todt war, ach,
davor bebte, d
blutige Leichna
Hinderniß trete

Aber Ma
gebeugt schwan
von Thränen e
und die ihr sa

Friedrich
chens an sein
Blick von ih
Papier.

— Hier
gessen Sie
Paris bleibe

sich entfernte. O, Gott behüte uns vor
den Klasse der Lakaien! Das Volk hat sei
Freiheit errungen, diese haben sie gestohlen.

Jetzt begriff sie, wenn auch erst in
unbestimmter Weise, daß eine Revolution
bracht war, und die Bildung, welche sie erhalten
hatte, rief es ihr ins Gedächtniß, daß der
der Parteien aus dem blutbenetzten Boden
sprießt.

Als sie vier Stunden der Angst zugebracht,
hörte sie nur noch einzelne Schüsse, die immer
seltner wurden; zuletzt war Alles still.

Der Kampf war geendet, aber welche Partei
hatte gesiegt?

gestorben sein, hätte die Regier

todt war, ach, zu spät! rief Friedrich, indem er davor bebte, daß zwischen ihn und Marie der blutige Leichnam des Vaters als unübersteigliches Hinderniß treten würde.

Aber Marie hatte nichts gehört; von Schmerz gebeugt schwankte sie, sank auf einen Sessel, bleich, von Thränen erstickt, die sie nicht ausweinen konnte und die ihr fast das Herz brachen.

Friedrich drückte die kalte Hand des Mädchens an seine Lippen, und reichte, ohne einen Blick von ihr zu wenden, Paul ein gefaltetes Papier.

— Hier ist ein Paß ... reisen Sie und vergessen Sie nicht, mein Herr, daß wir beide in Paris bleiben und für Sie haften müssen.

regten.

— In diesem A
von der Menge über
Strome gleich Alles
Das verhängnißvolle
einer Sterbeglocke, hu
der rothen Mütze ange
und schrieen: Nieder

Danton streckte
und der Strom däm
volle Macht.

— Hier ist der B
dieser ganzen Familie,
einen der Foederirten z

Dieser gehorchte, e

zu beschauen, eine große Revolution vor

gehört indessen nicht jenen blutigen Katastro-
an, die von Zeit zu Zeit die politische Welt
türzen, sondern sie ist rein friedlicher Natur,
kann auch auf friedlichem Wege vollends zu
geführt werden, obwohl ihre Wirkungen in
chen Beziehungen nicht minder gewaltig sein
en, als die einer politischen Revolution, wie
in einem früher vorgekommenen gleichartigen
ebenfalls gewesen sind. Wir meinen damit
Revolution, welche sich sichtlich in Bezug auf
Welthandel und seinen Waarenzug vorbereitet.
Wenn wir, in dieser Beziehung, unsere Blicke
Asien richten, so gewahren wir Holländer wie
gländer in den angestrengtesten Bemühungen
eiffen, eine solche Umwälzung herbeizuführen

eingeführt, und die Production wird bereits alljährlich zu 125,000 Kilogramm angeschlagen.

Auch der Theebau ist dahin verpflanzt worden. Der Ertrag bestand im Jahre 1840 bereits in 70,000 Kisten, und es sind aufs neue bereits so viel Vorarbeiten gemacht worden, daß man hofft diese Production binnen 3 Jahren zu verfünffachen.

Sehen wir auf das englische Ostindien, so wird auch dort alles angewendet, um die Cultur des Zuckers, des Kaffees, des Thees, der Gewürze und der Baumwolle weiter und weiter auszubreiten, und Westindien zusammt Amerika mehr und mehr zu überflügeln.

Noch ist die große Entfernung und der lange Zeitverlust, den der Waarentransport aus Ostindien

tung wiederum
Egypten nehmen
in den Besitz di

Nimmt m
hinzu, welche g
aller Art in J
sich auch leicht
Handel eine sol
hältnisse nothwe

Für Deuts
wirken, und e
Theil der Waa
durch Deutschla

eingeführt, und die Production auf ...
jährlich zu 125,000 Kilogramm angeschlagen.

Auch der Theebau ist dahin verpflanzt wor-
den. Der Ertrag bestand im Jahre 1840 bereits
in 70,000 Kisten, und es sind aufs neue bereits
so viel Verarbeiten gemacht worden, daß man
hofft diese Production binnen 3 Jahren zu ver-
fünffachen.

Sehen wir auf das englische Ostindien, so
wird auch dort alles angewendet, um die Cultur
des Zuckers, des Kaffees, des Thees, der Gewürze
und der Baumwolle weiter und weiter auszubrei-
ten, und Westindien zusammt Amerika mehr und
mehr zu überflügeln.

... große Entfernung und der lang ...

Egypten nehmen, wie er sie hatte, bis die Türken in den Besitz dieser Gegenden kamen.

Nimmt man nun zu dieser Veränderung hinzu, welche großen Fortschritte in den Culturen aller Art in Indien jetzt gemacht werden, so läßt sich auch leicht ermessen, welche Revolutionen im Handel eine solche Umänderung der zeitherigen Verhältnisse nothwendig hervorbringen muß.

Für Deutschland dürften sie nur wohlthätig wirken, und es könnte leicht geschehen, daß ein Theil der Waaren wieder wie ehemals seinen Zug durch Deutschland nähme.

F. S.

Doch ward in ih...
Ein keckes Haus ...

Es gab der Wal...
Von seinen Bäum...
Daß sie, wie ein...
Nun trotzig stehn ...

Und in dem luft...
Von Brettern dür...
Da hält ein luft...
Die aufmerksame ...

Bald wirft es sei...

Indeß Dein Augenstern genährt mein Hoffen,
… meiner Andacht, Seele meiner Lieder.

…n Auge, das, gewandt zu Himmelshöhen,
Der Sonne Strahl verdunkelt, das, zur Erde
Gerichtet, ruft dem Kelch der Blumen: Werde!
…t Erd' und Himmel mich vereinigt sehen.

…d dennoch spricht Dein Mund kein Wort der Liebe,
Ob sich auf ihm auch Rosenknospen wiegen;
Gewiß hast Du nur darum noch geschwiegen,
…ß länger sich mein Herz in Demuth übe.

…u weißt es wohl, das sagen Deine Wangen,
Wo Lilien sich und Tausendschön vermählen:

Ludwig Liber.

Axel und Anna oder Briefwechsel zwischen zwei Hausgenossen. Skizze aus der Jetztzeit von Friederike Bremer. Berlin bei Morin 1811.

Eine ziemlich originelle Composition. Axel wohnt mit Anna in einem Hause, beide sind blutjung und sterblich in einander verliebt, können sich aber nur höchst selten sprechen, denn sie hängt von einer alten Tante, er von einem alten Onkel ab, die Beide nicht ausgehn. Da beginnt nun der schriftliche Briefwechel in kurzen Zettelchen, die fast alle Stunde gewechselt werden. Die sentimentale [illegible] Axels nimmt sich der natürlichen Nai-

Weise verrichtet. …
mehr feuilletonartig, …
sucht Flygare-Carlén …
ungeschickter Hand sich …
Situationen, und ma…
Richtungsgabe nicht …
der Durchführung …
verstanden zu sein.

Ein junger N…
liebten Weibe verh…
daß er es ahnt, mi…
fühlt sich von sein…
und besinnt sich …
Graf einst seinem…
than, indem er i…
Pfarrerstochter ver…

Ludwig

Axel und Anna oder Briefwechsel zwischen zw Hausgenossen. Skizze aus der Jetztzeit von Friederike Bremer. Berlin bei Morin 1851.

Eine ziemlich originelle Composition. Axel wohnt mit Anna in einem Hause, beide sind noch jung und sterblich in einander verliebt, können sich aber nur höchst selten sprechen, denn sie hängt von einer alten Tante, er von einem alten Onkel ab, die Beide nicht ausgehn. Da beginnt nun der schriftliche Briefwechsel in kurzen Zettelchen, die ... hält werden. Die sentimentale

mehr stillebenartig, gemüthlich schildernd, so versucht Flygare-Carlèn mit kühnerer, zuweilen nicht ungeschickter Hand sich in interessanten, spannenden Situationen, und man kann ihr eine gewisse Beobachtungsgabe nicht absprechen, ohne jedoch mit der Durchführung der einzelnen Charaktere einverstanden zu sein.

Ein junger Norweger, der mit einem ungeliebten Weibe verheirathet ist, die ihm aber, ohne daß er es ahnt, mit stiller Leidenschaft ergeben ist, fühlt sich von seinem ehelichen Leben gelangweilt, und besinnt sich darauf, daß ein Schwedischer Graf einst seinem Großvater eine Schmach angethan, indem er ihn mit einer von ihm verführten Pfarrerstochter verheirathete. Er beschließt ...

Ein Heirathsgesuch. ...ben. Von Alexander ...lag von Morin 1851

Aus dem modernen ... schon insofern, als das ...telalter Heiraths-Bureaux ... diese Früchte unserer raffi... kannten. Ein öffentliche... dem Vorgang des berühm... ting, bildet aber hier den ... sich eine Reihe der man...

Sga. Marziali gab die Isabella. So viel r von dieser ersten Vorstellung über sie zu ur= ilen vermögen, steht sie der beliebten Assan= an Lieblichkeit der Erscheinung, so wie an el und Schönheit der Stimme allerdings nach, ertrifft diese aber an Sicherheit und Bravour den Passagen. Ihr Spiel im ersten Act er= ien unserem deutschen Gefühl vielleicht zu keck. Sgr. Ciaffei debütirte in der Rolle des Lin= co. Er besitzt eine angenehme, nicht sehr starke imme, deren Klangbildung uns an die des be= hmten Moriani erinnerte, eine Klangbildung, lche erst durch die neuere italienische Gesangs= ule hervorgerufen ist und dem Ton den wahr= ft *seelenvollen Ausdruck* verleiht, nicht

Italien eine Oper für eine bestimmte Saison zusammengebracht wird. Wir entnehmen aus der allgemeinen musikalischen Zeitung die Notiz, daß in der letzten Sommerstagione Sga. Assandri in Como, die Sgrs. Ciaffei und Natale in Este gesungen haben, wir wissen auch, daß die erstere früher in der Reihenfolge der Primadonnen zu Paris nach Grisi, Albertazzi und Persiani folgte. Alles dies beweißt uns aber wiederum, daß Italien nach wie vor das Land der Sänger und des Gesanges ist.

Wir freuten uns in der Italienerin in Algier wieder das **Recitativo secco** zu hören. Dasselbe ist vortrefflich und verdiente in unseren deutschen Opern eingeführt zu werden, damit wir end=

gewande ihrer O
raner auf den S
Begriff, in die Mi
zu treten. Im
schönes jugendlic
dem Arm ihm vo
links stehn drei
füllen den Mitt
Gruppe von drei
an die aus Less
trefflich ausgeführ
den Gegensatz d
Geistes und der
Protestantismus
hat ihn unsrer

Italien eine Oper für eine be...
sammengebracht wird. Wir entnehmen ...
allgemeinen musikalischen Zeitung die Reih...
in der letzten Sommerstagione Sgr. ...
Como, die Sgrs. Ciaffei und Nau...
sungen haben, wir wissen auch, daß ...
her in der Reihenfolge der Primadonnen ...
nach Grisi, Albertazzi und Persiani ...
dies beweißt uns aber wiederum, daß ...
wie vor das Land der Sänger ...
ges ist.

Wir freuten uns in der Italiener...
wieder das **Recitativo secco** ...
selbe ist vortrefflich und verdiente ...
...geführt zu werden ...

raner auf den Stufen des Palastes, und er ist im Begriff, in die Mitte des ihm zujauchzenden Volkes zu treten. Im Vordergrund streckt knieend ein schönes jugendliches Weib mit ihrem Kind auf dem Arm ihm voll Sehnsucht die Hand entgegen, links stehn drei Patricier, die bewaffneten Bürger füllen den Mittelgrund. Rechts sehn wir eine Gruppe von drei Mönchen, die, obwohl sie etwas an die aus Lessings Ezzelin erinnern, doch vortrefflich ausgeführt sind. Der Maler hat offenbar den Gegensatz des Hochmuths des hierarchischen Geistes und der stillen, ruhigen Ergebenheit des Protestantismus darstellen wollen. Die letztere Seite hat ihn unsrer Ansicht nach zu einer Weichheit geführt, welche dem Bilde schadet. ...

... bekannt werde.

Bei den mannigfac...
Rationalismus gegenwär...
dienlich sein, zu erinner...
wunden er sich früher ...
Ende theilen wir eine ...
wähnten Denkschrift auf ...
wo es S. 176 heißt: ...
1809 zu Königsberg voll...
handlung des neugebornen ...
brecht nachbenannten Pri...
liche in seiner Rede sehr ...
nung Prinz oder Kind, ...

is mag ein schönes Mixtum compositum von
shion und unreifen Freiheitsideen geworden sein.

Dr. Karl Gutzkow ist kürzlich als moralischer
rkules der deutschen Literatur aufgetreten; wir
inen nicht, in „der Schule der Reichen,“ sondern
Nr. 184 seines Telegraphen. Daselbst verkün-
t er die fürchterliche Entdeckung, daß die deutsche
eratur sich in einen Augias-Stall verwandeln
üßte, wenn Leute wie der „Schriftsetzer“ J. Men-
lssohn, sich, ohne Brodstudien gemacht zu haben,
derselben niederließen, und ein Journal, wie das
Panorama der Gegenwart“ begründen wollten.
arauf hat ihm nun derselbe „Schriftsetzer“ in
r. 4 des Panorama's eine „aufrichtige Dank-

Gutzkow wird wegen des falschen Feuerlärms, den
er anstellt, als ob die deutsche Journalistik in Ge-
fahr wäre zu versengen und zu verbrennen, weil
der „Schriftsetzer“ J. Mendelssohn ein Journal
begründet hat, vermuthlich die Kosten allein tragen
müssen. Aber wie konnten Sie auch den sonst
sichern Takt Ihrer gewohnten Klugheit so weit ver-
gessen, mein lieber Landsmann und Vaterstädter?

Rtg.

Der Kaiser von China schreibt mit einem
Pinsel, das wußten wir; daß aber auch Europäi-
sche höchste Personen sich desselben zum Schreiben
bedienen, meldet uns die löbliche Spikersche Zei-
tung aus London, indem sie berichtet, die verwill-

Lomba

Gottlob, d
Solch eine tre
Dreimaster, P
disten, in der
die Bäume u
Farben an
Bibliothek un
solch ein Ne

e, seit der Septembergeschichte, seit dem Siege
Pfäffikoner Zionswächter konnte ich mir Zürich
anders als ein zweites Basel vorstellen und
e mit Grauen an den schon verloren gegebe-
Tag; an den See dachte ich in meiner Un-
d gar nicht mehr, um so weniger als die
enschauer, die nach langem Sonnenschein mich
ich zwischen Basel und Zürich ereilt hatten,
einen nassen Tag versprachen. Als ich aber
n Erwachen einen blauen Morgenhimmel über
sonnigen Bergen sah, sprang ich rasch auf
eilte hinaus. Aufs Gerathewohl losschlen-
nd, kam ich an eine Art Terrasse, die mit Gar-
anlagen umgeben und auf der Spitze mit alten
umen besetzt war. Eine beschriebne Holztafel

zonte die blitzende Reihe der Gletscher,
Jungfrau bis zum Septimer und Julier hin;
und oben vom blauen Himmel goß die Maisonne
die Glorie ihrer Strahlen über die sonntäglich
geschmückte Welt aus, daß See und Feld und
Berg in die Wette funkelten und der Herrlichkeit
kein Ende war.

Müde vom Schauen trat ich in das bretterne
Haus, das auf dem Gipfel steht und forderte ei-
nen Trunk. Ich erhielt ihn und zugleich das
Fremdenbuch. Man weiß, was in dergleichen
Büchern zu finden ist; jeder Philister hält sie für
Verewigungsanstalten, darin er seinen obskuren
Namen und einen seiner höchst trivialen Gedanken
der Nachwelt überliefern kann, und je beschränkter

Ich, warum
Denn wenig
Daß ich nicht

Der es ei
dem aus Gem
nung sogleich
Hehler und un
desto schärfer
tergrunde her
da, wo die
die in ihr
wachen, de
scheint, wer
hat als:

Ach, warum schwieg sie, ließ mir los die Hände?
Denn wenig fehlte bei dem süßen Klange,
Daß ich nicht gleich im Himmel dort geblieben.

Der es eingezeichnet hatte, hieß Joachim Triboni aus Genua, und war durch diese Einzeichnung sogleich mein Freund geworden. Denn je hohler und unsinniger die übrigen Glossen waren, desto schärfer hob sich dies Sonett aus ihrem Hintergrunde hervor, desto mehr ergriff es mich. Wer da, wo die Natur all' ihre Pracht entfaltet, wo die in ihr schlummernde Idee wenn nicht zu erwachen, doch einen goldnen Traum zu träumen scheint, wer da Nichts zu fühlen, Nichts zu sagen hat als: Wie schön bist du, Natur, der hat nicht

lacht empfanden und einschlummernd mich
n Betrachtungen überließen. Ein wunder
s Thal nahm uns jetzt auf; sanftgeschwungne
, bekleidet mit grünen Matten und gekrönt
Wäldern, umgaben uns; zum ersten Male
h hier in der Nähe das eigenthümlich schat-
Grün der Schweizer Wälder, die aus Laub-
Nadelholz gemischt sind, und kann den tiefen
ruck nicht beschreiben, den es auf mich machte.
Mischung, die helle wie dunkle Schattirungen
stark hervorhebt, verleiht auch einförmigen
nden einen hohen Reiz, und war gerade hier
die Gruppirung von Berg und Thal nicht
nell, so überraschte es doch, ein Gebiet zu
en, wo fast alle Schönheit im Kolorit lag;

eine Fleckchen Wiesengrund hervor, und der feine Nebelduft, der aus dem See emporstieg, verschwamm in der Ferne auf dem Gebirgshintergrunde zu weichen, violetten Schatten. Es war eine jener Gegenden, die den Menschengeist fast herausfordern zu jener Individualisirung des Naturgeistes, wie wir sie in der Volkssage finden, wo die zerklüfteten Felsen mit ihren Schneekronen die Umrisse tiefgefurchter und silberlockiger Greisenantlitze gewinnen und aus den klaren Fluten das grünwallende Haar reizender Nixen emportaucht. Allmählig öffneten sich die drängenden Wände ein wenig und dichtbuschige Vorsprünge ragten in den See hinein, ein weißer Streif schimmerte durch den blauen Duft, es waren die Häuser von Wallenstädt,

denn überhaupt
andern mit sol
lich besetzt sind.
weit auf, ehrf
der dem gewal
der sich kräftig
Riesen am Ge
gessen Geschic
tauscht; es ist
begrüßen. In
lich über Kies
es an dem w
um sich schlä
Bequemlichke
thig aufrafft.

eine Fleckchen Wiesengrund hervor, und der …
Nebelduft, der aus dem See emporstieg, …
in der Ferne auf dem Gebirgshintergrunde …
weichen, violetten Schatten. Es war eine …
Gegenden, die den Menschengeist fast …
zu jener Individualisirung des …
wie sie in der Volkssage finden, wo die …
Felsen mit ihren Schneekronen die …
furchter und silberlockiger Greisenantlitz …
und aus den klaren Fluten das …
Haar reizender Nixen emportauchte …
neten sich die drängenden Wände …
dichtbuschige Vorsprünge ragten in den See …

denn überhaupt die Pässe von einem Flußthal zum andern mit solchen Spuren des Faustrechts ziemlich besetzt sind. Bei Ragaz thut sich das Thal weit auf, ehrfurchtsvoll treten die Berge zurück vor dem gewaltigen Genius des Stromjünglings, der sich kräftig Bahn brach durch die granitnen Riesen am Gotthard und Splügen und jetzt seinem großen Geschick jugendstolz und muthig entgegenrauscht; es ist der Rhein, den wir jetzt wieder begrüßen. In einem breiten Bette rollt er feierlich über Kies und Sand dahin, aber man sieht es an dem weit verstreuten Gestein, wie wild er um sich schlägt, wenn er einmal der weichlichen Bequemlichkeit genug hat und sich zerstörungsmuthig aufrafft. Sein Thal bildet von hier aus die

Den nächsten Mo…
rheinaufwärts, ein bre…
den Felsen umgeben…
tauchte aus dem feine…
ter Abhang, von Bur…
und legte sich der Stre…
Thal war dadurch vo…
nur durch eine enge…
wärts dringen. Ein…
ragte vor uns auf; …
wie die Lombarden sag…
stadt. Wunderschön li…
sel, dessen Wände von…
det werden, deren unzu…

rrer an, und man meint ihre Stimme zu
: Komm her, Mensch, wenn du es wagst,
im unsre Häupter und säe dein Korn in die
hen unsrer Stirnen; aber droben wird dich
Gefühl deiner Kleinheit schwindelnd erfassen,
Boden weicht unter dir und zerschellend stür-
du von Zacke zu Zacke! Baue deine Straßen
zwischen uns durch; alljährlich kommt unser
dsgenosse, der Rhein, zorngeschwollen herab
reißt dein Werk über den Haufen!

Diese Opposition der Naturmacht gegen den
nschengeist ist nirgend so kolossal, man möchte
sagen, so selbstbewußt wie hier. Das einsam
auerliche des Weges und die Gefahr, die einst
diesem Alpenübergange verknüpft war, haben

Name laut genannt.

— Louis de Melbourg! rief er erstaunt, und reichte freundschaftlich grüßend die Hand dem Manne, der ihn gerufen hatte.

Das Thor des Gefängnisses öffnete sich, wie der Schlund eines reißenden Thieres, die beiden Cohorten drangen hinein und hinter ihnen schloß sich die Thür mit einem Geräusch, das wie Brüllen eines Ungeheuers klang.

Man brachte das Gefangnißregister, Paul gab den Namen seiner Schwester, dann Melbourgs, den seinen und endlich Friedrichs an.

Dieses Manoeuvre beim Diktiren, den Namen Mariens von dem Friedrichs zu trennen, enthielt zu gleicher Zeit eine Drohung, einen Wunsch, und eine Prophezeiung vielleicht.

drehte, sie zum
Schuld war ihm
er eine Frau li
und er sprach
nicht eher heirat
ruinirt habe.
aber keinen Fr
muth, Patrioti
wer noch an
ein Mann vo
In der
meinderaths
auszuführen
haftet word
Minorität g

Name [illegible]

— Louis de Melbourg! rief er [illegible] und reichte freundschaftlich grüßend die Hand dem [illegible] der ihn gerufen hatte.

Das Thor des Gefängnisses [illegible] der Schlund eines reißenden Thieres, [illegible] Cohorten drangen hinein und hinter [illegible] sich die Thür mit einem Geräusch, das [illegible] eines Ungeheuers klang.

Man brachte das Gefängnißregister. [illegible] gab den Namen seiner Schwester, [illegible] den seinen und endlich Friedrichs [illegible]

Dieses Manoeuvre beim [illegible] men Mariens von dem Friedrichs zu [illegible] [illegible] Zeit eine Drehung [illegible]

[illegible], sie zum Fenster hinauszuwerfen, keine Schuld war ihm heilig als Spielschulden; wenn er eine Frau liebte, so geschah es aus Eitelkeit, und er sprach es offen aus, daß ein Edelmann nicht eher heirathen dürfe, als bis er sich zweimal ruinirt habe. Er hatte eine Menge Kameraden, aber keinen Freund; für ihn waren Tugend, Edelmuth, Patriotismus Worte und Nichts weiter, und wer noch an solche Sachen glaubte, hieß ihm ein Mann voller Vorurtheile.

In der Eile, welche die Agenten des Gemeinderaths angewandt hatten, um dessen Befehle auszuführen, waren auch einige Unschuldige verhaftet worden; diese befanden sich jedoch in der Minorität gegen die gefangnen Aristokraten, gleich-

der Oeffnung einer [illegible]
dieser auseinander, da
allen Lippen, und Fri
sah sich genöthigt, zu
Gefangnen als Spion
eingekerkert waren, u
Liebe eines Mädchens
Verläumdung widerst
Verlauf einiger Tage
daß Marie ihn verurt
ren, und daß er den
schuldigte, nur durch
löschen könne.

Dieser Gedanke
und trieb das Blut au

— Arme Marie, erwiederte Friedrich mit dum-
Stimme, Du kannst nichts von dieser Revo-
n begreifen, Du kannst nicht die Verblendung
jetzt so verächtlichen Menschen begreifen, aber
ird der Tag kommen, an dem man sie bekla-
wird, denn die Sühne wird schrecklich sein.
e, ich weine über Dich, über das Schicksal,
es diese beiden Menschen Dir bereitet haben.
Er zeigte mit dem Finger auf Melbourg und
, die wenig Schritte von ihm mit einander
hen.

— Ich werde so glücklich sein, Sie zu be-
n! sagte Marie mit dem Ausdruck der Zärt-
it, ich werde Sie noch lieben.

Schmerzlich tönten diese Worte in der Seele

er, daß alle Gefangnen sich bemühten, von einer bevorstehenden Verbindung Mariens mit Melbourg zu sprechen; er fühlte seinen Muth entweichen, aber der Anblick Melbourgs, der ironisch lächelte, entzündete seinen Zorn. Er trat gerade auf ihn zu, und unterbrach ihn barsch.

— Mein Herr, glauben Sie mir, noch ist es nicht so weit, daß Sie einen Namen mehr auf die Liste Ihrer Maitressen schreiben können.

Melbourg murmelte einige allgemeine Drohungen

— Was soll das? rief Friedrich, Sie sehen wohl, daß wir keine Waffen hier haben, sonst wären Sie schwerlich noch am Leben.

So vergingen einige Tage; eine düstre Traurig-

liebt, still stand,

— Sie alle
schlossen sein.

— Welches
das Volk ihr Fre
reißen.

— Allerdin

— Allerdin
Friedrich leise.

Und er sch
schwur laut den
und stimmte d

Aber kein
Gefangenen

— Das

er, daß alle Gefangnen sich bemühten, [illegible] beverstehenden Verbindung Mariens mit [illegible] zu sprechen; er fühlte seinen Muth entweichen, [illegible] der Anblick Melbourgs, der ironisch lächelte, [illegible] zundete seinen Zorn. Er trat gerade auf ihn [illegible] und unterbrach ihn barsch.

— Mein Herr, glauben Sie mir, [illegible] nicht so weit, daß Sie einen Namen [illegible] Liste Ihrer Maitressen schreiben konnen.

Melbourg murmelte einige [illegible]

hungen

— Was soll das? rief Friedrich. Sie sehen wohl, daß wir keine Waffen hier haben, [illegible] wären Sie schwerlich noch am Leben.

[illegible] ließ sie die Worte fallen:

— Sie allein werden von dem Fest ausgeschlossen sein.

— Welches Fest! sagte Friedrich zu sich; wenn das Volk ihr Freudengeschrei hört, wird es sie zerreißen.

— Allerdings! sagte Marie.

— Allerdings! ich werde mit ihr sterben, sagte Friedrich leise.

Und er schwang sich auf eine Bank des Hofes, schwur laut den Irrthum seiner Vergangenheit ab, und stimmte das **Te Deum** an.

Aber keine Stimme antwortete der seinen, alle Gefangenen waren von Erstaunen ergriffen.

— Das ist nichts als Feigheit, rief Melbourg,

uns sterben.

Und als er die Fo[illegible]
der Drohung, da beugt[illegible]
ein Schrei des Entsetze[illegible]

Als sie wieder zu [illegible]
verschwunden, die Höfe [illegible]
migkeit wiedergewonnen, [illegible]
lastete auf ihnen bis zu[illegible]
ihnen im Traum Dante[illegible]
ihren Häuptern schwebte.

[illegible]

Das Gefängniß od[illegible]
welches Friedrich lebend [illegible]
eng und finster. Es w[illegible]
und nur mühsam dränge[illegible]

,“ zu bringen, forderte er einen Stuhl, eine
ape und Schreibmaterialien; der Schließer ant=
rtete nicht, sondern setzte einen Krug und ein
ück Brod in den Winkel. Friedrich besann sich,
ß er noch einige Goldstücke besaß und bot sie
n an: der Schließer aber sagte mit rauher
imme, die dem Knarren eines Riegels glich,
ß er ein aristokratischer Strauchdieb wäre, und
ng hinaus.

Jetzt leuchtete ein Sonnenstrahl, und um=
änzte die Blume mit seinem goldnen Schein,
nn verschwand er, es wurde Nacht; Friedrich
arf sich auf sein Strohlager und schloß die
ugen.

Aber ein langanhaltendes Seufzen erfüllte

— Man weiß nicht, wohin man die neuen Ankömmlinge placiren soll, aber nur Geduld!

Friedrich bebte noch immer.

— Ohne Zweifel, wird man über uns Gericht halten?

— Ja, damit man sie freispreche, wie den Verräther Montmorin! Die Richter sind von den Royalisten erkauft; sie rufen jetzt da unten ganz laut, daß die Preußen kämen, sie zu befreien. Aber es wird viel Wasser bis dahin unter den **Pont-neuf** fließen.

— Oder Blut, dachte Friedrich.

— Sie tanzen, sie freuen sich. Aber nur Geduld! sagte noch einmal der Schließer und ging hinaus. Man bewilligt einem zum Tode

— Wer h
— Jeman
hat sich getäusch
— Mein
in Verdun sei
Vaterland.
— Ha!
Schließer, ind
des Jünglings
chen die Reise
— Du n
— Das
Schließer mi
In die
des Mannes

— Man weiß nicht, wohin man sie ...
Ankömmlinge placiren soll, aber ...
Friedrich bebte noch immer.

— Ohne Zweifel, wird man über ...
richt halten?

— Ja, damit man sie freispreche, ...
Verräther Montmorin! Die Richter sind ...
Royalisten erkauft; sie rufen jetzt ...
laut, daß die Preußen kämen, sie zu ...
Aber es wird viel Wasser bis dahin ...
Pont-neuf fließen.

— Oder Blut, dachte Friedrich.

— Sie tanzen, sie freuen sich. ...
...! sagte noch einmal der Schließer ...

— Wer hat Dir das gesagt?

— Jemand, der Euch nicht fürchtet. Er hat sich getäuscht, wie ich sehe.

— Mein Freund, sagte Friedrich, ich möchte in Verdun sein, um zu kämpfen, aber für mein Vaterland.

— Ha! So sprecht Ihr recht, sagte der Schließer, indem er mit seiner harten Hand die des Jünglings faßte, bleibt dabei, und wir machen die Reise vielleicht zusammen.

— Du willst also reisen?

— Das Vaterland ist in Gefahr! sagte der Schließer mit gewichtigem Tone.

In diesem Augenblick war die Häßlichkeit des Mannes verschwunden, Begeisterung leuchtete

hob er sich plötzlich, u...
auf und ab, ergriff de...
wie eine Waffe. Dann...
ger, blickte um sich, u...
verschwunden war. ...
Erde, und Danton ...
blickte ihn an.

Sie suchen einen ...

— Einen, der ...
wiederte Danton. Fr...
daß ein Mann von ...
Verräther und Feigling ...

— Verräther un...
Friedrich langsam. Da...
vom Boden auf, zerriß ...

, welche es lieben sollte; aber bald kommt ihm
Vernunft wieder, und an der Stelle, wo die
che liegt, baut es ein Grab und errichtet eine
atue. Wir leben nur für die Nachwelt, diese
niemals ungerecht, und wir sollten denen lieber
nken, welche unser Exil abkürzen. Wenn der
agen, an dem wir ziehn, uns zermalmt, so ge-
ieht es, weil er schneller rollt, als wir schreiten,
d weil wir seinen Lauf aufhalten. Du begreifst
o nicht, daß nur eine solche Hingebung edel ist,
il Du Dich zum Mitschuldigen dieser Bedienten-
len gemacht hast, welche die Feinde herbeigeru-
haben, deren Stimme wir aber erstiken wer-
n? Denn schwer ist das Verbrechen, und schreck-
wird die Strafe sein! fügte er mit dumpfer

unsre Freiwilligen fürchten für ihre Familien, da
sie diese dann nicht mehr gegen den Verrath die-
ser Raufbolde schützen können. Was sollen wir
thun?

Friedrich antwortete nicht, er dachte darüber
nach.

Danton fuhr fort:

— Ganz Europa ist wider uns aufgestanden,
vielleicht bleibt uns nur übrig, uns unter den
Trümmern von Paris zu begraben; unsre Gene-
rale schwanken, unsre Soldaten weichen, Longwy
ist genommen, Verdun kann nicht widerstehn, die
Aristokraten streuen Gold, es giebt immer Schur-
ken, die sich verkaufen, die Gefahr ist dringend,
um sie zu bewilligen thut Einstimmigkeit noth...

Die Thür
Dantons Seite
Am Ende
Pferde, zu der
ihm im Hinte
Zimmers ein j
Es war
Arme.
— Die S
melte Danton.
— Ha, la
Danton
ließ sie durch
Hintergebäude
Hier wa

Digitized by Google

— Nun?

— Nun, die Sache ist abgemacht; ihr schlagt
Euch auf Pistolen, zehn Schritt Distanz.

— Anders war nicht loszukommen?

— Nicht um die Welt! Er erwartete mich
chon. Ich fragte ihn, ob ich das Vergnügen
abe, mit Herrn von C. zu sprechen.

— Ja, mein Herr.

— Ich komme im Auftrage ...

— Wahrscheinlich wegen des gestrigen Streites
m Variété-Theater?

— Ja, mein Herr.

— Welche Waffen proponirt Ihr Freund?

— Mein Gott, ich glaube, daß ...

— Nichts davon, mein Herr, Ihr Freund

lement paßt auf ihn, als ob Du ihn in Deinem Leben nicht gesehen hättest. Du sprachst von einem kleinen dicken Männchen mit braunem Schnurrbart, — der Mann ist groß, schlank und blond. — Komm nur, sein Fiaker wartet; meinen Wagen lasse ich nachkommen.

— Ich muß doch verteufelt angetrunken gewesen sein, auf mein Wort!

Man kommt in Vincennes an; die Duellanten stehen sich gegenüber.

— Meine Herren, beginnt M., es findet hier eine Verwechselung Statt; der Gegner ist mir völlig unbekannt.

— Stille doch, flüstert ihm sein Freund zu, Du warst ja benebelt.

— So sie
— Keines
— Lesen
— Dies i
Die Zeug
— Wie g
— Ich
gange des T
auf den Fuß
Rede stand, d
— Aber
Eingange arri
— Mei
hatte einen
— Die

Leben nicht gesehen hättest. Da sprach er: ... nem kleinen dicken Männchen mit braunem Schnurr- bart, — der Mann ist groß, schlank und ...

— Komm nur, sein Fiaker wartet; meinen ... lasse ich nachkommen.

— Ich muß doch verteufelt [illegible] ge- wesen sein, auf mein Wort!

Man kommt in Vincennes an; die Duel- ten stehen sich gegenüber.

— Meine Herren, beginnt M., es findet hier eine Verwechselung Statt; der Gegner ist mir völlig unbekannt.

— Stille doch, flüstert ihm sein [illegible]

— Keineswegs.

— Lesen Sie.

— Dies ist meine Karte nicht, ich heiße M. Die Zeugen treten heran.

— Wie geht das zu?

— Ich weiß genau, daß ich am Ausgange des Theaters mit einem Manne, der mir auf den Fuß folgte und auf meine Beschwerde Rede stand, die Karten gewechselt habe.

— Aber ich bitte Sie, dasselbe ist mir am Eingange arrivirt.

— Mein Mann war klein und dick und hatte einen braunen Schnurrbart.

— Dieselbe Figur hatte mein Mann auch; ob er einen Schnurrbart trug, weiß ich nicht.

der dortigen Bewohner
tion, deren Herz für Jea
schlägt, wie für Schil
Wunsiedel, der Geburts
zufrieden, auch eine Stat
zu Stande bringen sol
zu diesem Zweck einen
können dies Unternehm
genug für Jean Pauls
Mannes Ruhm, wenn
mehr erinnert an den
Ehre in Griechenland, w
trius Poliorcetes dreih
Der Geburtsort eines

che Ansichten. Die Leipz. allg. Ztg. erwähnte dieser Todtenfeier, welche die Nationalzeitung chtet, keine Sylbe.

Georg Herwegh hat einzeln ein Gedicht e deutsche Flotte, eine Mahnung an das deut= Volk" drucken lassen, welches recht schön ist. beginnt:

wach, mein Volk, mit neuen Sinnen
Blick in des Schicksals goldnes Buch,
Lies aus den Sternen dir den Spruch:
Du sollst die Welt gewinnen!
wach', mein Volk, heiß' deine Töchter spinnen:
ir brauchen wieder einmal deutsches Linnen
Zu deutschem Segeltuch.

nweg die feige Knechtsgeberde!
Zerbrich der Heimath Schneckenhaus!
Zieh muthig in die Welt hinaus,

Urtheil fällen will, muß man ebenso die Zustände wie die Personen erwägen. Nicht H. v. Cotta allein, die gesammten politischen Zustände ver= schulden den Mangel an Entschiedenheit, welche die allgem. Ztg. in Bezug auf die deutschen Ver= hältnisse an den Tag legt, und man muß es der Redaktion noch immer Dank wissen, daß sie beiden Richtungen die Wage zu halten weiß, indem sie wieder gut zu machen sucht, was sie dem Libera= lismus zu nahe gethan. Sie bewahrt so wenig= stens den nöthigen Anstand, dessen Mangel uns bei der Leipziger allg. Ztg. so tief verletzt. — Sonst enthält der Mephistopheles als Lockspeise noch Artikel über die Universität Bonn, Jugend= briefe von Heine, welche schwerlich mit dessen Be= ... Charakteristik von

Lo

Allr
die brau
des Rhei
mußte,
breiter,
treten m
und in
gen lie
bündne

Urtheil fällen will, muß man [illegible]
wie die Personen erwägen. Nicht [illegible]
allein, die gesammten politischen Zustände [illegible]
schulden den Mangel an Entschiedenheit, [illegible]
die allgem. Ztg. in Bezug auf die deutschen [illegible]
hältnisse an den Tag legt, und man muß [illegible]
Redaktion noch immer Dank wissen, daß sie beide
Richtungen die Wage zu halten weiß, indem [illegible]
wieder gut zu machen sucht, was sie dem [illegible]
lismus zu nahe gethan. Sie bewahrt [illegible]
stens den nöthigen Anstand, dessen Mangel [illegible]
bei der Leipziger allg. Ztg. [illegible] –
Sonst enthält der [illegible]
noch Artikel über die Universität [illegible]

Lombardische Streifzüge.

Von Friedrich Oswald.

I.

Ueber die Alpen!

(Schluß.)

Allmählig aber erweitert sich die Schlucht, die brausenden Katarakte werden seltner, das Bette des Rheins, der sich oft durch Engpässe drängen mußte, die nur nach Zollen zu messen waren, wird breiter, die steilen Wände werden schräger und treten mehr zurück, ein grünes Thal thut sich auf, und in der Mitte dieser ersten Terasse des Splügen liegt Anderr, ein Oertchen, das den Graubündtnern und Veltlinern als Badeort bekannt ist.

der andern Seite de[...]
das grüne Thal tief [...]
Rhein, dessen Donn[...]
überscholl. Noch ein[...]
und dann vorwärts. [...]
einen Kessel zwischen [...]
wieder in die verlasse[...]
Ich lehnte mich an [...]
hinab in den Rhein[...]
Bäumen ein Bassin [...]
Fläche, über die sich [...]
heimliche, versteckte W[...]
moosten Felswände, [...]
Sonnenstrahlen, alles [...]
lich Zauberisches. D[...]

, wo deutsch gesprochen wird, zwischen hohen rgen, aus deren grünen Wänden die dunkel- unen Sennhütten hervorragen. In einem schon nz italiänisch eingerichteten Hause, das bis in die ern Stockwerke nur steinerne Fußböden und te, steinerne Mauern hatte, wurde zu Mittag gessen und dann die Reise eine fast senkrechte lswand hinauf fortgesetzt. In einer Waldschlucht, ischen den letzten Bäumen, die ich diesseits der lpen sah, lag eine Lawine, ein breiter Schnee- rom, der sich von den steilern Gipfelwänden erabgewälzt hatte. Nicht lange dauerte es, so egannen die öden Schluchten, in denen die Berg- tröme unter einer festen, gewölbten Schneedecke onnern, und die nackten Felsen kaum hier und

war, sproßten schon ... Crokus auf, das Gras begann wieder grün zu werden, die Büsche kamen wieder, dann die Bäume, zwischen denen die weißen Wasserfälle hinabbrau- sten, und tief unten in einem Thale voll violetter Schatten floß der schäumende Liro, dessen schnei- ger Glanz aus den dunklen Kastanienalleen hell emporleuchtete, wärmer und wärmer ward die Luft, obwohl die Sonne schon hinter den Bergen versank, und in Campo Dolcino befanden wir uns, wenn nicht schon im ächten Italien, doch unter ächten Ita- liänern. Haufenweise versammelten sich die Be- wohner des Dörfchens um unsern Wagen und schwatzten in ihrem schnarrenden, nasalen Lombar- disch über Pferde, Gefähr und Reisende; alles ächtwelsche Gesichter voll kräftigen Ausdrucks und

zen anfing
Spitzen de
nacht stieg
grünen R
ben und
gen, der
und imm
gekaunte
süßem G
Herrlichk
merke ich

zen anfing, hochauf flammte die Abendröthe, die Spitzen der Berge vergoldend; eine herrliche Südnacht stieg empor. So fuhr ich hin durch die grünen Rebengelände, die ihre Ranken über Lauben und in die Kronen der Maulbeerbäume schlangen, der warme Hauch Italiens schwoll mir mild und immer milder entgegen, der Zauber einer nie gekannten, langgeträumten Natur ergriff mich mit süßem Schauer, und im Geiste anschauend die Herrlichkeiten, die mein Auge sehen sollte, schlummerte ich beseligt ein.

Spanien.

ihn wie Tage

anschicke, über die neuesten Schriften zu schrei-
welche der letzte Krieg der Karlisten und Chri-
os hervorgerufen hat. Von der Naturkraft,
che in dem spanischen Volke lebt, muß man
rall ausgehn. „Es ist wahr, sagt Huber, daß
uns ein Gymnasiast leicht eine Menge Dinge
nt und weiß in der Geschichte, Naturgeschichte,
athematik, alten und neuen Sprachen u. s w.,
sogar einem sogenannten Gelehrten in Spanien
md sind. Allein es ist eben so wahr, daß die-
viele Lernen, dieses Ueberfüllen von außen,
rauf unsere ganze Erziehung begründet, und
as vielleicht nicht zu ändern ist, bei der größten
ehrzahl die Geisteskräfte, die eigentlichen Federn
s geistigen Lebens, alles was natürlich ist, und

Sinn in seinem Kreise von Wünschen und, was vor allen Dingen zu beachten ist, einen natürlichen Anstand und Würde des Benehmens, welche Gemeinheit ausschließt, und die größte Leichtigkeit des Ausdrucks in einer Sprache, deren Kraft und Reichthum nur der gehörig schätzen kann, der sie im Lande selbst gehört hat. Es ließe sich vielleicht die ganze Sache in zwei Worten sagen, die aber nicht deutsch sind: Die Spanier sind weniger blasés, wie wir civilisirten, gebildeteren Leute — sie sind weniger sophisticated, wie Shakspeare irgendwo sagt. —

„Einen sehr wichtigen Platz in dem gesellschaftlichen Leben der Spanier nehmen, wie sich denken läßt, die Frauen ein, und durch sie die Liebe, und es muß sich im Ganzen annehmen, daß Jeder und

so wird d
so heiliger
„Was
gesellschaft
woran di
während
unvergle
in dem
rem gan
gends w
und Wi
Ausdruck
gänzlich
Unterric
mus si
heit d

Sinn in seinem Reiche ...
Wünschen und, was vor allen Dingen ...
ist, einen natürlichen Anstand und ...
Benehmens, welche Gemeinheit ausschl...
die größte Leichtigkeit des Ausdrucks ...
Sprache, deren Kraft und Reichthum ...
hörig schätzen kann, der sie im Lande sel...
hat. Es ließe sich vielleicht die ganze ...
zwei Worten sagen, die aber nicht ...
Die Spanier sind weniger blasés, ...
sirten, gebildeteren Leute — sie sind weniger so-
phisticated, wie Shakspeare irgendwo sagt —

„Einen sehr wichtigen Platz in dem ...
lichen Leben der Spanier nehmen, wie sich ...

so wird die Treue der Liebe und ihre Gesetze um so heiliger gehalten.“ —

„Was die Frauen nun außer der Liebe in das gesellschaftliche Leben der Spanier bringen, und woran die ganze Gesellschaft Theil nehmen kann, während die Liebe dem Einzelnen gehört, ist eine unvergleichliche natürliche Anmuth in der Rede, in dem Blicke, in allen Bewegungen, kurz in ihrem ganzen Wesen, welche man in der Art nirgends wiederfindet — einen natürlichen Verstand und Witz, mit einer Leichtigkeit und Kraft des Ausdrucks verbunden, die wirklich bei dem fast gänzlichen Mangel an eigentlicher Erziehung und Unterricht erstaunenswerth ist — einen Enthusiasmus für den Ruhm, die Unabhängigkeit und Frei-

dem französischen ...
ersetzen, was dieser
an Energie der A...
sich gegen den Nap...
jubelte ihm ganz
minder geschah dies
sich der französische
Spaniens Schicksal
nicht abzusehn; doch
Aufmerksamkeit, da
Herkommen, wie E...
auf dessen Throne
und selbst die conser...
und Deutschlands b...
zu zollen, während

durst verhehlt er schlecht. Aber die Energie
r Gesinnung ist immer anzuerkennen. Bei
nowsky finden wir dagegen eine aristokratischere
ung und feinere Beobachtung, man sieht es
an, daß er mehr äußrer Rücksichten wegen zu
n Carlos gegangen, und daß ihm in dessen
he nicht Alles geheuer vorkommt. Nichts desto
iger hat er jedoch den höchsten Muth an die
che seiner Wahl gesetzt, und sich bei verschiednen
legenheiten vortheilhaft ausgezeichnet. Hoesten
nte in der Fremdenlegion, und ihm wurde der
enst verhältnißmäßig am meisten erschwert, denn
n wollte auf der Christinoschen Seite keine
ußischen Offiziere dulden, weil deren so viel bei
n Karlisten dienten; doch gelang es ihm zu blei-

thuende Kammerherr klopfte an die Cabinetsthüre,
und rief: „Sennor! la Comida," worauf sich
der König in das Tafelzimmer begab und der
Hofkaplan das Tischgebet hielt. Die niedere Die-
nerschaft trug die Schüsseln bis an die Thür, wo
die Kammerdiener sie abnahmen, und den Kam-
merherren, die den König umstanden, einhändigten.
Diese hatten allein das Recht die königliche Per-
son zu bedienen. Wer Kammerherrn-Rang hatte,
genoß den Vorzug, den König essen zu sehen.
Wenn man an deutsche Hofsitte gewöhnt, zum er-
sten Mal mitten in diese lebenden Traditionen
altspanischer Etikette versetzt wird, kann man sich
eines sonderbaren Gefühls nicht erwehren, beson-
ders wenn es in Bauernhütten ist, daß an deren

mit der
Beinkleider
reihe Boin
Beina mit
zeichen de
Vorrecht,
taillon ve
halb gena
Der
Pfarrhaus
ganzes A
zwei Ga
merherrn
sich auf
cencio,

thuende Kammerherr klopfte an die ...
und rief: „Sennor! la Comida," ...
der König in das Tafelzimmer begab ...
Hofkaplan das Tischgebet hielt. Die ...
nerschaft trug die Schüsseln bis an die ...
die Kammerdiener sie abnahmen, und ...
merherrn, die den König umstanden, ...
Diese hatten allein das Recht die königl...
sen zu bedienen. Der Kammerherr ...
genoß den Vorzug, den König ...
Wenn man an deutsche Hofsitten gewöhnt, ...
sten Mal mitten in diese lebenden ...
altspanischer Etikette versetzt wird, ...
... sonderbaren Gefühls nicht erwehren, ...

mit der Umschrift: Carlos quinto; krapprothe Beinkleider mit schwarzem Besatz und scharlachrothe Boina mit silberner Troddel. Die weiße Boina mit schwarzer Troddel war damals ein Abzeichen der Generalität und Adjutantur und ein Vorrecht, von Zumalacarregui dem fünften Bataillon von Guipuzcoa gegeben, Chapelchuris deßhalb genannt.

Der König bewohnte den zweiten Stock des Pfarrhauses; zwei kleine Zimmer bildeten sein ganzes Apartement; vor der äußern Thüre hielten zwei Garde du Corps. Die dienstthuenden Kammerherren, Adjutant und Kammerdiener, befanden sich auf Treppe und Flur; Don Jose de Villavicencio, Sohn des Marquis de Alcantara, der Lieb-

auszudrücken im S...
traurigen Tagen ih...
Ungemach mit ihm ...

Folgendermaßen ...
bestellt: Ein Deta...
hierauf hundert Hat...
nigs, der in einem ...
Wachstuch überzogen...
ihm folgten die sämm...
Adjutanten, fremde ...
quartier beschäftigte ...
thiere mit der königli...
über die Küchenmeiste...
oder auf Ponies Crit...
Papieren der Minister...

ß wohl, sagte er zu Lichnowsky, daß man dem
nige vorstellt, ich sei nicht fromm genug; mög=
! Ich bin zwar kein Heiliger, aber ich wirke
h Wunder."

Dem alten Moreno schiebt Lichnowsky die
iste Schuld am Mißlingen der karlistischen
ache zu; aber man müßte blind sein, wenn
n diese nicht in allgemeinen Gründen finden
llte.

Die Sache selbst war dem Untergange ge=
iht. Nirgend zeigt sich dies greller, als da das
listische Heer vor Madrid rückt. „Das lang
ehnte Ziel war also endlich ereicht; da lag
an das stolze Madrid schweigend, wie todt vor
s. Ein Ruf ging aus jeder Brust, wie der des
lgers, der nach langer Irrfahrt das gelobte Land

den Welt eine andere Gestalt gegeben hätte, ist ein in der Geschichte unerhörtes Beispiel der allergrößten Deception geworden. Cabrera glich einem wüthenden Löwen; er bestürmte den Infanten, in Madrid auf eigene Faust einzurücken und, wenn es geschehen, es dem Könige zu berichten. Ein Adjutant nach dem anderen wurde ins Hoflager abgesendet, die ersehnte Königliche Bewilligung zu erhalten; da kam um 8 Uhr Abends der Befehl — alle Vorposten einzuziehen und nach Arganda zurückzumarschiren."

Nun erfolgt der Rückzug. Nach mancherlei Kreuz= und Querzügen passirte die Expedition den Ebro und kehrte nicht ohne große Verluste, und ohne etwas ausgerichtet zu haben, nach den Nord=Provinzen zurück.

Moreno
Der Köni
Heeres ste
der scherzen
Aber
nicht mehr
rolo gab
indem er
Kraftlosigk
werden,
ihn zu z
Haltlosigk
Wer
der Nati
dem Ha
ben auf

ben Welt eine andere Gestalt ge[illegible] ein in der Geschichte unerhörtes Bei[illegible] größten Deception geworden. Cab[illegible] wüthenden Löwen; er bestürmte den [illegible] Madrid auf eigene Faust einzurücken [illegible] es geschehen, es dem Könige zu [illegible] Adjutant nach dem anderen wurde [illegible] abgesendet, die ersehnte Königliche [illegible] erhalten; da kam um 8 Uhr Abends [illegible] — alle Vorposten einzuziehen und [illegible] zurückzumarschiren."

Nun erfolgt der Rückzug. Nach [illegible] Kreuz- und Querzügen passirte die [illegible] Ebro und kehrte nicht ohne große [illegible] ohne etwas ausgerichtet zu haben, [illegible]

[illegible] seine Stelle als Chef des Generalstabes. Der König selbst wollte sich an die Spitze des Heeres stellen und verhieß demselben die Hülfe der schmerzensreichen Jungfrau als Generalissima.

Aber auch die schmerzensreiche Jungfrau konnte nicht mehr helfen, die Sache ging zu Ende. Maroto gab ihr bekanntlich den letzten Todesstreich, indem er die königliche Gewalt in ihrer gänzlichen Kraftlosigkeit zeigte. Sie war zum Schemen geworden, den man bloß zu berühren brauchte, um ihn zu zerstreuen. Das Volk wurde von ihrer Haltlosigkeit überzeugt.

Wenden wir uns nun, um uns von der Haltung der Nation während des Krieges zu überzeugen, aus dem Hauptquartier in das Lager und folgen Goeben auf seinen mannigfaltigen Expeditionen in drohende Gefahren und in das blutige Schlach[illegible]

thun, das er au[illegible] beliebten Veransta[illegible] einzelner Stücke a[illegible] sammt-Ausgabe d[illegible] winnen hoffte. H[illegible] der Herausgabe ele[illegible] er nach dem obigen [illegible] einmal bezahlt [illegible]

Wir wollen do[illegible] nicht zur Liedlöhner[illegible] des Hrn. L. ein we[illegible]

Um gleich vor[illegible] der von Hrn. L. [illegible] brauchen wir nur [illegible] daß das von ihm [illegible] einem allgemein [illegible]

n sprachlicher und wissenschaftlicher Hinsicht ist, Text eines römischen oder griechischen Schrift-ers aus den verschiedenen alten Handschriften onstituiren, so ungehörig und störend erscheint ähnliche Arbeit rücksichtlich eines neueren riftstellers, dessen Werke unter seinen eigenen gen gedruckt wurden, und von dem noch Ori-l-Handschriften vorhanden sind, am wenigsten hierbei von großer kritischer Gelehrsamkeit Rede sein. — Es ist freilich wünschenswerth, Werke jedes Schriftstellers so zu besitzen, wie ie geschrieben hat: aber es darf dieser Wunsch t zu solcher Pedanterie verleiten, mit der Hr. ede Wort- und Buchstaben-Verschiedenheit in

sinn! Nun da dürfen wir ja bald die Herausgabe der vorgedachten, und nicht mehr vorhandenen ersten Concepte jeder Lessing'schen Schrift mit jedem Dintenklecks erwarten und staunen. Schade nur, daß H. L. uns jetzt nicht schon vorläufig seine besonderen Excursionen in Lessings geistige Werkstatt, und die dadurch für seine Ausgabe gewonnenen wichtigen Resultate etwas nachgewiesen und vor Augen gelegt hat. — Meint Hr. L. hiermit aber bloß jenes „scharfsinnige Erwägen der Absichten und Gewohnheiten des Schriftstellers," also etwa in Bezug auf Orthographie und Grammatik rc., so darf auch jeder, der aus der consequent mangelhaften Interpunktion in Herrn L's.

Conjecture
wichtige B
der Handsc
armene
lich (!)
schreiben
— Diese
er nicht
schen Au
Gajus,
Rechts zu
Es
den mo
Werken
sondern

sinn! Nun da dürfen wir ja bald die [illegible] gabe der vorgedachten, und nicht mehr [illegible] ersten Concepte jeder Lessing'schen [illegible] dem Dintenklecks erwarten und staunen [illegible] nur, daß H. L. uns jetzt nicht schon [illegible] seine besonderen Excursionen in [illegible] seine Werkstatt, und die dadurch für seine Ausgabe [illegible] wennenen wichtigen Resultate etwas [illegible] und vor Augen gelegt hat. — Meint Hr. L. [illegible] mit aber bloß jenes „scharfsinnige [illegible] der Absichten und Gewohnheiten des Schriftstellers," also etwa in Bezug auf Orthographie und Gram- matik ꝛc., so darf auch jeder, der aus der [illegible] [illegible] Interpunktion in seinem [illegible]

Conjecturen fehlen lassen, und namentlich die wichtige Vermuthung aufgestellt, daß — weil in der Handschrift der Emilia Galotti deutlich „eine armene Bruneschi" steht — Lessing wahrschein- lich (!) „eine alberne" (statt „arme") habe schreiben wollen! Das nennt H. L. schaffen! — Dieser Irrthum wäre ihm nachzusehen, wenn er nicht so weit ginge, seine Arbeit mit der Wolf- schen Ausgabe des Homer, dem Göschen'schen Gajus, oder gar mit Savigny's System des R. Rechts zusammenzustellen.

Es kommt aber, was Hr. L. uns gern ausre- den möchte, hier nicht auf die den Lessing'schen Werken überhaupt gewidmete Gesammtthätigkeit, sondern nur darauf an, was er in den 6 einzel-

von einem Scrupel [illegible] gabe eingehaucht ha[illegible] gewogen haben. [illegible] handen; denn es is[illegible] die Voß'sche Buchh[illegible] zum Abdruck und [illegible] der von Hrn. L. b[illegible] Lessing'schen Schrift[illegible] Hr. L. nur von j[illegible] Durchsicht und Her[illegible] ein Honorar von 50[illegible] dabei über die Stär[illegible] bedungen gehabt. [illegible] dungsgrund findet [illegible] den, durch das Gese[illegible]

...anten ꝛc. ...
Zuthaten stand ihr das Verlagsrecht ohnehin
Will Hr. L. aber auch hiergegen etwa ein-
...den, daß jede seiner Varianten ꝛc. nicht in
Idee der Buchhandlung gelegen, so genügt zu
...er Widerlegung auch schon die allgemeine
...schrift des § 1013 a. a. O.

„Ist im Verlagsvertrage die Zahl der
„Exemplare der ersten Auflage nicht bestimmt,
„so steht es dem Verleger frei, auch ohne
„ausdrückliche Einwilligung des Verfassers,
„neue Auflagen zu veranstalten.“

Was soll man aber dazu sagen, wenn Hr. L.
...s der oben gedachten Ausführung in dem Gut-
... Sachverständigen-Vereins folgert, daß

specielles Gutachten als einen, ...
Thür und Thor öffnenden allgemeinen Rechts-
satz verketzern und verschreien? Die Sachverstän-
digen also müssen die Schuld tragen, daß Hr. L.,
während er bei Unterzeichnung des Vertrages mit
der Voß'schen Buchh., wie er sagt „aus persönli-
„chen Gründen nicht glauben wollte, daß dem-
„selben irgend etwas andres, als das Edelste zum
„Grunde liege“ — sich jetzt anders besinnt, und
darauf fällt, daß auch „über das erste Erscheinen
„der Ausgabe hinaus etwas zu verdienen“
gewesen wäre.

Unter solchen Umständen dürfen wir uns
dann auch nicht wundern, zu vernehmen, daß der
... seine Ansicht nicht

Philos...
Die b...
Man ...
So l...
Und b...
Das ...
Selbst...
Ich w...

Nimm...
Wenn...
Auf...
So...
Ich...

[illegible]
specielles Gutachten als einen, den [illegible]
Thür und Thor öffnenden allgemeinen [illegible]
sat verketzern und verschreien? Die [illegible]
digen also müssen die Schuld tragen, daß [illegible]
während er bei Unterzeichnung des [illegible]
der Voß'schen Buchh., wie er sagt „aus [illegible]
„chen Gründen nicht glauben wollte, daß dem
„selben irgend etwas anderes, als das [illegible]
„Grunde liege" — sich jetzt anders [illegible]
darauf fällt, daß auch „über das erste Erscheinen
„der Ausgabe hinaus etwas zu verdienen"
gewesen wäre.

Unter solchen Umständen dürfen wir [illegible]
[illegible] nicht wundern, zu vernehmen, daß [illegible]

Philosophie, das ist fürwahr
Die beste Fakultät!
Man lebt das liebe lange Jahr
So lustig, wie es geht.
Und bleib ich wie zuvor so dumm,
Das macht mich wenig heiß,
Selbstkenntniß ist mein Studium,
Ich weiß, daß ich nichts weiß.

Nimmt Jemand Aergerniß daran,
Wenn ich, des Weines voll,
Auf keinem Bein mehr stehen kann,
So weiß ich Rath mir wohl;
Ich zeige auf die Flasche hier,

Der Ofen ung[illegible]
Der Hunger pl[illegible]
Dann fühl' ich [illegible]
Wie Diogen, d[illegible]
Wer kein Bedü[illegible]
Sprech ich mit [illegible]

So hilft mir d[illegible]
Aus jedem schl[illegible]
Ich lebe froh, [illegible]
Bis an des Leb[illegible]
Und wenn der [illegible]
Geht's straks zu[illegible]
Denn wißt, an [illegible]
Kein wahrer Ph[illegible]

Kreuz und die Quer:
Scheinen betrunken mir
Allesammt schwer.

Alles im Sturme rings,
Großes und klein,
Wag' ich darunter mich,
Nüchtern allein?
Das scheint bedenklich mir,
Ein Wagestück —
Da geh' ich lieber ins
Wirthshaus zurück.

Heinrich von Mühler.

der neu=romantischen Geigerkunst [illegible] durch Paganini auf eine fast schwindelnde Höhe der formellen Virtuosität getrieben worden ist. Nun ist auch endlich Deutschland durch H. W. Ernst bei uns vertreten worden. Er gab am 4. Dec. im Concertsaal des Schauspielhauses ein Concert, und wurde mit Beifall überschüttet. Bei gleicher Fertigkeit, wie jene Nachfolger Paganinis, folgt er einer einfacheren Geschmacksrichtung in seinen Compositionen und Spiel, das Gefühl wird bei ihm nicht von einem Extreme zum andern getrieben und gleichsam gehetzt. Das melodiöse Element tritt daher weit reiner hervor, wir haben bei ihm weit mehr Genuß, als bei Ole Bull und Prüme, [illegible] Dabei

daß er [illegible]
ziehe es [illegible]
ärgern, [illegible]
Faßman[illegible]
was se[illegible]
der Fa[illegible]

T[illegible]
für ge[illegible]
Münch[illegible]
überne[illegible]
samkei[illegible]
wegen[illegible]
Berli[illegible]

der neu-romantischen Geigerkunst gerade, wie
durch Paganini auf eine fast schwindelnde Höhe
der formellen Virtuosität getrieben wurde ist.
Nun ist auch endlich Deutschland durch H. W.
Ernst bei uns vertreten werden. Er gab am 1
Dec. im Concertsaal des Schauspielhauses ein
Concert, und wurde mit Beifall überschüttet. Er
gleicher Fertigkeit, wie jene Nachfolger Paganinis
folgt er einer einfacheren Geschmacksrichtung in sei-
nen Compositionen und Spiel, das Gefühl wird bei
ihm nicht von einem Extreme zum andern getrie-
ben und gleichsam gehetzt. Das melodische Element
tritt daher weit reiner hervor, wir haben bei ihm
mehr Genuß, als bei Ole Bull und Prume

es ist das unausbleibliche Loos eines Schauspielers, daß er sich über seine Collegen ärgert. Aber ich ziehe es vor, mich über Lablache und die Grisi zu ärgern, als über Herrn Blum und Fräulein von Faßmann." Die Löwe spricht allerliebst englisch, was sonst bei den hiesigen deutschen Damen selten der Fall ist.

Die Leipziger allg. Ztg. meldet, es wird fast für gewiß angenommen, daß H. v. Küstner aus München die Direktion des Berliner Theaters übernehmen werde. H. v. Küstner wird seiner Sparsamkeit und seiner eindringlichen Theaterkenntniß wegen vielfach gerühmt, er möchte indessen in Berlin eine schwierigere Stellung als anderswo

das deutsche Theat
nini in Genua vor
ten vom Standpun
ler Professor Baro
London, Paris, Fr
erscheinen in beson

Eine ähnliche
verfolgen nach und
Bote aus der Schw
rich erscheinen wird
Herwegh Theil hat,
man Klein und K
werden. Dort so
Schweiz wahrer un

nte der Verleger sich entschließen, der Zeitung
besſere äußere Ausstattung zu geben, und ein
resſantes Feuilleton hinzuzufügen, so würde sie sehr
d für Berlin die Stelle einnehmen, welche die
pziger allgem. Ztg. eine Zeit lang einnahm, sich
er nicht erhalten konnte.

Von dem „Conversationslexicon der neuesten
teratur-Völker und Staatengeschichte,“ welches bei
tto Wigand in Leipzig erscheint, ist jetzt mit dem
3ten und 14ten Heft der erste Band vollendet.
Wir finden darin wieder vortreffliche biographische
rtikel wie: Gans, Grimm, Gervinus, Friedrich
...

derselben. Die Kupfer von Speckter ...
charakteristisch, namentlich das Katzenbild nach der
bekannten Fabel „Thier und Menschen schlie-
sen feste,“ wo die Koketterie der Kätzinnen sehr
hübsch dargestellt ist. Auch „Phylax, der so manche
Nacht“ rc. ist sehr treffend aufgefaßt. Der Phan-
tasus enthält Erzählungen, Märchen und Gedichte
für das kindliche Alter, in denen der „sanfte Kletke“
seine wahre Sphäre gefunden zu haben scheint.
Drei Schriften von Gust. Nieritz: Gutenberg und
seine Erfindung, die vier Gebote oder die unglei-
chen Brüder und Seppel oder der Synagogenbrand
zu München“ (Leipzig bei Woller) bewegen sich in der
bekannten Weise dieses beliebten Kinderschriftstellers,

Inhalt: ...
E. M. – ...

„Von ...
fache Klei...
erzählt Ge...
der Gebir...
die Felse...
Zugarram...
uns. D...

derselben. Die Kupfer von Speckter sind [illegible] charakteristisch, namentlich das Katzenbild aus der bekannten Fabel „Thier und Menschen [illegible] sen feste," wo die Koketterie der Katzen [illegible] hübsch dargestellt ist. Auch „Phylax, der [illegible] Nacht" ꝛc. ist sehr treffend aufgefaßt. Der [illegible] tasus enthält Erzählungen, Märchen und Gedichte für das kindliche Alter, in denen der [illegible] seine wahre Sphäre gefunden zu haben scheint. Drei Schriften von Gust. Nieritz: [illegible] seine Erfindung, die vier [illegible] oder die [illegible] chen Brüder und Seppel oder der [illegible] zu München" (Leipzig bei Wöller) bewegen sich in [illegible]

Inhalt: Spanien. II. Von E. M. — Verstrickung des Gelehrten Nebelmelde; E. M. — Gedichte von Wolfgang Müller und J. Minding. — Feuilleton. — Epilog.

Spanien.

II.

„Von Schleichhändlern geführt, in die einfache Kleidung eines baskischen Bauern gehüllt, erzählt Goeben, durcheilte ich auf schmalen, kaum der Gebirgsziege wegsam scheinenden Fußsteigen die Felsen-Thäler der West-Pyrenäen. Bald lag Zugarramurdi, das nächste carlistische Dorf, vor uns. Da sah ich die Braven, von deren Kriegsthaten ich so oft bewundernd [illegible]

erfochten, so oft der [illegible] durchbrochen und ver[illegible] die Ueberbleibsel eines [illegible] tigen Glieder, während [illegible] senwege hineilten od[illegible] Hanfsandalen ihre Fü[illegible] farbiges oder weißes [illegible] Haupt, der Hals war [illegible] umschlungen; die W[illegible] dem Tod sendenden [illegible] geschnallter schwarzer [illegible]

undig waren." Er trug einfache Civil-Kleidung.

Die hohe Religiösität des Königs, bemerkt Goeben, erzeugte ein oft ängstliches Festhalten an en Formen der Religion, wie sie von jeher als eilig sich ihm eingeprägt, und wie er bei dem Zustande der geistigen Cultur und den Neigungen eines Volkes sie vom wohlthätigsten Einflusse für asselbe hielt.

Goeben sucht sich nun auf dem Terrain, em er angehören sollte, zu orientiren. Er weiß ie Basken nicht genug zu rühmen. Sie sind n hohes, kräftiges Geschlecht, ernst und zurückhal-nd, aber edelgesinnt, großmüthig, in hohem

fast ganz vorherrschend.

Die Privilegien der Basken bestehen darin, daß sie eine eigne Gesetzgebung haben, und von aller Conscription frei sind. Dafür stellen sie auf eigne Kosten ein Regiment und im Nothfall ist jeder Baske bereit, die Waffen zu ergreifen. Der König hat nicht das Recht, sie zu besteuern, eine Provincial-Deputation bestimmt die Abgaben, deren Ertrag im Lande bleibt, nur wenn die Madrider Regierung einer besonderen Hülfe bedarf, wird sie als Geschenk bewilligt. Jeder Baske ist Edelmann, und hat in den andern Provinzen und den Kolonien das Recht eines Solchen, was früher

Einmal
Rußland
nahten
Escorte
hälten.
laut w
die Ba
strebte
Escort
E
gebrac
doch
sollte

ichen
ung.
merkt
an
als
dem
ngen
für

tain,
weiß
sind
thal-

selbst das blonde Haar der [illegible]
fast ganz vorherrschend.

Die Privilegien der Basken [illegible] daß sie eine eigne Gesetzgebung haben, [illegible] aller Conscription frei sind. Dafür stellen sie [illegible] eigne Kosten ein Regiment und im Kriege [illegible] jeder Baske bereit, die Waffen zu ergreifen. Der König hat nicht das Recht, sie zu besteuern. Die Provincial-Deputation bestimmt die Abgaben [illegible] ren Ertrag im Lande bleibt, nur wenn die [illegible] drider Regierung einer besondern Hülfe bedarf, wird sie als Geschenk bewilligt. Jeder Baske ist Edelmann, und hat in den andern Provinzen und den Kolonien das Recht eines Solchen, was [illegible] [illegible] Militär- und Civil[illegible]

Einmal schickte ihm ein alter Capitain, der in Rußland Kriegsgefangner gewesen, Chocolate, da nahten sich schimpfend Soldaten, und warfen der Escorte vor, daß sie ihn nicht unterwegs ermordet hätten. „Der Lärm tobte jeden Augenblick mehr, laut ward mein Blut gefordert, schon berührten die Bajonette meine Brust, Messer funkelten, ich strebte als braver Carlist zu sterben.“ Doch die Escorte rettete ihn.

Goeben wurde nach dem Depot von Legronno gebracht und schmachtete hier acht Monate lang, doch war seine Haft nicht allzudrückend. Dann sollte er nach der französischen Grenze abgeführt werden, er entsprang aber, während seine Wächter

auf der Straße wa[illegible]
Bursch, der an da[illegible]
zitternder Stimme: [illegible]
los Christinos!“ [illegible]
stand tobend und st[illegible]
deren Kopfbedeckung[illegible]
haßten Negros erke[illegible]
hatte ich die Thür [illegible]
sich die Treppe he[illegible]
rück; die kleine, kau[illegible]
wie sie oft in den [illegible]
Bauern sich findet, [illegible]
der ein Gefangner! [illegible]
auf dem Vorplatz, [illegible]

epäck zu den Karlisten übergegangen war, nur die ffiziere und Sergeanten waren in Thränen zu- ckgeblieben, da sie umsonst durch jedes Mittel e Ausführung des rasch Beschlossnen zu hindern sucht hatten. Das Mädchen, welches Goeben warnt hatte, war eine Stumme, die Tochter des auses gewesen.

Folgende sehr treffende Bemerkungen stellt oeben über die Art der spanischen Kriegführung an:

„Die Hauptursache der Ueberlegenheit der frühe- n carlistischen Truppen beruht ohne Zweifel in m Charakter und den Neigungen des spanischen olkes, welche seine Art, den Krieg zu führen,

laugen aufgelösten Reihen, sie brausen wild heran zum wilden Sturme und prallen zurück, um wieder zu gleichem Versuche vorzudringen:; mehr vertrauen sie der körperlichen Gewandtheit und Kraft, als des Führers weisen Anordnungen. Von dem Augenblicke an, in dem er die Seinen zum Kampfe führt, ist der Feldherr Soldat, welcher, der Leitung seiner Leute beraubt, nur noch durch individuelle Bravour vor ihnen hervorsticht und von ihrem Muthe den Sieg hoffen darf.

So der Spanier. Er ist der schlechteste Liniensoldat von der Welt; aber für den kleinen, den Guerilla-Krieg entwickelt er die höchsten Ta-

Worte ch
weit mehr
Vermeidun
heit, und
List und
bieten, a
ten und
der M
W
annahm
men de
stinos.
W
Das

augenblicklich sehr brav. Aber den kalten, Tod verachtenden Muth, die unerschütterliche Festigkeit, die den guten Liniensoldaten auszeichnen, und ein Erbtheil der Völker von deutschem und slavischem Ursprung sind, solchen Muth kann der Spanier nie sich zu eigen machen." „Um daher über die Ereignisse des spanischen Kriegs ein Urtheil zu haben, sagt Goeben, muß man den spanischen Guerrillero studiren, mit allen seinen Verhältnissen sich vertraut machen, in seine Ideen, Gefühle und Vorurtheile sich hineindenken. Der Spanier geht nur auf reelle Vortheile aus: die Ehre des Sieges wie die Schande einer Niederlage sind ihm Worte ohne Bedeutung. Seine Kriegskunst besteht weit mehr in gewandtem Fliehen, in sorgfältiger Vermeidung des Zusammentreffens, wo irgend Gleichheit, und in der Benutzung jedes Vortheils, den List und genauere Kenntniß des Terrains ihm bieten, als darin, entscheidende Schläge vorzubereiten und auszuführen, durch die im geregelten Kriege der Militair sein Ziel erreicht.

Weil die Karlisten diese Art der Kriegführung annahmen, siegten sie zuerst über die in die Formen der Organisation und Zucht gezwängten Christinos."

Und doch gewannen diese die Oberhand. Das Volk, sagt Goeben, hat für die Karlisten Viel gethan und Viel geopfert, aber *nirgends wie in den baskischen Provinzen und Navarra, weil das materielle Interesse der Bewohner nicht so eng an den Ausgang des Kampfes geknüpft war.*

In diesem Ausspruch liegt der Grund des Sieges offen zu Tage. Die Nation war nicht für Don Carlos, sondern nur der veraltete Provincialgeist zweier Provinzen, und als dieser sich erschöpft hatte, und bei Don Carlos Geldmangel eintrat, unterlag auch dessen Sache. Nur in den Nordprovinzen, gesteht Goeben zu, war der Kampf für die Karlisten günstig, bei den weiteren Expeditionen siegten die Christinos.

Wie erbittert und blutig der Krieg geführt

wurde, davon giebt uns Goeben mehrfad
derungen, namentlich aus der Zeit, als
Cabrera stand. Das Dorf Carbonare
von den Christinos äußerst tapfer eine ga
und einen Tag vertheidigt, und Cabrera
„Er fluchte den Feinden und drohte
Rache, da sie ganz ohne Hoffnung auf Hi
loses Blutvergießen veranlaßten; er jamm
seine armen Burschen, wie sie fortwähr
oder verwundet aus dem Getümmel gebr
den. Jedes Haus mußte einzeln genomm
den, in jedem kämpften die Christinos v
und räumten es gewöhnlich erst, wenn es
nen zusammenzufallen drohte. So oft
lebhaften Widerstand leistete, beorderte
irgend einen Offizier aus seiner Umgeb
die Spitze der Stürmenden sich zu stell
wehe! wenn er nicht der Erste der Ge
entgegenwarf. Auch ich ward mehrere
solchem Auftrage beehrt und führte sie u
aus. Cabrera selbst setzte sich häufig der
Gefahr aus und ging bis dicht an die
Feinde vertheidigten Gebäude vor.

Schon nahte wieder der Abend ur
noch hatten die Christinos zehn oder zwöl
rings um die Kirche inne, aus denen sie
haftes Feuer gegen die anstürmenden Tru
terhielten. Mit mehreren Adjutanten und
Offizieren stand ich hinter dem General, d
mit furchtbar gefalteter Stirn und über
gekniffnen Lippen den vierten Sturm be
welchen eine Compagnie von Tortosa auf
nes unscheinbares Haus machte, das, aus
vom Feinde besetzten Masse vorspringend
flankirend, mit großer Festigkeit behaupt
und ganz mit Truppen gefüllt schien.
mußten die braven Tortosiner weichen,
die am kühnsten vorwärts Dringenden un
mörderischen Feuer gefallen waren. Einen
blick stand der General starr, nur das Ge
einer krampfhaften Bewegung durchzuck
wandte er sich rasch um, und das geisterh

Auge auf die sich zur Seite wendenden Offi- richtet, rief er mit Donnerstimme: „Wer ? Niemand, carajo?" Mit hochklopfen- rzen flog ich, von einem jungen Cavallerie- begleitet, an die Spitze der Grenadiere, Cabrera ermunternd „Vorwärts noch ein Mal, n, und stecht die Teufel alle nieder!" zurief. it lautem viva el Rey! viva Cabrera! n wir vorwärts. Nach fünf Minuten lan- ingen im Innern des Hauses hatten die n Tortosiner es genommen, alle Räume dten gefüllt, schon feuerten sie aus den n auf die zunächst liegenden Gebäude.

n dem Augenblick, da der General in das rat, sah ich, wie einige Freiwillige drei dete Christinos, die einzig überlebenden von rtheidigern, aus einem Winkel hervorschlepp- e durchbohrten kaltblütig den Ersten, einen , und hoben die Bajonette, um die Andern, umsonst Gnade flehten, zu opfern, als mein es Entsetzens: „Halt, Infame, Pardon" uth hemmte. Da herrschte Cabrera finster : „Ich habe befohlen, kein Pardon, Herr n" mit einem Zornesblick von Kopf zu Fuß ssend, wie ich nie so drohend ihn gekannt." var auch Goeben zu viel, er beschloß zur , sich von Cabrera hinwegzuwenden. 1620 waren in dem Gefechte um dieses Dorf .

n 27 Mai 1839 wurde von den Truppen afen Espanna Ripoll, eine ansehnliche Ge- reibende Stadt in Hoch-Catalonien, nach maligem Stürmen genommen. Alles, was trug, wurde von den wüthenden Soldaten macht, die übrigen Bewohner mußten so- ie Stadt verlassen, welche niedergebrannt auf den letzten Stein rasirt wurde. Der ieß eine Säule errichten mit der Inschrift: né Ripoll, hier stand Ripoll. Gewöhnlich ei der Belagerung einer Stadt die schwarze ausgehängt als Zeichen des Kampfes um d Leben.

Die schauderhaftesten Scenen des Krieges brachte aber das Repressalien-System hervor, welches Cabrera im Winter 1838 bis 39 einführte, indem er für etwa vierzig Lanciers von Tortosa, welche niedergestoßen worden waren, 180 gefangne Christinos erschießen ließ. Da war es kein Wunder, daß auch das Volk in den Städten losbrach, und die Carlisten ermordete. Dies geschah in Alicante, Murcia, Zaragoza und allen größern Städten. Da befahl Cabrera, daß hinfort überhaupt kein Pardon mehr gegeben werden sollte, und nun begannen die gräßlichsten Abschlachtereien, in denen das böse Element des spanischen Blutes, die thierische afrikanische Wuth, sich offenbart. Auch Cabreras blinde Mutter wurde bekanntlich in diesen Revolten erschossen, dies vergaß Cabrera nie. Als er endlich den Vertrag auf Abschaffung dieser Grausamkeiten abschloß, fügte er eigenhändig die Worte hinzu: „Ich will keinen Pardon, und Nogueras, der Mörder meiner Mutter, erhält keinen Pardon." —

Goebens Buch giebt eine umfassende Schilderung des Krieges seit dem Jahre 1836, und man kann daraus eine genügende Kenntniß der verschiedenen Persönlichkeiten der Führer entnehmen.

Merino, Zumalacarregui, Zariategui, Garcia, Cabrera, Espanna und Maroto werden scharf und treffend von dem Standpunkt der Partei aus charakterisirt. Gegen die Gegenpartei verfährt er fanatisch, er scheut sich nicht Espartero Verrath, Bestechung, Fälschung, Meuchelmord und Gift als Waffen, deren er sich meisterhaft zu bedienen wisse, unterzuschieben. Die Krankheit, welche Cabrera in Hervers befiel, rührt nach Goeben von einer Vergiftung her, deren Schuld Espartero trägt. Goeben ist ein Mensch, dem die militairische Begeistrung das Höchste ist, dem eine Art Berserkerwuth innewohnt, und dem, wenn die Wonne des Kampfes und Sieges vorüber ist, „das Treiben der Menschheit mit der Niedrigkeit und der leidenschaftlichen Erbärmlichkeit als eine geistige Erschlaffung" erscheint. Von dem höheren Kampf der geistigen

rische afrikanische Wuth, sich [illegible]
breras blinde Mutter wurde bekanntlich in diesen
Rebellen erschossen, dies vergaß Cabrera nie. Als
er endlich den Vertrag auf Abschaffung dieser Grau-
samkeiten abschloß, fügte er eigenhändig die Wor-
hinzu: „Ich will keinen Pardon, und [illegible]
der Mörder meiner Mutter, erhält keinen Par-
den.“ —

Geebens Buch giebt eine umfassende Schilde-
rung des Krieges seit dem Jahre 1836, und man
kann daraus eine genügende Kenntniß der verschiede-
nen Persönlichkeiten der frühern [illegible] entnehmen.

Merino, Zumalacarreguí, Zariategui, Gomez
[illegible] und Maroto werden scharf und

cellona wiederhergestellt und marschirte mit einem Convoi verwundeter Christinos, welche in die Bäder geschickt wurden, nach Valencia, und von da ging er nach Frankreich „Als ich die Brücke überschritten, die Spanien und Frankreich verbindet, zitterte ich wie nie im Leben und jubelte und dankte Gott, daß er schützend aus diesem Spanien mich befreit hatte, aus den Klauen spanischer Volksaufklärer.“ Wunderbar, daß er der wilden Kraft der Carlisten sich so innig erfreut hatte, und daß er vor derselben Kraft, da sie in einer andern Form der Erscheinung bei derselben Nation ihm entgegentritt, zurückbebt. Bildet Spanien, wie er selbst sagt, und wie es der Fall ist, den Uebergang von

iedelung dieses Gelehrten nach Peking viele
nehme Männer diese Lehre zu der ihrigen ge=
cht, weil sie ihre schlechte Existenz dadurch ver=
gen zu können hofften. Die allgemeinste Ver=
itung fand aber die Lehre des Lao-Kiun, als
Kaiser, sonst ein geschworner Feind der Ge=
rten, von den vermeintlichen Zauberkünsten der
o-Lehre für seine Staaten Gebrauch machen
ß. Ihn scheint besonders gewonnen zu haben
berühmte Stelle aus den Schriften Lao-Kiuns:
Die Vernunft hat das Eine hervorgebracht, das
ine hat Zwei hervorgebracht, das Zwei hat Drei
rvorgebracht, und durch das Drei sind alle an=
rn Dinge entstanden." (Anmerk. der Jesuiten=

ten diese bösen Geister wie Thiere, indem ihnen
diese als Symbole dienen müssen. Sie beschrei=
ben dabei Papier mit allerhand Figuren, und be=
gleiten die Züge ihres Pinsels mit ungewöhnlichen
Geberden und einem grausamen Geschrei. Gott
läßt ihnen zuweilen ihre Künste gelingen, zuweilen
aber bringen sie auch mit allem ihrem Geräusch
und Schreiben nicht das Geringste zu Tage.
Nichts desto weniger wissen sie sich durch den Bei=
stand des Geistes in ihrem Ansehn zu erhalten.*)

Mit dem Sturze dieser Sekte brachen die
Hoffnungen des Nei le=mei=de in Nichts zusammen.
Da nun auch ganz andre Mitglieder, Feinde der
Tao=tse in die Ober=Examinations=Commission ka=

chen muß un
diten hervor
ben, welche
bemerklich
Er wollte
öffentlich
es kein t
chung vor
wie sie g
Er bekam
in China,
ein Ko=la
ein Ko=la
En

böse Geister vertrieben werden sollen ...
ten diese bösen Geister wie Thiere, indem ihnen
diese als Symbole dienen müssen. Sie beschrei-
ben dabei Papier mit allerhand Figuren, und be-
gleiten die Züge ihres Pinsels mit ungewöhnlichen
Geberden und einem grausamen Geschrei. Gel
läßt ihnen zuweilen ihre Künste gelingen, zuweilen
aber bringen sie auch mit allem ihrem Geräusch
und Schreiben nicht das Geringste zu Tage.
Nichts desto weniger wissen sie sich durch den Bei-
stand des Geistes in ihrem Ansehn zu erhalten.*)

Mit dem Sturze dieser Secte brachen die
Hoffnungen des Nei le-mei-de in Nichts zusammen.
... auch ganz andre Mitglieder, Feinde der ...

chen muß und auf diejenigen merken, die sich im Stu-
diren hervorthun, so benutzte er das Mitglied dessel-
ben, welchem Nei-le-mei-de durch seine Kenntnisse sich
bemerklich gemacht hatte, sich eine Gunst auszuwirken.
Er wollte ihm Gelegenheit verschaffen, sich auch
öffentlich als brauchbar zu erweisen, und dazu gab
es kein treffenderes Mittel, als die Bekanntma-
chung von allerlei Aufsätzen und Mittheilungen,
wie sie grade das Leben der Chinesen interessiren.
Er bekam die Erlaubniß dazu, eine seltene Gunst
in China, da er weder Mitglied des Han-lin, noch
ein Ko-tao oder Censor, noch ein Ping-pu oder gar
ein Ko-lao war, durch die Vermittung seines Gönners.

Entweder brachte dies unverhoffte Glück un-

daß ich seit geraum...
Kaisers gelebt hab...
kommen gut wissen,...
ereignet, versichern...
würde genöthigt se...
meine Seele den Le...
ziehen müssen, um ...
dere Provinzen zu ...
daher, in diesem ...
ernstlich nachzukomm...
zu wiehern, nicht z...
schädigen. Laufet s...
wenig, seid geduldig...
zum Mitleiden beweg...

ſem Nichts alles entſtanden, daß in dieſes Nichts
es verwandelt werde, und daß alle unſere Hoffnun-
n ſich in einem Nichts endigen**). Dieſer Nach-
is empörte alle Bonzen, und zwar deswegen am
eiſten, weil ſie ihn darin nicht widerlegen konn-
, daß ſie das gerade Gegentheil von dem lehr-
, was ihr Religionsſtifter als ſeine letzte Ueber-
igung ausgeſprochen hatte. Mit den fernern
eduktionen des Nei-le-mei-de, welche die Lehre
r Tao oder Vernunft betraf, ließen ſie ſich nun
r nicht ein. Sie blieben des Gelehrten ge-
worene Feinde.

Es bedurfte aber noch eines zweiten Anſtoßes,
n die Kataſtrophe jener durch Gönnerſchaft er-

auch produciren können?

Wenn nun damals die Philoſophie noch beſcheiden ſich mit der Antwort begnügen mußte, daß ſie nur den allgemeinen Begriff der Poeſie aufzuſtellen habe, und daß die Produktion ſelbſt ihr fern liege, ſo iſt das Verhältniß heut zu Tage ein andres. Die Philoſophie hat die Bande des Formalismus, welche ſie ſelbſt einengten, geſprengt, und iſt eins geworden mit dem allgemeinen Bewußtſein, ſo daß ihr ſonſt weſentlich abſtraktes Verhalten auch der Poeſie nicht mehr fremd gegenüberſteht, und ihre Anhänger vollkommen im Stande ſind, ſich eben ſo der Produktion, wie dem ideellen Begreifen zuzuwenden. Jener Spott der Poeten

werden,
wart hat
unendlich
Willtür
ſtehen g
geſchleu
Entwic
ſche,
liebt,
Nun
gewan
Nation
der jü
ſche g

auch produciren können?

Wenn nun damals die Philosophie noch be[illegible] zeigte, scheiden sich mit der Antwort begnügen mußte, daß sie nur den allgemeinen Begriff der Poesie aufzustellen habe, und daß die Production selbst ihr fern liege, so ist das Verhältniß jetzt ein andres. Die Philosophie hat die Kunde des Formalismus, welche sie selbst einengten, gesprengt und ist eins geworden mit dem allgemeinen Bewußtsein, so daß ihr sonst wesentlich [illegible] Verhalten auch der Poesie nicht mehr fremd gegenübersteht, und ihre Anhänger vollkommen im Stande sind, sich eben so der Production, wie dem ideellen [illegible] zuzuwenden. Jener Streit der Poeten [illegible]

wart hat daher diese Erfahrung für sich, sie kann unendlich klarer sehn. Aber auch bisher hat die Willkür des Talents geherrscht, und Jeder ist da stehen geblieben, wohin ihn die subjektive Neigung geschleudert, es ist keine rechte Nothwendigkeit der Entwicklung in der Poesie gewesen. Fremdländische, außernationale Stoffe waren vorzüglich beliebt, es galt die Poesie mit Gewalt zu erzeugen. Nun aber hat die Entwicklung sich nach innen gewandt, und erzeugt sich unmittelbar aus dem Nationalstoff. Das ist der erste große Fortschritt der jüngsten Zeit, den zweiten muß die philosophische Kritik erzeugen, indem es den Dichter zur Hinwendung an den Stoff des allgemein Mensch-

Wohl auf, [illegible]
Die Welt is[illegible]
Was soll de[illegible]
Mißmuthige [illegible]

Wohl hört [illegible]
Von Unmut[illegible]
Sie schmähn[illegible]
Auf diese sch[illegible]
Daß aus der[illegible]
Die alte Mä[illegible]
Und Keiner [illegible]
Was er als [illegible]

Und sind so [illegible]
Und ward b[illegible]
Was mehr, [illegible]

Leukotheens Götterhand verlieh!

Diesen Anschauungen gemäß sucht Prutz so-
l in dem einfachen Liede sich heimisch zu ma-
, als auch dem größeren Inhalt der National-
e sich zuzuwenden. Sein Rheinlied, das zu
ang dieses Jahres in vielen Tausenden von
mplaren verbreitet wurde, ist bekannt, ebenso
Gutenbergslied, das bei der Gutenbergsfeier
offnem Markte zu Leipzig gesungen wurde.
r beginnt die Wirksamkeit der Lyrik bereits in
Oeffentlichkeit überzugehn und ein unmittelba-
Theil des Nationallebens zu werden. Höheres
an sie nicht erstreben, und wir sehen es in jetzi-

aber in den Balladen und Romanzen. Hier zeigt
sich die Tiefe seines Kunststrebens und hier ist
ihm Vollendetes gelungen. Die „Liebesrache" ist
ein meisterhaftes Gedicht Ich habe darauf schon
bei Gelegenheit des letzen Musenalmanaches auf-
merksam gemacht. Die Erfindung der Situation
ist ebenso genial wie die Ausführung. Ein blo-
ßer Romantiker würde sich hier mit dem krassen
Effekt der Rache gegen das einst geliebte, nun
gehaßte Weib begnügt haben. Der tiefer schauende
Dichter, dem es um die höchste poetische Anschauung
zu thun ist, läßt aber die Liebe über den Haß sie-
gen, und wie schön ist die daraus entspringende

zuwenden.
sein poeti
dazu, und
wie tief
den Ste
Un
sich unl
hat. S
in diese
einen L
G
tüchtige
Nation

Den Höhepunkt seiner Poesie [illegible]
aber in den Balladen und Romanzen. [illegible]
sich die Tiefe seines Kunststrebens [illegible]
ihm Vollendetes gelungen. Die „[illegible]" [illegible]
ein meisterhaftes Gedicht. Ich habe darauf [illegible]
bei Gelegenheit des letzten Musenalmanachs [illegible]
merksam gemacht. Die Erfindung der [illegible]
ist ebenso genial wie die Ausführung. [illegible]
ser Romantiker würde sich hier mit dem [illegible]
Effekt der Rache gegen das einst geliebte [illegible]
gehaßte Weib begnügt haben. Der tiefer schauende [illegible]
Dichter, dem es um die höchste poetische Aufgabe [illegible]
zu thun ist, läßt aber die Liebe über den Haß [illegible]
[illegible] schön ist die daraus entspringende [illegible]

zuwenden. Seine philosophische Bildung, wie sein poetisches Talent befähigen ihn gleicherweise dazu, und dann wird es sich erst wahrhaft zeigen, wie tief die von ihm eingeschlagne Richtung in den Stoff der Poesie einzudringen vermag.

Unsre Leser werden sich erinnern, daß Prutz sich unlängst auch als Literarhistoriker ausgezeichnet hat. Sein „Göttinger Dichterbund" wurde früher in diesen Blättern besprochen. Jetzt rüstet er sich, einen Lehrstuhl in Jena zu erwerben.

Gewiß dürfen wir daher bei so entschiednem tüchtigem Streben noch Großes von ihm für unsre Nationalliteratur erwarten.

E. M.

Siebenmal im
Wie er gebe
Und das ach
Schwang er
Doch verfehlte
Weh, den Kö
Traf den dun
Traf ihn durc
Wüthend spra
Was er sprach
Warum hast
Warum wirfst
Jener rief:
Denn dir gal

Mit Gottfried Bouillon schlecht und recht
Wickher, ein deutscher Lanzenknecht.
Durch Palästinas Berg und Thal
Ward's Manchem heiß im Sonnenstrahl.
Die Rüstung, die der Recke trug,
Drückt ihn und seinen Gaul genug,
Da dacht er an den grünen Rhein
Und seinen kühlen goldnen Wein;
Und wie er dachte, wie er träumte,
Kam's, daß er hinter dem Zuge säumte.
Er sprach: die Hitze drückt zu sehr,
Zur Nachtzeit hol ich ein das Heer.
Und legte sich in die hohe Haide;

Und staunten an die zottige Haut,
Riefen ihm zu und jubelten laut,
Sagten: nun wäre die Gegend frei,
Er hab' erlegt den großen Leu.
Als er die Männer höret sagen,
Daß er der Thiere König erschlagen,
Von dessen Muth und wilder Stärke
Man ihm erzählt viel Wunderwerke,
Da wendet sich der Knecht fürbaß,
Der längst den harten Strauß vergaß,
Besieht die Haut sich für und fur:
Eine gelbe Katze schien es mir.
Längst hätt ich gern den Leu gesehn,

So gutwillig, so muthwillig,
So furchtlos ging er fort,
Er geigt ein Lied und tanzt darnach
Wohl unterm Galgen dort.

Was ist der Tod? ein Abschiedsgruß!
Auf manchem blut'gen Plan
Bot ich mein Antlitz ihm zum Kuß,
Hier komm er denn heran.

So gutwillig, so muthwillig,
So furchtlos ging er fort,
Er geigt ein Lied und tanzt darnach
Wohl unterm Galgen dort.

Löst ab die Fesseln dieser Hand
Und bringt mir her mein Schwerdt,
Da ist kein Mann im Schottenland,
Ich kämpfe seiner werth.

So gutwillig, so muthwillig,
So furchtlos ging er fort,
Er geigt ein Lied und tanzt darnach
Wohl unterm Galgen dort.

Ich lebt ein Leben wild und toll,
Sterb' durch Verrätherei,
Daß ungerächt ich sterben soll,
Bricht mir das Herz entzwei.

So gutwillig, so muthwillig,
So furchtlos ging er fort,
Er geigt ein Lied und tanzt darnach
Wohl unterm Galgen dort.

Fahr wohl, Blauhimmel, Sternenpracht,
Du Erde blüthdurchstickt,
Der Schurk versinkt in Schmach und Nacht,
Der vor dem Tod erschrickt.

So gutwillig, so muthwillig
So furchtlos ging er fort,
Er geigt ein Lied und tanzt d
Wohl unterm Galgen dort.

Wolfgang Mül

Sophieen.

Sprich — welch ein Becher der Unsterb
Goß seinen Strom auf Deiner Lippen S
Welch Zaubermeer hat mit den Schaume
Zu ew'ger Schönheit Deinen Leib gewei

Dir schenkt ein neues Jugendblüthenklei
Jedweder Lenz aus unerschöpften Quelle
Wie er mit Rosen einen silberhellen,
Und milchdurchzognen Marmor überstreut

O Reinheit, die aus nie versiegten Flüss
Der Seele Glanz durch alle Adern gießt
Und Zeit, die Allzerstörerin, bezwingt.

Mein Lied, das leise Deinen Traum du
Sei wie das Meer, das Paros Rund u
Den blüthenreichen Marmorfuß zu küsser

J. Mind

Feuilleton.

Herr Ludwig Rellstab hat letzthi
Recension über die Aufführung des D
und eines Concertes eine Beschreibun
Herbstreise angekündigt, in welcher
über italienische und deutsche (?)
kunst etwas zum Besten geben wird. Fa
Urtheile hierüber nur halb so geistre
sachverständig aus, als über den b
Moriani, den Tenoristen des Irrth
Gegensatz von Mantius als den Tenor
auf dem Pfade der Wahrheit wandel
wird diese Arbeit Epoche machen.

Eine Reihe von fünf Novellen, welche in den
erschiedensten Zeiten spielt und durch ein loses ziem-
ch willkührliches phantastisches Gewand zusammen-
ehalten werden, zu welchem der mysteriöse Graf
St. Germain, der ewig jungbleibende, Jahrhun-
erte lebende, das Zeug hergeben muß. Die Er-
ählungen selbst sind nicht ohne Talent, wenn
uch keine reiche Erfindung sich in ihnen kund
giebt. In der ersten zeigen sich mannigfache Ein-
elnstudien der Zeit Ludwig des Sechszehnten aber
die damalige Zeit ist nicht verstanden. Die Re-
flexionen, welche eingestreut sind, hätten füglich
wegbleiben können, denn sie sind weder glänzend

erste!

Verlange der Leser nicht, daß ich sentimen-
tal werde beim Abschiede von ihm; zwar schraube
ich mit jedem meiner Worte den Sargdeckel fester,
aber die Trauer ist doch nicht größer, als es die
Wohlanständigkeit eines Weltmenschen ertragen
kann; ich weiß mich zu fassen.

Es gab eine Zeit, da er noch lebte, an des-
sen Sarge wir jetzt stehen, da sagte der Todten-
gräber wie Raupach in König Enzio: „Ihr müß-
tet eine schöne Leiche geben, Herr." Jetzt mag er
sie bestatten, der Schmeichler!

Du wirst folgen, lieber Leser, troß dem, daß
es nach der Leiche keine Collation giebt, du wirst
folgen, und deine Handvoll Erde auch auf das
Grab werfen, fruchtbare Erde, die wir mit den
Gebeinen unsres Blattes düngen.

Ja, zerreibt sie nur zu Knochenmehl, unsre
Gebeine, ihr großen Landbesitzer, daß die Saat

Artikel
Der Braserc

Oper und C
Genovef
Feuilleton
Dr. Kuten
tischen
L. Buhl üb
Julius Mi
Feuilleto
Sand üb
K. F. Köp
Neueste Lyri
Feuilleto
tinger
Ueber die
Schule
Die Macht
Die deutsch
Feuilleto

den
ziem-
men-
Graf
thun-
Er-
wenn
kund
Ein-
aber
Ne-
glich
nzend

auf dem feindlichen Walle, sehr [illegible]
erste!

Verlange der Leser nicht, daß [illegible] tal werde beim Abschiede von ihm; [illegible] ich mit jedem meiner Worte den [illegible] aber die Trauer ist doch nicht größer, als [illegible] Wohlanständigkeit eines Weltmenschen [illegible] kann, ich weiß mich zu fassen.

Es gab eine Zeit, da er noch lebte, [illegible] sen Sarge wir jetzt stehen, da sagte der [illegible] gräber wie Raupach in König Enzio: „Ihr [illegible] tet eine schöne Leiche geben, Herr.“ Jetzt mag [illegible] sie bestatten, der Schmeichler!

Du wirst folgen, lieber Leser, trotz dem, daß es nach der Leiche keine Collation giebt, du wirst folgen, und deine Handvoll Erde auch auf das Grab werfen, fruchtbare Erde, die wir mit den Gebeinen unsres Blattes düngen.

Ja, zerreibt sie nur zu Knochenmehl, [illegible] [illegible] großen Landbesitzer, daß die [illegible]

[illegible] (Ordnung und Freiheit) . . 402
Dorow, Denkschriften und Briefe. Zweiter Artikel 405
Der Brasero; Novelle nach de Lavergne. 408 423 u. 438.
Oper und Concert. (Mad. Pasta. Golo und Genovefa v. L. Huth). 411
Feuilleton. (Die Spenersche Ztg.). . . . 413
Dr. Rutenberg, die Kartoffel in ihrer politischen Wichtigkeit. 418
L. Buhl über Frederika Bremer. 421
Julius Minding und K., Gedichte. . , . 428
Feuilleton. Dingelstedts Salon. George Sand über französische und deutsche Poesie. 429
K. F. Köppen, Scholastica. . . . . 434 u. 453
Neueste Lyrik, v. E. M. 442
Feuilleton. (Mohnikes Tod. Prutz, Göttinger Dichterbund). 445
Ueber die Hegelsche Philosophie und Hegelsche Schule 447
Die Macht des Blutes. (Anekdote). 458
Die deutsche und italienische Oper; von H. T. 460
Feuilleton. (Aus Hamburg Kriminalistische Zeitung.) 461

Feuilleton (Vater [illegible] Thule); Heine.
Schellings religionsge[illegible] richt v. E. M.
Dr. F. Schmidt, ü[illegible] ben berühmter M[illegible]
Glücklicher Irrthum.
L. Liber; Venedig ([illegible]
Ueber den Sänger M[illegible] den. . . . .
Theater (Dem. Clara [illegible] tecchi und Capule[illegible]
Feuilleton (Beckma[illegible] gung über Tegner[illegible]
Rötschers Kunst [illegible] Darstellung; [illegible]
Zwei Pariser Kunstsa[illegible] denz aus Paris.)
Der englische Wahlkand[illegible] not. . . . . . .
Jean Pauliana. . . .
Feuilleton (Thiers [illegible]
J. W. Wolf, Cardin[illegible] [illegible]

…o für die Kunde von Rußland. 635
…illeton (die Kriminalistische Zeitung über Französisches Strafrecht. Herzog v. Wellingtons Revenuen. Der Fleischhandel in Paris). 636
…Abreise der Fourieristen nach Brasilien. Von Leon Gozlan. . . . . . 639 u. 655
…aff). Sechstes Blatt aus dem Tagebuche eines Narren. 649
…ter. (Die beiden Aerzte von Baumann.) 652
…illeton. Thiers Reise in Deutschland. Schinkels Tod.). . . . . 653.
…Rache des Zufalls. Erzählung von Alexander Dumas. . . . . . . 660 673 u. 691
…l. Theater (Kleists Prinz v. Homburg) v. E. M. 667
…städter Theater. (Otello). 668
…illeton. Graffs Tod. In Sachen Lachmanns contra Voß'sche Buchhandlung). . 669
…Festordner, Ein Lebensbild von L. E. . 671
…liegende Esel von F. S. 681

Mangel an Anerkennung (Gedicht v. Z.). . . 745
Ludwig Liber, das Blockhaus am Ostseestrande und Religion der Liebe (Gedichte). 745
Berichte über Emilie Flygare-Carlen Kircheinweihung zu Hammarby Roman) und A. Cosmars Heirathsgesuch (Novelle). . . 747
Königstädter Theater. (Rossinis l'Italiana in Algeri) 748
Feuilleton. (Rosenfelders Bild. Laubes Drama Monaldeschi. Gutzkow 749
Fr. Oswald, Lombardische Streifzüge. 751 u. 767
Alph. Karr, das Duell. 763
Feuilleton. (Jean Pauls Statue und Todestag. Georg Herwegh). 765
Spanien. von E. M. . . . . 769 u. 783
Herr Lachmann als Herausgeber der Lessingschen Schriften von B. F. . 775
H. v. Mühler, Studiosus philosophiae, Bedenklichkeiten. (Gedichte). 779
An einen Zweiten und Dritten (Gedicht) von J. M. 780
Digitized by Google

Aussichten von F. G. 745
Mangel an Anerkennung (Gedicht v. 3.) . .
Ludwig Liber, das Blockhaus am Ostsee- 745
strande und Religion der Liebe (Gedichte).
Berichte über Emilie Flygare-Carlen Kirchein-
weihung zu Hammarby Roman) und X. 747
Cosmars Heirathsgesuch (Novelle). . .
Königstädter Theater. (Rossinis l'Italiana in 748
Algeri) . . . .
Feuilleton. (Rosenfelders Bild. Laubes 749
Drama Monaldeschi. Gutzkow . . . . 751 u. 767
Fr. Oswald, Lombardische Streifzüge. 763
Alph. Karr, das Duell. . . . .
Feuilleton. (Jean Pauls Statue und To- 765
destag. Georg Herwegh). . . . . . 769 u. 783
Spanien. von E. M. . . . . . .
Herr Lachmann als Herausgeber der 775
Lessingschen Schriften von B. F. .
H. v. Mühler, Studiosus philosophiae, Be- 779
denklichkeiten. (Gedichte). . . . . . .
An einen Zweiten und Dritten (Gedicht) 780
. . . . 780

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google